Dichter und Kaufmann.

Ein Lebensgemälde

von

Berthold Auerbach.

Erſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

E. M. Kuh.

„Lesen Sie doch einmal diese Büchelchen und sagen Sie mir Ihr Urtheil, ich kann den stachligen Poeten nirgends recht anfassen.“ So sagte vor mehreren Jahren eine Freundin zu mir, als wir vor dem Bücherschranke standen; sie gab mir zwei Büchelchen im kleinsten Sedezformat, ich schlug sie auf und fand: „Hinterlassene Gedichte von Ephraim Moses Kuh.“ (Zürich bei Orell Füßli, 1792.) So entstand das biographische Gemälde, das ich im August 1836 in der Zeitung für die elegante Welt aufstellte. Ich war gesonnen, dieses Gemälde, das eigentlich nur als Farbenskizze betrachtet werden konnte, zu einem Zeit- und Sittenbilde auszuführen; durch die Ausarbeitung meines Romans Spinoza drängte sich indeß ein anderes und gewaltigeres Bild auf die Staffelei, und gerne stellte ich jene Farbenskizze einstweilen bei Seite. Als ich sie nun wieder hervorsuchte fand ich den Ton

in mancher Weise verblichen, und nur noch wenig Motive für das neue Werk brauchbar. Nicht sowohl ein Seiten- und Gegenstück zum Spinoza, sondern eine ganz andere Region des jüdischen Lebens, mit seinen Schicksalen, Sitten und Charakteren konnte hier zur Darstellung gebracht werden. die polnisch-deutsche Orthodoxie von der einen, die staatliche und soziale Beschränkung von der andern Seite, die gewaltige allgemeine Bewegung von der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an, und inmitten diesem allem ein halb schwächlicher Charakter — doch, die Leser sollen hoffentlich selber erkennen, was ich hier wollte: das rein Menschliche und Poetische, das über allen Besonderheiten und Tendenzen schwebt, galt mir auch hier wiederum als das Höchste.

Ich habe ein ganzes Menschenleben intensiv und extensiv darzustellen versucht, darum konnte mir eine einzige spannende Fabel nicht genügen. Wohl weiß ich, daß manche Kritiker mir bemerken werden, ich hätte zu meinem Vorteile da oder dort den Roman beschließen und mit einigen abgerissenen Zeilen das spätere Leben des Helden andeuten sollen: ich gestehe aber, daß dieses Desertiren vor oder mit seinem Gegenstande mir immer höchst mißlich schien, besonders ist zu bedenken, daß das wahre Leben selten alle seine Conflicte auf einen kleinen Punkt, in eine enge Spanne Zeit zusammendrängt, und alles Weitere leer und kahl läßt: zu der vorliegenden panoramenartigen Darstellung bot mir die historische Grundlage meines Gegenstandes unmittelbar das geeignete Terrain. Was jene historische Grundlage betrifft, so muß ich noch bemerken, daß meiner Ansicht nach nur die großen

geſchichtlichen Perſönlichkeiten bei einer poetiſchen Auffaſſung eine gewiſſe Portraitähnlichkeit in Anſpruch nehmen können, obgleich auch hier in Staffage und ſonſtigem Zubehör der freiſchaffenden Phantaſie voller Spielraum gelaſſen werden muß; bei minder bedeutenden bloß epiſodariſchen Charakteren der Geſchichte mag nicht nur das letztere, ſondern auch eine gewiſſe freie Behandlung des Hauptcharakters geſtattet ſein, ohne dadurch die geſchichtliche Grundlage zu verlieren: ich habe mich daher nur an die Grundzüge im Leben und Dichten meines Helden gehalten, daß die Bedeutung ſeines Lebens oft nur in ſeiner Umgebung liegt, und daß dieſes Leben ſelber ſeine Werke weit überragt, iſt eine Erſcheinung, die ſich in der politiſchen wie in der Litterargeſchichte vielfach wiederfindet.

Freunde und Bekannte reden mir oft zu, ich ſollte die jüdiſche Region verlaſſen, und freie allgemeine Produktionen darſtellen; ich fürchte den Vorwurf der Beſchränkung und Beſchränktheit nicht, wenn ich dieſen Rath vorerſt zurückweiſe, ich hoffe ſowohl hier als ſonſt darzuthun, daß ich an den allgemeinen Fragen von Welt und Zeit den innigſten Antheil nehme.

Unter jenen Wohlmeinenden mit ihrem guten Rathe finden ſich vorerſt Juden manichfacher Art. Zuvörderſt diejenigen, welche erſchrecken, wenn ſie die innigſten Angelegenheiten der Juden veröffentlicht ſehen, und andere Empfindliche, die das Schweigen gerne als den Frieden anſehen. Eine Dame klagte mir einſt, ſie zittere jedesmal, wenn ſie das Wort „Jude“ vom Theater herab vernehme, ſei es nun zu Lob oder

Tadel, man sollte lieber gar nicht von ihnen reden. — Das aber gibt uns gerade die Gewißheit und Nothwendigkeit der baldigen Erlösung, daß die sogenannte jüdische Frage täglich da und dort neu aufgeregt wird; wir haben nichts mehr zu verhehlen, nichts mehr „unter uns“ zu behalten, die Schlechtigkeiten wie die Tugenden, die sich in eigenthümlicher oder allgemeiner Färbung bei den einzelnen Juden finden, können und müssen mit lebendigen Farben dargestellt werden, möge der Haß und das Mißwollen schadenfroh auf solche Erscheinungen hindeuten, nur aus der klaren Erkenntniß geht die Versöhnung hervor.

Andere hielten solche Darstellungen für höchst ersprießlich, wenn man damit gegen Aberglaube und Ceremonienknechtschaft kämpfte. Ist man in unsern Tagen auch von der überschwänglichen Phantasieschwelgerei der Romantiker zurückgekommen, wo man über die Aufklärung frottete, den Aberglauben als eine gesellschaftliche Macht für vernichtet hielt, und ihn für die Poesie retten wollte, hat sich dagegen in unsern Tagen wieder gezeigt, daß Aufklärung manichäischer Art noch vonnöthen ist, und ist die sogenannte tendenziöse und soziale Literatur daraus entstanden, so hielte sich ein Kampf gegen die Ceremonien ꝛc. dennoch nur auf gleicher Linie mit jenem politischen Liberalismus, der an der Polizei und ihren Dienern sein Mäschen kühlen wollte. Am sonderbarsten schien mir stets der Einwand, daß durch die politische Verklärung die Orthodoxie würde restaurirt werden können, ähnlich wie die von Romantikern versuchte Restauration des Katholizismus. Allerdings sehen wir schwache Gemüther sich

mit einer gewissen Sentimentalität nach dem Frieden in den Observanzen des alten Judenthums zurücksehnen, wir sehen sogar, wie sie sich durch Reflexion auf jenen Standpunkt zurückschrauben wollen, aber könnten sie auch denselben wieder herstellen, es bleibt ihnen unmöglich, denselben zu erhalten, denn vorerst sind jene Gebräuche in ihrer Ursprünglichkeit mit so viel Inconvenienzen und kleinlichen Lächerlichkeiten versetzt, daß man nicht wie beim Katholizismus durch den grandiosen Pomp betäubt werden kann; sodann ist das Festhalten eines religiösen Gebrauchs der in ihm liegenden Poesie und Gemüthlichkeit wegen, schon an sich etwas Unwahres. Jenes Poetische oder Gemüthliche war auf dem Standpunkte der Religiosität etwas Innewohnendes, Ursprüngliches und Unbewußtes, auf dem Standpunkte der Reflexion und Reconstruction bleibt die Ceremonie an sich doch stets nur äußerlich, und sinkt aller äußern Stützen ungeachtet in sich zusammen.

Fast eben so wenig als die meisten Juden, weil es ihre eigene Sache, haben auch viele Christen, weil und obgleich es eine ihnen fremde Sache ist, die richtige objective Betrachtungsweise für derlei jüdische Sitten- und Charaktergemälde. Einer meiner Freunde, ein aufgeklärter evangelischer Geistlicher, gestand mir offen, mein Spinoza hätte ihm gefallen, wenn — keine Juden darin vorkämen. Je mehr man hier nun von der willkührlichen Phantastik abweicht, wie sie in den sogenannten Judenromanen gäng und gäbe ist, je mehr man sich der Naturtreue nähert, um so weniger reizend werden auch viele dieser Gebilde erscheinen; aber die Schönheit

muß ſtets von der Wahrheit bedingt ſein. — — Ich werde mich an einem anderen Orte über die heutige Stellung der literariſchen, kirchlichen und politiſchen Parteien zu den ſogenannten Judenangelegenheiten ausſprechen, hier muß ich nur noch mit Beziehung auf das Obige bemerken, daß der dunkle Vordergrund dieſes Gemäldes in dem erſten Capitel mir unumgänglich ſchien, weil erſt aus ihm und über ihn ſich die lichten Geſtalten erheben können.

Frankfurt a. M., den 15. Auguſt 1839.

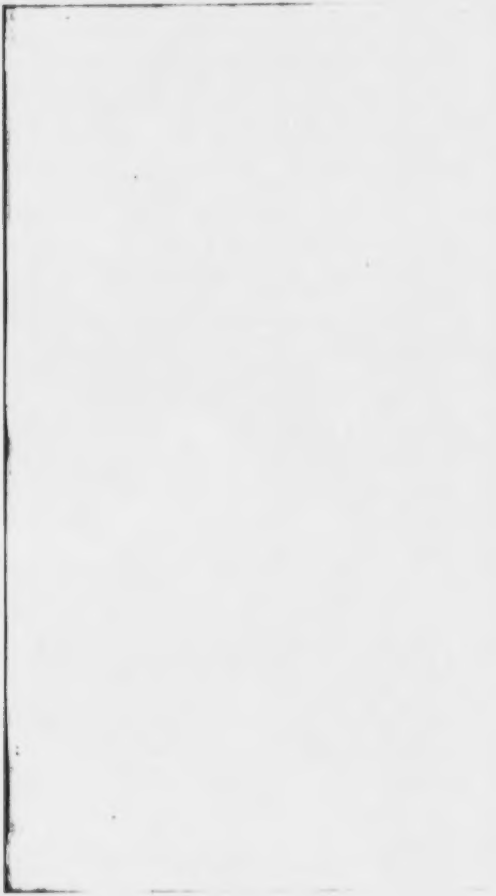
Berthold Auerbach.

Das Ghetto.

II.

Dichter und Kaufmann,

ein Lebensgemälde.



1. Die Gäste.

Seyd heut'nacht hie, seyd morgen dort! was Gaukelfuhre ist das!
Ich bin heim oder ich will heim, das tröstet baß.
Walther von der Vogelweide.

Lasset Lob und Preis uns singen
Bettelmann, dem Biedermann,
Und mit Witz zu Ehren bringen
Habenichtse lobesan.
's ist drum keine bittre Zwiebel,
Wenn man fremde Bissen kaut;
Glaubt ihr's nicht, seht in die Bibel,
Seht auf mich die lust'ge Haut.
Beranger.

„Untergeh'n soll er wie Korah!"
„Alle Plagen Pharao's sollen über ihn kommen."

Solche und noch viele andere Flüche hörte man aus einer Bettlergruppe, die sich am Freitag Nachmittage nach der „Schlafstatt" * bewegte. Die Bettler mit ihren Frauen und Kindern kamen so eben von dem jüdischen Heiligenpfleger zu Breslau, der die Aezungsbillete auf den nächsten Sabbath an sie vertheilt hatte.

* Herberge.

Durch die endlosen Judenvertreibungen und Verfolgungen waren unzählige jüdische Familien in die Nothwendigkeit versetzt, mitten im civilisirten Europa, gleich ihren Vorfahren in der arabischen Wüste, ein Nomadenleben zu führen: sie hatten weder Heimath noch bestimmten Wohnort, und zogen bettelnd von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, wo sie sesshafte Glaubensgenossen fanden. Viele konnten oft auf Generationen hinaus keinen Wohnort ihrer Vorfahren bestimmen: ihre Ehebündnisse wurden nur durch die Uebergabe eines Ringes und die bestätigende Anwesenheit zweier Zeugen, auf den Landstraßen geschlossen. Eine solche Ehe war nach den ursprünglichen Institutionen vollkommen rechtsgültig, denn die Ehe als ein rein weltlicher Act bedurfte keines Geistlichen und wurde selbst von den Geistlichen nicht in der Synagoge, sondern außerhalb derselben unter einem ausgespannten Baldachin geschlossen.

Selten war es, daß ein Nachkömmling jener Bettlerfamilien sich aus dem Zigeunerleben herausarbeitete, die Gewohnheit hielt sie darin fest, und ihre Verpflegung war in den Gemeinden vollkommen organisirt. Die herumziehenden wurden mit dem Ehrentitel: „Gäste" benannt; erst später erhielt die ursprüngliche Milde dieses Ausdrucks eine schimpfliche Nebenbedeutung. In jedem Orte mußten die sesshaften Familien je nach dem Vermögensstande eine größere oder kleinere Zahl „Gäste"

über den Sabbath abspeisen, und sie des Sonntag Morgens mit einem Viaticum versehen. Die Verpflegung an den Wochentagen war mehr oder minder der freien Mildthätigkeit überlassen.

Das mißlichste Amt bei jenen sabbathlichen Einquartirungen hatte der Heiligenpfleger, der die Billete hiezu austheilte; er konnte es Niemandem gerecht machen; die Bettler verfluchten und verwünschten ihn, denn Niemand anders als dem unglücklichen Almosenier galten die oben vernommenen Flüche.

Die Herberge zu Breslau befand sich auf der Carlsstraße, in der sogenannten Fechtschule, einem kasernenartigen Gebäude, in welchem vierzig bis fünfzig jüdische Familien wohnten, in einem der Hofräume befand sich auch die sogenannte Brodyer Synagoge, welcher gegenüber die Bettler in ein schmutziges Zimmer traten.

„Bei wem ißt du, Schnauzerle?“ fragte eine dicke Gestalt in röchelndem Tone.

„Bei wem ich eß'? bei wem ich hung're, mußt du fragen. Noch einmal sollt' er untergehen, schickt er mich zu dem Lämmle Bär, der sieht aus wie die theu're Zeit und seine Frau wie ein geräucherter Häring, so eine sechzehn Faust große hochbeinige alte Köchin.“

So erwiederte der Angeredete, ein Mensch mit verwegenem Gesichte, der sich von seinen Genossen auch noch dadurch auszeichnete, daß er lederbesetzte Reithosen

mit breiten rothen Streifen an den Seiten und einer Reihe messingener Knöpfe trug; die silbernen Ohrenringe, die unter den schwarzen wollig gekrausten Haaren hervorsahen, konnten als besondere Kennzeichen gelten.

„Weißt du was?“ fragte ein kleines Männchen mit einem Spitzbärtchen, Mendel Fellusscher genannt, „weißt du was, wenn du mir zwei gute Groschen aufgibst, tausch ich mit dir und geb' dir mein B'lett zu der reichen Wittfrau von dem Ahron Wolfssohn, die hat das fetteste Dürrfleisch in ganz Breslau, und alle Sabbath eine geräucherte Zung mit einer Sauce, die schmeckt wie lauter Malvesier.“

„Anderthalb gute Groschen geb' ich dir,“ erwiederte Schnauzerle, und seine Frau heulte und schimpfte und schlug ihre Kinder, weil sie einen so verschwenderischen Vater haben, daß sie ebenfalls mitschrieen.

„Anderthalb?“ lächelte Mendel, „meinetwegen, siehst du ich handl' nicht lang, aber zuerst bezahl.“

„Ich hab' keinen Blutpfennig, und wenn der Amalek, der Leibzolleinnehmer käm', und thät sagen: Victor, oder meinetwegen Schnauzerle, du darfst mir die Augen ausstechen mit einem rothen Heller — ich thäts doch gewiß gern — ich müßt' den Titus laufen lassen. Ihr alle seid Zeugen, daß ich ihm bis Sonntag Morgen anderthalb gute Groschen schuldig bin.“ Mendel schüttelte den Kopf verneinend, und Schnauzerle fuhr fort: „Du

darfſt mir mein rechtes Ohr mitſammt dem Ohrring herunterſchneiden, wenn ich dich nicht ehrlich bezahle.“ Mendel verneinte abermals, und Victor legte ſich auf die Bank, die hinter dem Tiſche ſtand, ſtreckte die Beine von ſich und pfiff den Deſſauer Marſch:

„'ne fette B'lett
und ein gut Bett
und ein' ſchöne Maid
iſt mein' Freud'.“

„Werd' ſtumm und ſprachlos, du Narrenſchwab,“ unterbrach Löbell Schackern den Reimer, denn er hatte bei jenen Verſen lachen müſſen und ſich dadurch ein Stück aus dem Kinn herausgeſchnitten, da er gerade damit beſchäftigt war, vor einem zerbrochenen Spiegel jedes einzelne ſeiner Barthaare mit einer Scheere abzuzwicken. Der unglückliche Poet, Iſraele Poſſenmacher aus Dörzbach in Franken, antwortete ſchnell:

„Hundegebell und Katzengetümmel
Kommen nicht in den Himmel.“

hierauf zog er wie ein Schütze die Augenlieder über die ſtets halb verſteckten grauen Aeuglein, nahm das Tabacksknöllchen, das er im Munde kaute, heraus, und warf es ſeinem Rezenſenten ins Geſicht, dieſer warf ſeine Scheere nach ihm, die aber unglücklicherweiſe ein kleines Mädchen traf, das, eine Violine im Schooſe haltend, in einer Ecke zuſammengekauert ſaß. Das

Kind ſchrie laut, das Blut floß ihm von der Stirne, und Schnauzerle ſprang wüthend auf, und vom Tiſche herab über die anderen weg zu ſeinem Töchterchen, brüllend vor Wuth hob er das leichenblaſſe Kind mit der einen Hand in die Höhe, mit der andern ballte er grimmig die Fauſt gegen die Umſtehenden, er drückte das blutriefende Antlitz ſeines Kindes an ſeine Lippen, er fühlte keinen Athem mehr, da ſchrie und brüllte und fluchte er abermals laut und ſchwor Alles niederzumetzeln.

„Mein beſtes Kind, mein beſtes Kind! warte Löbell, ich beiße dir mit meinen Zähnen die Gurgel entzwei, es war ſo ſanft wie ein Lamm, jeden Heller, das es durch Singen verdient hat, hat es mir gebracht;“ ſo ſchrie Schnauzerle und ſeine Stimme begann zu zittern. Unterdeß hatten Mehrere eine alte Bettlerin, die lange Vogel genannt, aufgeſucht, ſie kam, riß Schnauzerle das Kind aus dem Arm, blies leiſe flüſternd dreimal in die Stirnwunde, das Blut rann nicht weiter, ſie nahm ein Fläſchchen aus der Taſche, ſpritzte einige Tropfen auf den Mund und die Schläfe, das Kind öffnete die Augen. Schnauzerle jubelte laut und ſtieß Löbell mit den Füßen, man wußte nicht aus Freude oder Rache; dieſer nahm ſeine gelbe Halsbinde vom Halſe und gab ſie der Alten zum Verbande für das Kind, auch ſeine kleinen goldenen Ohrringe häkelte er ſich aus und heftete ſie dem ſchlafenden Kinde ein; und um Alles gut zu machen, gab er

Schnauzerle sein besseres Azungsbillet, und nahm das schlechte dafür. Plötzlich schien ein veränderter Ton, eine gewisse Weichheit der Stimmung unter den Anwesenden zu sein, von all den Flüchen und derben Späßen war nichts mehr vernehmbar, der Anblick eines vorübergezogenen Unglücks erregt auch in den verhärtetsten Gemüthern einen leisen Schauer; Alle vereinigten sich in dem Lobe der zehnjährigen Mathele (Mathilde), sie priesen ihre Klugheit, ihre sanfte Gefälligkeit und ihre Fertigkeit im Gesang und auf der Geige, und wie Schnauzerle durch sie so glücklich wäre. Das Kind erwachte, Alle liebkosten es, es stellte sich lächelnd vor den zerbrochenen Spiegel, und ergötzte sich an der gelben Binde und den goldenen Ohrringen; auf dem blassen Antlitze und dem zierlich kleinen Munde schien noch selten eine Freude aufgeblitzt zu haben, es band sich die Schleife an der Stirne zierlicher, und mit schwunghafter Grazie hüpfte es zur Thüre hinaus, um den andern Kindern seine schönen Sachen zu zeigen.

„Der Schnauzerle ist ein speculativer Kopf," sagte Elia Schnakel, „mit dem Kind kann er noch einmal ein reicher Mann werden, es sieht gar nicht so aus, als ob es dein Kind wäre, ich glaub' du hast's gestohlen."

„Bei deiner Geburt hat man auch geschossen, denn du hast das Pulver nicht erfunden," erwiederte Schnauzerle, „man hat nicht genug für sich, wird man auch noch zum Ueberfluß Kinder stehlen?"

„Andere Leut' sind auch speculativ," begann Mendel, „wenn ihr verschwiegen sein wollt, will ich euch meine neue Einrichtung erzählen." Er zog ein schmutziges Portefeuille aus der Tasche, und die Neugierigen bildeten eine Zuhörerkrone um ihn, indem sie, die Daumen zu beiden Seiten in die Armlöcher der Weste eingerammt, mit verzerrten Mienen den Sprecher ansahen. „Ihr wißt," fuhr der Gefeierte fort, „ich bin bekannt, wo zwei Wege zusammenlaufen, drum hab' ich jetzt mein Maklergeschäft in's Große angelegt. Seht her, auf dem ersten Blatt links stehen die Knecht' und rechts die Mägd', die heirathsfähig sind; lassen wir diese bei einander, ich will euch gleich die zweite Koppel vorführen: auf diesen Blättern stehen die Hausföhne und die Haustöchter, da ist nur Ein Sternchen dabei, die sind vom Mittelstand, so bis zu 2 — 3000 Thlr.; es sind zuckersüße Kinder darunter, die Wahl thät' mir weh, wenn ich eine davon zu wählen hätt'. Am übelsten ist eigentlich die Mittelsorte dran, die hier neben notirt ist; sie gehören nicht recht 'rauf und nicht recht 'runter, sie sind zu groß an den Karren und zu klein in den Wagen, das ist ein sauer Stück Arbeit, bis man so eine ordentlich eingeschirrt hat. — Aber jetzt, liebe Kinder, aufgepaßt! da kommen meine Goldfisch', meine Perlsteine, meine Zuckerstengel, meine Herzblättchen — auf zweihundert Meil' Wegs in der Runde ist kein Jung' und kein Mädchen, die ich

nicht im Sack hab'; Brüder! das geht hoch hinauf, bis in den siebenten Himmel, bis zu 12,000 Thlr.! höher hinauf kam noch keiner. Da ist die Tochter von dem Maier de Castro in Hamburg, sie ist erst fünfzehn Jahr' alt, ist aber doch ein achtzehncaratig Goldkind, die sieht so frisch und gesund aus, daß man gerad drein beißen möcht', und ein Paar Augen hat sie im Kopf, kohlschwarz und mit einem Feuer! der große Diamant vom König von Portugal (ich wollt' ich hätt' ihn) hat gewiß kein klareres Feuer, ein Mund und ein Kinn, und überhaupt die ganze Person, man kann nichts Schöneres malen, und Brüder! 12,000 Thlr., lieber Herre Gott, wenn ich 12,000 Thlr. hätt', thät ich fragen, ob Breslau zu verkaufen ist, ich wäre der größte Handelsmann von der Welt, mir wär's wohler als dem König von Preußen. Ich muß sagen, ich bedaure das junge Blut, ihr Vater hat mit aller Gewalt einen Gelehrten zum Eidam gemacht, ich hab' von Fürth aus so ein vertrocknetes Rabbinerlein hingeschickt, ich verdien' ein schön Stück Geld dabei, und während wir hier reden, ist die Parthie vielleicht schon abgemacht. — Die doppelt Angestrichene hier, das ist die Tochter von dem Raphael Löbell aus Trier, sie heißt Täubchen, es ist eine von denen, die viel Curmacher und keinen Abnehmer finden, sie ist von den halb und halb Neumodischen, sie parlirt hochdeutsch wie eine Gräfin, und ist auch sonst eine ansehnliche Person,

hat aber ein bischen Kikriki im Kopf; na, eh' zweimal vierundzwanzig Stund' vergehn, ist sie versorgt. —

„Brüder, jetzt paßt auf, hier auf diesen drei Blättern ist solche Waar notirt, die ein Fleckchen hat, und was man sonst überhaupt Bavel nennt; dabei ist am meisten zu verdienen, gerade weil so etwas nicht Jedermanns Kauf ist. Da ist die Tochter von dem Maier Katz aus Köln, sie hat ein Hufeisen verloren, weil sie unter der Kavallerie gedient hat, ich hab's ihrem Vater in die Hand hinein versprochen, daß ich ihr einen tüchtigen Handelsjungen herschaffe, und wenn er nichts als das Hemd auf dem Leib hat, kriegt er sie, und tausend Thaler baar Geld, und Theil am Geschäft, und erbt noch einmal ein schön Stück Geld, was will man mehr? Da ist die Tochter von dem frommen R. Ahron Ettlingen aus Straßburg. Die Rabbinertöchter sind alle keinen Groschen werth, vor lauter Frömmigkeit haben ihre Eltern nicht Zeit auf sie acht zu geben, sie ist verrufen wie sauer Bier, ich hab' ihr aber schon einen Mann, sie kriegt einen Ochsenhändler aus Speyer. — Seht, da stehen die Buckligen, die man nur von vorn ansehen darf, neben ihnen die, welche ein Ueberbein am Hals oder sonst zuviel Zugabe haben; hier solche, die Einen immer nur von der Seite ansehen; hier die, denen man wie einem geschenkten Gaul nicht ins Maul gucken darf; aber zuletzt hier steht noch eine Capitalperson, diese kann ein

Kunststück, was ihr auf tausend Meil' Wegs Niemand nachahmt."

„Was denn?" fragten alle Umstehenden heftig.

„Was denn?" erwiederte Mendel schmunzelnd, indem er eine Weile still sein spitzes Kinn mit der linken Hand festhielt, „diese — kann ihren Ellbogen küssen, so schön sind ihr die Arme in den Leib hineingedreht. — Jedem Verheiratheten muß ich in meinem Register hier ein Kreuz auf. Ich bin schon mehr verflucht worden als Tag' im Jahr sind, aber was thuts? ich sag' immer: die Ehen werden im Himmel geschlossen, und es steht ja auch geschrieben: zur selben Stunde als Jemand geboren wird, wird im Himmel ausgerufen: der und der bekommt die und die — was kann ich dafür? — A propos! weiß mir keiner von euch eine reiche Wittfrau, oder so eine halbe alte Jungfer, aber sie muß mit allen Hunden gehetzt sein, und muß Haar auf den Zähnen haben: der Veitel Ephraim in Berlin ist jetzt Wittwer, dem möcht' ich doch wieder einen Hausteufel auf den Hals laden."

„Mon cher cousin!" rief Schnauzerle, „bis heut über vierzehn Tagen bin ich bei meinem lieben Vetter, ich will dem Goldvogel schon ein paar Federn ausrupfen, daß er das Mausern erspart."

„Da kommst du vor die rechte Schüssel," entgegnete Elia Schnakel, „an dem Veitel sieht man wie's

geht, wenn der Bauer auf den Gaul kommt, der weiß den Kamm nicht hoch genug zu tragen, aber gegen wen? gegen uns; gegen die Herrschaften, da duckt er sich fein. Sie kennen doch Alle seine Hühner und seine Gänse, sein Vater war kein Bischen weniger und kein Bischen mehr als unser eines, er hat auch genommen, wo ihm Einer was gegeben, und wo man ihm auch nichts gegeben hat."

„Da hat doch seine verstorbene Schwester, die Frau von dem reichen Moses Daniel Kuh hier neben, gar keine Ader von dem Schuft gehabt, das war das beste B'lett in ganz Breslau, die war eine Biederfrau, wie's in der Thorah* steht; wer hungrig ihr Haus betreten hat, ist satt herausgegangen."

„Ich wollt', es stürb' alle Tag' so eine Frau, röchelte David Schmalznudel, „ich war gerad hier, als sie begraben wurde, da ist viel Geld auf dem Gut-Ort** an die Armen ausgetheilt worden, auf Jeden ist, glaub' ich ein Thaler und noch ein Paar gute Groschen gekommen; dreißig goldene Dukaten hat sie bei ihren Sterbekleidern liegen gehabt mit dem Beifügen, daß man sie bei ihrem Begräbniß an die Armen vertheilen soll."

* Heilige Schrift.
** Friedhof.

„Zwölf Jahre ſind es heuer
Seit der Beſchneidungsfeier
Von ihrem letzten Jungen,
Dem hab' ich's an der Wieg' geſungen,
Daß er ſich nicht darf beklagen
Geht's ihm ſchlimm in alten Tagen. —
Ich ſag' euch, liebe Brüder,
An König Arthuls Hof'
Sang man nicht ſchön're Lieder,
Man beſſern Wein nicht ſoff.
Der Beitel doch, der Böſewicht,
Der machte ſtets ein ſau'r Geſicht,
Doch glaubet mir, ich haſſ' ihn nicht,
Nein, was ich für mich ſelber möcht',
An ihm, wenn's anging', wär mir's recht —"

„Was wünſchest du dir denn?" unterbrachen Alle den reimſeligen Improviſator.

„Ich wünſch' mir ein voll Pulverfaß
An ihm, wenn's anging, wärs ein Spaß."

„Viel zu viel Aufwand," bemerkte Schnauzerle gähnend, „aber Brüder, der Mendel hat mich auch ſpeculativ gemacht, ihr ſollt ſchon hören, was ich noch anfange."

Ein viermaliger Schlag mit einem hölzernen Hammer an die Hausthüre gab das Zeichen, daß es Zeit ſei, in die Synagoge zu gehen. Die Bettler ſtanden auf, unter der Hausthüre rannte ein Pole ihnen entgegen, der heftigen Schrittes hereinkam. Schnauzerle kehrte wieder um und fragte den Fremden, ihn beim Rock faſſend: „Rabbi, könnt ihr mir nicht das ſechſte Buch Moſis

verschaffen? Ein Schatzgräber hat mir zwanzig Thaler dafür versprochen, ihr sollt es nicht umsonst thun, wenn ihr mir das sechste Buch Mosis gebt."

„Habt ihr nicht an fünfen genug?" erwiederte der Pole unwillig, und entfernte sich gleich darauf, als ihm die Herbergsmutter ein Nachtlager zugesagt hatte.

„Siehst du, Sarchen," sagte die Herbergsmutter zu ihrer achtzehnjährigen Tochter, die das Zimmer gescheuert hatte und nun mit verweinten Augen am Fenster stand und hinausstarrte in das Schneegestöber, „siehst du, das Sprichwort sagt:

Durch Gäst' und Gesinder
Gibt man aus die Kinder.

Hier hast du nun gehört, was wahr ist."

„Sarchen kehrte sich um, und trocknete mit ihrer Schürze eine Thräne aus dem Auge. Mathele, das verwundete Kind, kam herein und spielte auf der Geige, die Herbergsmutter nahm dem Kinde die Geige weg, und schlug es. „Weißt du denn nicht, daß jetzt Sabbath ist, und man am Sabbath keine Musik machen darf?" so sagte sie, die beiden Mädchen gingen schweigend zur Thüre hinaus, die alte Mutter breitete weiße Linnen auf den Tisch, und zündete unter einem Gebete ihre sieben Sabbatlichter an, indem sie dabei ihre beiden Hände wie zum Segenspruche gegen die Lichter ausbreitete.

Ruhe und freundliche Sauberkeit herrschte nun in der sabbathlichen Stube.

Schnauzerle und seine Gefährten standen indeß in der Synagoge nicht weit von dem Eingange, sie plauderten miteinander fast unaufhörlich während des Gebetes, und bekrittelten die Mitglieder der heiligen Gemeinde zu Breslau, die mit tiefen Bücklingen und leisem Gemurmel sich in ihre Stühle begaben. „Siehst du," sagte Schnauzerle zu Mendel Felluhzer, „da schlenkert der lange Meier Lämmle hin, der thut wohl daran, daß er seine Diebeshände in einen Muff von Fuchspelz versteckt. Ei, der Moses Gans bückt sich recht; drückt dich dein Galgen so, der dir auf den Buckel gebrannt ist? **Sacre nom de Dieu**! da kömmt der Levi Wolf, der tritt auf, wie wenn er tombackene Füße hätt', und nicht nur vier tombackene Uhren in den Taschen, die er alle als goldene verkauft; seht, aus jeder Tasch' hängt ein Cachet heraus; ich glaub', wenn einmal unser Herrgott nicht mehr weiß, welche Zeit es ist, der Levi Wolf verkauft ihm eine Uhr, und beschwatzt ihn, daß er Tomback für achtzehncaratig Gold hält. Das beste Handwerk hat aber doch ein Rabbiner; faullenzen und beten, das ist doch das leichteste Geschäft; es ist wahr, Rabbiner Tobias ist ein braver Mann, das dank' ihm aber der Henker, das ist keine Kunst, das ganze Jahr hinter dem Tisch sitzen, genug zu essen und zu trinken und eine schöne Frau,

Herz was begehrst du? wenn ich's so hätt', wollt' ich fromm sein, wie der Prophet Elias selber."

„Halt doch dein Schandmaul, du weißt doch Jedem was anzuhängen, rief Maier Schmalznudel, und Schnauzerle schwieg eine Weile, denn viele andere, sowie der Pole, zischten Ruhe. — Der Pole stand bei Seite in einem Winkel, fern von den übrigen Bettlern. Die brennenden Messing-Lampen, die an langen Stricken von dem Gewölbe der Synagoge herabhingen, beleuchteten die Gestalt des seltsamen Fremden nur spärlich. Seine Haltung war während des ganzen Gebetes gebückt, wobei er seinen Oberkörper in stetiger gemessener Schwingung erhielt. Als das Schema* angestimmt wurde, richtete er sich auf den Fußzehen hoch empor, schloß die Hände krampfhaft über dem Haupte in einander, kniff seine Lippen zusammen, drückte die Augenlieder fest zu, und suchte in einem lang gehaltenen Athemzuge eine gewaltsame Ekstase festzuhalten. Es war als ob bei diesem herausfordernden Bekenntniß zu dem einigen Gotte, ein ganzes Herr von Gedanken, Zweifeln,, Klagen und Hoffnungen sich in buntem Gedränge auf seinem Antlitze bekämpften. Er fuhr sich mit der linken Hand langsam von der Stirne bis zum Kinn, und ruhig abgeklärte fast geglättete Mienen kamen wieder

* 5. B. M. 6, 4–10 und 11, 13–21.

zum Vorschein; nachläßig spielte er mit seinem reichen schwarzen Barte, der von den Schläfen an in zierlich gekräuselten Locken herabwallend die männliche frische Gesichtsbildung einrahmte. Der kleine Mund war ganz umwachsen von pechschwarzen Haaren, die auch das Kinn bedeckten; eine feingeschnittene Habichtsnase, etwas weit hervorspringend, verlieh dem Gesichte jenen eigenthümlichen, orientalisch fremdartigen Ausdruck; das glutvolle dunkle Auge, von den langen Wimpern beschattet, und die feingeschweiften reichen Brauen, finster hereingezogen, verriethen eine heftige aber eingedämmte und stillgrollende Leidenschaft; das breite Barrett saß mehr im Nacken des Kopfes, und bot die hohe lilienweiße Stirne, reich mit den Narben des Gedankens versehen, dem Blicke dar; nicht im offenen Kampf, im Angesichte von Nationen schienen diese Ehrenmale errungen, die Dornenkrone eines vereinsamten geächteten Strebens hatte mit ihren scharfen Spitzen diese Wunden geätzt.

Mit Behaglichkeit hatte der Vorsänger seine Gesänge, die ein wunderliches Gemisch von heiligen Melodien und Gassenhauern waren, herabgeleiert, er kümmerte sich wenig um die Versammelten, die in steter Bewegung vor ihren Pulten hin- und hertrippelten; und vor Kälte in die Hände prusteten. Während er sich jetzt vor seinem Katheder hin- und herschaukelte, und mit häuslicher Ungezwungenheit sein abgeschlapptes Filz-

barret zusammenlegte, sang er den letzten Schlußgesang. Die Gemeinde war indeß schon in voller Bewegung, hielt jedoch noch am Ausgange der Synagoge inne, um den Schluß des Gebetes mit einem allgemeinen Amen zu besiegeln; besonders mußten die Kinder laut Amen sagen, denn der Talmud lehrt: auf dem Amen der unmündigen Kinder ruht die Welt. — Jetzt bewegte sich ein großer dicker Mann, einen Knaben an der Hand führend, von seinem Platze, der unmittelbar neben dem des Vorsängers war, der Thür zu. Alles grüßte ihn zuvorkommend mit einem „Gut Schabbes," und er gab diesen Gruß gleichfalls mit freundlichem Wohlwollen zurück; an der Thüre war ein großes Gedränge, Alles wich ehrerbietig vor dem Großen zur Seite, auch der Pole grüßte demüthig.

„Seid ihr schon eingeladen?" redete ihn der Große an.

„Ich bin erst mit dem Sabbath hier angekommen, hatte also noch nicht Zeit" — antwortete der Pole in schlechtem mit ebräischen Phrasen verunziertem Deutsch.

„Gut, so kommt mit mir;" erwiederte hierauf jener.

„Es bleibt dabei, ich werd' ein Pole," rief Schnauzerle, als sich das Gedränge verlaufen hatte, „kommt der Bocksbart noch an die beste Krippe! Kennt ihr ihn denn nicht? das ist der reiche Moses Daniel Kuh, der ihn am Halfter gefangen hat. Ich hab' einmal gehört, unser Herrgott hat bei der Schöpfung den Leviathan

eingepöckelt, als Delikatesse für die Frommen in jener Welt; ich glaub', wenn wir einst hinüber kommen, kriegen die Polen das Fleisch, und wir die Gräten zu fressen."

„Ich wäre so gern bei dem Moses Daniel gewesen," sagte Mendel Felluhzer; „ich hätt's so am besten anbringen können, daß ich eine herrliche Partie für seinen ältesten Sohn hab'!"

Der krumm' Meierle, der als Küster der letzte war, und die Synagoge zuschloß, schürte den Neid der Bettler immer mehr, und ergötzte sich im Innern an ihren Flüchen und Verwünschungen, die sie über „Gottes Leibgarde," die Polen, ausstießen.

2. Der Sabbath.

Das Werk meiner Hände ist wenig erfreut:
Sechs Tage hab' ich im Schweiße des Angesichts
Mein Haus gerichtet, mir und den Meinen;
Jetzt komm, du heilige Ruhe,
Komm, du süßer Sabbath!

Steinheim.

Der Pole war indeß unter verschiedenen allgemeinen herkömmlichen Fragen über seine Reise und über sein Lebensschicksal mit seinem Kostherrn in dessen Hause angelangt. Das schöngebaute Haus des Moses Daniel stand dicht neben der sogenannten Fechtschule; die Stube war sabbathlich geschmückt; der Geruch, der in der Ofenröhre prozenden Speisen, welcher das ganze Zimmer durchduftete, hätte des Polen Gelüst wo möglich noch verdoppeln können.

„Zwei Dämone begleiten am Freitag Abend den Menschen aus der Synagoge nach Hause. Finden sie den Tisch gedeckt, die Lichter brennend, und Alles wohl geschmückt, dann spricht der gute Dämon: „„Gott gebe, daß es am nächsten Sabbath hier wiederum also sei,““

und der böse Dämon muß wider seinen Willen Amen darauf sagen. Ist es aber anders, so muß der gute Dämon dem bösen auf seinen Wunsch gleichfalls Amen sagen." So lehrt der Thalmud.

Sich behaglich die Hände reibend, wandelte Moses Daniel nebst seinen vier Söhnen um den Tisch herum, und sang in lustig weinerlicher Melodie das ebräische Empfangsgebet:

„Willkomm', ihr Geister
Von eurem Meister,
Vom König aller Könige
Vom großen Gott gesandt." ꝛc.

Der Pole setzte sich auf die hölzerne Bank, welche vor dem heißen Ofen stand, und summte das Gebet ebenfalls leise vor sich hin; hierbei hatte er nun Muße seine Umgebung genau zu betrachten. Gerade über der Mitte des Tisches hing eine messingne Lampe, die mit vielen Schnörkeln versehen war, und sieben Lichter brannten an den kreisförmig sich hervorhebenden Schnäbeln derselben; zum Ueberflusse standen noch zwei silberne Leuchter mit brennenden Wachskerzen auf dem Tische; blank erglänzten die zinnernen Teller auf den mit rothen Blumen durchwirkten Linnen, und vor jedem Teller stand ein tiefbauchiger silberner Becher. Der Pole bemerkte, daß man von keiner Seite seiner Erwähnung that, oder Anstalt traf einen Platz für ihn zu bereiten. Schon

grämte er sich im Stillen über eine Zurücksetzung, die er erfahren sollte, daß er vielleicht an einem andern Tische, oder, nach der einreißenden neuen Mode, in der Küche essen müsse. Er wußte nicht, daß es hier im Hause altherkömmliche Sitte war, jeden Sabbath zwei Gedecke für etwa noch eintreffende Freunde oder Arme offen zu halten. Wie freudig war daher sein Erstaunen, als er nach dem Händewaschen mit stummen Geberden (denn Niemand durfte von nun an vor dem Genuß des Brodes ein profanes Wort sprechen) seinen Platz unmittelbar neben dem des Hausherrn angewiesen erhielt. Jetzt wurden die Becher alle gefüllt, jeder erfaßte den vor ihm stehenden, setzte ihn in die hohle Hand, die Finger krallenförmig rings um denselben anheftend, um damit ein mystisches Zeichen zu bilden. Alles erhob sich nun feierlich, der Hausherr sprach laut den Einweihungssegen, und alle Anwesenden sprachen denselben leise nach, dann setzte man sich wieder, und trank nach abermaligem Segensspruche einige Tropfen aus dem Becher. Hierauf that der Hausherr die vor ihm liegende Serviette weg, hob zwei länglich geflochtene und mit Mohnkörnern bestreute Brode in die Höhe, das schönere wählend, schnitt er ein Stück davon ab, sprach nochmals einen Segen, und brach sich selber und für jeden der Anwesenden einen Bissen. Nun erst durfte man wieder sprechen, und sich mit Behaglichkeit niedersetzen. Die am Tische

sitzende Magd stand auf, um die Suppe aus der Ofenröhre zu nehmen, sie auf der hölzernen Bank in eine Schüssel zu schütten und sie dampfend auf den Tisch zu stellen, so daß die Lichterchen an der Lampe nur schwach durch die aufsteigende Wolke hindurchschimmerten. Auch der Hausherr war aufgestanden, um den schweren dreieckigen Hut abzulegen, und nur noch die weiße Zipfelkappe, die unter demselben halb versteckt gewesen war, auf dem Haupte zu behalten; der langschößige, röthliche Frackrock wurde mit einem weißen Piquetwamms vertauscht, die großen Schnallenschuhe mußten grünen Pantoffeln weichen. Jetzt saß man endlich behaglich bei Tisch. Nudelsuppe, saure Fische in Knoblauchsauce, Fleisch, Würste und süß zubereitete Zwiebeln wurden unter traulichen Gesprächen verzehrt. Die „Schabbesmagd," eine alte runzlige Christenfrau, hatte zusammengekauert hinter dem Ofen gesessen, und sich an den ihr zugetragenen Speisen gelabt; nur bisweilen kroch sie hinter dem Ofen hervor, und kam an den Tisch, um ungeheißen die Lichter zu putzen. Die schmutzige magere Gestalt der alten Crescentia stach seltsam ab, gegen das behäbige und freundlich erleuchtete Aussehen der ganzen Umgebung. Die Anwesenden schienen aber dessen gar nicht zu gedenken, denn nachdem abgespeis't war, wurde Waschwasser herumgereicht, worauf die ganze Familie mehrere Festlieder nach einer alten Melod-

absang; der Hausherr sprach sodann das lange Tischgebet mit erhabener Stimme, dabei hielt er den Becher in der hohlen Hand empor, trank sodann abermals von dem Weine, sprach noch leise ein Schlußgebet und endlich wurde vom Tische aufgestanden.

„Man soll's keinem Nichtjuden verrathen, welche Seligkeit so eine Freitag-Nacht ist. Wenn der Christ auch Alles hat," sagte der Gastfreund zu dem Polen, „wenn ihm auch gar nichts fehlt, was das Leben diesseits nur angenehm machen kann, eins fehlt ihm, und da tausch ich nicht mit ihm um alle seine Vergnügen, und das eine ist: so ein Sabbath und ein Freitag-Abend. Wenn man sich die ganze Woche abgerackert hat, daß man nicht weiß, wo einem der Kopf steht, da kömmt der Freitag-Abend, sind alle Sorgen und Plagen weg, man ist ein ganz frischer Mensch, und nicht nur mir ist es so, der Arme unter den Armen, der kaum Salz auf ein Ei hat, der die ganze Woch' draußen herum in Wind und Wetter sich fast bucklig schleppt, sich von jedem Bauer muß stoßen und schlagen lassen, damit er nur ein paar Heller verdient; der die ganze Woch' kein bischen Warmes hat, nichts als trocken Brod und ein Gläschen Schnaps, im höchsten Fall gekochte Kartoffeln, oder wenn's hoch geht, eine Tasse Caffee; wie könnte der's aushalten, ohne Sabbath? Da kömmt der Freitag-Abend und er sitzt daheim in

seiner Stub', thut sich gütlich, und erholt sich wieder bis Sonntag Morgen, dann nimmt er seinen Stecken in die Hand und seinen Sack auf den Buckel, er küßt das heilige Gesetz, das an die Thürpfosten geschrieben ist,* die Frau steht unter der Thüre und betet leise das „Gott segne dich, und behüte dich," er aber wandert von dannen, zieht sein Gebetbüchlein aus der Tasche, summt die frommen Wanderlieder vor sich hin, und so tritt er seine beschwerliche Exilsreise wiederum an."

Der Pole calculirte richtig: „wer so mit reflectirtem Selbstbewußtsein die Nothwendigkeit der Dinge und ihre Verhältnisse überschaut, der muß einen Standpunkt außerhalb oder über denselben kennen, oder vielleicht selber inne haben, ihm muß schon ein Blick in's erweiterte Leben eröffnet worden sein." Mit behutsamen ebräischen Wendungen entgegnete er, wie es stets eine erfreuliche Erfahrung sei, daß der einzelne Mensch und ganze Klassen in die gegebenen Verhältnisse hinein wachsen, Anfangs drücke oft der Schuh, dann aber legen sich die Zehen krumm und verkrüppeln, und nach und nach lerne man auch auf diese Weise gut laufen und sogar tanzen.

* Die Juden haben an allen Thüren in kleinen Kapseln auf Pergament geschriebene Stellen der heiligen Schrift angeheftet.

Der ſchlaue Rabbi hatte doch falſch calculirt, denn Moſes Daniel ſchüttelte mißmuthig den Kopf, ob, weil er ſeine Worte nicht verſtanden, oder ſie mißbillige, war unklar.

„Eine zweite Seele zieht am Sabbath in den Körper ein, das iſt ein herrlicher Kernſpruch unſerer Weiſen,“ * begann der Gaſtfreund wieder.

Der Pole fiel mit feierlichem Pathos beſahend ein, zitirte ſchnell die verſchiedenſten Belegſtellen des Thalmuds nach ihrer Seitenzahl, beſonders aber jenen merkwürdigen Spruch aus dem Thalmud, Tractat Sabbath Fol. 73: „Wenn Iſrael nur einen Sabbath mit allen ſeinen Obſervanzen heiligte, müßte der Meſſias kommen.“ Bald aber merkte er, daß er keinen gelehrten Thalmudiſten, ſondern nur einen Dilettanten vor ſich habe, er begann daher ſchnell einige wunderbare Beiſpiele von der unergründlichen Zaubermacht des Sabbaths zu erzählen:

„In Spanien hatten die Mönche vor Zeiten ein Gericht, das man die Inquiſition nannte; alle Juden wurden entweder von demſelben zur Taufe gezwungen, oder ſie mußten Jahre lang in Kerkern ſchmachten, und wurden dann verbrannt. Einſt wurde ein frommer Rabbi in ein unterirdiſches Loch eingekerkert; kein Lichtſtrahl drang zu

* Kirchenväter.

ihm, er wußte nicht, wann es Tag und wann es Nacht war. Nichts betrübte ihn so sehr, als der Gedanke, daß er nun verhindert wäre, den Sabbath durch Gesang und Gebet zu feiern, wie er es von Jugend auf gewohnt war; neben diesem machte ihm die fast unbezwingbare Sehnsucht nach seinen Cigarreten gar viel Herzeleid. Rauch ein- und auszuathmen war ihm fast so nothwendig wie anderen Menschen die Luft; er quälte und schalt sich, daß er diese Lust nicht besiegen könne, da auf einmal merkte er, daß sie plötzlich verschwand, eine innere Stimme sagte ihm: Jetzt ist Freitag-Abend! wie sonst immer ist mit dieser Stunde dein Verlangen nach dem jetzt Unerlaubten verschwunden. Freudig erhob er sich, und mit lauter Stimme dankte er Gott und segnete den Sabbath. So kam es von Woche zu Woche, immer plagte ihn das Verlangen nach dem Tabackrauchen und mit dem Eintritt des Sabbaths verschwand es. — In unsern Tagen geschehen aber nicht minder Wunder: ich selber habe in Krakau einen Geizhals gekannt, er ist jetzt todt, die ganze Woche über hat er ein Herz gehabt wie Amalek, und am Sabbath war er die Freigebigkeit und Mildthätigkeit selber."

„Bedank mich schön," rief hier der aufmerksam zuhörende Knabe, Ephraim genannt, „so kann jeder sein, den am Sabbath darf man ja Niemandem etwas schenken, oder sich durch ein derartiges Versprechen binden.

Der Vater verwies dem muthwilligen Knaben seine Vorlautigkeit, der Pole aber kniff demselben nach Art der Rabbinen wohlwollend die Wange, und fuhr nach kurzer Pause fort: „In Posen, hab ich mir erzählen lassen, lebt noch eine alte Frau, die vom Beginne des Sabbaths an jedesmal über die geheimsten Lehren des Thalmuds und der Cabbalah mit den Rabbinern debattiren kann, mit dem Austritte des Sabbaths aber wieder die schlichte unwissende Frau von gestern ist. Bekannt ist, daß der Fluß Sanpadion, der die ganze Woche über feurige Steine auswirft, am Sabbath ruht. Weil ich gerade von Posen gesprochen habe, wißt ihr auch schon von der dortigen Auferstehungsgeschichte am letzten Versöhnungstag?"

„Nein, erzählt."

„Ihr wißt, daß wenn man die Todten in's Grab legt, man sie mit dem weißlinnenen Sterbetalare bekleidet, ihnen das Tallis* über den Kopf ausbreitet, denn so müssen sie vor dem Richterstuhle Gottes erscheinen; am Versöhnungstag betrachten wir uns alle als Gestorbene oder Sterbende und mit denselben Gewändern bekleidet, wie die Todten, erscheinen wir vor dem Angesichte des Herrn in der Synagoge. So wird es in allen Landen gehalten.

* Ein weißer wollener Betmantel mit blauen Endfäden.

Es war am Verſöhnungsabende, die ganze Gemeinde von Poſen ſtand in ihren Sterbegewändern, das Haupt mit dem Tallis verhüllt, in der Synagoge zu Gebet und Caſteiung bereit. Da fühlten Alle ein namenloſes Drücken und Drängen, es war als ob hundert Geiſterklauen ſich in jede Pore eingrüben; der Schweiß rann ſtromweiſe von ihnen herab, und alle Glieder waren wie gelähmt; ſo gedrängt dicht voll ſtand die ganze Synagoge, daß keine Nadel auf die Erde hätte fallen können. Mehr als die dreifache Zahl der Einwohner von Poſen konnte die Synagoge faſſen; dieſes Gedränge war unerklärlich. Jeder drückte ſeine Verwunderung darüber gegen ſeinen Nachbar aus, aber dieſer ſtand verhüllt, bewegungslos, lautlos. Der Rabbi ſprach das erſte Gebet, ein Amen wie von Millionen Stimmen geſprochen, erſchallte durch das Gebäude, und die Mauern begannen zu zittern. Drauf ward es ſtille, allen Anweſenden war die Kehle wie zugeſchnürt. Da ertönte eine Stimme vom Himmel: die Todten ſind auferſtanden, ſie ſtehen mitten unter euch, um mit euch zu beten! — Wie vom Blitze getroffen, meinte jeder er müßte zur Erde ſinken, aber es war, als ob unſichtbare Hände ſie bei den Haaren emporhoben, und ihnen den Angſtſchweiß auspreßten. Niemand wagte es, den Blick zu erheben, oder den Mund zu öffnen, denn er fürchtete das verhüllte Todtengerippe, das neben ihm ſtand. Grabesſtille

herrſchte ringsum. Da erhob ſich endlich der Rabbi, mit dem unausſprechlichen Namen des Allbarmherzigen beſchwor er ſie von dannen zu weichen; ein fernes Halleluja ward vernommen, und die Gemeinde ſtand wieder ruhig und ungeſtört da."

„Vater, ſieh', da gehen drei Lichter an der Lampe auf einmal aus," rief Ephraim, Moſes Daniel ſchrak heftig zuſammen, faßte ſich aber ſchnell, und gab dem Knaben eine Ohrfeige, weil es lebensgefährlich iſt, dem Erlöſchen eines Lichtes zuzuſehen, denn dieſes gleicht dem Verſcheiden eines Menſchen. In der That war aber Moſes Daniel, von der Erzählung des Polen ohnedies erſchüttert, durch das bedeutungsvolle plötzliche Erlöſchen dreier Lichter ſchauerlich ergriffen worden. Er hörte die weitere Erörterung des Polen, daß man von jenem Ereigniſſe an in der Synagoge zu Poſen keine Sterbegewänder mehr tragen dürfe, nur mit getheilter Aufmerkſamkeit zu; ſolches däuchte ihm aber eine Sünde, und er beſann ſich noch zu rechter Zeit, daß er dieſe Perle von einem Gelehrten auch dem Rabbinen, der nahe bei ſeinem Hauſe wohnte, zeigen müſſe.

„Wir gehen noch hinüber zum Rabbinen," ſagte er, indem er den Hut aufſetzte und den Rock anzog, aber ſein Blick ſchweifte hierbei ſo umher, daß es ſchien, als ob er noch Anderes damit andeuten wolle. Die alte Crescentia hinter dem Ofen verſtand, ſchnell zündete ſie

ihr Licht an, ſtellte es in die ſchmutzige Laterne und leuchtete den beiden Männern voran. Man genoß einen herrlichen Anblick, als man aus dem Hauſe trat: von dem unterſten Stockwerke der Fechtſchule, bis hinauf zum Giebel blinkte Licht aus den zahlloſen Fenſtern, und hinter dieſen Fenſtern ſaßen vergnüglich Hunderte von Menſchen, freuten ſich in ihrem Gotte und ſangen ihm Loblieder. Ein ſchwerer Seufzer entfuhr dem Polen, lautlos ging er neben ſeinem Gaſtfreund über den ſogenannten Judenplatz. Das Rufen, Schreien, Quicken und Durcheinanderrennen leichtzüngiger und allzeit rührriger Trödler, das ſonſt hier herrſchte, war verſchwunden; gleich einer Feenbraut hatte der Sabbath ſie plötzlich all des ſchmutzigen Plunders enthoben, mit dem ſie ſich die Woche über ſchleppten, kein Laut wurde vernommen, nur der Schnee knarrte unter den Tritten der ſpäten Beſucher, welche in die Antonien-Straße einbogen und vor dem Hauſe des Rabbinen ſtille ſtanden. Die alte Crescentia läutete an, nicht aus Vorwitz oder Zuvorkommenheit, nein, ſie wußte wohl, daß Herr Moſes Daniel am Sabbath keinen Glockenzug berühre.

Auch für den vielgeplagten Rabbi iſt der Sabbath ein Tag der Ruhe, denn das Geſetz befiehlt namentlich, daß man am Freitag Abend kein einſames Studium vornehmen dürfe, weil man in dem Eifer und der Zerſtreuung die Sünde des Lichtputzens begehen könne. Der

alte Rabbi, der sich so eben von seiner Frau die geheimen Angelegenheiten der Gemeine hatte erzählen lassen, empfing die beiden Ankömmlinge freundlich, jedoch mit einem gewissen stolzen Selbstgefühl. Bald nach der ersten Begrüßung entspann sich zwischen den beiden Schriftgelehrten eine heftige Discussion über eine auf den morgigen Wochenabschnitt bezügliche Thalmudstelle. Beide ereiferten sich sehr, und es schien oft, als ob ihre lebhaften Gesticulationen einen thätlichen Angriff zur Folge haben müßten. Moses Daniel saß in einem großen Lehnsessel in einiger Entfernung, mit lebhaften Mienen folgte er den gegenseitigen Einwürfen; beruhten sie auch auf Beweisen, die seine Urtheilskraft oder sein positives Wissen überstiegen, so erinnerte er sich wohl, daß es ein heiliges verdienstliches Werk sei, auch einem nicht begriffenen gelehrten Dispute, wenn man nur seinen Willen dabei heilige, anzuwohnen; hier aber kam noch der besondere Grund hinzu, daß er sich im Stillen ergötzte, einen solchen Ausbund von Gelehrsamkeit an seinem Tische bewirthen zu dürfen. Erst spät, als ein Licht nach dem andern an der Lampe verlöschte, schied man freundschaftlich, denn der Streit beruhte weder auf Prinzipien- noch auf Tendenz-Verschiedenheit, er war nur eine gottgefällige Fechtübung; um so bereitwilliger konnte der Rabbi der Bitte des Polen entsprechen, und ihm morgen beim Frühgottesdienste einen gelehrten Vortrag in der

Brodyer-Synagoge (denn es gab damals schon mehrere in Breslau) halten lassen.

Nur eine Stimme herrschte des andern Morgens unter denen, die jetzt die Synagoge verließen, über die ausgezeichnete Gelehrsamkeit und den glänzenden Witz des fremden Polen. Er hatte seinen Vortrag mit allerlei Parabeln ausgeschmückt, die von dem größeren Publikum leicht in die Tasche gesteckt werden können. — Moses Daniel war nicht wenig stolz darauf, durch die demüthig grüßenden Gruppen den Polen mit zum Frühstück nach Hause zu nehmen (denn vor dem Frühgottesdienste durfte Niemand irgend eine Speise über seine Lippen bringen). Kaum eine Stunde darauf setzte man sich zum Mittagessen nieder, wo sich die Gebräuche von gestern Abend mit geringen Abänderungen wiederholten; das Auszeichnende bei diesem Mahle war indeß eine religiöse Speise besonderer Art, es war ein fetter Pudding, der zum Andenken an die Himmelsmanna genossen wurde, mit der Gott die Kinder Israel in der Wüste gespeist hatte, und die da schmeckte wie Koriander in Honigseim, wie geschrieben steht in der heiligen Schrift.

Nach Tische wurde zur besseren Verdauung des Himmelsmannas abendländisches Haderwasser getrunken. Der Pole leerte auf einen Zug den Kelch Schnaps, den man ihm vorgesetzt hatte; Moses Daniel machte dabei eine saure Miene, schenkte aber doch wieder ein und

befahl hierauf seinen Söhnen die sich vorher durch Handauflegen von dem Polen hatten segnen lassen müssen, sich nun auch von demselben examiniren zu lassen. Mit besonderem Wohlgefallen hörte der Vater dem Vortrage seines Sohnes Ephraim zu; und als sich nun der Knabe entfernt hatte, sagte er zu dem Polen: „Was durch die dürftige Lage meiner Eltern an mir versäumt wurde, das will ich, da Gott mir die Mittel dazu geschenkt hat, an meinem Sohne Ephraim einbringen; meine anderen Söhne brauche ich für das Geschäft, aber der Ephraim soll mir, will's Gott, Rabbiner werden; ich kann mit der heiligen Schrift sagen: Ephraim ist mein lieber Sohn,* meine Seele ist an die seine geknüpft.** Ich will gern meine Augen schließen, wenn ich nur ihn geehrt und hochgestellt unter unsern Glaubensgenossen gesehen habe. Seht, hier auf dem ersten Blatt meines Chumesch † steht's, er ist jetzt gerade zwölf Jahre alt, denn er ist 5491 seit Erschaffung der Welt †† geboren; nicht wahr, es ist noch nichts an ihm versäumt, er kann noch ein tüchtiger Rabbi werden?“ schloß der Vater, einer bejahenden Antwort verläßig. Der Pole ergoß sich nun mit großem Wortreichthum

* Jerem. 31, 9.
** 1. B. M. 44, 30.
† Pentateuch.
†† 1731 n. Chr. Geb.

über die schönen Erwartungen, zu denen die scharfsinnigen Bemerkungen, der lebhafte Geist und die staunenswerthen Kenntnisse des Knaben berechtigten.

„Alles was er weiß," sagte Moses, „hat er von dem alten kürzlich verstorbenen Lehrer; der jetzige ist zu gemächlich und zu eingebildet. Doch — ich habe mit euch etwas zu sprechen, ihr kommt doch morgen gleich nach dem Frühgottesdienst zu mir?"

Moses Daniel wußte nicht, daß die Thalmudisten ausdrücklich die Ausnahme gestatten, daß von allen Kauf- und Handelssachen einzig und allein ein Vertrag mit dem Lehrer des Sohnes am Sabbath abgeschlossen werden dürfe. Der Pole, obgleich er das Vorhaben Moses Daniels merkte, war dennoch schlau genug, ihn nicht auf seine Unwissenheit aufmerksam zu machen und die Eröffnung eines so sehr erwünschten Antrages bis morgen abzuwarten; er entfernte sich daher bald, da er bemerkte, daß Moses Daniel jetzt seine Sabbaths-Siesta genießen wolle. Unter der Thüre begegnete ihm Mendel Felluhzer, der zu Moses Daniel eintrat. Nach kurzen Präludien sagte Mendel, indem er sich am linken Arm kratzte: „Ich bekomme bei euch noch einen dicken Fuß,* ich hab' eine prächtige Partie für eure Tochter, das Veilchen;

* Ein bei den Juden sprichwörtliches Uebel, das den Kupplern widerfahren soll.

der Mann hat Geld und Gut und ein eingerichtetes Haus wie ein Wittwer."

„Das ist zu spät," erwiederte Moses, „meine Tochter ist Braut nach Dresden mit einem Enkel des großen Rabbi Moses Isserlein."

„Thut mir leid, gratulir', wollt' ich sagen," entgegnete Mendel Felluhzer, „aber ich muß doch einen Kuppelpelz bei euch verdienen, mein Sack ist noch nicht leer. Euer ältester Sohn, der Chajem, ist ein braver Handelsmann, für den hätt' ich was ganz Apartes, ein Mädchen mit 5000 Thalern und noch dreihundert Loth Silber, und eine Aussteuer, die unter Brüdern ihre 1000 Thaler werth ist."

„Das läßt sich hören, woher ist sie denn?"

„Woher sie ist? von der ersten Familie landein und landaus, sie ist die Tochter von dem verstorbenen Moses Löbell aus Trier, das einzige Kind, und was ihre Mutter hat, bekommt sie auch einst, und eine Person ist es, eine Person sag' ich, wie eine Fürstin! Eure Tochter Veilchen, ihre Feinde können's nicht anders sagen, es ist ein schönes Mädchen, aber nehmt mir's nicht übel, vor dieser darf sie sich nicht sehen lassen, die hat einen Gang an sich, wie wenn sie ihr Lebtag unter lauter Fürsten und Grafen gelebt hätt', sie kann lateinisch, französisch, kochen und — kurzum da fehlt gar nichts, da ist Alles beieinander, und die Hauptsach: 5000 Thaler

verzehntetes Geld! Und die Familie!! lauter Leut', immer einer reicher als der andere, nicht ein Armer auf das hundertste Glied hinaus."

Merkwürdig war es, die Bewegungen Moses Daniels während dieser überschwänglichen Schilderung zu betrachten; bei jeder belobten Tugend, als da sind: Mitgift, Familie, Erbschaft, kniff er mit bejahenden und freundlich lächelnden Mienen einen Finger an der linken Hand ein; bei der Schilderung der Persönlichkeit war er lange schwankend, endlich wurde abermals ein Finger zugeklappt; bei der Erwähnung der Kenntnisse war er aber über alle Zweifel erhoben, diese waren ihm entschieden gleichgültig wenn nicht gar vom Uebel; er sprach noch lange mit Mendel, bis sich dieser entfernte und er sein Mittagschläfchen halten konnte. Es war erquickend, denn im Traume sah er seinen Sohn Ephraim, der als Rabbi predigte, als der Chajem sich mit einer Kaiserin vermählte, die aus lauter Gold war; zwar störten ihn an seiner Schwiegertochter die vielen goldenen Kreuze, die an ihr hingen, aber: kein Traum ohne Narrethei, heißt es im Thalmud, sagte er zu sich als er erwachte, und er war heiter und froh.

Des andern Tages war Moses Daniel mit dem Polen bald dahin übereingekommen, daß dieser nun bei ihm bleiben, und außer guter Kost, Kleider u. dgl. auch noch eines mäßigen Gehalts und reichlicher Geschenke

gewiß ſein dürfe. Dafür ſolle er die jungen Leute, vornehmlich aber den kleinen Ephraim, ſorgfältig unterrichten, und zum Segen und Gedeihen des Hauſes ſelbſt fleißig in den heiligen Büchern ſtudieren.

Zwei Monate ſpäter war Chajem, der älteſte Sohn Moſes Daniels, Bräutigam mit Täubchen Löbell aus Trier.

3. Rabbi Chananel.

— Durch den Staub der Bücher
Bin ich gekrochen, und bin nicht erblickt
Grabbe.

Zu Gleff in unſern Schulen bekam ich Unterricht;
Der Talmud und der Talmud: ſie wußten Anderes nicht:
Verhangen und verfinſtert das göttliche Gebot,
Das leiſ' aus tiefſtem Herzen ſich doch mir mahnend bot
Und nun ich ſollte lehren, ſo wie ich ſelbſt belehrt,
Da hat ſich mir die Rede gar wunderſam verkehrt;
Da ſchalt aus mir die Stimme auf Satzungen und Trug,
Dem Blitze zu vergleichen, der aus den Wolken ſchlug
Chamiſſo.

Von früh Morgens an ſaß nun Ephraim bei dem Polen, Rabbi Chananel genannt, der mit ſeinem Schüler einen ungewohnten Lehrgang einſchlug. Wenn man früher den natürlichen Inhalt der Bibel meiſt mit den wunderlichen Anlagerungen der Commentatoren zugleich, oder, mit dem Thalmud beginnend, erſt aus dieſem heraus kennen lernte, ſo hatte der Pole die in den jüdiſchen Schulen ſeit Jahrhunderten traditionell gewordene Methode, welche in unſern Tagen unter dem Namen der Hamilton'ſchen allgemein bekannt wurde. Dabei verſäumte er aber auch nicht, nach dem Vorgange der ſpaniſchen und italieniſchen Juden, die Grundregeln der Grammatik

hieran darzulegen. Dieses Studium war bei den polnisch-deutschen Juden fast allgemein verpönt, denn die Wächter der Orthodoxie hatte ein feiner Tact oft unbewußt das Richtige erkennen lassen: sobald man die Worte und Sätze der heiligen Schrift nach den Regeln der Grammatik zerlegen und wiederum zusammensetzen lerate, wich allmälig die Himmelsglorie, die über Alles ausgebreitet war; denn nicht mehr war jedes Wort ein in sich verschlossenes traditionelles Symbol mit siebzig Deutungen, sondern der einfach natürliche Sinn mit seinen örtlichen und zeitlichen Beziehungen sprang in die Augen. Rabbi Chananel schrieb auch ein elegantes Ebräisch; er hatte nach der Weise der damaligen Aufgeklärten manchfache poetische Versuche darin gewagt, und das Metrum und den Reim der orientalischen Sprache den classischen Formen angepaßt; auch Ephraim gelang es, bald ein ebräisches Gedichtchen zu machen; diese Kunstpoesie konnte aber, wie die gleichzeitig auf christlich-deutschem Boden entstandene, keine frischen Blüthen aus den Tiefen der Seele emporschießen lassen, man fabricirte nur Kunstblumen, auf denen kein Morgenthau des Lebens ruhte. Ohne wahre Gemüths- und Geistesbewegung hatte Ephraim diese Gedichtchen gemacht. Alles das wußte zwar Moses Daniel nicht, aber das neue Grammatikstudium, weil es ein neues war, behagte ihm nicht, und nach seiner gewohnten praktischen Weise fragte er den Polen: „Wozu nützt das?“

Rabbi Chananel, der seinen reichen Vorrath an Anekdoten und Parabeln schon oft dazu angewendet hatte, um herbe Wahrheiten auf die angenehmste und eindringlichste Weise an den Mann zu bringen, erwiederte ganz ruhig:

„Es war einmal ein Mann, der hatte eine Ziege, die er gerne mästen wollte, um sie entweder besser zu verkaufen oder für sich selber zu schlachten. Er ging nun auf den Markt und kaufte sich für einige Kreuzer einen großen Krautkopf, damit eilte er nach Hause in den Stall und schneidet ihn der Ziege vor; mit Vergnügen sieht er zu, wie sie die fetten Blätter nacheinander auffrißt, und wenn sie schluckt, schluckt er vor lauter Behagen immer selber leer mit. Kaum hat sie den letzten Bissen hinunter, greift er schnell nach ihr, und will sehen, ob sie jetzt auch fetter ist.“ —

Der Pole schwieg, und ließ seinen Zuhörer den Schluß und die Anwendung selber ergänzen; Moses Daniel sah beschämt zur Erde und ließ fortan den klugen Mann ungestört gewähren.

Rabbi Chananel war in der That ein merkwürdiger Mann. Von seinem Aufenthalte in Berlin her war er Mitglied eines geheimen Tabacksklubbs; es war dieß kein Ableger jenes berühmten Potsdamer Tabackscollegiums Friedrich Wilhelms I., sondern es war eine Innung mit selbstständigen Statuten und Zwecken. Jeden Sabbath Morgen nach dem Frühgottesdienste versammelten sich

zehn bis zwölf fromme Männer in dem abgelegensten Zimmer einer von der Synagoge entfernten Straße; Gebetbücher und Gebetmäntel, die sie mit sich brachten, wurden abgelegt und ein jeder nahm eine Pfeife zur Hand, worauf die ebräischen Worte geschrieben standen: Ihr sollt kein Feuer anzünden in allen euren Wohnungen am Sabbathtage" *, und dann schmauchte man behaglich. Solches geschah aus Oppositionen gegen das Verbot. Triftige Proben seines heterodoxen Muthes mußte man abgelegt haben, ehe man in diesen Klubb aufgenommen wurde; man mußte zum mindesten am Sabbath ein Blatt Papier zerreißen, und an Ostern gesäuertes Brod mit Schweinefleisch genossen haben. Frivole, witzige Auslegungen der heiligen Schrift, oder das Vorlesen der Schriften Voltaire's u. A. (wenn einer zugegen war, der deutsch oder französisch lesen konnte), gehörte zur Unterhaltung bei diesen Zusammenkünften. Rabbi Chananel hatte sich in der geheimen Gesellschaft durch eine Calembourg verewigt. „Im 1. B. M. schon," sagte er, „sind Taback und Frauen als die höchsten Vergnügen bezeichnet, denn Cap. 2. V. 24 heißt es: „Also verläßet der Mensch Vater und Mutter und schließet sich an seine Frau." In dem Urtexte lauten die Worte: „schließt sich an seine Frau." „Vedobak béischtho," folglich ist Taback und Frauen das, was Alles überbietet."

* 2. B. M. 35, 3.

Auch im Hause Moses Daniels pflegte der Rabbi, nicht ohne viele Gefahr, seiner früheren Ordensregel getreu zu leben. Wenn sich Moses Daniel am Sabbath Mittag zur Siesta niederlegte, ging der Pole unter gleichem Vorwande auf sein Zimmer, das er sorgfältig hinter sich verschloß, sich entkleidete, und sodann sein Pfeifchen schmauchte. Aengstlicher pocht nicht das Herz des Liebenden, wenn er in verschwiegener Laube an den Lippen seines Mädchens hängt und verrätherische Schritte nahen hört, als Rabbi Chananel zusammenschrack, wenn er während seines sündhaften Thuns nur die leiseste Bewegung in der Nähe seines Zimmers vernahm; sorglicher, behutsamer vertilgt der Mörder nicht die Spuren seiner That um ihn und an ihm, als der Pole den infernalischen Geruch aus seinen Kleidern trieb, und nicht umsonst bot er dann jedem, der ihm auf dem Wege zur Synagoge begegnete, eine Prise an.

Eines Sabbath Nachmittags, nachdem Ephraim den Wochenabschnitt aus der Bibel sammt den Commentatoren im Beisein seines Vaters und Lehrers vorgetragen, ward er von dem Vater auf die Gasse geschickt, um Ball zu spielen.

„Ich bin sehr zufrieden mit Euch,“ redete dann Moses mit düstern Mienen den Rabbi Chananel an, welcher sehr erschrack, als sein Principal kopfschüttelnd fortfuhr, „aber, aber, schon Viele wurden getäuscht; die festesten

Stützen der Synagoge, die polnischen Rabbinen selber hat man schon wanken gesehen. Die Aufgeklärten — ihr Name werde vertilgt von der Erde — nehmen stets mehr überhand, und befördern den Untergang unserer Religion. Solche Zeiten sind noch nie gewesen, so lange die Welt steht; wenn's so fortgeht, kommt's bis in hundert Jahren so weit, daß man einen Jud im Guckkasten für ein Meerwunder sehen läßt." — Ein bitteres Lächeln zog sich um den Mund Moses, als er so sprach.

„Wenn mich nur Gott, gelobt sei sein heiliger Name," fuhr er fort, „wenn er mich nur vorher zu sich ruft, ehe ich den Abfall meiner Kinder erleben sollte."

Der Pole benützte eine Pause. „Ich sehe," sagte er, „man hat mich verläumdet, und euch mein Lebensschicksal halb oder falsch erzählt; ich will offen und unumwunden zu Euch reden, und ihr mögt dann urtheilen, ob ihr meinetwegen solchen Befürchtungen euch hingeben dürft." Er erhob seinen Blick, den er bisher demüthig auf die vor ihm liegende Bibel eingegraben hatte, stolz und frei, indem er fortfuhr: „Mein Vater war einer der vermögendsten und angesehendsten Juden in Warschau. Alles wurde aufgeboten, um mich von früher Jugend an zum gelehrten Thalmudisten zu bilden; ich durfte mich nicht des geringsten Geschäftes im Hause oder in der Familie annehmen, sondern nur wechselweise bei dem Rabbinen oder auf meinem Zimmer in den heiligen Büchern lesen.

In meinem vierzehnten Jahre wurde ich zum erstenmale verheirathet, meine Frau starb nach einer vierjährigen kinderlosen Ehe; ich heirathete zum zweiten Male, und hatte das Glück zwei liebliche Knaben zu besitzen. Nicht lange nach der Geburt meines Hillel traf ich eines Mittags einen jungen Christen auf der Thürschwelle meines Zimmers eingeschlummert; als ich ihn erweckte warf er sich vor mir auf das Angesicht und küßte meine Füße, als die eines Engels oder eines Propheten."

„Es sei ihm jetzt klar," erzählte er, als ich ihn endlich zur Besinnung brachte, „nun wisse er, warum er seinen Oheim so sehr dringend gebeten habe, für ihn das Faustpfand bei meiner Frau auslösen zu dürfen; er habe aber das Geld noch bei sich, denn die wonnigtraurige Melodie meines Vortrags habe ihn gleich beim Eintritte in's Haus mit magischem Zauber ergriffen, das sei himmlische Macht! In seinem Schlafe habe ihm geträumt, er sei Jude geworden, habe auch in den heiligen Büchern gelesen, und die Engel des Himmels seien zu ihm herabgekommen, und hätten ihm die verborgensten Geheimnisse der Welt eben offenbaren wollen, als er erweckt worden." — Ich will euch mit all den Hin- und Widerreden nicht belästigen, es halfs nichts. Chuliki, so hieß der junge Anhänger der unterdrückten Dissidenten, kam von nun an täglich zu mir, setzte sich in den für meinen Vater bereit stehenden Lehnsessel, schloß die

Augen, und dann mußte ich ihm ein Stück aus dem Thalmud vorsagen; er verstand nichts davon, aber der wunderbare Klang der Worte, sagte er, berühre ihn wie Himmelsmusik. Wenn ich aufhören wollte oder mußte, fuhr er oft hastig strampfend und taumelnd wie aus einem Traum auf. Dreimal täglich zur Zeit des Gebetes besuchte er die Synagoge, und setzte sich wie ein Büßender auf die Schwelle; an jedem jüdischen Festtage streute er Asche auf sein Haupt und kasteite sich; seine sonstige Speise bestand in Pflanzen und Früchten, nichts was von einem Lebenden kam berührte seine Zunge. An mich aber war er gefesselt wie mein eigener Schatten.

„Lange war ich über dieses Ereigniß unklar, dennoch widerstand ich kräftig den Bitten Chulicki's, ihn in unsere Religion aufzunehmen, oder ihn wenigstens die heiligen Gebräuche zu lehren, damit er sie einstweilen beobachten könnte; er wollte sich allen Prüfungen unterziehen, ich aber widerstand, obgleich ich, wie ich gestehen muß, manche heimliche Freude an seinem Widerstreben gegen seine Religion hatte. Da fiel es mir eines Tages nach seinem wiederholten stürmischen Verlangen wie Schuppen von den Augen, es war mir unzweifelhaft: die Seele eines wahrhaft frommen Juden ist einer schweren Sünde halber in diesen Christenleib gefahren, und harret nun der Erlösung durch mich. Ich besprach Alles mit unserm vielerfahrenen ältesten Rabbi, und dieser beschwor mich, doch

ja nicht zu zögern, die schon neunzehn Jahre gequälte Seele, die vor der Rückkehr in unsere heilige Religion keine Ruhe finden könne, baldigst zu erlösen.

„Ich will es kurz machen. Nach einigen Monaten wurde Chulicki von einem Synedrium, worunter der alte Rabbi und ich, nächtlicher Weise, nach einem neunmaligen Untertauchen in frischem Quellwasser, in unsere Religion aufgenommen. Bald aber wurde durch die Fahrläßigkeit Chulicki's, der zu entfliehen zögerte, die Sache entdeckt; Chulicki wurde verhaftet, ich wurde für vogelfrei erklärt und mußte Vater und Mutter, Weib und Kind verlassen, um mein armseliges Leben zu retten. Glücklich war ich über die Gränze gekommen, dafür wurde nun mein unschuldiger Vater und der alte Rabbi in's Gefängniß geworfen; man forderte ein selbst der ganzen Gemeinde unerschwingliches Lösegeld für ihre Befreiung, aber der Herr erlöste sie; sie starben bald, und mein ganzes väterliches Vermögen wurde confiscirt. Von Chulicki hat man nie mehr etwas gehört; die Sage ging, er sei dem Kerker entkommen und nach Jerusalem gewandert. Am unglücklichsten war aber wohl ich, der ich nun draußen stand in der Welt, wie vom Himmel gefallen. Ich hatte in meinem Leben die Judengasse nicht verlassen, ich kannte weder das Geld noch sonst irgend etwas, was zu dem Leben gehört; ein betrügerischer Landsmann, der sich an mich anschloß, raubte mir in der Herberge meine Kutka,

in welche 300 Dukaten genäht waren, und was ich sonst an Geldswerth hatte. Halb nackt, von Hunger und Frost geplagt, zog ich weiter. O! man könnte ein Buch darüber schreiben, so viel hab' ich erduldet, bis ich endlich nach Berlin kam, wo mich Rabbi Alexander Süßmann in sein Haus aufnahm."

„Da erzählte man mir," fiel der bisher still aufmerksame Moses Daniel ein, „daß Ihr öffentlich leichtfertige Aeußerungen über unsere heilige Religion gethan, und daß Ihr nur durch die Entfernung von Berlin dem Eherem* entgangen seid."

Die vollen Brauen des Polen zogen sich wie finstere Wolken zusammen, unter welchen seine Augen feurige Blitze hervorschossen, doch schnell faßte er sich wieder.

„Ich gewann in Berlin allerdings andere Ansichten über unsere heilige Religion," sagte er, sich mit beiden Händen stolz den Bart zurechtlegend, „ich hätte meinen jungen Dissidenten jetzt allerdings anders bekehrt, aber meine Grundsätze sind gewiß nicht minder religiös und auf die heilige Schrift gegründet. Bei meiner öffentlichen Disputation suchte ich die Ignoranz eines herumziehenden Rabbinen, die er durch Zelotismus zu verdecken suchte, klar darzulegen; ich siegte, und nun war ich ein Ketzer. Es ist wahr, ich hätte mit weniger Hitze dabei zu Werke gehen sollen, aber warum sollte ich ahnen, daß man mich

* Kirchenbann.

der Irrreligiosität zeihe? Ich war fremd und verlassen, mußte den Wanderstab ergreifen, und gelangte in Euer gastliches Haus. Mein Blut ist seitdem kälter geworden, ich lasse die Mächtigen schalten; Gott der Herr, gelobt sei sein Name, wird's lenken nach seinem Wohlgefallen, ihm ist Alles anheimgestellt, ich will seinen Rathschlägen nicht vorgreifen. Ich lebe still und ruhig, wie sich's einem Juden geziemt, und lehre nichts als den reinen Gehalt unserer heiligen Religion, wie Ihr Beweise genug haben werdet."

Ein besserer Physiognom als Moses Daniel hätte leicht bemerkt, daß diese rasch hintereinander ausgestoßenen Worte, von einem Zucken der Gesichtsmuskeln begleitet, wohl noch etwas Anderes enthüllten, als der Pole bestimmt darlegen wollte. Moses aber bat Rabbi Chananel, der, den Blick zur Erde geheftet dasaß, tausendmal um Verzeihung. „Glaubt ihr also," fragte er, „daß unsere heilige Religion nicht von einem nahen Untergange bedroht werde?"

„Ich will euch ein Gleichniß aus dem Midrasch erzählen," erwiederte der Pole: „Durch einen Wald führte man einst mehrere Wagen voll blank geschliffener Aexte; als die Bäume das sahen, fingen sie alle an zu heulen, und zu wehklagen; hier quoll Thräne auf Thräne aus den Augen der Knospe hervor, und dort hing sie zitternd in den Wimpern des Tannenzweigs. „„Wehe!""

rief Alles. „„Wehe! unsere Sterbenszeit ist da, wir sind allesammt verloren!““ — Nur eine hohe Eiche auf dem Gipfel des Berges, die schon mehr denn hundertmal ihre Blätterkrone hatte fallen und wieder neu sprossen sehen, nur diese stand ruhig und schüttelte bedächtig ihr sturmgewiegtes Haupt. „„Seid ruhig und unverzagt,““ rief sie mit mächtiger Stimme, und Alles unter ihr verstummte, „„die Aexte alle können euch nicht schaden, wenn ihr alle vereint euch weigert, einen Stil dazu herzugeben.““

Das parabolische Uebergewicht Rabbi Chananel's bewährte sich auch diesmal wieder. So unentschieden es auch die Vieldeutigkeit des Gleichnisses ließ, ob mit den Aexten der Voltairianismus, mit der Eiche irgend eine positive Religion oder anderes bezeichnet worden sei; Moses Daniel glaubte die richtige Deutung gefunden zu haben und versicherte den Rabbi wiederholt seines vollkommenen Vertrauens. Rabbi Chananel benützte dieses nicht auf die zuständigste Weise.

Ephraim hatte das vierzehnte Jahr zurückgelegt, und man sprach schon davon, ob man ihn auf die große Thalmudschule nach Prag, Presburg oder Warschau schicken solle. Rabbi Chananel kannte seinen Zögling wohl, er war fast willenlos lenksam, dabei aber von reizbarem Gemüthe, mitunter auch vorwitzig und verhätschelt, wie ein Kind des Glückes. Mit unverkennbarer Zutraulichkeit gab er sich nun seinem Zögling hin, zuerst

erlaubte er sich gegen ihn einigen leisen Spott über kleinliche Cerimonien; unmerklich goß er eine kleine Dosis bitteren Zweifels in die Schale, wenn er ihn von dem süßen Wasser der reinen Himmelsquelle trinken ließ; Schritt vor Schritt bahnte er ihm den Weg zur Heterodoxie, und der Knabe stand endlich zitternd vor seinen ehemaligen Heiligthümern, die er nun mit Unlust und Grauen betrachtete, weinend enthüllte er sein ganzes Inneres vor seinem Lehrer.

„Es ist entschieden," rief dieser jauchzend, indem er ihn auf die Stirn küßte, „du darfst, du kannst kein Rabbi werden. Siehe! du bist mein Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, ich will das Vermächtniß meines traurigen Lebens dir übergeben, zu deiner Rettung. Es war in meinem achten Lebensjahre, als ich zum erstenmale an einem Sabbath in einen Garten kam, wo die Blumen in den schöngereihten Beeten mich in voller Farbenpracht anlächelten. Ich konnte gar nicht begreifen, wie mir's zu Muthe war, ich hätte gerne die Blumen alle geküßt, und doch wußte ich, daß der Talmud verbietet, am Sabbath eine Blume zu berühren, weil man dadurch zu der Sünde verleitet werden könnte, dieselbe abzubrechen; ich konnte aber dem Drange nicht widerstehen, und da ich von meinem Vater unbemerkt war, riß ich schnell eine Blume ab und versteckte sie in meinem Busen. Meine Sehnsucht war befriedigt, aber

eine peinliche Unruhe war erwacht, ich hatte die schwere Sünde einer Sabbathentweihung auf mich geladen; nach einer schlaflosen Nacht entdeckte ich des andern Morgens einem Kameraden von gleichem Alter meine Schuld; dieser wußte schnell eine Sühne, „„die Hand, die das böse gethan, muß abgehackt werden,““ sagte er mit dem Worten der Schrift. Ich war entschlossen, diese Sühne über mich ergehen zu lassen, mein Mitschüler sprang nach Hause, holte sich das Messerchen, das ihm sein Vater von der Messe zu Frankfurt a. d. O. mitgebracht hatte, wir schlichen uns auf die Hausflur, ich legte die Hand auf das Treppengeländer, und mit den beim Schlachten eines Thieres gebräuchlichen Worten: „„Gelobt seist du, Herr unser Gott, der uns mit seinen Befehlen geheiligt, und uns das Schlachten geboten,““ schnitt er mir wacker in die Handwurzel; vor Schmerz fing ich an zu schreien, er hielt inne, man eilte herbei und meine Hand wurde gerettet. Siehst du,“ fuhr der Pole mit bitterm Lächeln fort, während er den Rockärmel aufstülpte, und eine Narbe über die ganze Fläche der obern Handwurzel sehen ließ, „siehst du, das ist das Denkmal meines jugendlichen Religionseifers. Ich hatte nicht den Muth Alles zu ertragen, jetzt bin ich feig und abgelebt, wer weiß, was aus mir geworden wäre, wenn ich unter andern Verhältnissen geboren, eine große Laufbahn vor mir eröffnet, ein ewig glänzendes

Ziel mir hätte winken ſehen, wer weiß, wo ich ſtünde und wo man meinen Namen nennte! Doch, das iſt vorbei — ich mußte Rabbi werden, aber du, du ſollſt, du darfſt es nicht werden. Siehe, ein Rabbi ſein, heißt die Seele im Starrkrampf gefeſſelt halten; da ſitzt er, der fromme Mann, und vor ihm liegen die Folianten mit ihrem babyloniſchen Aberwitze, und um ihn her von dem Boden bis zur Decke nichts als ſchwarze räucherige Bücherdecken, in denen das friſche Leben des Judenthums vertrocknet liegt, wie die vom Stamme geriſſene Pflanze in den löſchpapiernen Blättern des Herbariums. Die ſchachernde Frau, oder die ihn verehrende Gemeinde äzen den Rabbi mit Speiſ' und Trank; Sommer, Winter und Frühling, Krieg und Frieden, Alles mag vorüberziehen, er kennt ſie nicht, in ſeiner Zelle ſitzt er, und die Gemeinde ſammelt ſich um ihn, mit ihm zu beten, und nur wenn er eine Leiche geleitet, kömmt er vor das Thor. Ich kannte einen Rabbi, der ſein Leben lang faſt Nichts als weißen Zucker genoß, und als man ihn einſt fragte, woher denn dieſe Süßigkeit käme, erwiederte er ruhig: „„Woher wird ſie kommen? die Zuckerhüte wachſen auf den Bäumen wie die Zwiebeln auch.““ Ich kannte einen andern, der als man ihm voll Furcht ſagte: der Türk ſei vor den Thoren, und wolle herein, ruhig erwiederte: „„Nun, was iſt? laßet den Türk auch hier wohnen.““ Als man ihm

ſagte, es ſeien Viele und ſie wollten die Einwohner umbringen, ſagte er: „„da iſt leicht geholfen, man ſchließt das große Thor zu und das kleine auf, und läßt einem nach dem andern herein und ſchächtet* ihn.““ — Siehe! das iſt ein Leben, dem Tode ähnlicher. Wohl denen, die, in zufriedener Eintracht mit ſich ſelber und ihrer Umgebung, nicht wiſſen, wie ſich draußen die Welt täglich neu verjüngt. Wohl ihnen! ſie leben in Frieden, ſtudiren und beten, bis der Tod ihren Mund und ihre Augen ſchließt, und ſie ihre Zelle mit einer kleinern vertauſchen; aber wehe denen! die, wie ich, den Zwieſpalt im Herzen, von freierem Drange bewegt, zu ſolchem Leben, zu ſolchem Tode verdammt ſind; ſiehe! ich haſſe und verachte all den Quark einer ſolchen Werkheiligkeit, und doch muß ich ihn vor der Welt ſchützen und pflegen, weil ich durch ihn allein unſerm Tyrannen, dem Magen, ſeinen Tribut geben kann. — Woher aber alles dieſes? Weil ich nicht gelernt habe, mir ſelber mein Brod zu erwerben, und nun mit leeren Händen daſtehe. Ich arbeitete auf meinen Wanderungen hieher zwei Tage in einem Bergwerke, aber ich war ungeſchickter und ſchwächer als ein Knabe von ſechs Jahren, ich brach ein Bein und dennoch ſtießen ſie mich fort, da ſie mich als Juden erkannt haben. O Gott! wie

* Tödtet.

gerne wollte ich arbeiten, daß mir das Blut unter den Nägeln hervorschösse, aber ich bin dazu verdammt, vom geistlichen Betruge zu leben. — Zwar, ist es nicht so durchaus," fuhr er nach einer Pause mit sich selbst sophistisirend fort, „ich habe ein Recht dazu, den Leuten ist es ja nicht um meine Gesinnungen, sondern um mein äußeres Benehmen zu thun, ich kann vielleicht auf diese Weise manches Gute wirken, ja gewiß, gewiß! das kann ich. Das Zutrauen dient mir zum Katheder, auf den ich mich stelle." — Er versank in stilles Nachdenken. „Also, mein lieber Sohn," fuhr er wie erwachend auf, „muthig! dir kann noch geholfen werden; Gott! hätte in deinem Alter Jemand so zu mir gesprochen; aber wenn nur du gerettet wirst, dann sterbe ich gerne, mein Leben war nicht unnütz, denn ich habe eine junge und frische Seele aus den Banden der Geistesverrücktheit erlöst. Erlerne ein Gewerbe, laß dich von Niemanden davon abbringen, und wenn du Lust und Beruf dazu fühlst, suche Wahrheit und Licht bei den Weisen der Vorzeit, dann lebst du selig und stirbst selig. Aber gib mir die Hand, daß du mich nie verrathen wirst, nie, hörst du?" Ephraim erfaßte weinend die Hand seines Lehrers und legte seine brennende Wange darauf. Er entschlummerte in seinem Schooße.

Als er wenige Tage darauf seinem Vater den gefaßten Entschluß eröffnete, war dieser tief betrübt, er

sah die süßeste Hoffnung, seinen Sohn mit der rabbinischen Würde gekrönt zu sehen, vereitelt; aber bald richtete er sich wieder an seinem starken Glauben auf, „mit Gott," sagte er, „es ist auch gut, gewiß wollte mir der Herr diese himmlische Freude versagen, weil ich zu oft läßig war in der Erfüllung seiner Gebote."

Mag man nun Heuchelei oder Pastoralklugheit als die Grundlage von dem Charakter Rabbi Chananel's erkennen, gewiß ist, daß er der Aufrichtigkeit und Geradheit ermangelte; die tiefwühlende Skepsis hatte seinen Glauben nicht minder wie seinen Muth untergraben, ohne Glauben und Muth, wie soll man da ein Märtyrer, muß man nicht ein Heuchler werden? Bei alle dem überwog die Last seines Schicksals dennoch die seines Vergehens unendlich. — — —

Lust und Freude herrschte im Hause Moses Daniel's, denn man feierte die Hochzeit zwischen Chajem, seinem ältesten Sohn, und Täubchen Löbell, aus Trier. Beim Hochzeitsmale saß Rabbi Chananel an einer Ecke des Tisches zur Linken der Braut, zu deren Rechten ihr Bräutigam saß. Der schöne Rabbi heftete fast furchtsam seine Blicke auf den Teller, oft aber erhob er sein Haupt, das heute nur mit einem kleinen Sammtbarette bedeckt war, und wie in stummes Anstaunen verloren, betrachtete er die süßen Reize des schönen Antlitzes seiner Nachbarin, von welchem zwar der frische Duft der

erſten Blüthe bereits gewichen war, das aber dennoch in lieblicher Anmuth prangte. Ein morgenländiſcher Turban, aus einem feinen Schaale gewunden, und vorne mit einer großen diamantenbeſetzten Agraffe zuſammengehalten, bedeckte ihre Haare und begrenzte die ſchöne Stirne, an deren Schläfen blaue Adern durchſchimmerten, welche ſtark pulſirten. Ein weißer feingeſtickter Schleier hing zu beiden Seiten des Turbans über den ganzen Körper herunter. Zwiſchen den langen ſchwarzen Wimpern ſtrahlte der Glanz ihres dunkeln Auges hell hervor; der bräunliche Teint, die etwas gebogene Naſe, das runde Kinn, Alles vereinigte ſich, um das Bild einer vollkommenen orientaliſchen Schönheit in ihr erkennen zu laſſen. Unangenehm auffallend war, daß ſie ihre ſchöngeſchweiften aber etwas blaſſen und vertrockneten Lippen ſtets durch Einkneifen mit den Zähnen aufzufriſchen bemüht war. In ihren Minen und in ihrem ganzen Benehmen ließ ſich ein ſelbſtherrſcheriſches Bewußtſein deutlich erkennen. Das Perlencollier um den Hals, an welchem ſonſt noch mehrere Gemmen hingen, der bauſchige großgeblümte Reifrock, der weiße jüdiſche Brautgürtel, an welchem viele ſilberne Münzen hingen, Alles das bildete ein ſonderbares Gemiſch orientaliſcher und europäiſch-franzöſiſcher Toilette.

Während der Pole ſolche Forſchungen anſtellte, konnte er wohl nicht ſagen, daß er ſich in ſeinen Studien

immer so weit vom Leben fern hielte. Die Braut bemerkte wohl, welch' ein Gegenstand des Studiums sie geworden war; sie schäckerte leichtfertig mit ihrem Bräutigam, und warf dem schönen Polen hin und wieder einen herausfordernden Blick zu. Sie parlirte mit ihrem Gatten ein erquesit vornehmes Deutsch, mit einem ausländernden Accent: „Voyez vous mon chere," sagte sie, „Sieh mein Schatz, dort sitzt der Mendel Felluhzer, es aigrirt mich, dieses sujet in meinem Horizonte zu sehen. Was werden die Leute sagen. Ohne die entremise dieses garstigen Plebejers wäre unsere liaison nicht entrirt worden. Jacqune à son gout, unser Herz sagt uns ja, wir haben eine partie d'inclination comme il faut geschlossen. Darum gib diesem Menschen ein paar Ducaten, und mach, daß er sich nie mehr vor uns sehen läßt."

Der gute Chajem that, wie ihm befohlen war, und die Braut erreichte hiebei einen doppelten Zweck, denn während der Abwesenheit des Bräutigams faßte der Pole den Muth, mit seiner Nachbarin ein Gespräch anzuknüpfen. Er ließ sie bald merken, daß er sich in der schönen Literatur umgesehen, und die Braut rief einmal über das andere: „délicieuse! magnifique! charmant!" wobei sie ihren Zeigefinger und Daumen der rechten Hand in einen Ring schloß, und die Spitzen ihrer Finger mit einem lauten Kusse des Entzückens an ihre

Lippen drückte. Der Pole vertiefte sich immer sorgloser in das Gespräch, er trank immer mehr von dem Weine, der vor ihm stand, seine Wangen sprühten ein unheimliches Feuer, das Barrett war tief bis in den Nacken hinabgerückt. Er sprach eben nicht mehr so heimlich wie vorhin, und noch weit entzückter über die schönen Frivolitäten Voltaire's, wie mit faunenhafter Gier suchte er zitternd die Hand der Braut zu erfassen, da fühlte er unter dem Tische den leichten Druck eines zarten Fußes, er sah, wie ihm seine schöne Nachbarin mit den Augen winkte, zugleich fühlte er, daß Jemand seinen Rücken berührt hatte, er kehrte sich um, der kleine Ephraim stand hinter ihm.

„Unten," sagte er, „wartet Jemand auf euch, Rabbi, ihr sollt sogleich hinabkommen." Der Pole ging hinab; vor dem Hause stand ein mit einer sogenannten Bleiche überzogener zweirädriger polnischer Karren, an welchen ein kleines Pferd angespannt war. Eine runde kleine Frau, mit einer Peitsche in der Hand, sprang mit einem Satze von dem Karren herunter, und reichte dem Polen die linke Hand, in der Rechten hielt sie die Peitsche. „Schalom Alechem,* Rabbi Chananel," rief sie, „kennst du deine Frau nicht mehr? Siehst du, ich bin allein hiehergefahren, morgen fahren wir mit einander zurück.

* Friede mit euch!

Dein früheres Vergehen hat der König vergeben, du bist als Rabbiner von der Gemeinde zu Schluzke berufen!“ Der Pole stand leichenblaß (und vom Fieberfrost geschüttelt) da. Ohne eine Antwort abzuwarten schirrte seine Frau das Pferd aus, führte es in den Stall und ging dann mit ihrem Manne zu den Hochzeitsgästen.

Des anderen Tages saß Rabbi Chananel neben seiner Frau in dem kleinen Karren, ohne Klage, ohne Willen. Der arme Mann! so viel Kummer und Schmerz auch in seiner Seele wüthete, er konnte ihnen nicht Luft machen, selbst da nicht, als er von seinem theuern Zögling Ephraim Abschied nahm; die Thränen brannten ihm in den Augen, aber weinen konnte er nicht. Der arme Mann! sein Loos war gräßlich. Zwanzig Jahre lang war er Rabbi der frommen Gemeinde zu Schluzke; ein widerlicher Cynismus, mit dem er sich umgab, war noch die einzige Opposition gegen die Welt, deren er fähig war. Mehrere Jahre trug er sich mit dem Plane, eine Schrift à la Voltaire in rabbinischer Sprache herauszugeben, worin er das Schicksal eines Mannes darstellen wollte, der des Hungertodes stirbt, weil sich ihm Consequenzen ergeben, daß es nach thalmudischen Gesetzen verboten sei, Brod zu genießen, da es ja zuverläßig sei, daß die Halme nicht mit schartenlosen Sicheln geschlachtet würden; Kartoffeln waren ohnehin eine

verbotene Speise, da die Bibel, die doch Alles wüßte und bestimmte, hierüber nichts enthält. Nachdem er den Plan lange genug in seinem Sinne ausgesponnen, gab er ihn auf. Der Widerspruch seines Denkens und seines Lebens war zu grell, er konnte ihn nicht bewältigen, und wenn es ihm immer banger und banger wurde in der Stickluft seines schwülen stets tiefer wühlenden Zweifels, dann griff er fast unwillkürlich nach seinem „Prophetenkrüglein," wie er seinen großen Branntweinkrug nannte; er fühlte sich freier, ein stilles Siegesbewußtsein zuckte in seinen Mienen, er summte leise ein Liedchen vor sich hin, und entschlummerte. So lebte er lange Jahre; sein ältester Sohn wurde wahnsinnig, er selber war ein bitterer Eiferer und Verfolger gegen die, welche nur ein Haar breit vom Formglauben wichen. Dennoch ward seine Rechtgläubigkeit von Vielen in der Gemeinde bezweifelt, denn er stand während des Gebetes in der Synagoge fast immer mit geschlossenen Lippen träumerisch oder zerstreut da, und zwickte hin und wieder unwillkürlich mit den Augen, oder warf seinen Kopf hin und her, als ob er Fliegen verscheuchen wollte. Wochenlang verließ er oft bei gesundem Leibe sein Bett nicht.

Eines Tages, er lag schon seit vierzehn Tagen in seinem Bette, nüchtern und gesunden Leibes, seine Frau hatte ihm die Heilsquelle entzogen, mit welcher er sonst die Martergedanken ertränkt hatte, wie eine zahllose Schaar

von Kobolden, umschwirrten ihn die nekischen Gebilde seines wirren Denkens; er wagte es nochmals sich mit aller Kraft seines Geistes aufzuraffen, der Entschluß befestigte sich in ihm, diesem ersichtlichen Absterben und Verfaulen zu entfliehen, hinaus in's frische bewegte Leben sich zu wagen, er wollte der herrschenden Kirche sich zuwenden, da es ja einerlei wäre, ob man hier oder dort ein jesuitisches Spiel mit Formen treibe, denen man weder Glauben noch Ueberzeugung widmen kann; seine Brust hob sich, aus seinen Augen strahlte ein verklärtes Feuer, sehnsuchtsvoll streckte er seine Arme nach den Millionen Menschen aus, denen er die Macht und Kraft seines Geistes fortan widmen wollte, er sah sich von einer großen Menge getragen, Licht und Liebe predigend aller Orten, er richtete sich auf und wollte schnell wegflüchten, weit weg, aus dem Dunstkreis seines Kerkerlebens, da stürzte plötzlich ein Mann herein und warf sich über ihn, „kennst du mich?“ rief er, „Nun ist's an mir, deine Seele zu erlösen,“ und ohne daß der Rabbi ein Wort reden konnte, ward er von dem Fremden in seinem Bette erdrosselt. — Die kluge Frau des Rabbi verbreitete das Gerücht, daß ihr Mann von einem Schlage hinweggerafft worden sei, in der Gemeinde ging aber die Sage, daß ihn ein böser Dämon seiner heimlichen Sündhaftigkeit wegen urplötzlich erwürgt habe.

Acht Tage darauf fand man einen Erhenkten in dem Walde bei Schluzke, neben ihm lag ein Evangelium, in welches der Name Chalicki eingeschrieben war. —

Das Schicksal Rabbi Chananel's hat uns weit über Ort und Zeit unserer Erzählung hinausgeführt, wir müssen daher wieder zu dem ursprünglichen Gebiete derselben zurückkehren.

4. Auch gut.

Wie? wo? wann? die Gener bleiben stumm,
Drum halte dich an's Weil und frage nicht warum
Goethe

Ein zartes Gemüth beleidigen heißt es verderben.
Arbel

Es war im Herbste des Jahres 1745, der Krieg war seit einem Jahre abermals ins Land gezogen, unter dem Vorwande Carl **VII.** die Kaiserkrone zu sichern, stritt Friedrich **II.** zum zweitenmale mit Maria Theresia um den Besitz Schlesiens; die protestantischen Bewohner dieses Landes sahen meist mit freudiger Erwartung, die Katholiken großen Theils noch immer mit bangem Mißtrauen dem für Friedrich glücklichen Ausgange entgegen. Und die Juden? Niemand gedachte ihrer, und sie selber sahen gleichgiltig dem Kampfe zu, ja viele freuten sich dessen, denn im Kriege wechselt der Besitz und geht leicht in andere Hände über; ob die Garnisonen östreichische Bärenmützen oder preußische Blechmützen trugen, das konnte höchstens auf den Cours der Pelz- oder Blechwaaren

einen Einfluß üben. Selbst die wenigen Einsichtigen und nach Erlösung Strebenden sahen dem Regierungswechsel mit jener Gleichgiltigkeit zu, mit welcher der bleiche Eingekerkerte, an die Stäbe seines Eisengitters gelehnt, hinausstarrt auf die Straße, wo zur festgesetzten Stunde die Wache abgelöst wird.

Im Hause Moses Daniels hatte indeß die neue Wendung der Dinge große Betrübniß erregt; schon seit mehreren Tagen harrte man vergebens auf die Ankunft von dem Bräutigam Veilchen's aus Dresden, heute Abend, als am heiligen Laubhüttenfeste, hatte man seine Ankunft aufs Bestimmteste erwartet. Ungeachtet es draußen schon fröstelte, hatte Moses Daniel dennoch die Behaglichkeit seines Wohnzimmers verlassen, und saß mit seiner ganzen Familie in einer aus Brettern leicht gezimmerten Hütte im offnen Raume des Hofes; denn also befiehlt die heilige Schrift.* Die innern Wände der Hütte waren von oben bis unten mit weißen Linnen behangen; das Dach aus Baumzweigen war so durchsichtig, daß man die Sterne am Himmel hindurch glitzern sehen konnte; vergoldete Früchte und ausgeschnitzelte bunte Papiere, die mit Fäden an die Baumzweige befestigt waren, hingen als Zierrathen herab, besonders zeichneten sich hiebei zwei Zwiebeln aus, die

* „Sieben Tage sollst du in Hütten wohnen." 2. B. M. 3, 17.

eine war mit Gerstenkörnern, die andere mit einer Hahnenfeder besteckt; es mochten dies mystische Zeichen sein gleich dem aus vergoldeten Stäben zusammengesteckten Trudenfuß, Davids Schild genannt, in welchem die messingne Lampe mit den sieben Lichtchen hing. Das Abendessen war beendigt, Chajem war mit seiner Gattin, die über diese arcadische Schäferhütte gespöttelt hatte, weggegangen; der festliche Ton der Heiterkeit konnte nicht gefunden werden. Moses Daniel saß in dem großen Lehnsessel mit den breiten Backenkissen: tief Athem holend, suchte er seine Seufzer zu unterdrücken, denn in seinem Schooße stand sein kleiner Sohn Ephraim und neben ihm saß seine fünfzehnjährige Tochter Veilchen, die seine Hand erfaßt und ihre Stirne auf die Armlehne des Stuhles gedrückt hatte.

„Sei ruhig, Kind," beschwichtigte Moses, „Ephraim hole das Buch „Seelenfreude" und lies uns daraus vor." Ephraim that wie ihm befohlen, er las bald singend die alte Uebersetzung einer thalmudischen Legende:

War einst ein gottesfürchtig Mann,
Von dem will ich euch sagen.
Dem that der Herr viel Plagen an,
Thät doch kein Wörtlein klagen.

Er hatte keine Füße nicht,
Sein Leib war voller Schrunden;
Ihm fehlte schier das Augenlicht,
Kein' Speis' kein Trank ihm munden.

Er ſprach: „auch gut mein Herre Gott,
Dein Thun iſt eitel Güte,
Du retteſt mich aus jeder Noth,
Daß ich vor Sünd' mich hüte.

Die Füße, die zum Laſter geh'n,
Der Leib nach Reiz gelüſtet,
Die Augen, die nach Böſem ſeh'n,
Du haſt ſie all' verwüſtet;

Mitſammt dem allzeit offnen Schlund,
Der Alles für den Bauch that."
So ſprach der Mann zu jeder Stund,
Drum hieß er: Nachum Ungut.

Einſt mußt' er über Lande zieh'n
Zum Troſt für einen Kranken,
Er ſagt ſich auf die Eſelin,
Daran die Krücken ſchwanken.

Auch einen Hahn hat er bei ſich,
Der ihn des Morgens weckte,
Daß er beim erſten Sonnenlicht
Die Händ' zu Gott ausſtreckte.

Nachts kam er vor der Herberg an,
Da thät man ihn fortjagen;
Er zünd't ſich eine Fackel an,
Thät nach dem Walde traben.

Ein Wind die Fackel löſchen that
Mit ſeinem ſtarken Odem,
Rab' Nachum ſpricht: „auch gut, auch gut"
Und legt ſich auf den Boden.

Ein Fuchſe ſchlich ſich leiſ' heran,
Und nahm den Hahn beim Kragen,
Da ſprach der gottesfürchtig Mann:
„Ich kann auch gut nur ſagen."

Ein Löwe mächtig brüllend kam
Und fraß die Eselinn,
Fromm Nachum spricht: „In Gottes Nam'
Auch gut" mit heitrer Miene.

Des Morgens hörte er die Mähr'
Von einer Feindesbande,
Die in die Herberg' kommen wär'
Und Mensch und Thier verbrannte.

Er sprach: „Nun seht, wie alles gut
Der Herr für mich gesorget:
Daß er verlöscht der Fackel Glut,
Daß er den Hahn erwürget;

Daß er die Eselin mir nahm
Und Wind und Fuchs und Leun
Als Gottes Bote zu mir kam,
Weil sonst Gefahr mir dräut.

Wär' in der Herberg blieben ich,
Mein Blut wär längst gestocket,
Und in den Wald das Fackellicht
Die Räuber hätt' gelocket.

Des Hahnes Ruf, des Esels Schrei,
Sie hätten mich verrathen;
Drum Preis und Dank mein Gott dir sey,
Du hast mich wohl berathen.

Nun, liebes Judenkind, nimm dir
Fromm Nachum zum Exempel,
Dann wirst du selig für und für,
Und kauft an Zions Tempel.

„Lieben Kinder, laßt uns das zur Lehre sein," sagte Moses und legte die Hand auf das Haupt seiner Tochter.

„Hier wohnt Herr Moses Kuh," hörte man draußen sagen, die Thüre der Hütte öffnete sich, ein Fremder stand verwundert und wie festgebannt am Eingange. Es war eine kleine untersetzte Gestalt, die preußische Soldatenmütze auf dem Kopfe harmonirte nicht mit der sonstigen Civilkleidung; ein heiteres Wohlwollen blickte aus den jugendlich schönen Zügen seines Gesichtes und besonders aus dem hellen blauen Auge; noch immer stand der Fremde nachdenklich da, er schien verwundert in die Traumwelt versetzt zu sein, so fremd und abentheuerlich mochte ihm dieser ganze Anblick sein.

„Was ist euer Verlangen? tretet ein," sagte Moses aufstehend. Der Fremde trat zaudernd ein; ein als Witzbold bekannter Makler Heymann Lisse, der ihm das Haus Moses Daniels gezeigt hatte, trat ebenfalls ein. „Dieser fremde Herr hier," sagte er, „bringt Nachrichten von dem Bräutigam aus Dresden."

„Habt ihr Briefe?" fragte Moses Daniel und seine Tochter einstimmig.

„Närrische Forderung," antwortete Heymann, „mein Vater ist schon zehn Jahre todt, und ich habe noch keinen Brief von ihm bekommen, der Bräutigam ist erst ein paar Tage todt, und sie wollen schon Briefe von ihm bekommen."

Ein häßlich prickelnder Widerstreit der Gefühle durchzuckte die Herzen der Zuhörer, und gab sich an ihren

Mienen kund; Lachen und Weinen, das eine stand so nahe wie das andere, und wer möchte bestimmen, ob er bei so burlesker Einkleidung einer Hiobsbotschaft zuerst geweint oder gelächelt hätte? Der Witz hat nicht nur eigene Schärfe als Angriffswaffe, sondern er vermag auch die Spitzen verwundender Thatsachen abzubrechen oder umzubiegen. — Der Fremde schien indeß kein Freund dieser Waffengattung zu sein, und die peinliche Stille unterbrechend, sagte er mit sachtem, fast zitterndem Tone: „Der Krieg durchschneidet so manches traute Band mit seinem unbarmherzigen Schwerte, man muß es gefaßt und gottergeben geschehen lassen.“

„Wehe! Wehe! mein Traum! mein Traum!“ schrie Veilchen schluchzend, ihr weit aufgerissenes Auge blickte starr darein, keine Thräne entfiel ihm. Eine stumme Pause trat wieder ein, nur das Schluchzen der Braut wurde vernommen; der Fremde konnte nur mit einer allgemeinen Phrase beschwichtigen: „Ihr Liebestraum war kurz,“ sagte er, „aber“—

„Was träumtest du denn?“ fragte Moses.

„Am Versöhnungstage legte ich mich, vom Fasten ermüdet, und um die noch übrige Zeit zu verschlafen, auf das Bett; da träumte mir, ich befände mich schöngeschmückt mit Daniel auf einer großen Wiese, mehr als tausend Geigen spielten auf, wir fingen an zu tanzen, ganz allein, immer lustiger, da ließ mich Daniel plötzlich

los, ich ſtand wie angenagelt, konnte kein Glied rühren, er aber tanzte immer fort, hüpfte hoch in die Luft, und ſchwebte endlich ganz frei über dem Boden, bis ich ihn auf einem hohen Berge hinter einem Baume verſchwinden ſah; ich wollte ſchreien, konnte aber nicht, da erwachte ich voller Angſt; es war Nacht; man ging zu Tiſche. Das iſt nun der Grund, warum ich nach einem langen Faſttag nichts als eine Taſſe Caffee genießen konnte."

„Setzt euch und erzählt mir genau," ſprach Moſes zu dem Fremden, „wann und wie ſtarb Daniel?"

„Es ſind jetzt vier Tage, am 6. dieſes Nachmittags ward ihm ſein junges Leben entriſſen."

„O wunderbare Fügung! das war zur Stunde deines Traumes, mein Kind," rief Moſes, „doch ſagt, wer ſeid ihr, und welche Zeichen ſeines Todes bringt ihr uns?"

„Mein Schickſal hat ſich durch das ſeinige gewendet; hier dieſes Gebetbüchlein und dieſe goldene Kette, die für ſeine Braut beſtimmt war, gab er mir, ich verſprach ihm, ſie treulich zu überliefern.

„Dank, ihr ſeid ein braver Chriſt, doch erzählt."

„Ich war als Stabsſekretär des Fürſten Leopold von Deſſau jubelnden Herzens mit in den Krieg gezogen, den der Alexander der neuen Zeit ſo glorreich führt. Wir ſtanden im Lager bei Dieskau, da brachte man eines Morgens einen Juden, der ſich Tags vorher auf

eine verdächtige Weise um die Vorposten herumgeschlichen und die aufgefahrenen Kanonen gezählt haben sollte; ich mußte fast lachen über den jungen kräftigen Mann, der unter den Händen seiner Escorte zitterte und winselte, wie ein zehnjähriges Mädchen."

„„Du bist ein Spion, verdammte Judenseele,"" redete ihn der Feldmarschall an, „„gesteh' es nur, Schwerenöther! dann will ich schon sehen, was ich mit dir anfang', also frei heraus!"" „Der Inquisit antwortete nichts, er weinte wie ein Kind, bat und flehte."

„„Tausend Element Schwerenöther!"" rief der General, „„du gestehst nicht? dann macht man kurzen Prozeß mit dir, schnürt ihm seine stumme Kehle noch besser zusammen, und laßt ihn am nächsten besten Baum eine bessere Aussicht für seine Spionage genießen.""

„Jetzt gewann der junge Mann plötzlich eine stolze Haltung, er erhob sich aus seiner demüthigen Stellung und wendete sich an mich mit den Worten: „„Lieber Herr, hier ist mein Paß, kann man mich zum Tod verurtheilen?"" „Ich stellte dem General vor, wie dieser junge Mann nichts gethan habe als was hundert andere Neugierige gethan hätten, wie sein Paß durchaus keinen Verdacht zulasse." —

„„Ist das Subordination?"" entgegnete mir barsch der General, „„Schwerenoth! das junge Kriegsvolk wird zuletzt noch räsonniren, wenn man rechtsum kommandirt,

und wird fragen, warum nicht linksum? Das macht Brüderschaft mit Jud und Türk; heißt es nicht mehr: gebt dem Kaiser was des Kaisers, so denkt man an das: gebt Gott was Gottes, schon längst nicht mehr.““

„Er riß mir den Paß aus den Händen: „„Was sind das für Hexenzeichen hier?““ fragte er den Inquisiten.

„„Es ist mein Name, ich kann nicht deutsch schreiben und schrieb ihn ebräisch,““ antwortete dieser.

„„Es ist Alles nachgemacht,““ rief der General, den Paß in Stücke zerreißend, „„du bist ein Spion, wart, ich will dir von zwölf Flintenläufen eine geheime Botschaft um's Ohr sausen lassen! Doch nein, das gebührt nur einem Soldaten, nehmt das Halfter von einem crepirten Gaul und hängt ihn zwischen zwei Hunden am nächsten besten Baum auf!““

„Ich beschwor den General keinen Unschuldigen zu verurtheilen.“

„„Soll hängen!““ schrie der General, „„rechtsum kehrt! marsch!““

„Ich stand wie vom Schlage gerührt, fast bewußtlos da, bis endlich der General mir in harten Worten meine Einrede vorwarf. Ohne zu erwiedern eilte ich hinaus und traf die Henker, die, unter einem Baum gelagert, ihr Opfer verhöhnten. Der junge Mann lag auf den Knieen und sprach leise ein Gebet, sich bei jedem Worte auf die Brust schlagend; als er geendet hatte, trat ich

zu ihm hin und bat ihn, mir seine letzten Aufträge mitzutheilen. Unter Betheurungen seiner Unschuld und seines innigsten Dankes gab er mir jene Liebeszeichen, die ich euch überbrachte; wenige Minuten darauf war er entseelt."

Der Fremde hatte mit sichtbarer Rührung seine Erzählung geendet, wiederum war Alles in stumme Betrachtung versunken, als Veilchen, die unter Seufzern während der Erzählung mit der goldenen Kette gespielt hatte, das Schweigen unterbrach.

„Lieber Vater," sagte sie, „nicht wahr, wir schicken diese Kette und die Ringe, die ich habe, wieder nach Dresden zurück?"

Ein kalter Schauer durchrieselte den Fremden, als er diese Worte hörte, Zorn und Verachtung glühte auf seinem sonst so liebevoll milden Antlitze; einen Minnedienst, wie ihn die alten Lieder besingen, hatte er zu verrichten gehofft: vom sterbenden Verlobten dem Liebchen letzten Gruß und letztes Liebeszeichen zu überbringen; nur um den gräßlichen Schmerz der Verlassenen zu mildern, hatte er es versucht, den alten Dessauer in den Vordergrund zu stellen und so seiner Erzählung eine tragikomische Färbung zu geben — was fand er aber nun? — Eine gemeine Jüdin, die bei dem Tode ihres Bräutigams nur die Diamantringe von ihren Fingern und die goldene Kette von ihrem Halse schwinden sah. Dennoch war des Fremden Ingrimm ungerecht: Veilchen

hatte ihren Bräutigam nie geliebt, sie hatte ihn nur einmal wenige Stunden gesehen, als sie durch Verabredung der beiderseitigen Väter schon längst Braut war, sie verlor daher in ihm nur einen Spender kostbaren Geschmeides; so nah ihr auch sein Tod ging, es war doch blos ein allgemeines Mitleid, das den tiefen Grund ihrer Seele nicht berühren konnte.

„Wenn man nur etwas davon geahnt hätte, und die Sache nicht so rasch gegangen wäre," begann Moses Daniel, „mein Schwager in Berlin ist bei dem alten Dessauer bekannt, wie das Kind im Haus; ich habe auch einmal ein Geschäft mit ihm gehabt, die Sache wäre zu verhindern gewesen. Ich seh' ihn vor mir, wie er mit beiden Händen die Windmühlenflügel seines ungeheuern Schnurrbarts faßt, und donnert und schreit als ob er die Welt umkehren wollte; er ist aber bei alldem kein so böser Mann, nur etwas jach und eigenwillig. Sagt mir aber doch, wie seyd Ihr von ihm gekommen?"

„Als ich den Armen unschuldig gemordet sah, stürmte ich voll Wuth zurück zu dem General und warf ihm meinen Degen zerbrochen vor die Füße. Tags darauf erhielt ich meinen Abschied, und nachdem ich den Todten begraben hatte, reiste ich ab."

„Das hätte ich anders gemacht," bemerkte hier der kleine Ephraim, „ich hätte meinen Degen nicht zerbrochen,

ich hätte den General damit erstochen, und wenn ich groß bin, bring ich ihn um.“

„Still! Vorwitziger,“ rief Moses Daniel; „sagt mir, lieber Herr, ist der alte Schnurrbart ein bigotter Christ?“

„Man könnte vielleicht sagen, er hält's mit seinem Christenthum wie mit dem Tabackrauchen. In dem berühmten Potsdamer Tabackscollegium des verstorbenen Königs war er es allein, der nicht rauchte, aber dabei immer eine kalte Pfeife im Mund hatte. Es ist ein sonderbares Gemisch von Glauben und Aberglauben in ihm. So betete er einmal vor der Schlacht: „„Lieber Gott, stehe mir heute gnädig bei, oder willst du nicht, so hilf wenigstens den Schurken, den Feinden, nicht, sondern sieh zu, wie es kommt.““

„Verzeiht mir, lieber Herr,“ begann Moses Daniel wieder, „ihr seyd jetzt ohne Amt, ich weiß nicht wie eure Verhältnisse sind, wenn ihr aber Geld braucht, ich borg euch zwei, dreihundert Thaler, ich borg's euch auf euer ehrlich Gesicht hin, bis ihr mir's wieder zurückbezahlen könnt. Also sagt es mir frei und offen.“

„Ich werde mich wohl schon allein durchschlagen und danke für euer Vertrauen,“ erwiederte der Fremde erröthend, indem er aus Furcht vor Zudringlichkeit aufstand.

„Ihr habt euch gar nicht zu bedanken. Wenn ihr nicht ein ehrlicher Mann wäret, hättet ihr ja die Kette

behalten können, kein Hahn hätte darnach gekräht. Bleibt nur noch ein wenig, sagt mir doch wenigstens euern Namen, vielleicht kann ich euch doch einmal dienen."

„Ich heiße Wilhelm Gleim," erwiederte dieser, reichte Moses Daniel die Hand zum Abschied und küßte den scheuen Ephraim auf die Stirne. „Gott gebe dir eine heitere Zukunft," sagte er, wie zum Segen die Hand auf des Knaben Haupt legend, „mögest du nie Unrecht und Gewaltthat ertragen lernen, und mußt du es doch, sei edel und stark, dann bist du gewaffnet zu Schutz und Trutz."

Mit sichtbarer Rührung schaute Gleim in das dunkle Auge des Knaben, dessen Blicke noch treuherzig und arglos auf der Welt um ihn her ruhten; er mochte das wechselvolle Lieben und Leiden dieser jungen Seele mit prophetischem Auge vor sich aufbauen. Er küßte Ephraim abermals und verließ dann die Hütte.

„Auch gut," sagte Moses Daniel mit einem schweren Seufzer, als der Fremde fort war, „liebe Kinder, laßt uns auch gut sagen; wer weiß, liebe Tochter, welch ein Unglück dir bevorstand, wenn du den Daniel Ifferlein geheirathet hättest. Alles, was Gott schickt, ist gut. Laßt uns das Fest in Ruhe und Freude feiern." —

An Ephraim hatte Moses Daniel einen zweifelnden aber schweigsamen Zuhörer; eine tiefe Wehmuth, ein

Zittern und Bangen, gepaart mit einem stillen Groll der Außenwelt gegenüber, setzte sich in dem Herzen des Jünglings fest; Nachts drängte sich das Schreckbild von seinem erhenkten Schwager fast in alle seine Träume, und wenn er am Tage über die Straße ging, sah er sich von seinen christlichen Altersgenossen verhöhnt und mit Koth geworfen; stets nahm er sich vor, den ersten besten, der ihn wieder berühre, niederzustechen; ja er trug sogar ein Messer bei sich, aber nie wagte er es, davon Gebrauch zu machen, er floh von ferne, wenn er einen Christenknaben des Weges kommen sah. Oft wagte er es, in seinem Innern zu fragen, womit er dieß Loos verschuldet, warum ihm die Welt denn feind sei; er zweifelte an der ewigen Gerechtigkeit, eine unnennbare Angst überfiel ihn, heiße Thränen rollten über seine Wangen, er klagte den Rabbi als seinen Verführer, er klagte sich als einen Gottverlassenen an — da wagte er einen entscheidenden Schritt. —

Eines Abends, es war im Dezember, verließ er unter dem Vorwande die Synagoge besuchen zu wollen sein väterliches Haus, wehmüthig blickte er auf dasselbe zurück, aber bald raffte er sich auf, muthig durchrannte er die Straßen bis hinaus über den Wall und vor das Thor, denn dort wollte er die That vollbringen. Er hatte einst zufällig gehört, daß der Tod durch Erfrieren die schmerzloseste Todesart sei: im Dunkel der Nacht,

auf der weißen Schneedecke gelagert, wollte er wie in den Windeln an der Mutter Brust entschlummern, um am Morgen der Erlösung von allen Foltern des Lebens und des Gedankens zu erwachen. Er war querfeldein gesprungen und hatte sich in einen Graben niedergelegt, den Blick nach den Sternen geheftet, die zwischen den zerrissenen Wolken hervorglänzten, lag er da; schon däuchte es ihm, als vernähme er in seiner Seele ein fernes Glockengeläute, ein wirres Summen und Brausen, um ihn her war Alles still und leblos, sein ganzes vergangenes Leben, sein Vorhaben, der Schmerz seines Vaters, Alles wirrte sich wie ein Knäuel durcheinander; seine Stirne brannte vor Fiebergluth, er wälzte sich im Schnee, aber er vermochte es dennoch nicht die Gluth in ihm zu löschen. Starr richtete er sich empor, seine Augen rollten wie die eines Wahnsinnigen, er wollte aufspringen und seinem bösen Dämon entfliehen. „Feigling!“ rief er sich wieder zu, „du hast den Muth nicht, zu sterben.“ Er riß sich das Gewand von der Brust, warf sich wieder auf den Boden, drückte die Augen fest zu und entschlummerte. Er mochte kaum wenige Minuten entschlummert sein, als er Tritte nahen hörte; unwillkürlich richtete er sich auf, eine kleine breite Gestalt stand unweit von ihm, sie richtete gerade eine Mordwaffe auf ihn mit dem Zurufe: „Wer da? antwort' oder ich schieße dich nieder.“

„Um Gottes willen, erschießt mich nicht!“ rief Ephraim aus voller Kehle. Die kleine Gestalt näherte sich ihm und stieß ein schallendes Gelächter aus. Es war der uns schon bekannte Heymann Lisse, ein Männchen von rundlicher Gestalt, welches sein sonst freundliches Gesicht fast gnomenhaft verzerrte, das große spanische Rohr mit den breiten zottigen Quasten hielt es noch immer wie auf dem Anstand.

„Ei, du bist's?“ rief Heymann, den halb erstarrten Ephraim aufrichtend, „ich glaube gar, du hast als blinder Passagier in die andere Welt hineinrumpeln wollen; oder hast du bei deinem Vater noch nicht so v'el Woll sortiren gelernt, daß du das Schneefeld für ein Wollmagazin angesehen hast? siehst du? das ist echte Sterblingswolle, aber man kann sie nicht auf die Messe bringen.“ Nachdem Ephraim einen Schluck Branntwein aus der kleinen Flasche, welche Heymann bei sich trug, getrunken hatte, konnte er sich wieder auf den Weg machen. Er erzählte nun, wie ihn ein unerklärlicher Drang hinausgetrieben habe ins Freie; nach und nach wurde in seiner Erzählung der Gedanke zu einem leibhaften Dämon, der ihn halb erdrosselt, in den Schnee niederwarf und ihm alle Glieder lähmte, immer abentheuerlicher, immer gespenstischer wurden die Ereignisse, die Wahrheit trat immer mehr in den Hintergrund, und die Lüge stand vor ihm. — Allerdings bekundete Ephraim hiebei eine

gestaltende und ausmalende Phantasie, die sogar an das Dichterische streifte, aber es war nicht jenes kindhafte Mährchenspiel, das ins Unendliche hinaus greift und an die auftauchenden Gestalten glaubt. Die thalmudische Dialektik und die moderne Aufklärung des Rabbi hatten ihm alle mysteriösen Verwicklungen des Lebens vorweg genommen, seine jetzige Erzählung war aus der Combination hervorgegangen und in einer bestimmten Tendenz der Beschönigung seines Vorhabens gehalten. — In diesem Augenblicke, als sich Ephraim einer gestissentlichen Lüge bewußt ward, trat ein unversöhnlicher Zwiespalt in seiner Seele ein. Der Vorhang von dem Allerheiligsten der Menschheit riß von oben bis unten blutend entzwei. Die Einheit und Unschuld der jungen Seele war der Welt geopfert, der Selbstmord war vereitelt. Er konnte sich nie zu jener demüthig frommen Ergebung hindurchringen, daß er, wie sein Vater, stets der herbsten Mühsale gewärtig, bei allen zu erduldenden Schicksalsschlägen: Auch gut sprach; aber der einmal gewagte Versuch eines Selbstmordes lieh Ephraim bei allen Unbilden, mit denen ihn sein späteres Geschick umzingelte, eine zweischneidige Waffe, es war der Gedanke, Rache an seinen Wiedersachern zu nehmen, und dann sich selbst dem Tode als dem einzigen Erlöser in die Arme zu werfen.

Wir werden im Verlaufe dieser Geschichte sehen,

welchen Gebrauch er von dieſer Waffe machte. Vorerſt wurde er noch von der Propädeutik des Lebens gefangen gehalten, mit einem Herzen ſo reich und ſo arm durch Erfahrungen und Erlebniſſe mußte er erſt — deutſch ſchreiben lernen.

3. Der Kalligraph.

Jeder hat in seinem Leben einen schönen Kindertag, wo er, wie die ersten Menschen im Paradiese die Früchte des Feldes, so auch Liebe, ohne Sorgen und Mühe findet.
Börne.

„Was ist der Mensch ohne die Schreibekunst? Ein federloser Zweifüßler im nacktesten Sinne des Wortes; erst durch die Schreibekunst wird er befiedert, und seine eigentliche Menschhaftigkeit wird flügge. Die ganze Geisteswelt ist aus Haar- und Grundstrichen gezeichnet, und in den Buchstaben liegen die abstracten Begriffsformen für die Unendlichkeit der Gedankenbilder. Die Schreibekunst steht oben an unter den bildenden Künsten als philosophische Malerei, denn durch die Schriftformen läßt sich der menschliche Charakter nicht nur am meisten bilden, aus ihnen wird er auch am deutlichsten erkannt: die Schriftzüge sind die Gesichtszüge einer jeglichen menschlichen Seele, und nicht umsonst heißen die Schriftzeichen: Charaktere. Ich will das Temperament, die Neigungen,

die Lebensgeschichte und die Lebensverhältnisse, ja sogar die Körpergestalt eines Menschen aus den Zügen seiner Handschrift herauslesen. Der practische Beweis hiefür kann Ihnen erst später klar werden, nur so viel kann hier noch als Prolegomenon gegeben werden: die Physiologie lehrt, wie in den Lippenrändern das feinste Gefühl ist, weil dort eine ungewöhnlich große Zahl von Nervenästen ausläuft. Ebenso und aus gleichem Grunde ist auch das zarteste Gefühl in den Fingerspitzen, mit diesen berühren wir aber unmittelbar beim Schreiben die Feder, folglich steht das Schreiben in der unmittelbarsten Verbindung mit unserm Nervensysteme und erhält durch dasselbe seine unmittelbarste Gestalt. — So viel über den rationellen Werth der Schreibekunst, die ich Ihnen im Systeme vortragen und demonstriren werde. Allerdings gibt es unabänderliche Normen und Regeln für die Schreibekunst, aber das Genie weiß sich stets solche zu seiner innern Natur zu machen und innerhalb dieser feststehenden Gesetzesschranken die Macht seines Genius frei walten zu lassen.

„Was das Geschichtliche der Schreibekunst betrifft, so ist sie von Aegyptern und Juden, Griechen und Römern mit gleicher Verehrung gepflegt worden, und im grauen Alterthume standen die Schreiber neben Propheten und Königen. Die glänzendste Apotheose feierte aber die Schreibekunst in den Klöstern des Mittelalters, noch sind

hier große Geheimniſſe zu erforſchen, denn es beſtand eine heilige Innung. Jene Heiligen, wie ein Hieronymus de Scala, der das Vater Unſer griechiſch oder lateiniſch auf den Raum eines halben Hellers ſchreiben konnte; jener heldenmüthige Eroberer, Bernhardus da Santa Fide, der das majeſtätiſche Reich der Fracturſchrift gegründet, deſſen Bürger gleich den römiſchen Senatoren mit einem Volke von Königen verglichen werden können; Jener edle Mönch, deſſen Name leider vergeſſen iſt, der ſich zwei Monate kaſteiete, bis er das U in Geſtalt einer Taube zeichnen konnte; was iſt ein Epaminondas, ein Cato gegen ſie? Zwar iſt ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt das Anſehen der Schreibekunſt geſunken, aber ihr heiliges Andenken beſteht ewiglich. So lange die Welt ſteht wird man vom göttlichen Worte ſagen: „Geſchrieben ſteht," aber nie „Gedruckt ſteht." Ueber die Erfinder der Schreibekunſt laſſen Sie mich heute ſchweigen, ich könnte vor Aerger heute keinen ſchiefen Haarſtrich mehr ohne Zittern hervorbringen, wenn ich mir das Unrecht vergegenwärtigte, daß die Chineſen noch immer nicht als die erſten Urheber derſelben anerkannt ſind. Nehmen Sie hier drei gut beſchnittene Federn."

Dieß war der lange Vortrag des Herrn Petzhold, eines wohlgenährten großen Mannes, der ſich bei den Einwohnern von Breslau hoch und wohl angeſchrieben hatte; von ſeiner Kunſt her hatte er die Gewohnheit,

ſtets eine Priſe mit drei Fingern zu nehmen, und ſtatt des Streuſandes gebrauchte er ſtets eine Priſe Makuba. Jenen Vortrag hielt er während er Federn ſchnitt, und ſie auf dem narbenvollen Nagel des linken Daumens fein zuſpitzte. Ephraim ſaß unruhig und nur halb aufmerkſam vor ihm an dem Tiſche, und hatte einen Bogen weißes Papier vor ſich. Er meinte, er müſſe, wie bei den Polen, als Zeichen der Aufmerkſamkeit auf jeglichen Vortrag eine Einwendung machen.

„Im 2. B. M. heißt es von den zehn Geboten, ſie ſeien mit dem Finger Gottes geſchrieben," ſagte er. Ephraim hatte vergeſſen, daß ſein Lehrer taub war und deshalb eine doppelte Liebe zu dem geſchriebenen Worte hatte. Er mußte nun lernen, wie man den rechten Arm auf den Tiſch auflegen, wie man die Handwurzel frei bewegen, und die Feder zwiſchen den drei Fingern frei ſpielen laſſen müſſe. Die erſten Striche wollten nicht recht gelingen, und der Lehrer zupfte ihn nach ſeiner Gewohnheit voll Jähzorn an den Augbrauen, dabei mußte er manche Philippika über ſeine Ungeſchicklichkeit hören.

„Ihr Juden ſeid doch die vertractesten Kerle ſo weit man ſchreibt, das kommt von dem nichtsnutzigen Ebräiſchſchreiben von der Rechten zur Linken her: ihr habt immer die verkehrte Welt, da ſchreibt die rechte Hand nur immer der linken, damit Niemand neben dran etwas erfährt, und Alles hübſch unter „unſere Leut" bleibt. So lange

man euch nicht bei Verlust der rechten Hand das Ebräisch-schreiben verbietet, ist nichts aus euch zu machen. An Ordnung und Regel seid ihr so gar nicht zu gewöhnen, da, in eurer Zigeunersprache stehen die Buchstaben wie in einer Judenschul', der eine streckt die Beine von sich, der andere gähnt, der dritte legt sich auf den andern und der vierte macht einen Purzelbaum. In der deutschen Schrift da heißt's: aufgepaßt! da stehen die Buchstaben in Reih und Glied, darf keiner mucksen, wie die Soldaten bei der Potsdamer Wachparade."

Nach und nach gelang es indeß Ephraim sich die Zufriedenheit seines Lehrers zu erwerben. Eines Tages überbrachte er ihm eine englische Probeschrift, starr blickte er einige Sekunden darauf, dann faßte er ihn krampfhaft an den Augbrauen; Ephraim schrie und winselte.

„Wer hat das gemacht?" fragte der Lehrer barsch.

„Verzeihen Sie, ich, ich kann's gewiß nicht besser."

Der Lehrer ließ von ihm ab, und mit heftigem Geberdenspiel die Züge der Schrift in der Luft nachahmend rief er: „Ist's möglich! diese kühngeschweiften Züge, diese waghalsige Keckheit der Verbindung, diese Rundung und Fülle, jeder Strich wie Minerva aus Jupiters Haupt, wie Venus dem Schaume mit Einem Male in untadelhafter Pracht und Fülle der Feder entquollen, und vor allem diese höchste chinesische Ruhe und Sicherheit! solches ist mir in den glücklichsten Musestunden kaum gelungen.

Das darf man ja kaum mit dem Grabſtichel wagen. O ich Unglücklicher!“ rief er, das Papier entfiel ſeinen Händen, und er faßte ſich ſelber an beiden Augbrauen, „der Fluch der Atriden laſtet wie der Himalaya auf meiner Seele, mein eigen Fleiſch und Blut empört ſich wider mich, doch ſie ſoll büßen.“ — Er ſtürmte zur Thüre hinaus, man hörte fernes Wehgeſchrei, es näherte ſich, der Lehrer kam wieder und zerrte ein ſchluchzendes Mädchen von ſchlanker Geſtalt herbei, das ſich mit der Schürze das Geſicht verhüllte und die Augen trocknete.

„Hier ſetz dich her, Roſa,“ ſagte der Lehrer, „ſchreiben Sie ihr das A B C vor, Herr Kuh, ſie ſoll jede Stunde hier ſitzen und ſchreiben lernen. Schämſt du dich nicht, mein eigen Kind, wirſt in der nächſten Woche vierzehn Jahr alt, und machſt Buchſtaben, die wie ein Ameiſenhaufen in einander kriechen. Sieh', der Herr lernt jetzt erſt ſechs Monate bei mir ſchreiben, und das iſt ſeine Schrift, er darf ſich neben den Kabinetſchreiber der Kaiſerin Maria Thereſia ſtellen. Alſo nochmals A B C.“

Ephraim war nun zum Geſetzgeber erhoben, denn er mußte für ſeine neuerworbene Mitſchülerin eine „Vorſchrift“ machen, wie es Herr Petzhold nannte. Oft ſah er während dieſes Geſchäftes auf, und betrachtete Roſa, welche, das Kinn auf die Hand geſtemmt, trotzig zur Erde ſah, die Lippen des beiſpiellos kleinen Mundes hatte ſie zornig oder nachdenklich eingekniffen, ihre vollen

Wangen waren von heftiger Gluth entzündet, und in ihren Wimpern hieng noch zitternd eine Thräne. Ephraim fühlte das Mißliche, hier bei einer harten Execution mitwirken zu müssen, „welch' süße und himmlische Worte der Entschuldigung und Aufmunterung hätte er aus diesen Buchstaben zusammensetzen können, die er nun fühllos und nichts sagend neben einander stellte," so dachte er, und als er jetzt das L regelrecht hingezeichnet hatte, konnte er sich kaum überwinden, „Liebe" daraus zu bilden. Er schlug die Augen auf, sein Blick begegnete dem Rosa's, der schwermuth- und vorwurfsvoll auf ihm ruhte; er überlegte, was er zu ihr sagen sollte, der Lehrer hörte es ja nicht, aber Alles däuchte ihm zu matt und dürftig, er schwieg und gelangte endlich bei Z an. Mit den Worten: „Schreiben Sie es mir zu lieb; ich bitte," überreichte er ihr das Papier. Rosa lachte.

Weit glücklicher war er zwei Tage darauf, denn nun mußte er eine eigentliche Vorschrift in Worten für Rosa fertigen. Herr Petzhold übergab ihm ein Buch, um Einiges zu diesem Zwecke daraus abzuschreiben, es waren „Herrn Christian Hoffmann von Hoffmannswaldaus sinnreiche Heldenbriefe, auch andere herrliche Gedichte." Ephraim schlug das Buch auf, er nahm es als ein gutes Zeichen, daß ihm folgende Verse auffielen, die er nun in schöner Schrift schrieb:

Perlen liegen eingeſchränkt
In den harten Muſchelhäuſern;
Wer auf friſche Roſen denkt,
Sucht ſie in den Dornenreihern;
Honig iſt nicht ohne Bienen;
Wer in Canaan will ſtehn
Muß erſt in Aegypten dienen
Und durch Meer und Wüſten gehn."

Er übergab Roſa die Schrift und das Buch, indem er ſagte, den folgenden Vers (der von Liebe ſprach) möchte er gerne ſchreiben, aber er wage es nicht, ſie ſolle ihn leſen. Roſa gehorchte dem Rathe und las ſchüchtern:

„Vielleicht wird des Himmels Gunſt
Mir das Glück noch künftig gönnen,
Daß die Flammen meiner Brunſt
Offenbarlich brennen können;
Jetzt ſchreib ich meinem Herzen
Dieſen wahren Denkſpruch ein:
Feuersgluth und Liebesſchmerzen
Müſſen wohl bewahret ſein."

Roſa ſchlug verſchämt und leiſe das Buch zu.

Herr Peyhold verließ nun auf einige Minuten das Zimmer, Ephraim wußte nicht, wie es kam, er hatte Roſa umfaßt, er hieng an ihrem Halſe, er hieng an ihren Lippen; aber bald ſtörten neidiſche Dämone ihre kindliche Wonne: ſie hörten etwas zur Erde fallen, das Tintenfaß lag zerbrochen, und die Fluth des ſchwarzen Schickſals ſchlängelte ſich vielarmig zu ihren Füßen. Noch

ſtanden beide rathlos da, ſahen ſich ſtaunend und verwundert an, als der Rächer erſchien.

„Wer hat das gethan?“ fragte Herr Peyhold und faßte ſeine Tochter alsbald bei den ſchönen Augbrauen, weinend und zitternd riß Ephraim den Arm des Vaters weg, und ſchrie aus voller Kehle: „Um Gottes willen! ſie iſt unſchuldig, mir — mir reißt die Augen aus.“

Wie labte er ſich in dem Gedanken, für Roſa Schmerzen ertragen zu dürfen, das Auge zu ihr emporgerichtet, wollte er freudig Tod und Nacht hereinbrechen ſehen, aber Herr Peyhold verſagte ihm die Luſt des Märtyrthums, er mußte nach Hauſe gehen, ohne etwas erduldet zu haben.

Roſa warf ihm eines Tages ein kleines Schnitzel Papier auf ſeine Schreiberei, worauf ſie nichts geſchrieben hatte, als ihren Namen Roſa Mathilde Marie und den Namen Ephraim's darunter, was bedurfte es mehr? in dieſen Worten lag ja die überſchwänglichſte Offenbarung eines Geheimniſſes, das ſich noch ſcheu zu verhüllen trachtete. Stunden lang ſaß nun Ephraim einſam auf ſeinem Zimmer, und bannte alle Wonne und Trauer ſeines ſelig bewegten Herzens auf das Papier; es waren keine Gedichte, in denen er ſeine Liebe ausſtrömte; woher ſollte er die rechten Worte nehmen und wie ſollte er ſie fügen? er hatte nur erſt gelernt, ſchöne Buchſtaben zu zeichnen. Da ſaß er nun, und ſchrieb unzähligemal den

Namen seiner Neia: in Fraktur, englisch, deutsch und ebräisch, in allen Stellungen und Verbindungen. Wie glücklich war er! die schönsten Buchstaben des Alphabets hatten sich zur Bezeichnung des Herrlichsten auf Erden vereinigt. Er machte die Grundstriche aus durchbrochener Arbeit, und in den leeren Raum schrieb er mit einer Rabenfeder seinen eigenen Namen, jeder Buchstabe bildete wieder einen besondern Rahmen für ein neues Symbol, bald jagte er einen fliegenden Pfeil durch jeden Buchstaben, bald zirkelte er sich mit seinem vollen Namen behaglich darin ein; seine Hand zitterte nie, selbst bei den geistlichsten Unternehmungen. In hundertfältigen Liebeneyen fing er dann ihren Namen ein, zahllose Kränze flocht er um ihn, dieser kühne ovale Zug mit dem er ihn einschloß, der in einer Schleife endete, die weithin flatterte, das war das seligste Umfangen. Diese Pfeile, von Reben umrankt, die er als undurchdringlichen Wall um ihren Namen stellte, waren sie nicht Verkündiger seines jauchzenden Muthes? Diese sanft aufstrebenden, leise und zitternd punktirten Wirbel, die sich um ihren Namen schlangen, und über den engen Rahmen des Papiers hinausstrebten, waren es Herzenstöne, auf denen sie himmelan steigt?

Andere machten in wohlgefügten Liedern und Sonetten, in Bildern mit der Glorie der Vollendung gekrönt, in Schlachten zu ihrer Ehre geschlagen, die Lichten

feiern, Ephraim konnte ſich mit Recht ſagen, daß wohl nie der Name eines Mädchens ſchöner beſchrieben wurde, als der Roſa's.

Zur Schande Ephraim's müſſen wir indeß geſtehen, daß er nicht ſo ſtill ſelig war, wie man es von einer ſolchen Liebe erwarten konnte: den Wänden ſeines Zimmers, dem Sande im Garten, ja ſogar dem Tiſche vertraute er dieſe heiligen Schriftzüge an. Seitdem er die Schönſchreibekunſt übte, hatte er die üble Gewohnheit, wenn er vor einem friſchgeſcheuerten Tiſche ſaß, mit ſeinem Nagel das Wort Roſa darauf zu zeichnen; zwar that er dieß, wie aus prophetiſcher Eingebung, ſchon ehe er Roſa Petzhold kannte und liebte, er verwiſchte auch dann ſchnell dieſen Namen wieder, denn er konnte ſich doch leicht dadurch verrathen.

Eines Sabbath Mittags ſtand er nachdenklich am Fenſter, ohne daß er es wußte hatte er die Scheiben angehaucht und unzähligemal den Namen Roſa in einander geſchrieben. Da packte ihn eine Hand am Nacken, „Gottloſer, was machſt du da!“ rief ergrimmt ſein Vater, weißt du denn nicht, daß heut' Sabbath iſt, und man nicht ſchreiben darf?“ Ephraim wiſchte ſchnell mit der Hand das Geſchriebene wieder aus, er war froh, daß ſein Vater das eigentliche Wort nicht bemerkt hatte, und ſuchte ihm nun aus den Geſetzen der Rabbinen zu beweiſen, daß man eine Schrift, die nicht von Beſtand iſt,

am Sabbath schreiben dürfe. Jetzt zum Erstenmale, bei diesem geringfügigen Umstande, da er die Schriftzüge von dem Namen Rosa's unbeständig genannt, und in Verbindung mit den Gesetzen der Rabbinen stellte, erwachte plötzlich das Bewußtseyn des Zwiespaltes, in den er gesetzt war, in ihm. Man konnte mit Hoffmannswaldau von ihm sagen: an dem rosenfarbenen Gewande seines Lebensglückes „riß der Zeiten Garn entzwei." Ephraim war sehr betrübt, sein Vater nicht minder, aber aus ganz anderen Gründen.

Kaum hatte Ephraim selber deutsch lesen und schreiben gelernt, als er es auch schon wieder lehrte; Veilchen, seine Schwester, bat ihn unaufhörlich, ihr Unterricht zu geben, und des Nachts, wenn Alles im Hause schlief, saß die siebzehnjährige Jungfer bei ihrem Bruder und ließ sich von ihm die Zeichen lehren, in denen die Kinder der Welt ihre Gedanken und Erlebnisse niederschreiben, diese Lippen, zum Kusse reif, mühten sich ab, stotternd zu buchstabiren; Lessings Lustspiel, „die Juden," das Ephraim mit Einwilligung seines Vaters gekauft hatte, diente als A B Cbuch; mit staunenswerther Schnelligkeit lernte Veilchen deutsch lesen und schreiben. Je weiter sie aber in dem ersehnten Eldorado des neuen Wissens vordrang, um so unglücklicher war sie; alles Gedrückte, Verrenkte und Rauhe, was sie sah, erschien ihr als jüdisch; alles Freie, Natürliche, Heitere und Zarte, was

ſie las und ahnte, war ihr chriſtlich; ſie beneidete die ärmſte Chriſtin, und wenn ſie ihren Schmerz Ephraim klagte, ſchalt ſie dieſer, vielleicht weil er ſelber an dem gleichen Uebel kränkelte. Moſes Daniel hatte heute, am heiligen Sabbath, Veilchen weinend über einem Buche gefunden; trotz aller Drohungen behauptete Veilchen, von ſich ſelber das unnütze und gottverlaſſene Zeug gelernt zu haben. Darum war Moſes Daniel heute ſo ſehr betrübt.

Das ganze ſpätere Lebensunglück Veilchens findet ſeinen Urſprung in der unſchuldigen Thatſache, daß ſie deutſch leſen und ſchreiben konnte.

6. Die doppelte Buchhaltung.

Jeder kömmt einmal in seinem Leben an einen Scheideweg, wenn auch seine Lebensaufgabe noch so wenig dekalisch ist.
Wieland.

Ephraim war nun ein vollendeter Calligraph, und galt in der ganzen Gemeinde zu Breslau als „ein guter Deutscher," mit welcher Bezeichnung die deutschen Juden das Innehaben aller Profangelehrsamkeit zusammenfassen! An das Datum einer großen Revolution in der Geschichte des Comptoirlebens knüpfte sich das Eintreten Ephraim's in dasselbe; ein Franzose hatte die merkantilische Weltordnung zuerst auf Prinzipien gebaut, in ein System gebracht, und zur Wissenschaft erhoben.* Herr Petzhold war ein enthusiastischer Verkündiger der neuen Heilslehre, er war wiederum der Mentor Ephraim's. Die arme Rosa war fast ganz vergessen, ihr Vater hatte

* La science des négocians et teneurs de Livres par M. de la Porte (Paris. 1748.)

sie zu einer alten Tante nach Brieg gegeben. Ohne Abschied, ja ohne ihm die leiseste Kunde von ihrer Entfernung zu geben, hatte sie Ephraim verlassen. Der immer praktischer werdende Jüngling sah es als eine günstige Wendung des Schicksals an, so auf einmal von allem Zwiespalt befreit zu sein, er überredete sich, das ganze Verhältniß als ein kindisch unbedachtes zu betrachten — die erste Nota in dem Hauptbuche seines Lebens war ein Banquerot. — Manchmal überkam ihn auch ein schreckhaftes Bewußtsein seines Defizits, er fühlte sich verarmt, verlassen; aber in dieser Periode des Wachsthums an Wissen und Kraft, in welcher Ephraim noch stand, kann noch kein Verlust die Wurzel der Seele angreifen; ein neues Buch, ein neues Gebiet des Wissens, das seinen Reichthum uns erschließt, hebt uns plötzlich in eine ganz andere Athmosphäre und durchdringt alle Poren unsers Daseins, daß des Lebens Lust und Leid fast ganz verschwindet. Die Gelehrten vom Fach bleiben gewissermaßen ewig auf dieser Stufe der Schulmäßigkeit, und weil ihr Dasein nichts als ewiges Lernen ist, und nie Leben wird, sind sie dem Leben gegenüber Kinder, ruhige Indifferentisten, oder das, was die Philister glückliche Leute nennen.

Von fremden Sprachen kannte Ephraim nur die beiden großen Worte: **Debet** und **Credit**. Kaum konnte er sich nun in seiner Muttersprache auf dem Papiere

geläufig ausdrücken, als er auch schon französisch zu lernen begann. Nur wer im Französischen à fond war, war bei der großen Welt accreditirt, denn von Frankreich bezog man den **Esprit**. Ephraim lernte neben den merkantilischen Activen und Passiven auch die grammatikalischen kennen. — Eine wahrhafte Lernwuth bemächtigte sich seiner, wie sie sich nur bei Autodidakten findet, die nicht ordonnanzmäßig zugeschult wurden. In wenigen Jahren lernte er französisch, englisch und italienisch, auch einen lateinischen Autor konnte er nothdürftig lesen. Mit der Kenntniß der Sprachen und ihrer Formen erschloß sich ihm auch nach und nach der Gehalt der Wissenschaften und der Kunst, den die Geister aller Zeiten zu Tage förderten. Die Helden des Alterthums lernte er zwar zuerst mit dem klassischen Puder aus der Periode Ludwigs **XIV**. kennen, das freie Naturleben der Griechen war in französische Schnürleibchen gezwängt, die nackte Schönheit der Formen mit zarter Seide übersponnen und mit lüsternen Schleiern überhaucht, wie wir es am deutlichsten auf den Schildereien der damaligen Zeit erschauen. Alles das kümmerte den Jüngling wenig: diese Welt war so heiter, so frisch und lebensmuthig, sie war so fern von alle dem was ihn umgab, von dieser scrupulösen Religionssclaverei, wo das Leben erst mit dem Tode beginnt, sie war so erhaben über alle dem Jagen nach Gewinn, diesem Zählen, Rechnen

und Wägen, daß er mit ungerechter Verachtung seine ganze Umgebung ansah. Der Zwiespalt, der sich hierdurch in ihm aufthat, erfüllte ihn mit tiefem Schmerze, er hatte keinen Freund, dem er ihn klagen durfte.

Wiederum auf einer höheren Stufe klagte er das Schicksal an, das ihn als Jude geboren werden ließ; die Völker draußen, glaubte er, seien die Erben jenes glänzenden Lebens, wie es hier in den Büchern verzeichnet stand: das Bauernleben däuchte ihm noch jene friedsame Idylle, wo man singend und jubelnd den Samen in die Furchen streut, und wo nichts als Friede und Freude unter den Strohdächern wohnt; in jedem Officiere, ja fast in jedem Soldaten glaubte er einen Epaminadas, einen Cäsar zu sehen. Solche Illusionen konnten indeß nicht lange dauern, denn ein Gang in das Wollmagazin seines Vaters belehrte ihn, wie die Bauern, die dort ihre Wolle verkauften, sein geträumtes Ideal der Sitteneinfalt vereitelten; ein Gang in das Comptoir seines Vaters, wo die Officiere auf ihre Monatsgage Anlehen erhoben, belehrte ihn, daß unter diesen auswattirten Colletten keine Cäsarsherzen schlugen.

„Die Ideale und die Wirklichkeit müssen getrennt werden, einst in fernen Tagen war es anders und wiederum in fernen Tagen mag es so kommen," so sprach Ephraim zu sich, und diese traurigste aller halbwahren Erfahrungen bereitete ihm Freude und Ruhe. Wenn er

den Tag über an seinem Journale oder Hauptbuche, als Geschichtsschreiber und Prosaist, die laufenden Tagesbegebenheiten firirt, Geschäftsbriefe jeglicher Art empfangen und beantwortet, so empfing er Abends im stillen Kämmerlein die portofreien poetischen Episteln entfernter und verwandter Geister; **prima vista** acceptirte er die geistigen Wechsel, die die Classiker des Alterthums oder die Schriftsteller der Neuzeit auf ihn gezogen, er entschlug sich da der doppelten und einfachen Buchhaltung und legte die Schätze Anderer zu hohen Zinsen in dem Getriebe seines Geistes an.

So lebte er ein glückliches Leben, denn es war jene Zeit, da die Mußestunden noch in doppelten Farben schillern.

Es ist bemerkenswerth, daß Ephraim sich mit besonderer Vorliebe in die Idyllenpoesie hinein lebte; gerade weil sie als rein ideell, wie er sich's dachte, seinem ganzen Außenleben so fern lag, mochte er sich um so ungestörter an ihr erquicken. Diejenigen Völker, deren Wissen von den göttlichen Dingen durch den Buchstaben traditionirt wurde, sind dem freien Naturleben entfernt, es ist das jenes still selige und halb unbewußte Einschmiegen und Ergänzen des Pflanzen- und Thierlebens, wie es besonders in dem Leben und den Dichtungen der Griechen sich darstellt; die Juden insbesondere, deren Leben im Occident einer unter Trümmern sich hervorwindenden Vegetation glich, kannten jenes

heitere Wachsen und Blühen gar nicht, und ein doppelter Zauber überglänzte Alles vor der jugendlichen Phantasie Ephraim's. Der Wechsel der Jahreszeiten und der Witterungen, alles das, was im Geschäftsleben und den Schriften der Juden fast unmerklich vorüberging, bildete hier den Mittelpunkt des ganzen Daseins. — Fast möchte man sagen, Ephraim hatte neben der ihm von der Welt zubestimmten Lebensgefährtin, eine ihm von Gott angetraute heimliche Geliebte, deren irdische Begegnung er fürchtete und zu verhindern suchte. Die freundliche Muse besuchte ihn indeß auch am Comptoirtisch, verstohlen las er in einem Lieblingsbuche, während er sich über das Hauptbuch hinbeugte, und dieß nannte er seine eigene doppelte Buchhaltung. Aber auch unwillkürlich ragten die Genien der Poesie in sein Prosaleben herein: einst saß er im Wollmagazin auf einem großen Ballen, er hielt die Factura in der Hand, um die Quantität und Qualität der neuangekommenen Wolle genau zu controliren; das Geschäft war langweilig, die rastlose Phantasie Ephraim's schuf sich schnell zu der hier ausgekramten Wolle die Leiber der Schaafe und ließ sie lustig tanzen und springen auf der grünen Trift, Ephraim selber ward zum sorglosen Hirten, der die Syrinx blies und die schwatzhafte Echo weckte, da kam mit geflügeltem Schritte die liebliche Chloe, es war Rosa, und brachte ihm Honig und Ziegenmilch, und ihre Küsse süßer noch

als Honig und ihre Worte labender noch als Ziegenmilch, sie legte sich neben ihn, seine Linke ruhte unter ihrem Haupte, und mit der Rechten umarmte er sie. — —

„Daß sich Gott erbarm! da liegt der Jung' und schläft. Du hättest sollen Rabbiner werden, denn du verstehst doch nichts Rechtes vom Handel," so sprach Moses Daniel, indem er seinen Sohn aufrüttelte, der sich starr und verwundert die Augen rieb; er mußte eine milde Strafpredigt seines Vaters anhören, wobei die Sache beruhte. Ephraim aber war durch den Contrast, der ihm hier offenbar wurde, sehr unglücklich.

„Wenn ich den Schlüssel in meiner Comptoirthüre zum Zweitenmale herumgedreht habe, bin ich ein ganz anderer Mensch," so hatte er sich noch gestern gegen seine Schwägerin berühmt, und heute schon war diese stolze Maxime der praktischen Vernunft ins Nichts zerflossen. Täubchen, oder wie sie sich lieber nennen ließ, Theodolinde, war die einzige Vertraute Ephraim's; er glaubte in einer Art geschwisterlichem Verhältniß zu ihr zu stehen, und enthüllte ihr sein ganzes Inneres. Ephraim stand noch auf jener ersten Stufe der Mittheilungslust, wo wir uns von einem Jeden im innersten Kerne verstanden und begriffen glauben und harmonisch geeint, weil er uns mit sichtbarer Aufmerksamkeit zuhört, in allgemeinen Repliken unsere Mittheilungen entgegennimmt und uns oft nur dasselbe erwiedert, was wir vor wenigen

Minuten ſelber ausgeſprochen; die früher oder ſpäter folgende Erfahrung, das Spiegelbild für eine wahrhafte Geſtalt angeſehen zu haben, iſt nicht minder herb als unausbleiblich. Ephraim theilte ſeiner Schwägerin Alles was er las, fühlte und dachte, nach dem friſcheſten Eindrucke mit, indem er durch dieſes Ausſprechen vor ihr erſt deutlich erkannte, was in ihm vorging, glaubte er durch ſie zum Verſtändniß ſeiner ſelbſt gelangt zu ſein; doppelt ſchmerzlich war es ihm daher, als er ſich von ihr nicht in Wahrheit begriffen glaubte.

Einſt ſprach er ihr in überſchwänglichen Worten von den hohen Schönheiten, die in der Tragödie von Racine ſich offenbarten, und wie ihm die tiefe Tragik dieſes Stoffes ſeine ganze Seele erfüllt hätte.

„Ja, es iſt ein ſchönes Buch, es hat mir auch viel Vergnügen gemacht," antwortete die Angeredete heiter lächelnd, ſie glaubte eine tiefe und mit den Anſichten ihres gelehrten Schwagers durchaus ſympathiſirende Bemerkung gemacht zu haben; dieſer aber ſchauerte plötzlich zuſammen und kniff die Lippen übereinander; wie ein elektriſcher Schlag durchſpukte ihn das Bewußtſein, daß er eine große Summe nie wiederkehrender aus der heiterſten Jugend entſproſſener Gefühle, ein Stück Leben an eine Unwürdige verſchwendet habe; ſeine frühere Verehrung für ſie verwandelte ſich faſt in Verachtung; das was er mit bangem Herzklopfen und wehmüthigem

Blicke geleſen, der ganze gräßliche Schmerz, der in den unglückſeligen Verwicklungen der Lebensverhältniſſe liegt, und wie ihn der Dichter ſo ſtarr und unbeweglam darſtellte, Alles das war ihr nur ein leichtfertiges Spiel, ein Zeitvertreib! — Von Tag zu Tag wurde er kälter gegen ſie, ſie aber, ohne zu ahnen, was ihn von ihr entfernte, verfolgte den ſchönen ſchlanken Jüngling mit immer feurigern Blicken und ſüßeren Worten.

Ephraim that ſeiner Schwägerin doppelt Unrecht; ſie hatte in ihrem Urtheile ja nur geäußert, was er zu einer andern Zeit von ſich ſelber verlangte: eine theilnahmloſe, bloß äußerliche Betrachtung der poetiſchen Gebilde, ſodann war die Bildungsweiſe ſeiner Schwägerin eine ſolche, daß er nichts anders verlangen durfte.

Täubchen oder, wie wir ſie nun auch nennen wollen, Theodolinde, war durch Zufall in ihrer Kindheit in eine Sphäre des Wiſſens hineingelockt worden, der damals außerhalb der jüdiſchen Kreiſe lag; ihre vorherrſchend ſinnliche Natur hatte ſie nur die äußere Nothwendigkeit dieſer Bildungselemente erkennen laſſen; ſie las die Bücher und ſpickte ihre Converſation mit franzöſiſchen Phraſen, wie ſie es in der Kleidertracht den chriſtlichen Damen nachthat, und ſie in grellen Farben und Ueberladung der Stoffe ſogar überbot; ſie hatte nie geliebt, auch ihren Mann nicht, ſie hatte ihn nur geheirathet, und wurde von ihm mit inniglicher Ergebung verehrt;

er hörte es gerne, wenn ihm die Leute sagten: er sei einer so gebildeten und schönen Frau nicht werth. „Ich hab sie doch," sagten dann seine schmunzelnden Mienen, und er kneiffte ihr dann die zarten Wangen so stark, daß sie ihn oft halb im Ernste einen garstigen Menschen nannte. Zwei Abweichungen von den sogenannten jüdischen Observanzen hatte Theodolinde durch die Ergebung ihres Mannes durchgesetzt, sie ging ohne Schürze aus dem Hause, ja sogar in die Synagoge, und in den Zimmern ihres Hauses hingen gemalte Bilder, eine ungewöhnliche Neuerung, denn es steht geschrieben: „Du sollst dir keine Bilder machen."* Der alte Moses Daniel schüttelte über diese neue Mode bedenklich den Kopf, aber er wollte die überaus glückliche Ehe seines ältesten Sohnes nicht stören und schwieg.

In dem kleinen Zimmer mit den gemalten Kupferstichen saß gewöhnlich Ephraim und sprach von den Freuden seiner Seele; das Auge der Zuhörerin warf unstete Flammen, Ephraim freute sich dieser Zeichen der Aufmerksamkeit; hätte er gewußt, welch' eine Flamme aus diesen Augen sprühte, er hätte tief getrauert. Theodolinde hatte bei ihrem jüngsten Schwager alle jene Vorsprünge der Verwandtschaft, sie schalt über seine verwahrlos'te Toilette, strich ihm die Locken aus der Stirne,

* 2. B. M.

sie band ihm die Halskrause mit zierlicherer Schleife fest, sie faßte ihn am Kinn und lehrte ihn eine gerade Haltung; Ephraim stand bewegungslos kalt da, als müßte er dies Alles mit sich geschehen lassen, während Theodolinde ihn mit ihren Blicken durchbohren wollte und in heftiger Leidenschaft die Zähne über einander biß. Es war nicht blos maskirte Sinnlichkeit, es war in der That auch ein reinerer Trieb, der zur Unzeit in Theodolinden erwachte. Dieser Jüngling hatte ihr zuerst das Auge für das unendliche schimmernde Reich des Gedankens geöffnet, durch ihn hätte sie in ein Leben, das von höheren Wünschen und Hoffnungen getragen war, versetzt werden können, und als sie einst den vor ihr sitzenden Ephraim mit beiden Händen an den Schläfen gefaßt hatte, scheinbar um seine Locken in Ordnung zu bringen, drückte sie einen brennend heißen Kuß auf seine Stirne; der Jüngling zitterte, seine Stirne wurde roth, er senkte den Blick, sie richtete sein Haupt auf und sah ihm liebevoll in die Augen; fast ohne daß er wußte, wie ihm geschah, hing er an ihrem Halse, fest von ihren Armen umklammert, er bedeckte ihre Wangen und ihren Hals unermüdlich mit Küssen; da traf plötzlich sein Blick ein Bild, das über ihm hing, es war von Theodolinden ungeschickt placirt, denn es war die Geschichte Josephs und Potipharas; wie mit himmlischer Kraft erwachte plötzlich all' die Pietät seiner Kindheit in ihm, er

bedeckte ſich voll Schaam die Augen, riß ſich aus der Umarmung Theodolindens los und ſtürmte davon; er glaubte ein Gelächter zu hören, als er die Thüre hinter ſich zuſchlug. —

Ephraim kannte die doppelte italieniſche Buchhaltung vieler Ehen noch nicht, ſonſt hätte er gewußt, daß hier das **Debet** dem Manne und das **Credit** dem **Cicisbeo** gilt.

Anderen von der Religion minder verpönten Verführungen widerſtand er in der Zukunft leider nur zu wenig.

7. Auszug aus Aegypten.

Mit Flammenzügen glänzt
In der Seelen Abgrund der Vorwelt Bild,
Und schießt weit über weissagend starkes Geschoß
In das Herz der Zukunft.

Herder.

Mein Geist war so in sich gekehrt,
Mein Sinn vom Klange hingenommen,
Daß mir es immer unerklärt,
Wie ich so hoch hinauf gekommen.

Uhland.

„Ueber's Jahr in Jerusalem!“ — so rief Moses Daniel, indem er sich von seinem morgenländischen Ruhebette aufrichtete, und den vollen Becher dabei erhob. Ephraim betrachtete still und gedankenvoll die Arabesken an seinem goldenen Becher.

Es war der erste Abend des Osterfestes. Seitdem die Sonne untergegangen war, saß oder lag vielmehr Moses Daniel singend und plaudernd auf den mit Goldbrokat überzogenen Kissen der Ottomanne, die hinter dem reichgedeckten Tische stand. Vor ihm lagen, in weißen

Tüchern aufgeſchichtet, drei Kuchen von jenem „Elendsbrode,“* das die Kinder Iſraels bei dem Auszuge aus dem Sklavenhauſe Aegypten gegeſſen hatten, ſo wie ein Stück unmittelbar im Feuer gebratenen Fleiſches, zum Andenken an das Oſterlamm. Es war ein ſymboliſches Abendmahl: man genoß rohen Meerrettig, zur Erinnerung an die Bitterkeiten, welche die Kinder Iſrael's in Aegypten verſchluckten; man genoß rohe in eine gelblichte Latwerge eingetauchte Peterſilie, zur Erinnerung an den Lehm, den die Kinder Iſraels in Aegypten ſtampfen mußten. Nächſt den vielen vorgeſchriebenen Gebeten und Erzählungen plauderte man noch viel über den Auszug aus Aegypten, und Moſes Daniel freute ſich, der Vorſchrift der Rabbiner gemäß, ſo inniglich, als ob er ſelber aus Aegypten gezogen wäre. Am Oſterabende iſt jeder jüdiſche Hausvater ein orientaliſcher König, ſo auch Moſes Daniel; er ſtand nicht auf von ſeinem Divan, um ſich die Hände zu waſchen, als man die Speiſen auftrug, er ließ das ſilberne Waſchbecken vor ſich bringen, und erhob ſich kaum von ſeinem ſtolzen Sitze. Um aber nicht in Uebermuth zu verfallen, hatte Moſes Daniel, nach der Weiſe der Chaſidien,** ſein weitfaltiges weißes Sterbegewand angezogen; in ſolchen

* 5. B. M. 16, 3.
** Jüdiſche Pietiſten.

Contrasten gefiel sich die jüdische Sitte, man sollte nie vergessen, daß man den Pfahl im Leibe hege; „die Hüften gegürtet, die Sandalen an den Füßen und den Stock in der Hand,“* so saß Moses Daniel da. Es konnte Grauen erregen, wenn man seine knöcherne Hand mit den geschwollenen Adern aus dem Talare hervor nach dem vollen Becher greifen sah, solches kam aber Niemanden, der am Tische saß, in den Sinn. Außer Ephraim, seinen drei Brüdern und seiner Schwester, saßen noch zwei schmutzige Polen und der uns wohlbekannte Schnauzerle nebst seiner Gattin und zwei Kindern am Tische, auch die Magd des Hauses fehlte nicht; diese erzählte während des Essens, daß schon seit drei Tagen der Sohn eines reichen christlichen Bürgersohnes spurlos verschwunden sei; er sei Nachts, nachdem die Festung bereits geschlossen war, noch aus dem Hause gegangen, und seitdem hatte man keine Spur von ihm entdeckt.

„Gott sei gelobt und gepriesen,“ sagte Moses Daniel, „vor Zeiten hätt' eine solche Geschichte tausenden von Juden Gut und Blut gekostet, Gott sei gelobt, er hat uns doch das Joch der Gefangenschaft um Vieles leichter gemacht.“

„Joch bleibt Joch,“ entgegnete Ephraim, „ich kann nicht Gott sei Dank dafür sagen, daß uns auf

* 2. B. M. 12, 11.

allen Wegen und Stegen Hand- und Fußſchellen angelegt ſind.“

„Wenn du nicht ſtill biſt, ſo kannſt du noch eine Maulſchelle dazu kriegen! für was wären wir denn in der Gefangenſchaft, und hofften auf den Meſſias, wenn wir nicht unterdrückt wären? Gott verzeih' mir's, zerſtört mir der Junge noch den heiligen Feiertag.“ — Der eintretende chriſtliche Magazin-Knecht unterbrach die heftigen Reden Moſes Daniels und die Beſänftigungen der Polen.

„Man hat einen Wollſack gebracht und ihn unten in der Hausflur abgeladen,“ berichtete der Knecht, „der Fuhrmann hat geſagt, er wolle nach den Feiertagen ſchon mit dem Herrn abrechnen.“

„Ich wollt', ich könnte dir den Wollſack in den Rachen ſchieben, daß du daran erſtickſt.“ rief Moſes Daniel aufſpringend und die Fäuſte ballend, „hab' ich dir nicht neun und neunzigmal geſagt, du ſollſt am Samſtag und Feiertag nichts annehmen, was ſich auf den Handel bezieht? es iſt, als ob alle Höllengeiſter in mein Haus eingedrungen wären, um Alles zu unterſt zu oberſt zu kehren, hat ja der Sampadion am Samſtag und Feiertag Ruhe; ich habe keinen Feiertag und keinen Sabbath mehr, und meine Kinder, beſonders mein hochdeutſcher Herr Sohn“ —

„Lieber Vater, du biſt doch aber heute gar zu

ärgerlich, und sieht jeden Strohhalm für einen Balken an," sagte Veilchen, und suchte ihrem Vater, der wieder ruhiger wurde, den Wein wegzurücken.

„Es ist wahr, ich weiß nicht, ich bin heut' Abend so ärgerlich über die ganze Welt, daß ich mir selbst Ohrfeigen geben möcht', es muß vom Weine kommen," sagte Moses Daniel sich ruhig niedersetzend.

Wie es das Gesetz vorschreibt, hatte jeder Tischgenosse bereits drei Becher rothen Weines geleert; nur aus einem hohen vergoldeten Kelche, der neben dem Hausvater stand, hatte noch Niemand einen Tropfen getrunken, und doch war jedesmal, wenn die andern Becher gefüllt wurden, auch in diesen Kelch Einiges zugegossen worden; die Sage nennt diesen Becher den des Propheten Elias, da dieser heilige Mann überall unsichtbar das Fest der Erlösung mitfeiert; darum steht in der Hütte der ärmsten Juden an diesem Abend ein Becher Weines für den Propheten bereit, wie bei der Beschneidung eines Kindes neben den Gevattern ein Stuhl leer ist für den Propheten Elias, der unsichtbar dieser heiligen Handlung assistirt.

Nach dem Tischgebete wurden die Becher wiederum gefüllt, Alles erhob sich:

„Ueber's Jahr in Jerusalem!" so rief Moses Daniel, indem er sich von seinem morgenländischen Rubebette aufrichtete, und den vollen Becher dabei erhob.

Ephraim betrachtete ſtill und gedankenvoll die Arabesken an ſeinem goldenen Becher.

Moſes Daniel hielt nach jenem Rufe inne, er horchte leiſe auf, ob nicht vom Himmel herab ertöne der ſchmetternde Poſaunenſchall des Erlöſers, der die Erde erzittern macht vor Freude und Bangen, gleich einer Braut, die mit Sang und Klang den Verlobten heranziehen hört, der ſie vor den Altar führt; er horchte leiſe, ob er nicht vernehme den Ruf, der ganz Iſrael verſammelt aus allen vier Enden der Welt; Alles war ſtille, kein Athem wurde vernommen, nur von drüben aus der Fechtſchule drangen verworrene Klänge der Singenden und Redenden herüber, da ertönte ein Horn, — Ephraim konnte ſich eines grauſamen Lächelns nicht erwehren, es war der Nachtwächter. — Moſes Daniel ſtemmte die linke Hand an die Augbrauen, und beugte ſein Antlitz über den vollen Becher, ſein Spiegelbild blickte ihm daraus entgegen, es war keine Todtenfratze, die ihm daraus anſtarrte, und nach dieſem untrüglichen Zeichen, ſo lehrte die kabbaliſtiſche Tradition, hatte er die Gewißheit, in dieſem Jahre nicht zu ſterben, und konnte er noch über's Jahr die Ankunft des Meſſias erharren. Moſes Daniel wollte ſich eben ruhig niederſetzen, um den letzten vorſchriftsmäßigen Becher gemächlich zu ſchlürfen, da hörte man an der Fechtſchule die Scheiben klirren, Toben und Lärmen auf der Straße und Geheul in den

Häusern. „Nieder mit den Juden! Wir wollen ihnen ihr eigen Blut zu saufen geben! Der Moses Daniel muß sterben, der hat den Fritz Posch umgebracht.“ Prasselnd fuhren Steine wider die Fensterladen des Zimmers, in welchem die friedliche Familie weilte, Alle schracken zusammen und wollten sich schnell von der nahenden Gefahr retten, da erhob Moses Daniel das Haupt, seine Augen glänzten, auf seiner Stirne schimmerte eine Himmelsglorie.

„Ruhig!“ sprach er, und seine Lippen verzogen sich wie zu einem heitern Lächeln, „wie Gott will; ist es sein Wille, daß wir sterben, so laßt uns als fromme Juden sterben, in Gott, mit Gott, Halleluja! Halleluja! Hallelu El.“ — Wie ein Prophet stand Moses Daniel da in seinem weißen Talare, die Hände hoch zu Gott erhoben, den Psalm singend, Alle ergriff ein heiliger Schauer und unwillkürlich stimmten sie mit in den Gesang ein, selbst Schnauzerle, der sich beim ersten Tumulte mit seinem silbernen Besteck unter den Tisch verkrochen hatte, kam wieder leise hervor und machte ein sauersüßes Gesicht, indem er in den Chor einstimmte.

Die Hausthüre war erbrochen, man hörte eine Masse Menschen die Treppe heraufpoltern, die Stubenthüre ging auf, Moses Daniel sang ununterbrochen den Psalm weiter, und wie vom Zauber gebannt, standen die rohen Eindringlinge, Keiner wagte einen Fuß über die Schwelle

zu sehen. Nur wenige Secunden waren diese rohen Gemüther von der Allmacht des Heiligen gebannt. „Der Kerl hat,. glaub' ich, ein gestohlenes Meßgewand auf seinem räudigen Judenleib," rief einer der Zurückgedrängten und kniff seinem Vordermann in's Ohr, daß dieser laut auf schrie, ein Gelächter entstand, und verschwunden war alle Ehrfurcht vor dem Heiligen.

„Seht," sprach der Rädelsführer, indem er auf die singende Gruppe eindrang, „seht, jeder hat einen Becher in der Hand, hier steht ein großer, der für Niemand am Tische ist, da drinnen ist das Mutterblut, das sie dem Fritz abgezapft haben, da, wasch dich mit, du vermaledeiter Judas!" Er nahm den großen Kelch und schüttete den Wein Moses Daniel in's Gesicht, daß dieser rücklings auf die Ottomanne niederfiel, daß weiße Gewand troff über und über wie vom Blute.

„Leben um Leben!" rief Ephraim, indem er ein Messer ergriff, und den Missethäter an der Kehle packte, „mir nach, meine Brüder! die Zeiten sind vorbei, wo man sich wehrlos niedermetzeln ließ; müssen wir sterben, so sollen diese Bluthunde uns voran!" Ein furchtbares Ringen und Kämpfen, Schreien und Wehklagen entstand in der Stube, Veilchen umfaßte weinend die Kniee ihres halb ohnmächtigen Vaters. „Halt!" schrie Moses Daniel plötzlich erwachend, „Halt ein! Ephraim, Ephraim willst du uns alle tödten? die Hand möge

dir zum Grabe heraus wachsen, das Messer möge sich in dein eigen Herz bohren, wofern du nicht abtrünnig von der sündhaften Gegenwehr. Christen, hier bin ich, bindet mich, nehmt mich gefangen, tödtet mich, ich will euch nicht fragen, warum thut ihr also? ich bin euch ein Jude — nur meine Kinder schonet, sie sind noch jung, sie wollen noch leben."

Ephraim hörte seinen Vater weinen, das Messer entfiel seinen Händen, er weinte mit. Man hörte die Polizei unten an der Thüre, die Meuterer benutzten noch den Augenblick, und steckten was sie an Pretiosen habhaft werden konnten, in die Taschen; Veilchen wurde von einem Frechen, der ihr die Korallenschnur vom Halse riß, fast erwürgt. „Herrenloses Gut ist für mich auch kein Uebel," dachte Schnauzerle, und steckte einen vergoldeten Becher und das Messer, welches Ephraim hatte fallen lassen, in die Tasche; „das ist eine gute Waffe," dachte Schnauzerle, „zumal, da sie ein silbernes Heft hat." Noch einmal entstand ein verworrenes Gerüusch, dann wurde Alles plötzlich stille, die Polizei trat ein.

Moses Daniel wurde von den Meuterern mehr fortgeschleppt als geführt, bis sie auf der untern Hausflur Halt machten, dort trat der Rädelsführer mit einem Messer vor, schnitt den hier liegenden Wollsack auf, in Wolle eingewickelt lag hier die Leiche des seit drei Tagen vermißten Fritz Posch, drei tiefe Todeswunden im

Herzen; die durchschnittenen Pulsadern und Schläfe zeigten, daß er eines martervollen Todes gestorben war.

„Du hast ihm das Marterblut abgezapft für deine Ostern, du Judas!“ riefen Alle, und schlugen und stießen den alten Mann, der ohne ein Wort zu erwiedern, Alles geschehen ließ. Noch mit seinem Sterbegewande bekleidet, wurde er als Mörder in das Gefängniß geworfen. —

Der Sommer war gekommen und verschwunden, Herbstnebel umflorten den Horizont, aus den Kerkerwänden quollen Tropfen hervor gleich Thränen, Moses Daniel saß still zusammengekauert in seinem Gefängnisse, er hatte keine Thränen mehr, er hatte keine Gedanken mehr, denen er nachhängen mochte, Alles schwomm wirr und chaotisch in ihm zusammen; nur bisweilen bewegten sich seine Lippen wie zu einem leisem Gebete, er lugte zu seinem Fensterchen hinaus, nur um die Sonnenwende zu beachten, und dann das übliche Gebet zu sprechen. Alle Drangsale eines Kerkerlebens und peinlichen Verhörs hatte er ertragen, selbst die Schrecken der Tortur waren ihm nicht fern geblieben; zwar hatte Friedrich **II.** alsbald nach seinem Regierungsantritt diese mittelalterliche Barbarei abgeschafft, aber es war in einer geheimen Cabinetsordre an die Behörden geschehen, das Volk erfuhr nichts davon, und als Schreckmittel konnte die Drohung der Tortur noch immer angewendet werden, und that gute Dienste; bei Moses Daniel indeß war es vergebens, da

zwar eine Masse von Indizien, aber auch nicht das entfernteste Geständniß vorlag, er hatte den mit gräßlichen Verwünschungen gestachelten Judeneid geleistet, wobei er nach dem Herkommen die Brust entblößen und barfuß auf einer Schweinshaut stehen mußte, aber immer konnte er nichts gestehen, und so zog sich die Untersuchung in die deutscheste Länge.

Moses Daniel hatte einen Bruder mit Namen Abraham, dieser war ein gescheiter und welterfahrner Mann. „Mit Gold kann man jedem noch so großen Schreihals das Maul stopfen, und wenn man mit Dukaten läutet, fangen die Stummen an zu beichten," pflegte er zu sagen, und seine Maxime bewährte sich auch in dem vorliegenden Fall, es gelang ihm nach und nach seinem Bruder alle möglichen Bequemlichkeiten zu verschaffen, ja sogar seine Freiheit hätte er erwirkt, wenn die Richter sich nicht vor der Schande der offenbaren Bestechung gefürchtet hätten. Abraham setzte daher öffentlich eine große Summe Geldes für denjenigen aus, der von dem Mörder des Fritz Posch auch nur eine Spur angebe.

Eines Abends trat ein alter Bettler, in einen zerrissenen Soldatenmantel gehüllt, zu Abraham ein, er verlangte mit ihm allein zu sein, Abraham betrachtete den Bettler mit forschenden Blicken, auf dem Haupte trug er eine bunte Zipfelkappe, die er nicht abthat, weil sein haarloser Schädel durch Wunden entstellt sei, ein großer

weißer Schnurrbart bedeckte fast den ganzen unteren Theil des Gesichtes, gegen dieses Alles stachen die frischen blauen Augen mit den hellen Glanzlichtern sonderbar ab. Abraham befahl indeß seiner Frau und seinen beiden Kindern hinaus zu gehen. Nach vielen Versprechungen und Betheurungen erzählte nun der Bettler keuchend und mit beengter Brust: der Mörder des Fritz Posch sei der Leineweber Leneke in den Hinterhäusern, der seit einiger Zeit zu den Frommen, zu den „Stillen im Lande" gehöre; jener Fritz sei „in allen Ehren" der Geliebte von Leneke's Frau gewesen, aber in einem Rausche habe ihn Leneke erstochen und die Leiche in das Haus des Juden praktizirt. Leneke habe dann „in allen Ehren" von der allgemeinen Dispens des Königs Gebrauch gemacht, und sich von seiner Frau scheiden lassen. Abraham fragte, ob der Bettler, da er durchaus kein persönliches Zeugniß ablegen wolle, denn kein Zeichen oder bestimmtes Merkmal habe; da gab ihm der Bettler einen silbernen Ring mit den Worten: „nach diesem wird er's gewiß nicht läugnen können."

Abraham ging in das Nebenzimmer, man hörte ihn leise sprechen, der Bettler stand rasch auf und horchte, Abraham kam mit einem großen Geldsacke heraus und zählte mehrere hundert Thaler auf den Tisch, der Bettler streckte eine überaus kleine Hand aus dem Mantel, um die blinkende Münze zusammenzuscharren; Abraham ging

voll sichtbarer Ungeduld das Zimmer auf und ab, stellte sich seitwärts an das Fenster, schaute nach der Straße und behielt den Bettler dabei im Auge; dieser hatte das Geld eingesackt und wollte eben gehen, da sprang Abraham vor, zog eine Pistole aus der Tasche und faßte den Bettler an der Kehle, der Schrei erstarb dem Bettler auf der Zunge, zitternd wand er sich unter den Händen Abraham's, da ging die Thür auf. „Jesus Maria! die Polizei!" rief der Bettler, aber mit gellender weiblicher Stimme; Abraham riß dem Vermummten die Mütze vom Haupt und schöne blonde Locken quollen hervor, er riß den Schnurrbart von der Lippe, es war ein schönes weibliches Gesicht; die Gerichtsdiener erkannten sie als die Frau Lencke, die, seit sie von ihrem Manne geschieden war, als Comödiantin in den benachbarten Städten umherzog; sie wurde verhaftet, ebenso ihr ehemaliger Gatte, der seine That bald eingestand; er wurde in Betracht des Rausches zu zwanzigjährigem Zuchthaus verurtheilt; Frau Lencke wurde nach mehrmonatlicher Haft Landes verwiesen; Moses Daniel wurde in Freiheit gesetzt.

„Auch gut," sagte Moses Daniel mit einem schweren Seufzer, als er wieder zum Erstenmal in seinem Lehnsessel saß, und seine Familie um ihn versammelt war, „Kinder, laßt uns auch gut sagen, es hätte ja noch viel schlimmer gehen können. Der Herr läßt mich

hienieden für meine Sünden büßen, damit ich drüben der reinen Seligkeit deſto theilhafter werde; Dank und Preis ihm, daß er mir Ruhe und Freiheit wieder gegeben. — Moſes Daniel genoß dieſer Freiheit — wenn man dieſen heiligen Namen auf den ſchutzloſen Zuſtand eines Schutzjuden anwenden darf — nur noch kurze Zeit; den ganzen Winter verließ er das Bette nicht; Ephraim mußte ihm in allen Freiſtunden aus den heiligen Büchern vorleſen, und wenn er dann aus Müdigkeit einſchlief, zog Ephraim ſchnell ein profanes Buch aus der Taſche und las für ſich weiter; da lagen dann Boccaz's oder Arioſt's verliebte Geſchichten auf den offenen Blättern des Thalmuds, und das Röcheln und Schlafreden des Kranken erſchien oft wie ein dämoniſches Proteſtiren gegen ſolche Genoſſenſchaft, daß Ephraim ſchaudernd zuſammenſchrack und das Buch zuſchlug, aber bald öffnete er es wieder lächelnd, und las ruhig weiter. Ein zehrendes Fieber rieb allmählig das Leben Moſes Daniels auf. —

Der erſte Oſterabend war wiederum gekommen, der Tiſch war reich gedeckt, zahlreiche Lichter verbreiteten eine feſtliche Helle. Moſes Daniel befahl, daß man ihm ſein Sterbegewand anziehe, und ihn hinaustrage auf die goldbrokatne Ottomanne; er wollte noch einmal zu Thron ſitzen als König in ſeinem Hauſe. Die üblichen Lieder wurden geſungen, Moſes Daniel lag auf ſeiner

Ottomanne und summte leise mit, es war heute nicht otientalischer Königsstolz, daß er sich nicht aufrichtete, ihm gebrach die Kraft dazu, aber nach dem Tischgebete raffte er alle seine Kraft zusammen, und unterstützt von Ephraim und Nathan gelang es ihm, sich aufzurichten, er faßte den Becher, hob ihn in die Höhe: „Ueber's Jahr in Jerusalem!“ rief er mit kräftiger Stimme, er stemmte die Hand an die Stirne und sah in den Becher, der Becher entfiel seinen Händen. — Wiederum war das Sterbegewand vom Weine geröthet, wiederum sank er leblos auf die Ottomanne zurück, wie im vorigen Jahr zur selben Stunde, aber diesmal erwachte er nicht wieder. Nach wenigen Stunden trauerte man nur noch um den todten Moses Daniel. — —

Wenige Wochen darauf saß die ganze Familie im älterlichen Hause. Die Theilung war beendigt, die Fremden waren fortgegangen, nur die vier Brüder, ihre Schwestern und Täubchen-Theocolinde saßen da, ein jedes hatte goldene Becher, Geschmeide und dergleichen vor sich stehen, denn Moses Daniel hatte fast einen Drittheil seines Vermögens in beweglicher Habe, da er, die Ankunft des Messias treuherzig und aufrichtig hoffend, stets marschfertig sein wollte; aus diesem Grunde hatte er auch kein Testament hinterlassen.

Die Dämmerung warf ihre Schatten in das Zimmer, noch war Alles still.

„Brüder," begann Ephraim, „die Theilung iſt vollzogen, wir aber wollen uns nicht theilen." —

„Ich bin auch dafür, daß wir das Geſchäft unter gemeinſchaftlicher Firma fortführen," — bemerkte Chajem.

„Ich rede jetzt nicht vom Geſchäfte," fuhr Ephraim fort, „der Vater, um den wir uns zuſammen einfanden, iſt nicht mehr, ſollen wir nun dahingehen, ein jeder ſeinen Weg, und kein Sammelplatz uns mehr einen? Was iſt der Menſch, und der Jude insbeſondere — der ausgeſchloſſen iſt, von allem Staats- und Nationen-Leben — ohne die Seligkeiten der Familie? Darum laßt uns ſein Ein Herz und Eine Seele; alljährlich am Sterbeabend unſeres Vaters wollen wir uns hier verſammeln mit unſern Weibern und Kindern, und keinen Groll in uns aufkommen laſſen. Die Religionsfeſte haben ihre Weihe verloren, wir wollen ſie wieder gewinnen durch Familienfeſte."

Die Brüder drückten ſich warm die Hände ohne ein Wort zu reden. Veilchen fiel ihrem Bruder Ephraim um den Hals, küßte ihn und weinte.

Eine ſtumme Pauſe des tief innerlichſten Erfaſſens trat ein, kein Laut wurde vernommen, aber im Innerſten pflog ein Jeder die trauteſten Worte und Zeichen mit dem Andern. Solche Auftritte oder Scenen, wie man ſie gewöhnlich nennt, ſcheinen nur auf der höchſten oder auf der niederſten Bildungsſtufe den Zeitraum von

mehreren Minuten überdauern zu können, auf einer Mittelstufe tritt alsbald die Reflexion hinzu, dann heißt es nach den Worten der Schrift: „und sie sahen, daß sie nackt waren, und sie verbargen sich;“ man schämt sich nicht selten einer Gefühlsaufwallung ganz Raum gegeben zu haben, so kommt es dann, daß die rührendsten Momente oft in ihr Gegentheil überschlagen. — Sei es im Bewußtsein dieser Erkenntniß, oder weil er selbst noch auf dieser Mittelstufe stand, genug, Ephraim stellte alsbald ein anderes Thema auf.

„Das schönste Kleinod,“ sagte er, „der Talisman der ihm alles Ungemach des Lebens verschönte, den hat der selige Vater leider auf Niemand von uns vererbt, ich meine seinen Wahlspruch: Auch gut.“

„Diese optische Lebensansicht gehört aber auch in das **Rayon der préjuges,**“ bemerkte Täubchen-Theodolinde geistreich lächelnd.

„Sie wollten optimistische Ansicht sagen,“ entgegnete Nathan, „ich bin auch nicht für den dankbaren Gehorsam gegen den gestrengen Herr Gott, und frage oft, wozu diese furchtbaren Plagen?“

„Daß wir das Erlösungsbedürfniß in uns wach erhalten,“ antwortete Ephraim, „und der messianischen Zeit harren, wo Vernunft und Menschlichkeit herrschen.“

„Ich sehe aber gar nicht ein, warum wir die Narrthierer des Judenthums sein sollen? bemerkte Chajem; ein

Gelächter entstand, das Nathan durch die Worte zu beschwichtigen suchte:

„Du wolltest wohl Märtyrer sagen und hast gewissermaßen Recht; was verpflichtet, ja ich frage noch weiter, was berechtigt mich, die mir eingebornen Anrechte auf Lebensgenuß und Lebensfreude, auf freie Wirksamkeit und Anerkennung dem ruhelosen Gespenste eines alten Glaubens zu opfern? Habe ich nicht das Recht, ja sogar die Pflicht, mich aus diesen Ketten zu befreien, bieg's oder brech's? Ich bin auf der Welt, um sie zu genießen, die Religion ist meinetwegen da, ich nicht ihretwegen, um wahrhaft leben zu können, muß man sich darum der herrschenden Kirche zuwenden."

„Der herrschenden," rief Ephraim, „das ist das wahre Wort, du bist doch noch ehrlich genug, es auszusprechen. Herrschen! das ist den Selbstlingen die allein selig machende Kraft der Kirche. Ich müßte mich selber verachten, ich müßte den innersten Kern meines Daseins und Selbstbewußtseins ausschälen, wenn ich aufhörte ein Jude zu sein, wenn ich mich zu einem andern Bekenntniß wendete, an das ich nicht glaubte, wenn ich den heiligen Orgelklang der Kirchen mir zur Tanzmusik umsetzte, um eine fröhliche Lebensmennette darnach zu tanzen. Zur selben Stunde aber, als ich erkennen würde, daß das Judenthum mich an der Erfüllung irgend einer menschlichen und einer Bürger-Tugend

hinderte, würde ich hineilen in die Kirche, und meinen Mund sich nicht schließen und meine Kniee sich nicht erheben lassen, bis ich erlöset wäre; so aber kann mir das Judenthum alle menschlichen und Bürgertugenden so gut als alle anderen Religionen verleihen, und hat es sogar seit Jahrtausenden die seltene Kraft der Duldung über uns ausgeströmt, nur menschliche Satzungen, in ihm und ihm gegenüber aufgestellt, haben ihm den frischen sonnigen Lebensplan versperrt; ich bin stolz darauf, ein Jude, der Unterdrückten einer zu sein, ich liebe das Judenthum." —

„Diesen Judenstolz wirst du doch nicht auch eine Tugend nennen?" fragte Nathan höhnisch, „dieses ewige selbstgefällige Leidtragen und sich selber Bemitleiden ist eben auch Eitelkeit und Gefallsucht, wie ich eine Schöne kannte, welche die Trauer sehr gut kleidet und die daher ihr Leben lang um ihren Bruder trauerte, den sie nicht einmal geliebt hatte. Du liebst das Judenthum? — warum? Liebtest du unsern alten Lehrer, der uns Schläge gab, ob wir das Pensum gelernt hatten oder nicht? Ueberhaupt hast du eine gar sonderbare Streitweise, du kehrst deinem Gegner den Rücken und führst deine Hiebe nach einer andern Seite, wo dein Gegner gar nicht steht. Ich sagte ja" —

„Du hast mich auch meine Rede nicht vollenden lassen, unterbrach ihn Ephraim. „Ich bin allerdings

kein Jude in dem Sinne, daß ich die aberwitzigen Mährchen und Traditionen glaube, oder auch nur schön finde, wie auch Hunderttausende von Christen in dem Sinne keine Christen sind, ich kann und will aber im Judenthum verharren, weil auch innerhalb seiner Grenzen die Möglichkeit und Gelegenheit gegeben ist, zur Vorbereitung auf das wahre und allgemeine messianische Reich: der Vernunftreligion; ehe und bevor diese —"

„Vernunftreligion?" lachte Nathan, „bist du auch einer von den Goldmachern, die der Natur ins Handwerk pfuschen wollen? Vernunftreligion! Es gibt eben so wenig eine Vernunftreligion als eine Vernunftliebe. Warst du schon einmal verliebt? Man ist verliebt, man weiß nicht warum und wie so, so ist auch der Religiöse, er glaubt und weiß nicht warum und wie so? Sobald dieser oder jener nach dem Warum fragt, ist jener kein rechter Verliebter und dieser kein Religiöser mehr. Die Religion etablirt sich **a conto suo** und nicht **a conto** der Vernunft. Gesetzt aber, man könnte am Wasser Feuer anzünden, d. h. gesetzt, es gäbe eine Vernunftreligion, oder eine mit der Vernunft übereinstimmende Religion — wie doch einer eben so gut in ein reiches und schönes Mädchen verliebt sein kann, als in ein armes und häßliches — diese neue Religion mit der doppelten Buchhaltung ist doch noch nicht da; soll ich, wenn ich Leibeigener bin und frei werben kann, es nicht annehmen, weil ich warten will,

bis in tausend Jahren vielleicht eine Republik zu Stande kommt? Ich würde, wenn ich ein Katholik wäre, ohne Bedenken ein Protestant werden, weil ich's für freier und gescheiter, wenn auch nicht für das Freieste und Gescheiteste halte, eben so gut darf ich, wenn ich ein Jude bin" —

„Ich bitte dich um Gottes willen, sprich's nicht aus," schrie Ephraim, „also du hältst es auch moralisch für keine Sünde, dich zu Etwas zu bekennen, an das du nicht glaubst."

„Wenn ich mir wohl sein lasse, ohne einem Andern dadurch wehe zu thun, so thue ich damit keine Sünde. Ich weiß es wohl, ich fall' um 25 Prozent: wenn ich ein Christ werde; wenn ich heute heirathen will, bin ich unter den Juden im Ansehen einer von den ersten, unter den Christen hab ich lang zu thun, bis ich einer der Mittelmäßigen werde, aber dennoch, was soll mir Ehre und Geld, wenn ich nicht heraus darf aus der Judenregion?"

„**Je vous assure**, daß ich diese Ansicht schon längst gegen meinen Mann **decouvrirt** habe, nicht wahr Mäuschen?" so sprach Täubchen-Theodolinde und streichelte mit der linken Hand ihrem Manne, der über das Gelächter, das er vorhin erregt hatte, ganz verstimmt war, schmeichlerisch das Kinn; in der andern Hand hielt sie einen überaus reichen Perlschmuck, der ihr aus der Verlassenschaft Moses Daniels zugekommen war.

„Sie sind ein **coulanter** Weltmann und haben einen **esprit**. der Dracheten steigen läßt," fuhr sie fort, „man ist ja nur einmal auf der Welt, warum soll man sie nicht genießen? Ich sage es immer: **enfin**, was kömmt bei allem unserm Erwerb heraus? ich trage schönere Blondenhauben als die Frau des Maier Lippmann. Ich bin gewiß nicht proportiös, aber wir haben Geld und Bildung, wir können und dürfen uns sehen lassen und uns in anderen **Cercles** bewegen. Dieses schöne Perlentedeum."

Ein schallendes Gelächter unterbrach Täubchen-Theodolinde, die verwundert um sich sah und die Lippen noch heftiger als sonst einkniff; ihre Augen ruhten fragend auf ihrem jüngsten Schwager.

„Wie nannten Sie diesen Schmuck?" fragte dieser boshaft.

„Nun, ein Perlentedeum," war die Antwort, die mit noch größerem Gelächter aufgenommen wurde. Täubchen erhob sich, steckte das Perlendiadem zu sich und entfernte sich mit ihrem Manne schnell ohne Abschiedsgruß.

„Laß sie gehen," sagte Nathan, „der Baum der Erkenntniß, von dem diese gegessen hat, ist ein Purzelbaum; die möchte nur ihre kauderwelsche Garderobe vor der Frau Hofräthin und der Frau Majorin brilliren lassen."

„Ich sehe nicht," erwiederte Ephraim, „welches Recht gewisse Leute haben, darüber zu spotten, der Stoff

verändert nichts, es ist dasselbe, ob man dieses, oder eine auf Reisen erworbene Lebensroutine mit dem Siegel der allgemeinen Anerkennung gestempelt wissen will."

„Laß deine Hand sehen," erwiederte Nathan, „wahrlich, wir sind schon weit in der Kultur vorgerückt: ich muß die Hand des Bruders untersuchen, ob sie keine giftige Waffe gegen mich birgt. — Ich sprach von jener äußerlichen Anerkennung, weil sie nahe liegt, das große und erhabene Bewußtseyn, sich mitten im schaffenden Geiste der Geschichte gehalten zu fühlen, mit jener unendlichen Zahl strebender Geister in Eins verschlungen zu sein, mit ihnen zu arbeiten und zu feiern" —

„Ja, das fühlte ich auch einst," sagte Veilchen, die nebst ihrem Bruder Maier bis jetzt still und aufmerksam dem ungewohnten Dispute zugehört hatte; „als ich auf Pfingsten vor zwei Jahren zu unserer verstorbenen Tante nach Brieg reiste, war es gerade Sonntag Morgens. Wir waren nicht weit von Brieg auf einer Höhe angelangt, noch nie hatte ich einen so herrlichen, frisch athmenden Morgen genossen, die Sonne stand in ihrer vollen Pracht am blauen Himmel, an dem kein Wölkchen zu sehen war, Alles schimmerte und glänzte rings umher, eine feierliche Stille schwebte über der unendlichen Ebene mit ihren Wiesen, Wäldern und Dörfern, und hier und dort kletterte eine Lerche auf ihren Tönen empor, bis wo das Auge sie verliert, als ob ein magischer Zug

sie hinanzöge zum Himmel, da ertönte plötzlich die Morgenglocke von dem Kirchthurme eines nahen Dorfes, eine andere, eine dritte erwiederte, zehn, zwanzig, von allen Seiten von fern und nah stimmten ein, über der ganzen Ebene strömten die Tontropfen wie zu einem heiligen Strome zusammen, es war als ob Millionen Friedens-Engel sich auf diesen Tönen wiegten und Ruhe, Friede und Freude über die ganze Erde ausbreiteten, Alles war so heilig, kein Wagen rollte, kein Lastträger keuchte unter seiner Last, überall war Klang und Licht und Glanz, wie mit leisem Flüstern neigten die Blumen ihre Häupter und beteten, ein heiliger Schauer durchrieselte mein ganzes Wesen. Ach, sprach es mir weinend im Herzen, „„die glücklichen Christen, ihnen ist das Himmelreich, denn sie haben den Himmel auf Erden; solch ein Fest, das die ganze Erde mitfeiert, wo uns die heilige Stille auf den Straßen, die freudigen Mienen arbeitsloser und schöngeschmückter Menschen offenbaren: heute ist Sonntag, wie beseligend muß das seyn! ein jüdisches Fest, das die Männer nur in den feuchten Mauern der Synagoge, und die Frauen nur in der Küche bereiten, wie eng und gedrückt ist das! o wäre ich als Christin geboren, wie glücklich wäre ich!" Wir kamen durch das Dorf, heiter und geschmückt, mit frischen Blumensträußen an der Brust und das Gesangbuch in der Hand, gingen die Bauernmädchen nach der Kirche.

Wie mit Zauberbanden hielten mich die Töne der Orgel an der Kirche fest, sie brausten und zitterten mir durch alle Adern und erfüllten mich mit unnennbarem Schauer, ich fühlte die Gluth meiner Wangen erst als ich die Thränen von ihnen abwischte. O Gott! warum hast du mir keine Kirche gegeben, in der ich dich in tiefer Zerknirschung anbetete und mich zu dir erhöbe, was kümmern mich die Satzungen der Priester, warum hast du mir selbst die Pforten deiner Synagoge verschlossen?" So betete und eiferte ich, und seitdem kann ich an keiner Kirche vorbeigehen, ohne daß der dröhnende Orgelklang mir Seufzer und Thränen auspreßte. Wenn ich des Sonntags ein Christenmädchen aus der Kirche kommen sehe, das schwarz eingebundene Gesangbuch mit dem darauf liegenden gebügelten weißen Taschentuch an die Brust gedrückt, wie es so still und zufrieden einherschreitet, ach Gott! Da bin ich leider so schlecht, daß ich fast nur Neid empfinde. — Wie schön es ist, wenn Alles zusammen ein Fest feiert, das haben wir wieder an den letzten Pfingsten gesehen, da unsere Feiertage mit denen der Christen zusammentrafen; ich überredete mich, die Glocken läuteten auch für uns, Alles war so schön."

„Wehe! Wehe! der Vater ist todt!" schrie Maier, sich erhebend, leichenblaß und zitternd. „Wehe! wenn du nicht todt wärest, alter ehrwürdiger Vater, du würdest jetzt vor Gram sterben, oder deinen abtrünnigen

Kindern die Zunge aus dem Halse schneiden, und sie ihnen ins schamlose Gesicht schlagen. Ich ließ euch Alle ausreden, ich kann nicht mit euch streiten, ihr habt viele gottverfluchte Bücher gelesen." Er ergriff ein auf dem Tische liegendes Messer, er schwang es wie zum Angriffe, Alle schracken zusammen, „wüßte ich," fuhr Maier fort, „daß nur eine Ader von euch, daß nur ein Wort von euren Gedanken in mir haftete, ich würde sie mit diesem Messer ausschneiden und graben wie faules Fleisch; ich streite nicht mit euch, ihr wißt mehr als ich, aber so viel weiß ich, daß wir in einer furchtbaren Zeit leben, sonst müßte Gott der Herr seiner Erde befehlen, daß sie ihren Rachen aufthue und euch verschlinge wie Korah und seine Rotte. Wer hat euch zu Männern gemacht, zu Herren und Richtern * über die jüdische Religion? dürfen hier in dieser Stube solche Reden geführt werden, und fürchtet ihr den Schatten unseres todten Vaters nicht? Ich sage noch mit seinem Wahlspruche: Auch gut, gelobt seist du, Gott, Herr der Welt, daß du unsern Vater so schnell zu dir genommen, daß er den Abfall seiner Kinder nicht mehr erleben sollte. Gott möge euch erleuchten und reinigen. Ich gehe in die Synagoge zum Nachtgebet, um unserm Vater das Kadisch ** zu beten.

* 2. B. M. 2, 14.
** Eine Art Seelenmesse.

Die Stimme Maiers zitterte, er verließ das Zimmer, die drei Geschwister saßen in der Dunkelheit stumm einander gegenüber.

„Licht! Licht! Veilchen, laß Licht bringen,“ rief endlich Nathan, „ich lasse mir durch dergleichen Geschichten das Concept nicht verwirren. Das Traurigste bei dem Uebertritt ist immer, daß, wie bei dem Auszuge aus Aegypten, die Uebertretenden selber in doppelter Beziehung zuerst in der Wüste absterben und nicht in das gelobte Land kommen; erst der zweiten Generation ist dies wahrhaft vergönnt.

Niemand erwiederte Etwas hierauf. Ephraim stand auf und schritt einigemal nachdenklich durch das Zimmer.

„Ich möchte nur wissen,“ sagte er, „wie wir auf dieses Gespräch gekommen sind, und es auf diese Spitze getrieben haben, es hat so friedlich begonnen und so feindlich geendet.“

Auch er verließ das Zimmer, bald darauf ging auch Nathan, nur Veilchen blieb allein und weinte.

Die Geschwister waren alle sehr verstimmt. Ephraim und Nathan hatten sich in dem Dispute über ihre gewöhnliche Kraft erhoben — wie man denn immer finden wird, daß im Kampfe, im physischen wie im geistigen, sich die Kräfte steigern und verdoppeln — dennoch aber fühlten beide, daß sie nicht ihre ganze Ansicht gegenseitig verfochten, und nicht allseitig beleuchtet hatten. Alles war nur halb

gesprochen, und dennoch Zwietracht daraus entsprungen; Dies Gefühl war das peinigendste. Chajem und Maier war jeder auf seine Weise verletzt und gekränkt, Veilchen glaubte ihr Innerstes wieder einmal enthüllt zu haben, ohne verstanden worden zu sein.

Kein Osterabend versammelte die Geschwister mehr um einen Tisch, das Band, das Ephraim um sie schlingen wollte, war bald zerschnitten.

8. Neue Bekanntschaft.

Gustans gustavi paululum mellis, ecce morior!

Hier auch ist ein Orient,
Wo die deutsche Liebe brennt,
Hier auch ist ein Platz der Thränen.
Schenkendorf.

In der Brodyer Synagoge war dreißig Tage lang der Betpult Moses Daniels umgestürzt; Niemand durfte diesen Platz betreten, denn die Kabbala lehrt: von der Sterbestunde an kommt dreißig Tage lang die Seele des Verstorbenen, Morgens, Abends und Nachts, wenn die Gemeinde versammelt ist, in die Synagoge, stellt sich auf ihren gewohnten Platz, und betet mit. — Das zweite Zeichen von dem Tode Moses Daniels war eine von frommen Frauen gefertigte Wachskerze, die vor der heiligen Lade brannte; jedesmal, noch ehe die eine Wachskerze abgebrannt war, wurde die andere angezündet; so unterhielt man dies „Seelenlicht" während des ganzen Trauerjahres.

Es war am Freitagabend nach den ersten dreißig

Trauertagen, Ephraim, Nathan und Chajem traten in die Synagoge, mit einem Putze, den diese Mauern noch nie gesehen hatten; Maier war in einer anderen Synagoge: sie stellten sich auf den Platz ihres Vaters, ein Gezischel und Geflüster entstand unter den Versammelten, denn die drei Brüder trugen — Zöpfe, und wer einen Zopf trug war ein „Neumodischer," was gleichbedeutend mit Abtrünnigem, Freigeist und Gotteslenzner war. Während des leisen Gebetes, bei welchem alle Versammelten nach Osten gekehrt standen, wo die heilige Lade ist, hörte man die dort brennende Kerze ganz ungewöhnlich stark knistern und prasseln; ein leises Gemurmel entstand, die Versammelten deuteten Alle auf die drei Brüder. Nathan stand lächelnd da, Chajem glotzte blöde drein, nur aus Ephraims Blicken sprach Nachdenken und innerliche Erregtheit; weil sich hier die fable Orthodoxie auf eine dämonisch-poetische Weise offenbarte, ließ er sich gerne davon durchzittern, er machte sich gerne glauben, daß das Seelenlicht seines Vaters gegen die modische Neuerung der Kinder protestire. Dieser Glaube war ja so mährchenhaft schön, er hätte gerne seinen Zopf vom Haupte genommen, und ihm zum Opfer gebracht, wenn er sich dieser Neue nicht geschämt hätte; hier zum erstenmale empfand er die zwiespältigen Martern der Consequenz, die sich bei minder starken Charakteren in all ihrem Thun und Lassen wiederholen.

Als man endlich die Synagoge verließ, umgab die Gebrüder Kuh ein allgemeines Murren, Niemand dankte ihrem Gruße, plötzlich hörten sie eine Stimme, die ihnen spottend nachrief: „Kuhschwänz!“ es war die Stimme des Hermann Lisse, der, obgleich selber ein Heterodoxer, den Muth zur Ausführung nicht hatte, und auch gegen seine eigene Partei einen Witz nicht unterdrücken konnte. Kaum hatte die Menge diese feindliche Parole vernommen, als Alle lachend und spottend den drei Brüdern „Kuhschwänz! Kuhschwänz!“ nachriefen; vor Thätlichkeiten waren die Verfolgten durch ihren Reichthum gesichert; sie flüchteten sich vor dem Hohne in ihr nahegelegenes Haus.

Sonntags darauf wurden die drei Zopfbrüder vor den Rabbinen beschieden, trotz aller Ermahnungen blieben sie bei ihrer neuen Frisur; der Rabbine war zu tolerant, um deshalb eine Kirchenstrafe zu verhängen, aber der erste öffentliche Riß, der die Brüder von den Sitten und Gewohnheiten der Gemeinde trennte, war hierdurch geschehen.

Man könnte sich vielleicht wundern, daß die jüdische Orthodoxie nicht nur eine Magen- sondern auch eine Kleiderordnung vorschreibt, aber der Consequenz der Hierarchie und des Despotismus, jüdischen wie christlichen, ist nichts zu geringe, über das sie nicht ihr Netz ausbreitete; die polnisch-deutsche Orthodoxie hatte ein Axiom, wonach sie viele Dinge verpönte, nicht weil sie an sich gesetzwidrig, sondern weil sie die Sitten der nichtjüdischen Nationen

waren, durch deren Annahme die harte Absonderung aufgehoben und eine Accommodation verbreitet werden konnte; zu diesen Vorposten, die das eigentliche Lager deckten, gehört auch die Kleiderordnung. War der Mode und dem Weltleben ein Einfluß gestattet, suchte man sich in Kleidung und äußerer Sitte mit den Nationen unter denen man lebte, zu vermischen, so verlor der Jude seine isolirte Stellung, und es war nicht zu ermessen, wie weit der Geist der Neuerung eindringe.

Ephraim suchte indeß sich nicht nur den äußeren Apparat der Weltbildung anzueignen, er strebte nach dem Innerlichen, Geistigen, eine eigenthümliche Leidenschaft entwickelte sich hierdurch bei ihm. So lange Meier Daniel lebte, hatte Ephraim nur wenige auf den Handel bezügliche Bücher sich kaufen dürfen, jetzt, im freien Besitze eines großen Vermögens, war sein erster Gedanke, sich eine ausgesuchte Bibliothek anzulegen. Mit einer wahren Gier suchte er diesen Plan zu realisiren, so daß unter den Breslauer Juden von Hermann Witz das Bonmot cursirte: Ephraim sei von der Schaafwolle auf das Schweinsleder gerathen.

Man fand bei den Juden selten, daß ein Begüterter eine gewisse Liebhaberei cultivirte, und namhafte Summen dafür aufwendete; der vorherrschend praktische Sinn, der Mangel an jener Sorglosigkeit und Freiheit, die nur durch das ererbte nicht durch das erworbene Vermögen

entdeckt, sind die Grundursachen hievon; die Juden kannten, seitdem sie aufgehört hatten, eine Nation zu sein, den ununterbrochenen Besitz nicht auf drei Generationen zurück rathen, der Erwerbende hat aber schon die innere und äußere Befähigung, auch der drei Genießende zu werden.

Die Bücherliebhaberei Ephraim's verursachte unter den Berliner Juden viel Gerede, man erklärte sie allgemein für wahnsinnige Verschwendung, und die Väter und Mütter waren nicht mehr sicher, den reichen Jüngling zu ihrem Eidam zu wünschen, denn jetzt, wo ein weltaufsehender Krieg ausgebrochen war, hatte das baare Geld ja einen doppelten Werth.

Ephraim war bei einer großen Bücherversteigerung, er hatte schon über hundert Thaler ausgegeben, „Martialis epigrammata," schrie der Auktator.

„Sechs Thaler!" antwortete leichthin ein junger Mann, der mit Heymann viele plauderte.

Ephraim betrachtete den Mann genauer, sein ganzes Aeußere verrieth, trotz der halb militärischen Kleidung, eine gewisse geniale Ungebundenheit; über das helle blaue Auge mit seiner unergründlichen Milde schienen bisweilen leise Irrlichter zu schweifen, eine überwachte Schonsucht und Unbefriedigtheit zuckte in den Gesichtsmuskeln, die bald straff und bald schlaff waren, nur um die Mundwinkel schien der ewige Zug heiterer

Genien zu ſein, dies Lächeln war das Lächeln einer tiefer liebenden Seele. Ephraim wußte nicht wie er das Antlitz des Fremden, das durch eine eigenthümliche Transparenz auffiel, nicht ſchon früher bemerkt haben mußte, auch der Fremde heftete ſeinen durchdringenden Blick auf Ephraim, und dieſer glaubte demſelben gewiſſermaßen ein geiſtiges Einverſtändniß zu eröffnen, indem er immer mehr für das Buch bot.

„Das iſt ja ein martialiſches Buch, Herr Secretär,“ ſagte Heymann Liſſe, „iſt's für den Herren Commandanten und betrifft es den Krieg?“

„Nein, ich will es für mein Regiment anwerben, denn es ſteckt ein kecker Scharfſchütze darin,“ erwiederte der Sekretär, „ich habe heute Nacht in der Schlacht bei Faro über hundert Preußen zu meinen Gefangenen gemacht, lauter zuſammengelaufenes Pack, meiſt Kupfer, aber weiß geſotten, in guter Uniform, das Geld wird täglich ſchlechter, und überhaupt, was machte ich mit dem Gelde, wenn ich nicht Bücher kaufte?“

„Ich ſag's ja immer: ſo ein Poet iſt ein ganz anderer Menſch wie ein anderer,“ ſchloß Heymann; ſein Manöver war ihm gelungen, denn während er mit dem Sekretär plauderte, war Ephraim das Buch für ſechszehn Thaler zugeſchlagen worden.

Ephraim beging gewiſſermaßen eine Unſchicklichkeit, indem er ſeine Artigkeit beweiſen wollte, denn er bot

dem Fremden das Buch zum freien Gebrauche an, dieser schien den Mißgriff zu bemerken und fragte Heymann, wer der Herr sei.

„Ein Herr Namensbruder," erwiederte dieser, „das ist der Ephraim Kuh, ein Buchhalter wie Sie sehen, denn er hält ein Buch in der Hand."

„Ach," sagte der Fremde, „ich erhielt ja den siebenten Zankbrief von meinem Mendelssohn durch Sie; wollen Sie mich einmal besuchen, dann sprechen wir über den Martial, ich habe einen schlesischen Rivalen aufgefunden, den ich herausgeben will; kennen Sie Logau?"

„Nein, wo kann ich Sie besuchen?"

„Ich wohne bei dem Commandanten, General Tauenzien, und bin der Sekretär Lessing." —

Veilchen zitterte vor Wehmuth und Freude, als ihr Ephraim zu Hause erzählte, wen er heute gesprochen, ein Mann, der ein Buch schrieb, schien ihr ein Halbgott, ein Heiliger, der gar nicht lebte wie andere Menschen, und noch dazu dieser Mann, der die Schmerzen ihrer Glaubensgenossen zuerst zu versöhnen trachtete, den sie mit der heiligsten Verehrung liebte, dessen Worte sie zuerst mit stotternder Zunge aussprechen lernte, ihre Wange glühte, sie küßte ihren Bruder auf den Mund, denn dieser Mund hatte Worte des Verständnisses zu ihm gesprochen. Veilchen bat ihren Bruder, als er wegging,

dem Dichter ihre Verehrung mitzutheilen, aber kaum war er weg, so sprang sie ihm die Treppe hinab nach und bat ihn, das ja zu unterlassen.

Ephraim kam zu Lessing.

„Eben recht," sagte dieser, nach den ersten Begrüssungen, „hier lesen Sie eine Epistel von meinem Moses, aber schon in der Bibel steht: als Moses nach Aegypten kam und die Sklaven vom König Pharao oder König Faro erlösen wollte: Sie hörten nicht auf ihn vor kurzem Athem und schwerer Arbeit."

Ephraim las jene merkwürdige Widmung an Lessing zu Mendelsohns kleinen Schriften, die nur wenigen Exemplaren vorgedruckt war, und mit Lichtwer's Worten schloß:

Wenn er nicht höret, redet, fühlt,
Noch sieht; was thut er dann? — er spielt.

„Er spielt," wiederholte Lessing lächelnd, indem er das Zimmer auf und abging, „gut, ich will eine Philosophie des Spiels schreiben, so bündig und klar, daß man künftig von den heiligen vier Königen sprechen soll, das Kreuz, das Laub, Herz und Eckstein sind die Symbole für die vier Elemente der Geister- und Körperwelt; im Spiele vereinigen sich die Affecte der Jagd-, Schlachten- und Stubenaufgeregtheit, diese Menschen wissen nicht, daß sie auch ihre Seele ganz los und ledig vor mir auf die Karte setzen, ich sehe alle ihre Zuckungen;

wenn ich nicht in mir verſumpfen will, muß ich ſpielen, das jagt die Lebenswellen durch einander. Spielen Sie auch?“ Die letzten Worte richtete er an Ephraim, ſonſt hatte er halb für ſich geſprochen.

„Ich werde geſpielt,“ erwiederte Ephraim, „ich heiße Kreuzſieben, weil ich viel Kreuz auf dem Rücken habe, oder Eckſteinſieben, weil ich überall anſtoße.“

„Auch witzig,“ ſagte Leſſing, „gerade wie der Heymann, aber mit einer Beimiſchung von Schmerz, das iſt nicht gut, Kopf in die Höhe, junger Freund, der alte Gott lebt noch.“

„Ja wohl, der alte Gott,“ ſagte Ephraim, „aber einen Vergleich mit Heymann muß ich ablehnen.“

Ephraim theilte hier die Unſchicklichkeit ſo vieler Leute, welche die Unterhaltung mit einem neuen Bekannten ſogleich damit beginnen, über den gemeinſamen alten Bekannten zu ſprechen, und mitunter zu mediſiren; Leſſing bemerkte das, und entgegnete nicht ſogleich, ſondern er wollte Ephraim Zeit laſſen, ſich durch einen mildernden Zuſatz zu corrigiren.

„Ich ſehe den Heymann bisweilen gerne bei mir,“ ſagte er endlich.

„Daß muß ich eben bewundern,“ ſagte Ephraim, „daß ein Mann wie Sie mit ſolchen Leuten umgehen kann, ohne entweder allein die Koſten der Unterhaltung zu tragen oder ſich zu ennuyiren?“

„Ich ennuyire mich nie und mit Niemanden,“ ſagte Leſſing, und ein leiſer Schimmer von Mißbehagen ſchwebte auf ſeinem Angeſichte, ſonſt, in meinen fleißigen Zeiten hätte ich vor innerer Dürre ſterben zu müſſen geglaubt, wenn ich zwei Tage weder ein wiſſenſchaftliches noch poetiſches Werk in Händen gehabt oder daran gearbeitet hätte, jetzt ſehe ich mich in der Lebensbibliothek um, da iſt kein Buch ſo dumm, man kann doch wenigſtens etwas Geſcheites dabei denken. Bin ich mit einem Menſchen auf dem Punkte angelangt, wo ſeine Eigenthümlichkeit mir nicht mehr zuſagt, oder mich ſogar abſtößt, flugs ſtelle ich mich auf einen höheren, ich möchte ſagen, künſtleriſchen Standpunkt ihm gegenüber, er wird mir zur Charakterſtudie, ich betrachte ihn als eine beſondere eigenthümliche Modifikation des ewig unreinen Menſchlichen. Wie der Landſchafter auf der ödeſten Fläche noch immer Studien in den Wolken und dem Luftton machen kann, ſo auch kann, wer für die Geſtaltungen des Geiſtes ſein Auge ſchärfen will, überall Studium die Hülle und Fülle finden.“

„Schließt aber das Studium als egoiſtiſches, nicht die Liebe aus?“ fragte Ephraim kleinlaut.

„Sie verſtehen Latein.“

„Ja.“

„So müſſen Sie auch wiſſen, daß hier Studium urſprünglich Liebe heißt, — ohne Liebe kann man ein

Ding nie wahrhaft erkennen, ich liebe das allgemein Menschliche in einem Jeden, indem ich es zu erkennen strebe. Wie würde sich mein Derwisch Hermann freuen," fuhr Lessing abbrechend fort, „wenn er wüßte, wie wir uns auf seinem Rücken zu einer subtilen Discussion erhoben."

Eine Pause trat ein; die erste nähere Bekanntschaft Ephraim's mit Lessing schien eine unerquickliche zu sein.

„Hier habe ich Ihnen auch den Martial mitgebracht," sagte Ephraim endlich, „es war eine Grille von mir, alle Ausgaben meines Vorbildes besitzen zu wollen."

„Ihres Vorbildes? Sind Sie ein Bruder in Apoll?"

Ephraim reichte schüchtern und die Augen niederschlagend Lessing ein schönbeschriebenes Papier hin.

„Brav!" sagte Lessing beim Durchlesen, „schneidender Witz, noch nicht polirt und blank geschliffen, die Sprache hat noch Scharten; das müssen Sie unserm Ramler zeigen, dem schicke ich meine Sachen auch."

Ephraim war entzückt; er erzählte nun, wie er in Mußestunden seinem Unmuthe über die Welt und ihre Verkehrtheiten Luft mache, vor Kurzem habe er Latein zu lernen angefangen, und zwar mit dem Martial; er habe es gewagt ihn nachzuahmen, nun sei ihm das Leben leichter, da er eine Waffe gegen dasselbe gefunden habe, sonst habe er geweint und gejammert; ein Klagelied könne

er aber nicht dichten; den ganzen Tag über sei er voll Trauer und Wehmuth, wenn er aber Abends in seinem Zimmer auf- und abginge, müsse er oft laut auflachen über die Witze, die ihm durch den Kopf schießen, er springe dann voll Uebermuth und Lebenslust über Tisch und Stuhl und Bank weg, dann setze er sich hin und schnitzle ein Epigramm, ihm sei dann so wohl und so leicht als ob sein ganzes Wesen Flügel gewonnen hätte.

Lessing dachte über die psychologische Erfahrung nach, daß die im Leben weichmüthigsten Menschen, wenn sie zu schreiben beginnen, oft die bittersten u übermüthigsten sind und umgekehrt.

„Sie wissen, ich generalisire nicht," sagte er endlich, „und mache mir nicht jeden Juden, der mir unter die Hand läuft zum Typus der gesammten Confession, aber ich glaube, daß die Juden schon durch ihre Stellung einen Beruf zum Witz, zur Satyre und zum Epigramm haben, dazu kömmt — "

„Der Witz ist aber oft nur der Affe, der auf dem Rücken des Kameels hockt und Gesichter schneidet," unterbrach Ephraim unschicklicherweise den Redenden, was kümmerts aber die große Welt, das Kameel, was der Affe da oben treibt und macht?"

„Sie stützen sich in dieser Geringschätzung des Witzes vielleicht auf den Schweizerbengel Bodmer, der den Witz die Krätze des menschlichen Geistes genannt hat, aber der

Witz ist im Geistesleben was der Blitz im äußern Naturleben, er reinigt oft plötzlich die Athmosphäre, manchmal frißt er auch hohle Bäume auf und erstickt die sich darunter flüchteten im Schwefeldampf, er entsteht wie der Blitz durch einen Conflict zweier Elektrizitäten."

Ephraim hatte die üble Gewohnheit, selten Jemanden ausreden zu lassen. Lessing wollte entwickeln: wie fast nie glückliche Nationen und Personen zugleich auch die witzigen seien und nur die Athener hievon eine Ausnahme machen.

„Nun erkläre ich mir auch," sagte Ephraim, „warum meine Schwester Veilchen, die, beiläufig gesagt, eine schwärmerische Verehrerin von Ihnen ist, den Witz und den Blitz mit gleicher Angst fürchtet: ist ein Gewitter am Himmel, so verschließt sich die sonst so Muthige in ein einsames Zimmer, und drückt die Augen zu, daß sie den Blitz nicht sehe; sie hat mir aber schon oft geklagt, daß sie jedesmal, sobald es blitze, unwillkührlich die Augen aufschlage; wenn man durch einen Witz irgend eines ihrer superfeinen Gefühle in's rechte Licht setzen will, beginnt sie zu weinen oder verläßt das Zimmer."

Lessing ließ sich noch Mehres von Veilchen erzählen, und Ephraim bemerkte unter anderm: „Meine Schwester war ein wunderliches Kind, sie war schon in ihrem sechsten Jahre verliebt, und in wen meinen Sie? In niemand Geringeres, als in Gott selber; wenn es ihr oft so recht

wohl war, richtete sie sich auf ihren Fußspitzen hoch empor, neigte das Köpfchen nach vorn, spitzte den Mund und küßte in die leere Luft hinein; als ich sie einst fragte, was das sei, sagte sie: ich habe den lieben Gott geküßt."

Lessing wurde immer nachdenklicher. „Ich besuche Sie nächstens," sagte er zu Ephraim als dieser wegging.

Lessing war mehrmals im Hause Moses Daniels, Ephraim stellte ihn seiner Schwester als seinen „Namensbruder und Bruder in Apoll" vor, und legte dabei vertraulich seine Hand auf die Schulter Lessings.

Ephraim kannte nur zwei Umgangsformen: entweder steif und gemessen, oder durchaus familiär zu sein; man wird diesen Fehler bei den meisten Menschen, die in enggezogenen Kreisen leben, und besonders bei den meisten Juden, welche erst ins erweiterte Leben eintreten, finden; theils läßt sie ihr heißes Blut und die lebhafte Gestikulation, sobald die ersten Schranken der Etiquette gefallen sind, in das andere Extrem der Familiarität überspringen, theils sind sie an dieses gewöhnt, weil ihr bisheriger gesellschaftlicher Umgang nur aus Juden bestand, mit denen sie eine unmittelbare Familiarität verband, und wo sie keine Formen zu beobachten hatten; und zuletzt mag als Endursache dienen, daß eine gewisse liebevolle Herzlichkeit, die keine Formbeschränkung kennt,

ein Grundzug im Charakter der Juden ist. Jene höhere dritte Stufe, wo innerhalb der gesellschaftlichen Gesetze die ungehemmte Kraft des Geistes und der Liebe sich frei entfalten kann, kann nur das Resultat eines höheren Gesellschaftslebens sein.

Veilchen dagegen bildete den geraden Gegensatz ihres Bruders, sie war schüchtern und verzagt und wagte es kaum, ihre langen Wimpern zu erheben, wenn Lessing mit ihr sprach; nur wenn sie sich von ihm nicht bemerkt glaubte, weilten ihre Blicke mit süßem Behagen auf seinen edeln Zügen, aber Lessing fühlte es wohl, daß Veilchen ihn betrachtete, denn in den Blicken der Liebe liegt eine eigne magnetische Kraft, und ohne daß wir es sehen, fühlen wir es doch, daß die strahlenden Blicke eines Mädchens gleich Lichtküssen auf unserm Angesichte ruhen.

Lessing war einst mit Veilchen allein, man sprach von den günstigen oder ungünstigen Vorurtheilen, die der erste Eindruck beim Begegnen fremder Personen hinterlasse. Veilchen behauptete, als Kind habe man darin das richtigste Gefühl, man wisse alsbald, wer uns liebt und wer nicht. Diesen Kindertact könne man sich auch für's ältere Leben bewahren, und es sei gewiß, daß die spätere Erfahrung gewöhnlich der Scharf- oder Nachrichter sei, welcher das anfängliche Vorurtheil bestätige und vollziehe; die letzte Instanz, das Gefühl, von welcher es keine Appellation mehr gebe, sei hier

die erſte geworden, und es ſei ein ſchöner Triumph des Gefühls, daß es hier mit einem geſunden Blick mehr erkenne, als die Vernunft mit ihren tauſend Mikroſkopen und Ferngläſern.

Ein vieldeutiges Lächeln ſchwebte um die Lippen Leſſings, als er erwiederte: „Sie ſchälen ſich die rothe lichte Seite von der Frucht des Lebensbaumes ab, und vergeſſen, daß es auch eine andere verdunkelte gibt, wären die Vorurtheile des erſten Eindrucks ſtets günſtig, ſo dürfte man es vielleicht noch hingehen laſſen, bedenken Sie aber jene capriciöſen Vorurtheile, die ſich oft an das Kleinlichſte hängen, unſere momentane Verſtimmung, die wir oft auf die Erſcheinung des Fremden übertragen; meine Maxime hierin iſt, daß, wenn eine neue Erſcheinung, die in den Kreis meiner Bekanntſchaft tritt, mir eine ſogenannte Idioſynkraſie oder unerklärliche Abneigung einflößt, ſo gebe ich mir alle Mühe, deſto zuvorkommender und liebreicher gegen den Fremden zu ſein, er wird dadurch auch ſeine beſſere Seite, die nirgends fehlt, gegen mich herauskehren, und ich habe mir durch meine eigne Willenskraft und nicht durch vage Gefühligkeit einen neuen Menſchen gewonnen, den ich lieben kann.“

„Ach! Sie ſind doch himmliſch lieb und gut,“ ſagte Veilchen und kniff ſich ſchnell mit den Zähnen auf die Lippen, gleichſam als wollte ſie das ſchnell entfahrene Wort wieder an ſeinen Urſprung feſſeln. — So lange

die Juden nicht in dem allgemeinen sozialen Leben aufgegangen sind, wird jedes mit ihnen gepflogene allgemeinere Gespräch sehr leicht eine Wendung und Beziehung zu jüdischen Verhältnissen nehmen, da die Juden diesen Gesichtspunkt selten aus den Augen verlieren können; theils unwillkührlich, theils auch in der Absicht, um ihren unvorsichtigen Worten eine andere Verbindung zu geben, fuhr daher Veilchen schnell fort: „Sie hatten wohl nie ein Vorurtheil gegen Juden?“

„O ja doch,“ erwiederte Lessing, „keines jener Vorurtheile, die durch Erziehung und Geschichte uns eingepfropft werden, war mir fremd geblieben, aber jene Maxime, die ich Ihnen so eben nannte, bewährte sich hier am glänzendsten; ich bin überzeugt, daß alle die Judenfeinde, wenn sie die Juden kennten, wenn sie mit gesunden Augen ihre Geschichte und ihre Gegenwart einsehen wollten, sie dieselben lieben und achten würden gleich anderen Menschen. Ich bin für mein Streben nach Vorurtheilsfreiheit schon vielfach belohnt,“ fuhr Lessing fort; er ergriff die Hand Veilchens, sie zitterte in der seinigen, aber sie wagte es nicht, sie zurückzuziehen. „Ohne diese Freiheit wäre es mir nie zu Theil geworden, mir eine so holde und liebenswürdige Freundin zu erwerben.“

Veilchen schlug die Augen nieder und Lessing drückte einen herzhaften Kuß auf ihre Lippen, die ihm nicht

widerſtrebten. Veilchen ſchauderte in ſich zuſammen, ſie bedeckte mit der linken Hand ihre Augen, ihre Rechte lag noch in der Hand Leſſings, ſie drückte ſie feſt, kein Laut wurde vernommen.

„Lieben Sie mich denn?“ flüſterte endlich Veilchen leiſe, ſie hielt noch immer ihr Angeſicht bedeckt. Plötzlich erwachte in Leſſing das Bewußtſein deſſen, was hier vorgegangen war; er ſah die Flamme, die er angefacht, ohne daß er ſie befriedigen konnte oder durfte; mit dem höchſten und heiligſten Gefühle der Liebe zu ſpielen, ſie zur converſationellen Tändelei oder zum Hebel unedler Beſtrebungen herabzuwürdigen, das ſtand einem edlen Geiſte wie Leſſing zu ferne. In ziemlich ſtummer Pauſe ſtand er da, er hätte gerne die Hand Veilchens fahren laſſen, wenn es nur ginge; ſie mochte das fühlen und entzog ihm leiſe ihre Hand. Ein halb phraſenartiger Ausdruck kam endlich Leſſing zu Hülfe.

„Ich liebe die Schönheit, aber auch die Wahrheit,“ ſagte er endlich, und ſo muß ich Ihnen bekennen — “

„O! Sie ſind ein herrlicher Mann,“ fiel Veilchen ein, „dieſes freie Geſtändniß, daß Sie mich nicht lieben, macht, wenn es möglich iſt, nur — daß ich Sie noch mehr lieben muß. Fürchten Sie ſich nicht, fürchten Sie nicht für mich, es iſt eine ganz andere, die Ihnen das ſagt. Ich bin es nicht, die chriſtliche Gräfin ſagt es Ihnen. Mein einziger Wunſch iſt, ich möchte doppelt

auf Erden sein, meinetwegen, weils doch nicht anders sein soll, einmal arm, wehmüthig, mit endloser Sehnsucht, eingemauert, mit einem Wort: ein Judenmädchen; und dann als christliche Gräfin, frei, kühn und glänzend voll freudigen Lebensmuthes und feiner Bildung, daß ich Sie ganz erfüllte. Wie säße ich mit Ihnen hoch zu Rosse und durchstreifte Wälder und Triften, wie träte ich mit Ihnen in den glänzenden Saal, ich säße mit Ihnen am stillen Heerde, aber ein Blick müßte Ihnen sagen, daß sich meine Seele in die Ihrige eingewurzelt, fest, tief, ewig. Ach! ich kann's nicht sagen, was ich wollte, ich rede schon zu viel; aber das Eine weiß ich: nur mein Herz möcht' ich haben in der andern Hülle, ich würde Sie beglücken wie noch nie ein Mensch beglückt wurde, ich würde Sie lieben wie Gott — aber Gott liebt uns nicht, er will nicht, daß ein Geschöpf auf Erden ganz glücklich sei — "

Ermattet sank Veilchen in sich zusammen, sie stützte ihre Stirne auf die Hand und schluchzte laut.

„Liebe Freundin," sagte Lessing mit bewegter liebevoller Stimme, „was ich fühle, brauche ich Ihnen nicht zu sagen; da, wo wir jetzt stehen, bedarf es keiner Worte der Vereinigung mehr, nur der zarten Lösung und Verständigung."

„Auch diese nicht," rief Veilchen, sich emporrichtend, eine ätherische Glorie war über ihr Antlitz ausgebreitet,

eine Thräne hing wie Thau in ihren Wimpern, aber ihr Auge leuchtete hell und klar, wie die Sonne nach einem Gewitter, sie breitete ihre Arme aus und umschlang Lessing mit wilder Gluth, und küßte ihm die Augen und die Lippen. „Leb' wohl, Leb' ewig wohl!“ schluchzte sie und rang sich von ihm los.

Eine kleine Pause standen die beiden einander gegenüber, auch aus des Mannes Auge trat eine Thräne.

Es klopfte an, Täubchen-Theodolinde trat ein, Veilchen stand bewegungslos da, nur ihr Busen hob und senkte sich rascher, Lessing kehrte sich um und drückte die Thräne aus dem Auge; er hätte nochmals weinen mögen, daß dieser zarten Seele selbst das süße Wehe des Abschiedes und der Entsagung nicht rein und unverkümmert blieb. Veilchen indeß faßte sich schnell, sie nahm ihrer Schwägerin den Shawl ab, bewunderte ihre schöne Toilette, ihr gutes Aussehen, sie fragte nach dem Befinden ihrer Nachbarin, die in den Wochen lag, nach ihrer jetzigen Lectüre, Alles in Einem Athem; Täubchen konnte gar nicht zur Besinnung kommen, sie fixirte aber Lessing, der, vor sich niederschauend, die rasche Gewandtheit Veilchens bewunderte und bemitleidete; er sah all den innern Kampf dieser Seele, und Veilchen zerknitterte das Band an ihrer Schürze und riß es endlich zähneknirschend entzwei, schnell aber sagte sie lächelnd: „Ach liebe Schwägerin, ich muß doch einen Geliebten haben, und dazu einen, der an mich denkt,

denn so eben ist mir mein Schürzenband aufgegangen, ist das nicht ein untrügliches Zeichen?"

Die Schürze wiederum vorknüpfend, stellte sie Lessing ihre Schwägerin vor, diese war hoch erfreut, den berühmten „Auteur" kennen zu lernen und lobte seine Schriften.

Wenn es überhaupt nichts Widerwärtigeres gibt, als sich von seinen eigenen Schriften zu unterhalten, die wie eine abgemachte That längst der Vergangenheit angehören, so war dieß in dem Augenblicke doppelt peinlich. Was war Lessing alle Literatur und all sein eigenes dichterisches Streben, hier, wo er nicht durch freie poetische Verknüpfung, sondern unmittelbar und fast gegen seinen Willen eine Seele in den Kampf geführt hatte, der sich am Abgrunde des Wahnsinns hinzog?

„Es gibt Augenblicke," sagte Lessing, „wo ich Alles, was ich bisher geschaffen, mit Freuden hinopferte, wenn ich einer mir ewig theuern Seele Ruhe und Frieden dadurch erwerben könnte."

Ein Blick von Veilchen sagte ihm den innigsten Dank, und Täubchen-Theodolinde gelangte, ohne daß sie es wußte, zu einem Witze, indem sie diese Rede den „Calumniationspunkt aller Bescheidenheit" nannte.

Sobald es schicklich war, entfernte sich Lessing; er wäre gerne noch länger geblieben, denn im Geiste hatte er sich gesagt, daß er nie mehr in diese Umgebung zurückkehren dürfe, aber die Anwesenheit Täubchens erregte

Mißbehagen; mit einem einfachen Lebewohl ſchied er von Veilchen, ſie ſahen ſich ſtarr in die Augen, ſie ſahen ſich nie mehr wieder.

Nachdenklich, den Blick zur Erde geheftet, ging Leſſing über den Judenplatz, da hörte er mehrmals hinter ſich rufen: „Herr Secretär!“ er kehrte ſich um, der Münzpächter Veitel Ephraim aus Berlin, der Oheim Veilchens, ſtand vor ihm; ſchlaff und runzelig ſchlotterte die weißgelbe Haut über ſeinem wurmſtichigen Geſichte, die Augen waren wie von unerſättlicher Gier weit aus ihren Höhlen hervorgetrieben, die zurückgedrückte hohe Stirne, die aufgeworfenen bläulichen Lippen ſchienen Verſchlagenheit und ſklaviſche Unterwürfigkeit zu verrathen; der Hut, unter welchem graue Haare ſich hervordrängten, ſaß tief im Nacken und ſtützte ſich auf die weiße Halsbinde, ein pelzverbrämter brauner Rock mit langen Schößen bekleidete die mittelgroße Geſtalt; die Hände in die beiden Seitentaſchen geſtemmt, mit Geld klimpernd, den Unterkörper nach Vornen ſtreckend, ſich auf den auseinander geſtreckten Beinen ſtolz hin und herwiegend, ſo ſtand Veitel Ephraim da, eine lebendige Rechenmaſchine, deren Zifferblatt, das Geſicht, nur die gewonnenen Prozente anzeigte. Leſſing gefiel ſich einen Augenblick darin, des Contraſtes mit ſeiner jetzigen Stimmung wegen, dieſes Angeſicht näher zu betrachten, er hörte daher die Fragen Veitels wegen der Geſinnungen des Generals Tauenzien bei der

beabsichtigten Erneuerung des Münzcontractes ruhig an, endlich, statt eine ausführliche Antwort zu geben, fuhr er sich über die Stirne.

„Morgen, morgen," sagte er, „will ich Ihnen Alles sagen, jetzt kann ich nicht;" und schnell lief er davon und hinaus ins Freie.

„Ein unpraktischer Mensch, der nie zu was kommen wird," sagte Veitel zu sich, und sah Lessing halb mitleidig, halb geringschätzig nach, er kehrte um und ging zu den Kindern seiner verstorbenen Schwester.

Als Lessing weggegangen war, hatte Veilchen eine Weile still bei ihrer Schwägerin gesessen, sie rieb sich die Stirne mit **Eau de Levante** um nicht die wenigen Worte sprechen zu dürfen, daß sie Kopfweh habe.

„**Entre nous soit dit,**" sagte Theodolinde, „ich glaube du bist in den Sekretair verliebt, er hat allerdings ein interessantes **air.**" —

Veilchen lächelte. „Wie magst du glauben, daß ich in einen Christen?"

„**Pourquoi pas?**" sagte Theodolinde, „ich sage dir, in deiner **position** würde ich mich gar nicht mainteniren eine Christin zu werden, du kannst dann einen Officier heirathen, und denk einmal, Frau Hauptmännin oder Frau Majorin zu sein, ach! ich wäre im Erilium vor Freude. Weißt du, wen du heirathen mußt? den schönen Hauptmann bei den Husaren mit dem kohlschwarzen

moustache wie freundlich hat der uns gegrüßt, als wir letzten Sonnabend zum Nikolai-Thor hinaus gingen, wie hat der Augen! So ſchwärmeriſch, und mit welcher grace ſaß er zu Pferd, die feine Taille, wie herrlich.“ —

Ohne daß angeklopft worden war, ging die Thüre auf. Veilchen ſprang ihrem Oheim Veitel mit einem freundlichen „Gottwillkomm“ entgegen, ſie war froh, von dem Geſpräche ihrer Schwägerin erlöst zu ſein.

„Weil du heut ſo apart freundlich biſt, Veilchen,“ ſagte Veitel bald nach den erſten Begrüßungen, „hab' ich dir auch ein ſchönes Geſchenk mitgebracht; iſt dir ein in Gold gefaßter Diamant, den man um einen Finger wickeln kann, recht?“

„Bitte, geben Sie mir den Ring,“ ſagte Veilchen zu ihrem Oheim, der neckend die Hand in der Taſche hielt, und endlich erwiederte:

„Es iſt ein Ding, es iſt kein Ring und hat doch Ring.“

„Alſo eine Kett', bitte geben Sie.“

„Es iſt keine Kette, denn es wird nicht gezogen, es geht allein.“

„Alſo eine Uhre? ach! bitte, quälen Sie mich nicht länger.“

„Es iſt keine Uhr, denn eine Uhr wird alle Tag' aufgezogen, und das Ding wird alle Tag' angezogen.“

Veilchen ſetzte ſich mißmuthig nieder und ſchwieg;

ſchmunzelnd trat Veitel zu ihr, und legte die Hand auf ihr glattgeſcheiteltes Haar.

„Na, Närrchen,“ ſagte er, „muß man dir denn mit der Ofengabel winken? ein Bräutigam iſt es, den ich mitgebracht hab', der gibt dir Ring' und Kett' und Uhren, Herz was begehrſt du? Aber *à propos* du kannſt doch gut deutſch ſchreiben und leſen?“

„Ja wohl, ſoll ich Ihnen einen Geſchäftsbrief leſen?“

„Nein, dießmal nicht, aber ich gratulire, denn die Sache iſt jetzt ſo liquid wie eine dreifach verſicherte Hypothek, dein Bräutigam will **par tout** ein Mädchen, das deutſch leſen und ſchreiben kann; gerade weil er ſelber nichts davon verſteht, will er eine Frau, die die Geſchäftsbriefe nachſieht; er könnte Mädchen haben mit dreimal ſo viel Geld als du haſt, denn es iſt der Herr Moſes Helft, deſſen Oheim, Levi Gumperz, ſchon unterm vorigen König der größte Mann geweſen iſt; du brauchſt dich nicht lange zu beſinnen, du haſt ein Vierteljahrhundert auf dem Buckel, und jedes Jahr, das du als ledig älter wirſt, ſinkſt du um 50 Prozent.“

Veilchen erwiederte nichts, und als endlich Veitel wieder weggegangen war, rief Täubchen: „**Aide toi et Dieu t'aidera!**“ du kannſt dieſem **calcul** durch einen coup entgehen, geh' mit mir und meinem Manne in die Kirche.

Veilchen dankte und bat ihre Schwägerin, ſie allein

zu laſſen; ſie begab ſich auf ihr Zimmer und warf ſich mit einem lauten Schrei auf ihr Bett; lange lag ſie da, ohne irgend einen Gedanken feſthalten zu können, ihr ganzes bisheriges Leben ſchwirrte wie ein nebelhafter Traum an ihr vorüber; zwiſchen Sehnſucht und Trauer hatte ſie geſchwebt, ſeitdem ſie zum Bewußtſein gekommen war, und als ihre Erinnerung ihr die letzten Stunden vorführte, da erſt begann ſie zu weinen.

„Leb wohl!“ wiederholte ſie, „leb wohl!“ ſie küßte die Bettdecke, in der ſie ihr Angeſicht verborgen hatte, drückte die Augen feſt zu und im Innerſten Sein Bild ſchauend, lächelte ſie ſtill und ſelig; ſie kehrte ſich um und blickte heiter in die Welt hinein. Es war Abend geworden, der Mond warf ſein blaſſes Licht durch die Scheiben und verklärte die Ruhende wie mit einer zarten Glorie.

„Ich bin zur Entſagung geſchaffen,“ ſagte ſie zu ſich, „dürfte ich ewig mit meinem Schmerze allein leben, mir wäre wohl, könnte ich ſterben, mir wäre beſſer; hätte ich nie geahnt, daß es ein ſchöneres Leben gibt, ich wäre glücklich; nein, ich hätte Ihn nie gefunden, und ohne Ihn nie dieſe Stunde, die tauſend Leben aufwiegt — ihn, der nicht mein werden kann; fahr wohl, Liebesglück! Ja aber dieſe Liebe zu ihm nicht eine eingeredete, gemachte? Nein, nein! Gott, nein! Da Er nicht mein werden ſoll, will ich mein Leben in Demuth und Entſagung verbringen. Gott! Vater, guter himmliſcher

Vater, nimm mich jetzt zu dir, sende deinen Todesengel und erlöse mich, Allgütiger, erbarme dich!"

Veilchen warf sich an ihrem Bette auf die Kniee, sie hüllte ihr Haupt in die Kissen, schluchzte und weinte und betete lange.

Die ganze Nacht und den ganzen andern Tag lag Veilchen weinend und händeringend im Bette, sie wußte es kaum mehr, daß die Thränen über ihre Wangen flossen, sie aß nicht und trank nicht, und gab fast auf keine Frage eine Antwort; endlich am zweiten Abende schlief sie ermattet ein und erwachte am andern Morgen wie neugestärkt. Ihre Verwandten bestürmten sie immer mehr, sich über Herz Helft zu entscheiden, sie baten so innig und stellten ihr vor, wie sie ja nur für ihr Glück sorgen wollten, daß Veilchen von dieser Theilnahme im Innersten gerührt wurde, und von Herzen wünschte, diesen Guten nach Gefallen leben zu können. Hätte sie gewußt, daß ihre Angehörigen meist deshalb so auf sie einstürmten, weil sie bemerkt hatten, daß der Freier nicht abgeneigt war, die Tochter des reichen Bärmann Fränkel zu heirathen, sie hätte ihrem Gefühle keinen Zwang angethan, wie hätte sie sich auch nur mit einem Gedanken zu einem Manne wenden können, dem es einerlei ist, ob er diese oder jene zur Gattin besitzen soll, der in dieser Stunde diesem und in jener einem andern Heirathsmakler folgt?

Auch Ephraim redete ſeiner Schweſter zu, indeß beſchwor er ſie, in keinerlei Weiſe ihr Gefühl zu unterdrücken, ſie ſolle nur den neuen Freier ſehen und kennen lernen, damit ſie ſich keine Vorwürfe zu machen und keine zu erdulden habe. Veilchen willigte ein.

Wie klopfte ihre Bruſt, als ſie, am Nähtiſchchen ſitzend, ihren Oheim Veitel mit dem Fremden eintreten ſah, mit niedergeſchlagenem Blicke dankte ſie ſeinem Gruße, ſie wagte nicht das Auge zu erheben; nach und nach blinzte ſie indeß von ihrem Nähzeuge auf, und geſtand ſich, daß ſie ſich den Fremden viel häßlicher gedacht hatte, ſie mußte über ſich lachen. Veitel glaubte, das gälte ſeinen derben Späßen, mit welchen er die Unterhaltung einleitete; bald begab ſich aber der ſchlaue Kopf mit ſeinen beiden Neffen in das Nebenzimmer, Veilchen zitterte am ganzen Leibe als ſie ſich mit dem Fremden allein ſah, dieſer nahte ſich ihr und ſprach über das Meuſſelintuch, das ſie ſo eben ſäumte; er ſprach ſodann von Berlin und wie dieſe Stadt viel größer wäre als Breslau; Veilchen faßte Muth und fragte ihn nach ſeinen Eltern und Geſchwiſtern, der Fremde ſprach mit rührender Innigkeit von ſeiner guten Mutter. Veilchen athmete leichter. Wer einer ſolchen Kindesliebe fähig iſt, der muß ein guter Menſch ſein, ſo dachte ſie, und verlor ſich ſorglos in den ſeltſamen Verflechtungen des Geſprächs.

Veilchen ſchauderte innerlich zuſammen als ſie ihr Bräutigam zum erſtenmale küßte, und zwar ſo ohne alle Umſtände, als ob er ein jahrelanges Recht darauf hätte; ſie erkannte erſt jetzt, was ſie gethan.

Drei Tage ſpäter war Veilchen die Braut des Herrn Helfft, ſie hatte ihm frei geſtanden, daß ſie ihn nicht liebe, daß ſie aber von Herzen gerne ſich Mühe geben wolle, ſich mit ihm zu vertragen und ihm gefällig zu ſeyn; ohne Etwas darauf zu erwiedern, hieng er ihr lächelnd eine ſchöne goldene Kette um.

Das Zimmerlichte war, daß, nachdem Veilchen Braut geworden war, die guten Leute in Breslau ſie innig bemitleideten; die ſie kannten und die ſie nicht kannten lobten ihre Güte, Milde und ihre zarte Seele, und bedauerten, daß ſie kein beſſeres Loos gefunden — gegen Verſtorbene ſind die guten Leute gerne gerecht, ja ſogar mild. Veilchen mußte ſehr unglücklich ſein.

An demſelben Tage, an welchem Veilchen Braut geworden war, waren auch Ehajem und Tändchen in aller Stille in einem nahen Dorfe bei Breslau zur chriſtlichen Kirche übergetreten; Ehajem erhielt die Namen Ehriſtian Achilles Gottfried, und Tändchen: Marie Ehriſtine Theodelinde.

Der Traum Moſes Daniels hatte ſich auf eine eigenthümliche Weiſe erfüllt.

9. Frauenleben.

Ei, was dann will braviren
Ein schwaches Pflänzelein!
Der Tod wird's bald citiren,
Fort, fort dann muß es seyn.
Wann schon bist jung von Jahren,
Wann schon bist hübsch und fein,
Doch mußt von hinnen fahren,
Fort, fort, muß dennoch seyn.

Friedrich Spee.

Veilchen war zu einem still beschaulichen, ja fast zu einem Nonnenleben geboren, und sie sollte eine jüdische Handelsfrau werden. Nichts streift jenen zauberhaften Blumenschmelz mehr von dem Wesen der Weiblichkeit als das Handiren am Ladentische, oder auch am Schenktische in einem Wirthshause; dieses feilschende, mäkelnde, in allgemeinen Freundlichkeiten sich bewegende Wesen, das auf Erwerb und Gewinn abzielt, steht mit dem wahren Frauensinn so vielfach im Widerspruche, daß es eines tiefen Fonds von innerer Zartheit und unberührter Reinheit bedarf, um nicht den angebornen Adel seiner Natur mit in der Wagschale des Handels vertrödelt

zu haben. Wie weit ſteht die Handelsfrau von der Nonne ab!

Als Veilchen indeß an ihrem Hochzeittage von den Frauen eingekleidet wurde, fiel es ihr auf, daß dieſe Ceremonie ganz einer Nonnenkleidung glich; nach dem üblichen Bade mußte ſie ihr Sterbehemd mit den ſchwarzen Spitzenmanſchetten anziehen, ihre ſchönſte Zierde, das reiche braune Haupthaar mit den ſanftquillenden Locken wurde erbarmungslos abgeſchnitten, und die Stümpfe mit einem weißen Bande zuſammengebunden, eine reiche Blondenhaube wurde ihr über das Haupt gezogen, und wie bei einer Nonne, durfte nie mehr eins ihrer Haupthaare ſichtbar ſein, denn „der Haarputz an einem Weibe iſt Schamloſigkeit,“ ſagen die babyloniſchen Thalmudiſten. Eine Thräne ſchwamm in dem Auge Veilchens, als ſie ihr ſo ſehr verändertes Angeſicht in dem Spiegel betrachtete; hätte ſie gewußt, wie ihr Bräutigam in einem andern Zimmer über die nicht ganz vollſtändige Auslieferung ihrer Mitgift ſich mit ihrem Oheim zankte, ſie hätte noch mehr geweint. Veilchen war auf zweifache Weiſe in den Paragraphen eines Handelsvertrages verwebt worden; Veitel ſuchte ſeine Concurrenten bei der Münzpacht, die Itzig'ſche Compagnie, zu verdrängen; indem er nun eine Hauptſtütze, den Herz Helft, ihr abwendig machte, ſuchte er ihn auch durch Familienbande auf ſeiner Seite feſtzuhalten.

Die Hochzeit Veilchens war in Deutſchliſſa, einem

Städtchen, nur wenige Stunden von Breslau entfernt; Veitel hatte es veranstaltet, daß hier im Saale eines christlichen Wirthshauses das Hochzeitsmahl verzehrt wurde. Man trank eben nach Tische den schwarzen Kaffee (denn es ist den Juden verboten, nach dem Genusse der Fleischspeisen Kaffee mit Milch zu trinken), da trat der uns noch erinnerliche Jissroele Possenmacher ein, er stellte sich mit seiner Geige auf einen Stuhl, schnitt Fratzen und bat in jüdisch-deutschen Knittelversen um ein Thema für seine Improvisationen.

„Der Kaffee," rief Ephraim, und sogleich strich der Schnurrant seine Geige, und reimte dabei, daß der Kaffee der Mann, der Zucker das Weib sey, mit einer silbernen Zuckerzange hole man zuerst das Weib, dann aber greife man später mit Händen zu, Mancher irrt sich und nimmt Salz statt Zucker ꝛc. Diese in jüdischem Kauderwelsch vorgetragenen Schnurrpfeifereien erheiterten die Gesellschaft sehr; Veitel horchte zähnestochernd in seinen Stuhl gelehnt zu; die Wirthin, eine runde, kräftige Gestalt, trat ein, Veitel stand auf, ging ihr entgegen, seine hervorliegenden Augen verriethen noch eine andere Begierde, als die nach Geld; der Wirthin folgte schüchtern eine ärmlich gekleidete Frau, wie es schien, in den besten Jahren, mit einem unschönen Gesichte auf welchem Kummer und Sorgen ihre Denkzeichen zurückgelassen hatten. Veitel holte klimpernd

ein Stück Geld aus der Tasche, denn er liebte es, im Angesichte Vieler Wohlthätigkeit zu üben; die Wirthin winkte ihm vertraulich mit den Augen, Veitel steckte sein falsches Sechsgroschenstück wieder ein.

„Na, Frau Anneliese," sagte die Wirthin zu ihrer Begleiterin, „die Leute sind satt und fressen sie nicht, sie braucht kein Gesicht zu machen, wie die Katz', wenn's donnert, mach' sie nur keck ein paar schöne Vers' auf die schöne Jungfer Braut und den schönen Herrn Bräutigam, dann kriegt sie auch ein schönes Douceur."

Die Angeredete schlug ihr Auge auf, ein heller Strahl blitzte daraus hervor, und sich zur Braut wendend, sprach sie:

„Bräutchen, hold und wundersam,
Sage mir doch deinen Nam'!"

„Veilchen."

Zum Bräutigam gewendet, fuhr sie fort:

„Mann, der du für sie entbrennst,
Sage mir, wie du dich nennst?"

„Herz Moses Helft."

Die Reimerin drückte ihre von der Sonne gebräunte und durch die Arbeit gehärtete Hand fest auf die Augen, und als sie die Hand wieder wegzog, schien das ganze Angesicht verklärt, und sie begann:

„Nichts sind auf Stirne, Mund und Wangen,
Die Lilien, und Rosen, nichts,
Sind Augen voller Tag, wenn sie gleich Sonnen prangen
Am Himmel eines Angesichts.

„Dich, himmlisch Veilchen, muß man lieben,
Dich, himmlisch fühlend sanftes Kind,
Auf dessen Antlitz ward von der Natur geschrieben,
Wie fein des Herzens Reize sind."

Ein lautes Ah! und Brav! krönte die Sängerin, selbst der Possenmacher geigte einen Tusch, daß fast alle Saiten sprangen, und schnitt Fratzen dabei. Ephraim nahm einen Teller, legte einen Ducaten darauf und sammelte bei den Uebrigen; Veilchen riß eine Denkmünze von dem Brautgürtel, der ihren Leib umfing, und legte sie auf den Teller, ihr Gatte machte ein süßsaures Gesicht dabei. Als Ephraim an Veitel kam, sagte er:

„Nun, das ist doch herrlich, Onkel?"

„Die Façon wird zu theuer bezahlt," erwiederte Veitel, während er in der Tasche nach mehreren kleinen Münzen stöberte, um auf dem Teller ein großes Gerassel machen zu können, „wie gesagt, die Façon wird zu theuer bezahlt, wie an durchbrochener Silberarbeit; wenn man das, was die Frau gesagt hat, einschmilzt, und die Reimfaçon wegfällt, kann man nicht so viel Aufhebens davon machen."

Ephraim lächelte still über die Kritik seines Oheims, und brachte der Dichterin die Gaben mit den Worten:

„Nicht als Lohn,
Als Dankeszeichen,
Nimm' die Freuden
Die wir dir reichen."

Nicht sowohl die Ungeschicklichkeit dieser Verse, als die Vortragsweise und die Person Ephraims erregte ein schwer verhaltenes Lachen unter den Versammelten.

„Recht so," rief Veitel, „sie hat mit Du angefangen und Du mußt den Saldo mit Netto abtragen; wie's in den Wald hineinschallt, schallt's wieder 'raus, sagt das Sprüchwort."

Ein Zucken um die Mundwinkel der Dichterin verrieth, daß sie im Begriff war, ihren Dank abermals in Versen auszudrücken, aber ein richtiges Gefühl sagte ihr, daß dieß jetzt ungereimt wäre, und mit einem höflichen Knix entfernte sie sich.

Ephraim schlich ihr sobald als thunlich nach, er traf sie in einem Winkel der untern Wirthsstube, mit Heißhunger ein Brod verzehrend und mitunter einen Schluck Bier nehmend; als sie ihn erblickte, überflog eine Röthe ihr Angesicht, er setzte sich traulich zu ihr, und bald waren sie in ein Gespräch verwickelt, wie zwei alte Bekannte. Die Fremde erzählte von ihrer Jugend, wie sie den Sommer über die Kühe gehütet —

„Ach!" rief Ephraim, „welch ein herrliches Leben, auf blumiger Au, auf sonniger Bergwiese."

„Ja, in Gedanken ist das schöner, aber ich mußte

auf meine Kühe Acht geben, und meinen blaugrauen Strumpf dabei stricken, und wenn ich nach Haus kam und hatte über einem Buche das Stricken vergessen, da gab's immer mehr Schelworte oder gar Schläge als Kartoffeln zu essen, aber draußen war ich doch stets froh und munter, ich sang die Lieder aus unserm Gesangbuche, die ich fast alle auswendig kannte, hinab in das Thal, und Alles wurde schöner, würziger; ich wagte es, einen neuen Vers zu dem Kirchenliede, und endlich ein neues Kirchenlied selber zu setzen, Gott wird mir's verzeihen, ich bin nicht mehr so fromm wie sonst, denn oft fragt mich der Versucher: wärst du nicht glücklicher als dumme Bauerndirne, sind die Lieder, die in dir leben, nicht deine Qual? aber nein, ohne diese himmlische Kraft wäre ich schon lange zusammengebrochen, denn mein Kreuz ist schwer — ich hoffe, daß mein Heiland erscheinen wird, nur einmal möchte ich frei aus freier Kehle singen, und das Lob unseres unsterblichen Helden, des großen Friedrichs, singen" —

„Was hat der große König für Sie gethan?" fragte Ephraim.

„Für mich?" fragte die Dichterin, und eine höhere Weihe schwebte auf ihrem Angesichte, „für mich hat dieser Erdengott seine Großthaten vollendet, größer als alle Wunder der Vorzeit, daß ich sie anstaune und ihn anbete. Heil dem Helden, der einer Welt gegenüber,

die auf ihn heranbraust, unerschütterlich steht, Heil uns, daß dieselbe Sonne über ihm und uns aufgeht!"

Ephraim blickte nachdenklich und beschämt zur Erde, hundert Gedanken schwirrten in seinem Kopfe, er schalt sich über seinen Egoismus, und doch konnte er diesen „großen Friedrich" nicht lieben; dieser Frau war er ein Glaubensheld, denn sie war Protestantin: er verglich seinen Bildungsgang mit dem der Dichterin und hier offenbarte ihm die neue Stufe, auf der er stand, wieder ihr neues Ungemach; der Zweifel rang sich bis zu seinem Allerheiligsten hindurch, der Musenquell, aus dem er bisher schöpfte, erschien ihm als eine Cisterne in der Wüste, die leicht vertrocknen und versumpfen konnte, hier fand er eine lebendig sprudelnde Quelle, die sich im schattigen Thalgrunde unter Blumen fortschlängelte. Selbst der kümmerliche Trost: in Stunden der Weihe über sein Schicksal und seine Umgebung erhaben zu seyn, schien ihm hiedurch noch mehr verkümmert. Durch eine sonderbare Ideenfolge sah er plötzlich: wie sich aus dem Paradiese dichterischer Begeisterung vier Ströme ergossen: Gott, Freiheit, Vaterland und Liebe — er war nicht mehr jung und noch nicht alt genug, um Gott allein zu singen, Freiheit und Vaterland kannte er nicht, und die Liebe schwebte ihm bisher nur in einer gestaltenlosen Sehnsucht vor.

„Hat Sie nicht die Liebe so schön dichten gelehrt?“ fragte er die Fremde, und sie erwiederte:

„Ohne Regung, die ich oft beschreibe,
Ohne Zärtlichkeit ward ich zum Weibe,
Ward zur Mutter! wie im wilden Krieg
Unverliebt ein Mädchen werden müßte,
Die ein Krieger halb gezwungen küßte,
Der die Mauer einer Stadt erstieg.

„Sing' ich Lieder für der Liebe Kenner,
Dann denk' ich den zärtlichsten der Männer,
Den ich immer wünschte, nie erhielt;
Keine Gattin küßte je getreuer,
Als ich in der Sappho sanftem Feuer
Lippen küßte, die ich nie gefühlt!“

„Nun, so vergönnt mir's, diese Lippen zu küssen,“ rief Ephraim und versuchte es, auf den unschönen Mund mit der breiten Unterlippe einen Kuß zu drücken, die Dichterin aber wehrte es ab; die Dunkelheit, die allmählig hereingebrochen war, ließ die Röthe in ihrem Angesichte, das sie noch zum Ueberflusse mit ihrer Schürze bedeckte, nicht erkennen.

„Ich bin Gattin und Mutter, ich bin...“ rief sie noch immer mit verhülltem Angesichte.

Ephraim errieth, was sie noch hinzusetzen wollte, er bat in den flehendsten Ausdrücken um Verzeihung, seine Worte klangen so treuherzig und innig, daß sie ihm endlich die Hand als Zeichen der Versöhnung bot. Sie erzählte ihm nun, daß sie zum zweitenmale ver-

heirathet sei, ihr erster Mann habe sich von ihr scheiden lassen und jetzt sei sie mit einem Schneider Namens Karsch verheirathet und wohne auf einem Dorfe in der Nähe. Ihre Stimme zitterte heftiger, als sie ihre jetzige Lage erwähnte. Sie sprachen noch lange traulich mit einander, und Ephraim freute sich, „heute, wo seine leibliche Schwester von ihm scheide, eine Schwester in Apoll gefunden zu haben.“

„Und dieser sei unser Bruder,“ sagte die Dichterin, sie zog ein fliegendes Blatt aus ihrem Busen, es waren die ersten „Lieder eines preußischen Grenadiers,“ deren Verfasser man damals noch nicht kannte. Sie nahm ein kleines Bündel mit Brod und Mehl unter den Arm, reichte Ephraim die Hand mit den Worten: „Gedenken Sie bisweilen der unglücklichen Frau Karschin,“ und verließ das Zimmer.

Ueber Menschengeschick sinnend, saß Ephraim noch in der Ecke des Zimmers, da trat die Wirthin ein, Veitel folgte ihr rasch, sie bemerkten den Anwesenden nicht. Veitel schlang seinen Arm um den Hals der Wirthin und zeigte ihr ein mit Rosetten besetztes Kreuz, die wie Diamanten in dem Halbdunkel glitzerten.

„Das mußt du tragen,“ sagte er halb leise, „ich schenke es dir.“

„Nein,“ sagte die Wirthin, und streichelte das Kinn Veitels, „ich darf das vor meinem Manne nicht

thun, der Tolpatsch könnte sonst merken, wo der Wind herbläst."

Der Wirth trat ein, Veitel war schnell besonnen, er schenkte dem Wirthe das Geschmeide für seine Frau, der sich tausendmal bedankte und das Geschmeide seiner „lieben Ehehälfte" umhing; die Frau konnte es nun ohne Weiteres zu ihrem Sonntagsstaate gebrauchen und ihre Nachbarinnen in der Kirche neidisch machen.

Ephraim ging hinaus in den Garten hinter dem Hause, es war ein schöner Herbstabend, eine mondhelle Nacht lag über der Erde, aus der Küche vernahm man das Schäkern der Knechte und Fahrleute mit den Mägden, er ging weiter hinweg, bis wo keine Menschenstimme mehr zu ihm drang, er sah hinauf zu den ewigen Sternen, er schaute hinab auf den tiefsten Grund seiner Seele, wo in krystallenem Bette sich die Wellen seines Geistes wiegten; plötzlich ertönte aus dem stillen Städtchen die Abendglocke zum Gebete, Ephraim zog sein unwillkürlich den Hut ab, er sprach zu ihm, der über den Sternen und in der Tiefe der Menschenbrust wohnte: „Herr Gott, es ist viel Ungemach und Sünde auf deiner schönen Erde, auch ich bin sündig; Herr Gott, laß mich die finden, in der ich das Leben finden soll und die Liebe; siehe, mein Herz ist voll Liebe, gib mir die Gattin, die du mir geschaffen, ehe ich auf Irrwegen sie suche und verirre, gib mir ein Zeichen." —

Er ſtand an einen Baum gelehnt ruhig da, ſein Blick ſchweifte in's Weite, in's Unendliche, und ſchon raſchelte der Zweifel wie eine grüne Eidechſe mit klugen Aeuglein durch die Blumen ſeines Glaubens und ſeiner Liebe, denn er ſprach in ſeinem Innern: was ſoll die Liebe auf dieſer Erde, wo ſich Alles um die eigene Are, den Egoismus, dreht? Und die Sterne droben, ſie wandeln gemeſſen ihre Bahn, ob wir in Trauer oder Freude, in Krieg oder Friede auf dieſer Erde herumkriechen. —

Plötzlich war es ihm, als ob er die Stimme eines Engels vernähme, der ſeinen Namen riefe; er fuhr ſich mit der Hand über die Stirne, als wollte er den Traum verſcheuchen, aber immer wiederholte ſich der Ruf, und immer melodiſcher, immer lieblicher, immer näher; Philippine, das dreizehnjährige Kind ſeines Oheims Abraham ſtand endlich vor ihm und erzählte ihm, wie es ihn habe in den Garten gehen geſehen, er ſolle nun kommen, denn der Wagen ſei angeſpannt, man müſſe nach Hauſe, ehe die Feſtung geſchloſſen würde.

Ephraim legte ſeine Hand auf das Haupt des Kindes, deſſen ſchwarze Locken bis auf die Schultern hinab reichten; mit einem reuigen Dankesblicke ſah er hinauf zu den Sternen, dann beugte er ſich zu dem Kinde hernieder, das ihn mit ſeinen hellen braunen Augen, an denen man faſt gar kein Weißes bemerken

konnte, heiter und unschuldig anblickte; er drückte einen Kuß auf die glatte weiße Stirn, auf der noch keine Sorge und keine Reue ihr Bett gegraben hatte.

„Willst du ein Bräutchen sein?“ fragte er das Kind, und dieses erwiederte:

„Krieg' ich auch so eine schöne Kett' und so gute süße Sachen, wie dein Veilchen von ihrem Bräutigam?“

„Noch tausendmal schöner und süßer,“ sagte er, und wollte das Kind abermals küssen; aber wie aus einem geheimen Gefühle widersetzte es sich mit aller Gewalt dagegen. Ephraim nahm sie nun bei der Hand und ging mit ihr nach dem Hause. Philippine hüpfte und tanzte lustig an der Hand ihres tiefsinnigen Vetters, denn ihre innere Lebendigkeit ließ sie nie ruhig und gemessenen Schrittes gehen.

Ephraim fragte seinen Oheim Abraham, den Vater seiner jungen Auserkornen, wo denn seine Schwester Veilchen sei; er erfuhr, daß sie schon vor mehreren Stunden heimlich, und ohne von Jemanden Abschied zu nehmen, abgereist sei. Ephraim wurde traurig, jetzt, da sie von ihm geschieden war, fühlte er plötzlich, was er dieser Schwester hätte seyn können, die ihn so innig geliebt und verstanden, und die er so oft von sich gestoßen hatte. Ephraim kannte den unergründlichen Schmerz dieser verlorenen Seele nicht ganz: seit ihrer Verlobungsstunde, da sie einer unabänderlichen Nothwendigkeit

Nothwendigkeit gehorchen zu müssen glaubte, hatte sich Veilchen willenlos allen Folgen dieser Stunde hingegeben, ja sie gefiel sich in diesem Märtyrthume, aber das Bewußtsein ihres Abfalls von dem eigenen besseren Selbst erwachte dennoch in ihr; sie fürchtete, daß ein unbewachter Moment es offenbaren könnte, und darum dankte sie ihrem Manne mit Thränen in den Augen, als er ihrer ersten Bitte willfahrte und heimlich mit ihr abreiste.

Friede und Ruhe ihrem verglimmenden Leben!

Die Hochzeitgäste schickten sich alle zur Heimkehr an, nur Bettel blieb zurück; er klagte über Magenschmerzen und wollte hier übernachten. Ephraim sah schamhaft zur Erde, als er dies hörte.

Ephraim saß mit seinem Oheim Abraham, dessen Frau und der kleinen Philippine im Wagen.

„Du mußt dich nun auch bald um ein Ehegespons umsehen," sagte Abraham zu seinem Neffen.

„Das hab' ich schon, und hier sitzt sie," sagte Ephraim, auf Philippine deutend. Abraham lächelte, denn er hielt es für Scherz, aber seine kluge Frau rechnete im Stillen, daß Philippine in drei Jahren ebenfalls sechszehn Jahre alt sei, und zu dieser Zeit hatte sie auch geheirathet.

Man konnte es als typisch ansehen, daß Philippine während dieser längeren Unterredung schon schlief,

ihre heitere Kindheit konnte nicht ahnen, was um sie her vorbereitet wurde, und wenn sie die Augen zum Bewußtsein aufschlug, wollte Ephraim sie in seine Arme schließen.

Es kann vielfach als ein Zeichen moralischer oder physischer Ueberlebtheit angesehen werden, wenn sich gereifte Jünglinge und Männer ihre Gattinnen aus der Kinderstube holen; es ist ein neuer Reiz für den Uebersättigten, eine sichere Garantie für den Getäuschten, Betrogenen, nur selten ist es eine Folge ursprünglicher und unberührter Reinheit; versteckte Feigheit und Selbstgefälligkeit liegt sehr oft im Hintergrunde: man ist hier seines Sieges so gewiß; das Streben nach der unmittelbarsten Superiorität, gebaut auf ein angewohntes Abhängigkeitsverhältniß, ist nicht selten die geheime Triebfeder jener kinderliebenden Männer. Nur zwei gleich entwickelte Geister, die auf einer correspondirenden Stufe des Bewußtseyns stehen, können sich in echter und fester Liebe erfassen; daß aber jene höhere Gleichheit, die zugleich die wahre Einheit ist, in der Liebe wie in der Ehe herrschen müsse, dazu mögen sich nur wenige Männer erheben.

Ephraim war sich bei seiner fortgesetzten Neigung zu Philippine der edelsten Motive bewußt, er wollte sich eine Gattin erziehen, rein, frei und lebensfrisch, er wollte ihr schon frühe Herz und Auge für die feinsten Beziehungen des Lebens öffnen, er wollte ihre

Jugend bewußt in das gereiftere Alter überleiten, er wollte die Zweige, die uns in's Geſicht ſchlagen, wenn wir in den Wäldern des Irrthums den Baum der Erkenntniß und Wahrheit ſuchen, vor ihr zurückbeugen, mit den feinſten Säften ſeines Geiſtes wollte er ihre Jugend nähren, vor Allem aber wollte er ihre Gefühle und ihre Hoffnungen, ihre Sehnſucht und ihre Liebe, noch ehe eines Fremden Hauch ſie berührt und eine vergängliche Wolke darüber ausgebreitet, in ſeinem Herzen den Ruhepunkt und das Echo finden laſſen.

So viele und unausgeſetzte Mühe ſich indeß auch Ephraim um die Bildung und den Unterricht Philippinens gab, ſo gelang es ihm dennoch nicht, alle die Zügel ihres Geiſtes in Händen zu behalten und ſie nach Willkür zu lenken. Die ſpröde und leichtfertige Natur Philippinens warf ihm ſeine kunſtvoll modellirten Ideale oft plötzlich über den Haufen, die Elaſtizität ihres Geiſtes ließ dann ſeine Ermahnungen ſpurlos abprallen. Der natürliche Takt der Kinder läßt ſie oft am ſchnellſten die Fehler und Grillen ihrer Umgebung, beſonders ihrer Lehrer erkennen; Philippine hatte bald bemerkt, daß ihr Mentor, der ſie durch die Geſchichte des Telemaque führte, ſich in einer Gefühlszerfaſerung, in einem Liebäugeln mit dem Schmerze gefiel; jeder freie Genuß und jede freie Anſchauung, die ſich ihm bot, lockte auch ſchnell ſeine Ideen von Unterdrücktheit,

von der weltgeschichtlichen Verdammniß der Juden hervor, und gleich den Harpyien der Sage raubten sie ihm Alles von den Lippen weg. Der Muthwille und die übersprudelnde Laune Philippinens brachten Ephraim oft an den Rand der Verzweiflung, denn er war um diese Zeit doppelt gereizt und reizbar.

In einem Leben, wo uns jeder erwachende Morgen neuen Kampf und Widerstreit bietet, wo wir uns nicht unbewußt und sorglos von dem Strome der allgemeinen Bewegung getragen fühlen, wird sich ein stetiges Aufmerken, Rectificiren und Controliren seiner eigenen Natur bilden, das zur Selbsterziehung, aber auch zur Selbstquälerei führen kann. Es gibt eine Altersstufe, wo man seine besondere innere Natur und seine äußere Stellung als die nothwendige und unabänderliche anerkennen, und ihr auf diesem Standpunkte den möglichsten Grad der Vollkommenheit und Allgemeinheit aneignen muß; hat man hier seinen gesetzmäßigen Zusammenhang mit dem All erfaßt, so wird man eine radikale Umwandlung eben so wenig wünschen und versuchen, als das Pferd wünschen kann, in eine Lerche umgewandelt worden zu sein. Diese Erfahrung klingt wie Resignation, aber Erfahrung und Resignation sind auch vielfach synonym.

In seinem achtundzwanzigsten Jahre glaubte Ephraim noch an seine verfehlte Lebensstellung; wäre dies in der

That geweſen, ſo hätte er irgendwie Energie genug haben müſſen, ſie zu ändern; daß er ſie nicht hatte, beweiſt, daß er in einem Wahne begriffen war. Das Kaufmannsleben ſchien ihm ſeiner innern Natur zu widerſprechen, er glaubte zum Gelehrten geboren zu ſein; für einen gebornen Dichter hielt er ſich nicht mehr, denn es gelang ihm nur ſelten, ſich auf der Brücke der Vernunft „in das Land der Poeſie zu flüchten," kein Regenbogen, der urplötzlich entſtand, wenn die lichte Sonne und ſchwarze Gewitterwolken ſich am Horizonte gegenüberſtanden, trug ihn auf ſeinen ſieben Farben hinüber in das Jenſeits der höhern Anſchauung, wo Alles verklärt ſich in ewiger Harmonie wiegt — er tröſtete ſich, wenigſtens ſoviel Sinn für die Dichtung und ihre zartern Regungen zu haben, um das Leben und die Liebe in ihrer tiefſten Beſeligung zu genießen; die bewußte Vergeſſenheit, die ſelige Trauer über die Lebenswirren ſollten in der Liebe ihre Verſöhnung und Erhebung finden, aus Reſignation hervorgegangen ſollte ihm die Liebe dennoch die unerſchöpflichſte Fülle erſchließen, und darum ward er mißmuthig und traurig, wenn er Philippine für die zartern Schwingungen des Gemüthslebens unempfänglich glaubte; er hatte auf das Weltleben und auf die ſelbſtſchöpferiſche Dichtung reſignirt, nun ſollte er auch auf die Liebe reſigniren — das war zu viel.

Wäre Ephraims Blick nicht von diesen vielfachen Wirren umdunkelt gewesen, er hätte die wahre Natur Philippinens erkennen und ihre Heilkraft für sein kränkelndes Inneres schätzen müssen. Ein Gemüth wie das seiner Schwester Veilchen, in welchem seine Schwermuth und sein Wehklagen nur ein correspondirendes Echo gefunden hätte, würde seine Krankhaftigkeit nur gesteigert, nicht versöhnt haben, hier, in Philippinen war Jugendmuth und Lebenskraft; was kümmerte sie Judenthum und Christenthum, die Sonne war schön, die Blumen duftig, ihre Lieder klangen hell und himmelblau kleidete sie sehr gut. — Die italienischen Lieder, welche Philippine mit munterer und frischer Stimme zur Laute sang, waren fast noch das Einzige, was Ephraim ihren Umgang erquicklich machte; es waren meist scherzhafte neckische Themas und Ephraim machte im Stillen die Bemerkung, daß auch der Vogel im Käfig sich beim Gesange hinaus träumen könne in den freien rauschenden Wald, wo er sich auf den Zweigen wiegte. Bemerkte Philippine seine Verstimmung, so griff sie unvermerkt die Molitöne, und sang ein Liebeslied voll schmelzender Innigkeit, dabei sah sie ihn bisweilen schalkhaft und verstohlen an, sie sah wie sein Auge glänzte und sein ganzes Wesen sich erheiterte; denn wo solche Töne aus der Seele dringen, muß ein tieferes Erkennen sein, sagte er sich; plötzlich aber siegte

wieder der Uebermuth und sie parodirte nicht selten das, was sie eben gesungen hatte.

Wenn Ephraim seine Ideen und Kenntnisse mit einer gewissen Ernsthaftigkeit und Salbung vortrug, so mißverstand ihn Philippine oft gefliss[illegible]lich; wenn er im Laufe des Gespräches ihr eine neue Ansicht eröffnen wollte, so streifte sie leicht darüber weg, und Ephraim hatte schon Etwas von jener überschraubten Autorencitelkeit, welche will, daß keines ihrer Worte auf den Boden falle und verwese, sondern daß es einbalsamirt würde für ewige Zeiten.

Ein innerer Gram zehrte an der Seele Ephraims, wenn er zu Hause war, pflog er oft stundenlange Unterredungen mit Philippinen, die Kernhaftigkeit und Frische ihres Wesens erschien ihm immer klarer, mit hochklopfender Brust ging er tagtäglich zu ihrem Hause, und still, in sich gekehrt, verarmt verließ er es, um den andern Tag denselben Weg mit denselben Hoffnungen und Täuschungen wieder zu machen.

Nichts ist leichter, nichts aber auch gefährlicher, als in einem beschränkten Kreise sich als Genie zu geriren, und sich die gesellschaftlichen Prärogative dieser Majestät anzueignen; kaum hatte Ephraim im stillen Bewußtsein seines höhern Strebens die anfänglichen Spötteleien über seine unpraktischen Grillen überwunden, als er schon anfing, sich in diesem Widerspruche mit seinen

Umgebungen zu gefallen, und ihn gefliſſentlich greller herauszukehren, er liebte es ſogar bisweilen, wenn man ihn unpraktiſch, extravagant und ſchwärmeriſch nannte, er lächelte dann ſtill, denn er ſah hierin nur die Beſtätigung deſſen, was er ſich zum gerechten Stolze anrechnete. Oft trat er zu Philippine in das Zimmer, warf Hut und Mantel ſchnell ab, ſetzte ſich nachſinnend in einen Winkel oder lief in ſeinen Locken wühlend ſtürmiſch auf und ab; wenn ihn dann Philippine beſcheiden nach der Urſache fragte, ſagte er gewöhnlich: „Laß mich, ich bin aufgeregt, es wird ſchon allein ausklingen.“ —

Einſt, da er in der Dämmerung wieder ſo in's Zimmer getreten war, ſchlich ſich Philippine leiſe nach dem Stuhle, nahm ſeinen Mantel, hüllte ſich darein, und das Zimmer auf- und abſtürmend, ſich in den Locken wühlend, rief ſie: „Laßt mich, ich bin aufgeregt, ich heiße Narr — ciſſus, Narr — ciſſus!“ Sie ſchwenkte ſich mit ſo unnennbarer Grazie, ihr vollkommen entwickelter Körper bewegte ſich ſo harmoniſch und keck, auf ihrem ſchelmiſchen Antlitze lag ein ſo liebliches Lächeln, daß jeder andere ſie mit Wonne umſchlungen hätte, nur Ephraim ſaß kalt und grämlich da, und nannte ſie eine witzſüchtige Spötterin, die gerne Alles auf den Kopf ſtelle. Philippine legte ſtill den Mantel wieder ab, und von dieſer Stunde an, war ſie von Ephraim getrennt, ſie erkannte, daß er ihre eigenſte Natur nicht

anerkennen und sie tyrannisch nach seinen Wünschen ummodeln wollte. Die Neckereien und kleinen Bataillen, welche beide nun fortwährend miteinander hatten, trennten sie immer mehr, und Ephraim zog sich endlich zurück, mit der stillen Trauer, wiederum ein Stück Leben verschwendet zu haben, und zwar an ein Kind; er suchte die verlornen Wachposten und Detaschements seines Gemüthskampfes in's Centrum zurückzuziehen, um sie still und ruhig in einem Winterquartiere unterzubringen.

10. Der praktische Kopf.

> [illegible]
>
> Plato.

Das eben war der Zwiespalt in seinem ganzen Wesen, daß sein poetisches Asyl nur ein Winterquartier war, und er sich nicht dahin flüchten konnte, wo Alles knospet und duftet und blüht. Er faßte den Entschluß, sich aus dem Geschäftsleben zurückzuziehen, und allein seiner Muße zu leben; er hatte auf die Hoffnung verzichtet, sich auf dem festen Grunde der Liebe ein eigenes Familienleben auferbauen zu können, er bedurfte nun keines größeren Erwerbes mehr, zur Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse war sein Vermögen vollkommen zureichend. Lessing hatte ihm gerathen, sich die Regeln der deutschen Prosodie anzueignen, und wenn er nun

des Tages über Gelder gezählt, gewogen und controlirt hatte, ging er des Abends an eine gleiche Arbeit mit den Sylben und Versen, jedes mußte über Abstammung, Charakter und den gewöhnlichen Courswerth sich legitimiren, hier pflog er auch seinen häufigsten feingemessenen Umgang mit dem weiblichen Geschlechte — der Aufschlagsylben. Alles ging nach der strengsten Rangordnung, denn oben saß Themis in der Gestalt des Professors Ramler auf seinem tintenklecksigen Kathederparnasse, und hinter ihm eine große schwarze Tafel, auf welche die Sünden aller leichtfertigen oder übermüthigen Gesetzesverräther angekreidet wurden.

Unter dem Vorwande einer Krankheit saß Ephraim versuchsweise zuerst einige Tage auf seinem Zimmer; er harrt der Ankunft eines hohen Himmlischen, da sitzt er an dem T'sche, alles um ihn her ist still, von dem ewigen Wogen und Strömen des Weltlebens dringt kein Laut zu ihm, er kann dem leisesten Flüstern seines Innern lauschen, alle seine Erlebnisse, seine Beziehungen und Anknüpfungspunkte an die Alltäglichkeit hat er von sich abgelös't, frei will er im freien Aether schweben, dort in jener höheren Luftschichte, wo die Dünste und Nebel der niedern Sphäre verronnen sind, dort will er vom Genius, vom Göttlichen und urewig Menschlichen einen Lichtstrahl einsaugen, und ihn als Glorie an seine Stirne fesseln. Aber plötzlich schnellt eine Erinnerung,

ein Gedanke, eine Perſon aus der Erdregion zu ihm herauf, Philippine, ſein Vater oder Heymann Liſſe ſtand plötzlich vor ihm, und er findet ſich keuchend am Boden kriechen. Gerade dieſe gewaltſame überſchraubte transſcendente Idealität ſchlug plötzlich in ihr Gegentheil um; gerade weil er glaubte, nur außerhalb und über ſeinem Leben und Treiben dichten zu können und müſſen, gerade weil er es nicht verſuchte, dieſes Leben ſelber zu verklären und zu verſöhnen, heftete es ſich als Rachegeiſt um ſo gewaltſamer an ihn und machte ſeinen Flug erlahmen. — Die gutgeſchnittenen Federn und das feine weiße Papier lagen noch unberührt vor ihm, er lehnte ſich lächelnd in ſeinen Stuhl zurück und betrachtete wehmüthig ſeine Umgebung und ſein trauriges Bemühen, er kritzelte abentheurliche Figuren auf das Papier, er zerkaute nachdenklich die Feder, immer noch will der heilige Geiſt der Dichtung nicht über ihn kommen, er wandelt das Zimmer auf und ab, nimmt ein Buch und lieſt, aber er weiß nicht, was er geleſen, er ſchreibt eines ſeiner ältern Gedichte ab, ſehr ſchön, in Fraktur und mit den kühnſten Zügen eingerahmt, und endlich gelingt es ihm, eine Apoſtrophe an Gott, an den Frühling, oder an ſeinen eigenen Geiſt in Form einer Ode zu richten. Er hatte bei ſeiner Vereinſamung eine Krankheit vorgeſchützt, er wußte es ſelber nicht, wie wenig poetiſche Lizenz hiebei war.

Ephraim kam zu Lessing, er zeigte ihm wiederum mehrere seiner Gedichte und klagte über sein trauriges Schicksal.

„Man kann nicht zweien Herren dienen," sagte Ephraim, „wenn ich die Leier Apoll's rühren will, gleich schlägt Merkur mit seiner Elle darein, an welcher die beiden Schlangen **Debet** und **Credit** heißen, und sich einen Kanon zuzischeln."

„Es ist ein sehr feiner Zug im Homer," sagte Lessing, „daß Ulysses noch jammert und klagt und es nicht erkennt, daß er schon zu Hause auf Ithaka ist, so geht's auch Ihnen, Sie quälen sich umsonst, Ihrem Geiste das Meßgewand der Ode umzuhängen und ihn den Weihrauchkessel schwingen zu lassen, die Peitsche und die buntscheckige Jacke des Arlequins steht Ihnen viel natürlicher; dabei können Sie recht wohl mitunter die Elle mit der Peitsche vertauschen, nehmen wir das nächste Beispiel: mein Freund Mendelssohn servirt in der Seidenwaarenhandlung der Wittwe Bernhard, und ist dabei ein tüchtiger Philosoph, ich schreibe hier militärische Ordonnanzen und — freilich arbeite ich sonst blutwenig, aber ich könnte es doch. Ich habe es Ihnen schon bei unserer ersten Zusammenkunft gesagt, daß Sie mir zum Epigramm eine vorzügliche Befähigung zu haben scheinen, das sind nur Blitze, die schnell wetterleuchten; Sie können und dürfen nicht den ganzen Tag

Epigramme machen. Sehen Sie, diese kleinen Verse sind körniger als alle Ihre bukolischen Gedichte:

An die Rosalia.

Rosalia, ich muß bekennen,
Ein treues Mädchen ist ein Paradies zu nennen,
Ein Name, der ihm desto mehr gebührt,
Weil man es allzu bald verliert."

„Ach, das galt einer längst verschwundenen Geliebten, der Tochter meines Schreiblehrers," sagte Ephraim lächelnd.

„Desto besser," sagte Lessing, „alle Dichtung schafft aus Wahrheit und Phantasie ein Drittes, das keines von beiden und doch beides ist; aber dieß nachfolgende ist doch nicht das Epigramm* auf dem Denkmale eines Erlebnisses?

Die Ehehälfte.

Seine Ehehälfte nennet Scip
Spurien, sein Eheweib;
Und mit Recht, denn Nachbar Hein
Hat sie halb, halb ist sie sein."

„Dieß habe ich den Tag nach der Hochzeit meiner Schwester Veilchen gemacht," erwiederte Ephraim, ein leiser Schreck fuhr über das Antlitz Lessing's, der aber

* Die Aufschrift.

schnell wieder verschwand, als jener fortfuhr: „m
Oheim Veitel gab mir hiezu Veranlassung.“

„Auch dies gefällt mir gut,“ fuhr Lessing n
einer Pause fort, „hier stehen Sie gewiß auf eign
Boden:

Das gute Volk.

Dies Volk ist recht nach Gottes Bilde;
Ist gegen arme Brüder milde,
Heilt Kranke, fordert keinen Lohn;
Wie heißt die seltne Nation?
Sind's Juden? Christen? — Es sind Wilde.

„Hier haben Sie den Standpunkt der eiteln Spec
lität überwunden, die Dichtung ist der Herold der H
manität, ich will das in einem größeren Werke v
suchen, aber zuvörderst müssen mir meine Soldaten h
zu einem Gemälde sitzen, das ich frisch aus der N
herausgreife.“

Ephraim erzählte, wie ihn die Schilderungen v
dem Leben und den Sitten wilder Nationen, beson
derer von Otaheiti, stets mächtig ergriffen, Tugend u
Sittenreinheit ohne Pfaffen, Gesetzmäßigkeit ohne P
lizei, hier finde sich die ächte und gesunde Menschc
natur, oft fühle er einen fast unbezwingbaren Dra
in sich, fort zu wandern, dort unter den einfältig
Kindern der Natur ein unfriedetes und gesundes Leb
zu führen.

Leſſing hatte von der Wahrheit in dem fingirten Naturzuſtande der Philoſophen und dem wirklichen der Wilden geſprochen, als das Geſpräch durch den Eintritt Veitel Ephraim's unterbrochen wurde.

„Verderben Sie mir nur meinen Neffen nicht noch mehr,“ ſagte er halb lächelnd zu Leſſing im Verlaufe des Geſprächs, „er iſt ohnehin ſo unpraktiſch und ein halber Gelehrter, der Chriſt kann ein Gelehrter ſein, was liegt ihm daran? er hat's doch gut und ſteht in Anſehen, aber ein Jud, der kein Geld hat und keines erwirbt, iſt eine Null. Der einzige praktiſche Gelehrte, der mir noch vorgekommen iſt, war der Voltaire.“

„Wie ſo?“ fragte Leſſing.

„Wie ſo?“ erwiederte Veitel, „der hat ſich Geld genug geſammelt, wie ein ächter praktiſcher Mann.“

Man ſprach über die Entzweiung Voltaire's mit Friedrich, und Veitel bemerkte:

„Jeder Menſch hat ſeine Liebhabereien, andere Könige, der eine hat ſeine Freud' an ſchönen Frauenzimmern, ein anderer an der Jagd, oder er ſpielt mit Soldaten, oder iſt ein Roßkamm; ein dritter hat ſein Steckenpferd an der Religion, an Antiken oder an gemalter Leinwand — unſer König will von alle dem nichts, er findet ſein Vergnügen an ſchönen Hunden, an Affen und an Spaßmachern; der Voltaire war ſein Hofnarr, wenn man einen Affen barbiert und ihm eine Perücke

aufsetzt, kann man ihn nicht davon unterscheiden; ihr kennt ja die Geschichte, wie man ihn auf einer Recrutreise für einen Affen gehalten hat. Ich sag' euch, der war mit allen Hunden gehetzt, ein durchtriebener speculativer Kopf, er hat mit den sächsischen Kassenscheinen und den falschen Juwelen sogar den Meier Hirsch betrügen wollen, aber wenn sie noch so gescheit sind, ist der Jud noch immer siebenmal gescheiter, was den Handel betrifft, dürfen sie früh aufstehen, ehe sie einen Jud auslernen."

Ephraim zerknitterte ein Papier, das er in Händen hielt, und biß sich die Lippen fast wund; die ekelhaft gespreizte Selbstgefälligkeit, mit der sich viele Handelsjuden den Unpraktischen und Phantasten, wie sie alle Männer eines idealen Strebens nennen, gegenüberstellen, sprang ihm hier grell in die Augen, er verzweifelte an einer geistigen Erhebung der Juden, da er ihr ganzes Dichten und Trachten nur auf die Materialität gerichtet sah. Hierin beging er eine Ungerechtigkeit, denn schon das martyrhafte Beharren in ihrer Religion ist eine ideale Hingebung, welche die Hoffnung erhalten mochte, einst für die höheren Fragen des unmittelbaren Lebens eine entsprechende Begeisterung zu finden; auch darin hatte Ephraim Unrecht, diese besondere Erscheinung sogleich zur Allgemeinheit zu erheben, und für die wohlwollenden Gesinnungen Lessing's zu fürchten.

„Was halten Sie von den Juden," fragte er diesen, als Veitel zu dem General gegangen war.

„Sie wollen fragen," erwiederte Lessing, „was ich von Ihrem Oheim halte; das ist eine mit Grünspan überzogene Krämerseele, wie sie mit anderer Beimischung zu tausenden unter allen Confessionen gefunden werden, aber für Sie können Charaktere dieser Art von großem Nutzen sein."

„Ja," sagte Ephraim, „ich will mit diesem Krämer wuchern, und die Galläpfel, die auf seinem Boden wachsen, in meine Tinte werfen, und Epigramme damit schreiben."

„Recht so," sagte Lessing, „jeder sei in seiner Weise ein praktischer Kopf; betrachte ich Ihren Oheim als Satyriker, so verliert er alles persönlich Widerwärtige; wie würde er über unsere Praxis lächeln, daß wir seinen Schlaukopf in der Schlinge halten." —

Ephraim ging beruhigt und heiter von Lessing weg, er war durch ihn dem Leben näher gerückt und hatte zugleich eine poetische Tarnkappe erhalten, wodurch alle Schläge und Pfeile der Gewöhnlichkeit von ihm abglitten.

Zu Hause nähte er sich ein schönes Heft und schrieb mit einer Rabenfeder in gar zierlicher Fraktur „Epigramme" darauf. Als Motto dichtete er: „An die Thoren:"

„Gegründet iſt die Leinewand,
Den Pinſel hab' ich in der Hand:
Kommt, Thoren, laßt euch malen!
Ihr braucht mir nichts zu zahlen."

Mit freudeglänzendem Angeſichte ging er das Zimmer auf und ab, er glaubte nun die Dichtungsart gefunden zu haben, in der ſich Licht und Freude erſchließen, da trat abermals Veitel mit noch heiterer Miene zu ihm ein. „Gratulire mir, ich habe den Contract abgeſchloſſen, und dadurch meinen Gegner, den Itzig, contract gemacht; ich komme ſo eben vom Könige," ſagte Veitel.

„Vom Könige?"

„Ja, vom Könige, der iſt wie der weiſe Salomon, ihm iſt gar nichts verborgen, er verſteht allen Handel, alle Handwerker und alle Wiſſenſchaften, er hält jetzt Sachſen beſetzt, und will mit ſächſiſchem Stempel viel Geld prägen laſſen, das den Drittheil Werth hat, ich habe die Lieferung übernommen; Kindskindern ſoll man es in's Teſtament ſetzen, daß ſie nur mit vornehmen Herren umgehen ſollen, von einem goldenen Rad fällt ein ſilbernes Nägelchen, ſagt das Sprichwort, es iſt immer was dabei zu verdienen. Ich habe mit dem Könige faſt eine Stund' lang über alle möglichen Sachen geſprochen."

Ephraim vergaß bald, daß er ſich das Weſen ſeines Oheims zur Charakterſtudie, zum „Motiv für ein Bild," wie ſich die Künſtler ausdrücken, erſehen hatte, er

gerieth in aufgeregten Enthusiasmus, und verlor dadurch seinen Standpunkt und seine Verträglichkeit.

„Davon reden Sie nie," sagte er, und eine Zornesgluth brannte in seinem Angesichte, „daß der König den Schandfleck auf unserm Herzen, der ihn mehr schändet als uns, wegnehmen soll; daß er uns frei machen muß, wenn Vernunft und Menschlichkeit nicht bloßer Wortschall auf seinen Lippen sein sollen. O! wie gerne zöge ich mit in den Krieg und vergöße mein Blut, und wenn ich stürbe, würde ich ihm zurufen, siehe, auch ein Jude kann tapfer sein!"

„Junge, Junge," erwiederte Veitel, „deine Worte in Feuer vergoldet, du bist sonst gescheit, aber ich glaub, du hast einen Rappel, du bist doch sonst so geschickt in der Feder und in Allem, wo steht's geschrieben, daß ich mich in den Krieg zwischen dem König und der Maria Theresia hineinmeliren soll? laß sie sich verdefendiren, ich will sehen, wer Meister wird; ich sag dir, ich bin froh, daß keine Juden mit in den Krieg brauchen, läßt sich nur so für **passe le temps** mir nichts dir nichts todt schießen; da weiß ich doch etwas Besseres zu handiren." Hiebei klimperte er mit dem Golde, das er zur etwa nöthigen Bestechung zu sich gesteckt hatte.

„Und die Schmach und die Geringschätzung?" rief Ephraim.

„Geringschätzung ist," erwiederte Veitel, „wenn man

einen gering schätzt, daß er wenig Geld hat. Ich sage dir, tausende von ihnen lassen sich auch Alles gefallen, wenn sie nur Geld verdienen, das ist auch die Hauptsache, Alles andere — geb ich keine Prise Tabak dafür, und er holte sich eine solche aus seiner goldenen Dose, schnupfte sie mit Behagen, und bot auch seinem Neffen eine Prise an.

Obgleich mißmuthig darüber, sich so weit mit seinem Oheim eingelassen zu haben, fuhr Ephraim dennoch fast unwillkührlich fort: „Und das höchste Gut, die Ehre, gilt euch nichts? und die leidenden Mitmenschen kennt ihr nicht?“

Veitel lächelte eine Weile still, und schüttelte den Kopf, dann erwiederte er: „Was, Ehre! iß von deiner Ehre wenn du nichts hast, oder geh' in dein Comptoir und laß dir sie wechseln; in Unehre ist man, wenn man kein Geld hat; sei du froh, daß unser Herrgott dich und unsere ganze Verwandtschaft nicht in den Fall gesetzt hat; die anderen sollen auch sehen, wie sie sich fortbringen. Ich sage dir: wenn unser König (Gott soll ihn hundert Jahr alt werden lassen) zu mir sagen thät: „„Veitel, ich will dich zum Baron machen, aber gib deinen Handel auf,““ siehst du, da will ich Gift und Oppert mit hineinschnupfen, wenn ich ein anderes Wort sagen thät, als ich thät sagen: den Baron nehm ich unterthänigst an, Ew. Majestät (warum? weil ich als

Baron mit den Baronen beſſer handeln kann), aber Ew. Majeſtät muß ich bitten, mich bei meinem Handel und Wandel zu laſſen, wie ichs gewohnt bin.“ — Bei dieſen Worten zog Veitel ſeinen Hut ab und machte eine tiefe Verbeugung, als ob er wirklich vor dem Könige ſtände, die Hand auf die Schulter ſeines Neffen legend, ſprach er dann weiter: „Ich ſehe ſchon, wie du noch ganz andere Gedanken kriegſt, wenn du einmal in meine Schuhe kömmſt; ich habe ſchon mehr Vögel ſo pfeifen hören, na, na, man kennt ja die Geſchichten: ich will lieber verhungern und mir ſelbſt die Finger abnagen, ehe ich etwas anderm folge als der Wahrheit und der Ehre. Was iſt am Ende Wahrheit, und was iſt Ehre? — Geld! Siehſt du, da kann ich dir das beſte Exempel geben an dem langen Emanuel, den ich bei mir habe, und der droben im Eckſtübchen ſchreibt. Als wir noch jung geweſen ſind, ſo ein ſechzehn, achtzehn alt, damals hat mein Vater und der ſeinige noch in Naumburg gewohnt, ſein Vater war der reichſte im ganzen Ort; wie oft war ich froh, wenn mir ſeine Mutter einen guten Teller voll Suppe gegeben hat. Nun ſieh einmal, damals war er reich und ich arm, und jetzt iſt er froh, daß er bei mir ein Unterkommen gefunden hat; ich laß ihm aber auch nichts abgehen, ſo lange mir ein Aug' offen ſteht; er hats bei mir wie das Kind im Hauſe und dient auch ſchon 16 Jahre treu und ehrlich,

ich kann von ihm sagen, wie in der Thorah steht: „In meinem ganzen Hause ist er vertraut.“* — Daß ich aber wieder zurückkomme auf das, warum ich dir eigentlich die Geschichte erzähle. Der Emanuel war reich, und hat beim Pfarrer im Ort viel gelernt, deutsch und französisch, er liest französisch wie Wasser,** er kann den Voltaire und den Homer (ich weiß viel wie all die Hokuspokusmacher heißen, so soll ich wissen von meinen Sünden) er kann sie auswendig, in der ganzen Gegend war ein Lärm von der Geschicklichkeit des Emanuel, und wie er so schön Violin spielt, bei allen Herrschaften wohl gelitten ist, und mit ihnen ißt und trinkt was Gott verboten hat. Das muß man ihm nachsagen, stolz war er nie, mit zerlumpten Kindern hat er sich oft stundenweise unterhalten, aber sein Vater ist ihm zu frühe gestorben, und er hat nicht hauszuhalten gewußt und ist mit seinem Geld nach Berlin gezogen. Hier hat er einmal eine Bittschrift an den alten König Friedrich Wilhelm eingereicht, daß er den über die Juden ausgesprochenen Bann aufheben soll, daß es unköniglich sei, wenn die Juden die wilden Schweine vom Treibjagen jährlich kaufen müßten, und noch viele andere Punkte, und zuletzt, daß man die Jugend bilden und aufklären

* 4. B. M. 12, 7.
** geläufig.

ſoll. Da iſt er aber gerade an den rechten Mann gekommen, der hat von all den Narrenpoſſen mit der Aufklärung nichts wiſſen wollen, und hat's gern geſehen, wenn Jeder bei ſeinem Leiſten geblieben iſt, mit Schimpf und Schand' hat er den Emanuel fortgeſchickt, als er einmal bei ihm in Audienz war. Er iſt ſonſt nicht gut darauf zu ſprechen, und man darf ihn nicht daran erinnern, wenn man ihn nicht in Wuth bringen will, aber mir hat er's einmal in einer vertraulichen Stunde geſagt, wie es ihm gegangen iſt. Er ſteht alſo vor dem König und ſchwatzt viel über Juden, was weiß ich? von Handwerklernen, Schuleinrichtungen, Bürgertugenden und wie all die Schmues **pour rien dits*** heißen. Als er fertig iſt, läuft der König im Zimmer auf und ab, und ſchwenkt ſein ſpaniſches Rohr, an dem ein emaillirter achtzehncaratiger Knopf iſt (ich hab' ihn erſt vor vier Wochen in der Hand gehabt): „Schad', ſchad'," ſagt der König immer vor ſich hin, „aber es geht nicht, es kann nicht ſein." Mein Emanuel iſt ganz erſtaunt, daß der König ſo gnädig iſt, und ſagt: ſo und ſo kann man's machen, und Ew. Majeſtät werden verehrt werden wie ein Meſſias, wie ein Vater von ſeinen Kindern. Da drehte ſich der König um, und ſieht ihn an, mit ein Paar Augen, der Emanuel hat mir geſagt,

* Schmues-Larvalien.

und wenn man ihm alle Adern geschlagen hätt', er hätt' kein Blut gegeben. „Was sagt Er? Er will mir vorschreiben, was ich thun soll, was versteht denn Er, was ich meine? Es ist schade, hab' ich bei mir gedacht, daß er ein Jud ist, Er hätt' gerad die rechte Größe für mein **Garde du corps** da könnt' man ihm auch sein nichtsnutziges Räsonniren aus dem Kopf' treiben, aber mit euch Juden ist nichts anzufangen, ihr seid verdammt, hier und dort. Ihm aber will ichs sagen, bekümmer' Er sich nicht um Dinge, die Ihn nichts angehen, treib Er seinen Handel, wie's Ihm erlaubt ist, und wie sichs von Ihm schickt, oder" — hier winkte er ihm ganz deutlich mit dem spanischen Rohr, daß meinem Emanuel schon der Buckel brennte. Wie meinst du, daß der froh war, als er das Schloß hinter sich gehabt hat? Aber der Emanuel war auch ein Hitzkopf, und in einer Nacht hat er einmal Alles zusammengepackt, und hat sich auf und davon gemacht: was war ihm an ein paar hundert Thalern gelegen? Ganz liquide Schulden, die er nicht schnell einziehen kann, verkauft er für ein Bagatell; mit noch so einen Thunichtgut verläßt er Berlin, um schnurstraks nach Amerika zu gehen, unter wilde Menschen, wo man sein Leben auf der Hand trägt; da hilft kein Bitten und Betteln, alles umsonst; der Freigeist, der sich an ihn gehängt hat — sapperment, daß mir der Name nicht einfällt, siehst du, das macht das Alter und die Sorgen, na,

was thut man damit? — der Freigeiſt weiß ihm Alles auszureden, und ſie gehen gerades Weges nach Amſterdam. Hier bleiben ſie ein paar Tage, mein Emanuel ſteht eines Morgens früh auf, er ſieht nach ſeinem Schlafkameraden — ſiehſt du, jetzt fällt mir der Name ein, Mardon hat er geheißen — er denkt, der liegt noch auf der faulen Haut, er hat nichts zu thun, er findet aber das Neſt leer; mein Emanuel denkt noch immer nichts Böſes, ſchellt, der Kellner kömmt: wo iſt Herr Mardon? Er ging an den Hafen, um die Schiffe abgehen zu ſehen; mein Emanuel denkt noch immer nichts Böſes. Es iſt mir jetzt in dieſem Augenblick noch unbegreiflich, wie ein Menſch ſo ſein kann, und noch dazu auf der Reiſe; da ſieht man doch gewiß jeden Morgen nach ſeinem Geld, es hat ihm ſo gehen müſſen, es iſt nicht anders möglich. Nach dem Mittagstiſch, Mardon iſt immer noch nicht da, mein Emanuel geht ſingend und trillernd auf ſein Zimmer, um ſich Taſchengeld zu holen, er macht das Käſtchen auf, wo er weiß, daß er tauſend koſchere holländiſche Ducaten von den alten guten drin hat; es iſt ein Gotteswunder, daß ihn nicht der Schlag gerührt hat, und daß er nicht auf dem Platz todt geblieben iſt; er macht auf, ſucht vorn, ſucht hinten, der Angſtſchweiß ſteht ihm ſchon auf der Stirne, er weiß das Plätzchen, wo er ſie hingelegt hat, da iſt aber keine Spur mehr davon, er reißt alle Schubladen 'raus,

wirft ſie auf den Boden, überall nichts; jetzt plötzlich geht ihm endlich ein Licht auf, ſtatt aber gleich auf die Polizei zu laufen, reißt er ſich die Haar' aus, wirft ſich auf den Boden und ſchreit, daß ſich ein Kind im Mutterleib hätt' darüber erbarmen müſſen. Alles im ganzen Hauſe läuft zuſammen, er erzählt ſein Schickſal, und reißt ſich immer ein über das anderemal ganze Büſchel Haar' aus dem Kopf heraus; die Leut' die es hören, die einen glauben's, die andern glauben's nicht. Ich wills kurz machen, mit knapper Noth hat ein Mann aus Mainz, der die Familie gekannt hat, den Emanuel ausgelöst und ihn zu ſich in die Handlung genommen. Was aber ein ehrlicher Schlemiehl iſt, ſeinen Lohn, den er ſich in anderthalb Jahren erſpart hat, nimmt er und bezahlt damit die Zeche für ſich und für den Mardon; das ſind Geſchichten für einen Tollhäusler. Nachher iſt er von Amſterdam weg, und in der ganzen Welt herum gelaufen. So iſt er jetzt unſtät und flüchtig,* und wenn man's recht betrachtet, woher? — Weil er nicht vor ſeiner Thür gekehrt, und ſich um Dinge angenommen hat, die ihn nichts angehen. Was geht mich die leidende Menſchheit an? wenn ſie leidend iſt, ſoll ſie ſich ein Pflaſter drauf legen. Hätt' er's gemacht wie unſer eins, hätt' ſieben gerad ſein laſſen, und hätt' gute

* 1. B. M. 4. 12.

Geschäfte gemacht, so hätt' er seine goldene Ducaten noch, und noch dreimal mehr, hätt' Frau und Kinder und brauchte sich nicht herumstoßen zu lassen unter fremden Leuten, er wäre jetzt einer der ersten in der Gemeinde, kein Bischen weniger als unser eins. Nun gib acht, hier hast du ein Exempel, ich rathe dir als dein Onkel, mach' daß du dein Geld gut anlegst, und das andere laß gehen wie's geht."

Ephraim heftete den Blick zur Erde, als sein Oheim geendet hatte, und ohne die Augen zu erheben fragte er: „Wie kam denn der Emanuel zu euch in's Haus?"

„Bis morgen über vier Wochen haben wir Purim,* da werden's sechszehn Jahr, gerad so alt als unbeschrien mein Zerlinchen ist. Es ist also Purim, ich gehe Morgens aus der Schul** heim in Sorgen, wo ich wieder einen kriege, der mir meine Bücher führt — so gewiß soll ich wissen, daß ich in Gan Enden† komme, als ich weiß, daß mir mein alter Buchhalter einen Zehnthalerschein unterschlagen hat — ich geh' also in einer Sorge vor mich hin, es war eine grimme Kält', Stein und Bein zusammengefroren, da seh' ich einen großen Mann, einen Rock hat er an, der vor acht Jahren einmal auf einem andern Leib neu gewesen

* Hamansfest.
** Synagoge.
† Paradies.

ist, zehn Katzen finden kein Mäuschen mehr darin; einen Hut hat er auf dem Kopf, ich hebe ihn nicht von der Gasse auf, seine Hände sieht man gar nicht, er hat sie in die Rockärmel verschlupft, weil er keine Handschuh hat, ich betrachte mir den Menschen, der bei alle dem noch so stolz und kerzengerade wie ein Grenadier einhergeht, sein Gesicht ist mir bekännlich, ich mein' ich sollt' ihn kennen, er sieht mich auch so an, wie wenn einer sagt: Dich sollt' ich kennen, ich weiß aber nur nicht, wo ich Dich hinthun soll; wir gehen vor einander vorüber, ich drehe mich noch einmal um, er dreht sich auch um; Emanuel sag' ich, Veitel sagt er und will mir um den Hals fallen; nun bedenk' auf offener Straß' mit einem Menschen in so'ch einem Aufzug — ich wehr's ab und sage: Emanuel, wenn du in einer halben Stunde zu mir kommen willst, da und da wohn' ich. — Eine Weile darauf hör' ich draußen in der Küch' einen Lärm, meine Frau liegt gerade in Kindsnöthen, ich geh' hinaus und will Ruh' machen; da seh' ich wie der Emanuel Händel hat mit meiner Köchin, sie will ihn par tout nicht zu mir hereinlassen, und will ihm seinen halben guten Groschen geben, wie es jeder ehrsame Bettler in meinem Haus kriegt; ich hab's ihr streng verboten, keinen Bettler zu mir zu lassen. Da kommen sie und greinen einem die Ohren voll, und jeder will mit einem verwandt sein;

bedank mich schön für die Verwandtschaft, wenn man ein paar Groschen hat, will die ganze Welt mit einem verwandt sein; dann hab' ich auch noch einen Grundsatz: Es kommt doch Alles von Gott, er will, daß der Eine reich und der Andere arm ist, ich darf's nicht ändern! — Es wäre zu lang, wenn ich dir alle die Proben erzählen wollte, die ich mit dem Emanuel angestellt habe, ich werde nicht so jedem Hergelaufenen meine Bücher anvertrauen, aber der Emanuel ist grundehrlich, und so ist er schon sechzehn Jahre bei mir, er hat seine Kleider, Essen und Trinken, er ist bei mir am Tisch, ich sage dir, ich versuche keinen Bissen, von dem er nicht auch hat; auf Neujahr hat er auch ein schönes Douceur, er lebt fromm und eingezogen, und geigt oft halbe Nächte durch auf seinem Zimmer ohne Licht. Seit ungefähr zwei Jahren geht er jeden Donnerstag nach dem Nachtessen noch aus dem Haus, ich spür' ihm nicht nach, er kann thun, was er will; aber ich glaube, er ist unter die Freimaurer gerathen, nun, dafür ist gesorgt, viel Geld austschwinteln können sie ihm nicht. Ja, das hab' ich doch noch vergessen, warum meinst du, daß der Emanuel wieder nach Berlin gekommen ist? Um seine ausstehenden Schulden einzukassiren? Gott bewahre, unter dem Narrenkopf mit den grauen Haaren stecken noch dieselben Possen wie früher unter den schwarzen Haaren; er meint, unser

jetziger Herr hat nichts anderes zu thun, als zuerst die Juden frei zu machen; da hat er aber bald eingesehen, wie es ist. Wie ein Mensch sich auch immer nur um solche Dinge bekümmern kann! seine ganze Equipage, die er in einem rothen Schnupftuch in mein Haus gebracht hat, waren zwei alte Bücher, ein schwarzes Hemd und eine alte Geige; mitsammt dem, was er auf dem Leibe gehabt hat, kauf' ich Alles zusammen nicht für fünf Thaler, und bekümmert er sich noch um solche Sachen! Er hat immer davon gesprochen, wie er sich darnach gesehnt hat, vaterländischen Boden zu betreten; nun, das Glück ist ihm geworden, und wie? ganz echt, denn seine Stiefel haben keine Sohlen gehabt, da ist er auf vaterländischem Boden gelaufen. —

„Bedenk' jetzt einmal, wie's in der Welt geht, der Emanuel ist so geschickt, nun, und was ist er? Ein Lump! Ich, ich hab' mein Lebtag nichts gelernt, schon zu eilf Jahren hat mich mein Vater fortgeschickt zu handeln mit alt Eisen, Roßhaar und ein paar Schnupftüchern, wo hab' ich Zeit gehabt zu lernen, als ein bischen rechnen? Mit harter Mühe hat mich der Emanuel gelehrt, meinen Namen deutsch zu schreiben, nun? und jetzt heißt man mich und den Itzig die Judenfürsten von Berlin; ich hab's so gut als in der Tasche, daß ich vom König ein Ausnahmspatent krieg, daß meine ganze Familie von allen Lasten der Juden befreit werde,

ich bin angesehen, bin gebildet, denn ich kann mit den größten Herrschaften umgehen, und den Emanuel besieht kein Mensch. Drum folge mir, und gib deinen Verstand nicht für Bruch* weg, dann geht dir's auch gut."

Es gehörte eines Hogarths Griffel dazu, um jenes süßlich-schmunzelnde Lächeln zu zeichnen, mit welchem Veitel seinen Unterricht in der Weltweisheit beendete. Während seiner ganzen Rede war er stolzirend im Zimmer auf- und abgeschritten, er streckte seinen Bauch weit hervor, schlenkerte seine Arme mit großer Beweglichkeit wie die Enden einer Balancirstange bald nach vorn und hinten, bald stand er auch ruhig und wiegte sich hin- und herschaukelnd auf seinen auseinander gestreckten Beinen; so stand er jetzt vor seinem Neffen, an seinem Uhrencachet spielend, mit herausfordernder Miene.

„Jetzt kann ich mir's auch erklären," sagte Ephraim endlich, „warum der Emanuel stets so seltsam lächelt, und so wenig spricht; es ist schade, daß ihr so bald wieder abreist, den Mann möchte ich näher kennen lernen."

„Weißt du was?" sagte Veitel triumphirend, „du kannst ihn von Innen und Außen kennen lernen, er muß sich noch eine Ehr daraus machen, wenn du,

* Druckfehler: um Einschmelzen, das geringer bezahlt wird.

meiner Schweſter Sohn, dich mit ihm abgibſt; beſinn' dich nicht lang, ſchlag' ein," rief er, ihm die Hand hinſtreckend, „geh mit, der Emanuel iſt ohnedies nicht mehr ganz kapitelfeſt, ich lege jetzt eine Gold- und Silberfantenklöppelei an, ich übergebe die einen Theil des Geſchäfts und die Kaſſe, du kriegſt 1000 Thaler Gehalt und kannſt dein Geld zu guten Procenten in meinem Geſchäft anlegen. Es wäre ohnedies gut, wenn du dich von deinen Brüdern trenneteſt, der Ebajem hat ſchon einen Klecks in die Verwandtſchaft gemacht, und ich fürchte, ich fürchte, der Nathan macht noch einen dazu. Wir werden ſich meine Kinder mit dir freuen, und beſonders mein Zerlinchen; ſie liebt alle deine Briefe ſiebenmal. Ich ſage dir, mein Zerlinchen iſt ein Goldkind, ich will ſie nicht loben, es iſt mein eigen Kind, aber ſie iſt unbeſchrien ſchön und brav und geſcheit, und eine Haushälterin! den Heller kehrt ſie zehnmal um, ehe ſie ihn ausgibt; ſingen kann ſie, wie wenn ſie lauter Orgelpfeifen im Hals hät', es hat mich mein gut Geld gekoſtet, ſo wahr ſoll ich hundert Jahr alt werden, und ſoll mich unſer Herrgott noch Freud' an euch beiden erleben laſſen, alle Monat drei Thaler Courant; für mein Zerlinchen iſt mir aber kein Geld zu viel, du wirſt auch Vergnügen an ihr haben; dein Veilchen war doch ein ſauberes Mädchen, aber ſo zart und zimperlich wie ein ſchalloſes Ei; mein Zerlinchen

ist um fünfzig Procent schöner und stärker, na, wer weiß — es ist mir schon lang arg, daß mein gut Geld, das ich mit harter Mühe zusammengerackert hab', so verfremdet werden soll; sie könnte Parthien genug machen, aber wo gibt's eine Familie, die der unsrigen gleich kommt an Geld und Ansehen? Nun, es kann sich Alles schön machen, ich weiß gewiß, du gehst nicht mehr von mir. Wie du gehst mit?"

Ephraim gab keine entschieden verneinende Antwort, und als er auf seinem Zimmer allein war, schrieb er folgende Verse:

Des Harpax letzter Wille.

„Ich sterbe, Sohn! drum höre meinen Willen:
Das höchste Gut auf dieser Welt
Ist — was der Moralist auch schwätzet — Geld;
Drum sorge stets den Kasten dir zu füllen.
Aß nie mich satt; auch ich hielt fleißig Fasten;
Darum erspart' ich vieles Geld.
Je mehr ich hatte, galt ich in der Welt;
Denn Geld macht klug: Minerva liegt im Kasten;
Anstatt der Bücher, sammelt' ich Dukaten;
Und mancher große Musensohn
Erhob mich dann zu seinen Helden,
Und hieß mich den gelehrten Mäcenaten.
Halt nicht zu viel von weiblichem Erbarmen,
Gott segnet die nur, die er liebt,
Und haßet alle, denen er nichts gibt;
Drum drück' ein nicht, gib nie dein Gut den Armen.
Was ich dir lasse, soll mich nicht gereuen,
Wenn du es zu vermehren weißt.
O Sohn! unzählig ruh' auf dir mein Geist,
Und tausendfältig mög' es dir gedeihen!"

11. Die Freunde.

> Bei Rechtfertigung einer Liebe,
> Das Herz bedarf ein zweites Herz.
> Getheilte Freud' ist doppelt Freude,
> Getheilter Schmerz ist halber Schmerz.
>
> Tiedge.

Es war schon spät in der Nacht, Ephraim saß noch sinnend und grübelnd auf seinem Zimmer, da hörte er plötzlich Musik, sie schallte vom obern Dachstübchen, wo Emanuel wohnte. Ephraim öffnete das Fenster und schaute hinaus, nur zwischen zerrissenen Wolken blinkte bisweilen das Mondlicht auf die schneebedeckte Erde nieder, hier und dort hörte man in regelmäßigen Pausen von den Dächern Tropfen fallen oder eine kleine Lawine des schmelzenden Schnees sich herabwälzen. Kein Zeichen menschlichen Treibens wurde laut, nur über ihm wachte der Schmerz und goß seine Klagen in Tönen aus; in diesen Tönen einer Violine baute sich eine Himmelsleiter auf, wo auf den Sprossen des Taktes Melodienengel auf- und niederstiegen; dann klang

es wieder wie das Ringen und Trauern einer eingekerkerten Seele, still grollend, am Boden kauernd, brütete es in seinem eintönigen Schmerze hin, ewig und ewig wiederholte sich derselbe Laut, bis er endlich, immer leiser und leiser verklingend, dahin starb, aber schnell rafften sich alle Kräfte wieder auf, alle Töne wurden wach und kämpften mit vereinter Macht, sich helfend, unterstützend und beispringend, es rang wehklagend die Hände über dem Haupte, es kletterte hinauf an den starren Kerkerwänden, es klammerte sich ein, und tobte und raste, die Mauern einzureißen, und sich zu Licht und Luft hindurchzuringen; aber die Kraft ermattete, nur noch in einzelnen Stürmen sah man den Kampf auflodern, bis es endlich in einem herzdurchbohrenden Schrei wieder am Boden lag, es schien erstorben, aber der alte eintönige Schmerz erwachte wieder und ringelte sich fort und verwirrte sich, wie ein Schlangenhaufen, die Splitter eines lustigen Jauchzens trieben wie aus einem Vulkan wieder daraus hervor, Lebenstrauer und Todeslust, Alles verschwamm chaotisch in einander, und auf einen alttönigen Sturm folgte endlich die letzte Pause.

Ephraim sah die Welt um sich her nicht mehr, sein Auge schwamm in Thränen, sein Geist hatte hinabgeschaut in den tiefsten Abgrund einer Seele, wo gräßliche ungethüme über Korallenriffen, krystallenen Tempeln

und leuchtenden Meerblumen schwimmen. Schon lange waren die letzten Töne verklungen, Ephraim stand noch immer wie festgebannt da, endlich raffte er sich auf, stieg die schwankende Treppe hinan, er stand vor der Thüre Emanuels, sie war offen, kein Licht war im Zimmer, er scheute sich fast, mit seinem Lichte einzutreten, da richtete sich Emanuel hastig in seinem Bette auf: „Wer da?“ fragte er barsch.

„Gut Freund!“ antwortete Ephraim mechanisch, dann setzte er noch hinzu: „in der That Einer, dessen höchstes Glück es wäre, wenn er euch ein wahrhaft guter Freund werden könnte.“

„Guter Junge, es ist Schlafenszeit und du erkältest dich bei mir,“ antwortete Emanuel mit seltsamem Lächeln und hob dabei die Hand wie zur Abwehr auf, Ephraim glaubte, er wollte sie ihm reichen und streckte seine Hand darnach aus. — Ist es schon bei alltäglichen Begrüßungen oder beim Abschiednehmen ein peinliches Gefühl, die traulich ausgestreckte Hand oft unberührt wieder zurückziehen zu müssen, so steigert sich dies noch in hohem Grade bei einem Zustande der Aufgeregtheit.

„Geben Sie mir Ihre Hand,“ sagte daher Ephraim zitternd.

„Meine Hand ist knochig und dürr, sie fühlt sich nicht mehr weich an, doch ich reiche sie dir, und will, so viel ich kann, dein Freund sein; siehe, im warmen

Händedruck liegt das Symbol der Freundschaft, es ist das Zeichen der geistigen Einigung zur That, und nicht umsonst ist sie im geheimen Bunde das Denkzeichen der Verbrüderung.“ So sprach Emanuel und reichte Ephraim die Hand, der sie mit Inbrunst fest hielt, und alle Liebe in seinen Ausdruck legte, indem er das Antlitz Emanuels betrachtete, dessen Züge wie von Wettern gehärtet und gleichsam gehämmert waren.

„Was spionirst du in meinem Gesichte?“ sagte Emanuel. Ephraim drückte seine Hand an's Herz und weinte.

„Bist du verliebt?“ sagte Emanuel, „so heirathe, dann bist du von der Liebe erlöst, bist du nicht verliebt, mußt du gewiß heirathen.“

„Ich will mich nicht in eine Alltagsehe einjochen lassen, aber auch nicht Liebe ist's, was ich mehr suche, sie ist falsch, nichts als vergänglicher Selbstbetrug; die Liebe, wie ich sie im Busen hege, wie sie die tausendarmigen, sehnsuchtsvollen Triebe hinausstreckt in die Ferne, um ein liebend Herz zu erfassen, wie ich mich durch alle Adern und Poren einer geliebten Seele hindurchdrängen möchte, um sie ganz und ewig zu erfüllen — ach: es ist ein Phantom, nach dem ich jage, ich habe diese Liebe still und einsam in dem Friedhofe meines Herzens begraben. — Nur Freundschaft ist's, was ich vom Leben noch hoffe, an ihr will ich erstarken,

ſie iſt die Sonne, an deren Strahlen die geknickte Blume meines Lebens ſich wieder aufrichten kann, drum wendet Euch nicht von mir, ich kenne Alles von Euch, ſeid mein Vater, ſeid mein Freund.“ — Ephraim legte ſeine heiße Stirne auf die Hand Emanuels, die er noch immer feſthielt.

„Junger Freund,“ ſagte Emanuel, „es gährt noch gewaltig in dir, deine Sprache iſt fieberhaft; ich nehme nicht gerne die Altvatersmiene an, die der Jugend immer ſelbſtgefällig zuwinkt; warte nur, du wirſt nach Jahren über deine jetzigen Stürme lächeln, der Sturm iſt jetzt da und peitſcht mit gewaltigen Wellen die Rippen deines Fahrzeuges, aber betrachte dein vergangenes Leben, und lerne einſehen, daß alle Aufregung nur vorübergehend iſt. Du haſt geliebt, ich merke das, aber du haſt die Gegenliebe nicht gefunden, wie ſie dein Uebermuth, dein Stolz ſich träumte, Liebe iſt Demuth, du wirſt die echte Gegenliebe finden, und dann mit Wonne und Trauer ausrufen: Jenes erſte war die echte Liebe nicht. Möge dich Gott davor bewahren, daß du dies nochmals wiederholen müßteſt. Verlange aber nicht von der Freundſchaft, was nur die Liebe dir bieten kann, und bereite dir nicht gefliſſentlich ſpätere Enttäuſchungen.“

„Ich möchte gerne ewig bei Euch bleiben,“ ſagte Ephraim, „rathet Ihr mir nicht auch, die Stelle als

Kassier in der Silbermanufactur meines Oheims anzunehmen? ich komme dann auch weg von hier, wo jeder Stein zu mir spricht: einst berührte mich dein Blick, da du noch glücklicher warst; ach! ich weiß nicht, was mir fehlt, aber ich möchte sterben, um auf einmal Alles los zu seyn."

„Es ist gut, daß die Sterne droben ihre lichte Bahn fortwandeln, und wir winzigen Würmer auf diesem Erdkügelchen herumkrabbeln; könnten wir die Sterne mit unsern Händen fassen, wir hätten sie schon lange in die Alltäglichkeit hereingezerrt und beschmutzt; das, was du Höheres willst und sollst, laß wie Sterne über dir erglänzen, vermenge es nicht mit dem Dunstqualm, der auf der untern Luftschichte lagert, und wenn dein Blick umdunkelt ist, dann sieh' hinauf zu den Sternen, laß einen Strahl von ihrem ewigen Lichte in dein Herz fallen, und harre, bis du aufgehen wirst in dem Urquell des ewigen Lichts. Gute Nacht." — So sprach Emanuel, er entzog Ephraim die Hand und hüllte sein Haupt in die Kissen.

Ephraim verließ tiefbewegt das Zimmer, er konnte lange nicht schlafen, und im Traume wandelte er von Stern zu Stern, aber überall folgte ihm sein Oheim, der ihm zeigte, wie auch die Sterne dunkle Flecken haben; als er erwachte, fühlte er seine Wangen brennen.

Emanuel war den Tag über eine fast ganz veränderte

Erscheinung, er ließ sich nur in Gesprüche über Geschäftsangelegenheiten ein, er sprach hierüber mit so vielem Eifer und solcher Einsicht, daß man ihm keine Empfänglichkeit für irgend ein höheres Interesse zutrauen mochte. Ephraim konnte sich diese Getheiltheit noch nicht klar machen, er mißtraute sich immer mehr und mehr in gerechter Beurtheilung fremder Individualitäten, und sonderbar! seine Liebe zu Philippinen tauchte hierdurch wieder in ihm auf, er näherte sich ihr wieder und suchte sein früheres voreiliges Urtheil zu berichtigen. Ephraim war hoch erfreut, einen so triftigen Grund zur Wiedererweckung seiner Liebe gefunden zu haben; so sehr er sich auch hinterdrein hatte beredet wollen, das ganze Verhältniß sei ein von ihm selbst willkürlich geschaffenes, auf bloßem Mißennement beruhendes gewesen, so liebte er Philippinen doch mehr als er sich gestand; wie heldenmüthig erschien er sich, als er nach seinem anfänglichen Rückzuge oft zwei, drei Tage Philippinen nicht besuchte, wie zählte er die Tage, wie pochte sein Herz, wenn er dann ihr Haus betrat, wie vielen sophistischen Irrlichtern folgte er auf ihren Zickzackbahnen, nur daß sie ihn endlich zu ihrem Hause geleiteten. — Alles dieß hätte Ephraim schon längst über den wahren Zustand seines Innern aufklären können, er begnügte sich mit dem stillen Bewußtsein, daß es noch nicht zu spät sei. — Die Reue folgt fast immer der

Trennung von der Geliebten, man ſchilt ſich, Kleinigkeiten halber ſein Liebſtes von ſich getrennt zu haben, man ſehnt ſich nach der Rückkehr und gelobt ſich Milde und zarte Duldſamkeit; aber ein Mißverhältniß, das ſich Monate lang im Gemüthe feſtgewurzelt, kann faſt nie mehr mit Stumpf und Stiel ausgejätet werden, und ohne daß wir es uns verſehen, treibt es neue Keime aus der alten Wurzel. — Wir erkennen unſere gegenſeitige Uebereinſtimmung oft am ſchnellſten in der Uebereinſtimmung unſerer Urtheile über dritte Perſonen, und ſo leicht die Perſonenbeſprechung auch in Mediſance ausartet, ſo iſt ihr Urgrund doch ein nothwendiger und natürlicher. — Ephraim ſprach in überſchwänglichen Worten mit Philippinen über Emanuel.

„Wenn ich ihm einen Beinamen geben dürfte,“ ſagte Philippine, „würde ich ihn den Verfinſterer heißen; wenn er in's Zimmer tritt, brennen die Lichter dunkler, wenn er ein Ding betrachtet, mein' ich, müßt' es grau anlaufen, ich kann mir's denken, daß er auf ſeiner Geige immer greint, ich habe ihn noch nie lachen geſehen, er iſt wie trockenes Biscuit, es iſt Alles ganz gut und fein, aber man kann's nicht genießen.“

Ephraim antwortete nichts, ſondern lachte heftig, aber dieſes Lachen war kein heiteres, geſundes, ſondern ein krampfhaft erzwungenes, er ging ſo weit in ſeiner Ungerechtigkeit, Philippinen ſogar ſeiner Achtung für

unwürdig zu halten, er verglich sie im Geiste mit seinem Oheim, und glaubte, nur das Handelsinteresse fehle, sonst wäre sie ihm ganz ähnlich. In solch gräßlicher Selbstbethörung riß er Philippinen abermals und auf ewig aus seinem Herzen.

Nichts hielt ihn mehr in Breslau fest, auch Lessing rieth ihm, nach Berlin zu gehen, er hoffte bald nachzukommen, und gegen Ende April 1763 saß Ephraim mit seinem Oheim in einem Wagen, der den Weg nach Berlin einschlug. Es war ein häßliches Schneegestöber, als er seine Vaterstadt verließ, in der er so lange gelebt und gelitten, ein Jeder ging nach Lust und Beruf seines Weges, Niemand kümmerte sich um den, der blutenden Herzens von dannen schied.

Veitel hatte im März 1761 vom Könige einen Freiheitsbrief erlangt, er brauchte keinen Judenzoll mehr zu bezahlen ꝛc., er lehnte sich daher stolz zum Kutschenschlage hinaus, als er das Thor passirte. Ephraim saß in seinen Mantel gehüllt in einer Ecke, er redete kein Wort. So kam man zu Deutschlissa an, wo Halt gemacht wurde, der Wirth, die Wirthin und die Knechte, Alles sprang Veitel freundlich entgegen. Man trat in die Wirthsstube, hier würfelten Bauern und tranken. „Es gilt ein Drittel um drei Pasche!“ rief einer, und warf ein bleiern klingendes sächsisches Drittel auf den Tisch. „Holla,“ riefen die andern, „weg mit dem

Juden, der gilt nichts mehr, nagelt den falſchen Kerl an den Tiſch, es iſt ja ein Ephraimite."

„Von außen glänzend zwar, von innen ſchlimm,
Von außen Friedrich, von innen Ephraim."

recitirte der Küſter, der in der Ecke ſaß, mit Pathos, er nahm das Glas ſeines Nachbars, trank ihm zu und erzählte dann weiter: „Der alte König Friedrich primus von Preußen hat einmal einem Goldmacher, der ihn betrogen hat, ein Kleid von Goldpapier anziehen, eine goldpapierne Krone aufſetzen und ihn an einen mit Goldpapier überzogenen Galgen hängen laſſen, ich ſage euch: über eine Weile wird's geſchehen ſein, und der Jude Veitel Ephraim wird an einer Galgenſchnellwage hängen, und ſein Zünglein wird nimmer ſchwanken, denn am Tage des Gerichtes wird man ſeine Werke zu leicht finden. Alſo iſt es vor noch nicht vierundzwanzig Jahren im Schwabenlande mit einem Herenmeiſter, dem Juden Süß, geſchehen, des Teufels Großmutter war ſeine Mutter, und der ewige Jude war ſein Vater."

„Wo wird denn der Veitel gehängt?" fragte einer der Bauern; Alles lachte.

„Am Galgen," erwiederte ein anderer, „es iſt eins, wo er ſteht, der König iſt zwar ſelber viel Schuld daran, aber der Veitel muß doch die Supp' ausfreſſen. Recht ſo, die Juden ſind an Allem ſchuld."

Ein Trödeljude, der zufällig hereintrat und seine Waaren feilbot, wurde von den Bauern verhöhnt und beschimpft.

„Na, Schmul," riefen sie, „hast uier auch ein gutes Profitchen von dem Geld, das der Veitel gestohlen hat? er sammelt's ja doch nur für euch Juden."

Einer der Bauern schüttete dem Trödeljuden Bier in den Nacken, worüber dieser sehr erschrack und alle anderen lachten und johlten.

Während dieser ganzen Scene hatte Veitel mit seinem Neffen an dem Honoratiorentische gesessen, der durch einen Bretterverschlag von dem übrigen Zimmer getrennt war; sie hörten still die Unterhaltung draußen an. Ephraim dachte über das grausame Schicksal der Juden nach, daß immer die Gemeinschaft den Haß des Einzelnen tragen müsse, und dieser Eine doch oft nur der Hebel staatskünstlerischer Finanzoperationen ist. Veitel hatte sich mehrere Eier zubereiten lassen, denn seine Frömmigkeit erlaubte ihm nicht, unkoscheres Fleisch zu genießen; er war Anfangs gesonnen gewesen, wieder hier zu übernachten, als er die Reden draußen hörte, lächelte er Anfangs, dann erblaßte er, er berührte die vor ihm stehende Speise nicht, ließ schnell wieder anspannen und stieg in den Wagen; die Wirthin schaute ihm mit großen Augen nach.

„Lumpenpack," sagte Veitel, als sie die Stadt hinter

ſich hatten, „mit drei Maaß Bier wollte ich machen, daß ſie mir Vivat trinken; ich hätte gute Luſt wieder zurückzukehren und ihnen den Meiſter zu zeigen.“

Veitel war froh, als ſein Neffe dieſem letzten Vorſatz entſchieden widerſprach.

Man war an einen Berg gekommen, die beiden Reiſenden ſtiegen aus und gingen zu Fuß hinan, ohne ein Wort zu reden. Als ſie oben waren, kehrte ſich Veitel um nach dem Thale und die Hand auf die Schulter ſeines Neffen legend, ſagte er mit einem tiefen Seufzer:

„Man muß viel Praſt und Sorgen in dieſer Welt ertragen, wenn man nicht ſeine Kinder und ſeine Familie hätt', möchte man oft lieber geſtorben ſein.“

Ephraim blickte in das Antlitz ſeines Oheims, eine nie geahnte Milde ſchwebte darauf, er blickte hinab in das Thal, Alles war ſtill und friedlich; die Abendglocke läutete zum Gebete, der Himmel hatte ſich aufgeklärt, die Luft war durchſichtig und hell, auf den gegenüberſtehenden ſchneebedeckten Hügeln lag der glühend rothe Horizont mit ſeinen immer ſanfter verſchwimmenden Tönen, in welche einzeln ſtehende Bäume ihre ſchneeumhüllten Gerippe wie geiſterhaft hineinragen ließen.

„Sehen Sie dort die Sonne im Weſten verglühen,“ ſagte Ephraim, „mir iſt ſo wohl und wehe, daß ich in dieſer Minute des Entzückens auch mit ihr ſterben und verglühen möchte.“

Als Veitel nichts erwiederte, fuhr Ephraim fort:

„Und doch iſt die Natur wieder unſere einzige Tröſterin, ſie bleibt uns, wenn Alles uns verläßt oder von ſich ſtößt. Danken wir Gott, der uns dies Alles geſchenkt; der Frühling —“

„Narrenpoſſen,“ unterbrach ihn Veitel, „das Wetter gefällt mir jetzt auch, um 1000 Thaler iſt kein Wölkchen am Himmel zu haben, aber auf deine Natur verſteh ich mich gar nicht; wie kannſt du eine Freud' an Feldern und Wäldern haben, welche fremden Leuten gehören?“

Man ſetzte ſich wieder in den Wagen, Ephraim that, als ob er ſchliefe, in ſeinem Innern aber wühlte die Reue, daß er nun abermals über ein heiliges Gefühl den Geifer ſeines Oheims hatte ſpritzen laſſen.

Die Reiſe nach Berlin war lange und beſchwerlich, Ephraim zog bisweilen ſein Portefeuille aus der Taſche, notirte etwas, beſonders aber ſah er oft nach dem Briefe, den ihm Leſſing an ſeinen Mendelsſohn mitgegeben hatte. Es war dies jener Brief vom 17. April 1763, der mit den Worten anfängt: „Auch Herr Kuh reist nach Berlin und erbietet ſich, mir einen Brief an Sie mitzunehmen. Ich muß dergleichen Gelegenheit nicht aus den Händen laſſen, ſie iſt ſelten, und Poſten gehen nach Berlin nicht, ſind niemals nach Berlin gegangen, weil ich Ihnen ja ſonſt würde geſchrieben haben.“ So ſcherzte Leſſing, aber dieſer Brief enthielt auch eine

Erörterung über die Ansicht Spinoza's von der Verbindung zwischen Leib und Seele, welche man gewissermaßen als einen Ausgangspunkt jenes Streites mit Jakobi ansehen kann, der nach dem Tode Lessings entstand und den Tod Mendelssohns beschleunigte.

Unsere beiden Reisenden langten endlich in Berlin an. Ephraim war schon so weit aus der Unmittelbarkeit des sich frei entfaltenden Lebens hinausgerückt, daß er jeden ferneren Schritt nur zögernd mit stetigem Umhertasten und Reflectiren that; alle seine bisherigen Täuschungen und Schmerzen waren nur daher entstanden, weil er sich den Begegnissen rückhaltlos hingegeben hatte, durch die Reflexion wollte er dem Schmerzen den Stachel und von der Freude den Vorschmack nehmen; Nichts sollte ihn mehr überraschen; was dem religiösen Gemüthe das Bewußtsein einer göttlichen Vorsehung, das wollte er sich aus der Eigenmacht seines Geistes erobern. — Als er zum erstenmale durch die Straßen Berlin's ging, sagte er zu sich: „Die Menschen, mit denen sich deine Zukunft verschlingen wird, wohnen da und dort, noch sind sie dir ferne, vielleicht werden sie es dir bald wieder werden — sei es! Diese Straßen, wie oft werden sie dich geschäftig, dichtend, von Kummer und Freude erfüllt, dahin wandeln sehen, vielleicht Arm in Arm mit einem Freunde, einer Geliebten, vielleicht gehst du hinter der Todtenbahre deiner Geliebten, deines Kindes, vielleicht

wirst du selbst bald als Leiche dahingetragen; sei es! Ich will die Freude an mein Herz drücken und dem Kummer einen Stuhl setzen, als einem alten Bekannten. Zieh deinen Schleier ab, verhüllte Zukunft, welch' ein Antlitz du auch verbirgst, ich kenne es und bin darauf gefaßt."

Der Uebermüthige! er lernte erst später einsehen, was er sich vermessen hatte, und daß es nichts nütze, sich beim Sonnenschein des Glücks mit dem Regenmantel zu bewaffnen und zu beschweren, der Sturm verfängt sich nur noch mehr in den weiten Falten des Mantels.

Den alten Emanuel hatte Ephraim krank gefunden, voll Trauer saß er an seinem Krankenlager, und bewunderte die Heldenkraft, mit welcher er seine Schmerzen trug. Ephraim ließ sich nach dem Hause Mendelssohns führen; dieser war so eben aus dem Comptoir der Wittwe Bernhard, wo er Buchhalter und Associe war, zurückgekehrt; mehrere Besuchende waren bei ihm und unterhielten sich mit leiser Stimme.

Die fast gnomenhafte Gestalt Mendelssohns hätte unangenehm erscheinen können, wenn nicht Milde und Menschenliebe, die wie lächelnde Genien auf seinem Antlitze thronten, alsbald Jeden für ihn gewonnen hätten. Der etwas unverhältnißmäßig breite Kopf saß wie bei allen Buckligen tief zwischen den Schultern, ein Backen- und Halsbart, der am Kinn spitz auslief, konnte als

Zeichen der rabbinischen Würde und Observanz gelten, die weit hervorspringende und kühn gebogene Nase mit den großen Nasenflügeln vollendete noch den Stempel des charakteristisch Jüdischen in diesem Antlitze, in paralleler Linie hoben sich die beiden schöngeschnittenen Lippen hervor, in dem tiefliegenden schwarzen Auge glänzte das Licht einer wahrheitsliebenden Seele, der herrliche Bogen der Stirne, deren Weiße das schwarze Sammtkäppchen noch mehr hervorhob, konnte als Merkmal antiker Ruhe und Einheit gelten. So entdeckte Ephraim in diesem Antlitze eine Mischung klassischer und rabbinischer Elemente, die er in dem ganzen Wirken Mendelssohns erkennen wollte. Es mochte dieß vielleicht eben so unzureichend sein, als die späteren Andeutungen Lavaters, die auf ganz andere Endzwecke hinausliefen.

Mendelssohn war erst ein Jahr verheirathet, er stand in seinem 34. Jahre, Ephraim war nur zwei Jahre jünger; wie schwankend und jugendhaft erschien er sich dieser Erscheinung gegenüber, auch er wollte fortan fester sein, aber dieses stete Sichzurufen: „Sei ein Mann!“ zeugte, daß er nur in der Reflexion sich zu dieser Kraft erhob; in der Unmittelbarkeit des Seins und der That aber deren noch ermangelte; wie gern aber glauben wir, daß wir die Schwäche, die wir in der Reflexion überwunden und zur Erkenntniß gebracht, auch in der That schon aufgelöst hätten.

Nach einer Entschuldigung gegen Ephraim und die anderen Anwesenden las Mendelssohn den empfangenen Brief; aus dem wechselnden Ausdruck seiner Mienen, dem anfänglichen heiteren Lächeln, das alsbald in strenges philosophisches Nachdenken und in Kopfschütteln überging, konnte man fast den ungefähren Inhalt des Briefes herauslesen.

Mendelssohn legte den Brief ruhig zusammen und ging in das Nebenzimmer. Ephraim erfuhr nun, daß Mendelssohn sich wahrscheinlich nach seinem drei Tage alten Töchterchen und nach seiner Frau umsehen wolle.

Unter den Besuchenden waren die beiden Doktoren Bloch und Gumperz, ältere Freunde Mendelssohns, und der Rechenmeister Raphael, die sich um eine hagere Gestalt gruppirt hatten, welche mit vieler Selbstgefälligkeit etwas zu erzählen schien; im Verlaufe des Gesprächs hörte man, daß es der Buchhändler Nicolai war. In einer Ecke saß in einer schmutzigen Kutka ein Pole auf einem Stuhle zusammengekauert; er ignorirte die Gesellschaft, und wurde auch von ihr nicht beachtet.

„Unser Mendelssohn ist doch überaus glücklich," sagte der Doktor Bloch, „es gebührt ihm, nach so vielen Leiden endlich das Glück und die Ruhe des Lebens zu genießen, er hat eine bestimmt abgegränzte Geistesbahn, er hat ein mäßiges Einkommen, ein gesundes Töchterchen."

„Und eine brave Hausfrau," rief ein anderer.

„Und eine schöne und liebenswürdige Schwägerin,“ rief ein Dritter.

„Seid ihr bald mit eurer Bilanz fertig?“ rief der Doktor Gumperz, „das beste habt ihr zu notiren vergessen, das sind: treue Freunde.“

„Ja, er hat nur zu viel Freunde,“ sagte einer der Umstehenden, „ich mein' immer: wer mit der ganzen Welt Groß und Klein, Reich und Arm so bruderander ist, könnte mit Niemanden so recht innig seyn; ich will nicht räsonniren, aber —“

„Nur Scheelsucht oder Kurzsichtigkeit kann so urtheilen,“ sagte der Doktor Bloch mit Heftigkeit, „da möchte Jeder gerne das Grundstück seiner Freundschaft als Domäne für sich pachten, und wenn das nicht geht,“ sagt er: „es muß ohnedies unfruchtbares Land sein, da es zur allgemeinen Passage verbraucht wird.“

„Für diese Erörterung, mein lieber Collega,“ beschwichtigte Doktor Gumperz, „ist hier weder Zeit noch Ort; lassen wir alle Persönlichkeiten fallen, ich möchte behaupten: das wieder erwachte Freundschaftsgefühl ist eine Blüthe von den Reisern und Setzlingen der klassischen Bildung des Alterthums, die wir in unsere Zeit übergetragen; das Alterthum allein kannte die Freundschaft, das Mittelalter, dessen Ausgangspforte sich hinter uns geschlossen, kannte nur die Frauenliebe; die Männer waren Kampfgenossen, aber selten Freunde in der

tieferen Bedeutung des Worts; in unserer Zeit erblüht die echte Philosophie und Poesie wieder und mit ihr auch die Freundschaft. Es ließe sich statistisch nachweisen, daß in unserer Zeit mehr freiwillige Junggesellen oder sogenannte Hagestolze sind, als zu irgend einer andern, dieß hat gewiß seinen tiefern Grund in dem neu erwachten Wissenschafts- und Freundschaftsleben."

„Herrlich," rief Bloch, „wer nun Junggeselle bleibt, gehorcht einer welthistorischen Nothwendigkeit."

„Unser Freund Mendelssohn bearbeitet den Phädon Plato's nach eigener Weise, wollten Sie nicht auf ähnliche Weise Cicero's Büchlein von der Freundschaft bearbeiten? Ich nehme es in Verlag," bemerkte Nicolai.

„Unser Freund Gumperz," sagte Bloch, „kaut zu viel an den Nägeln, und betrachtet seine Finger, statt frisch die Hand zur That auszustrecken; er plagt sich zu viel mit dem Bewußtsein der Zeit und ihren Perioden, die Zeit sitzt aber immer auf dem Gebärstuhl und wir können sie entbinden." —

Ein Gelächter entstand, Mendelssohn trat ein und Nicolai sagte zu ihm: „Wir sprachen so eben von der Freundschaft; Herr Gumperz verlangt auch hierin das Studium der Antike."

„Haben Sie denn einen Begriff der Freundschaft festgestellt, oder eine Definition gefunden?" fragte Mendelssohn, und der Pole, der in der Ecke saß, stand auf,

ſchlug ſich ebenfalls zu dem Kreiſe, in welchem eine Weile Stille herrſchte.

„Was iſt da lang zu beſinnen?“ ſagte der Pole mit dem eigenthümlichen Accent polniſcher Juden, „Freundſchaft iſt die thätige Einigung unabhängiger und gleichgeſinnter Menſchen.“

„Brav, mein lieber Herr Maimon,“ ſagte Bloch, „ich wüßte im Augenblicke nirgends eine Lücke zu finden.“

„Wenn man Egoismus, Mitleid und Schwäche addirt, kömmt Freundſchaft heraus,“ ſagte Raphael Rechenmeiſter.

„Sie müſſen nicht glauben,“ flüſterte Bloch unſerm Ephraim ins Ohr, „daß der Mann ſo bös iſt, er hat ſich einmal daran gewöhnt, über Alles die Achſeln zu zucken, nun kann er nicht mehr anders.“

„Ich vermiſſe an Ihrer Definition, lieber Herr Maimon,“ ſagte Mendelsſohn, „die Grundlage der Gemüthsthätigkeit, das Wohlwollen, denn eine Verbindung zweier Kaufleute zu Handelszwecken kann ebenfalls eine thätige Einigung unabhängiger Menſchen genannt werden, der praktiſchen Seite wegen, die allerdings die Hauptſache iſt. Mit der Freundſchaft, als der freien Verbindung zwiſchen Geſchöpfen gleicher Gattung, erhebt ſich der Menſch über die thieriſche Natur überhaupt und über die ſeine insbeſondere; die Zuneigung verſchiedener Geſchlechter kennt das Thier auch, und wir wiſſen es,

wie Viele in unserer Zeit die Liebe als nichts weiteres gelten lassen wollen. „Mit der Freundschaft, der Verbindung zwischen Menschen, die weder durch die Bande der Abstammung des Geschlechts noch die des Staates unmittelbar aneinander gekettet sind, tritt der Mensch aus der rohen Natur in das Reich des Bewußtseins, des freien Geistes.“

„Das Reich des freien Geistes,“ sagte Nicolai, „ist bis jetzt noch das polnische Wahlreich, Unvernunft, Aberglaube und verjährtes Vorurtheil führen das lauteste Wort, darum müssen sie mit aller Macht ausgerottet und vernichtet werden, denn auch die Freundschaft kann nicht unter ihnen getrieben.“

„Es ließe sich wohl noch darüber streiten,“ sagte Gumpert, „ob vorurtheilsvolle Menschen nicht Freunde sein können, denn man kann den Urgrund jenes Wohlwollens, das sich nicht von Allem Rechenschaft geben kann, doch immer Vorurtheil nennen. Fragen wir aber lieber: können nur tugendhafte Menschen Freunde sein?“

„Das heißt man ein Licht in den Tubus setzen, um die Sonne bei Licht zu betrachten,“ sagte Maimon unter Lachen, „die Freundschaft an sich ist eine Tugend, also sind nur tugendhafte Menschen Freunde; zwei Räuber, die einander mit Herz und Hand zugethan sind, sind auch Freunde so gut als zwei Philosophen.“

„Richtig,“ sagte Mendelssohn, „wenn ein Räuber seinen Freund den andern aus Kerker und Todesgefahr rettet.

ſo iſt er hiemit auf den Standpunkt der Tugend, der gegenſeitigen Erhaltung zurückgetreten; das böſe That ſich hier mit den Einrichtungen der Geſellſchaft in Widerſpruch ſetzt, verändert an ihrem Urgrunde als ſolchem nichts. Das iſt aber das Gift des Laſters, daß es die Tugend neben ihm tödtet; ein Freund iſt das uns perſönlich gegenüberſtehende Gewiſſen, wir freuen uns in ihm, mit ihm bei einer guten That, gleich viel, was wir als ſolche anerkennen, wir trauern und grämen uns in ihm, und durch ihn über eine That, die unſeren tieferen Beſtrebungen widerſpricht; wenn auch ein Laſterhafter einen Freund haben kann, ſo kann er ihn nicht erhalten, irgend eine Colliſion wird ſie trennen, denn die Garantie des in der Tugend ruhenden Geſetzes fehlt ihnen, und das Laſter iſt die Geſetzloſigkeit im weiteſten Sinne."

Ephraim horchte mit geſpannter Begierde zu, das Akademienleben der heiteren Griechen ſchien vor ſeinen Augen wieder erſtanden, erſt ſchüchtern und leiſe, dann aber immer enthuſiaſtiſcher und lauter ſprach er: „Ich kann nicht begreifen, wie man die Frage über das höchſte Gut noch für unentſchieden halten mag; allerdings mag es nach Zeit, Ort und Perſönlichkeit verſchieden bleiben, aber eines iſt ewig und überall und Allen, das iſt ein Freund; ſich gedrängt und noch eins zu wiſſen, als unſer Lieben, Leiden und Hoffen in einem Jenſeits

geborgen zu wiſſen, das wir ans Herz drücken können, nicht blos eine gewiſſe Idee und Beſtrebung, losgeſchält von der Perſönlichkeit, ſondern dieſe Perſönlichkeit mit allen ihren Schlacken und Attributen, aufgenommen, gehegt und geliebt zu wiſſen von einem Andern —"

„Das gibt eine Liebestinktur," unterbrach ihn Gumprecht. „Sie ordiniren zuviel succus liquiritiae, das, nicht ſchnell genoſſen, in wenigen Tagen ſauer wird; mengt man das, was die Welt Liebe nennt, was aber allerdings ein Geſchlechtsverhältniß iſt, in die Freundſchaft, ſo wird ſie bald abſtändig. Nehmen Sie nur die Jünglingsfreundſchaften: der Anſchließungstrieb iſt da, aber er kannte ſeinen Zweck noch nicht, da herzt und küßt man denn ſeinen jungen Freund; wie wenige ſolcher Freundſchaften können aber auf das Leben übergehen, die Freundſchaft iſt nur ein Produkt des reifen und ſelbſtbewußten Geiſtes."

„Ich bin auch Ihrer Anſicht," ſagte Bloch. „Laß Sie den Begriff der Freundſchaft dahin erweitern, daß ſie nur zwiſchen reifen und freien Geiſtern gedeiht, denn auch das iſt zu beachten, daß ſie im Gegenſatze zur Liebe auf Ueberlegung und verſtändige Erkenntniß gegründet werden kann und ſoll; iſt der Freund unſer zweites, oft auch unſer beſſeres Ich, ſo iſt die Geliebte ein Theil unſeres Ich ſelber und im richtigen Verhältniß

die Hälfte unseres Ich; die Sorge für die Gelichte liegt schon unmittelbar in der Selbsterhaltung, die für den Freund, nur mittelbar, dem zweiten Ich kann noch ein drittes und viertes sich hinzugesellen, die zweite Hälfte des Ich kann nur die erste und eine für sich haben, darum ist auch die Liebe eifersüchtig, die Freundschaft nicht."

„Die Freundschaft schließt den Begriff der Vielheit nicht aus," sagte Mendelssohn, „sofern sie als ein thätiges Wohlwollen gefaßt wird, das sich auf gleiche Ansichten, Bestrebungen ꝛc. gründet; hier ist sie, wie Herr Kuh vorhin bemerkte, eine von den Persönlichkeiten losgelöste, indeß muß sie sich auch an die Persönlichkeiten fördernd und beistand anschließen, da jene Ansichten und Bestrebungen nur in diesen Persönlichkeiten zur Darstellung kommen, und vielfach von den obschwebenden Verhältnissen abhängen; jene ideale oder transcendente Freundschaft kann die größte Allgemeinheit in sich fassen, die nähere oder intime Freundschaft ist dagegen, wo wir unsere ganze Persönlichkeit mit allen ihren Zufälligkeiten an einen andern anschließen, der sich in das gleiche Verhältniß zu uns setzt; hier stehen wir nicht mehr in den idealen Beziehungen, wo nur hier und dort eine Tangente ist, das andere Leben ist auch das unsere. Daher kann die intime Freundschaft sich nur auf Einen oder höchstens auf einige Wenige

beschränken, denn für die Uebernahme einer vollen Persönlichkeit ersetzt auch die Uebergabe, und die Grundlage der Freundschaft ist Gleichheit —"

„Das ist wahrscheinlich auch der Grund," fiel Herz ein, „warum Herr Maimon das Wort „unabhängig" in den Begriff der Freundschaft aufnahm; zwischen Lehrer und Schüler in der weitesten Bedeutung des Worts, zwischen Hohem und Niederem, Herr und Diener, zwischen dem Reichen und dem Armen ist keine Freundschaft möglich, auf Dankbarkeit läßt sich keine Freundschaft bauen, vielleicht die Liebe, die, nur im Gemüthe wurzelnd, alle Unterschiede überspringt; in der bewußten oder unbewußten Gleichheit der gegenseitigen Hingebung, in der Liebe, hört man nur von Mein und Dein, wenn sich die Liebenden einander zuflüstern: du bist mein und ich bin dein. — Ein Reicher, der einen Armen zum wahren Freunde haben will, darf diesen nicht seiner Armuth und Noth überlassen, und er wird nicht einmal Dank dafür erhalten, weil er in gleichem Fall Gleiches erwarten zu können sich bewußt ist. Der Dank hebt die Unabhängigkeit, das freie Urtheil und die Gleichheit auf. Darum muß es dann auch der Arme ebenso unabhängig annehmen: der brave und freie Mensch nimmt eben so gerne als er gibt, es ist nur ein feinster Egoismus, wenn die Leute lieber geben als nehmen. Der Armen aber bemächtige ich, kann ein

Großer, ein gewaltiger Herrscher keinen Freund haben; hat unser König Friedrich einen Freund?"

„Ich glaube selber: nein, aber Sie mengen zu Vieles untereinander," sagte Mendelssohn.

„Was thuts?" entgegnete der hitzige Arzt, „mag sich jeder selber herauslesen, was ihm behagt; ich sage nur: ein echter König, der selber und nur aus sich herrschen will, kann keinen Freund haben, denn der Freund hat das Recht und die Pflicht, auf Gesinnung und That des Freundes unmittelbaren Einfluß zu üben, ein Selbstherrscher kann das nicht gestatten, und so steht er auf seiner traurigen Höhe allein; unser unvergleichlicher König Friedrich ist eifersüchtig auf seine Alleinherrschaft, er verachtet die Habsucht und den Eigennutz, er will keinen Günstling haben und er hat keinen Freund; diese Jordan, d'Argens, d'Alambert ꝛc., mit denen er persönlich oder brieflich in Freundschaftsverbindung ist, sind das Freunde? Ein König könnte nur Jugendfreunde haben, aber man vergißt den Antimacchiavell und die Jugendfreunde, wenn man König ist."

„Die Freundschaft ist das höchste Gut, sie ist ein Engel," sagte Raphael Rechenmeister, „nur ist schade, daß wir mit unseren Brillen keine Engel mehr sehen. Der Starke braucht keinen Engel und keinen Freund, er hält sich durch sich; ein sogenannter Freund ists nur ein Stab, auf den sich der Schwache stützt —"

„Und der wie Moſis Stab zur Schlange wird, wenn man ihn wegwirft," bemerkte Ephraim. In dieſen Worten enthüllte ſich wieder ein eigenthümlicher Zug ſeines Charakters, denn ſo oft er in witzige oder witzelnde Umgebung gerieth, ſtimmte er den gleichen Ton an, und machte ſich über Dinge luſtig, die ihm ſonſt als die zarteſten Heiligthümer galten, und hieraus entſprang die vielarmige Quelle ſeines Mißmuthes.

Das Geſpräch nahm eine heiterſpielende Wendung, die bald auf andere Gegenſtände übergeleitet wurde.

Ephraim verließ mit einer nie gekannten inneren Freude das Haus Mendelsſohns; er ſah ſich plötzlich mitten in die Strömung gewaltig treibender Geiſter hineinverſetzt, durch alle Poren ſeines Daſeins drang Friſche und neuer Lebensmuth; es war jene Freude, die wir empfinden, wenn wir aus einer Geſellſchaft hinweggehen, reicher an Urtheil und tieferer Anregung, gleichviel ob ſie mittelbar oder unmittelbar, durch die Debatte oder die Miſchung der Geſellſchaft an ſich, uns geboten wurde; hier kam noch der beſondere Umſtand hinzu, daß Ephraim ſich in einen Kreis überlegener Geiſter verſetzt fühlte, während er in ſeinem bisherigen Kreiſe ſeine Ueberlegenheit bis zum Ueberdruß durchgekoſtet hatte.

Gleichſam zur Beſtätigung ſeines neuen Vorſatzes, daß er allen ſeinen Thaten die Reflexion als Quartier-

macherin voranschicken wolle, gewann Ephraim bald nach jenem Gespräche über die Freundschaft auch noch einen Freund. — Gleichzeitig mit ihm war ein junger Italiener in das Comptoir seines Oheims eingetreten; das Gefühl der Fremde und gemeinsamen Eingewöhnung brachte die beiden Männer zuerst nahe, Ephraim hatte das Gefühl der Heimath und der Fremde zugleich, denn er war bei seinen Verwandten und dazu kam seine besondere Kenntniß der italienischen Sprache, er konnte dem schönen jungen Mann mit dem glühenden Blicke in heimischen Lauten begegnen, und sie schlossen sich aneinander an mit jener Wärme und Freudigkeit, mit welcher man die erste Freundschaft schließt.

Der Altersabstand zwischen Emanuel und Ephraim machte, daß sie nicht allerwege Freunde und Begleiter sein konnten; dazu kam, daß Emanuel kränklich war und schon in jene letzte Lebenswendung trat, die wieder umbiegt in ihren Ausgangspunkt; er hatte sich so zu sagen in die bewußte Kindwerdung hineingearbeitet, er ignorirte in vielerlei Weise das Weltleben, und hielt sich an einzelnen Ideen und Spielen fest. So sehr aber auch Ephraim schon im Mannesalter vorgerückt war, so trat er doch erst eigentlich in's erweiterte Leben ein. Trevirano war hiefür ein erwünschter Geleitsmann, er war jung, keck und schön. Wir müssen es gestehen, Ephraim schlenderte nicht ohne eine gewisse

eitle Selbstgefälligkeit durch die Straßen Arm in Arm mit seinem Freunde, denn es war ein schöner Christ mit edelm Anstande und vornehmem Wesen, an dessen Arm er hing; stolz blickte er daher den Christen in's Angesicht, und wenn ihm seine schönen Glaubensgenossinnen begegneten, lächelte er still in sich hinein, denn er wußte, daß er ihnen durch sein Attribut nun doppelt interessant wäre, und daß sie nun während drei Tagen bei ihren Zusammenkünften von nichts anderem redeten, als von dem Cousin der Zerline und dem blassen interessanten Christen, der mit ihm ging. — Boshafte Neider streuten zwar das Gerücht aus, Trevirano wäre ein getaufter Jude, und daher seine Leutseligkeit gegen Juden; aber Ephraim wußte ja, daß sein Kamerad ein italienischer Nobile und Emigrant war, und nur durch Zeitumstände zu seiner jetzigen Beschäftigung genöthigt wurde.

Auf dem reflectiven Standpunkt, welchen Ephraim inne hatte, suchte er sich sein Verhältniß zu Trevirano alsbald klar zu machen; er wollte nichts mehr unter dem Schutze dunkler Mächte wachsen lassen, er befühlte die jungen Keime, um sie zu zerdrücken, wenn sich Uebles für ihn daraus entfalten könnte. Trevirano sollte ihm ein Kamerad sein, der ihn im freudigen Lebensgenusse begleitete; mit Emanuel wollte er ein seelisches Einverständniß erhalten, und sich in ihm sammeln; beide

sollten ihm die Einheit dessen werden, was er sich als das Ideal eines Freundes gedacht, in beiden sollten die gedoppelten Anforderungen seiner Natur befriedigt werden. — Wie rieb er sich die Hände, als er dies zarte Gespinnst gewoben, aber ein Vogel, der ein Sandkörnchen vom Dache fallen macht, zerreißt unversehens die feinsten Spinngewebe.

Trevirano enthüllte Ephraim alle seine Lebensgeheimnisse, seine vergangene Liebe, seinen gegenwärtigen Schmerz, und seine Hoffnung; saß nur um etwas darauf erwiedern zu können, gab Ephraim Parallelen aus seiner Vergangenheit, und sachte hiedurch seine Theilnahme und sein Verständniß zu bekunden, bald aber gelangte er auch zur Gegenwart und erzählte, wie er eigentlich nach Berlin gekommen sei, um eine Vernunftheirath mit seiner Cousine Jerline zu schließen, wie aber das majestätische Wesen Recka's, der Schwägerin Mendelsohns, einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, wie ihn daneben eine Neigung zu dem blassen Kammermädchen im Hause seines Oheims beschäftigte, wie es eigentlich sein unabänderlicher Vorsatz sei, sich nicht mehr zu verlieben, und noch viele dergleichen Widersprüche. Plötzlich fühlte er, wie es auch mißlich sei, einen Vertrauten zu haben, da die geheimen Wonnen des Herzens aus ihrem trauten Versteck gerissen werden und die unberührte Jungfräulichkeit des innern Wesens verschwindet; hatte er schon

gefürchtet, durch den Verbrauch seiner Erlebnisse für die Dichtung die eigene Individualität einzubüßen, und liebte er es daher, die Kehrseite derselben in den Gedichten darzustellen, so sah er in den immerwährenden Mittheilungen an seinen Kameraden die letzte Verschanzung einer innerlichen Individualität fallen. Bei allen Unbilden des Lebens konnte er sich bisher zurufen: „In dir lebt ein Reichthum, den die Welt bisher weder erkannt noch verkannt hat," nun aber hatte er kein still verborgenes Bewußtsein mehr, in das er sich bei dem Verluste dieses neuen Freundes zurückziehen und sich in sich selber fassen konnte; verlor er ihn oder wurde er von ihm getäuscht und verrathen, so hatte er seinen ganzen Menschen verloren.

Das ist der Fluch der Reflexion und der Einsamkeit, daß sie hinter jedem Werdenden den Tod lauern sieht, und ihn gewaltsam verbannt, nur um sich sagen zu können: du hast es vorher gewußt, daß es so kommen muß; ein starker Geist wird sich in grollender Resignation zurückziehen, ein schwacher wird hiedurch zögernd und zagend den Fuß über die Schwelle eines neuen Verhältnisses setzen, und nicht einmal die kurze Freude der Täuschung ungestört genießen. Ephraim gehörte zu den letzteren, er war noch schwach, weil er noch der Liebe und des Anschließens an einen Andern bedurfte. Zu dem eben geschilderten Mißmuthe kam hier noch der

beſondere, daß Ephraim fühlte, wie er ſeinem neuen Freunde Gedanken und Gefühle geſtand, die er ſonſt vor ſich ſelber nicht zu geſtehen wagte, eine beſprochene Sünde verliert das Schreckliche der That. Ephraim fühlte auch ſeine moraliſche Grundlage wanken, denn die Grundſätze ſeines Freundes waren elaſtiſch wie die eines Mannes von Welt."

12. Neues Leben.

O sagt, wer die Stunden
Des Heiles beschriebe,
Wenn, überwunden,
Sie mein aus zartem Triebe,
Mein wärt' und bliebe!
Wie sie von Leiden
Zu Freuden
Mich habe,
Zum Paradiese!
Die Liebe,
Die Süße.

Heinrich v. Veldeck.

Man würde indeß sehr irren, wenn man glauben wollte, Ephraim sei in diesem Zustande nur schmerzlich bewegt gewesen, das ist das Eigenthümliche eines solchen Lebens voll chaotischer Widersprüche, daß auch die hellsten Sonnenblicke darüber aufblitzen.

Ein gewaltiges Treiben und Wogen gab sich nach dem Hubertsburger Frieden in ganz Deutschland, namentlich aber in Preußen und seiner Hauptstadt kund; diese letztere war im Verhältniß zu den übrigen Städten von der Kriegsnoth nur wenig bedrängt gewesen, und die

aufgeregten Kräfte konnten sich daher noch mehr in ihrer organischen Fülle entfalten. — Wie nach einem fürmischen Ungewitter der Himmel sich aufklärt, frischen Blüthenduft weht von den Bäumen und Blumen, die der Wind geschüttelt; die Vögel, die sich stumm verkrochen, jauchzen sich Muth zu und flattern lustig hervor; ein erquicklicher Brodem dringt aus der getränkten Erde; braune Gießbäche strömen da und dort, wo sonst dürre Oede war, und sieht man auch da und dort Bäume und Blumen geknickt und Dämme eingerissen, der raschere Säftestrom mag bald das Verlorene wieder ersetzen, von Einem gewaltigen Willen regiert.

Schon während des Krieges hatte in Wissenschaft und Poesie eine neue Aera begonnen. Die Dichterbündnisse in Göttingen und Leipzig erregten und bildeten neues Leben; vor allem aber sollte das Alterthum eine neue Auferstehung feiern. Lavater wollte sich zum Christus erheben, Klopstock sollte ein neuer Homer sein, Lessing Sophokles, Uz Pindar, Ramler Horaz, Geßner Theokrit, Mendelssohn Sokrates, Gellert Aesop, die Karschin Sappho, Gleim Tyrtäus, und unser Ephraim wollte ein neuer Martial sein.

Aus dem reichen siebenjährigen Kriegsleben hatte Ephraim für seine Poesie nichts erbeutet als zwei dürre Epigramme, in denen man keinen warmen Hauch eigenthümlicher Begeisterung fühlt.

An Friedrich II. nach dem Leuthnersiege.

„Du thuſt zu viele Götterthaten,
O großer König! laß' dir rathen,
Halt ein, du ſchadeſt deinem Ruhm;
Wie Fabeln aus dem Alterthum,
Die Dichter zum Ergötzen machten,
Wird ſie die Nachwelt ſonſt betrachten."

Hippokrene, auf deutſch Roßbach.

„Bei Roßbach, Gallier, verhoffet ihr zu ſiegen?
Bei ſeiner Quelle konnt' Apoll nicht unterliegen."

Hier war kein friſcher Quell, der lebendig ſprudelt, wie in den Gedichten Gleims und der Karſchin, es waren nur winzige künſtliche Fontainen, deren Strahl aus arteſiſchen Brunnen hergeleitet und in die Höhe gezwungen wurde. — Das maſſenhafte Staats- und Nationenleben war zu coloſſal für die kleinen Witzpfeile in Sinngedichten und Epigrammen, an die tauſend kleinen Fäden und Verknotungen, aus denen ſich das Geſellſchaftsleben zuſammenſetzt, heftete er nun ſeine Satyre. Noch immer war ſeine Natur eine mehr elegiſche und lyriſche, und wohl konnte er von ſich ſagen:

„Weswegen Sybarit
Schmähſt du mein Sinngedicht?
Es ſteckt im Spiegel nicht,
Was man darinnen ſieht."

Es war mehr fremder Spott, den er wie eine Biene in die ſorgſam geſchichteten Waben ſeiner Verſe eintrug;

bei allen Begebnissen und Gesprächen machte er sich ein Denkzeichen, um sie nicht aus der Erinnerung zu verlieren.

Man wird unter den Juden sehr häufig witzige und witzelnde Menschen finden, häufiger unter den Männern, seltener unter den Frauen. Der Witz ist diejenige Form des Geistes, in welcher am schnellsten blanke Gedankenmünzen ausgeprägt werden, die mit ihrem leicht erkennbaren Nennwerthe schnell in Cours gerathen, bei diesen lebhaften von regelrechter Schulbildung noch nicht eingewängten Geistern mußte er um so kecker aufschnellen; dazu kam der eigenthümliche, mit Hebraismen versetzte Jargon mit seinen willkührlichen Accenten, dem Verwischen und Vermischen der Sprachformen, woraus sich oft leicht die possierlichsten Wortspiele ergeben. Rechnet man noch, daß die neue Bildung meist auf thalmudische Dialektik aufgepfropft wurde, daß der Witz eine glückliche Waffe im Vorpostengefecht gegen Abgeschmacktheiten und hohle Ceremonien ist, und daß ein gewisser Voltairianismus auch in die tieferen Geister eingedrungen war, so hat man die Elemente jener Geistesepoche der Juden, aus welcher uns die Väter und Großväter noch so viele charakteristische Bonmots zu berichten wissen.

Nichts ist so ansteckend als der Witz, und in dieser neuen Geistesathmosphäre sog auch Ephraim ihren eigenthümlichen Stoff ein, er galt in der Gemeinde zu Berlin

bald für einen der gescheitesten, d. h. der witzigsten Köpfe, denn Raphael Rechenmeister hatte gesagt: „es steckt eine Kuhhaut voll Witze in ihm.“

Lächelnd und heiter wandelte Ephraim nun einher; er war sich seines siegenden Verstandes bewußt, und wie er in den Tagen seiner Kindheit den leiblichen Selbstmord als Waffe gegen das Leben errungen hatte und sich darob innig freute, so hatte er nun eine neue Waffe, er wußte es nicht, daß es die des geistigen Selbstmordes war, er wußte es nicht, warum er nicht aus dem tiefsten Seelengrunde froh war, und trug es abermals als Latus auf die Rechnung seiner Kaufmannsleiden über, sobald als möglich gedachte er die Bilanz mit diesem seinen Mißverhältnisse abzuschließen.

Auf dieser neuen Stufe trat abermals in bewußter Gestalt die Reflexion ein; wenn er des Morgens erwachte, fragte er sich: wozu stehst du auf? um zu arbeiten; und die Arbeit? um Geld zu erwerben; und das Geld? um zu leben. — Armseliges Leben, das sich selber auffrißt! während Andere mit rein geistiger Beschäftigung sich oft nach einer solchen sehnen, die die äußeren Documente einer That hat, sehnte sich Ephraim nach dem Entgegengesetzten, und vergaß dabei wie jene, daß hier wie dort nicht das Vollbrachte, sondern die Lust an und in der Thätigkeit als Lebensäußerung auch das wahre Leben und das Glück des Lebens die Pflichterfüllung ist.

Ein neuer Liebeshandel hielt Ephraim fest. Aus den Geständnissen gegen Trevirano wissen wir, daß Recha, die Schwägerin Mendelssohns, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Mit dem undurchdringlichen Stahlpanzer der Verstandesreflexion gewappnet, hatte er stolz gewähnt, daß alle Liebespfeile von ihm abprallen müßten, um so sorgloser hatte er sich ihrem freundlichen Umgange hingegeben, um so unbefangener senkte er seinen Blick in die stille Gluth ihrer schwarzen Augen, betrachtete er ihre stillen ruhig-schönen Züge und die vollen üppigen Formen und freute sich an der Lockenfülle, die sanftgeringelt um ihr ganzes Haupt wallte. Er trante um so mehr seiner Unbefangenheit, als ihm auch Manches an Recha mißfiel, die Zeichnung ihrer Augenbrauen, die sich fast schon in der Mitte des Auges verloren, das stark Aufgeworfene ihrer Unterlippe, und besonders eine Ritze, die ihr Sprachorgan zu haben schien, wodurch alle Töne wie zerschnitten hervorkamen, fand er sehr zu tadeln. „Wärst du verliebt," sagte er zu sich, „wie könntest du irgend einen Tadel an den Gegenstand deiner Liebe heften?" Zu seiner Schande müssen wir indeß noch hinzufügen, daß sich Ephraim auch schon dadurch in Sicherheit geborgen glaubte, daß er die sehr geringe Mitgift Recha's kannte. — Seine häufigen Besuche entschuldigte er indeß bei sich damit, daß er den Umgang des Philosophen suche; nach und nach ging er

aber auch in das Haus Mendelsſohns, wenn er wußte, daß dieſer jetzt gerade auf dem Comtoir arbeite, nach und nach dachte er an ſeine früheren Ausſtellungen nicht mehr und vergaß die geringe Mitgift. Wie pochte ſein Herz und zitterte ſein Athem, wenn er ſich die Stunde dachte, da er vor Mendelsſohn hintreten, ihn um die Hand ſeiner Schwägerin bitten, ihn dann als Bruder umarmen und das bebende Ja dann von den Lippen Recha's küſſen wollte; mit welchen ſchimmernden Farben malte er ſich ſein künftiges Leben aus, friſche und feurige Arbeitſamkeit gepaart mit Tiefſinn und zarter Innigkeit. Voll Ungeduld und innerer Erregung wandelte er einſam in ſeinem Zimmer auf und ab, wenn ſo die holden Bilder einer Zukunft immer deutlicher und beſtimmter vor ſeinem inneren Auge erſtanden.

Das war es nun, was ihn wiederum am Kaufmannstiſche feſthielt, für ſeinen eigenen Lebensbedarf mochte ſein Vermögen ausreichen, aber für den Unterhalt einer Familie bedurfte er eines beſtimmten Erwerbes „Liebesglück iſt höher als Dichterglück, ja es iſt das höchſte," ſagte er zu ſich, „die Vaterfreude an ſchönen Kindern iſt dauernder als die an ſchönen Gedichten," und er ſchloß ſich immer traulicher an Recha an.

Die gediegene und ſelbſtändige Natur Recha's übte einen erquickenden, mit tauſend ſtillen Freuden geſegneten Einfluß auf Ephraim; er erkannte hier zuerſt, daß es

nicht das Weſen des Weibes ſei, ein ſanfter Nachhall des ſtärkeren Geiſtes ſchwacher Männer zu ſein, ſondern in ureigner Geſtalt die Beziehungen des Lebens zu faſſen und zu ſtellen, er konnte hier nicht mehr orakuliren und über die Verkehrtheiten der Ungebildeten losziehen wie bei Philippinen und Täubchen, mit geſundem Blicke durchſchaute Recha das ihr Dargebotene, und nöthigte ihn zu tieferem Eindringen in ſich und in andere, er fühlte ſich dadurch erhoben und gekräftigt, die ſchlummernde Triebkraft regte ſich in ſeiner Seele und bald ſollte ein neuer Liebesfrühling in voller Blüthenpracht erſtehen.

Der Gegenſtand des Geſprächs mit Recha waren meiſt die Judenangelegenheiten und die Aufklärung; einſt ſprach man von den merkwürdigen Zufällen, die oft gleich einem Blitze die Feſſeln des freien Bewußtſeins löſen, Ephraim erzählte von ſeinem polniſchen Rabbi, und wie er, von Seelenkämpfen ermüdet, in deſſen Schooße eingeſchlummert ſei. Leuchtenden Antlitzes hörte ihm Recha zu, in Ephraims Stimme und Mienen lag ſo zarte Innigkeit und Wehmuth, ſie mochte fühlen, wie gerne er ſeine ganze Vergangenheit in ihren reinen Buſen niederlegen wollte, damit ihre beiderſeitige Zukunft ſich deſto trauter in einander verſchlinge; er ſprach von dem Geiſte der Freiheit und meinte den Geiſt der Liebe, er ſprach von der Hand, die der Rabbi auf ſeine Stirn

gelegt und dachte an die Hand Recha's die durch zartes Streicheln die fiebernden Pulse seiner Stirne beschwichtigen sollte.

„Ach wie lieb!" sagte Recha, als Ephraim geendet hatte, und blickte ihn dabei mit einem Auge voll süßer Liebe an, daß er einen wonnigen Schauer über sein ganzes Wesen rieseln fühlte, er fuhr sich mit der Hand über das Angesicht, seine Wangen brannten, wie gern hätte er ihr das süße „lieb" vom Munde geküßt und sie auf ewig in seine Arme geschlossen, aber er hielt an sich, denn er scheute die Anwesenheit der Schwester, und kein sterbliches Auge als das seiner Geliebten sollte es mit ansehen, wie er sie in das Paradies seiner Seele einschloß, ja fast dem allsehenden Gott hätte er es mißgönnt, Zeuge seiner unergründlichen Liebesmacht zu sein; auch bedachte er nach dem ersten Momente der Aufwallung, daß er wegen des Verhältnisses zu seinem Oheim mit Bedacht zu Werke gehen müsse, er verabschiedete sich daher bald, und Recha wurde über diese plötzliche Entfernung nachdenklich.

Auf der Straße wiederholte Ephraim immer die Worte: „ach wie lieb, ach wie lieb!" vor sich hin und träumte sich dabei so selig und frei, daß er fast laut aufjauchzen mußte, er rannte schnell durch die Straßen, damit ihn keiner der Begegnenden aus seiner Wonne wecke. All die süßen Ahnungen und Träume, die er

ſchon längſt in ſich erſtorben glaubte, reckten ihre Blumenhäupter wieder friſch und frei empor, kein Zweifelfroſt durfte ſich auf die neu entſproſſenen Blumen lagern. „Wo ich mich ſo ganz in Liebe auflöſe,“ ſagte er zu ſich, „muß mir nicht die Gegenliebe zur vollſten Genüge werden? Wie kindiſch war doch das, was ich bisher für Liebe genommen hatte; ſie, ſie liebt mich, ach! wie lieb!“ Niemand im Hauſe ahnte, warum Ephraim ſo heiter war, und wie der Schatzgräber mit ſtummen Lippen das Gold aus der Erde heben muß, ſo glaubte Ephraim, daß er nur durch einen Laut plötzlich all den ſüßen Zauber verſchwinden mache. Nur mit Schmerzen verhehlte er dieſe neue Lebenswendung dem guten Emanuel; er fühlte, daß er ſich hiedurch ſeiner Freundſchaft faſt begebe, aber er fühlte auch, daß er ſeine Ueberſchwänglichkeit vielleicht belächeln und ihm dadurch den zarteſten Schmelz wegwiſchen könnte; er ſchwieg. Oft ſehnte er ſich auch, zu wiſſen, welch ein Unglück ihm jetzt widerfahren würde, denn er kannte die Macht der neidiſchen Götter, die kein Glück rein beſtehen laſſen und mitten in den hellen Tag einen Hagelſchauer ſenden; darum malte er ſich auch immer, wenn er mit freudegeſchwellter Bruſt nach Hauſe ging, irgend ein Unglück aus, das ihn treffen könnte, er wußte nicht, was er fürchtete, aber er fürchtete, und das war genug.

Ephraim konnte Recha nie allein ſprechen, immer

war entweder ihre Schweſter oder eine Freundin mit ihr zugleich anweſend, am meiſten fühlte er ſich durch die öftere Anweſenheit ſeiner Couſine Zerline beengt; dafür pflog er aber die trauteſten Unterredungen mit Recha, wenn er allein ſpazieren ging oder wenn er einſam auf ſeinem Lager ruhte; welche ſüße Worte wechſelte er da mit ihr, und wie glitzerten überall die zarteſten Thauperlen in den bunten Blüthenkelchen!

Oft hielt er auch dieſe Unterredungen in Gedichten feſt, aber als fürchtete er ihren Namen dem Papiere zu verrathen, feierte er ſie mit allerlei fremden Namen, aber alle richteten ſich nur an ſie.

„Mit naſſen Augen fragteſt du,
Wirſt du mich lange lieben, Kuh?
Du hoffſt umſonſt Beſcheid aus meinem Munde,
Weiß ich denn meine Sterbeſtunde."

„Aus Florens ſüßen Kindern allen,
Wählt' ich die ſchönſten dir im Thal, auf Flur und Hügel,
Doch, Chloe, ſieh dich ja bei Leibe nicht im Spiegel!
Sonſt können ſie dir nicht gefallen."

„Die Roſ' und Lilie baten Floren:
O! laß' uns nicht ſo ſchnell vergehn!
Geht, rief ſie, geht zu Leonoren!
Auf ihren Wangen ſollt' ihr ſtehn;
Dort möget ihr viel Jahre blüh'n,
Und jeden Jüngling an euch zieh'n."

„Ihr Augen, ſagt, wird mich Amalia beglücken? —
Nein, ſagt mir's nicht, ihr ſchönen Augen, nein!
Mich tödtet, wenn ihr es verneinet, Höllenpein;
Und ſagt ihr Ja, ſo tödtet mich Entzücken."

Wahrer und seiner eigenthümlichen Persönlichkeit näher gerückt finden wir ihn in den zwei folgenden Gedichten:

„Du schweigst, liebreizendes Gesicht,
Und dennoch weiß ich wohl, was dir gebricht:
So gut, Mirene, redet Suada nicht,
Als selbst der Liebe Schweigen spricht.“

„Der Himmel wird die Härte strafen:
Am Tage flieht mich Sacharisse,
Und daß ich nicht im Traum sie küsse,
Läßt sie mich in der Nacht nicht schlafen.“

Er überredete sich, daß er nur aus Verschwiegenheit ihren Namen so oft wechsle, denn er wollte sich nicht gestehen, daß er vom Reime beherrscht würde. Man wird auch hier den bald sanft hauchenden, bald laut schmetternden Nachtigallenton einer Dichterliebe vermissen, die Empfindung strömt nicht sorglos hin, wie sie aus dem Gemüthe quillt, ohne sich einer Schlußwindung bewußt zu sein, in welche sie ausmündet. Alles ist hier nur ein geistreiches Antithesenspiel, der Calcül spitzt Alles für den Schluß zu, als Resultat und Facit einer Gemüthsdialektik, das war die Folge jener Verstandes- und Reflexionsathmosphäre, in welche sich Ephraim verloren hatte, vor Allem aber fühlt man an den meisten Gedichten Ephraims, daß der ihnen innewohnende Gedanke meist lange vorher fertig war, Gehalt und Gestalt erzeugten sich nicht zu gleicher Zeit: daher das

Schlotterige und wiederum Eingeschnürte in der Form, daher das Mumienhafte und die Wachsfiguren, wo man nur behendes Leben erwartet; hieran trug allerdings die eroterische kaufmännische Beschäftigung Ephraims Schuld, die das poetische Schaffen aus den Arbeitsstunden des Tages wohl verdrängen, aber die Empfängniß nicht ganz unterdrücken konnte, er konnte nur bald seines Lebens, bald seiner Dichtung froh werden, nach einer Durchdringung und Einigung derselben, die auf den Gipfel der Wonne hob, sollte er sein ganzes Leben lang ringen.

Was kümmerte ihn aber jetzt der Werth seiner Gedichte? wohnte nicht die Liebe in ihm und durchströmte mit inniger Gluth all sein Dichten und Trachten? Wie gerne und oft las er die Sonnette Petrarca's, des Sängers der Liebe, die tausend Lieder, die er hinzufühlte, kein Laut und kein Zeichen ist von ihnen übrig geblieben. — Ephraim verzichtete darauf, je zur vollen Darstellung seines Ich zu gelangen; was ihm an zarterem Sinn, an Empfänglichkeit für die leiseren Schwingungen des Geistes innewohnte, kurz was an Poesie in ihm lebte, er wollte es in den Liebeskelch gießen und ihr kredenzen, daß es ein ewig frischer Lebenstrank bleibe, die Dichtung sollte ihm nur Spiel und Scherz sein — in der Liebe hatte sich der in's Unendliche strebende Geist an einem Stoffe festgesogen, er glaubte die

Einigung zwischen Leben und Dichtung gefunden zu haben, indem er die eine dem andern unterordnete und opferte.

Alles dieses und noch vieles Andere hatte er in hundertfältiger Weise mit Recha durchsprochen, sie verstand ihn so ganz und widersprach ihm fast nie, denn Ephraim hielt seine inneren Monologe für ein Zwiegespräch mit Recha, er glaubte, sie müsse sich eben so in seinen Geist versenkt haben, wie er in ihr lebte; darum war er auch fast immer verstimmt und gereizt, wenn er mit Recha zusammentraf, er hoffte auf eine trauliche Fortsetzung der mit ihr im Innern gepflogenen Zwiesprache, und sie fragte ihn nach den Tagesereignissen, oder sie suchte, wie früher, ihr Wissen und ihre Denkkraft in seinem Umgange zu bereichern. Ahnte sie nichts von dem, was zwischen ihnen vorging, und hatte er sich so unendlich getäuscht? Er durfte es nicht glauben, nein es war nur lose Neckerei und künstliches Verhüllen ihres Innern, wenn sie ihm fremde Stoffe, die in keinem Bezuge zu ihrem Verhältniß standen, als Spielwerk hinwarf; sie liebte ihn ja, das war in das Sternenlicht ihres Auges geschrieben, das so mild auf ihn herniederschien. Er schämte sich, in sehnsüchtelnder Kopfhängerei vor ihr zu erscheinen, hätte er es ja selber nicht gewünscht, wenn sie die tiefinnerlichsten Geheimnisse ihres Geistes vor Fremden verplaudert hätte, und

so ließ er die Bienenschwärme seines Witzes frei umher-
summen. — Leider merkte er nicht beim Weggehen, daß
er nur sich zum Besten gegeben, sich nur über sich
selber lustig gemacht habe, und jenes übernächtige Ge-
fühl einer säuerlichen Leere erfüllte ihn fast vor sich selber
mit Abscheu, zu dem noch die gerechte Furcht kam, daß
ihn Recha verkennen und mißdeuten müsse, aber er sah
sich einmal in Widersprüchen gefangen und konnte sich
nicht erlösen, vielmehr verwickelte er sich stets mehr in
dieselben. So dichtete er einst das Selbstgespräch:

„Wie schrecklich ist doch mein Geschick!
Raide gönnt mir keinen Blick.
Vernunft, o komm' und sprich', soll ich sie nicht verlassen?
Doch warte noch, Vernunft,
Mit deiner Wiederkunft! —
Ich soll die Stolze, soll die Schönste flieh'n und hassen?
Nein, nein, Vernunft komm' nicht zurück."

Zerline, die Cousine Ephraims, merkte seine Neigung
bälder als er selber, denn der Außenstehende kann es
leichter unterscheiden, wo die allgemein gesellschaftlichen
Beziehungen in persönliche übergehen; daher kömmt es
denn auch, daß der Liebende sich oft überrascht findet,
sein Geheimniß von Andern früher als von ihm selber
erkannt zu sehen. Zerline war eine Freundin Recha's,
sie besuchte sie jede Woche wenigstens zweimal zur
Paradeiseit, sowohl um sich bei ihr zu unterhalten, als
auch um auf dem langen Wege nach dem Hause ihre

hübsche Figur, ihren kleinen Fuß und ihre geschmackvolle Toilette von der gaffenden Menge bewundern zu lassen, nicht selten hatte sie auch eine Notenrolle in der Hand, und böse Leute wollten behaupten, sie wollte ihre musikalische Bildung damit notificiren. Zerline gab ihrem Vetter oft Aufträge und Grüße an Rocha, sie benahm sich überhaupt so, als ob es sich von selbst verstünde, daß sie das ganze Verhältniß kenne, Ephraim nahm Alles ohne Widerrede hin, der kindlich heitere Sinn seiner Cousine erfreute ihn sehr. Hatte er sich ihr früher nur mit Mißbehagen genähert, weil sie ihm designirt war, so gestand er sich jetzt, daß sie ihm weniger reizend erschienen sei, weil er zu ihrem Besitze keine poetischen Barrieren zu überspringen hatte; das nun erwachende gegenseitige Behagen auf einem neuen Standpunkte erzeugte nach und nach eine gewisse geschwisterliche Vertraulichkeit, ja eine Freundschaft zwischen einem Vetter und seiner Cousine, bei der noch Courtoisie genug ist, um sie von eigentlicher Männerfreundschaft und Geschwisterliebe zu unterscheiden. Ephraim that gegen seine Cousine, als ob er mit Rocha im beglücktesten Einverständnisse lebe und nur bisweilen durch kleine Reizbarkeiten gestört würde; er machte dies Geständniß mit innerm Zagen und nur auf das Versprechen der verbürgtesten Verschwiegenheit, denn er wußte, wie er sich hiedurch jede Brücke zum Rückzuge abbrach, aber

mußte er sich nicht schämen, die Wahrheit zu gestehen, daß er sich so ganz auf Discretion ergeben hatte? Ephraim ging sogar so weit, daß er seine Cousine bat, Recha zu sich in den Garten ihres Vaters, der vor dem Thore lag, einzuladen; er hoffte hier oder auf dem Heimwege sich mit Recha verständigen zu können, der Zweifel rechte sich immer gewaltiger in ihm empor, er war zu alt, um sich noch lange mit dem süßen Spiele des „Liebt mich, liebt mich nicht“ zu vergnügen, er wollte schnelle und verläßige Gewißheit haben. Recha kam und mit ihr Frau Mendelssohn. Ephraim sah hier im Garten seine Geliebte zum erstenmale in dem leichten und hellen Sommergewande, während er sie bisher nur in die schweren und dunkeln Winterstoffe vermummt gesehen hatte; sie erschien ihm ganz neu, ein zeitlicher Frühlingsbauch lag auf ihrem Antlitze, die weichen und vollen Formen ihres schönen Körpers quollen nur um so lieblicher unter der leichten Hülle; sie war ihm wie neugeboren; mit einem Blicke voll Liebe und heißem Verlangen schaute er sie an, sie aber blickte nachdenklich zur Erde, und grub mit ihrer Fußspitze ein Grübchen in den Sand. Frau Mendelssohn berichtete mit Entzücken die Neuigkeit von dem angekommenen Freunde ihres Mannes, dem Sekretär Lessing, sie konnte in der Schilderung der Liebenswürdigkeit und heitern Laune dieses Mannes gar keinen Schlußsatz finden.

„Wie gefällt er denn dir, Recka?“ fragte Zerline, indem sie sich hinter ihre Freundin stellte, und ihr einen blühenden Syringenzweig in's Haar flechte.

„Mir?“ sagte Recka und erhob ihr hocherröthendes Antlitz, „recht gut, ich habe aber noch nicht mit ihm gesprochen.“

„Ei wie du ein Katzengedächtniß hast,“ sagte Frau Mendelssohn, „hat er nicht um die Erlaubniß gebeten, dir deinen Namen zu stehlen und ein Kind seiner Muse damit zu taufen?“

„Hören Sie, ein Katzengedächtniß?“ sagte Ephraim und lachte unbändig laut; er glaubte, seine gereizte Eifersucht recht gut verborgen zu haben; Alle sahen sich einander an.

Das Gespräch wollte nicht recht in Fluß kommen, und Zerline erzählte von den schönen Hochzeitkleidern, die sich ihre zukünftige Schwägerin fertigen ließe; man kam unerwartet auf das Glück zu sprechen, wenn sich zwei Eheleute so recht innig lieb hätten.

„Ich weiß gar nicht, wie man seinen Mann nicht lieb haben kann,“ sagte Zerline, „man thut was ihm lieb ist, so wird er auch wieder thun, was uns lieb ist.“

Ephraim hörte nichts mehr als diese Rede, er ging allein in dem Garten auf und ab; dieses Gemisch von Naivetät und praktischem Verstande in seiner Cousine

beſchäftigte ihn, den letzteren fand er als ein Reſultat der Erziehung, welche aber die urſprüngliche Natur doch nicht aufheben konnte; er mußte ſich ſagen, daß Jedine Jeden lieben und heirathen würde, den ihr Vater zuführen würde, ſie kannte nichts als die praktiſche Verträglichkeit, die ſo viele Ehen zu glücklichen ſtempelt, während es doch nur meiſt unglückliche ſind; in dieſer Hingebung erkannte er nur den Mangel an Willenskraft, die weder Glück noch Unglück ſelbſt ſchaffen kann, und doch — wäre ſie nicht die Vertraute ſeiner Liebe geweſen, wer weiß, was geſchehen wäre; er ſchalt ſich über dieſe Abtrünnigkeit, vergaß ſeine Eiferſucht und war gegen Recka liebvoller als je.

Ephraim begleitete Recka und ihre Schweſter nach Hauſe; auf dem Wege war er ſehr munter und überbot ſich in Sarkasmen über die Freude an neuen Ankömmlingen, bald war er aber auch ſtill, holte tief Athem, unterdrückte aber dann wieder jeden Seufzer.

„Sie ſcheinen mir ſeit einiger Zeit ganz verändert, Herr Kuh," ſagte Recka, „ich begreife nicht, warum Sie oft in lichter Freude aufflackern, und dann ſchnell wieder den berſtenden ſchwarzen Rauch der Satyre aufſteigen laſſen; ſonſt boten oder ergriffen Sie jeden Gegenſtand des Geſprächs mit lebhaftem Intereſſe, man war heiter und einig, jetzt werfen Sie Alles, was Ihnen nicht gefällt, grämlich über den Haufen, man

weiß gar nicht mehr, was man anfangen ſoll. Ich begreife Sie gar nicht."

„Gerade weil Sie es nicht begreifen, können Sie es nicht begreifen," ſagte Ephraim, „man unterhält ſich nicht gerne mit Leuten, die man auf der Reiſe in der Wirthsſtube trifft, die man nicht kennt und zu denen uns keine perſönliche Beziehung klar iſt, nur dieſe verleiht jeglichem Geſprächsgegenſtand das Intereſſe."

„Auch ſprechen Sie ſtets in Räthſeln," ſagte Recha unwillig.

„So hab' ich doch wenigſtens noch den Reiz eines unaufgelöſten Räthſels für Sie," erwiderte Ephraim lächelnd.

Recha ſchwieg. „Sonſt," ſagte ſie hierauf, „haben Sie mir bisweilen auch ein Buch aus Ihrer herrlichen Bibliothek gebracht, jetzt liegt der raſende Roland ſchon mehr als ſechs Wochen bei mir, und iſt ganz zahm."

Man muß es als die anfangende Verderbniß Ephraims und den üblen Einfluß Treviranos anſehen, daß er im Angeſichte eines reinen Mädchens durch ihre unſchuldigen Worte an Zweideutigkeiten erinnert wurde. Ein Lachen entfuhr ihm, Recha ſah ihn groß an, er fühlte ſeine Ungerechtigkeit und ſuchte ſie durch eine ſchnelle Wendung abzuleiten.

„Sie können ihn wieder raſend machen durch Nichtverſtehen-Wollen," ſagte er.

Man trennte ſich in beiderſeitiger Mißſtimmung. Ephraim ging nach Hauſe, um Recha ſeinen Petrarca zu ſchicken; er erkannte wohl, wie weit er ſich dieſer vergeben hatte. „Wenn ſie dich nicht liebt,“ ſagte er zu ſich, „mit derſelben feſten und innigen Liebe, mit der du ihr zugethan biſt, ſo iſt ſie deiner Liebe nicht würdig, du mußt ſie von dir werfen, wie ein blinkendes Glas, das du für einen Diamanten gehalten und aufgehoben haſt; was iſt verächtlicher als ein Liebender ohne Gegenliebe? Aus Achtung vor dir ſelber mußt du ſie aus deinem Herzen reißen — aber liebt ſie dich denn nicht?“ — Er konnte ſich nicht aus der Sophiſtik des Herzens retten.

Zu Hauſe angelangt, traf er ſein Zimmer geöffnet, durch die halboffene Thüre ſeines Nebenzimmers ſah er Mathilde, das ſchöne blaſſe Kammermädchen vor dem Bücherſchranke ſtehen und in einem Buche leſen; er hatte ſie ſchon oft bei dieſer Beſchäftigung überraſcht, ein zartes Verhältniß hatte ſich daraus entſponnen, denn Ephraim erkannte in Mathilden einen mächtigen Trieb nach poetiſchen Genüſſen; er gab ihr oftmals Bücher und beſprach ſich mit ihr darüber, aber er mußte finden, daß Mathilde aus Allem nur Nahrung für ihren Schmerz ſog; wenn ſie von vergoldeten Prinzeſſinnen und blumenbekränzten Schäferinnen las, ſo ſeufzte ſie noch mehr über ihr Schickſal, das ihr eine ſo dunkle und

trübe Kindheit gegeben, und als es sie befreite, sie zum Dienstmädchen werden ließ. Ephraim kannte ihre Leidensgeschichte nur oberflächlich, er wußte, daß sie das Kind eines vagirenden Bettlers sei, der spurlos entflohen war und Frau und Kinder in Berlin zurückgelassen hatte; aus Mitleid, und weil sie eine entfernte Verwandte war, gab Veitel den dringenden Bitten seiner Tochter Zerline nach und nahm das Kind zu sich in das Haus. Mathilde sprach nie gerne von ihrer Jugend, und wollte besonders nie gestehen, woher sie eine so breite Narbe auf der Stirne habe. Zerline gab ihrer neuen Gespielin (denn als solche betrachtete sie Mathilden) Unterricht im Lesen und Schreiben, und Mathilde, die zu Allem eine behende Gefügigkeit besaß, lernte mit erstaunlicher Schnelle, und Zerline hatte bald die Freude, ihr alle die Bücher mitzutheilen, die sie selber las; Mathilde aber las überall ihr eigenes Misgeschick zwischen den Zeilen heraus, denn überall fand sie verzeichnet, wie glücklich die andern Menschen lebten. Nichts wünschte sie auf Erden, als eine Schäferin zu sein: wenn die Sonne aufstieg, zöge sie hinaus mit ihren Schäfchen, des Mittags lagerte sie sich an der Quelle und genoß ihr Brod mit einem frischen Trunke, und wenn die Abendglocke läutete, zog sie mit frischen Blumen bekränzt nach Hause; ach! und wenn ihr dann ihr Daphnis begegnete, sie erröthete vor dem Gedanken

und ihr Herz pochte stärker. Ephraim wußte wohl, warum Mathilde, wenn sie bei Tische die Speisen herumreichen mußte, verschämt die Augen niederschlug und in allen Bewegungen ihres schönen Körpers sich Schwermuth und Schmerz ausdrückten; Veitel nannte sie nur „die verkleidete Gräfin von Habenichts.“ Hätte Ephraim Mathilden zu der Zeit gefunden, als er mit Philippinen zusammentraf, er hätte sie schwärmerisch geliebt: jetzt konnte er nur Bruchstücken von einem längst verschollenen Gerichte für sie zusammenlesen. Mathilde aber sah ihren Schmerz von ihm begriffen, und sie liebte ihn von ganzer Seele. — Als er sie jetzt wiederum vor dem Bücherschranke sah, wie sie gesenkten Blickes mit ihren blassen Lippen jedes Wort, das sie las, leise nachsprach, schlich er auf den Zehen zu ihr heran, schlang seinen Arm um ihre schlanke Taille und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Mathilde zitterte und bebte in seinem Arme; er hatte sie schon oft geküßt, sie ließ es geschehen, und küßte ihn wieder, bedachtsam und ohne alle Leidenschaft; so oft er aber seinen Arm um ihren Hals oder ihre Taille schlang, zitterte und bebte sie, wie wenn Todesangst ihr durch alle Glieder riefelte. „Ach Gott,“ sagte sie jetzt, und verbarg ihre Stirn an Ephraims Brust, „Sie sollten mir beistehen, mich vor Ihnen zu retten, und nun begegnen Sie mir so, ist das recht?“

„Ich bereue meine Sünde, und will sie nie mehr begehen,“ sagte Ephraim, „aber als Absolution verlange ich einen Kuß.“

Mathilde faßte ihn an beiden Schläfen und drückte einen sanften Kuß auf sein Auge. Sie setzten sich ruhig auf das Sopha, Ephraim wollte ihre Hand nehmen.

„Lassen Sie,“ sagte Mathilde, „sie ist vom Arbeiten zu rauh; aber sagen Sie mir, warum haben Sie mir nie gestanden, daß Sie die Recha Guggenheimer lieben? Ich bin gewiß nicht eifersüchtig, ich habe ja im Voraus darauf verzichtet, Sie zu besitzen, ich weiß nicht, warum Sie mich lieb haben, ich bin nicht schön und nicht geschickt, aber Sie sind so herzig gut; wenn Sie nur auch so glücklich werden, wie Sie es verdienen, und Sie die Recha recht lieb hat; wenn es schicklich wäre, ich könnte hingehen, und ihr sagen, wie lieb und gut Sie sind, damit sie auch recht weiß, was sie an Ihnen hat. Ich könnte Magd bei Ihrer Frau sein, und ihr mit Freude dienen, weil sie Sie so glücklich macht, und wenn Sie Kinder haben, wollte ich sie pflegen und warten, wie ihre Mutter.“

„O du himmlisch süßes Mädchen,“ rief Ephraim, und küßte ihre rauhe Hand, die sie beschämt zurückzog und unter der Schürze versteckte. Ephraim konnte Mathilden sein Verhältniß nicht auseinandersetzen, auch bekämpfte

er ihre ſo tief ausgeſprochene Neigung nicht. „Das iſt ja der einzige Halt auf dem zitternden Boden ihres Daſeins,“ ſagte er zu ſich, „du darfſt ihr dieſen nicht rauben; an dieſem ſelbſttrügeriſchen Edelmuthe rankt ſie ſich auf, immerhin!“ (Im Grunde aber fand Ephraim eine ſo hingebende Liebe zu ſchmeichelnd und ſüß, als daß er ſie nicht trotz aller inneren und äußeren Mahnungen gehegt hätte; das Bewußtſein einer Untreue gegen Recha ſuchte er dadurch zu beſchwichtigen, daß er den Vorſatz faßte, von der Stunde ihres Geſtändniſſes an kein fremdes Mädchen auch nur mit einem Gedanken zu berühren. Ruhig legte er ſein Haupt an die Bruſt Mathildens, dieſe hätte ſich gerne zurückgezogen, aber eine gewiſſe Scheu und dienſtliche Unterthänigkeit verſagte ihr die Kraft;) ſie erzählte ihm nun, wie der alte Emanuel ihm auch ſo innig zugethan ſei, und wie ſie oft miteinander über ihn plauderten. „Ja,“ ſagte ſie, „ich denke zu viel an Sie, immer, das iſt nicht gut, ich weiß es wohl, aber kann ich anders? Nachts, wenn der alte Emanuel ſo traurig unter mir Geige ſpielt, liege ich oft noch ſtundenlang an meinem offenen Dachfenſter und horche hinab und ſehe hinauf zu den Sternen, die ſo lieblich glitzern; ach! ſage ich dann oft zu mir, einſt, wenn du ihn nicht mehr ſiehſt, werden dieſe Sterne doch ewig über dir ſcheinen, und ſo oft du ſie ſiehſt, wirſt du ſein denken, ihn lieben

und für ihn beten.“ Ihre Bruſt hob ſich ſchneller, ihre Stimme zitterte, ſie beugte ſich nieder und drückte einen leiſen Kuß auf die gekräuſelten Locken Ephraims. Dieſer richtete ſich auf, küßte mit heißer Inbrunſt ihre Augen und ihre Stirn und ihren Mund und ihre Hand, er mochte nicht aufhören. „Ich küſſe deine Hand und deinen Mund,“ rief er, „und weihe damit deine Worte und deine Thaten, daß ſie mein ſeien, auf ewig! „komm, ſüße Recha, noch einen Kuß —“ ſagte er ſie umfaſſend; mit männlicher Kraft ſtieß ſie ihn von ſich, Ephraim hielt ſich beſchämt die Augen zu, Mathilde holte laut und tief Athem.

„Nehmen Sie mir es nicht übel,“ bat Mathilde endlich, „ich bin nicht bös über Sie, ich bin auch nicht eiferſüchtig, aber ich — ich konnte nicht anders, bitte, verzeihen Sie.“ Ephraim reichte ihr die Hand, eine Thräne ſtand in ſeinem Auge.

„Horch,“ ſagte ſie, „ich höre die Hausſchelle läuten, die Herrſchaften kommen aus dem Garten zurück; nun adieu, lieber Schlafredner, ich muß hinab gehen, ſeien Sie aber auch recht munter und froh.“ Mit dieſen Worten ſchlüpfte ſie zur Thüre hinaus und machte ein erzwungen ſchelmiſches Geſicht.

Ephraim warf ſich von inneren Qualen gemartert in einen Stuhl, er erkannte wohl, wie ihm Alles geworden war und wie er durch Schwäche, Wankelmuth

und Reizbarkeit wieder Alles verloren, noch ehe er es recht beſeſſen, wie er in ſich und andern eine gräßliche Verheerung angerichtet hatte. Nicht einmal den ſüßen Schmerz einer vergangenen reinen Liebe konnte er mit hinübernehmen in die neue Lebenswendung, die er kommen ſah, ja er hielt ſich jetzt der echten und feſten Liebe Rechas unwürdig, denn er war ihr untreu geworden, da er den Gedanken an eine Verbindung mit ſeiner Couſine in ſich aufkommen ließ; er hatte in Mathildens Küſſen ſich berauſcht, während doch all ſein Denken und Wollen nur in Ihr ſich finden ſollte. Er lächelte über die grauſame Willkür des Schickſals, das ihn dort ruhlos und auf ungewiſſen Wegen Liebe ſuchen, und ihn hier ſolche finden ließ, ohne daß er ſie ſuchte, und daß er gleichſam nur aus Mitleid all die goldnen Schätze einer innigen Liebe hinnehmen mußte.

„Du mußt es mit Recha raſch zur Entſcheidung bringen, und liebt ſie dich, darfſt du ihr Alles geſtehen, die echte Liebe vergibt Alles, ſie tilgt das ganze frühere Leben und ſchafft uns neu.“ In dieſem Troſte richtete er ſich auf und vergaß, daß er ſchon in dieſem neuen Leben, in der Liebe ſelber geſündigt hatte.

Dichter und Kaufmann.

Ein Lebensgemälde

von

Berthold Auerbach.

Zweiter Band.

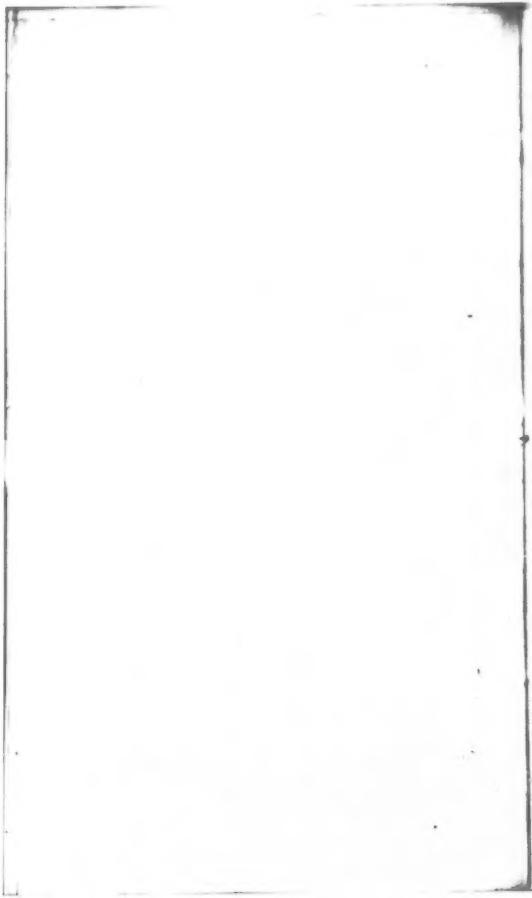
Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1840.

Das Ghetto.

II.

Dichter und Kaufmann,

ein Lebensgemälde.



13. Arme Seelen.

Groß sind eines Mädchens Plagen,
Ihre Brust ist krank und wund,
Ihr zum Lohn für stille Klagen
Küßt sie noch ein welker Mund.

Novalis.

Ich lebe' in Liebe, und darf in Liebe sterben!
Ich werd' in Liebe sterben! — sel'ge Stunde
Wann sie auch kommt.

Torquato Tasso.

Wir müssen mit Ephraim eine fast unverzeihliche Versäumniß nachholen, denn gewiß hat schon manche liebe Leserin gefragt: werden wir denn von Veilchen, die doch hier in Berlin wohnt, nicht auch Etwas erfahren? oder begleitet der Vielklang der Dichtung ihre liebsten Kinder nur bis zum Hochzeitstage, und verstummt in dem werkeltägigen Einerlei der häuslichen Thätigkeit? — Das wäre ungerecht; aber es ist nun einmal die Weise unsres Ephraims, daß er stets im Fremden das Eigne sucht, und da, wo es ihm nahe liegt, es nicht erkennt. Wie die oft täuschende Aehnlichkeit unserer Züge mit denen anderer nicht von uns selber,

sondern nur von dritten Personen bemerkt werden kann, so sah auch Ephraim nicht, daß sein ganzes eignes Wesen, sowohl in Gestalt als Geist, sich in weiblicher Form in seiner Schwester wiederholt hatte, sie erschien ihm zu weichlich und schmerzsüchtig, und darum vernachläßigte er sie auf ungebührliche Weise; fast nur seine Mißstimmungen trug er zu ihr hin, und ließ sie dort ausklingen. So kam er auch jetzt wieder; Veilchen hatte Nachrichten aus der Heimath erhalten, sie erzählte ihm als Vorbereitung, daß Philippine Braut geworden sei mit einem braven Manne, Namens Ries.

„Gratulire," sagte Ephraim lachend.

„Schon als sie noch ein Kind war, hab' ich's ihr prophezeiht, daß sie glücklich wird," setzte Veilchen hinzu, „sie ist so heiter und sorglos, und solche Menschen werden immer glücklich."

„Glücklich?" wiederholte Ephraim, „glücklich, was verstehts du von Glück! Wenn sich Jemand mit einem Stein um den Hals in's Wasser geworfen hat, und der Strick, woran der Stein hängt, bricht nicht, der allein ist glücklich. Warst du schon einmal glücklich?"

„Ja, ich darf's wohl sagen, ich war's und ich glaubte an der Erinnerung dieses Glückes ein ganzes Leben lang zehren zu können." —

„Dann hast du die Auszehrung," unterbrach sie Ephraim, aber Veilchen fuhr fort:

„Tausendmal wiederholte ich mir jene seligen Minuten, und lebte wieder ganz in ihnen, aber leider mußte ich erfahren, daß die Gegenwart ihre Rechte verlangt; macht uns die Kälte minder zähneklappern, weil wir mitten unter Schnee und Eis uns eines linden Frühlingstages erinnern können? Die Erinnerung an jenes Glück, hundertmal heraufbeschworen, verlor ihre bunten Farben und wurde ein blasses Gespenst, ein mit Träumen durchwirktes Ereigniß, wo ich nicht mehr wußte, was Wahrheit und was Traum war; ach! ich bin zu schwach, die bloße Erinnerung konnte ich nicht fassen, wenn ich meine Hand nach ihr ausstrekte. Ich wollt', ich wäre katholisch und fände Ruhe im Glauben — ich wäre nicht protestantisch geworden, wie unser Bruder Nathan."

„Nathan?"

„Ja, er hat eine junge Beamtenwittwe aus Brieg geheirathet und ist zur protestantischen Kirche übergetreten."

„Gratulire ebenfalls, Nathan glaubt weder an's Eheglück, noch an's Christenthum, darum hat er recht gethan, daß er sich in beide einjochen ließ."

„Du hast auch die üble Gewohnheit der Hiesigen, über Alles ein witzelndes Schnippchen zu schlagen; ich gestehe, daß ich trotz Allem über den Uebertritt unseres Bruders sehr betrübt bin, er hat sich von uns losgesagt, von unseren Schmerzen und Hoffnungen." —

„Du brauchst keine anderen Schmerzen, als die Geburtsschmerzen, und keine anderen Hoffnungen als die, daß du einmal guter Hoffnung wirst.“ —

Veilchen schwieg.

„Ich muß dir doch auch Neuigkeiten erzählen,“ begann Ephraim milder, wohl fühlend, wie sehr er seine Schwester verletzt habe, „der Secretär Lessing ist auch aus Breslau hier angekommen, ich werde ihn morgen Abend bei Mendelssohn sehen; denke nur, wen ich außerdem dort sehen werde; erinnerst du dich der Frau, die bei deiner Hochzeit so schöne Verse auf dich machte? Sie lebt jetzt hier, gefeiert und verehrt als Dichterin, ein Baron Kottwitz, ein echter Edelmann, hat sie ihrer dürftigen Lage entrissen; auch der damalige Kriegssecretär Gleim, der dir am Laubhüttenfeste das Andenken von deinem ersten Bräutigam brachte, wird zugegen sein; es ist nicht klug, daß du dich so aus allen Gesellschaften zurückziehst, du versagst dir manchen Genuß.“ — —

Veilchen war sehr nachdenklich, als ihr Bruder weggegangen war, sie schalt sich selber, daß sie sich so in ihre Häuslichkeit eingemauert hatte, aber sie konnte jetzt nicht mehr heraus; sie hatte mit ihrem Manne noch eine ganze Sippschaft von Schwägerinnen und Tanten mit erheirathet, es war ihr unmöglich, einem Jeden mit Zeitaufwande ein Stück Leben zu opfern; sie war immer so verstört und leer aus den sogenannten Gesellschaften

nach Hause gekommen, da sie an all den Klatschereien, Kleiderkritiken und gespreizten Witzeleien keine Freude haben konnte; sie verlor darüber auch die tiefere Anregung, die sich hier und dort mitunter in den Vordergrund drängte, sie begab sich hiedurch der Gelegenheit, auf den erwachenden besseren Geist der Gesellschaft, so viel an ihr war, einzuwirken, dafür versenkte sie sich in einsiedlerisches Lesen. „Er ist hier!“ sagte sie zu sich, „ob er wohl ahnt, daß du ihm so nahe bist, ob er sich wohl noch deiner erinnert? ach! ich möchte ihn nur sehen, nur einmal sehen und den Blick seines Auges trinken.“ Sie richtete ihr Haupt empor, sie saß dem Spiegel gerade gegenüber; als sie nun ihre rothen Wangen und ihr leuchtendes Auge aus dem Spiegel wiederblicken sah, verhüllte sie beschämt und reuig ihr Angesicht, sie war sich einer Untreue gegen ihren Gatten bewußt geworden. „Aber,“ sagte sie wieder, „er hat ja keinen Anspruch auf dein Herz, er hat es nie verlangt.“ Sie überlegte, auf welche Weise sie Lessing morgen Abend sehen konnte, ohne sich dem Gesellschaftszwange auszusetzen und damit ihre ganze bisherige Lebensweise aufzugeben.

Wer Veilchen nur so oberflächlich bemerkt hätte, hätte der Meinung der Berliner Juden beigestimmt, daß sie in einer glücklichen Ehe lebe, welcher, um vollkommen zu sein, nur der Kindersegen fehle; in der That hätten

vielleicht Kinder Veilchen inniger an ihren Mann gekettet, und ihren Schmerz nicht zum Ausbruche kommen lassen, aber versöhnt wäre er dadurch nie geworden. So sehr ihr anfänglich die Comptoirgeschäfte, die sie für ihren Gatten zu besorgen hatte, zuwider waren, eben so sehr freute sie sich in der Folge damit, denn sie schöpfte daraus das Bewußtsein einer Erwerbsthätigkeit und konnte sich dadurch ihrer einzigen Leidenschaft, der sie noch mit ungetrübter Freude nachhängen durfte, dem Wohlthätigkeitstriebe ungestörter hingeben; nicht selten verkümmerte sie sich aber auch diese eine Freude durch Grübeleien; sie glaubte sich gestehen zu müssen, daß sie für Kummer und Noth der Leidenden weniger empfänglich und hilfreich wäre, wenn sie selber ein beglücktes Daseín führte, sie wollte Egoismus aus ihren Thaten pressen, meist aber siegte die innere Wahrheit, und sie genoß jener leichten Engelswonne, die der wahren Wohlthätigkeit immer folgt. Wie freute sie sich, unter den guten Eigenschaften ihres Gatten obenan stellen zu können, daß er ihre Wohlthätigkeit durchaus nicht beschränkte; leider konnte sie nur noch Weniges hinzufügen; Herz Helft war zwar ein rechtlicher Mann, aber das galt seinen geschäftlichen Beziehungen zur Außenwelt; wohl findet die Liebe in der allgemeinen Achtung der Persönlichkeit eine schöne Grundlage, aber sie bedingt sie nicht unmittelbar, denn die echte Liebe löst ihre Neigung

nicht von dem Geliebten, selbst wenn er das Kainszeichen allgemeiner Mißachtung trüge. Durch die unmittelbare Verwicklung in die Geschäftsverhältnisse mußte Veilchen auch all die Launen ihres Gatten ertragen, die sich aus den manchfachen Schwankungen des Handels erzeugen; in Betracht der vielen guten Eigenschaften ihres Gatten hatte Veilchen anfänglich alle ihre Zärtlichkeit und innige Güte entfaltet, um sich und ihren Gatten in ein innigeres und wärmeres Verhältniß zu bringen, aber Herz Helft nahm dieß Alles mit kalter Ruhe hin, und Veilchen, ihre Verschwendung erkennend, ließ nach und nach von den kleinen süßen Zärtlichkeiten ab, und ihr Gatte schien es kaum zu bemerken, er war nach wie vor derselbe.

Herz Helft war ein praktischer Mann; er hatte erst geheirathet, nachdem er sich sattsam ausgetobt hatte, die Ehe war für ihn nichts als ein Ruhehafen, eine Assecuranzanstalt für sorgsame Pflege in Alter und Krankheit; er konnte die seelischen Bedürfnisse Veilchens nicht erkennen, weil sich in ihm selber nichts Derartiges regte, er betrachtete sie oft mit stillem Kummer, denn sie war kinderlos, und er sah seine mit saurer Mühe erworbenen Besitzthümer einst in die Hände lachender Erben übergehen; er steigerte seine Betriebsamkeit im Handel, auch um seinen häuslichen Kummer zu vergessen; man durfte in seiner Anwesenheit nicht von Kindern sprechen, ohne ihn

mißgestimmt zu sehen, und wenn sich ihm eines seiner Neffen oder Nichten nahte, küßte er es und stieß es dann leise von sich; auch Veilchen wünschte nichts sehnlicher, als eine Tochter zu besitzen, die sie zur Freiheit und Liebe erziehen könne, sie wollte ihr Alles das bereiten, was Geburt und Geschick ihr vorenthalten und entzogen hatten. —

So lebte das glückliche Ehepaar, welches kluge Mütter ihren Töchtern als Beispiel aufstellten, wie schön und gut die Convenienzheirathen seien, und zur Verstärkung ihrer Moral hatten sie dann schnell ein Beispiel, wie unglücklich hier und dort eine Liebesheirath geworden.

Veilchen sann auf Mittel und Wege, wie sie morgen Abend Lessing sehen könnte, als sie solche endlich gefunden, war sie froh und selig; die Armen, die heute ihre Wochengelder abzuholen kamen, erhielten eine doppelte Gabe. Sie holte sich Lessings Schriften aus dem Bücherschranke, um sich bis zum morgigen Abend mit ihm zu beschäftigen.

Auch Ephraim traf Vorbereitungen für den kommenden Abend; es hatte Recha mehrmals davon gesprochen, daß er bisweilen Verse mache, sie bat um deren Mittheilung und er versprach sie; hierin fand er nun den Weg, der am raschesten zur Entscheidung führte; statt der Gedichte wollte er ihr einen Brief geben, bei dieser Erklärung konnte ihn Niemand unterbrechen, und keine fremde Anwesenheit stören. Fünf, sechs Anfänge eines Briefes

lagen um ihn her, der eine war ihm zu kalt, jener zu stürmisch, ein anderer zu geistreich ꝛc., endlich überwand er das Hinderniß, indem er es zum Hebel und Stützpunkt umschraubte, er begann mit der Schilderung, wie schwer es ihm würde, den Blick, in dem die Seele ruhte und mit tausend Zungen und Zeichen spräche, heute auf's Papier zu heften und die Schriftzeichen hinzukritzeln, er schilderte sein ganzes inneres Leben, jedes Wort athmete Liebe und doch bat er nicht unumwunden um ihre Liebe, er bat um ein freimüthiges Geständniß dessen, was sie für ihn fühle, er wähnte sich hiedurch von der Selbstanklage zu retten, daß er unbesonnen sein ganzes Sein in die willkürliche Hand eines Mädchens gelegt, und es verschmäht zurück erhalten könne. Zuletzt beschwor er sie bei ihrer Ehre, wenn sie ihn nicht in den Himmel ihrer Seele erheben könne, diesen Brief Niemanden auf Erden zu zeigen, und ihm denselben nach drei Tagen wieder zurück zu geben, dies wäre Antwort genug. So hoffte er ihr auch jedes Document seiner Schande zu entreißen.

Heiter und schöngekleidet stand Ephraim am bestimmten Abend vor dem Spiegel, der der Thüre gerade gegenüber hing: heute zum Erstenmale wünschte er sich recht schön zu sein, zwar konnte er an seiner großen hageren Gestalt nichts ausetzen, aber das Unharmonische seines Angesichts schien ihm doch aufzufallen, die stumpfe kleine Nase und das hervorstehende Kinn fanden

sehr im Widerspruch, er zwang sich, seinem Spiegelbilde wie einem fremden Angesichte gegenüber zu stehen, und freute sich an dem sarkastisch wehmüthigen Ausdrucke, der aus den kleinen Fältchen hervorlugte, wenn er sein dunkles brennendes Auge zusammenzog. Ein Lächeln, das auf seinen Zügen schwebte, schien zu sagen, daß er sich wohl für fähig halte, auch durch seine äußere Persönlichkeit einem Mädchen zu gefallen. Während er so in den Spiegel starrte, bemerkte er, daß die Thüre hinter ihm leise und halb geöffnet wurde, Mathilde steckte ihr zartes Köpfchen neugierig herein.

„Ist Achilles in voller Rüstung? darf man erscheinen?“ fragte sie.

„Nur herein,“ erwiederte Ephraim sich umwendend, ohne ihr entgegen zu gehen.

„Ach, wie schön!“ rief Mathilde in die Hände klatschend, „der braune Frack kleidet Sie herrlich, und die schöne goldene Stickerei an der Weste! ziehen Sie die Taschen besser herunter, so, Sie müssen ganz unbedeckt vom Frack sein, aber die Halsbinde ist ja krumm und zerknittert; die Jabots, bitte, setzen Sie sich, ich kann nicht an Ihnen hinaufreichen.“

Ephraim setzte sich, und Mathilde legte die Jabots zurecht, band ihm die weiße Halsbinde fest, und legte die gestickten Enden zierlich auf die Brust, sie bog dabei sein Kinn, und da er that, als ob er sie beißen wollte,

schlug sie ihn mit der obern Handfläche leise auf den Mund; sie band ihm den Zopf fester; „ach, du lieber Gott!“ rief sie, „da ist auch eine Schuhschnalle offen,“ schnell kniete sie nieder und befestigte die Schnalle. Ephraim ließ sie gewähren, aber er hütete sich wohl, ihr die geringste Zärtlichkeit zu erwiedern, denn jetzt, da er zu Recha gehen wollte, durfte er an keine andere Liebe denken.

„So,“ sagte Mathilde, indem sie mit verschränkten Armen vor ihm stand und ihn liebevoll anblickte, „wenn Luna heute Nacht keinen Wolkenschleier vor dem Gesicht hat, steigt sie herab zu Ihnen, ihrem Endymion, Sie sehen aus, daß Sie die Prinzessin aus dem Mährchen erobern müssen.“

Ephraim steckte einen versiegelten Brief in die Tasche.

„Die Addresse fehlt ja,“ bemerkte Mathilde.

„Er geht durch Einschluß,“ antwortete Ephraim erröthend, und ohne Mathilde auch nur eine Hand zu reichen, nahm er seinen Hut unter den Arm und ging.

Mathilde öffnete das Fenster und sah ihm noch lange nach, sie glaubte, er müsse sich nach ihr umsehen, aber er ging stracks seines Weges fort, und als er um die Ecke verschwunden war, schloß sie das Fenster; „ach! ich bin nichts als eine arme Seele,“ seufzte sie, räumte das in Unordnung gekommene Zimmer auf und summte dabei ein wehmüthiges Lied vom todten Liebchen.

14. Ein Abend bei Moses Mendelssohn.

Einst wird es kommen, daß auf Erden
Sich höhere Geschlechter freu'n,
Und heitre Angesichter werden
Des Ewig-Schönen Spiegel sein.
Wo aller Engelsweisheit Fülle
Der Menschengeist in sich gewahrt,
In neuer Sprachen Kinderhülle
Sich alles Wesen offenbart.

Mörike.

Ephraim fand im Hause Mendelssohns schon die ganze Gesellschaft versammelt, nur Frau Karschin fehlte noch, sie war in einer adeligen Caffeevisite, wo man der Mode gemäß ihr Improvisitionstalent bewunderte; Mendelssohn war in ein Nebenzimmer gegangen, um das zur jetzigen Stunde übliche Gebet zu verrichten, denn es war Samstag Abend; Lessing und Gleim freuten sich sehr, unsern Freund als alten Bekannten begrüßen zu können; besonders Gleim erinnerte sich mit Innigkeit jener Stunde, die er im väterlichen Hause Ephraims zugebracht hatte; die Gesellschaft gruppirte sich noch, Alles

war feierlich und hell, nur der wilde Maimon mit seinen cynischen Manieren schien eher in eine Weinkneipe sich versetzt zu glauben, er trommelte mit einem Messer auf dem Tische und summte nach seiner Gewohnheit eine Synagogenmelodie dabei.

Ephraim sprach mit Gleim und Nicolai, aber er horchte hin nach dem andern Ende des Zimmers, wo Lessing mit Recha und Frau Mendelssohn scherzte; hätte Ephraim noch an seiner Liebe gezweifelt, diese Eifersucht, die in ihm tobte, mußte ihn von ihrem Dasein überzeugen. Er griff wiederholt nach dem Briefe in seiner Seitentasche, gleichsam als fürchte er, daß er ihm von fremder Hand entrissen würde. — Ephraim sah in der Gesellschaft noch einen Mann mit pfäffisch gutmüthigem Ansehen, der seinen Blick starr auf ihn heftete; er musterte sich schnell in einem Spiegel, um das etwaige Auffallende, das er haben könnte, an sich zu bemerken, er sah nichts, aber der Fremde fixirte ihn noch immer; eben wollte Ephraim daher mit einer spitzen Frage an ihn herantreten, als Nicolai ihm den Fremden als Pastor Lavater aus Zürich vorstellte.

„Ihr Antlitz war mir merkwürdig, bemerkte Lavater mit gutmüthiger Offenherzigkeit nach den ersten Begrüßungen, „es scheint mir eine Uneinheit in Ihnen zu liegen; sind Sie nicht witzig?"

„Wenn es dem Vorwitz zu begegnen gilt," antwortete

Ephraim, schärfer als seine Absicht war; der Pastor zog sich zurück.

„Guten Abend mein lieber Herr Kuh," sagte der eintretende Mendelssohn, „schön, daß Sie da sind, nun fehlt nur noch die Frau Karschin, wo sie wohl bleiben mag."

„Thyrsis mag antworten, wo seine Chloe so spät am Abend die Schafe treibet," sagte Lessing zu Gleim.

„Wüßte sie, daß ihr ein Gott so hold ist, sie würde nicht die Gunst eines Königs suchen," antwortete Gleim mit Anspielung auf den Vornamen Lessings.

Der König wird nichts für sie thun, sie ist eine Deutsche und eine Frau," sagte Nicolai.

„Und spottet nicht über Gott und alles Heilige," setzte Lessing hinzu.

„Ohne Demuth und Glaube gibt es keine echte Größe," bemerkte Lavater, „gebt Gott allein die Ehre, lehrt die Schrift.

Der Erfinder der preußischen Monarchie hat allerdings keinen Glauben und keine Liebe, weder zu Gott noch zu den Frauen," sagte Bloch.

„Noch zu den Aerzten," bemerkte Lessing.

„Ich glaube," begann Mendelssohn mit bescheidener ruhiger Stimme und Alles hörte ihm aufmerksam zu, „daß die isolirte Stellung Friedrichs den Grund seines Charakters bedingt, er ist milde, nicht aus Edelmuth,

sondern aus einem gewissen Pflichtgefühl und aus Menschenverachtung, er hat Kinderliebe und Frauenliebe nie gekannt, sein Jugendfreund wurde vom Vater gemordet, Elternliebe bleibt ihm auch fremd, die Liebe zum Vaterlande und zum Ruhm kann die kleinen Beziehungen des Lebens nicht ausfüllen, denen doch jeder Mensch unterworfen ist, und so bleibt denn nichts übrig als die Frivolität und der Spott. Wenn Biche, die Lieblingsbündin des Königs, Geburtswehen hat, da mag er wohl mit seinem La Mettrie spötteln, wüßte er es aber, was es heißt, wenn man mit Thränen in den Augen auf den Knieen liegt, während die Gattin und ein neues Leben, das zum Lichte ringt, in Todesgefahr schweben, er würde aufhören zu spotten."

„Frau Mendelssohn ist erst vor Kurzem niedergekommen, das ist eine laue Weinsuppe, eine Wochenbettphilosophie," so raunte Raphael Rechenmeister unserem Freunde ins Ohr, während Mendelssohn fortfuhr:

„Ich möchte behaupten, nur in der Familie ist der Mensch wahrhaft moralisch, hier ist er im natürlich geistigen Zusammenhange mit dem Weltganzen. — Jener große König von Frankreich war deshalb noch größer, weil er als großer König mit den Kindern auf dem Boden spielte."

„Lassen Sie uns nur schnell heirathen, lieber Gleim," sagte Lessing, „sonst werden wir noch von unserm Freunde Moses aus der Moral excommunicirt."

Gleim war verstimmt, denn er, der „Gott und Friedrich“ gesungen, mußte solches über ihn anhören. Mendelssohn merkte das, und suchte dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, aber noch ehe Mendelssohn sich auf ein ablenkendes Thema besinnen konnte, hatte Lessing schon wieder das Wort genommen.

„In jedem großen Manne,“ sagte er, „ist gewissermaßen ein Punkt außer der Erde, durch welchen diese, wenn auch nicht aus ihren Angeln gehoben, doch in diesen Angeln schneller gerollt wird. Gerade wer sich über die gemeinen Bedürfnisse und Beziehungen, die uns ewig umfluthen, erhoben hat, gerade in diesem weht der Geist Gottes, der Geist der Geschichte, der über den Wassern schwebet.

Die Messiasidee, wie sie vom Judenthum empfangen, vom Christenthum an die Person Christi angeknüpft und später ausgeweitet wurde, ist die höchste Idee eines großen Mannes; frei und ledig aller Beziehungen, selbst von den Kindes-, Gatten- und Nationalbeziehungen losgeschält, dennoch all das Wehe der Menschheit auf sein Haupt zu laden, all ihre Schmerzen und Wonnen in die Tiefen seines Herzens einzusenken, und als Sühnopfer und Erlöser der Menschheit zu sterben, das ist das höchste Ideal des Heldenthums, das auch zugleich Martyrthum ist. So die Helden der Geschichte und der Wissenschaft, die unbekümmert und unbehindert von der kleinlichen

Beschränktheit des Einzellebens die Menschheit zur höchsten Stufe der That und der Erkenntniß hinauftragen wollten.

Nur wenige können sich zu der Höhe erheben, daß sie auch den verzeihlichsten Egoismus, die Liebe zum Ruhm überwunden haben.

„Kein Mensch," erwiederte Mendelssohn, „kann oder darf sich auf den Ikarusflügeln des Stolzes zu Gott erheben und gleich ihm Alles nur für die Menschheit aus reiner Liebe ohne Rückwirkung auf Ihn den Erhabenen thun wollen, wie Er. Suchen wir uns unsere Liebe zur Menschheit klar zu machen: jeder Einzelne hat einen Schuldbrief der Liebe, den ihm die Gottheit auf mich ausgestellt, wie fasse und löse ich sie alle? Der Held sammelt die Menschen unter eine Fahne, der Regent unter einen Scepter, der Dichter und Weltweise sucht sie zur Verständigung mit ihnen selber und mit ihm zu führen, der Richter, der Kaufmann hat seine bestimmten Markungen, wo, was er dem einen Gutes thut, sich von diesem wieder auf andere und so durch die ganze Kette der Menschheit fortpflanzt. Das Nächste und Unmittelbarste, was ich fassen kann und soll, da mich die Gottheit dahin gestellt, ist, daß ich für Eltern, Geschwistern, Gattin und Kinder sorge. Das ist keine Beschränktheit, denn in dem Einzelnen fasse ich die Menschheit, die von lauter solchen Einzelnen repräsentirt wird; ein Jeder frage sich in seinem Kreise, was frommt ihm geistig und

leiblich, und darnach forsche und handle er, wolle nicht aberwitzig das Wasser aus den Wolken schöpfen, und versteine oder trübe die Quelle, die zu seinen Füßen fließt. Wohl gibt es Punkte, wo wir über den Kreis, den uns die Gottheit gesteckt, hinaus greifen möchten; ich möchte das Unrecht und das Uebel, das Natur und Geschichte in der Menschheit festgesetzt haben, ausrotten, aber liebe ich den verdumpften, den unterdrückten Bettler, den traurigen und hilfsbedürftigen Kranken? Ich liebe die Menschlichkeit in ihm, ich liebe das Recht und die Freude und die Gesundheit, und wo ich sie verletzt finde, möchte ich helfen, retten, bilden, aber mein Herz genügt sich nicht in diesen abgezogenen Begriffen, es verlangt Wirklichkeit, es verlangt ein Herz, an dem es ausruhen kann; darum möchte ich wieder auf meinen Ausgangspunkt zurückkommen: nur wer in Familienbeziehungen lebt, hat ein Recht mitzusprechen in dem großen Rathe der Menschheit, der Wissenschaft, sich mitzufreuen bei dem großen Feste der Menschheit, der Kunst, und mitzukämpfen im großen Kampfe der Menschheit für Recht und Vernunft."

Alles war still; Niemand konnte schnell wieder das Wort ergreifen, auf dem Angesichte Mendelssohns schwebte ein höherer Glanz, er hatte sich selbst unbewußt über seine ruhige und gemessene Diction hinausgeschwungen.

„Sie entschuldigen, Herr Schwager," begann Recha,

„aber ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß das Familienleben, wie Sie es hier als die Grundlage aller rein menschlichen Bestrebungen schildern, auch zur Basis einer Anklage gegen das Judenthum werden kann.“

„Laß hören,“ erwiederte Mendelssohn lächelnd, aller Augen waren auf Recha gerichtet, die ruhig und fest fortfuhr.

„Ich erinnre mich, daß Sie mir einst sagten, das Wort Familie hätten die Römer zuerst für Sklaven gebraucht, noch weit härter als das Römerthum war das Judenthum gegen die Frauen, sie waren nicht viel weniger als Sklaven; der reine Begriff der Familie kann doch aber wohl nur da sein, wo Gattin und Kinder nicht einem Despoten angehören, sondern, wo seiner Willkühr Grenzen und ihrer Freiheit Gesetze gegeben sind, das Christenthum, das die Frau aus dem Sklavenstand erlöste — “

„Das Christenthum, das Christenthum!“ rief Bloch, Recha auf eine unhöfliche Weise unterbrechend, „nichts hat es gethan, gar nichts als Schreiben und Lesen verbreitet; bis zu dem fünfzehnten Jahrhundert; so lang es für sich allein bestehen wollte, war es eitel Barbarei und Pfaffentrug, dann kam die classische Bildung wieder und was Gutes und Schönes in der Welt ist, ist von ihr, die Christen haben diese Bildung in sich aufgenommen, nicht das Christenthum; daß ihr Weiber eure Lärvchen nicht

zu verhüllen braucht, wenn ihr ausgeht, ist Folge des Germanismus, weiter nichts."

„Sie fahren auf Etwas los, was gar nicht hieher-gehört," sagte Mendelssohn mit besänftigendem Verweise zu Bloch, denn es ärgerte ihn doppelt im Beisein Lavaters das Gespräch eine solche Wendung nehmen zu sehen. „Nein, liebe Schwägerin, gerade das, daß die Frauen im heutigen Judenthum besser gestellt sind, als im alten, ist ein Beweis für die Perfectibilität desselben. Mit dem zertrümmerten Staatsleben hat es die nationalen Elemente ausgeschieden, und muß nun andere nationale Elemente wie den Germanismus in der Stellung der Frauen auf sich einwirken lassen."

„Was Judenthum, was Christenthum," lächelte Gumperz, „dieß ist nichts als kopfhängerisches Schilf auf dem Meeresgrund, der Strom der Geschichte braust darüber weg; ganz andere Wissenschaften und Wünsche sind es, die die Welt bewegen und bilden."

„Aber die Geschichte hat diese Religionen ja als Stachel und bewegende Kraft gezeigt?

„Als Stachel? ja wohl," erwiederte Gumperz, „wie die Horniß am Nacken des schnellfliegenden Rosses auch dazu mithilft, daß es stärker rennt. Wir leben nicht auf Erden als Candidaten des Himmels wie uns die Pfaffen bereden wollen.

„Wenn wir so in Prinzipien verschieden sind,"

entgegnete Mendelssohn, „können wir nicht mit einander streiten, können Sie es aber leugnen, daß im Monotheismus die höchste Bildung liegt, und daß das Judenthum der Wahrer desselben ist?“

„Monotheismus? Es ist gleichgiltig, ob ich glaube: einer oder drei oder hundert führen da droben das Regiment, wie mein Verhältniß zu dieser Regierung gestellt ist, und wie ich es praktisch übe, in dieser Beziehung haben das Judenthum und die Juden keinen Vorzug vor irgend etwas anderm. Das Beste ist, im Leben frisch zuzugreifen, aber die Welt ist krank —“

„Und die Juden,“ sagte Ephraim, „sind der Pfahl im Leibe der Weltgeschichte, daß sie ihrer Krankheit und Heilsbedürftigkeit stets inne werde, sie sind aber auch die Wunde, in die der ungläubigste Thomas seine Hand legen kann, die Juden haben keine Martyrergeschichte, denn sie alle sind Martyrer, mehr oder minder, sie zeugen von einem hohen Berufe, den die Weltgeschichte ihnen vorbehalten, daß sie inmitten aller ihrer Stürme und Strömungen starr und fest standen, und jetzt zu neuem Leben erwachen, es gilt vorerst zu zeigen, daß im Judenthum und in den Juden Edelsinn und Menschenliebe nicht minder feste Wurzeln geschlagen hat als irgend anders.“

„Sie sind dem Heile näher als Sie glauben,“ nahm Lavater das Wort, „aus Demuth und Heilsbedürftigkeit sprießt die Blume des Glaubens, von der Gnadensonne

zum Leben erweckt und mit des Lichtes Glanz und Pracht überströmt; leider hat sich Ihnen die Gnade noch nicht enthüllt, aber sie wird es, sie muß es im Gebete, denn ohne Gnade, die der Herr über uns ausgießt, ist kein Glaube." Lavater sprach so salbungsvoll und mild, er faltete dabei so feierlich inbrünstig die Hände, daß ihm Alles wie mit stiller Andacht zuhörte, nur Maimon kümmerte sich nichts um den apostolischen Eifer des Pastors, er fuhr schnell auf:

„So lange uns aber das Beten nichts hilft, und uns keine Raben mit Brodkörben schickt, müssen wir unsere Vernunft gebrauchen und das Feld des Denkens damit bebauen, daß wir nicht verhungern; ich mag jene scharfe Opposition vieler Juden nicht, die sich gerne zum Christenthum, wie es ist, gewendet hätten, wenn sie es selber hätten mitschaffen dürfen, nun aber, da es ohne und gegen ihr Zuthun so gewaltig ist, gerne daran herummäkeln. Im Christenthum muß eine hohe weltgeschichtliche Idee liegen, da es eine so hohe weltgeschichtliche Bedeutung erhalten, wie sich einst auch ein Jude zum Christenthum bekehrte, weil es trotz seiner nichtsnutzigen und heuchlerischen Pfaffen fort und fort heilig bleibt. Wie die Christen mit Unrecht Alles was sie Gutes am Judenthum und an den Juden finden, christlich nennen, so vergelten es auch viele Juden, und bei Allem, was ihnen am Christenthum gefällt, rufen sie wie der Hanswurst

bei den Seiltänzern, wenn sein Herr ein schweres Kunststück macht: das hat er Alles von mir gelernt." Alles lachte, und Nicolai bemerkte selbstgefällig, daß jene Bekehrungsweise eines Juden in Boccaz's Decamerone erzählt würde. Maimon fuhr nachher fort: „Ich kann nicht Alles dem Umstande zuschreiben, daß die griechischen und römischen Götterbilder gerade dem Verwittern nahe waren, als das Christenthum entstand. Der Zufall ist ein Gelegenheitsmacher, aber der Wille und das Bedürfniß seines Ergreifens müssen vorher da sein."

„Der Zweck Jesu und seiner Jünger," nahm Lessing das Wort, „war, das von den Propheten verkündete messianische Weltreich zu gründen, als der Plan äußerlich scheiterte, blieb die Idee um so reiner, die Idee der Menschheit, die durch Zerspaltenheit in Nationen verloren gegangen war; freilich steckte das Christenthum durch die Gnadenwahl wieder seine Grenzen, und machte jetzt eine Gemeinde gerade wie im vorprophetischen Judenthume eine Nation zu den Auserwählten Gottes, aber diese Schranken können und müssen durchbrochen werden."

„Wenn aber die positiven Schranken wiederum zu durchbrechen sind, wäre es nicht besser gewesen, oder hätte sich dies nicht eben so gut aus der Nationalreligion heraus unmittelbar thun lassen? warum Etwas aufpfropfen, um es, wenn es ausschlägt, wieder abzuschneiden?"

„Nein, die alten Religionen waren aus der jeweiligen Nationalität, dem besondern Staatsleben, organisch hervorgewachsen, Religion und Staat waren eins, und ihre zeitliche Form mußte mit einander sterben und verwesen, das Christenthum trennte die Religion von Staat und Nationalität und wendete sich an den freien Menschen, gleichviel in welchem Staat oder in welcher Nation er sich hielt; es erlöste dadurch den Menschen aus seinen Zufälligkeiten, und die Idee der Menschheit ist geborgen."

„Kann ich aber nicht eben so gut die Kraft haben, mich aus mir selber zu erlösen?"

„Nein," rief Lavater, „ohne die Gnade nicht, und könnten Sie es auch, so sind Sie ein verirrtes, einsames Schaaf, es fehlt Ihnen der Weg zur Vereinigung mit der Heerde und dem Hirten: das Dogma und das Symbol."

„Hier stehen wir nun auf einem Scheidewege," sagte Mendelssohn, „wir können uns freundlich die Hände reichen und der frohen Hoffnung sein, daß unsere Bahnen wieder zusammentreffen, aber trennen müssen wir uns, denn das Judenthum geht nicht den Weg des Dogma's, sondern den der Erkenntniß. Das Wort Glaube im schlichten Sinn kennt das Judenthum nicht, wohl aber jenen höheren, allgemein menschlichen, wo wir am Ziele unserer Erkenntniß die unübersteiglichen

Hinderniſſe gewahr werden, ſie als die Grenzpfähle erkennen und betend ausrufen: Herr, deine Wege ſind unerforſchlich!"

Lavater nahm die Hand Mendelsſohns und ſagte leiſe: „Wir begegnen uns wieder, in Ihnen muß der wahre Chriſtenglaube dennoch auferſtehen." Mendelsſohn zog ſeine Hand leiſe zurück.

„Sie erinnern ſich, lieber Moſes," ſagte Leſſing, „daß Spinoza Gehorſam und Glaube als das Prinzip der Religion im Alterthum, und die Erkenntniß als das Prinzip der neuen Zeit erklärt."

„Das Judenthum verlangte ſtets Erkenntniß als das Erſte, Erkenntniß aus der Geſchichte, der Vernunft und Offenbarung," bemerkte Mendelsſohn.

„Immerhin, jene drei Prinzipien: Glaube, Gehorſam und Erkenntniß können aber auch friedlich neben einander exiſtiren, ſowohl in einer und derſelben Zeit in verſchiedenen Perſonen, als ſogar in einer und derſelben Perſon."

„Aber nicht in derſelben Potenz," bemerkte der ſchnell faſſende Maimon."

„Aber nur der Glaube einigt," warf Lavater dazwiſchen.

„Abgeſehen von allem Andern," erwiederte Ephraim, könnte ich kein Chriſt werden, wie ich als Deutſcher kein Franzoſe oder Engländer werden kann, wenn ich

auch diese Völker für mächtiger hielte und gern: ihnen entsprossen sein möchte; ich bin ein Jude, und würde ich ein Ausreißer aus dem Judenthume, alle meine Lebenswurzeln wären mir ausgerissen, zerschnitten: freilich ist dies nur persönlich und hat keinen überzeugenden rationellen Grund für Andere, aber das Wahren der Persönlichkeit gilt genug und vor Allem, die Vernunftgründe treten schon hinzu; will das Christenthum die freie Persönlichkeit, den freien Menschen, so muß es dies auch außerhalb seiner selbst gelten lassen."

„Das ist eben das Wunder der Wiedergeburt durch die Taufe, daß Sie ein anderer Mensch werden," entgegnete Lavater, „daß Sie etwas werden und erreichen, was Sie durch die Consequenzen der übermüthigen Vernunft nicht werden und erreichen können, der Glaube ist ein Wunder und seine innerste Kraft ist die Wunderschöpfung, der Glaube kann Berge versetzen, wie es in der Schrift heißt."

Gleim erhob sich lächelnd und antwortete:

„Dich Glaubensriesen, dich bitt' ich, der Glaubenszwerg,
Versetze mir den Halberstädter Hoppelsberg,
Es macht' dir ja so wenig Müh',
Noch heut' nach **Sans Souci**."

Eine für Lavater beleidigende Heiterkeit schien sich in der Gesellschaft Luft machen zu wollen, aber Lessing

nahm schnell das Wort mit der Frage: „Kennen Sie die Geschichte von den drei Ringen aus dem Boccaz?"

„Bitte, erzählen Sie," rief Recha, „sonst kommen wir bei diesem Disput noch auf den trockenen Sand zu sitzen, über den die Kinder Israels durch das rothe Meer gegangen sind."

Lessing erzählte nun jene sinnreiche Geschichte, die er so herrlich auf seinen Nathan übertragen hat; die Augen Recha's funkelten hell, als sie den Erzähler betrachtete.

„Ja," sagte Mendelssohn, „hoffen wir auf eine bessere Zukunft, und halte ein Jeder das ihm anvertraute Pfand rein und hell."

„Hat das Judenthum denn eine Zukunft?" fragte Ephraim, „ich meine, wird es noch nach Jahrhunderten selbständig bestehen, oder opfern wir uns nicht für Etwas, das sich am Ende doch rettungslos auflösen wird?"

„Die Frage ist eigentlich eine müßige, mein lieber Herr Kuh," erwiederte Lessing, „es ist, als ob ich nach dem tausendjährigen Reich, dem Untergange der Welt forschen wollte, um einstweilen Alles über den Haufen fallen zu lassen; die Frage der Vernunft ist nur Eine große, aber an den harten, vielkantigen Stoff der Wirklichkeit gebracht, zersplittert sie in tausend kleine; das darf uns aber nicht abschrecken. Was hat denn eigentlich Zukunft? Jede Besonderheit hat sie nur in so fern

und so viel, als von dem Allgemeinen, dem Ewigen und Göttlichen, in ihr ruht.

„Darum muß und kann jede Besonderheit," ergänzte Mendelssohn, „zur möglichsten Allgemeinheit und Vernünftigkeit ausgebildet werden, das Judenthum hat nur den in ihm liegenden göttlichen Kern herauszubilden, hoffen wir, daß es keimet, frei sprosset und in künftigen Zeiten herrliche Früchte trage."

„Hoffen wir, hoffen wir," rief Gumperz, „ich kann die knarrenden Räder meiner Maschine nicht mit diesem letzten Oele schmieren; wir leben in einer unglücklichen Zeit, da wir auf der Uebergangsbrücke vom Mittelalter in eine andere Zeit stehen und kein wohnliches Haus haben; ich möchte aber kein Zukunftsnarr sein, ich mag die Zeit nicht, die sich in der Rolle einer schwatzhaften Hebamme gefällt, ich will nicht die schmutzigen —"

„Ho ho," fiel Lessing ein, „Sie erschöpfen ja das ganze Lexikon der Schimpfwörter für unsere arme gute Zeit. Jede Periode der Geschichte ist Uebergang und Ziel zugleich, nur tritt bei der einen mehr der Uebergang, bei der andern mehr das Ziel hervor, jede Zeit genießt die Früchte einer vergangenen und säet und zeitigt wieder für andere, so in der Natur, so im Leben der Menschheit, wie im Leben des Menschen: im Knabenalter arbeiten wir für das Jünglings-, im Jünglings- für das Mannes-, im Mannes- für das Greisen-Alter,

und in diesem wie im ganzen Leben arbeiten wir für den Himmel, die Ewigkeit, die Menschheit, oder wie man es nennen will; aber nur wer das Jetzt erfüllt, gibt der Zukunft ihren vollen Gehalt, auf jeder Stufe brechen wir die Früchte dieser Region" — — —

„Endlich, endlich," rief Gleim, indem er aufstand, „kommen Sie doch näher, Frau Karschin, und sagen Sie mit ihrer Muse Christenthum und Judenthum hinaus, und lassen Sie uns fröhlich sein wie die Heiden."

Das ganze Gespräch war plötzlich geendet. Alles drängte sich um die eintretende Frau Karschin, deren seidene Gewänder bei ihrem saloppen Gange gewaltig rauschten. Ihr Antlitz war traurig und erregt, man sah die Wangen brennen, ihr Blick ruhte oft mit wehmüthiger Liebe auf Gleim, sie liebte ihren Thyrsis hoffnungslos. Ephraim unterhielt sich lange mit Frau Karschin, und endlich, da Alles bunt durch einander schwärmte, fand er auch Gelegenheit, Recha seinen Brief zu übergeben; Recha nahm zitternd und mit niedergeschlagenen Augen den Brief, und da sie nichts zur Hand hatte, um ihn zu verbergen, kehrte sie sich um und steckte ihn an ihren Busen; Ephraim war hierüber hocherfreut, denn er wußte nun, daß seine heißesten Gefühle an ihrem Busen ruhten. — Schnell mischte sich Recha wieder in die Gesellschaft, in welcher nun die heiterste Sorglosigkeit herrschte, Alles war froh,

nach so ermüdenden Debatten im Scherze ausruhen zu können.

Mitternacht war nahe, als die Gesellschaft das Haus Mendelssohns verließ; der Mond schien hell, die gegenüberliegenden Häuser warfen dunkle Schatten: man sprach von dem merkwürdigen Zusammentreffen so vieler alten Bekannten.

„Sagen Sie mir doch, lieber Herr Kuh," fragte Lessing, „Sie hatten eine äußerst liebliche Schwester, ich habe oft mit Innigkeit an sie gedacht, wie ist es ihr denn ergangen?"

„Sie ist hier in Berlin verh[illegible]."

„Hat sie Kinder?"

„Nein."

In diesem Augenblicke huschte aus dem Schatten der gegenüberliegenden Häuser eine in den Mantel gehüllte Gestalt und verschwand um die Ecke. Niemand wußte, daß es Veilchen war, die den ganzen Abend hier gestanden und nach den hellen Fenstern hinaufgeschaut hatte, sie flog schnell durch die Gassen, sie fürchtete, Lessing habe sie erkannt und folge ihr auf dem Fuße, erst als sie ihre Hausthüre öffnete, sah sie sich um und war doch nicht recht erfreut, als sie bemerkte, daß ihr Niemand gefolgt war. —

Es war gut, daß Veilchen schnell verschwunden war, denn Nicolai machte auf die letzte Frage seines Freundes

Leſſing einen ſo derben Witz und lachte dabei ſo philiſterhaft breitmäulig, daß er die Arme gewiß tief verletzt hätte.

Am Hauſe der Karſchin trennte ſich die Geſellſchaft, ein Jedes ging ſinnend und aufgeregt nach Hauſe, um im Schlafe Alles zu vergeſſen.

15. Selbstmord.

Die ganze Welt hat sich von mir gewandt.
Der Himmel gibt mich auf: so schutzlos und verlassen
Fall ich in finstrer Mächte Hand;
Nicht länger halt ich der Versuchung Stand.
Leicht werden sie zuletzt ihr müdes Opfer fassen
In diesem Prüfungsfeu'r, warum warb ich geübt.
So wie hartglüh'nder Stahl? weil ich geliebt!

Byron

Das ist ein seliges Erwachen, ein kindhaftes Hineinlächeln in den morgenrothen Tag, du möchtest hinausjauchzen in das sonnig junge Licht, frische Lebenswellen rollen dir durch die Adern, du wünschest dir des Adlers Fittig, um dich hoch über der verklärten Erde emporzuschwingen, du möchtest das All an die hochklopfende Brust drücken — und fragest du: was ist's, das tausend neue Leben in mir weckt, was meine Seele im frischen Himmelsthau gebadet und mich, die Welt, die Ewigkeit gereinigt und neu geschaffen? Es ist die Liebe, die ihre holdesten Genien dir im Traume gesendet, daß sie ihre Himmelsharmonien dir in die Seele singen.

So erwachte unser Ephraim am andern Morgen; die Sonne schien so hell und freundlich durch das Zimmer, als feiere sie mit ihm seinen Brautmorgen, er wußte nicht mehr, was er geträumt, aber daß sie es war, das fühlte er, das sagten ihm seine klopfenden Pulse und das Freudelächeln, das über sein ganzes Wesen ausgebreitet war. Er hörte Tritte auf der Treppe, er sprang auf und sah nach, ob seine Thüre geschlossen, damit Niemand ihn störe, dann warf er sich wieder auf das Bett und rief händeringend: Herr Gott, laß mich sterben in dieser Minute der Verzückung, nimm meine Seele zu dir, rein und frei, ehe ein Nebelstreif sie verdunkelt! — aber er starb nicht, und wieder versank er in ein halbwaches Träumen. Endlich mußte er doch des Tages Müh' und Arbeit Folge leisten, er that es mit stillem Gehorsam, ja er freute sich sogar, eine äußere Beschäftigung zu haben, denn er war schon so praktisch geworden, daß er einen allzuhastigen Verbrauch seines Liebesgefühls fürchtete, in kleine Brosamen zerstoßen, wollte er eine lange Alltäglichkeit damit würzen. — Niemand im Hause merkte, was mit Ephraim vorging, und warum er heute so ausgelassen munter war, nur Mathilde ahnte das Richtige, denn sie sah es, wie sorgfältig er jedes Zusammentreffen und jeden Wortwechsel mit ihr vermied; aber schon am andern Abend traf sie ihn träumerisch auf der Treppe stehen, er

ſtierte ſtarr über das Geländer hinab und ſchrack heftig zuſammen, als ihn Mathilde fragte: „Haben Sie Etwas verloren?“

„Nein, morgen,“ war die Antwort, und Ephraim ſprang ſchnell die Treppe hinauf; auf jenem Flecke, wo ihn Mathilde getroffen, war ihm plötzlich der Gedanke gekommen, daß er all die Liebe, mit der er ſich umfangen glaubte, aus ſich ſelber geſponnen habe, und wie, wenn er ſich getäuſcht? — In der Einſamkeit fand er wieder die alte Waffe, mit der er ſchon in der Kindheit geſpielt — Selbſtmord. Wie ſchnell hatte ſich ihm jetzt alle die Kraft verflüchtigt, die er im Umgange mit Emanuel und Mendelsſohn für eine ganze Lebensdauer gewonnen zu haben glaubte, alle die Schmerzen ſeiner unbefriedigten Sehnſucht erwachten wieder in ihm, ſchmerzlich lächelnd ſtand er vor dem Spiegel und betrachtete die Augen, die nun bald gebrochen, die Lippen, die nun bald gefeſſelt, er ließ ſeine Stimme erſchallen, die nun bald verſtummt ſein würde; plötzlich, als fühle er den Stich einer Natter in ſeinem Gehirn, fuhr er ſich nach der Stirne, Alles wirbelte um ihn her, noch fühlte er ſein Bewußtſein taumeln, da hörte er die Geige des alten Emanuel, er verließ ſchnell ſein Zimmer und ging hinauf zu dem Kranken. Ein Chriſt, den Ephraim ſchon zweimal hier getroffen, und den Emanuel ſtets Bruder nannte, ſtand

vor dem Bette des Kranken, trotz der Augusthitze trug der Fremde einen schweren, alten Militärmantel, über welchem sich ein wie im Kerker vermodertes Gesicht mit kahlem Schädel erhob; in dem Zwielicht, das in dem Zimmerchen herrschte, erschien er wie ein Nachtgespenst, und bei jedem Bogenstrich verzerrten sich seine Züge und schien sein ganzer Körper unter dem schlotterigen Mantel wie in Verzückung zu gerathen. Als der Fremde Ephraim bemerkte, legte er die Geige weg, gab Emanuel die Hand und ging.

„Es ist kein Unglück so groß," sagte Emanuel, „es gibt noch ein größeres, vor dem es sich beugen muß."

„Das heißt man Galle in den Wermuthstrank schütten, um ihn zu versüßen. Wie heißt der Mann, der hier wegging?"

„Eben von ihm rede ich, ich kenne ihn noch von alten guten Zeiten her. Hast du noch nie von dem reichen Gotzkowski gehört, der all sein Vermögen in der Noth des Vaterlandes opferte, und jetzt bettelarm ist?"

„Ja wohl, und ich kann gar nicht begreifen, wie er noch lebt?"

„Weil er noch nicht gestorben ist," antwortete Emanuel, kehrte sich nach der Wand und gab Ephraim auf keine seiner Reden mehr eine Antwort.

Wie aber der Eigensinn aus Allem Nahrung saugt, so sagte auch Ephraim zu sich als er wegging: „Die sind alt und haben nicht mehr die Kraft, das Licht auszublasen, ich will das hagestolze Absaulen bei lebendigem Leibe von Innen heraus wegüzen, ich bin zu alt, um nochmals zu lieben, um in einer Gattin und Kindern neues Leben zu gewinnen, aber der scharfe Stahl meines Willens soll nicht in Entsagung einrosten. Was soll mir ein Alleinstehen? ist es nicht dasselbe, ob ich tausend- oder hundertmal denselben Spaziergang durchmesse, mit denselben Speisen meinen Magen füttere und über alte und neue Späße lache? Ich wüßte nicht, warum ich mich vom neuen Tage auf die Beine bringen lassen sollte, was kann er mir geben? der Welt Geschick? was kümmerts mich, ich darf essen und trinken und schlafen und lachen und schnupfen. Der Hagestolze, der sich nicht beim ersten Zahnweh mit einer Flintenkugel den Zahn plombirt, ist ein Narr oder ein Feigling. Guter Mendelssohn, du wußtest nicht wie ich jetzt deiner Worte gedenke, daß der Mensch nur in der Familie moralisch ist, ich will unmoralisch — will nicht mehr sein. Ach! ich hätte sie so innig geliebt!“ — —

Wie früher das Bewußtsein einer Gegenliebe, so baute er jetzt das der Täuschung in sich zur Gewißheit aus.

Am andern Mittag saß Ephraim traurig und verstört auf seinem Zimmer; er schrieb einen Brief, nicht um von Jemanden Abschied zu nehmen, sondern über sein Vermögen zu disponiren, von dem er ein Drittheil auf Emanuel und die andern zwei Drittheile auf Mathilde vererbte; die Summe, die ihm Trevirano schuldete, erließ er ihm. Er verschloß das Papier in seinem Pult und ging hinab in das Wohnzimmer seines Oheims. Mathilde saß allein am Fenster und nähte.

„Darf ich denn gar nicht wissen, was Ihnen fehlt?“ fragte sie, „vertrauen Sie mir, ich kann Viel thun, ich wollte für Sie gehen, so weit mich meine Füße tragen.“

„Ich danke Ihnen, liebe Mathilde,“ erwiederte Ephraim, „ich mache diesen Gang schon noch für mich selber und allein, aber sagen Sie mir: habe ich denn wieder einen Frachtbrief im Gesichte, daß jeder weiß, was in mir steckt? sehe ich denn so traurig aus?“

Mathilde konnte nicht so schnell antworten, bei jenem Wort „liebe“, das hier Ephraim zum erstenmale statt seiner sonstigen Anrede mit „gute Mathilde“ gegen sie gebrauchte, war ihr plötzlich ein elektrischer Schlag durch die ganze Seele gefahren, sie hatte sich tief in den Finger gestochen und saugte nun das Blut aus.

„Ach Gott,“ sagte sie endlich, „Sie sehen aus, als gingen Sie zum Tode.“

„Wirklich? das ist wahr, ich gehe auch immer zum Tode, habe ich heute gelebt? nein, ich bin heute gestorben, unser Leben ist nur ein Kriechen zum Grab. Wie wär's Mathilde, wenn ich heute stürbe?“

„Bitte, reden Sie mir nicht davon,“ rief Mathilde, sich die Augen zuhaltend. „Ich hätte wohl eher Recht, so zu sprechen, aber Sie, Sie müssen noch recht lang und froh leben; ach! wenn Sie wüßten, wie Sie von Allen geliebt werden, von Ihrem Oheim, von Zerline, von Emanuel, kurz von Jedermann; mir hüpft immer das Herz im Leibe, wenn ich so von Ihnen reden höre, und dann denke ich immer so ganz im Stillen: Ja, redet nur, es hat ihn doch keines so lieb wie ich.“

„Nein, liebe Gute, das sollen Sie nicht, Sie sollen einen anderen Besseren recht glücklich machen, noch lange, wenn ich schon längst gestorben bin. Ich möchte sterben wie diese Fliege hier; sehen Sie, das ist ein glücklicher Tod, sie konnte in der vorigen Secunde nicht ahnen, daß jetzt meine Hand sie treffen wird; sehen Sie die letzten Zuckungen; wenn wir bessere Ohren hätten, könnten wir ihr Sterberöcheln hören.“

Mathilde saß leichenblaß auf ihrem Stuhle, nur mit gewaltsamer Anstrengung ihrer Kräfte bewahrte sie sich vor einer Ohnmacht: „Um Gottes willen, halten Sie ein,“ rief Sie endlich, „warum martern Sie sich

und mich? was hat Ihnen das arme Thier gethan, daß Sie es tödteten?"

„Gerade so viel als ich Gott gethan habe."

„Ach du lieber Himmel," seufzte Mathilde, „sonst waren Sie so heiter und froh; ich bin doch die unglücklichste Creatur auf der Welt, es ist gerade wie vorher bestimmt, daß alle Leute, die mir gut sind, auch unglücklich sein müssen, oder es durch mich werden."

„Grämen Sie sich um meinetwillen nicht," entgegnete Ephraim. „Ihnen bin ich nur Dank schuldig — Niemand als Sie wollte ich darauf vorbereiten, wenn etwas Außerordentliches geschehe. Ich habe mich schwer gegen Sie versündigt, verzeihen Sie mir, auch unsern braven Emanuel grüßen Sie mir — ich kann nicht anders."

Mathilde konnte nicht antworten vor Schluchzen und Weinen. „Ich verstehe nicht, was Sie vorhaben," sagte sie endlich, „aber mir ist so bang, als ob in jedem meiner Blutstropfen tausend schwarze Geister schwämmen; wenn Sie nur ein Fünkchen Zuneigung zu mir haben, so beschwöre ich Sie, offenherzig gegen mich zu sein."

„Mein Herz wird bald offen sein, ich weiß ja selber noch nicht, was ich will, es kann Alles noch gut gehen, Sie müssen sich trösten, Sie müssen. Leben Sie wohl."

Ohne ihr eine Hand zum Abschiede zu reichen,

entfernte sich Ephraim; an der Thüre blieb er stehen, als wolle er nochmals umkehren, aber schnell raffte er sich zusammen und rannte die Treppe hinab. Mathilde sah ihm nach, als er auf der Straße ging; diesmal kehrte er sich um, sie glaubte aus der Ferne eine Thräne in seinem Auge schimmern zu sehen. Schnell schlug Mathilde das Fenster zu, schleuderte den Schüsselbund, der an ihrer Schürze hing, in eine Ecke des Zimmers, warf den Mantel über und schlich Ephraim nach. Dieser wanderte durch viele Straßen, die Kreuz und die Quere, er schalt sich, daß er durch das Liebäugeln mit der Todesnähe die arme Mathilde so sehr gequält habe, und doch gefiel er sich wieder, hier, mitten in diesem bunten Treiben als ein Sterbender umherzuwandeln, wie ärmlich und klein däuchte es ihm, den kärglichen Athem auf dem Bette auszuhauchen, aus dem Mauersarg in den Brettersarg eingeschachtelt zu werden, mitten aus dem Lebensstrome heraus wollte er in die Todesfluthen sich versenken.

Die Dämmerung war schon längst eingetreten, als Ephraim in die Spandauer Straße einlenkte und in das Haus Mendelssohns trat; er traf Recha und ihre Schwester nebst zwei anderen Frauen und einem muntern Mädchen von etwa fünf Jahren um den Theetisch versammelt. Recha wurde leichenblaß als sie Ephraim ansah, sie erhob sich indeß schnell, schenkte ihm eine

Tasse Thee ein, und begab sich dann in ein Nebenzimmer, woraus sie bald wieder zurückkehrte; sie fuhr sich mit dem Taschentuch über das Gesicht, Ephraim wollte bemerken, daß sie verweinte Augen habe. Die Damen waren geistreich und ästhetisch, man sprach vom Theater; das Musterwerk Lessings, seine Minna von Barnhelm, wurde nicht recht „goutirt", es war nicht genug zum Lachen darin; eine Dame behauptete, Lessing wäre dieser Tellheim selber, er habe einmal eine Gräfin geliebt; sie that sehr geheimnißvoll und unterrichtet, behauptete aber, nichts Weiteres sagen zu können, da sie discret sein müsse. Recha hob die Naturwahrheit und geheime Tragik des Stückes hervor und behauptete, daß letztere auch in dem lustigsten Stücke durchschimmern dürfe, da sie überall vorhanden sei und nur durch die zufällige Fügung der Umstände nicht überall zum Ausbruch käme. Ephraim lächelte ärgerlich, daß Recha jetzt auf einen fremden Gegenstand mit solcher Ruhe und Umsicht eingehen könne, jetzt, wo über Leben und Tod entschieden wurde. Hier hätte Ephraim den Quellsprung seines Irrthums erkennen mögen, wenn Liebenden eine richtige Erkenntniß vergönnt wäre. Eine ewig unbefriedigte und doch zugleich übersättigte geistige Habsucht war der Grundzug im Charakter Recha's; sie hatte sich so zu sagen überlesen, jede Persönlichkeit und jede Lebensbeziehung, die ihr in den Weg kam, hatte sie schon da und dort

von Dichtern und Philosophen glänzender und tiefer dargestellt gefunden, mit eigenthümlicher und überwiegender Verstandesschärfe wußte sie daher auch überall die geistigen und allgemeineren Beziehungen scheidekünstlerisch zu sondern, zu persönlichem Interesse und persönlicher Hingabe konnte sie aber nie gelangen. Sie wäre in anderen Verhältnissen eine gefeierte Salonsdame geworden. Die Damen gelangten in ihrer „Unterhaltung" bald zu einem anderen Thema; eine derselben, in deren Hause der Professor Ramler im obern Stocke wohnte, behauptete, sie wisse jedesmal an dem Gange des Professors, in welchem Versmaaß er gerade ein Gedicht mache. Alles kicherte, man sprach darauf von Voltaire und dem Marquis d'Argens, und wie man gar nicht mehr Zeit genug habe, um alles „Interessante" zu lesen, da die Haushaltungsgeschäfte so groß seien, und nun gings ungestört auf die Wasche über. Ephraim nahm das kleine Kind auf den Schooß: „Meine süße Dame," sagte er zu dem Kinde, „lesen Sie lieber Richardson, Yorik, Klopstock oder Diderot? Sie ziehen wahrscheinlich den ersten vor, ach! und Marmontel, o und Geßner und Wieland! und Shakespeare und Lafontaine, ich warne Sie vor einem gothischen Götzen, der gespornt und gestiefelt auf den Parnaß gekommen ist, er hat eine eiserne Faust und schlägt Ihnen all ihr niedliches Spielzeug in Stücke." — Ephraim setzte das Kind

rasch von seinem Schooße nieder, es flüchtete zu seiner Mutter, die Damen lächelten über den sonderbaren Kinderfreund, nur Recha zwickte unheimlich mit den Augen und kaute an einer Ecke ihres gestickten Taschentuches. Das Gespräch kam wieder in vollen Lauf, denn alle Schleusen der Stadtneuigkeiten wurden geöffnet; Ephraim rückte verzweifelnd auf seinem Stuhle hin und her, endlich stand er auf und vor Recha hintretend sagte er:

„Mein Fräulein, ich habe einige Worte mit Ihnen allein zu sprechen, belieben Sie mir an das Fenster dort zu folgen."

„Bitte."

„Was wollen Sie denn?" fragte Frau Mendelssohn.

„Ich rede mit Ihnen allein, Recha," antwortete Ephraim rasch, ohne sich nach der Fragenden umzusehen. „Sie müssen, Sie müssen mir meinen Wunsch erfüllen, ich habe ein Recht dazu, das von Ihnen zu fordern."

„Sie wollen eine Kritik Ihrer Gedichte," antwortete Recha zitternd, und griff in ihren Strickbeutel, „hier ist sie, meine bitteren Thränen, die darauf gefallen sind, mögen Ihnen genügende Kritik sein, der Held ist ein herrlicher Mann, den man achten muß, aber leider ist er in einer Selbsttäuschung befangen; ich wünschte,

meine Damen, daß es Herr Kuh gestattete, Ihnen sein liebliches Werk mitzutheilen."

Diese letzten Worte, welche Recha mit kluger Vorsicht hinzusetzen zu müssen glaubte, brachten Ephraim ganz außer sich; er riß ihr den Brief aus der Hand, zerriß ihn in Stücke und zerbiß ihn mit den Zähnen, dann las er die Stücke wieder zusammen und steckte sie zu sich, stieß ein unbändiges Gelächter aus, es war sichtlich erzwungen, aber er konnte gar nicht zu Ende kommen, und warf in seinen heftigen Bewegungen fast den ganzen Theetisch um.

„Es ist zum Todtlachen!" rief er, „entschuldigen Sie, meine Damen, aber es ist zum Todtlachen, es ist die Geschichte von einem närrischen Bauchredner, der sich in die weibliche Stimme verliebte, die er selber nachahmte, und die superkluge Jungfer Recha hat sich Thränen erpressen lassen, von einem Fetzen Papier, von einem Helden aus dem Tintenfaß, es ist zum Todtlachen!"

„Ein sonderbarer Mensch," sagte eine der Damen, als Ephraim bald darauf mit höflichen Grüßen weggegangen war.

„Ich fürchtete, er wäre toll geworden, denn das war ein tolles Gelächter," bemerkte eine andere.

Unterdeß war Ephraim aus dem Hause getreten: „Pfui, pfui! rief er und spuckte auf die Schwelle,

„verflucht sei die Minute, in der ich zum erstenmale diese Schwelle betrat.“ — „Närrisches Kind,“ sagte er dann wieder zu sich, „du schlägst den Tisch, an den du dir eine Beule gestoßen. Verflucht, dreimal verflucht sei die Minute, in der ich je einem Weibe wiederum liebend nahe. Doch nein“ —

Raschen Schrittes ging er von dannen, hinaus nach der Spree, um in ihren Fluthen sein Lebenslicht zu verlöschen. Hundert Gedankengewinde knäuelten sich in ihm zusammen, er pfiff ein lustiges Lied, es war ihm, als ob eine schwere Hand auf ihm ruhte, und ihn willenlos forttriebe, und doch schaute er wieder oft zurück, es war ihm, als ob ein magischer Zug ihn dahin wendete, er glaubte, sein guter Genius folge ihm, und riefe ihm zur Rückkehr: ja er glaubte sogar stets Tritte hinter sich zu hören, hätte er besser aufgeschaut, er hätte es bemerken müssen, daß eine verhüllte Gestalt ihm von ferne folge; die Hand an die heiße Stirn gedrückt, wanderte er fort, er wußte nicht mehr, wo er ging; da war eine dunkle enge Gasse, die Lichter flackerten hell an den Fenstern, Guitarrenklang und lustige Lieder, weiße Gewänder, entblößte Nacken, winkende Arme — „Nicht Tod, nein Rache,“ knirschte Ephraim stillestehend vor sich hin, „Tod deinen schwächlich weichmüthigen Gefühlen, deinem Liebesbangen, du mußt sie ausbrennen wie einen tollen Hundsbiß, Rache

an dem tückischen Geschlechte, dem Schlangengezüchte, der ganzen Welt, wohlan! die Rache muß heiß sein." Von Fieberschauern erzitterte sein ganzes Wesen — Ephraim war verschwunden.

Um dieselbe Zeit wanderte eine verhüllte weibliche Gestalt wimmernd an dem Ufer der Spree, sie kniete nieder zum Gebete, der Mond verhüllte sich unter Wolken, plötzlich richtete sie sich auf, sie horchte auf die nahenden Schritte, und mit einem Schrei des Entsetzens sprang sie in die Fluth; die Wellen schlugen über ihr zusammen, hier und dort hörte man ein Arbeiten und Plätschern in dem Wasser, bald aber war Alles still, der Mond schien hell und ein Fischer kam, um sein Netz auszuspannen. — —

Das ist ein jammervolles Erwachen, ein wüstes Schwirren von Greuelgestalten vor dem Blicke, du grinsest das Sonnenlicht an, das sich an dein Lager schleicht, du möchtest den Tag erblinden machen, die Schwingen deines Geistes sind geknickt, du kannst und magst dich nicht erheben, du möchtest über deinem erwachten Bewußtsein schnell wieder die Pforten des Auges schließen, schlafen, sterben, du möchtest das All von dir schleudern wie eine geschminkte verbuhlte Dirne; und fragest du: was ist's, das dich so gebrochen und zerschmettert? Es ist die verlorene Liebe, sei es, daß durch Trug und Verrath oder durch die Macht der

Verhältniſſe der Raub an dir begangen worden, ſelbſt in deine Träume ſendet ſie ihre ſcheußlichen Dämonen und mordet deine Ruhe und dein Vergeſſen.

So erwachte Ephraim am andern Morgen, er lag angekleidet auf ſeinem Bette. Zu allen jenen Schmerzen kam noch, daß das Bewußtſein ſeiner verlornen Sittenreinheit ihm ſchneidend durch die Seele fuhr. Wohl möchte ſich Mancher jetzt von ihm wenden, wie er ſich ſelber jetzt fliehen möchte: „Wer ſich rein fühlt, werfe den erſten Stein auf ihn!“ — Wird der Lebenskampf und die Verführung ihn nach und nach all der Waffen entkleiden, die ihm die allſpendende Natur gegeben? oder wird er ſich in dieſem Kampfe neue Waffen erobern? Wer mag es beſtimmen. — —

Ephraim konnte nicht lange in der einſamen Unruhe auf ſeinem Bette verharren; es klopfte an, das Dienſtmädchen aus dem Hauſe Mendelsſohns trat ein, und brachte ihm den Petrarca „von der Mamſell Recha, nebſt einer höflichen Empfehlung“; er couvertirte die Empfehlung zurück. Sonſt hatte er jedes Blatt und jeden Buchſtaben beneidet, auf dem ihr Blick geruht, und jetzt ſchleuderte er das Buch in einen Winkel, denn ſie hatte es berührt. Er kleidete ſich aus und legte ſich in das Bett, da trat Trevirano ein.

„Du trägſt auch einige Schuld an der verteufelten Geſchichte,“ rief er, „das kömmt davon, wenn man ſich,

wie du, ein platonisches Serail hält; das Mädchen war in dich verliebt, und wollte sich dir hingeben, und du hast es schmachten lassen, jetzt kömmt wieder eine überflüssige Unschuld zu den Engeln."

„Was sprichst du denn? was ist denn?"

„Nun du weißt ja, daß das zimperliche Kammerkätzchen, die Mathilde, seit gestern Abend aus dem Hause verschwunden ist; heute Morgen hat sie ein Fischer in seinem Netz gefunden, das er in der Spree ausgebreitet hatte."

Ephraim konnte nicht antworten, was auch Trevirano sagen mochte, er blieb lautlos, bis jener endlich unwillig wegging; erst jetzt konnte er laut ächzen, ein Thränenstrom entlud seine Seele der schweren Pein, und endlich entschlummerte er ermüdet und ermattet. Mittag war vorüber, als Ephraim aus dem Bette stieg und ausging; er glaubte, alle Leute, die sich auf den Straßen tummelten, müßten es wissen oder ihm ansehen, was mit ihm vorgegangen war; er schämte sich fast, noch als ein Lebender unter ihnen einherzuwandeln, aber Niemand sah auf ihn, ein Jeder ging seines Weges, und auch Ephraim ging seinen Weg nach der Polizei; er bot jede Entschädigungssumme, die man verlangen wollte, er versuchte Bestechung, um die Leiche Mathildens von der Anatomie loszukaufen, aber das Gesetz war streng und nicht zu umgehen. Zwar erhielt Ephraim

durch die Section einen Troſt, die Aerzte verſicherten ihm einſtimmig, daß Mathilde an einer Herzkrankheit gelitten habe, und nur noch wenige Jahre hätte leben können; das konnte ihn aber nur wenig beruhigen, denn er fühlte wohl, daß er durch jenes Liebäugeln mit dem Selbſtmorde am letzten Abende Mathilden gelockt habe.

Alle Geſundheit, alle Kraft und Freude war auf längere Zeit von Ephraim gewichen.

16. Abfall und Abſchied.

Der Riß, durch welchen die Liebe aus dem gekränkten Herzen entweicht, wird nicht ſelten das Thor für ſchlimmere Gefühle als die Wehmuth.

Sterne.

— — — — Ich weine mit,
Wenn dir ein Freund ſtarb. Nenn' ihn. So ſtarb er mir!
Das ſprach er noch? nun kam das letzte,
Letzte Verſtummen! nun lag er todt da!

Klopſtock.

Wochen und Monate waren vergangen, Mathilde war in einem Winkel des jüdiſchen Friedhofes begraben, ſie ward vergeſſen, nur Ephraim erinnerte ſich bisweilen noch ihrer, wenn er nach einer durchſchwärmten Nacht Morgens mit Gewiſſensbiſſen erwachte, um ſich am Abend neue Leibesfreuden und Seelenqualen zu holen. — Leidenſchaft und Wille vereinigten ſich zur ſchärfſten Repreſſalie gegen die Vergangenheit, und er überredete ſich, daß er der Welt Trotz biete und ſie in ſeiner Zerſtörung erkennen laſſen wolle, was ſie an ihm verloren, und bot doch Niemanden Trotz, als ſeinem eigenen beſſeren Ich, das die Welt ſtets unbekümmert zu Grunde

gehen läßt; die eigenthümlichste Verblendung aber war, daß er seine veränderte Lebensweise auch noch auf einen tiefern Grund stützen wollte, und dadurch sein Judendenthum mit in diese Wirren hereinzog: „Wär' ich ein Christ," sagte er zu sich, „ich würde Kriegsdienste nehmen, oder sonst mich für's Vaterland und das Weltleben, für die Ehre opfern, nun mir als Juden die offene Bahn verschlossen ist, was bleibt mir? Gelderwerb? Ich mag ihn nicht, und bin auch nicht zum Almosenier geboren. Die Wissenschaft? freilich reicht in ihr Innerstes kein Arm der weltlichen oder Pfaffenpolizei, aber ein Vergraben in die Wissenschaft ist auch ein Selbstmord, nur ein feinerer, ehrenhafterer — darum bleibt mir nichts übrig, als: Lustig gelebt und fröhlich gestorben!"

Die uns so oft begegneten Wünsche nach Liebes- und Familienglück wollte er auswurzeln, das gelang ihm vorerst in seinen Gedichten besser als in seinem Denken. Wie wir oft finden, daß die lyrischen Zärtlinge und blumenhaften Düftlinge in Männergesellschaft die gröbsten Cyniker sind, so war es bei Ephraim umgekehrt; mit der Zeit gelangte er aber zu einer traurigen Einheit seines Dichtens und Thuns.

In einer sternenhellen Nacht kehrte er einst Arm in Arm mit seinem Freunde Trevirano aus einer lustigen Gesellschaft nach Hause; plötzlich blieb Ephraim stehen, blickte hinauf zu den Sternen und sprach:

„Schön ist es, wenn man Abends
Am blauen Firmamente
Verschiedene Lichter siehet:
Den Mond, die gelbe Venus,
Und selbst die Nebensterne.
Mich reizen alle Mädchen:
Die Braunen und die Blonden,
Die Dreisten und die Blöden,
Gros, klein, hoch, niedrig: — Alle"

Trevirano lachte beifällig und lobte die Weisheit Ephraims; er war ein treuer Gefährte dieses neuen Lebens, dabei erfinderisch in neuen Genüssen, die er mit einer gewissen Noblesse, mit einem sichern Anstand aufzustellen wußte.

Besonders anziehend war die Schauspielergesellschaft der Madame Golzig, in welcher das lustige ungebundene Treiben mit einer gewissen Genialität überzaubert war. In Städten, wo eine Verknöcherung der Gesellschaft sich herausstellt, wird man sehr häufig finden, daß jüdische Jünglinge, nach feineren und freieren Genüssen strebend, sich dem Leben der Schauspieler anschließen; eine, wenn auch auf verschiedenen Prinzipien beruhende, doch in ihren Aeußerungen gleiche Opposition gegen den Gesellschaftsschlendrian verbindet sie, hier wie dort hat erst die Zeit einzelne hervorragende Individualitäten emancipirt und ihrer Persönlichkeit die gebührende Geltung in dem Gesellschaftsleben zuerkannt; jene widerwärtigen jüdischen Zierlinge und ästhetischen Enthusiasten sind ein naturgemäßes

wenn auch trauriges Ergebniß dieser Allianz. Ephraim hatte noch besondern Grund, sich in diesem Schauspielerleben wohl zu gefallen, da zu dieser Zeit, wo die Schauspieler als herumziehende Truppen noch völlig aus der bürgerlichen Gesellschaft geschieden waren, sie sich auch noch in einer Ignorirung aller ihrer Gesetze frei bewegten; leichtfertige junge Offiziere, junge Beamte, die den Studenten noch nicht ausgebraust hatten, raffinirte alte Wüstlinge, kurz, Alles, was sich in dem Gesellschaftszwange beengt und ausgeschieden fühlte, sammelte sich hier; besonders zeichnete sich ein schon ältlicher, aber äußerst anziehender Italiener aus, man nannte ihn nur schlechtweg den Chevalier, er war erst kurz in Berlin und entzückte Alles durch die Grazie und Sicherheit seines Benehmens, so wie durch die lebendige Erzählung seiner an das Fabelhafte gränzenden Erlebnisse. Auch Lessing mit seinem Freunde Mylius kam bisweilen und erregte den Neid und die Eifersucht Vieler, wozu auch Ephraim gehörte, denn Lessing war entschieden von einer jungen Schauspielerin bevorzugt, nach deren Gunst Alle strebten.

In dieser Gesellschaft außerhalb der Gesellschaft machte sich auch die bitterste Mediſance gegen das Leben und Treiben der sogenannten Philister geltend, man spottete und lachte über die Hahnrei's, die mit Schönpflästerchen gezierten Tugenden ꝛc., Witze, Wortspiele und Zweideutigkeiten folgten sich Schlag auf Schlag. Auch Ephraim

stimmte bald in den Ton ein, seine eigenen und fremden Witze, aus jüdischen Regionen hieher verpflanzt, frappirten durch ihre fremdartigen Schnörkel, und Ephraim galt bald auch in dieser Gesellschaft für den reichsten Bonmotisten.

Heimgekehrt aus dieser lustigen Gesellschaft, in der stillen Einsamkeit seines Zimmers, erkannte Ephraim fast immer die ausgebrannte Oede seines Geistes; von all' dem wiehernden Gelächter, von all' den blitzenden Witzspielen, die Schlag auf Schlag einander drängten, war ihm nichts geblieben, das sein Inneres noch in heiterer Schwingung erhalten konnte, denn das ist die unmittelbare Rache des Geistes gegen seinen Mißbrauch, daß die Reue und Leere dem Mißbrauch auf dem Fuße folgt.

Ein großer Theil jener kleinen Gedichte, in welchen die Falschheit und Treulosigkeit der Frauen und der lächerliche Glaube der Männer so scharf gegeißelt wird, schreibt sich indeß aus dieser Zeit her; dennoch hatte Ephraim weder den Muth noch die Kraft, alle seine frühern gesellschaftlichen Verbindungen plötzlich von sich abzulösen, vielmehr trug er hier seine veränderte Lebensansicht zur Schau; er wollte als ein Menschenverächter gelten, und suchte es dadurch zu bekunden, daß er den niedrigsten Sinnengenuß als das Höchste pries. Wenn von den tiefern geistigen Beziehungen des Lebens und der aus

ihnen entspringenden Freude die Rede war, sprach er von der lyrischen Zartheit und dem sanften Schmelz, die in dem Mark einer Meerspinne, von dem mystischen Zauber, der in einem mit Capern zubereiteten Fasan sich offenbare; ein vollendeter Gastronom zu sein, und dabei sich einer normalen Verdauung zu erfreuen, pries er als das höchste Ideal.

Ephraim galt bei seinen Bekannten zwar schon längst für schwach und wankelmüthig, denn er trug seine Wünsche und Bestrebungen stets auf den Lippen, und nur wer die wechselnden Vorsätze und Wünsche im Busen verschließt, und durch die That überrascht, gilt für stark und einheitsvoll. Diese radicale Umwandlung erschreckte jedoch Alle, nur Veitel lächelte ruhig: „Einmal muß man austoben," sagte der Praktische, „es ist besser, er thut's jetzt, als erst dann, wenn er verheirathet ist, das gibt noch den besten Ehemann; die paar hundert Thaler, die es jetzt kostet, kann man wohl springen lassen, wir haben doch noch genug." Er klimperte behaglich mit dem Gelde in seinen Hosentaschen.

Eines Morgens kam jedoch Veitel zu seinem Neffen auf das Zimmer: „Du siehst," sagte er, „ich habe dir nie etwas in den Weg gelegt, du bist ein freier Herr, und kannst thun was du willst, aber vor zwei Dingen muß ich als Onkel dich warnen."

„Die wären?"

„Erstens, gefällt mir deine Brüderschaft mit dem Trevirano nicht; mit einem Menschen, der kein Geld hat, muß man auch keine solche Freundschaft haben; ich bin nicht bös, ich weiß wohl, nicht alle Menschen sind eigennützig, aber man kommt doch damit in Verlegenheit: solche Menschen brauchen gewöhnlich mehr als sie haben, gibt man ihnen Geld, kriegt man nichts mehr wieder, gibt man ihnen keines, hat die Freundschaft ein Ende und man kommt um seinen guten Namen.“

„Fragen Sie die Geschichte, und sie wird Ihnen zeigen, daß diese Marime sich nicht immer bewährt hat.“

„Die Geschichte? Wer schreibt die Geschichte? Lumpen, Menschen die kein Geld haben, die müssen so schreiben.“

„Auf Ihr Erstens muß doch auch ein Zweitens folgen?“ fragte Ephraim.

„Ja,“ sagte Veitel, „also du läßt von dem Trevirano, der könnte dein und mein Vermögen und noch das von siebzehn anderen mitsammt Haus und Hof durch die Gurgel jagen. Mein Zweitens ist dieses da,“ er deutete auf den ungeheuern Bücherschrank, ich hab's berechnet, da steckt für mehr als tausend Thaler Waare darin, die nicht mehr dreißig Prozent werth ist; das ist ein Luxus für einen Fürsten, aber nicht für einen Handelsmann, der Jedem Complimente machen muß, wenn er einen Silbergroschen an ihm verdient.“

„Sie haben für eine größere Summe Gemälde in Ihrem Landhause.“

„Das ist was ganz anderes; erstlich kann ich daran im höchsten Fall zehn Prozent verlieren, dann muß ich Gemälde haben, weil ich ein reicher Mann bin. Ich kaufe auch Bücher, ich habe erst diese Woche auf die Gedichte von der Karschin subscribirt, das ist eine arme Frau, ich hab's ihr sogar fünffach bezahlt, und mein Name wird vorn unter den hohen Herrschaften gedruckt. Folge mir und verkaufe du deine Bücher, jetzt, wo sie noch neu und schön gebunden sind; später sind sie gar nichts mehr werth. Ich hab dir's jetzt gesagt.“

Ephraim gab eine ausweichende Antwort, und als Veitel weggegangen war, öffnete er seinen Bücherschrank, sein Blick ruhte mit Wonne auf den goldenen Titeln. Da stand in Reih und Glied seine Leibgarde, wie er oft scherzweise seine Bibliothek nannte, sie war vortrefflich uniformirt, blau und mit rothen Schilden; nie hat vielleicht ein König mit größerem Behagen seine Truppen vorbeidefiliren lassen, als Ephraim hier seine Bücher musterte. „Nein, nie,“ sagte er, „nichts soll mich von euch trennen, denn wenn Alles mich verläßt, werdet ihr mir Trost und Ruhe bieten.“ —

Auch Recka besuchte Ephraim noch mehrmals nach jenem verhängnißvollen Abende. Das ist das drückendste Band der Convenienz, daß sie uns nöthigt, die Gestalt

eines Verhältnisses ungeändert zu erhalten, während sein eigenthümlicher Gehalt sich längst verflüchtigt oder in eine andere ausgemündet hat, so der hohle Ceremoniendienst in der Religion, so die Observanz der leeren Etiquette im Weltleben.

Wie sollte Ephraim Recha begegnen?

„Eine alte Liebschaft ist wie ein altes Lotterieloos," pflegte Raphael Rechenmeister zu sagen, „früher hat man viel Hoffnung darauf gehabt, und die Zahlen für Glücksnummern studiert, jetzt ist es weiter nichts als ein Fetzen Papier."

Seine veränderte Lebensweise gab Ephraim indeß Widerstandskraft genug, um sich unbefangen und kalt gegen Recha zu benehmen. Manchmal suchte ihn auch ein Dämon zu bereden, die bald freundlichen und bald schwermüthigen Blicke Recha's als die Signale der Reue und stillkeimenden Liebe zu begrüßen; aber wäre auch eine Rückkehr möglich gewesen, das fühlte er, die ungetrübte Seligkeit eines ersten und reinen Erfassens war auf ewig verloren, durch gegenseitiges Zerwürfniß nicht minder wie durch eigenwillige Verwandlung und Verhärtung. Nach wenigen Wochen nahm Recha Abschied von ihren Berliner Bekannten; sie ging nach Hamburg zurück; böse Leute behaupteten, weil Lessing als Dramaturge bei dem dortigen Theater engagirt war; das war aber wohl ungerechte Verläumdung, denn Recha

war stolz und geistreich; sie war nicht so leicht zu ergründen, alle ihre Bekannten klagten darüber.

„Wenn Gott selber um ihre Hand anfragte, sie würde sich drei Tage Bedenkzeit ausbitten," hatte Raphael Rechenmeister von ihr gesagt. Sie liebt in der That fast Niemanden als sich selber; sie ward eine ehrsame und geistreiche alte Jungfer. —

Jetzt, wenn Ephraim Tage lang mißgestimmt war, flüchtete er sich nicht wie vordem zu seiner Schwester Veilchen, denn er fühlte wohl, daß das männlich herrische Geltendmachen seiner Launen, welches ihm hier gestattet war, diese nur zu steigern, keineswegs aber zu besiegen geeignet war, auch ward ihm der augenscheinliche und wahrhafte Schmerz seiner Schwester in dieser stillen und reinen Umgebung zu sehr zur Selbstanklage. Wiederum, wie zuerst in Breslau, flüchtete er sich an das Krankenbette des alten Emanuel, der ihn stets mit gleichem Wohlwollen aufnahm; er war unerschütterlich fest stehen geblieben, während Ephraim von leichten Wellen hin und her geschaukelt wurde.

„Es ist traurig, daß du keine Musik verstehst," sagte der Alte einmal, „für das Innerlichste und Tiefste der Seele gibt es keinen Ausdruck mehr als einen Kuß oder eine Thräne, aber da, wo man nicht küssen und nicht weinen kann, läßt die Musik allein uns ahnen, was tief sich im Innersten nach Erlösung sehnt; Musik ist

der Heiland der Welt, und nicht umsonst heißt es in der Prophezeihung, daß der Messias unter Posaunenschall erscheint, um die Welt zu erlösen."

Wieder einmal sagte er zu Ephraim, als dieser seine Verzweiflung austobte: „Nach der großen Lebensreise trete ich nun abermals vor den dunkeln Schleier, und harre des Lichts; wie gerne spendete ich dir von dem, was mir drüben wird, aber von dem, was ich hienieden empfange, darf ich einen Strahl in deine Seele fallen lassen, damit er ewig dein Inneres erleuchte und erfreue. Siehe, durch die große, in tausend feindliche Lager zerrissene Erde zieht sich ein unendlicher Lichtgürtel, in welchen alle Guten treten. In der Hand des einen Guten, die du hältst, hältst und bist du ein Glied dieser unendlichen Kette, du kennst ihren Anfang, aber ihr Ende nicht; fern in weiten Zonen lebt eine Seele, schlagen tausend Herzen, von denselben Wünschen bewegt, wie das deine, und siehst du auch nie diese traulichen Züge, fühlst du auch nie diese Brust klopfen, so lange dein irdisches Auge das Licht trinkt — wo du auch stehst, ist heiliger Boden, und du kannst freudig ausrufen: Gott über mir und seine Engel, gute Menschen neben mir. Wenn du einsam durch fremde Städte und Dörfer wandelst, zage nicht, laß dein Herz dir sagen: hinter diesen Mauern, unter diesem Gewühle leben Menschen, die zum Guten streben, wie du; die

dich lieben, wie deine Brüder, und du wirst fröhlich sein. Je höher du dich hinaufschwingst in dieser Alliebe, in dieser Allerkenntniß, je mehr du dich als Einzelnes und Ganzes fühlst, und dich wiederum als Allgemeines erkennst, als ein Splitter im großen Weltenbaue, als ein Stäubchen, das sich im Sonnenlicht bewegt, um so reiner und freier lebst und stirbst du in der Gottesnähe. — Ich möchte all den Gewinn meines Lebens wie ein geschliffenes Kleinod in das Silber des Worts fassen, und es dir als Erbe, als schützenden Talisman und Zauberring hinterlassen, ich stürbe lieber, wenn ich wüßte, noch für einen andern Trost errungen zu haben, denn mein Leben war leider ein wirrer Zickzack, auf dem ich fast das Ziel verfehlte."

Diese letzte Apostrophe machte nicht den gehofften Eindruck auf Ephraim; er nahm sie ruhig hin, aber als er allein war, sagte er zu sich: „Gerade wie der Rabbi Chananel in meiner Kindheit, will jetzt Emanuel die ausständige Schuld seines Lebenskampfes auf mich übertragen, daß ich sie einziehe. Das ist ein trauriges Leben, das aus seinen Sterbegewändern Windeln für einen neuen Säugling, für eine ihm fremde Zukunft herausschneiden will; ich will mich nicht so vom Leben betrügen lassen, um am Ende meines Lebens in einem Andern Trost zu suchen, ich will für mich selber genießen, für mich selber leben und sterben."

In das glatte und flimmernde Gewand der Sophistik gehüllt, bekränzte er sich das Haupt mit neuen Lüsten und Freuden.

Nach einer fast bis zum Morgen durchschwärmten Nacht saß Ephraim schlaftrunken auf dem Comptoir, Veitel trat freundlich zu ihm und nahm ihn mit sich in das innere Stübchen, wo er vornehme Fremde zu empfangen pflegte.

„Ich muß endlich mit der Sprache heraus," begann er hier, „ich habe immer gewartet, bis du anfangen wirst, aber bei dir geht's wie bei jenem Kranken, der am Sterben gelegen ist und dem sein Sohn zugerufen hat: Vater, wart bis der Doktor kömmt. — Ich kann nicht warten, also frei von der Leber weg: der Maier Baschwitz aus Frankfurt a. d. O. ist hier und hat wegen meiner Zerline anfragen lassen, er ist eine herrliche Partie; der Itzig und der Sußmann hier gäben ihm jeder gerne drei Töchter für eine, ich schnaufe aber nicht, bis du mir gesagt hast, ob du sie willst oder nicht; ich habe noch Niemanden meine Tochter auf den Teller gelegt, aber bei dir mache ich eine Ausnahme, also besinne dich, oder sag' mir lieber gleich heraus: Ja oder Nein, ungenirt."

„Ich heirathe nie, und wüßte auch nicht, ob Zerline mit mir glücklich würde."

„Was das letzte betrifft, das sind Narrenpossen, warum sollt ihr nicht glücklich werden? du hast ein schönes Vermögen, und mit Gottes Hülfe mein Zerlinchen auch;

aber ich will dich nicht zwingen und nicht überreden, warum? Deine Bücher sind gescheiter als ich und noch hundert andere erfahrene Männer. Bei dir trifft aber das Sprichwort doppelt: du ißt Fasanen und ächzest dabei, du hast, was du willst und bist doch immer mißvergnügt — mir steht der Verstand still."

„Ich kann Zerline nicht heirathen," erwiederte Ephraim.

„Warum nicht?"

„Weil ich sie nicht liebe."

„Junge, bist du beim Theater? von Komödianten auf dem Theater hört man solche Redensarten, aber nicht von ordentlichen Leuten."

„Ich will für mich allein leben."

„Für dich allein?" fragte Veitel kopfschüttelnd; „der Trevirano hat doch vielleicht recht; ich sage dir, der Mensch meint's nicht gut mit dir, du bist kein Menschenkenner und wirst dein Lebtag keiner werden."

„Verheirathen Sie Zerlinen, ich gratulire," sagte Ephraim unwillig, und ging an seine Arbeit. Er wußte nicht, was sein Oheim mit der Erwähnung Trevirano's andeuten wollte, aber er wollte seinen Freund nicht kränken, indem er einen Dritten über ihn befragte. Nichts verdroß aber Ephraim mehr, als wenn man ihm Mangel an Menschenkenntniß vorwarf, und gewissermaßen mit Recht; sein ganzes Dichten und Trachten ging dahin, das menschliche Herz mit seinem vielverzweigten Geäder

genau zu erforschen, darum ließ er auch sein eigenes Seelenleben sich stets zwischen tausend Reflexionsspiegeln bewegen, und nun kam die triviale Nüchternheit und brüstete sich ihm gegenüber, weil er nicht durch die trüben Gläser des Mißtrauens die Menschen ansah, er vergaß, daß Indifferentismus der Standpunkt der sogenannten Menschenkenner ist, und daß, wer auch die Tiefen des menschlichen Herzens ergründet hat, um so mehr der Täuschung unterworfen ist, weil die eigenthümliche Mischung jedes Characters alle Kategorien und Analogien zu Schanden macht, und nur die nackte und baare Erfahrung gelten läßt. — Zerline konnte er aber nicht heirathen, denn sie war ja die Vertraute seiner Liebe zu Recka, wie hätte er je ohne Erröthen ihr liebend nahen, oder ein Liebeswort mit ihr wechseln können, da sie wußte, wie sein Herz einer Andern gehörte; oder sollte er eine Gattin ohne Liebe besitzen? lieber wollte er in ungebundener Sinnlichkeit untergehen.

Wenige Tage nach jenem Gespräche war Zerline die Braut des Maier Baschwitz; Mendel Zelluhzer, der uns wohl erinnerliche, war auch hier der geschäftige Unterhändler gewesen. —

„Schlag auf Schlag," sagte Veitel zu seinem Neffen, den er eines Morgens ganz früh zu sich hatte rufen lassen, „den Emanuel hat noch zum Ueberfluß der Schlag gerührt, und den Trevirano sollte der Schlag rühren,

wo er auch ist; er hat mir einen Wechsel von 320 Thalern eincassirt, und hat sich aus dem Staube gemacht; ist er dir auch Geld schuldig, der Lump?"

„Ja wohl, über tausend Thaler."

„Laß dir sie wechseln. Ich habe dich genug gewarnt, ich habe von einem deiner lustigen Kameraden gehört, daß Trevirano mehrmals öffentlich gesagt hat, er gebe nur deßhalb so vertraut mit dir um, weil du für seine lustigen Streiche mit Geld herhalten kannst. Wenn aber dein Geldbeutel so die Schwindsucht hat, kannst du dein Projekt nicht ausführen, da du nach Trevirano's Aussage ja eine eigne Fabrik gründen willst; es wird dich nichts nützen, daß du die Geheimnisse meiner Gold- und Silbermanufaktur an einen neuen Associe verrathen willst."

„Sie sind ja ein so großer Menschenkenner, was Sie glauben, muß wahr sein," antwortete Ephraim und ging hinauf zu Emanuel.

Todesstille herrschte hier in dem Zimmer, die geschlossenen Jalousien verbreiteten ein graues Dunkel, nur ein leises Aechzen war von Zeit zu Zeit hörbar, der finstere Mann in dem grauen Militärmantel saß am Bette und hielt die Hand seines Freundes. Emanuel reckte mit aller Macht seinen Kopf empor, seine Zunge war gelähmt, seine Hände versagten ihm den Dienst. Der Freund schien den Wunsch des Kranken an der

Richtung seiner Augen abzulesen, er nahm die Geige von der Wand und spielte ein sanftes Adagio, es waren die langegezogenen Töne einer Kirchenmelodie, nur freudiger, männlicher; Emanuel schien diese Melodie zu kennen, er dankte seinem Freunde durch mehrmaliges Winken mit den Augenliedern, ein wie durch Freudenthränen blitzendes Lächeln, ein glorienhaft durchsichtiger Schimmer schwebte auf dem Antlitze Emanuels, immer sanfter, immer zitternder klangen die Töne der Geige, bald aber auch wölbten sie sich stürmisch und jauchzend hinan bis zum Himmelszelt, der Kranke athmete rascher, da riß plötzlich eine Jalousie auf. „Licht! Licht!“ schrie Emanuel mit letzter Kraft, er riß sich mit beiden Händen nach den Augen, noch immer klangen die Töne, die Sonne leuchtete hell herein, aber auf den Wogen der Melodie war Emanuel vom Licht hinangezogen worden zu seinem Urquell.

„Der glücklichste Tag seines Lebens war der, an dem er starb,“ sagte der Finstere, drückte Emanuel die Augen zu und ging.

Emanuel hatte sein Grab nicht weit von Mathilden, gerne hätte ihn die jüdische Orthodoxie ganz in den Verbrecherwinkel gescharrt, weil er nur alle Jahre Einmal in die Synagoge gekommen, und ohne das Beisein der „heiligen Genossenschaft“ gestorben war, der Einfluß Mendelssohns und seiner Freunde vereitelte jedoch

jede solche Extravaganz. — Auf einer kleinen Spanne Raumes lag Ephraim das Liebste begraben, was er auf Erden hatte. Der Aufenthalt in Berlin wurde ihm täglich drückender, alle Bande, die ihn hier festgehalten hatten, waren straff abgeschnitten und flatterten frei in der Luft, dazu kam der Betrug Trevirano's und besonders das ungerechte Mißtrauen seines Oheims, das er gerne, um eine bestimmtere Veranlassung zu haben, greller ausmalte und jede Entschuldigung von sich wies; er wollte sich mit aller Macht in's Leben stürzen, aber wo bietet das Leben die sichtbaren Handhaben, daß du sie fassen und in erregter Lebendigkeit alle deine Kraft als Hebel daran setzen kannst? Ueberall nichts als stille, geregelte Thätigkeit, Studiren, Arbeiten, nur im Krieger- und Seeleben mag eine erfülltere Thätigkeit sein, der es an leeren Räumen aber gewiß auch nicht fehlt.

Ephraim beschloß zu reisen; von Stadt zu Stadt wandernd, glaubte er den Familiensinn, die Quelle alles seines Unglücks, in sich ertödten zu können; dann glaubte er wieder, aus der häßlichen Verpuppung, in die er sich eingesponnen, würde er rein und neugeschaffen auferstehen, ein großes Gedicht, ein erlösendes Lied schlummere in seiner Seele und könne sich erst in der Freiheit herausringen; wie freute er sich mit den Tausenden nach ihm, die sich in die Schmerzen und Wonnen seines Lebens und Dichtens mit ihm versenkten!

Nichts war ihm geblieben als seine Bücher und seine Schwester Veilchen; diese besuchte er wieder öfter, sie bedurfte seines Trostes sehr, denn sie war an das Siechbette ihres kränkelnden Gatten gebannt.

„O Gott!“ sagte sie einst, als ihr Bruder von den Wonnen seiner Reise sprach, „ach, könnt' ich mit dir reisen, und hätt' ich Flügel, daß ich fortfliegen könnte, weit weg, ich weiß nicht, wohin; ach Gott, verzeih' mir's, ich bin eine schlechte Person, ich vergesse ganz, daß ich einen kranken Mann und Pflichten habe.“

Veilchen war namenlos unglücklich, ihr Gatte kränkelte; Anfangs fand sie eine Beruhigung in der sorgsamen Pflege, die sie ihm angedeihen ließ, sie war ihm doch wenigstens eine treue Wärterin. Als sie sich aber einst auf dem Gedanken ertappte, daß sie den Tod ihres Gatten nicht so sehr fürchtete, weil er sie von schneidenden Banden erlöse, da fing sie laut an zu weinen, schlug sich mit ihrer zarten Hand in das Gesicht und warf sich auf den Boden; sie verdoppelte nun die Sorgsamkeit ihrer Pflege, und konnte sich doch nicht freuen, wenn ihr Gatte ihr so innig dankte.

Veilchen bat ihren Bruder, nur noch diesen Winter bei ihr zu bleiben, sie wollten sich recht innig lieben und einander das Leben versüßen; Ephraim aber war hart und selbstsüchtig, auch fürchtete er sich vor seinem eigenen Wankelmuthe, daß er später den Muth nicht

mehr haben könnte, die Reise auszuführen. Als er jedoch von Veilchen Abschied nahm, konnte er sich der Thränen nicht erwehren; sie schlang ihre Arme um seinen Hals und klammerte ihre Hände in einander, und wollte ihn gar nicht lassen; sie hatte ja sonst nichts Liebes auf Erden, das sie mit ihren Armen umschlingen durfte!

Erst als er wieder auf seiner Stube war, konnte sich Ephraim aus seiner weichen Stimmung ermannen, denn er wollte stolz und stark von hinnen gehen; er lachte über seinen eignen Witz, da er seinem Onkel vorgeschwatzt hatte, er reise in Geschäften des Hauses Apollo u. Comp. in Griechenland. Nun ging's an das Büchereinpacken. Zuerst nahm er das Buch der Bücher, die Bibel, und legte sie mit stiller Andacht in den großen Koffer, sie sollte das Bretterhaus, worein er seine Freunde schloß, weihen, eine Elite der Griechen, Römer, Italiener, Deutscher ꝛc. sollte ihn begleiten. Je mehr und je länger er aber wählte, um so ungerechter däuchte es ihm, dieses oder jenes Buch zurückzulassen. War nicht da und dort eine Stelle, die ihn so oft getröstet, erfreut, erhoben, und diese sollten nicht die Fracht werth sein, ihn nicht überall begleiten dürfen? — So füllten sich nach und nach zwei große Koffer mit seiner Bibliothek, und sein Herz war erleichtert, denn er hatte Niemanden gekränkt, und durfte nicht fürchten, Jemanden zu vermissen.

17. Die große Welt.

Das Leben ist eine Reise, Reisen ist das wahre Leben, und gut zu reisen ist eine Kunst, wie gut zu leben.

Thümmel.

Muß ich dich Holzucht lehren,
Darfst zu vom Kranz der Ehren
Ein Laublein nur begehren?

Uhland.

Auf der ersten Station des Weges nach Dresden stieg ein hagerer Mann aus einer wohlbepackten Chaise; als er den Pelzmantel ablegte, konnte man seine feine Toilette genauer betrachten: in der feingekräuselten Perücke glitzerten Reifperlen, auf dem blassen Antlitze schwebte Mißmuth oder vornehme Langeweile, der Fremde hatte Mühe, sich seinen Cavaliersdegen umzuhäkeln, man wußte nicht, ob er an den Fingern fror, oder ob ihm diese Tracht ungewohnt war; in der That aber war es Letzteres, denn Niemand anders als Ephraim war dieser Cavalier. Er war schwer zu erkennen, und

doch war er kaum in die Wirthsstube getreten, als ihm ein Bekannter voll Verwunderung entgegentrat, es war der vielerfahrene Chevalier. Ephraim zog ihn an ein Fenster und vertraute ihm, daß er zu reisen gedenke, daß er aber nicht an jedem Grenzpfahle erschrecken wollte, der ihn an die Errichtung des Judenzolls und die damit verbundenen Widerwärtigkeiten mahne, er wolle aber einmal die Welt frei und ungetrübt anschauen; durch eine nicht unbeträchtliche Summe habe er daher von einem jungen Polizeibeamten, den er ebenfalls in jener lustigen Schauspielergesellschaft kennen gelernt hatte, diesen Paß erhalten. Er zeigte nun den Paß, worin er als Cesare, Marchese di Tornicola aus Macerate, genau signalisirt war.

„Bravo, Herr Landsmann," sagte der Chevalier, „wohin reisen Sie denn?"

„Nach Dresden."

„Braviſſimo, so reisen wir mit einander, wir kommen gerade zum Carneval, Sie sind herrlich darauf vorbereitet, ich stelle Sie bei Hof vor. Wir können bequem in Einem Wagen reisen; Mulei!" Ein phantastisch gekleideter Mohr erhob sich bei diesem Rufe aus einer Ecke des Zimmers. „Mulei, schaffe das Gepäck dieses Herrn auf meinen Wagen und laß anspannen."

„Der Herr scheint aber in den großen Verschlägen eine Menagerie mit sich zu führen, die wir nicht

aufhocken können," antwortete Mulei grämlich und verzerrte dabei seine Züge zu einem lächelnden Zähnefletschen.

„Du kannst doch das Räsonniren nicht lassen, wenn ich dir's auch hundertmal verbiete," sagte der Chevalier zornig; „in der That, mein lieber Herr Compatriot, was haben Sie in den großen Kisten?"

„Eine Menagerie, zahme und wilde Vögel, reißende Wölfe und philosophische Löwen sind dort eingesperrt, es ist nämlich eine Sammlung der besten Dichter und Philosophen."

„Gut, die kommen immer hinterdrein, lassen Sie sich dieselben also nachsenden, und nehmen Sie bloß Ihre Equipage mit."

Ephraim saß mißmuthig bei dem Chevalier im Wagen, er hatte frei und ungebunden sich die Welt ansehen wollen, und doch hatte er die Kraft nicht, der Entschiedenheit und Ueberredungskunst des Chevaliers zu widerstehen; er sah sich an einen Menschen gefesselt, der vielleicht ein Abentheurer sein konnte; sogar vor dem Mohren des Marquis hatte er ein unerklärliches Grauen; auch vermißte er seine Bücher sehr, er hatte eine Sünde an ihnen begangen, daß er sie allein ließ. Die Unterhaltung gerieth jedoch bald in leichtern Fluß, und Ephraim, der stets innerlich lebte, und sich mit seinen Seelenzuständen herumbalgte, weihte den Chevalier, fast ohne daß er's wollte, in sein Denken und

Trauern ein, er konnte von keinem Gegenstande, und war er auch noch so allgemein und äußerlich, lange sprechen, ohne daß er eine Beziehung zu seinem innern Ich daran knüpfte, und von den verschiedensten Seiten sein Herz öffnete. Das war ein großer Mangel an Weltbildung.

„Was reden Sie immer von der ausgestorbenen Liebe," sagte der Chevalier einmal, „sie stirbt nie aus, so lange man wohlauf ist; bei der Liebe besonders muß der Wahlspruch gelten: **Le Roi est mort, vive le roi!**"

In Dresden angekommen, nahm Ephraim indeß einen starken Anlauf, sich von allem Denken und Grübeln zu befreien. — —

An einer Marmorsäule in dem großen Saale der königlichen Residenz stand ein Kreuzritter, die Arme auf der Brust über einander geschlagen, und starrte hinein in den Mummenschanz, der, von tausend Lichtern beschienen, sich um ihn her tummelte. Wir sind es schon gewöhnt, unsern Freund in wechselnden Verkleidungen zu treffen, daß uns diese hier am wenigsten befremden kann, er wählte diese Maske nicht, um wie ein reisender Berliner Stutzer, der bei dem dritten Worte immer „Herr Jesus" ausruft, sein Judenthum zu verdecken. Ephraim fing an, seine Schicksale als eine poetische Verwicklung zu betrachten, und steigerte sie noch durch

eine ironische Färbung, die ihm einen gewissen innern Triumph verschaffte; auch hatte er durch die schwere Rüstung, die er unter dem weißen Mantel trug, Entschuldigung genug, sich des Tanzes zu enthalten; denn wo sollte er tanzen gelernt haben? Mit Mühe hatte ihn der Chevalier eine regelrechte Verbeugung zu machen gelehrt. Das war ein lustiges Tollen und Treiben, hier und dort schoß eine Gruppe an und krystallisirte sich immer mannichfaltiger; die mit Edelsteinen reich besetzten spanischen und türkischen Trachten spiegelten die tausend Lichter in buntem Glitzern zurück, Arlequine sprangen lustig umher und pritschten darauf; die Stimmen klangen hohl und grell unter den Masken hervor, Ephraim gefiel sich eine Weile in der phantastischen Ausmalung, daß unter diesen bunten Kleidern nichts als Gespenster steckten, aber nach und nach ward ihm dieser Gedanke zuwider, denn nur im Aussprechen gegen Andere verliert das Heraufbeschwören des Grauenhaften das Schauerliche; im Alleindenken, ohne ablenkende Gegenrede bleibt es ein unheimlicher Dämon, der immer wieder heranschleicht. Ephraim ging an das Buffet und trank ein Glas Glühwein; kaum stand er hier, als sich schnell eine Gruppe um ihn sammelte, die ihn auf allerlei Weise neckte und ihn auszuforschen suchte; Ephraim schrack heftig zusammen, als ihn zum erstenmale eine Maske anredete; dies Gefühl, mit Jemanden

in Rapport gezogen zu werden, der sich auf unsichtbarem Standpunkte befindet, machte ihn fast zittern; er vergaß in diesem Augenblick, daß er selber maskirt war. Mehrere Masken redeten ihn an, Ephraim antwortete italienisch, daß er ihre Sprache nicht verstünde; Alles lachte, nun wurde er nach seiner letzten Geliebten gefragt, in welchem Herzen er nun seine Residenz aufschlagen werde, und ihm mehrere andere Schlingen gelegt; Ephraim bemerkte, daß die Fragenden, trotz aller Maskenfreiheit, sich in ehrerbietiger Verehrung hielten, plötzlich steckten sie aber die Köpfe zusammen und verschwanden. Ephraim nahm wieder seine feste Stellung ein, das ganze Intermezzo schien ihm sonderbar, als der Chevalier zu ihm trat und ihm erzählte, er habe einige Zeit für den König gegolten; der Chevalier konnte es wohl am besten erzählen, denn er war es, der einer Freundin das Geheimniß vertraute, daß der König als Kreuzritter bereits auf dem Balle wäre; in zehn Minuten hatte es sich als Geheimniß unter der Hälfte der Anwesenden verbreitet. Durch ein Gedränge, das plötzlich entstand, ward Ephraim von dem Chevalier getrennt: ein griechischer Götterzug drängte sich heran, Musik und tanzende Genien, in leichte Flore gehüllt, gingen voran, darauf schritt gewaltig und stark der mächtige Zeus einher, um sein Haupt flossen die ambrosischen Locken, Hebe und Ganymed, zwei lockende

Mädchengestalten folgten ihm, und dann der göttliche Reigen der Olympier, überall trat die natürliche Formenfülle ungehindert und frei zwischen den leichten Floren hervor. — Was sich seine kühnste Phantasie ausmalte, sah er hier in glänzender Frische vor sich her wandeln; der Zug trennte sich, Ephraim fühlte die Lust durch seine Adern rinnen, er wollte sich hineinstürzen in diesen göttlichen Taumel, sein ganzes künftiges Leben hätte er hingegeben für eine Stunde bacchantischen Jubels, in der er alle Genüsse wie rauschende Wellen über sich zusammenschlagen lassen wollte; aber nicht nur die Beachtung der Etiquette, sondern auch eine gewisse Reflexions-Wollust zupfte ihn immer am Aermel; er drückte einen Augenblick die Augen zu und versetzte sich in die dunkle Kammer zu Rabbi Chananel, er arbeitete auf dem Comptoir, er saß bei dem alten Emanuel auf seinem Zimmer, er saß neben seiner Schwester am Krankenbette ihres Mannes, er philosophirte mit Mendelssohn, sein ganzes Leben, und das Leben aller seiner Bekannten wollte er in Einen Gedanken zusammendrängen, um sich eine Perspektive für den jetzigen Anblick darauf zu bauen, zu viel und vielerlei wälzte sich auf ihn heran, er mußte schnell die Augen aufschlagen, um der Gedanken los zu werden, da sah er wieder all die Pracht und das bunte Getümmel, doch plötzlich zitterte er am ganzen Leibe, er zerknitterte den Mantel in der

Hand und konnte ſich nicht von der Stelle bewegen, dort ſah er die Geſtalt ſeines Vaters ſich heranbewegen, das war der röthliche Fracktock, der dreieckige Hut mit der weißen Zipfelklappe darunter, die ſchwarz ſammtnen Beinkleider, die weißen Strümpfe, die Schnallenſchuhe; die Geſtalt ſchien Jemanden zu ſuchen und ſchritt jetzt gerade auf Ephraim los: „Maſſel tof Rabbi Ephraim. *

„Beim Spiel, beim Becher und Streit,
Sieht man, was ein Freund bedeut'." **

Ephraim konnte nicht antworten, die Kehle war ihm wie zugeſchnürt und plötzlich, wie die Erſcheinung gekommen war, war ſie auch wieder verſchwunden. Das Zeichen zur Maskenabnahme ward gegeben, der Chevalier trat zu Ephraim: „Haben Sie meinen Vater nicht geſehen?" fragte dieſer mit zitternder Stimme.

„Ihren Vater? Sie meinen doch wohl nicht den alten Juden, der ſeit einiger Zeit da herumſchleicht, das iſt wahrſcheinlich ein verkleideter Lakai, denn er verſteht nur ſehr wenig franzöſiſch, und als ihn Jemand auf den Fuß trat, hat er wie ein Beſenbinder geflucht, und iſt davon gegangen, haben Sie nicht auch bemerkt, daß er barhand war, und grobe Hände hatte? Doch genug davon, ich muß Sie einer Freundin verſtellen."

* Ich gratulire, Herr.
** Ein Spruch der Rabbinen.

Der Chevalier nahm unsern Freund unter den Arm und führte ihn an das andere Ende des Saales; in einer Loge unweit der des Königs saß Luna, eine gedrungene Gestalt; die üppige Formenfülle ihres schönen Leibes in Silberbrokat gekleidet, auf den braunen Locken ihres Hauptes, die über den Nacken hinabquollen, schimmerte ein brillantner Halbmond, ein gewaltiges Feuer leckte unter den dunkeln Brauen hervor aus dem braunen keck umherschweifenden Auge, sie dankte den sie umstehenden Herren nur mit einem leisen Kopfnicken oder mit einem sanften Lächeln ihres kleinen Mundes, manchmal auch erhob sie den Bogen, den sie in der Hand hielt, und deutete auf den goldenen Köcher, der mit silbernen Pfeilen gefüllt, auf ihrer Schulter hing, ihre Arme waren nackt und nur zwei Brillantspangen um die Handwurzel wetteiferten mit der Weiße und dem Glanze ihrer Haut; an ihrem eben nicht schamhaft verhüllten Busen blühte ein Bouquet blaßrother Rosen. Der Chevalier führte unsern Freund näher, und stellte ihn der Gräfin Aurora von O. vor.

„Ich möchte den ewigen Göttern Dithyramben singen und Hekatomben feiern, daß sie mir im irdischen Lichte die Göttin des Lichts in ihrer göttlich menschlichen Majestät erscheinen ließen," so redete unser Freund unter zierlicher Verbeugung, halb stotternd die Gräfin an.

Man sieht es, daß Sie aus Spanien kommen," erwiederte die Angeredete mit Bezüglichkeit auf die steife Schwerfälligkeit dieser Galanterie, „ich bin aber auch Göttin der Jagd."

„Da muß ich mir einen Widerspruch erlauben, das sind Sie nicht; wozu der Jagd, da das reißendste Wild sich mit Freuden zu Ihren Füßen nieder kauern wird, um von Ihnen den Tod zu erhalten, da man gewiß ist, daß ein Gnadenblick von Ihnen zu neuem Leben erwecken kann."

„Man erhält doch wenigstens von einem Fremden nicht die abgetragenen Galanterien unserer hiesigen Cavaliere," sagte die Gräfin leise zu dem Chevalier.

Unser Freund erhielt nun seinen Sitz neben der Gräfin, sie schien ihm nicht mehr so jung als sie ihm anfangs geträumt hatte, aber die Freiheit und feine Lebendigkeit ihres Geistes war bewundernswerth, manchmal ließ sie auch eine Thauperle des Gemüths auf den Blumen spielen, die die Sonne ihres Geistes so reichlich hervorlockte. Alles was Ephraim aus den geheimsten Tiefen seines Herzens heraufholte und mit zagender Lippe in Worte faßte, nahm die Gräfin für eine sinnreiche Galanterie hin; sie fand es „allerliebst," daß ein so gewitzter Weltmann sich die Maske eines blöden überschwenglichen Jünglings so geschickt aneignen konnte, diese Taktik war ihr neu und unterhaltend, sie hatte

schnell einige Reminiscenzen aus dem schäferlichen Hofleben der vergangenen Periode zur Hand und ging sie mit Leichtigkeit auf den Ton unseres Freundes ein.

Dieser hatte noch nicht gelernt, nicht einmal im Umgange mit Männern und um so weniger in dem mit Frauen, das Herz aus dem Spiele zu lassen, er war ganz bezaubert von dieser neuen Erscheinung; er erinnerte sich, daß ihm einst Mathilde prophezeit hatte, Luna würde ihn zu ihrem Endymion erkiesen, er erblaßte bei dieser Erinnerung; aber schnell folgte er wieder einem neuen Gedanken auf der lockenden Fährte: wie ungerecht, dachte er, sind wir in den niedern Lebensregionen gegen die höheren; wir vergelten Vorurtheil mit Vorurtheil, und wähnen, unter diesen glänzenden Gewändern schlügen keine Herzen so rein und edel wie in uns; die glänzende Form macht uns irre, daß wir nur überall die Form und nichts als sie schauen, ist es aber nicht besser, die reife Frucht vom Baume des Lebens aus goldner Schale zu kosten, als sie mühsam aus dem Staube aufzulesen? Reichthum und Macht sind die schönsten, wenn auch nicht die höchsten Güter der Erde. Die Gräfin fragte nach dieser Gedankenpause unsern Freund nach seinem Aufenthalte in Madrid und am berliner Hofe, von welchem sie der Chevalier benachrichtigt hatte. Ephraim standen die Schweißtropfen auf der Stirn, als er hiervon erzählen mußte, er warf über seinen Aufenthalt in Madrid

einen abentheuerlichen Schleier und ging zu dem berliner Hofe über, von welchem er mehr Details kannte. Er verwünschte im Innern den Chevalier, der ihn in diese Verlegenheit gesetzt hatte und konnte ihm doch nicht zürnen, denn war nicht sein ganzes jetziges Leben eine fortgesetzte Lüge? Wie weit war er jetzt von jener ersten Lüge entfernt, als er damals in kalter Winternacht seinen versuchten Selbstmord gegen Heymann Lüse beschönigte. — Das Peinigendste war ihm indeß, daß er immer mehr einsah, wie er so ganz in die Hand des Chevalier gegeben war, der ihn nach Launen am Faden seiner Gunst aufrecht erhalten oder fallen lassen konnte; die Erscheinung seines Vaters schwirrte ihm bisweilen auch noch gräßlich vor der Erinnerung, aber ein Blick auf die Gräfin und ihr freundliches Lächeln verscheuchte alle Pein. — Der Ball war zu Ende, unser Freund bat die Gräfin um eine Blume aus ihrem Bouquet, sie nahm eine Rose, drückte leise einen Kuß darauf und reichte sie ihm.

Auf der Treppe harrte der Chevalier, Ephraim umarmte ihn voll Inbrunst, sie fuhren nach dem Gasthofe; ein Trupp junger Hofcavaliere und Gardeoffiziere, die ebenfalls vom Balle kamen, versammelten sich noch hier; man rückte zusammen, man spielte, der Chevalier hielt Bank, er taillirte mit solcher Gewandtheit und launigen Grazie, daß man es wohl merken konnte, er müsse sich hierin schon oft versucht haben. Ephraim ging auf sein

Zimmer, um sich Geld zu holen, er wollte hier auch die Rose in Wasser stellen, aber unter der Thüre fiel es ihm ein, daß er dies zarte Liebespfand nicht allein lassen wolle, er steckte die Rose abermals an die Brust und ging zum Pharotische. Mit gleichgiltiger Laune pointirte er hier, doch als er fünfzig Dukaten verloren hatte, zog er sich zurück; der Chevalier bot ihm seine Börse an, und drang sie ihm fast auf, aber unser Freund war noch Kaufmann genug, um den Werth des Goldes zu kennen, er lehnte das Anerbieten bescheiden ab, und zog sich in eine Ecke zurück, wo er mit seiner Rose liebäugelte. Er suchte die Blätter, worauf sie den Kuß gedrückt; er glaubte sie gefunden zu haben, und faßt ihn nun wieder herab; da trat ein junger Offizier, der mit Fluchen den Pharotisch verließ, zu ihm und klopfte unserm Freunde leise auf die Schulter.

Das ist ja eine Pugnackerblume, sagte der Offizier, er ließ die Worte stets nur halb aus den Zähnen herausschlüpfen, und verschmähte es in vornehmem Ennui, die Worte deutlich auszusprechen, er entriß unserm Freunde die Blume und fuhr fort: „Sehen Sie, man hat nur Rosenwasser darauf geschüttet, damit sie natürlich riecht. Bei Taille, das habe ich im Augenblicke gesehen, ich verstehe mich darauf, nicht wahr, he he?“

„Sie scheinen sich in der That auf die Pugnackerei gut zu verstehen,“ erwiederte unser Freund.

„Bei Taille, das war spitz, Eh'mal Budeh* kennst du das Sujet da?“ rief der Offizier einem seiner Kameraden zu, indem er auf Ephraim deutete, „bei Taille, Budeh, ich glaube das Ding da will mich beleidigen, he? he?“

„Geben Sie mir die Rose zurück, und wir haben abgetheilt,“ antwortete Ephraim.

„Von meiner Degenspitze können Sie sie holen. Bei Taille, Budeh, hab' ich mich da nicht schön ausgedrückt? he? he?“ erwiederte der Offizier, sich die Hände reibend, und mit triumphirendem Lächeln die Umstehenden anblikkend, die sich vom Pharotische entfernt, und um die Streitenden gestellt hatten. Der Chevalier wurde von einem der Offiziere bei Seite gezogen, und man konnte wohl hören, wie er versicherte, daß die Ahnen unseres Freundes im gelobten Lande tapfer gefochten hätten. Ephraim mußte laut lachen, das ergrimmte seinen Gegner noch mehr.

„Bei Taille!“ rief er, „Sie sollen mir Satisfaction geben oder Sie sind ein Schurke, ein — “

„Halt ein,“ riefen alle Umstehenden, „Du gibst die Rose zurück und ihr schlagt euch in Ehren.“

Der Chevalier trat nun vermittelnd auf, er nahm die Ausforderung im Namen seines Landsmannes an. — —

* Hör' einmal Bruder.

Der Chevalier blieb bei unserm Freunde auf dem Zimmer, der Tag graute schon.

„In einer Stunde," sagte der Chevalier, „müssen Sie sich schießen. Sie haben die Wahl der Waffen, Sie wählen Pistolen, dadurch sind Sie Ihrem Gegner gleich, Sie stellen den rechten Fuß, richten die Fußspitze schnurgerade auf ihren Gegner, halten das Pistol hart an den Schenkel, ziehen es dann gerade und ohne Zittern herauf bis in die Brusthöhe Ihres Gegners, sehen Sie, so, vertrauen Sie mir, ich habe oft gegen eine Messerschneide geschossen, und die Kugel mitten durchgeschnitten, bei dem ersten Appell brennen Sie los. Sie thun dem guten Jungen und seinem Oheim, dem alten Baron von O. einen Gefallen, wenn Sie ihn von seinen Gläubigern erlösen."

„Ich kann nicht mit ihm fechten, denn wir setzen nicht das Gleiche ein," entgegnete Ephraim, „ich biete nichts als ein Leben, das mir zur Last ist, ich danke dem, der mirs abnimmt; vor ihm liegt eine hoffnungsreiche Zukunft, sein Uebermuth ist nur Folge seines frischen Lebensmuthes, ich vergebe ihm, ich kann mich nicht mit ihm schießen." Der Chevalier sah hierin nur eine feige Ausflucht, und voll Zorns rief er:

„Sie müssen sich mit ihm schießen, ich sage, Sie müssen; es bliebe Ihnen nur der Ausweg, schnell die Flucht zu ergreifen, aber das sage ich Ihnen: Sie kommen nicht lebendig über diese Schwelle, denn eher steche ich

Sie nieder, mein Ruf steht auf dem Spiele, wenn Sie, den ich hier eingeführt, die feige Flucht ergreifen; ich habe ohnedieß schon zu viel mit Ihnen gewagt.“ —

Ehe der Chevalier und unser Freund in den Wagen stiegen, ließ sich ersterer von Mulei einige Tropfen Naphtha auf Zucker reichen, auch unser Freund mußte solche nehmen. Der Morgen war hell, die Kälte schneidend, als man zum Thore herausfuhr; am Saume eines Waldes wurde angehalten, man stieg aus, Mulei trug die Waffen nach. Ephraim glaubte den Mohren eine jüdische Synagogenmelodie singen zu hören, er mußte über sich lachen, daß er noch am hellen Tage Gespenster sah, er dachte die Melodien der Mohren und der Juden müßten Aehnlichkeit haben.

Man fand den Gegner mit seinem Sekundanten schon auf dem Platze, man begrüßte sich mit stiller Verbeugung, die beiden Sekundanten maßen die Distanz ab; der Chevalier ließ einen Mantel auf dem Schnee ausbreiten und legte zwei geladene Pistolen über's Kreuz darauf, er bat den Gegner sich eine davon zu wählen. Unser Reflexionsheld stand indeß in Gedanken versunken, er dachte sich plötzlich in die stille Kammer zurück, wo er sich mit widerstreitenden Thalmudstellen herumgebalgt, und von all' dem Leben da draußen nichts gewußt hatte, was würde der Rabbi denken, wenn er ihn jetzt hier sähe! Mit ironischem Lächeln sah er auf, als ihn der

Chevalier aufforderte, sich bereit zu halten, der Gegner, dies Lächeln abermals für Spott erachtend, warf schnell das Collet ab, und stand im blosen Hemde da, unser Freund mußte gleichfalls seinen Rock ausziehen. — Jeder faßte ein Pistol, Mulei tritt hinzu und schüttet Pulver auf, die Sekundanten führen die Gegner auf ihre Stelle, sie treten zur Seite; Ephraim hielt sich in sich fest und kneifte die Zähne übereinander, daß man sein Zittern nicht bemerken sollte, auf ein Zeichen der Sekundanten drückte er zuerst los und im Nu darauf der Gegner. Niemand war getroffen. Mit erstaunlicher Schnelligkeit hat Mulei abermals geladen, aber abermals traf kein Schuß. Zum drittenmale hielten beide die Pistolen in der Hand, unser Freund feuerte, aber wiederum fehl, dem Gegner versagte das Pistol, er fluchte über den vermaledeiten Mohren, der ihm kein Pulver aufgeschüttet, Ephraim mußte nun hier harren, bis Alles wieder in Ordnung war, da fühlte er plötzlich die Kugel des Gegners, er griff sich nach dem Kopfe, eine Locke war ihm weggesengt. —

Die beiden Gegner traten nun auf einander zu und reichten sich die Hand zur Versöhnung, der Chevalier umarmte unsern Freund. „Nun sind Sie in allen Ehren ein Cavalier **comme il faut**," sagte er ihm leise. Ephraim glaubte noch zu hören wie Mulei beim Einpacken vor sich hinbrummte: „Ich hätte nicht geglaubt,

daß die Fechtschule zu Breslau so gute Schüler ausstellte.“ Der Schwarze wurde immer räthselhafter, und sonderbar, an die silbernen Ohrringe Mulei's glaubte Ephraim Vermuthungen knüpfen zu können.

Bei dem bestellten Dejeuner mit den raffinirten Stärkungsmitteln hielt sich Ephraim nicht lange auf, er bedurfte des Schlafes; er war nun plötzlich so vornehm geworden, daß er die Zeit auf den Kopf stellte, und die Nacht zum Tag und den Tag zur Nacht umwandelte.

Eine Erinnerung hielt Ephraim stets von dem letzten Abentheuer fest: er hatte dem Tod wirklich und wahrhaft in's Antlitz geschaut, und keine Furcht in sich verspürt; zwar gestand er sich, daß es fast nur Resignation und Gleichgiltigkeit gegen das Leben war, was ihm den Kampfesmuth lieh, wer mag indeß bestimmen, wie viele gepriesene Heldenthaten unter derselben Rüstung vollbracht wurden? Immerhin mochte er sich also das Zutrauen daraus schöpfen, daß er für ein edles Ziel freudig in den Tod gehen könne.

Des andern Tages fuhr er zur Gräfin Aurora. Sie befand sich noch im Bade, hatte indeß den Auftrag gegeben, daß, wenn der Marchese di Tornicola käme, er gefälligst eine Weile im Empfangssaale warten möge. Nach einer Viertelstunde wurde der Marchese in ein inneres Kabinet geführt, die Gräfin lag hier auf einer Ottomanne, in einen Bademantel gehüllt, sie

entschuldigte sich wegen dieses Empfanges, sie habe sich aber das Vergnügen nicht versagen können, ihren tapfern Ritter jetzt zu sprechen. Sie war überaus liebreich.

Acht Tage des heitersten Genusses verlebte hier unser Marquis, er war in allen hohen Zirkeln willkommen, denn er hatte den Ehrenhandel — wie man die Sache nannte — so ritterlich ausgefochten. In den Gesellschaften traf er die Gräfin stets, aber nach ihrer klugen Instruction durfte er sich hier nur wenig mit ihr unterhalten. Eine große Saujagd wurde in diesen Tagen veranstaltet, mehrere hundert leibeigene Bauern mußten bei der grimmen Kälte in ihren leinenen Kitteln umherspringen, um den hohen Herrschaften das Wild vor den Stand zu treiben; unser Marquis zog sich unter dem Vorschutze eines Unwohlseins zurück, er hatte nie zu Pferde gesessen und verstand nichts vom edeln Waidwerk.

Nach und nach begann ihm indeß auch diese Lebensweise schon zuwider zu werden; an ein Leben mit stetiger Beschäftigung gewöhnt, und von innerem Schöpfungsdrange bewegt, sah er in dieser neuen Lebensweise immer nur die Präparative zu Festen und Genüssen, und die Feste und Genüsse selber, dieses Schmeren, Beizen und Spilen, geistig und materiell für einen bestimmten Genuß, konnte ihn nicht wach erhalten, der ideale Hauch, der das Ganze durchwehen sollte, war

nicht zu finden, und vor Allem fehlte in dieser Vergnügungsbeschäftigung die That, die allein Ruhe und Genuß gibt; sogar die Dichtung verließ ihn, die Stoffe, die um ihn her lagen, konnte er nicht bewältigen und verarbeiten, er war zu plötzlich aus seiner kleinen in diese große Welt hineingeschleudert worden. Ein sonderbares Gemisch von Lebensliebe und Lebensverachtung gährte in ihm. „Welch ein armseliges Ding," sagte er einmal zu dem Chevalier, „ist doch das Leben und Mühen der Menschen, all das Musikgeklimper, Jagdhalloh, die Tanzsprünge und das Hazardiren mit Geld und Leben, ist nichts als ein Zutscher für das schreiende Bewußtsein, daß man in jedem Augenblick stirbt; man will den Todeswurm nicht hören und sehen, der im Stillen pickt. Was heißt am Ende: die Menschen befreien? Ihnen die Freiheit geben, fröhlicher zu sterben, entweder sollte man ewig oder gar nicht leben."

„Ich habe vieler Menschen Städte und Länder gesehen," erwiederte der Chevalier, „aber Sie bleiben mir ein Räthsel, ich glaube, Sie reflectiren, wenn Sie das Fleisch im Munde haben, noch, ob es recht und dem Menschen erlaubt ist, ein Rebhuhn zu schießen, und ob es nicht besser wäre, wenn man ohne Speisen leben könnte, ich sage Ihnen, kauen Sie zu, denn es bietet sich Ihnen gesundes wildes Fleisch, Sie verstehen mich doch? ich denke fast nie oder selten an den Tod,

ist abgespeist, dann wischt man sich den Mund. Gibts aber noch eine Soiree bei anderem Licht, so bin ich lieber bei Seiner Majestät von Gottes Ungnaden, König der Unterwelt, da ist die feinste Gesellschaft, die schönsten Weiber, die lustigsten Pfaffen, da muß es paradiesisch amüsant sein, bei den Betschwestern und Heiligen im Paradiese muß es höllisch langweilig sein."

Das Gespräch wurde nicht fortgesetzt, denn unser Marquis merkte bald, wie der Chevalier so zu sagen kein Organ für diese Art Discussionen hatte; er war gewohnt, den perlenden Schaum vom Lebenskelche zu schlürfen, ohne viel zu grübeln und zu sinnen, darin wollte es ihm unser Marquis auch nachthun.

Die rosenfingerige Göttin Aurora bot ihm die Hand bei diesem Aufschwunge. Diese rasche und feurige Hingabe der Gräfin mußte einen Mann, wie unser Marquis war, aufs heftigste entzünden. Wie ein Wittwer mit trauriger Miene der zweiten Gattin den Brautschmuck umhängt, den er einst jubelnden Herzens seiner ersten Liebe bescheerte, jeder Edelstein und jede Perle erinnert ihn an die Dahingeschiedene, und doch will er auch an der neuen Gattin die alten Zierden nicht vermissen — so auch brachte unser Marquis nach und nach alle jene Schätze von zarten Gefühlen, die er in der Liebe mit Mathilden und Recha empfangen und errungen hatte, alle jene frischen Blumen der Liebe holte

er wieder hervor, sie waren in dem Herbarium vertrocknet, keine Spur vom frischen Morgenthau der Natur, aber die Gräfin schien es nicht zu bemerken, denn sie war an gebackene Blumen gewöhnt; oft schalt sich Ephraim über diesen Verbrauch, aber nach und nach sah er eine Rechtfertigung darin, da ihm die Gräfin den Kummer über ihre jetzige Lage andeutete und ihn vorübergehend ahnen ließ, daß sie ein schmuckloses Liebeleben all dieser glanzvollen Trauer vorziehen würde. Dieß war genug für unsern Marquis, um hundertfältige Liebespläne daran zu knüpfen; er hatte sie schon mehrfach gebeten, statt der Anrede „Herr Marquis" ihn nur stets Cesare oder bei gar keinem Namen zu nennen, er durfte es noch nicht erklären, wie schwül es ihm unter der Maske war, und wie es ihm eisig durch die Seele schnitt, wenn er ihre trauten Worte unter lügenhafter Adresse empfangen mußte. In einer traulichen Stunde enthüllte er einst der Gräfin den Plan, daß er sie entführen wolle; er nahm ihre Hand und bedeckte sich damit die Augen, indem er ihr gestand, daß er ihr zu Liebe selbst seine Religion aufgeben wollte. Die Gräfin ward stutzig und entzog ihm ihre Hand, je wärmer und wahrhafter Ephraim wurde, um so gleichgiltiger und ungläubiger wurde die Gräfin; trotz aller Beschwörungen und Betheuerungen blieb sie dabei, daß er nur eine Rolle spiele, die ihm aber durchaus nicht gut kleide, sie wußte

den Marquis bald auf eine freundliche Weise zu entfernen.

Ephraim saß zu Hause, von Mißmuth und Reue gequält. Wie einst in seiner Liebe zu Recha die Poesie, so hatte er jetzt auch sein heiligstes Palladium den Glauben in die Schanze schlagen wollen, ohne eines gewisseren Erfolges sicher zu sein; wie konnte er fortan Ruhe und Erhebung an den Altären suchen, die er im Gedanken schon so feig verlassen hatte? Mulei trat ein und übergab einen Brief von dem Chevalier, Ephraim erbrach ihn und las:

„Mein Herr Marquis! Sie haben mir Ihren Stand verhehlt, wie ich so eben von der Gräfin Aurora erfahre, meine Klinge würde sich weigern, Ihnen im Ehrenkampfe zu begegnen; Sie verstehen die Kaufmannssprache, ziehen Sie also nach Sicht von hier ab. Wenn Sie heute Abend noch hier sind, können Sie mit Ihrem falschen Passe den Weg nach dem Gefängnisse finden, die Sache wird ruchbar. Nehmen Sie Ihre Bücher mit, und vergessen Sie den Don Quirot nicht. Grüßen Sie Ihren Vetter Ahasver, wenn Sie ihm auf seinen Wanderungen begegnen.

Casanova de Seingalt."

Fast eben so plötzlich als er in dieß Leben hereingeschleudert worden, wurde Ephraim wieder demselben entrissen.

18. Empfindſame Reiſen und der Prophet.

Wir ſind mit Hand und Fuß im Netz,
Mit Schnabel und mit Schwinge;
Und woll'n wir brechen aus der Pein
Wir zerren uns nur feſter ein
Und rollen im engeren Ringe.
— — — — — — —
Und doch über all den Saus und Braus,
Ueber all die krauſen Sätze,
Schwingt oft das Herz ſich hoch hinaus
Und glaubt an keine Netze.

Arndt.

Den Winter brachte Ephraim noch in ſtiller Zurückgezogenheit in einer norddeutſchen Univerſitätsſtadt zu; die wiſſenſchaftliche Athmoſphäre, in der man ſich hier bewegte, war ungemein erquickend, aber kaum ſendete der Frühling ſeine erſten Boten, als die Reiſeluſt neu erwachte. Im klaren Muſenquell der klaſſiſchen Dichter hatte er ſich die Augen rein gewaſchen, und nun konnte er die Welt wieder frei und friſch betrachten; bald aber gerieth er abermals in jene empfindſamen Nebel, die damals

über ganz Deutschland hiengen. Man stand am Vorabend einer weltgeschichtlichen Krisis, das Blut stockte schwer und dick, und in prickelndem Unmuthe riß man sich selber die geschwollenen Adern auf, bis eine freiere Bewegung des neuen Geistes dem Einzelnen mehr Licht und Luft gewährte.

„Du hast den Fehler so vieler Juden begangen, die sich unmittelbar von der Judengasse in die Paläste und Salons der sogenannten höheren Stände drängen," sagte Ephraim zu sich, „da droben kann es nur Hofjuden geben, denen man in gnädigem Spasse die Brosamen der Duldung zuwirft, wie sollen wir hier eine Gleichheit hoffen, die den niederen Ständen der eigenen Nation nicht zuerkannt wird? Das Volk, das kernigt und mit gesundem Sinne, wohl verblendet, aber nicht geblendet ist, dort müssen wir uns fest anschließen, die Thränentaufe über den gleichen Druck der Gewalthaber und des verjährten Vorurtheils einigt uns."

Ephraim war bis zum Süden des deutschen Vaterlandes vorgedrungen, er gewöhnte sich wiederum daran, all sein Denken und Trachten in die Dichtung einzulenken, er hatte den Plan, nach dem Muster Tasso's ein großes Heldengedicht: die Zerstörung Jerusalems zu dichten. Gestalten, groß und kräftig, stiegen vor seiner Seele auf, der Todeskampf einer Helden-Nation stürmte gewaltig vor seinem Auge, wie kleinlich und

nichtig waren ihm all die Sorgen und Kümmernisse seines Lebens, die von den Blicken eines Mädchens und dem Lächeln ihrer rothen Lippen ausgegangen waren; fernhin nach dem Osten, zu den Trümmern Salems wollte er wallfahrten, dort am Sarge einer großen Nation, der noch über der Erde steht, von Niemanden zur Ruhe gesenkt, dort wollte er ein Grabeslied singen, daß die Engel im Himmel mit ihm weinten, und die Menschen sich verstehen und lieben lernten, auf den umgestürzten Säulen Zions wollte er den tiefsten Schmerz aus seiner Seele hauchen und sterben. — Glühende Flammen rollten durch seine Adern, seine Wangen röthete ein heiliges Feuer, wie in den Tagen der Unschuld, ein göttlicher Schöpfungstrieb durchströmte sein ganzes Dasein, aber diese Vorkost eines sich zum höchsten hinanschwingenden Lebens und Dichtens war auch Alles, was ihm blieb, er konnte nicht mehr all die Strahlen seines Geistes in dem Hohlspiegel der Dichtung in einen Brennpunkt sammeln, auch war sein Schmerz nicht ein gewaltiger, blutig klaffender, er blutete aus den tausend Nadelstichen eines kleinlichen Schicksals, und wollte er Alles zusammenraffen, so ließ ihn die langjährige materielle Beschäftigung kein inneres Asyl mehr finden; wie damals, als er zuerst versucht hatte, sich an der Ode aufzuschwingen, und ihm die wächsernen Flügel schmolzen, so konnte er auch jetzt den schwirren Lärm des Alltag-

treibens nicht mehr aus seiner Phantasie verbannen; das war die Rache des Genius, an dem er sich versündigt hatte durch gewaltsame Selbstverhärtung. — Er faßte die Verlegenheit am Schopfe, indem er sich dem unmittelbaren Leben selber mit all seinem Denken und Dichten anschließen wollte. Nach dem Vorgange Montesquieu's mit seinen persischen, Voltaire's mit seinen englischen, und d'Argens mit seinen jüdischen Briefen wollte er ebenfalls jüdische Briefe schreiben; er wollte sich einen ganz freien poetischen Standpunkt dafür schaffen: ein Jude aus der Zeit Christi oder gar aus der Zeit Davids bereist die christlichen deutschen Länder, und berichtet über ihre Einrichtungen und Sitten; das war eine glückliche Anlage zur vielseitigsten Ironie.

Das Reisen im Wagen war mißlich: stundenlang einen Gedanken festzuhalten, ohne ihn durch Aufzeichnung von sich abgelöst zu haben, machte Schwindel, Ephraim ließ seine Bücher in einer kleinen Residenz, und durchschwärmte zu Fuße Berge und Thäler.

Eine Bettlerin ging barfuß in die Stadt, sie trug die Schuhe in der Hand, um das Leder zu schonen, sie bittet um eine „christliche Gabe," Ephraim greift in die Tasche und gibt ihr ungezählt eine Hand voll Geld mit den Worten: „das ist eine jüdische Gabe, denn ich bin ein Jude." Wie freute er sich, ein armes Weib

von dem Vorurtheile eines an sich unschuldigen Ausdruckes erlöst zu haben.

Ein Trödeljude kam die Straße entlang, den Quersack auf dem Rücken, bunte Tücher an dem Arme hängend, ein runder gelber Fleck war auf die linke Seite des Rockes genäht, er schien im Gehen ein Gebet zu verrichten. Das Herz Ephraims pochte laut, als er ihn demüthig grüßen sah, er gesellte sich zu ihm und fragte ihn freundlich nach Handel und Wandel: „Die Aufklärung sollte untergehen," sagte der Trödler, „der Bauer wird zu gescheit und durchtrieben, es ist nichts mehr mit ihm zu handeln." Ephraim suchte ihm zu beweisen, daß die Aufklärung der Messias der Juden wäre, dann kämen auch bessere Zeiten, wo man keinen gelben Lappen mehr auf dem Herzen zu tragen brauche. „Das ist mein Ordensband," sagte der Trödler, „mir ist es lieber als ein Generalsorden vom Kaiser, drüben in der andern Welt gilt dieser Orden mehr, vielleicht haben ihn andere Leut' auch einmal getragen und haben ihn mit Scheidwasser wegputzen lassen." Der Trödler sah Ephraim scharf an, denn er hielt ihn für einen getauften Juden, er fragte ihn indeß doch, ob er nichts zu handeln hätte, und trennte sich, als dieses verneint wurde, bald von ihm. Ephraim sann darüber nach, wo man diese Menschen fassen könnte, um sie über ihre eigne Sklaverei zu erheben, er erinnerte sich des Spruches in der

Bibel, da es heißt: Und sie hörten nicht auf Moses vor kurzem Athem und schwerer Arbeit. *

In das Leben eines jeden Baumes, der am Wege stand, versenkte er sich und sah ihn keimen, wachsen und sterben; in jede Hütte, vor der er vorüber kam, drängte sich sein Geist, und schloß sich an das Leben derer an, die darin wohnten; aber in seinem unablässigen Todesgedanken begrüßte er all' das Schöne, all' die Berge und Thäler, wie zum ersten- auch zugleich zum letztenmale, er nahm mit der Erkennung als ein Sterbender auch zugleich Abschied von allem diesem.

Dieser eigenthümliche Lebensekel ließ ihn so auch die Genüsse dieser Reise nicht in ihrer freien Frische kosten, Alles schmeckte bitter und salzig. Da stand er an den lichten Ufern des blauen Rheines, und in seinem Herzen sprach es: „Siehe diesen Strom, wie er so prächtig heranschwimmt, vom dunklen Ursprunge stürmt er über Bergesschleußen und strömt durch üppige Thalgründe, schmiegt sich an volkreiche Städte und Dörfer und spiegelt eine Welt voll Licht und Kraft in seinem Antlitze, und am Ende seiner Bahn versiegt er im dürren Sande. — Ist das nicht auch ein Bild deines eigenen Lebens?" Da stand er hoch oben im frischen Lebensathem der Berge, und er schaute trüb hinab, denn er gedachte des

* 2. B. M. 6, 9.

Elends, das in den Bergesfalten versteckt liegt, und mitten in dieser Welt voll Majestät und Freiheit erblickte sein inneres Auge nichts als einen keuchenden und mißhandelten Juden. —

Weg mit diesen Jammerbildern! sagte er hundert Mal zu sich, aber sein Herz kehrte sich immer wieder dahin, und er grüßte freundlich, wenn er durch eine Stadt fuhr, wo die Juden festlich geschmückt am Wege standen, ihren Sabbath feiernd; bei den Wirthen erkundigte er sich stets auf vielen Umwegen, ob auch Juden hier in der Stadt wohnten, wurde er von Jemanden scharf fixirt, so glaubte er nicht anders, als sein Incognito entdeckt zu sehen, besonders fürchtete er dieß, wenn ihn ein Jude auf's Korn nahm, denn es ist ein eigenthümlicher Zug, daß sich zwei Juden alsbald erkennen, oft nur durch die Art des gegenseitigen Fixirens. In jener wühlenden Neugier und Zudringlichkeit vieler Juden, die dich bald nach der ersten Begrüßung nach Haus und Hof und Allem, was um und an dir ist, fragen, in allem diesem sah Ephraim, so oft es ihm begegnete, nur einen gemüthlichen Familienzug, der die Leidenden sich erkennen und einander anschließen läßt, er fühlte sich geneigt, ihm nachzugeben, aber zwei Begebnisse waren es, die ihm wieder auf den allgemeineren Standpunkt führen sollten.

Durch die Judengasse einer volkreichen Stadt Mittel-

deutschlands wanderte Ephraim, da war nichts als dumpfer modriger Brodem, ein gewaltiges Rennen und Jagen, Handeln und Streiten in dem engen Raume, den die beiden Häuserreihen mit den hohen Giebeln einschlossen, kein Sonnenstrahl leuchtete hell herein; Ephraim blickte hinauf nach den zahllosen Fenstern, hinter denen Hundert ihr Kummerleben fristeten, er blickte um sich her, in den Erdgeschossen, die sich in dunkle Höhlen verloren, war der bunteste Trödelkram in einander gewürfelt, dieses lichtlose Dunkel im Hintergrunde deuchte ihm symbolisch, da sah er einen stattlichen Greisen, schneeweiße Locken bekränzten seinen Scheitel, unter den aufgesträubten weißen Brauen blickte ein schwarzes Auge hell hervor. „In dem Glanze dieses Auges liegt ein Strahl aus dem ewig schaffenden Geiste Gottes," sagte Ephraim zu sich, „aus anderm Stande hervorgegangen, vielleicht wärst du als Dichter, als General oder Staatsmann hochgeehrt." Er schuf ihm plötzlich seinen ganzen Lebensweg um, der Alte bemerkte schnell, daß er ein Gegenstand der Forschung geworden war, und freundlich unserm Helden zuwinkend, rief er: „Nichts zu handeln, Herr Graf?" — „Nein," antwortete dieser, und verließ schnell die Judengasse.

In einem kleinen Städtchen sah Ephraim ein Getümmel vor dem Zollhause, als er näher kam, hörte er, daß seit Kurzem ein Glaubensgenosse den Judenzoll

gepachtet habe, und nun mit unerhörter Tyrannei verfahre, um guten Profit herauszubringen; während er so mit den andern redete, trat der Zolleinnehmer an den Wagen und rief: „du mußt mir auch bezahlen!“ Ephraim schlug ihm in's Gesicht und fuhr davon.

Dieses Wuchern mit der eigenen Schande empörte Ephraim am meisten, er wollte sich ganz von diesem ekeln Treiben lossagen, und verfiel selber in den Fehler, den er so oft getadelt hatte, einzelne Freche und Niedrige zum Typus zu stempeln und der tausend Edeln und Guten zu vergessen.

Auf einer Fußwanderung begegnete Ephraim einem jungen Bauern, der sich sitzlings auf dem Pferde hielt, das den Pflug zog; hell und kräftig sang der Jüngling in den Abend hinein, und strömte das Zickzack seiner Jodeltöne weit hin. Ephraim gesellte sich zu ihm, der Anblick dieses blühenden freien Jünglings ergötzte, wie wenn man frische Bergluft einathmet. Der Bauer fragte unsern Freund, ob er der morgigen Kirchweih wegen hergekommen sei, und als er dieses verneinte, bemerkte er stolz, daß oft viele hohe Herrschaften lämen und bei seinem Vetter, dem Adlerwirth, gut logirt wären, unser Freund versprach auch zu bleiben, und der Bauer riß sich im Vorbeireiten ein Blatt vom Baume, steckte es zwischen die Lippen, und blies die lustigsten Ländler damit, um den Vorschmack von den morgigen Freuden zu kosten.

Hier nun endlich wollte Ephraim allen Staub von den Büchern und von den Trümmern Jerusalems von sich abschütteln.

Nicht lange nachdem unser Freund in die Wirthsstube getreten war, hörte er, wie ein Bauer, der mit einem andern würfelte, ausrief: „sieben, wie ein Jud, wär' doch eher dem Teufel sein beste Paar Hexen verreckt, als daß ich auch noch den Schoppen verlieren muß." — „Du bist verloren wie des Juden Seel, Christoph," sagte ein hinzutretender Schmarotzer, welchem der Gewinnende sein volles Glas reichte. — Ephraim wurde über und über roth, als er jene Redensarten hörte, ein neckischer Dämon schien ein grausames Spiel mit ihm zu treiben; als nun der Verlierende aufstand, und sein ausgeleertes Glas auf den Tisch schlug, rief ihm der Dorfschütze zu: „Warum schon fort, Christoph? führst du Juden, dein Annamarei möcht' balgen*, weil du ein Schöpple getrunken hast? ich glaub' du mußt wie des langen Jörg's Peter dein Weib auch anhauchen, wenn du heimkommst, damit sie riecht, was dir durch die Gurgel gelaufen ist." —

„Ich glaub, der Schulz hat dir das Krautmesser da umgehenkt, damit du einem Ehr und Seel abschneiden kannst, sonst hast du doch nicht viel zu schneiden, du

* Zanken.

Hungerleider, du bist ja ein Kerl, wenn du einen Batzen im Sack hättest, kaufte ich dich nicht einmal für einen Groschen." — So erwiederte der Gereizte.

„Na, na, keine Händel," riefen die anderen, „zeig du jetzt den Meister, Christoph, und bleib noch da."

„Nein, ich muß jetzt zum Schulmeister, er soll mir meinen Jud 'runter putzen, man kann sich in so einem Bart morgen bei der Kirchweih doch nicht sehen lassen." Christoph ging, und die andern folgten ihm bald.

Ephraim saß noch lange, den Kopf in beiden Händen gestützt, einsam und nachsinnend in der Wirthsstube. Niemand als ein kleines Mädchen war noch da, das sich an das andere Ende des Tisches stellte, und den Fremden neugierig betrachtete. Ephraim rief das Kind zu sich, setzte es auf seinen Schooß und küßte es.

„Wie heißt du?" fragte er.

„Mathilde."

Er setzte das Kind wiederum leise nieder, er verhüllte sein Antlitz und es sprach in ihm: „Wozu noch ein Jude, ist es nicht jämmerlich genug, ein Mensch zu sein, ein Halbling, gebunden und gefangen mitten in dieser nichtsnutzigen Welt?" Er konnte von der Flasche, die vor ihm stand, keinen Tropfen genießen, und ging voll Mißmuth bald zu Bette.

Glockengeläute weckte ihn am andern Morgen, er lächelte über seine Verstimmung durch bloße Redens-

arten, die bald verschwinden können, den im Leben der Menschheit wie im Leben der Menschen findet es sich, daß herrschende Begriffe als sprichwörtliche Redensarten eine Zeit lang cursiren, sodann aber eingeschmolzen und mit den Herrscherbildern der Gegenwart neue geprägt werden; das Volk liebt die alte Münze sehr, und gewöhnt sich nicht so leicht an neue.

Ephraim ging mit der frommen Menge zur Kirche, er wollte zu Gott dem Herrn beten in stiller Andacht; da stand im schwarzen Talare ein kleines Männchen auf der Kanzel, und predigte in näselndem Tone „von denen falschen Pharisäern und denen verdammten Juden, die den Heiland gekreuziget haben," fast die ganze Rede war aus Bibelversen bunt zusammengestückelt, nirgends ein frischer und freier Lebenshauch. „An dieses Heraufbeschwören einer verjährten Sünde der Juden," sagte Ephraim zu sich, „heftet sich der Dämon des Hasses, an welchen sich die Unterdrückung und Verschlechterung und daraus folgende Geringschätzung anschließt, wann wird das enden?"

Nach der Predigt wurde das Aufgebot verlesen, daß alle männlichen Insassen vom sechzehnten bis zum sechzigsten Jahre, kommenden Dienstag, mit Hake und Schaufel versehen, auf das Schloß des gnädigen Herrn zur Frohn kommen müssen.

„Wann wird das enden?" sagte Ephraim wieder

zu ſich, „einſt werden die beiden Frohnen für die alten gnädigen Herren miteinander aufhören.“

Nach der Mittagspredigt war Scheibenſchießen nach altem Brauche mit der Armbruſt, ein Türke wurde als Zielſcheibe aufgeſteckt, man zielte nach der Agraffe an ſeinem Turban. Nach dieſem wurde ein Jude aufgeſteckt, ein wieherndes Gelächter begrüßte die abenteuerliche Fratze mit dem langen Barte, der bis auf die Mitte der Bruſt hinabreichte, wo ein ſchwarzer Fleck als Centrum bezeichnet war, von allen Seiten hagelte es Spott und Witz. Ephraim entfernte ſich ſtill.

Der Reiche und der in Achtung Geborgene mag es lächelnd mit anſehen, wenn man öffentlich über die Armuth oder die Mißachtung ſeines Standes, und in vertrauten Kreiſen ſogar über ſeine Perſon ſich luſtig macht, aber der, welcher nach Anerkennung ringt, und an tauſend Schranken anprallt, fühlt ſich durch Spott im Herzen ſeiner Seele angegriffen und entmuthigt, daher die Empfindlichkeit ſo vieler Juden, die in öffentlichen und traulichen Beziehungen eine Rückſichtsnahme erheiſcht, wie ſie von fröhlichen Menſchen nur ſelten geboten werden mag.

Ephraim ſah den aufgerichteten Kletterbaum, und verglich ihn mit ſeinem Leben, wo er am platt geſchälten wurzelloſen Stamme hinaufklettern müſſe, bis dahin, wo nur noch wenig grüne Zweige und ein blinkend Spielzeug winke.

Weit leichter war es Ephraim geworden, sich von den sogenannten höheren Ständen zu trennen, in seinem Unmuthe sah er dort nur Menschen, die von der Modesucht verstümmelt und verpfuscht waren, hier sah er das Volk in Lumpländern, das sich mit der klimpernden Kinderrassel vergnügte; er gedachte des Mannes mit der großen Seele und der gewaltigen Hand, der die Lumpländer in der Erziehung des Kindes und des Volkes entzwei schnitt, und laut forderte, daß man sie frei handiren lasse; wohl schrien die Großmütter und trippelnden Tanten Zeter und Wehe über diese Neuerung, und behaupteten, das Kind würde sich den Kopf zerschmettern, wenn man es ohne geprüften Zaldat und ohne patriarchalische Penne allein laufen ließe, aber es half nichts.

Ephraim überwand seine grämliche Verzweiflung immer mehr und mehr, der Gott, der in der Geschichte schafft und wirkt, blies seiner Seele einen neuen Odem ein, es war ein Hauch des Jahrhunderts; er schämte sich wie ein Schneider, der nach dem Rocke, wie ein Schuster, der nach den Stiefeln des Vorgehenden schaut, so also Juda zuerst nach der Religionsform eines Jeglichen zu forschen; da theilte er die europäische Menschheit nicht mehr in Juden und Christen, sondern in Herren und Knechte ein, da schien das Volk kein Kind mehr, es war ein Unterdrückter, der sich leider frei zu sein dünkt,

weil es noch einen Niedereren gibt, den er unterdrückt und verhöhnt, die leibeigenen Bauern drückten die Kammerknechte des Kaisers, die Juden.

Auf den Alpen dort war Sinai und Golgatha, dort wandelte der Prophet, in einer Wallfahrt zu ihm gewann das Leben und die Reise Ephraims wiederum Ziel und Zweck, nun flatterte er nicht mehr wie ein verschossener Vogel in der Irre umher.

Mit freudegeschwelltem Herzen saß Ephraim in einem Nachen, um nach der Petersinsel, dem Asyle Jean Jaques, überzufahren. Es war ein frischer Herbstmorgen, die Nebel verzogen sich nach und nach, und wie aus einer Wolke stieg die liebliche Insel mit dem röthlichen und gelben Kranze ihrer Baumgruppen vor dem Blicke auf. Ephraim traf Rousseau botanisirend, und wich ihm scheu aus.

„Sind Sie der Mann, einem Juden vorurtheilsfreies Gehör zu geben?“ fragte Ephraim, ihm keck in den Weg tretend.

„Ich freue mich der besonderen Bildung jeder Blume,“ antwortete Rousseau lächelnd; er betrachtete eine Blume, die er in der Hand hielt, blickte hin und wieder auf, und fixirte den Ankömmling scharf.

„Auch der exoterischen?“ fragte Ephraim witzelnd.

„Aus dem saftfrischen Boden des Orients keimte die patriarchalische Einfalt, hätte nie europäische Civilisation sie befleckt! Salem aleikom.“

Ephraim lächelte über diese Schlußbegrüßung, bei welcher ihm Rosseau die Hand reichte, denn er hatte nicht erwartet, wie der Erzvater Abraham empfangen zu werden.

„Ich komme nicht aus den patriarchalischen Hütten," begann er, um seinem Ziele näher zu kommen, und zugleich seinem Herzen Luft zu machen; „mich treibt mein Stiefvaterland hieher, das mich ausgestoßen und mich verkümmern läßt; überall, so weit ein Kirchenglockenton vernehmbar ist, höre ich Verachtung, Haß und Verfolgung mit ehernen Zungen mich, den Juden, schmähen. Zu Ihnen bin ich gewallfahrtet, ich umfasse Ihre Kniee und danke Gott, daß er mich einen Menschen finden ließ."

„Ich bin es wieder, seit man mich genöthigt, aus dem Gifthauch der Städte zu fliehen. Die Intoleranz, der Fluch der Menschheit, lastet nicht allein auf den Juden, auch ich bin verbannt von der Tyrannei der Menschengesellschaft, weil auch ich mich weigere zu denken und zu fühlen, wie Priester und Könige es vorschreiben. Ein Jude?" fuhr Rosseau nachdenklich fragend fort, „es liegt ein schöner Stolz darin, mitten in dieser Weltapotheke, wo Alles in Gläsern und Schachteln offizinell gezeichnet ist, sein eignes und freies Gesetz und seinen Namen in sich zu tragen. Vor alten Zeiten habt ihr Juden euren Jehova neben Chamas gestellt,

lehren die Rabbinen von Amsterdam noch, daß auch außer eurer Kirche Heil zu finden sei?

„Die Gerechten aller Nationen haben Theil an der ewigen Seligkeit, lehren die Kirchenväter", erwiederte Ephraim.

„Toleranz allen denen, welche Toleranz üben, denn eine ausschließliche Nationalreligion kann im reinen Gesellschaftsvertrage nicht bestehen."

Ephraim faßte die Hand Jean Jacques und küßte sie inbrünstig; dieser sah ihn verwundert an und zog seine Hand schnell zurück, indem er sprach:

„Daß doch die Erbärmlichkeit der Menschen die herabdrückt, welche berufen sind, frei und stolz das Haupt zu tragen, und Niemanden sklavische Verehrung zu bezeigen."

Ephraim konnte sich vor Wonne kaum halten, er rieb sich die Hände, und stolzierte im Innern, von einem solchen Manne so als ebenbürtig betrachtet zu werden, er fühlte jetzt seinen Werth. Behaglich zog er seine goldene Dose aus der Tasche, schnupfte, und bot Rousseau eine Prise an; dieser dankte und zwickte unheimlich mit den Augen. Ephraim faßte die Hand Rousseau's.

„Ich sehe leider," sagte er, daß der längstgewohnte Druck mir den Nacken gebeugt, vergönnen Sie mir's, in Ihrer Nähe zu bleiben, hier will und muß ich mich

aufrichten. O! welch ein herrliches, himmlisch paradiesisches Leben muß das sein, ich werde Ihnen gewiß nicht zu Last fallen, in keinerlei Weise, ich habe, dem Himmel Dank, Mittel genug, daß wir im Nothfalle beide davon leben könnten."

Rosseau warf ihm einen vernichtenden Blick zu: „Hm, Geld, Geld? Sie sind sehr großmüthig, mein Herr!" und verschwunden war er in den Gebüschen. — —

Der Abendnebel begann schon wiederum die ganze Gegend in graues Dunkel einzuhüllen, als Ephraim innerlich zerstört und mißmuthig in einem Kahn saß, um nach dem festen Lande zurückzukehren; er machte sich die bittersten Vorwürfe über sein Betragen, wodurch der erhabenste Moment seines Lebens in einem grell abgerissenen Mißtone sich endete, der fast nur noch allein in seiner Erinnerung haftete.

Eine alte Erinnerung tauchte wiederum in Ephraim auf, er war aus dem Geleise des gewöhnlichen Lebens herausgetreten und konnte nicht mehr einlenken; nach Otaheiti in's Eldorado der Einfalt, dorthin, wo die unverdorbene und reine Menschennatur sich entfaltet, zog es ihn mit magischen Banden.

Mit reiner Seelenerhebung las er aber und abermals die lockenden Schilderungen von jenem gelobten Lande, sein Vorsatz befestigte sich immer mehr und mehr

in ihm. Der Winter nahte, er beschloß ihn im Kreise seiner Angehörigen zuzubringen, und dann auf ewig von ihnen Abschied zu nehmen; mit dem Frühling wollte er einem neuen Frühling seines Lebens entgegensteuern.

19. Der Landſtreicher.

Weil das Leben bei uns bleibt, brauchen wir das Leben,
Kommen wir in Himmel nicht, kommen wir daneben.
Logau.

In tiefe Kerkernacht,
Unſichtbar Lauernden,
Strahlt frei des Herren Macht,
Unſchuldig Trauernden.
Arnim.

Die Riegel raſſeln, die eiſerne Thüre dreht ſich ächzend in ihren Angeln, wir treten zu Ephraim in den Kerker. Da ſitzt er ſtumm und dumpf in ſich verſunken, und wälzt wie Siſyphus in ſich die ſchwere Bürde ſeines Geſchickes hinauf bis zur Sonnenhöhe der Ruhe und Erkenntniß, aber faſt am Ziele rollt die tückiſche Laſt immer wieder in den dunkeln Abgrund.

Die Ereigniſſe des letzten Tages ſchwirrten noch ruhelos in ſeinem Kopfe, er konnte ſeine Tollkühnheit nicht begreifen, daß er es wagte, auf ſeiner Reiſe nach der Heimath in Dresden zu übernachten, er ſah hier in dem Gaſthofe Trevirano am Tiſche ſitzen und Bank halten, ein großer Haufe Goldes lag vor ihm, Ephraim

trat hinzu und fixirte Trevirano genau, dieser fragte ihn fremd und barsch, was er wolle, und Ephraim erwiederte, er werde es ihm am andern Morgen sagen. Am andern Morgen wurde er aus dem Bette geholt und in den Kerker geführt, wie er erfuhr, wegen Defraudation des Judenzolls, fast willenlos folgte er, denn er sah es als eine gerechte Strafe des Himmels an, daß er gerade hier, am Ort seiner Sünde, verhaftet werden mußte.

In dem halbrunden Gemache, wo eine Pritsche, ein Stuhl und ein Tisch alle Möbel ausmachten, wo das Tageslicht durch ein zwiefaches eisernes Gitter verkreuzt war, hier saß nun Ephraim schon seit drei Tagen und fühlte all die Schauer eines lebendig Begrabenen.

Wir wissen es selten, wie die Menschen, Blumen und Vögel um uns her, ihre Hände, Kelche und Flügel ausgestreckt halten, und uns in Wonne und Schmerz tragen, aber plötzlich, abgeschnitten von allem dem, das du nicht kanntest, daß es dein war, mit dir und deinem Bewußtsein allein, versteint in der Einsamkeit, während Schall und Licht dir das Leben draußen verkünden, da fühlst du, daß du mitten aus dem Lebensstrome herausgerissen, noch triefest von seinen Wellen, und bald nach dem ersten Frösteln und Schaudern wirst du es versuchen, zum Kern deines Wesens und des Wesens der Welt vorzudringen.

Ephraim lag auf der Pritsche, er betrachtete seine Hand, ihre Poren und vielverzweigten Einschnitte, und dachte daran, wie er sie so lange erhalten müsse, bis sie den Würmern zum Fraß diene, wie sonderbar es wäre, daß diese Summe von Erlebnissen, Gefühlen und Bestrebungen nur da wären, wo diese Hand und dieser Körper hingeschleppt würden; er versenkte sich nun in die bewegende Kraft alles dieses, die Seele, und die Gottheit öffnete abermals sein inneres Auge, er lebte in Gott, andachtsvoll faltete er die Hände. „Seltsamer Sieg!“ rief er vor sich hin, von der Pritsche aufspringend, „im Kerker wird man religiös, die Juden wollten weit weniger von der Religion, wenn sie frei und glücklich wären, Liebe und Religion sind sich darin wieder gleich, man ist ihnen weit treuer und hingebender, wenn man sonst unglücklich ist. Bis zur Verwirrung wirbelten die Gedanken wieder in ihm zusammen, er half sich dadurch, daß er zu singen begann, er überschrie das Getöse in ihm. Plötzlich horchte er auf, aus dem untern Kerker drang eine Stimme, er legte sich auf den Boden, er vernahm eine jüdische Kirchenmelodie, sogleich stimmte er ein, der Untere legte der Melodie die Frage unter, wer denn über ihm wäre. Ephraim schrack zusammen, es war ihm wie damals, als er auf dem Maskenballe zum erstenmal von einem unsichtbaren Munde angesprochen wurde, und doch, wie verschieden war die Lage

von sonst und jetzt; er antwortete indeß schnell in der selben Melodie, was ihm räthlich schien, denn er zweifelte noch, ob er vor dem Richter sein Judenthum eingestehen solle, und fürchtete daher, von einem Spione ausgeforscht zu werden; eigentlich fürchtete dieß Ephraim nicht, um aber vor sich selber als weltklug zu gelten, redete er sich's ein. Jüdische Melodien absingend, unterhielten sich nun die beiden Gefangenen, der Wächter konnte kein Arges hieran nehmen, die Gefangenen durften ja nach Lust und Laune singen. Der Mitgefangene Ephraims war aus gleichem Grunde wie er verhaftet worden. Noch hatten sich die beiden Eingekerkerten in ihrem Recitativ keine volle Stunde unterhalten, als sie sich nichts mehr zu sagen hatten. Wir wissen es in der Freiheit nicht, welch einen mächtigen Einfluß es auf die Unterhaltung übt, daß die Unterredenden sich in's Antlitz schauen können, ein Blick, ein Mienenspiel, die ganze äußere Erscheinung mit ihren unmittelbaren Eindrücken öffnet die Schleußen des Gesprächs immer wieder von neuem, so kam es, daß die beiden Gefangenen, die sich nicht sehen konnten, noch ie gesehen hatten, bald verstummten. Jeden Morgen fragten sie sich gegenseitig, wie man geschlafen, ob noch kein Urtheil gefällt wäre, und dann überließ sich Jeder seinen eigenen Gedanken. Ephraim vermißte vielleicht die Menschen weniger als seine Bücher; so

buchlos im Halbdunkel dazusitzen, sich nicht in das Leben und Denken eines Andern versetzen und sich seiner eigenen Gedanken weder durch Gespräch, noch durch Aufzeichnung entledigen zu können, das ist eine Qual, die ihre scharfen Nägel in die Gehirnfibern eingrabt. Eine Nachricht seines Mitgefangenen machte Ephraim stutzig: er erfuhr, daß der Aufseher des Gefängnisses ein getaufter Jude wäre; dieser Gefangene unter ihm konnte der Kerkermeister selber sein, er gab ihm keine Antwort mehr. Der Kerkermeister war ihm zuwider durch sein schmunzelndes Freundlichthun und durch die jüdischen Redensarten, mit welchen er ihn begrüßte; diese Christen mit dem jüdelnden Jargon waren Ephraim in der Seele zuwider, denn in dieser scheinbaren Accomodation liegt meist nur Spott und Neckerei versteckt, zudem war Ephraim beleidigt, daß man ihm wie einem Schacherjuden begegnete, er war stolz und wortkarg.

Von nun an begann er indeß freundlicher gegen den Kerkermeister zu werden, diesem Schelmengesicht mit den wolligten grauen Haaren und den silbernen Ohrringen glaubte Ephraim schon einmal begegnet zu sein.

„Hab' ich Euch nicht schon einmal gesehen?" fragte Ephraim.

„Einmal? zehnmal," erwiederte der Kerkermeister, „ich habe die Kuh gekannt, wie sie noch ein kleines,

unschuldiges Kalb gewesen ist, nehmt mir's nicht übel, ich mein' nur so."

Ephraim wandte sich zornig ab, denn nichts ist widriger, als eine Witzelei über den Familiennamen, den der Träger sein ganzes Leben nicht ablegen kann; der Kerkermeister fuhr indessen fort:

„In Breslau, in Berlin und hier haben wir uns schon gesehen, aber ich will euch meine Geschichte von Aleph an erzählen: Mein Vater, wo er jetzt wohnt, weiß ich nicht, aber früher hat er in Wielizka in Polen gewohnt, er hat große Geschäfte gehabt, viel zu thun, daß er sich fortbringt, von Morgens bis Abends, Morgens ist er auf den Markt gegangen und hat den Höckerweibern in's Gesicht gegähnt, daß sie ihm alle haben nachgähnen müssen; Abends, sobald es Nacht geworden ist, ist er in der ganzen Judengasse herumgelaufen und hat gleicher Erd' allen Leuten die Läden zugemacht, wenn er dann heimgekommen ist, hat er sich noch durchschlagen müssen mit meiner Mutter; sie und wir Kinder haben das Brod verdienen müssen. Als Kind von acht Jahren war ich Schulklopfer, Ihr wißt's ja, da muß man täglich dreimal an alle Judenhäuser mit dem Klöppel schlagen, damit man in die Synagoge geht, in den kalten Wintertagen ist mir der Hammer fast an die Hand gefroren, ich hab' oft gar nicht mehr gewußt, daß ich Hände habe, so abgestorben waren sie,

und dann noch mit leerem Magen so lang in der Synagoge stehen, ich habe mich über den Gott geärgert, daß ich ihm Reveille schlagen muß für seine Soldaten; einmal, als gar Niemand mehr in der Synagoge war, habe ich alle Stände über einander geworfen, um den Herrgott zu erzürnen, und bin schnell davon gesprungen. Als mein Vater gestorben ist, hat er uns drei Kindern nichts hinterlassen als die goldene Ader; meine Mutter hat aufgepackt und ist mit uns nach Deutschland gegangen; unterwegs ist sie gestorben, denn sie hat sich geärgert, meinem Vater allein Ruhe zu lassen, wo er ist. Ich war der älteste und hab' mich als Knecht verdungen bei der Roßlieferung im ersten schlesischen Krieg; weil ich einen Schnurrwichs getragen habe, hat mir ein Schwab aus Augsburg den Namen Schnauzerle angehängt. Später bin ich mit Frau und Kindern oft nach Breslau gekommen, ich bin in Breslau so bekannt wie in meiner Hosentasche."

„Wo ist denn jetzt Ihre Familie?" fragte Ephraim.

„Beim Großvater."

„Beim Großvater?"

„Nun ja, droben oder drunten, es thut ihnen kein Finger mehr weh. Mein Mathele allein kann ich noch nicht vergessen, es war ein so liebes, herziges Kind, man hat mir gesagt, daß sich das dumme Ding das Leben genommen hat, weil sie ein Leben zu viel in sich gehabt

hat; wenn ich ihren Verführer nur einmal unter meine Klauen bekäme!" Schnauzerle wurde plötzlich nachdenklich und kaute an seinem Rockärmel, Ephraim freute sich, noch ein Band zu finden, das ihn in ein zarteres Leben hinüberzog, hätte er gewußt, wie nahe ihn selber die Trauer dieses Mannes um sein todtes Kind anging, er hätte den Trauernden nicht, um ihn zu trösten, auf andere Gegenstände gelenkt, nun aber fragte er ihn weiter nach seinen Lebensschicksalen; und wo er ihm zuerst begegnet.

Schnauzerle fuhr fort: „Wißt ihr noch, wie man am Osterabend Euern Vater in ein frei Logis geholt hat? damals bin ich mit am Tisch gesessen. — Ich habe zwar schon als Kind einen Schnurrantengeist in mir gehabt, ich bin immer nur mit reicher Leute Kindern umgegangen, denn, hab' ich bei mir calculirt, wenn du einmal als Bettler zu ihnen kömmst, kannst du sagen: denkst du daran, wie wir da und da mit einander gespielt und der Gudula die Zwiebel vom Dach gestohlen haben? und dann müssen sie mir doch mehr geben als einem andern. Wem einmal im Betteln der Stock in der Hand warm geworden ist, oder wer einmal ein paar Stiefel auf dem Schnurrantenweg zerrissen hat, dem brennt der Stock in der Hand und die Sohle an den Füßen, bis er wieder mit ihnen denselben Weg macht. Ich hab' alles Mögliche versucht,

meine Frau und Kinder sind mir einmal abhanden gekommen, ich weiß nicht wie; weil ich auf dem Gaul sitz' wie eine Katze, war ich auch bei englischen Reitern, aber dabei bleibt einem nichts übrig als ein alter Zaum und scheckige Kleider; wie mir's am allerschlechtesten ging, hab' ich die Baßgeig' gespielt, des Tages für vier gute Groschen.

„Die Geige? sind Sie denn auch musikalisch?"

„Ja, die Geig', die Säge ist der Fidelbogen, das Holz die Saiten und der Bock der Geigenkasten, das war das allermiserabelste, für vier gute Groschen Verdienst und für zehn gute Groschen Durst; ich war immer Liebhaber von einem guten Trunk, das hält Leib und Seele zusammen; dann war ich eine Zeit lang Pfarrer.

„Ach, Sie halten mich zum Narren."

„So wahr ich Victor Nepomuk Baptist Schnauzerle heiß', ich war Pfarrer, was ist denn ein Pfarrer anders als ein doppelter Bauchredner? er macht die Stimme von einem andern nach, damit er was in seinen Bauch kriegt."

„Wer ist denn unter mir eingesperrt?" fragte Ephraim, denn er glaubte jetzt Sicherheit zu haben, daß er durch die Bauchrednerei Schnauzerle's getäuscht worden war.

„Das ist ein Ger,* Chulicki heißt er, er muß morgen den Karren ziehen, weil er die Straf' nicht

* Jude gewordener Christ.

bezahlen kann, der ist so stettig und hartmäulig wie ein närrischer Gaul." Weder Schnauzerle noch Ephraim kannten die Beziehung, die Chulicki zu Rabbi Chananel hatte, Ephraim versprach indeß ihn auszulösen, er wußte es nicht, daß er den Mörder seines Lehrers befreite.

Schnauzerle war indeß einmal im Erzählen und fuhr fort: „Ich war auch die ersten zwei Jahre vom siebenjährigen Kriege bei der Kavallerie, aber ich habe mich bald davon gemacht, denn ich hab' gesehen, daß man es den invaliden Soldaten macht, wie dem Metzgerhund, der für die großen Herren das Kalb in die Metzge bringt, sich abjagt, daß ihm die Zung' heraushängt, und am Ende kriegt er nicht einmal einen abgenagten Knochen."

„Hatten Sie denn schon die Religion gewechselt?"

„Siebenmal für einmal, das war eine Zeit lang ein gutes Geschäft, die Preußen, die lecken alle Finger nach einer Judenseel', aber sie bezahlen schlecht, zehn Thaler und höchstens noch ein paar Thaler, die im Opferstock fallen, am besten hat mein letzter bezahlt, das war mein Jesuit, durch den ich auch mein jetziges Dienstchen hab'."

„Macht Ihr Euch denn gar kein Gewissen daraus, so mit der Religion zu spielen?" fragte Ephraim.

„Hab ich mehr Revenüen als der höchstselige König von Sachsen?" erwiederte Schnauzerle.

„Wie meinen Sie das?“

„Ich wollte, ich könnte sie meinen, aber so bin ich nur ein armer Schlucker. Sehen Sie, der hochselige König hat Alles vollauf gehabt, und ist katholisch geworden, um auch noch König von Polen zu werden, ich, was ich auf dem Leib getragen und was ich in den Magen geschickt hab', war geschenkt und gebettelt, wenn unser Herrgott mich da oder dort in Diensten hätt' haben wollen, so hätt' er auch daran denken sollen: um's Geld kauft man die Butter; der andere Gott hat mir doch wenigstens etwas Handgeld gegeben. Ich hab' meinen Judenzoll auf einmal bezahlt, bin Christ geworden, und hab' noch Geld herausgekriegt. Man muß das Brett bohren, wo es am dünnsten ist. Wenn mit dem Sultan ein gescheites Wort zu reden wär', ich thät meinetwegen Türk oder Heiduk werden.“

„Ihr habt euch also nie Vorwürfe darüber gemacht, das Judenthum zu verlassen?“

„Sich um die jüdische Religion annehmen,“ erwiederte Schnauzerle lachend, „heißt den Gaul beim Schwanz aufzäumen; die jüdische Religion ist ein ausgedientes Campagnepferd, es ist marode, man soll's in Ehren halten, aber brauchen kann man's nicht mehr.“

„Und an ein künftiges Leben denkt ihr nie?“

„Das jetzige Leben ist baar Geld, das andere, na, das ist eine Schuld auf bloßes mündliches Versprechen

oder eine Handschrift ohne Hypotheke, kann sein, es wird bezahlt, kann sein, auch nicht. Ich bin doch jetzt in der dritten Meßwoche, wenn man in den Sechzigern ist, ist doch die Zahlwoche, mein bester Handel ist fertig, ich habe keinen guten Schluß mehr auf dem Gaul, meine Knie sind nicht mehr fest, ich könnte mich doch jetzt an die Religion halten, aber die Religion ist nichts als ein Kapzaum für das gemeine Volk, die hartnäckige Schindmähre ließe sonst keinen Reiter mehr aufsitzen, wenn man sie nicht gewaltig in der Bremse hielte, die Pfaffen, das sind die besten Sattelknechte. Wissen Sie, woraus man das beste Riemenwerk schneidet?"

„Woraus?"

„Aus den Pergamentrollen der sogenannten heiligen Schriften."

„Sie sagten ja, wir hätten uns auch schon hier in Dresden gesehen?"

„Ja wohl, aber ich war maskirt. Erinnert ihr euch des Mohren Mulei bei dem Chevalier? das war ich. Erinnert ihr euch der Maske eures Vaters auf dem Carneval? das war ich; ich habe euch genug gewarnt, aber es gibt Leute, die, wenn man ihnen hundertmal sagt: hier liegt ein Stein, es nicht glauben, bis sie selber darüber gestolpert sind. Bei der Lotterie ohne Treffer, bei dem Pistolenduell, war ich auch dabei, und hab' als Mohr das Waisenkind gespielt, war ich nicht ein

schöner Mohr? Ich habe meine Kleider noch alle, soll ich sie holen?“

Ephraim nickte bejahend, sein Kopf wirbelte ihm von dem vielen Gerede Schnauzerle's, er war seit mehreren Tagen nicht gewohnt, sich mit einem Menschen zu unterreden, und nun sah er plötzlich ein scheckiges Vagabundenleben irrlichtelirend vor sich hertreiben, und so vielfach seinen Lebensweg durchkreuzen. Ephraim, dem stets ein Mißverhältniß zwischen seinem Wesen und seiner Stellung vorschwebte, gefiel sich stets darin, auch in andern solches zu suchen, und rückte jeden willkürlich aus der gegebenen in die ihm passend scheinende Lage, so gab er auch Schnauzerle wieder eine andere Herkunft und sah ihn als eine Art Rabelais oder Voltaire in dem Salon brilliren. — Als Schnauzerle in seiner Mohrentracht wiederkam, traf er seinen Gefangenen weit nachdenklicher als zuvor, denn das ist das Eigenthümliche in der Unterhaltung eines Spaßvogels, daß sie abständig wird, sobald sie eine Pause ruhte und nicht unausgesetzt immer neue Kunststücke aufgetrieben werden.

In wenigen Stunden hatte Schnauzerle sein ganzes Wesen und seine Schicksale dargelegt, alles Weitere konnte nur Wiederholung oder Variation sein. Als die Dämmerung eintrat, entfernte sich Schnauzerle.

Ephraim durchmaß in kleinen Schritten den engen

Raum ſeines Kerkers, plötzlich hielt er inne und zählte die Glockenſchläge von der nahen Thurmuhr, es ſchlug acht, von einem andern Thurme ſchlug es abermals, Ephraim zählte wieder, ſo auch von einem dritten; das war eine Plage, deren ſich Ephraim nicht erwehren konnte, ſeitdem er hier gefangen ſaß, hier, wo es ihm gleichgiltig ſein konnte, um welche Stunde es war, hier zählte er unwillkürlich jeden Hammerſchlag, durch keine Ueberlegung, und nur, wenn er mit Tiſch und Stuhl polterte oder laut aufſchrie und ſang, konnte er ſich aus dieſem Zählen herausbringen; vielleicht konnte er ſich dieſes Eindrucks nicht erwehren, weil es in der lautloſen Stille der einzige Ton war, der zu ihm drang.

Die burlesken Sprünge Schnauzerle's ſtimmten Ephraim ſonderbarerweiſe nur zur Wehmuth, durch das Andenken dieſes Mannes an ſeine todte Tochter blieb ihm von dem ganzen Geſpräche faſt nichts, als eine mahnende Erinnerung an Mathilden, ein Heimweh und unerklärliches Zittern und Beben bewegte ſeine Bruſt, er ſtellte den Stuhl auf den Tiſch, ſtieg hinauf und lugte hinaus in die ſternenhelle Nacht. Gerade über ihm glänzte der Jupiter mit ſeiner bläulichen Flamme. „Einſt," ſprach es in ihm, „wenn wir uns nicht mehr ſehen, werden dieſe Sterne doch ewig über uns ſcheinen, und ſo oft du ſie ſiehſt, wirſt du ſein denken, ihn lieben und für ihn beten." Das ſagteſt du einſt

ſüße Mathilde, o Gott! könnt' ichs glauben, daß du dort oben im Lichte wandelſt und mein gedenkeſt, ſüße traute Seele, Liebchen! — aber dieſe Sterne, ſie ſind Welten, bewohnt wie unſre Erde, und noch viel größer als ſie; ſiehe, dort ſchweben Millionen Welten, und unſere Erde iſt nichts als ein Tropfen im Meere, in dem ſich ein Häuflein Würmer tummeln, das man die Menſchheit nennt; ich ſteige von Stern zu Stern, von Welt zu Welt, halte feſt, mein Geiſt und zittre nicht vor der Unendlichkeit, ſiehe, hier ſiehſt du und blickeſt hinab auf den Erdhaufen, wo ſie ſich in Nationen und Religionen ſtreiten, bis ſie der Tod abſchüttelt wie die Blätter von einem Baume; ſieh, da und dort haben ſie ihre Hütten zuſammengeſtellt, wie ſie rennen und jagen, ſich erluſtigen, haſſen und lieben, hungern und praſſen, dort, am zahlloſen Sande des Meeres, dort unter einem winzigen Kieſel liegt eine Fliege gefangen, wie ſie wimmert und ſich grämt! der Kieſel, das iſt dein Kerker und die Fliege biſt du; jauchze, meine Seele, hoch über den Welten, du biſt frei, o Ewigkeit! unendliche, würden dich die Menſchen erkennen, ſie würden ſich liebend in die Erde theilen, da will aber jeder allen Raum für ſich, wann wird das Leben beginnen und Friede und Freiheit? Tod du biſt der einzige Heiland!

Lange ſaß Ephraim hier und grub ſich hinein in den Mittelpunkt des Weltſteins, er ſtützte die Hand auf

die Stirne, seine Bestimmung schien zu wanken, seufzend schloß er das Fenster und legte sich auf die Pritsche.

Des andern Tages kam Schnauzerle und holte Ephraim zum Verhöre ab. Schon seit den zehn Tagen seiner Gefangenschaft hatte sich Ephraim darauf vorbereitet, er wollte dem Richter mit Trotz und Schärfe darthun, wie nicht er allein, sondern die meisten Christen falsche Pässe hätten, da ihre Taufscheine auf den Namen Christi ausgestellt wären u. s. w., als er aber jetzt vor den Richter kam, da fühlte er plötzlich ein unbezwingbares Zittern und Beben. In Gedanken hatte er schon hundertfach die vernünftige Gültigkeit der Staatsgewalten, ja sogar der göttlichen Weltregierung selber in Frage gestellt und negirt; der sich den Staatsgewalten trotzig entgegenstemmte, stand hier niedergeschlagen und demüthig, denn er stand hier zum erstenmale in seinem Leben vor einem Richter, in offenbarer Collision mit der Staatsgewalt, der Fälschung angeklagt; zudem war Ephraim von Jugend auf gewöhnt, jeglichen Beamten mit Demuth und Ehrfurcht zu betrachten, und selbst in diesem vorgerückten Alter hatte er den Muth nicht, keck hin zu treten.

Der Richter hatte einen Rattenkönig von Processen ausgeheckt, und ängstigte Ephraim damit; da waren Eingriffe in die Adelsrechte, Fälschung, Defraudation ꝛc. Ephraim benahm sich mit einer völligen Muthlosigkeit,

er gestand Alles, denn er wünschte seine Haft bald zu enden und seine Strafe anzutreten, auch überredete er sich im Innern, daß er doch über den Sternen schweben und lächelnd auf das kleine Getriebe da unten herabschauen könne. Der Richter schien befremdet über diese freiwilligen Zugeständnisse, er hatte, ehe er zu diesem Verhöre geschritten war, alle die Zangen, Hebel und Schrauben in der Torturkammer seines Geistes wie in der Gerichtsstube untersucht, und nun mußte er fast Alles ungebraucht liegen lassen.

Nur darin blieb Ephraim standhaft: er verschwieg den Namen dessen, der ihm den falschen Paß ausgestellt, und verlangte mit Entschiedenheit, daß ihm Trevirano, sein Verräther, gegenüber gestellt würde, der Richter behauptete, von keinem Menschen dieses Namens etwas zu wissen, auch seine Bücher, um welche Ephraim flehentlich bat, wurden ihm nicht gegeben.

Hundertfach schwül und dunstig schien Ephraim die dumpfe Einsamkeit, als er nach dem Verhöre wieder in seinen Kerker zurück gebracht wurde; er rannte wie rasend darin umher, aber am Ende mußte er sich doch wieder beruhigen, er konnte keinen eignen freien Gedanken mehr finden, es war ihm, als ob sein ganzes Seelenleben an einer Kette gefesselt läge, deren letzte Enden draußen in den Gerichtsacten eingeklemmt waren.

Schnauterle kam nun öfters, Ephraim wollte ihn

nicht verſtehen, da er mehrfach bemerkte, alle Menſchen wären blind und ſtumm, wenn man ihnen Gold auf die Augen und auf die Zunge lege.

Eines Morgens wurde Ephraim wieder in das Verhörzimmer gebracht, Fußſchellen lagen auf dem Gerichtstiſche, der Richter trat ein und verkündete dem Inquiſiten, daß er 400 Thlr. Strafe nebſt den Unterſuchungs- und Gefängnißkoſten bezahlen, und ein Jahr lang die Karre ziehen müſſe, hierauf übergab der Richter Schnauzerle die Fußſchellen, um ſie Ephraim anſchmieden zu laſſen. Wie damals, als er den Vorſatz gefaßt hatte, ſich ſelber zu morden, ſo ſtand Ephraim jetzt da, die Augen weit aufgeriſſen, ſich mit der Hand nach der Stirne fahrend, dort war es, als ob eine Natter plötzlich ihre giftigen Zähne in das Gehirn einhackte, aber wie mit Blitzesſchnelle fing er wiederum plötzlich an zu lächeln, er hatte ſich mit ſeinem Bewußtſein hoch über ſich geſtellt, und ſchaute nun verklärt herab auf die ſeltſame Verſchlingung eines Lebensfadens, der ihm fremd gegenüberlag: da ſtand ein Menſch, der irr und wirr ſich in der Welt umherſchleppte, der in mancher Nacht mit Dämonen gerungen und obgeſiegt hatte, da ſtand er nun und ſollte in Fußeiſen eingeſchmiedet werden! War das nicht eine ſeltſame Erfindung des dichteriſchen Geiſtes? Er dachte ſich in noch ſeltſamere Verwicklungen hinein, er wußte nicht mehr, ob

er Arzt oder Kranker, Dichter oder Gerücht, er wusste nicht mehr, wer er war.

Der Richter nahm dieses seltsame Starren und wiederum Ebben und Fluthen in den Mienen Ephraims für einen Anfall des Wahnsinns, von welchem ihm Schnauzerle schon Kunde gegeben hatte. Ephraim wurde wieder in sein Gefängniß zurückgebracht. Auf sein Verlangen erhielt er hier Schreibmaterialien, um seine Angehörigen von seinem Schicksale zu benachrichtigen. Schnauzerle aber machte ihn abermals darauf aufmerksam, „daß die Leute nur so lang eine Hand machen, bis man ihnen Geld in die Hand geben will, dann machen sie sie schön auf;“ endlich ging er mit der Sprache frei heraus, und Ephraim gab ihm Vollmacht, alle seine Habe für Bestechungen anzuwenden, er verlangte nichts, als seine Bücher und so viel Reisegeld, um mit der Post nach Breslau zurückzukehren.

Gegen Abend kam Schnauzerle triumphirend mit einem Laufpasse nach Breslau zu Ephraim in das Gefängniß, er behauptete alles Geld aufgegeben zu haben, ohne für sich einen Heller zu behalten. „Der Criminalrath war criminalisch gib,“ sagte Schnauzerle, „wenn aber ein Regent beschtliche Beamte haben will, soll er nur tyrannische Gesetze geben, da gibt einem das Gewissen Absolutien, wenn man durch die Finger guckt.“ Ephraim antwortete keine Silbe, die Gefängnißthüre

war offen, er beharrte darauf, noch diese Nacht hier zu bleiben. Nur mit Wehmuth schied er am andern Morgen von diesem Orte, zweimal kehrte er, als er schon auf der Treppe war, wieder zurück, und betrachtete die Mauern und die Möbel, auf denen sein Blick so lange geruht hatte, er gedachte der unzähligen Nachfolger, die gleich ihm hier wimmern würden, und jetzt erst zerdrückte er sich eine Thräne in seinen Wimpern.

Ein heimlicher Schauder ließ ihn von Schnauerle den kältesten Abschied nehmen.

In Begleitung seiner Bücher saß Ephraim in dem Wagen auf dem Wege nach Breslau; an einer Quelle, die am Wege floß, stieg er aus und starrte lange in den hellen Spiegel, er hatte seit langer Zeit seine Gesichtszüge nicht mehr gesehn.

20. Heimkehr.

Vor zehen Jahren
Dachten wir hoch zu fahren,
All' oben hinaus,
All' in Saus und Braus;
Nun bitten wir demüthig,
Wehmüthig und flehmüthig,
Laßt uns im Haufen,
Nur auch mitlaufen.

Rückert.

Nach einem Zeitraume von mehr als zehn Jahren ſtieg Ephraim abermals in dem bekannten Wirthshauſe zu Deutſchliſſa ab. Gleich beim Ausſteigen bat er den Gaſtwirth, dem Poſtillon einſtweilen das nöthige Poſt- und Trinkgeld zu übergeben. Der Wirth maß den Ankömmling von oben bis unten mit verwunderten Mienen, und ſetzte ſchnell die Mütze, die er bisher in der Hand gehalten, trotzig wieder auf. Der ärmliche Aufzug des Fremden ſchien ihm gar nicht mit der Extrapoſt in Einverſtändniß gebracht werden zu können; ſchnell eilte er hinzu, um die großen Koffer in das Haus bringen zu

helfen, er legte selbst Hand an, und freundlich schmunzelnd wog er die Schwere derselben. In der Wirthsstube angelangt, verlangte der Fremde schleunigst Schreibmaterialien, und einen Boten, der nach Breslau ginge. Die Wirthin befahl Christoph sich schnell anzuziehen und in drei Vaterunser-Längen wieder hier zu sein. Ephraim betrachtete die Wirthin genauer, auf dem schwammigen und runzligen Halse hing noch das Kreuz, welches ihr Veitel einst geschenkt hatte.

„Gut Wetter zum Reisen," sagte der eintretende Wirth zu seinem Gaste, „jetzt ist jeder schöne Tag geschenkt, das Sprichwort sagt: Nach Michaeli ist unser Herrgott den Deutschen keinen schönen Tag mehr schuldig."

„Das ist er eigentlich das ganze Jahr nicht," antwortete Ephraim.

„Ja, trächzte die Wirthin, schlug die Augen nieder, und faltete die Hände, „ihr habt recht, Alles was uns der Herr gibt, ist ein Gnadengeschenk, aus Gnade läßt er seine Sonne über uns scheinen, und nur aus Gnade hat er uns zum Leben erweckt."

„Ja, wenn er dir nur einmal den Gnadenstreich versetzen thät," rief der Wirth zornig, die Faust ballend, „mußt du in jedes Gespräch deinen Rüssel stecken? wart nur, bis wir unter vier Händen sind."

Die Wirthin kroch still in eine Ecke des Zimmers

und las in ihrem Gebetbuche, das den Titel führte: „Das stolze, triumphirende, gedemüthigte, zerschlagene und endlich mit seinem Gott wieder versöhnte Christenherz.“

„Ist der Herr schon einmal in der Gegend gewesen?“ fragte der Wirth wieder.

„Ja, vor vielen Jahren.“

„Nicht wahr, man kennt das Schlesien kaum mehr? die Straßen, so sauber und gut zum Fahren wie der Tisch, denn bei den Beamten, Herr, da heißts: aufgepaßt! das geht nicht mehr wie in den österreichischen Zeiten, da hat's Himmel und Geld gekostet, und ist gar nichts geschehen. Gottlob, daß wir preußisch sind. Von Anfang haben wir unserm alten Fritzen nicht trauen wollen, weil wir geglaubt haben, er wird uns Katholische wie Stiefkinder behandeln, aber: denkt was ihr wollt und zahlt was ihr sollt, ist sein Sprichwort, dem ist alles gleich.“

„Ja, im Steuernbezahlen,“ entgegnete Ephraim, „und da fügt es sich gerade, daß die am wenigsten Rechte haben, die am meisten bezahlen müssen.“

„Unter uns gesagt,“ fuhr der Wirth fort, ohne auf diese Entgegnung einzugehen, „er hat eigentlich gar keine Religion, er ist seit seines Vaters Tod nicht zu Gottes Tisch gegangen, aber was geht das uns an? es muß jeder seine Haut selber zu Markt tragen;

das bleibt ausgemacht, das Land hat ihm viel zu verdanken. Sehen Sie: den Kartoffelsalat, den Sie da essen, nicht wahr, es sind gute Kartoffeln? ganz wie Mehl; vor sechs Jahren hat man noch nichts davon gewußt, da haben Sie gleich ein Exempel, was wir ihm zu verdanken haben. Die dummen Bauern haben Mordjo geschrien, wie man vor sechs Jahren auf des Königs Befehl die Kartoffel hat pflanzen müssen: da sei lauter Gift in den Klumpen, und man wolle sie arm machen — so ist das Volk, man muß ihm trotz allem Schreien den Vortheil in's Maul schmieren, wie einem Kind den Brei. In dem vergangenen gräßlichen Hungerjahr haben sie tausendmal Gott gedankt, daß man Kartoffeln hat, wie viele Tausende hätten sonst verhungern müssen. Wer mir was gegen meinen König sagt, har's mit mir zu thun," schloß der Wirth, schenkte sich ein Glas Kartoffelschnaps ein und trank es auf einen Zug aus.

Ephraim übergab dem harrenden Boten den Brief, der Wirth eilte dem Boten nach, traf ihn auf der Hausflur und las die Adresse: „An Gebrüder Kuh in Breslau." — „Holla, da kann man schon borgen," brummte er vor sich hin, ging wieder zu seinem Gaste, setzte sich mit stolzer Herablassung zu ihm und erklärte: wie er durchaus nicht nach dem Scheine urtheile, überhaupt nicht vorurtheilsvoll sei, das habe auch den

großen Fritz, der auf seinen Revuereisen zweimal bei ihm abstieg, so sehr an ihm gefallen; ihm sei Christ und Jud, Türk' und Heid gleich, es seien ja alle Menschen. Die Juden seien auch mitunter brav, und Menschen wie andere."

„Ja," fiel die Wirthin ein, „einst wurden sie ja von dem Herrn so sehr geliebet, und von ihm auserwählet, und dem Fleische nach war ja der Heiland mit ihnen verwandt."

Ephraim durchschnitt es die Seele, diese verbuhlten Lippen solche Worte reden zu hören, und der Wirth winkte seiner „Ehehälfte" mit den Augen, und ballte die Faust; dann fuhr er fort: So sind zum Exempel die Gebrüder Kuh in Breslau ganz rechtschaffene Leut', wenn ich nur hunderttausend Thaler bei ihnen gut hätte."

Ephraim verlangte nach seinem Zimmer.

„Wissen Sie auch schon," sagte der Wirth, indem er seinem Gaste die Treppe vorauf ging, „daß man sich in's Ohr sagt: weil so große Hungersnoth war, haben die Potentaten auch einen langen Magen, drum haben sie sich einen polnischen Salat angemacht, der eine hat Essig, der andere Oel zugeschüttet, der dritte Pfeffer daran gethan, jetzt wird's noch untereinander gemacht, dann gegessen; Spaß apart, das unruhige Polen soll zerrissen werden, der Russ' und der Oestreicher

nimmt jeder ein Stück davon, und wir, wir gehen auch nicht leer aus, das Sachsen essen wir dann noch wie eine Buttersemmel, und wenn erst der König von Preußen Kaiser ist — — Befehlen Sie noch was?"

„Nein," antwortete Ephraim und verschloß sich in sein Zimmer. — Die heiße Stirne an die Fensterscheiben gedrückt, starrte er hinaus auf die Straße, er dachte an die traurige Art seiner Rückkehr; schnell schweifte sein Geist durch all die Häuserreihen und schaute hinaus zu den Fenstern; er sah sich selber niedergeschlagenen Blickes einherwandeln, er wußte Alles, was sie hier an den Fenstern zischelten und klug redeten, den Kopf zurückwerfend wandte er sich schnell um, und wandelte das Zimmer auf und ab; vor seinen Koffern stand er still, betrachtete dieselben einige Secunden, schloß auf, nahm ein Buch und warf sich auf das Bett. Lange und emsig las er in den abgegriffenen Blättern, bis das Buch seiner Hand entfiel und er einschlief. —

Er wußte nicht, wie lange er geschlafen, als er plötzlich an die Thüre klopfen und seinen Namen rufen hörte; er sprang auf, öffnete, und lag seinem Bruder Nathan in den Armen; aber schnell, als ob ein neues Bewußtsein in ihm aufblitzte, riß er sich wieder von ihm los, setzte sich lautlos auf das Bett und starrte gläsernen Blickes seinen Bruder an.

„Wie heißt du jetzt?“ fragte Ephraim.

„Ich bin dein Bruder, was kümmert's dich, welchen Namen mir die Pfaffen in ihrem Kirchenregister beilegen?“

„Du bist nun auch bei der Gesellschaft, die der Judenzoll einkassirt, stellst du dich gut dabei?“ — —

Nur leise, und mit dem zartesten wärmsten Liebeshauche vermochte es Nathan, nach und nach die Eiskruste an dem Herzen des Bruders zu lösen, und ihn zur traulichen Darlegung seiner inneren und äußeren Lebensschicksale zu vermögen. Die Täuschungen, Kränkungen und Mißhandlungen aller Art erzählte Ephraim mit einer kalten Gleichgiltigkeit, mit einer innern Folgerichtigkeit, daß man es sah, er wollte sich überreden, die begeisterten Gefühle für Freundschaft und Liebe, Menschenbeglückung und Menschenvertrauen habe er schon längst zu Grabe bestattet, und er wandle kalt und rührungslos an ihren eingesunkenen Leichensteinen vorüber.

„Ich erhebe als Bettler die Bruderhand zu dir,“ schloß er, „gib mir ein Kleid und Geld, das so lange hält, bis ich zu den sogenannten Wilden gelangt bin, dort brauche ich euer gemünztes Geld, euern gemünzten Glauben und eure Kleiderceremonien nicht mehr; oder bist du auch schon so weit in euerm Christenthume, daß du fühllos bist für mein unnennbares Leid? hast du

auch Schadenfreude und Bosheit im Herzen gegen den Juden, der dein leiblicher Bruder?"

„Du willst immer, daß es andere vergessen, daß du ein Jude bist, und vergißt es selber nie," entgegnete Nathan barsch, und fuhr dann traulicher fort: „sieh' doch in den Spiegel, du bist krank, komm mit nach Breslau, da wirst du gesunden."

Fast willenlos ließ sich Ephraim bewegen, in seine Vaterstadt zurückzukehren.

„Wie wär's," sagte er zu Nathan, als er mit ihm in dem Wagen saß, „wie wär's, wenn wir den Pferden die Zügel in die Hand gäben, und uns selber vor den Wagen spannten?"

„Da müßten wir ein anderes Riemenwerk haben," versetzte Nathan lächelnd, und seinen Bruder scharf fixirend.

„Ja, eine andere Religion," erwiederte dieser; er wollte eine Prise nehmen, machte aber die Dose verkehrt auf und verschüttete fast allen Tabak; er fing laut an zu lachen, Nathan fixirte seinen Bruder abermals scharf und schüttelte den Kopf.

Kaum waren sie eine Strecke gefahren, als Ephraim plötzlich aus dem Wagen sprang und den Weg zurück rannte; Nathan rief, aber er hörte nicht, da fiel er plötzlich über einen Steinhaufen, Nathan eilte zu ihm, hob ihn auf, das Blut rann Ephraim von der Stirne, die scharfen Steine hatten ihm das Gesicht zerschunden.

Nach einer Weile ſprang Ephraim abermals aus dem Wagen, Nathan kehrte ſich nicht daran, knallte mit der Peitſche und fuhr davon; Ephraim ſetzte ſich in den Graben am Wege, und ſah ſeinem Bruder mit Thränen in den Augen nach; als er die Staubwolke nicht mehr ſah, rannte er ihm nach, weinend und ſchreiend, aber Nathan hörte nicht. Jetzt ging es bergauf, Ephraim ſtrengte ſeine letzte Kraft an, ſchrie und rannte; keuchend kam er bei Nathan an, der ihm, ohne ein Wort zu reden, die Hand reichte, und ihn in den Wagen hob.

„Meine Frau freut ſich ſehr auf deine Ankunft," ſagte Nathan endlich, „ſie kennt dich von alten Zeiten her, wie ſie ſagt, erinnerſt du dich der Roſa Petzholdt, der Tochter unſeres Schreiblehrers? das iſt meine Frau."

Ephraim kniff die Lippen übereinander. „Ich will bei unſerm Bruder Maier abſteigen," ſagte er endlich nach einer langen Pauſe.

Vor dem Thore ſtand eine weibliche Geſtalt in Trauer gekleidet, ſie ſtreckte beide Hände nach dem Ankommenden aus; Nathan hielt ſtille, Veilchen ſtieg ein, ein Schmerzensſchrei und ſie lag ihrem Bruder Ephraim weinend an dem Hals, dann ſtreichelte ſie ihm wieder die Stirn und das Kinn und blickte ihm treuherzig in das unſtete Auge.

„Woher ich ſo zerſchunden bin, fragſt du?" begann

Ephraim, „ich bin auf meinem Wege über Steinhaufen gefallen, warum trägst du aber Trauer auf dem Leib?“

Veilchen erzählte nun, daß sie seit einem halben Jahre als Wittwe in ihre Heimath zurückgekehrt sei; sie bat mit den innigsten Worten ihren Bruder, bei ihr zu wohnen; sie wollten sich ein friedliches Leben auferbauen, heimisch und still mit einander ihre Tage verbringen, sie beschrieb es ihm, wie sie ihm sein Zimmer eingerichtet habe, sie malte es in den lockendsten Farben, wie sie für ihn sorgen, ihn pflegen wolle, als Mutter, als Gattin, als Schwester, Alles wollte sie für ihn thun, Ephraim aber antwortete kalt:

„Es ist am gescheitesten, du heirathest wieder, Veilchen; ich will nicht, daß die Leute auf unsere Wohnung deuten und sagen: „„dort wohnen zwei bankerutte Wittwen;““ nein, nein, auch bleibe ich nicht hier.“

Als sie zum Thore hineinfuhren nahm Ephraim die Hand seiner Schwester und sagte:

„Erinnerst du dich noch der Geschichte der Ruth aus der Bibel? als die edle Mutter verarmt von der Auswanderung nach Bethlehem heimkehrte, staunte die ganze Stadt und sagte: „„Ist das Amorosa?““ sie aber sprach: „„Nennt mich nicht mehr Amorosa, nennt mich Dolorosa, denn der Herr machte mir bitter und wehe.““

Als ich Abſchied nahm,
Waren Kiſten und Kaſten ſchwer,
Als ich wied'rum kam
War Alles ſo leer.

Ich ſtehe hier als Bettler, laßt mich nicht nicht verhungern, Hiob iſt mein Name.

Alles ſchwieg, man ſtieg bei Maier ab, der im elterlichen Hauſe wohnte.

21. Werthers Leiden.

Mir hat ſich Traum und Wachen ſo verworren,
Und Grab und Jugend, daß ich ſchwankend zaudre,
Nach irgend einem Lebensgut zu greifen.
Vor allen Blüthen ſteh' ich fern und ſchaudre,
Als würden ſie vor meinem Hauch verdorren,
Und nie zu labungsvollen Früchten reifen.
So muß ich unſtet ſchweifen,
Aus meiner Liebe Paradies vertrieben,
Bis ich gelernt, vom Ird'ſchen mich entkleiden
Und an dem Troſte weiden,
Daß dieſe Ding' in leeren Schein zerſtieben,
Und nur die drinnen wohnenden Gedanken
Sich ewiglich entfalten, ohne Wanken.

A. W. Schlegel.

Mehrere Tage lag Ephraim zu Bette und nahm keinen Beſuch an; in der Breslauer Judengemeinde wechſelten die fabelhafteſten Gerüchte von dem Schickſale und dem Ausſehen Ephraims. Am Ausgange der Brodyer Synagoge ſprach man beſonders lebhaft darüber, und Heymann Liſſe machte Alles lachen, indem er bemerkte, es gäbe Kühe, die man nicht melken kann, weil ſie ſich ſelber die Milch ausſaugen, wenn man ſie nicht kurz an die Krippe anbindet.

Solches Gespötte ahnte Ephraim, darum wollte er Niemanden sehen, nur als Philippine kam, lächelte er wieder und bat, daß man sie eintreten lasse.

„Wie gefällt dir mein Gesicht?“ fragte Ephraim, „nicht wahr, das sind modische Schönpflästerchen.“

„Du wolltest ja zu den Wilden, und hast dich vorher **comme il faut** tätowirt,“ erwiederte Philippine.

Mit dieser einzigen Antwort war Ephraim plötzlich wieder in das ganze alte Verhältniß zu seiner muntern Cousine versetzt; die zehn Jahre, seitdem er sie nicht gesehen, hatten wohl ihre äußere Erscheinung ganz und gar, aber ihr eigenthümliches Wesen auch nicht im Geringsten verändert, sie war noch immer dieselbe graziöse Unruhe, dieselbe kecke Laune.

„Was siehst du mich so an?“ fragte sie, „willst du mich ganz genau sehen, siehst du, so bin ich;“ sie drehte sich auf dem linken Fuße im Kreise herum, und machte einen Knir.

„Du siehst recht respektvoll aus,“ bemerkte Ephraim.

„Ach Gott, schweig mir davon,“ erwiederte Philippine, „es hat mich genug geärgert, daß ich nicht mehr Würde, mehr **aplomb**, wie Täubchen sagen würde, habe; da behandeln mich die Leute noch immer, wie wenn ich sechszehn Jahre alt wäre, und wenn ich was Ernsthaftes sage, oder fest auftreten will, lachen sie. Ich habe mir eine Zeit lang viel Mühe gegeben,

ſtolz und ruhig einherzutrampeln, ſiehſt du ſo, und mit der Hand nur ſo leiſe eine Bewegung zu machen oder huldvoll zu lächeln, aber da iſt's mir bald zu eng geworden, ich hab' all die Bänder heruntergeriſſen und jetzt iſt mir's wieder wohl; es gibt nichts Langweiligeres, als die ſogenannte Würde."

Ephraim merkte es nicht, daß ſeine Couſine ihre natürliche Laune hier gerne noch etwas ſteigerte, um ihren „Vetter von der traurigen Geſtalt" aufzuheitern. Die Stadtgeſchichte, d. h. die Geſchichte der Judengemeinde, in den letzten zehn Jahren bot reichen Stoff, in die Erzählung Philippinens miſchte ſich trotz aller Gutmüthigkeit, doch eine gewiſſe Mediſance und Spottſucht; aus den Peripherien der Stadtgeſchichten gelangte man bald wieder in das Centrum der Familiengeſchichten.

„Was ſagteſt du dazu," fragte Philippine, „daß deine Schwägerin Täubchen mit einem Todtenkopfe* davon geflogen iſt? es war ein ſchöner Offizier, ein Menſch „wie ein Andonis;" und weil Ihr Kuh heißt, hat deine Schwägerin geglaubt, müſſe dein Bruder auch Hörner tragen; ſolche Art „Morgen- und Abenteuer" gehören auch in das **Nécessaire** einer Dame der **haute volée**. Täubchen hat auch reiten gelernt, und ihren Stallmeiſter einmal gefragt: „„ob das Pferd auch religiös wäre""

* Ziethen'ſcher Huſar.

(ſie meinte nämlich: fromm). Sie gab auch große Geſellſchaften, und die „Herren Chriſten“ ſpotteten über ſie, wenn ſie ſich bei ihr voll gegeſſen hatten; nie lud ſie einen Juden ein, denn „„ich bin **responsable** für ihre Verſtöße gegen den **bon ton**.““ pflegte ſie oft zu ſagen, und die „Herren Chriſten“ ſollten auch in ihrer Umgebung nie merken, daß ſie eine Jüdin war. Deine Schwägerin Roſa, die iſt ſo lieb, zum Küſſen, ſo gut und herzig, aber es gibt nichts Aergeres als ſo eine getaufte Jüdin, da iſt nichts als Hochmuth und Schminke. Es iſt ſchade, daß Täubchen nicht mehr hier iſt, denn ſie hat mir viel Spaß gemacht und ich war ganz allein in „**faveur**“ bei ihr. Ich kann ihre Bildung mit nichts Anderem vergleichen, als, ſie iſt ſo, wie wenn eine Schauſpielerin, auf einem Backen geſchminkt, auf die Bühne käme. Am meiſten Mitleid hatte ich mit deinem Bruder; dem guten Chajem war es wind und wehe in den vornehmen Geſellſchaften, wo er ſelber den Vornehmen ſpielen mußte; wenn er zu mir kam athmete er wieder frei auf; jetzt iſt er mit Täubchen nach Paris gereist, er will ſich dort operiren laſſen, nämlich das Horn des Ueberfluſſes vom Kopfe nehmen.“ — —

„O ich Unglückſeliger!“ ſagte Ephraim zu ſich, als Philippine weggegangen war, „dieſes Weſen mit der ewigen Elaſticität des Geiſtes hätte ich mein nennen dürfen, wenn ich nicht blind, verblendet geweſen, von

der Lerche verlangt hätte, daß sie die Weise der Nachtigall singe. Klugheit, warum so spät, zu spät?“ —

Alles Härmen und Grämen nützte nichts, das sah Ephraim wohl, darum suchte er sich auch aus den dürren Brettern der Resignation einen Sarg zu zimmern, in welchem er sein noch übriges Leben sanft bestatten wollte.

Den ersten Ausgang machte Ephraim zu seinem Bruder Nathan, der vor dem Thore in einem Garten wohnte; er traf seinen Bruder allein, seine Schwägerin war ausgegangen.

Nathan zeigt nun Ephraim sein Haus, die bequeme Einrichtung u. s. w.

„Komm her, Ludwig,“ rief Nathan einem schönen Knaben von ungefähr sechs Jahren zu, der auf der Hausflur sein Steckenpferd ritt, „gib dem Herrn eine Hand, das ist der Onkel Ephraim.“

„Hast du mir auch was mitgebracht, und darf ich mit dir in deinem Wagen fahren?“ fragte der Knabe.

Das Angesicht Ephraims verfinsterte sich, das Bewußtsein seiner Armuth fiel ihm schwer aufs Herz, er konnte nicht einmal diesen Knaben beschenken, er küßte ihn auf die Stirne und den Mund, es war die Stirne und der Mund seiner Mutter, der Knabe ritt davon. Nathan führte seinen Bruder im Garten umher, plötzlich

blieb Ephraim stehen, fuhr sich mit der Hand über die Stirne, und stampfte auf den Boden.

„Sieh', Bruder," sagte er, „du stehst hier auf eigenem Grund und Boden, ein Stück von der großen Erde ist dein, bis hinab in die tiefste Tiefe, bis hinauf zur Himmelshöhe ist es dein, du hast festen Fuß auf der Erde, und ich? Ich kann mit Christus sagen: ich habe nicht, wo ich mein Haupt niederlege; das Blatt, das ich vom Baume, die Blume, die ich von der Wiese pflücke, sind sie mein? nur eine Hand breit Erde möcht' ich zu eigen haben, draußen, wo Frühling und Winter, Sonne und Sturm auch über meiner Erde aufgehen; ich bitte dich, Nathan, gib mir ein kleines Stück Gärtchen, ich will dir einen Zahn aus meinem Munde dafür geben, welchen du willst, der ist noch mein eigen; ich bitte dich, lache nicht, ich bin kein Kind, und doch, zeigt sich nicht schon darin, daß die Kinder gerne umzäunte Gärtchen für sich haben, eine tiefe Bedeutung? sieh', Bruder, der Grundgedanke ist der Gedanke auf Grund und Boden, auf Besitz, nicht wahr?"

„Du kömmst zum Einkauf, wenn der Markt sich schon verlaufen hat," erwiederte Nathan, seinen Bruder abermals scharf fixirend, „du gelangst etwas zu spät zur Einsicht von der Nothwendigkeit und Annehmlichkeit des Besitzes; zum Grundbesitz hättest du, wie du ja wohl weißt, in deiner jetzigen Verfassung nicht gelangen

können, betrachte das Meinige als dein eigen, soll ich dein Lehnsherr sein?“ —

„Aha! ich verstehe,“ unterbrach ihn Ephraim, „ich kann als Jude keinen Grundbesitz haben, verzeihe mir, ich hatte vergessen, daß das eine christliche Sonne ist, die über uns scheint, das sind ja christliche Vögel, die da fliegen, lauter christliches Gras und Blumen.“ —

Man hörte die Gartenthüre gehen. „Meine Frau,“ sagte Nathan; Ephraim schrack zusammen, zu keiner unpassenderen Zeit hätte er Rosa wiedersehen können, als eben jetzt, da die schrillende Dissonanz der Glaubensunterschiede noch in seinen Ohren gellte.

Rosa reichte ihrem Schwager die Hand und hieß ihn herzlich willkommen; Ephraim wagte es kaum, die Augen zu erheben und die reizend-majestätische Gestalt Rosa's zu betrachten. Nach und nach verlor indeß Ephraim immer mehr seine Schüchternheit, er forschte in ihren Zügen, es waren noch dieselben, die sich einst in seinen Jugendtraum eingeprägt hatten, und doch waren sie wieder ganz anders; die heitere Freundlichkeit Rosa's überließ Ephraim nicht lange seinen Grübeleien. Es lag so viel besonnene Ruhe und Klarheit, so viel Weisheit in ihrem ganzen Wesen, daß man sich unmittelbar angezogen und in eine klare Athmosphäre versetzt fühlen mußte; auch dem zarten Scherze huldigte Rosa gerne, jedoch mit einem gewissen ruhigen Lächeln, wobei

man nicht aus ſeiner würdevollen Haltung kam, ihre Rede ermangelte des Witzes und war doch des Scherzes voll.

„Ich habe auch noch eine Reliquie von Ihnen,“ ſagte ſie unter anderem zu Ephraim, „das ABC, das Sie mir in der Schreibſtunde bei meinem ſeligen Vater verzeichneten, habe ich lange Zeit in meinem Geſangbuche liegen gehabt, bis ich's einmal auf dem Kirchgange verloren hatte, als ich es wieder fand, habe ich's beſſer aufbewahrt, ich will es Ihnen einmal zeigen; ach! es waren doch ſchöne Zeiten, da wir noch ſo jung waren.“

„Wenn nur der Vater nicht ſo ſtark auf die Finger geſehen und geklopft hätte,“ bemerkte Nathan lächelnd. Roſa ſchlug ihren Gatten mit dem Fächer auf die Finger und auf den Mund.

„Es iſt doch ſonderbar,“ ſagte Ephraim zu Roſa, als er mit ihr allein war, „die Grauſamkeit des Schickſals zeigt ſich oft auf eigenthümliche Weiſe, wir ſchweifen oft in die weite Welt hinaus, tappen im Blauen umher, und mühen uns ab, das zu finden, was unſer Herz ſucht, und am Ende iſt es die Wandnachbarin im heimathlichen Hauſe, die unſer Herz erfüllen ſoll, nur die Spalte in der Mauer fehlte, daß ſich die beiden für einander Geſchaffenen wie Pyramus und Thisbe verſtändigen konnten, glücklich! wenn ſie ſich nicht zu ſpät wieder finden.“

„Sie machen, wie ich höre, ſo ſchöne Gedichte,“ erwiederte Roſa leichthin, „darf ich mir Etwas ausbitten?“

„Alle, alle, wenn Sie wollen.“

„Nein, nicht das, ich bin nicht ſo unbeſcheiden, daß ich das verlange, nur um dieſes bitte ich Sie: verſprechen Sie mir, auf Ihr Manneswort, daß Sie nie ein Gedicht auf mich machen, weder zum Lob, noch zum Tadel, wenn Sie mir das nicht verſprechen, ſo könnte ich kein Wort frei reden und mich nicht ſo geben laſſen, wie es ſich unter Verwandten gehört, immer müßte ich denken: jetzt hat er dich wieder weggeſchnappt, alſo Sie verſprechen mir's?“

„Da Sie es wollen, ſo verſpreche ich's gerne.“

Ephraim wußte nicht, hatte ſeine Schwägerin ſeine anfängliche Rede nicht verſtanden, oder wollte ſie ihn durch eine geſchickte Finte ablenken. Roſa ſchien gar keinen Sinn für ſeine grübelnden Selbſtqualereien zu haben, ſie war ſo heiter und frei wie Philippine, nur ruhiger, man möchte ſagen, logiſcher.

Abermals mit ſchweren Gedanken in der Seele, wanderte Ephraim nach Hauſe. „Dieſe Himmelsklare hätteſt du dein nennen dürfen, auf ewig, ſie war dir vom Schickſale zugewieſen, du aber haſt, wie die Kinder in der Fabel, immer die alten Blumen weggeworfen, und neue aufgerafft, bis du zuletzt auf dürrer Haide einſam

stehen und welke Blätter in der Hand hält.“ So sprach er zu sich, und er neidete seinem Bruder den stillen Frieden seines Hauses. Als er an der Wohnung Philippinens vorüberkam, wagte er es nicht, den Blick zu erheben, gleich einem armen Schuldner, der, von einer Verschwendung kommend, am Hause seines Gläubigers scheu vorüberschleicht, so blickte Ephraim zu Boden; er war sich des Zwiespaltes in ihm bewußt, nach beiden Seiten streckte er die Hand nach Verbotenem aus; nirgends Einheit, nirgends Entschiedenheit, weder in der Freude, noch im Schmerze, auch versuchte er keinen mannhaften Schritt, um sich zu erlösen, und Alles von sich abzuschütteln, oder auch nur, um zum unheilvollen Schmerze zu gelangen; in diesem feigen, zwiespältigen Sehnsüchteln, in dieser Wollust des Schmerzes gefiel er sich, das konnte noch das überreizteste Gemüth aufstacheln.

So lebte Ephraim für sich hin, gedankenvoll und einsam. — —

Ein Schmerzensschrei rang sich plötzlich von den Lippen vieler deutschen Jünglinge und Jungfrauen los, der Pistolenschuß des jungen Jerusalem weckte hundertfache Echo's, da und dort knallte eine Pistole im verborgenen Gebüsche, und eine schmerzvolle Seele verröchelte, da und dort grub sich ein Dolch in ein armes oder verarmtes Herz.

Mit feuchtem Blicke und zitternden Pulsen las, verschlang Ephraim die „Leiden des jungen Werther," er war schon so alt, weit über die Jünglingsjahre hinaus, und doch war ihm jedes Wort, jeder Hauch aus der Seele gestohlen, es war ihm, als würden ihm seine eigensten Lebensideen und Schicksale entwendet, und größer, tiefer vor die Augen der Welt, und dann wiederum verzerrt in fremde Beziehungen gesetzt, er zürnte dem Dichter, der ihm dieß Alles geraubt, er, nur er selber durfte und mußte vor der Welt den Verband von seinen Wunden reißen und verbluten oder frisch auferstehen, erblößt, mit dem Lorbeer gekrönt. Bald aber stieg er von dem Buch-Interesse und dem Neide hinauf zu dem Menschlichen, da verdoppelten sich die Schläge seines Herzens, alle die Muskeln seines Antlitzes waren gespannt und jede Silbe zitterte auf ihnen nach, er dankte dem Dichtergeiste, der in weiter Ferne ihm all die leisesten Zuckungen seines Gemüths nachempfunden, vorempfunden hatte; als ob ihm nach und nach die Kehle zugeschnürt würde, so las er immer weiter, bis zum Schlusse, und mit einem tiefen Seufzer schlug er das Buch zu — er hatte seinen Doppelgänger gesehen, er mußte sterben. — — —

Fast die ganze Familie war in dem Garten Rathaus versammelt, man sprach von dem Tode eines jungen Offiziers, der sich heute Nacht eine Kugel mitten durch

die Stirn geschossen, die Leiden des jungen Werthers lagen aufgeschlagen auf seinem Tische.

„Der Mensch hatte schon ein verbrauntes Gehirn und hat es nun noch einmal verbrannt," bemerkte Nathan.

„Das Buch ist tief ergreifend," seufzte Veilchen, „aber die Männer halten für Stärke, was eigentlich nichts als Schwäche ist, es ist weit stärker, ein Leben zu ertragen, als es von sich zu werfen."

„Ich habe nur mit der Lotte Mitleiden," warf Philippine dazwischen, „lieber Gott! was wäre das gräßlich, wenn man für alle die Leute verantwortlich wäre, die sich in einen verlieben wollen und verliebt haben; man könnte sich ja nicht mehr drehen und wenden, ohne zu fürchten, daß man einem Liebhaber auf den Schwanz tritt. Jetzt wird es Mode werden, daß man sich à la Werther kleidet: blauer Frack, gelbe Weste, weiße Pantalons, die Farben sind nur nicht recht in einander, zu gelb und weiß gehört nothwendig ein lichtbrauner Frack, und kein blauer."

„Nichts ist abgeschmackter als die Nachäfferei," bemerkte Nathan abermals, „wenn einer den salto mortale machen will, soll er ihn wenigstens originell machen, und auch seinen Erfindungsgeist zeigen. Warum beißt du die Lippen über einander und schüttelst den Kopf, Ephraim? Was meinst du zu der Spekulation, wenn

man jetzt Merino à la Werther fertigen ließe? ich glaub', er gienge reißend ab."

Ephraim antwortete noch immer nicht, unwillkürlich, als er sich in dem hier versammelten Kreise umsah, vermißte er Mathilden, er gedachte ihres Todes, er wollte ihr folgen, Rosa trat indeß zu ihm und fragte ihn in traulichem Tone:

„Warum so verstimmt?"

„Und verstummt," ergänzte Philippine.

„Halten Sie uns für unwürdig, Ihre Ansicht zu hören?" fuhr Rosa fort.

„O nein!" antwortete Ephraim lächelnd; er hatte nun gehört, wie man eine solche „Nachäfferei" beurtheile, er schämte sich selber dessen, und wollte nun jeden Verdacht der Nachahmung in der Meinung seiner Angehörigen zerstören, darum maskirte er nun seine Ansicht und begann tiefsinnig lächelnd.

„Ich sehe in dem ganzen Buche nichts als den letzten Nachzügler des überschraubten Minnethums: ein thatenloser und eingeengter Mensch sucht all sein Glück und seinen Lebenszweck in der Liebe, er nörgelt an allen Kleinlichkeiten daran herum, und weil die Liebe allein nicht befriedigen kann, ist er unglücklich, hat immer einen Fuß in der Luft und weiß nicht, wo er ihn hinsetzen soll. Hätte Werther die Lotte geheirathet, er wäre noch viel unglücklicher gewesen, denn dann hätte

er erst recht gesehen, wie noch gar viel Leeres in seinem Leben ist und „wie viel Kräfte in ihm ruhen, die alle ungenützt vermodern.“ Weil wir uns nirgends hin frei bewegen können, uns nirgends in der Totalität unseres Wesens, sei es vom Weltganzen oder vom Staatsleben, frei getragen fühlen, suchen wir all das Heil unsers Daseins in einer Turteltauben-Idylle, und werden schmählich betrogen, müssen schmählich betrogen werden. Im griechischen Alterthume fehlte die Liebe auch nicht, aber sie saugte nicht all die Lebenssäfte des Jünglings auf, das Vaterland, die Freiheit, der Ruhm, die öffentlichen Unterredungen der Weisen und die öffentliche Verhandlung der Staatsangelegenheiten, dieses Alles beschäftigte Herz und Kopf des Jünglings wie des Mannes, hier konnte man nicht zu jener Raserei gelangen, zweier braunen oder blauen Augen wegen die Welt auf den Kopf stellen zu wollen, und Alles zu durchwühlen und zu verzerren. Diese Liebesepidemie, an der die meisten tiefer fühlenden Zeitgenossen siechen, ist nichts als eine Folge der engherzigen Beschränktheit und Verrenktheit unserer Lebens- und Staatsverhältnisse, weil wir nirgends hin unsere Hände frei ausstrecken können, klammern wir uns mit ihnen um den Hals eines Mädchens und wollen in feigem Egoismus dort Alles finden, was nur ein allseitig erfülltes Leben bieten kann. Es ist eine gewaltige Gährung überall, es ist mir immer,

als ob die ganze Welt aus der Haut fahren möchte, so unbehaglich ist es Allen; mit Liebesgirren und Schwirren wird nichts gethan, die Trauringe an den Händen der Männer und Frauen sind nichts als Ringe einer großen Kette, an der die ganze Menschheit gefangen liegt." —

„So sagen die Leute alle, die mit leeren Fingern in der Luft herumgabeln," bemerkte Philippine.

„Ich wollte weiter nichts damit sagen," fuhr Ephraim fort, „als daß dieses egoistische Drängen und Treiben um eine einzelne Person oder um einen engen Kreis daran Schuld ist, daß die Welt von Pfaffen und Soldatenkönigen niedergehalten ist, in ihrem Käfig sind sie dann froh, wenn ihnen die hohen Herrschaften ein Stückchen Zucker in den Draht stecken. Es muß wieder eine Zeit kommen, wo frei und ungezwungen, in harmonischer Entfaltung aller seiner Lebenskräfte ein Jeder sich getragen fühlt, in der Harmonie eines großen Ganzen. Die Liebe und das Familienleben ist Wurzel und Gipfel aller Daseinsfreude, in der Freiheit wird es weit weniger unglücklich Liebende geben, denn die Liebe wird nicht mehr das **Va banque** des Lebens sein, und ist's verloren, so sind noch Bahnen des Handelns und Genießens genug eröffnet. Auch Verzweifelnde mag es noch geben, aber wie himmelweit ist der Selbstmord eines Cato von dem Werthers verschieden! Ach! wer

doch schön sterben könnte.“ Ephraim wischte sich den Schweiß von der Stirne.

„Nur um Gottes willen nichts vom Selbstmord,“ sagte Veilchen, mit beiden Händen in die Luft schlagend, als wollte sie das Uebel abwehren,“ ich kann mir nichts Gräßlicheres für die Ueberlebenden denken, als wenn einer der Angehörigen selbst Hand an sich gelegt hat; stirbt einer in einer Krankheit, so ist das schon traurig genug, und doch will's gar nicht in den Sinn, das er nun nicht mehr da ist, er hat ja erst vor einer Stunde noch gesprochen, Medizin genommen, aber nun gar plötzlich mit dem vollen Leben todt — es ist mir immer, wenn ich so etwas denke, als ob man mir mit einem brennenden Eisen im Hirn herumwühlte.“

„Sie haben sich sehr erhitzt,“ sagte Rosa, mit einem Glas Zuckerwasser zu Ephraim tretend, „trinken Sie; ich danke Ihnen herzlich, daß Sie so gütig waren, uns Ihre Ansicht mitzutheilen, ich kann mir's denken, daß man so etwas nicht immer und nicht zu Jedermann äußern kann. Sie sind so gut, daß Sie gewiß noch recht glücklich werden.“

Ephraim nahm lächelnd das Glas Zuckerwasser; Nathan ging im Garten auf und ab, Philippine, der das Gespräch zu ernst war, brachte es bald auf andere Thema's. — —

„O Wankelmuth, Wankelmuth,“ sagte Ephraim zu

ſich, als er wiederum allein war, „unter der Maske, mit der ich Andere täuſchen wollte, ſchaute ich tiefer in mich und fand die Wahrheit, denn es iſt Wahrheit, daß die Liebe vergänglich und die Freiheit ewig iſt. — Haben aber die Philiſter recht, wenn ſie behaupten: nur die, welche am Leben auf irgend eine Weiſe banquerott geworden, ſeien die Freiheitsſchreier? Nein, wohl iſt der Egoismus ein niedriger Hebel, aber er kann uns auch zur Wahrheit emportragen, und wen das Leben emporgeſchnellt, daß er los und ledig außer und über demſelben ſtand, der mag es freier und ungetrübter betrachten, und in das Räderwerk einzugreifen verſuchen. Ich bin alt, und will nichts mehr für mich.“ — Mit einer ſonderbaren Miſchung von Gefühlen reihte Ephraim die Leiden des jungen Werthers unter ſeine Bücher.

22. Der alte Junggeselle.

Nicht ein Wirthshaus, ein bedeutend warmes,
Keine lockenden Fräulein weht mich an:
Kalt und enge schifft ein Thatenarmer
Uebern stillen Vater Ocean.

* * *

Was ich soll, wer löst mir je die Frage,
Was ich kann, wer gönnt mir den Versuch,
Was ich muß, wie kann ich's ohne Klage?
So viel Arbeit um ein Leichentuch! —

Platen.

Ein ruhiges und ausgetobtes Leben hat der Annehmlichkeiten und Aufmerksamkeiten noch gar manche: man weiß den Thermometerstand des Tages genau, man kennt die Symptome der Wetterveränderung, man harrt der neuen Aera der Genüsse, die der nächste Monat bringt, man muß nachsehen, welch ein neues Exercitium die Rekruten heute beginnen, man weiß, wie viel heute und gestern an dem neuen Hause vor dem Thore gebaut wurde, wie die öffentlichen Spaziergänge gereinigt werden, und wer gestern bei dem Commandanten gespeist hat — das sind lauter gute

amüsante Dinge, und dann noch die Familienneuigkeiten, und wenn man einem Neffen sein Schulpensum corrigirt, oder ihm seine Gellert'sche Fabel abhört, es ist schade, daß der Tag nur vierundzwanzig Stunden hat.

So lebte auch Ephraim Jahre lang im stillen Einerlei eines alten Junggesellen; mit größerer Beruhigung als je arbeite er jetzt einige Stunden des Tages auf dem Comptoir seiner Brüder, denn er erwarb sich dadurch seinen Unterhalt, und seine Geschwister boten Alles auf, ihm ein sorgloses und heiteres Leben zu bereiten. Noch eine Sorge gebot manchfache Aufmerksamkeiten, in der Ruhe ward er erst manchfacher Uebel und des Schwindens seiner Kräfte bewußt, und jetzt, da ihm das Leben nichts mehr bot, mußte er die höchste Sorge zu dessen Erhaltung aufbieten; die Eisentinctur, die ihm sein Arzt, der Doctor Koreff, verordnet hatte, trug er stets bei sich, um sie zur festgesetzten Stunde nehmen zu können, und als er einst zu Philippine kam, nahm sie schnell den Schlüsselbund von ihrer Schürze, „denn," sagte sie, „ich muß fürchten, daß der Vetter Eisenfresser mir noch einmal all meine Schlüssel verschluckt."

„Ich fürchte nichts so sehr, als den Wahnsinn," sagte Ephraim einmal zu ihr, und setzte sich auf den Boden, „mit geknickten Gelenken als ekler breiiger Wust im Leben herumgeschleppt zu werden, pfui! das muß gräßlich sein, warum schießt man tolle Hunde und nicht

auch tolle Menſchen todt? Jedes Dorf und jede Stadt ſollte ein Invalidenhaus haben, wo alle alten Menſchen, Männer und Frauen, ohne Unterſchied reich und arm, hinkommen, da kann dann jeder nach ſeiner Bequemlichkeit und ſeinem Vermögen leben und ſterben, und die Jungen genießen dann frei und froh des Lebens, kein dürrer Knorren ſteht inmitten der grünenden und blühenden Welt, der Jugend gehört das Leben und die Welt, warum ſtirbt man nicht, wie die Blume, wenn man geblüht hat? — Oft, wenn ich allein bin, irren und ſchwirren Millionen dämoniſcher Gedanken um mich her, und krampfen ſich in mein Gehirn ein, mir ſchwindelt, ich taumle, ich muß ſchreien — vor meiner Stimme fürchten ſie ſich dann wie die Mäuſe, und ſchlupfen in ihre Löcher. Wenn ich Nachts im Bett liege, ganz ruhig, ohne mich irgend zu bewegen, die Augen geſchloſſen, ich ſehe gar nichts, da ſchweift denn die Phantaſie ruhelos, ziellos umher, oft fühle ich mich weit, weit getragen, ich denke über Religion, Gott, Tod, da iſt es mir denn, als ob ich plötzlich an eine eiſerne Decke anprallte oder ins bodenloſe Nichts verſänke, ich muß fliegen, zerſchmettern, wie eine hohle Eierſchale, ich weiß mir dann gar nicht mehr zu helfen, ich ſterbe faſt vor Angſt und Unruhe, kennſt du das auch, wenn ſo eine kläffende Meute von böſen Geiſtern plötzlich auf ein Mal losgelaſſen wird? überall hacken

sie sich ein und zerren es blutig, wenn ich einen Gedanken ruhig verfolgen will, kommen plötzlich alle die Hunde, ich muß dann die Augen aufreißen, um doch wieder etwas zu sehen, das mich anderswohin hetzt und erlöst; ich sehe das fahle Licht durch mein Fenster scheinen, das thut mir wohl, ich zähle die Scheiben, ich werde wieder ruhiger, ich werfe einen Stuhl um, und stelle ihn wieder auf, das bringt mich immer auf andere Dinge, ich stehe dann oft auf, und sehe zum Fenster hinaus, ich sage dann zu mir: siehe, dort wohnt der Lippimann Maier, dort wohnt ein Schuster, und daß ich dieß noch weiß, ist mir Bürge, daß ich noch im Geleise der gewohnten Vernunft bin; — aber Liebe, ich fürchte, ich werde noch wahnsinnig, wirf mich nur gleich die Trepp hinab, wenn ich wahnsinnig zu dir heraufkomme; fasse meine Stirne an, wie sie brennt, in dem beinernen Topf kocht und brodelt mein Gehirn, ich fürchte, ich fürchte, es läuft noch über."

„Nichts ist widerwärtiger, als wenn Jemand mit einer geladenen Pistole spielt, ich bitte dich, steh auf," erwiederte Philippine, ohne ihre Fassung zu verlieren, „es ist nicht artig von dir, mich so zu ängstigen, du quälst dich und mich." Sie legte ihre Hand auf die Stirne ihres Vetters, der durch diese Berührung plötzlich umgewandelt schien, „ich glaubte, du wärest ganz glücklich und heiter," fuhr Philippine fort.

„Ich habe ja Alles verloren.“

„Das thut nichts,“ lächelte Philippine, „wenn man mir heute einen Arm amputirt, freue ich mich morgen mit dem noch übrigen, ich hätte mir's ja auch müssen gefallen lassen, wenn mich Gott nur mit einem Arm in die Welt geschickt hätte; wenn ich nur alle Menschen auch so vergnügt und zufrieden machen könnte.“ Sie nahm ihre Laute und sang ein altes Lied von der Zufriedenheit. Diese Töne, diese Worte träuften Himmelsthau auf die verschmachtenden Lebensgeister Ephraims, mit verklärtem Antlitze saß er da und plauderte dann noch lange mit seiner Cousine, er erzählte, wie er äußerlich das gewöhnliche Leben eines alten Junggesellen zu führen scheine, daß aber sein Inneres stets erregt und jugendfrisch sei, er zehre von seiner Vergangenheit. Das sei es, was ihn oft an den schwindlichen Rand des Wahnsinns führe, manchmal aber pflücke er hier auch eine kleine Blume, ein kleines Epigramm.

„Du weißt doch, daß „Epigramm“ ein griechisches Wort ist, und ursprünglich Aufschrift heißt,“ setzte Ephraim hinzu, „gerade in dem Widerspiel der Reflexion und des Gegenstandes liegt der Witz, verstehst du das?“

„Kommst du mir wieder mit deinem Kathedertone, dann lauf ich dir gleich davon,“ erwiederte Philippine, „zum Beweise aber, daß ich dich verstehe, erlaube ich

dir, ſo viel Epigramme, als du nur willſt, auf mich zu machen, im Gegentheil, ich bin dir recht dankbar dafür, denn ich ſähe mich gerne auch einmal in dieſem Spiegel."

Ephraim erklärte nun, wie er die Gegenwart und den fliegenden Moment ſelten poetiſch verklären könne, da all ſeine Poeſie eine gewiſſe perſpectiviſche Reflexion haben müſſe, wie der Maler nicht unter oder dicht neben dem Baume, den er zeichne, ſitzen könne, ſondern nur in beſtimmter Entfernung die Umriſſe ſcharf ins Auge zu faſſen vermöge, ſo bedürfe er einer gewiſſen Zeitferne, um die Lebenserſcheinungen im Spiegel der Poeſie zu feſſeln, der dem abgeſpiegelten Gegenſtand manchmal eine hellere Glaſur verleihe, ihn manchmal aber auch verzerre; am liebſten dichte er im Namen fremder Perſonen, ſo werde er zu vielen Epigrammen gereizt, indem er ſich in die Anſchauung Schnauferle's verſetze.

„Ich kann mir doch nicht recht denken, wie man ſo ein Gedicht macht," bemerkte Philippine ſchalkhaft.

Da kann ich dir vom letzten Sonntag das merkwürdigſte Beiſpiel bringen. Ich ſehe Morgens zum Fenſter hinaus, es regnet furchtbar, man läutet eben zur Kirche, da bemerke ich, wie mein Nachbarstöchterchen am Fenſter drüben zum Himmel hinauf ſieht, und dann wieder an ihrem feinen ſchönen Sommerkleid

zupft; ich dachte an ein Gespräch mit meiner Schwester Veilchen, die vor vielen Jahren die Wonnen einer christlichen Kirchgängerinn so überschwänglich geschildert hatte, aber schnell juckte mich der Spott, und indem ich mich in die Sinnsweise meines Nachbartöchterchens versetzte, dichtete ich:

„Das fromme Mädchen.

Wenn Gott doch gutes Wetter gönnte,
Daß man zur Kirche gehen könnte!
Man leidet ärger als ein Heide. —
Wer sieht mich hier zu Haus' in meinem neuen Kleide?"

Philippine schien sonderbarer Weise nicht sehr erheitert an diesem Gedichte, denn sie bemerkte:

„Es geht mir auch oft so, ich versetze mich gerne in das Denken und Treiben der Menschen; wenn ich über die Straße gehe, möcht' ich immer wissen, was all die Leute denken, die da Holz spalten, Waare führen, spazieren fahren, vielleicht geht da einer mit Liebes- und neben ihm einer mit Mordgedanken; meistens, besonders aber Sonntags, kömmt mir's vor, als ob die ganze Welt nießen möcht' und nicht kann, weißt du, da prickelts und kitzelts so im ganzen Gesicht, und ist einem doch nicht recht wohl." — —

Der Umgang mit Philippinen war für Ephraim stets erheiternd, auf das Tollste und Aberwitzigste, was

er vorbringen mochte, ging Philippine immer gutwillig ein, ließ es aber bald fallen, ebenso wie das Tiefe und Durchdachte, das er als Gesprächsstoff aufwandte; ihre muntere Lebensanschauung, so wie die manchfachen Artigkeiten, die er ihr sagte, verbrauchte er zu vielen kleinen Gedichten, und freute sich höchlich, als er ihren Namen Philippine in den classischen Phyllis umgewandelt hatte.

Bei Veilchen, seiner Schwägerin Rosa und Philippine verbrachte er wechselsweise seine meiste freie Zeit, er vermied gerne den Umgang mit Männern und behagte sich fast nur hier bei den Frauen, wo man seine Reizbarkeit und Bizarrerie gelten ließ, wo er als geistiger König auf allerlei Weise imponiren und gefallen konnte; die Prärogative der Genialität, die er in früherer Jugend schon einmal genossen, suchte er sich wiederum anzueignen, er wußte nicht, daß man ihm Vieles gewährte, nicht weil man es seiner Uebermacht, sondern weil man es seiner Schwäche hingehen ließ. Außer den Frauen ging Ephraim am liebsten mit Fremden um; in dieser flüchtigen, blos gefälligen Berührung hatte Niemand weder das Recht noch die Gelegenheit, in sein inneres Versteck vorzudringen, und ihm dort seine liebgewordenen Eigenheiten anzutasten.

Bei alle dem war Ephraim noch immer weder zufrieden noch einheitsvoll, oft übermannte ihn das

Gefühl seiner Abgestorbenheit, er ward sich seiner Beziehungen zu Rosa und Philippinen bewußt, er fürchtete sich vor sich selber und griff wiederum nach der alten schmählichen Waffe, indem er sich in der Niedrigkeit zu betäuben suchte, das gelang wohl auf Augenblicke, um so schneidender aber war das Erwachen.

Gleich einem Vogelsteller war es dann seine besondere Freude, Witzspiele oder andere geflügelte Gedanken einzufangen, mit Trauer bemerkte er aber das Schwinden seines Gedächtnisses, im Nu waren sie ihm davon geflogen und er konnte sie nicht mehr erreichen; dieses Bestreben, jeden fremden und eigenen prägnanten Gedanken festzuhalten, mordete selbst seinen Schlaf. Wenn er im Bette lag, und wie das Auge sich geschlossen, sich nach und nach auch eine magische Decke über das Auge seines Bewußtseins auszubreiten begann, stieg plötzlich ein frappanter Gedanke in ihm auf, er wollte ihn festhalten und doch seine Ruhe nicht stören; fest drückte er ihn in seine Seele ein, um ihn nie zu vergessen, aber in das süße Vergessen des Schlafes war dieser Gedanke wie ein brennender Pfahl eingerammt, ermattet wachte er auf, er suchte den Gedanken, und fand nichts als einen kahlen dürren Pfahl, untauglich eine Blüthe zu treiben.

Eines andern Morgens erwachte er, es war ihm, als ob ein goldener Lichtgedanke sich durch sein Traum-

leben hindurchgezogen hätte, er riß alle die in süßen Schlaf eingewiegten Erinnerungen von ihren Schlummergefühlen, verstört blinzten sie ihn an, er aber stieß sie von sich, er suchte jenen Lichtgedanken, der aber war verschwunden — und mit Fieber und Schwindel stand er auf, und war den ganzen Tag schwächlich und gereizt. Wie die Lottospielerin sich Morgens in ihrem magern Bette aufrichtet, sich die Augen reibt, hin und her besinnt und quält und fast rasend wird, sie erinnert sich genau, daß sie ihre Glücksnummern geträumt, aber die Ziffern! die Ziffern, wer findet sie? endlich findet sie diese und jene, aber sie glaubt nicht recht, daß dieß die geträumten sind, nein gewiß nicht, und doch, doch sie setzt sie — so begnügte sich auch Ephraim mit irgend einem Gedanken, der ihm durch die fieberhafte Anstrengung jenes Gedächtnisses aufschoß.

Stundenlang stand oft Ephraim vor dem Spiegel und starrte sein Abbild an. Als ihn einst Philippine darüber zur Rede stellte, sagte er: Nur so, wenn ich durchaus keinen fremden Gegenstand, und nur mein eignes Abbild, das mit meinem Schauen zusammenfällt, betrachte, nur so kann ich mich am leichtesten von allen Gegenständen der Welt abziehen, und mich in das allgemeinste und reinste Dasein versenken, du kannst dir kaum denken, welch ein Hochgenuß das ist, nicht mehr diese Person, der Ephraim, sondern blos überhaupt zu sein."

„Du haſt recht, ich kann mir's nicht denken, aber ich bin auch eine Spiegelfreundin, ich glaub', es wäre mir unmöglich, einen ganzen langen Tag in einem Zimmer zu ſein, in welchem kein Spiegel iſt; nicht aus Eitelkeit, aber es fehlt mir Etwas; ein Zimmer ohne Spiegel iſt blind. Das erſte, womit man ein Zimmer möblirt, iſt, daß man einen Spiegel hineinhängt, dadurch wird es ſogleich wohnlich, man denkt: da waren oder ſind Menſchengeſichter, die ſich darin beguckt haben. Der jüdiſche Trauergebrauch hat mich immer am meiſten gerührt, daß man im Trauerhauſe die Spiegel auf's Geſicht hängt; weißt du, warum in den Kirchen und Synagogen keine Spiegel hängen?"

Ephraim folgte nun hier endlich zum erſtenmale mit freundlicher Hingebung den unſteten Geiſtesſprüngen Philippinens; ſie erzählte ihm, daß ſie jedesmal, wenn ſie aus einer Geſellſchaft nach Hauſe komme, faſt unwillkührlich eine Zeit lang in den Spiegel ſehe, ohne ihre Toilette zu verändern, „denn," ſagte ſie, man muß doch auch nochmals wiſſen, wie man von den Leuten angeſehen worden iſt; früher, in meinen jungen Tagen durfte ich mir immer ſagen: du warſt doch recht nett, aber jetzt bin ich ſchon in die Zeit der Spiegelfechterei vorgerückt, ich meine immer, das Glas müßte Fäden haben, weil ſich ſo kleine Einſchnitte im Geſichte zeigen, es will mir gar nicht in den Kopf hinein, daß man

auch alt werden muß, und wir wollen's auch nicht werden, nicht wahr, lieber Vetter?"

Ephraim erkannte, wie ungerecht es wäre, diese harmlose Seele in den chaotischen Wirrwarr innerlicher Grübeleien hineinzuzerren, er verhehlte daher seine zweite Absicht bei jener indischen Versenkung in das allgemeine Sein gegen Philippine, denn es schwindelte ihm selber davor, daß er diese Absicht erreiche. Durch dieses Anschauen seiner äußeren Erscheinung wollte er einen Standpunkt außer und über sich erobern, dann erst glaubte er frei zu sein und sich über sein zeitliches Ungemach erheben zu können, wenn er sein zweites Ich wirklich und wahrhaft, auch als äußern Gegensatz errungen, daß er sich selber wie einen Fremden betrachten konnte. Darum betrachtete er stundenlang alle diese Züge, diese Augen, diese Stirne, und warf sie weit weg von sich, dem andern Ich, welches dieses Alles betrachtete; einmal gelangte er so weit, daß er diese ganze Erscheinung verlachte und gegen sie die Zähne knirschte; plötzlich fühlte er sich mit dämonischer Gewalt wie von hinten gepackt, er fiel ohnmächtig zu Boden.

Nie konnte Ephraim mehr ohne Schauder in den Spiegel sehen.

In diesem Leben voll fieberhafter Zuckungen und gewaltsamer innerer Zerfaserung fehlte es indeß auch nicht an lichten Punkten, wo Ephraim sich des harmonischen

Zusammenklangs aller seiner Lebenskräfte, geistigen wie körperlichen bewußt war; das war dann die reine und unmittelbare Freude des Seins, wenn er, die Arme auf der Brust übereinandergeschlagen, nichts hielt als sich selber, an keine fremde Brust, an kein Ereigniß, an keine Idee und keinen Wunsch sich lehnte; diese Daseinsfreude war weit entfernt von jener Art, wie sich der Jüngling voll strotzender Kraft bäumt und eine Welt voll Lust aus seiner Seele jauchzt. Ephraim freute sich über seine Freude, und apostrophirte sich dann im Innern das Leben noch zu genießen; diese Freude über die Freude, diese Apostrophen waren dann auch der eigentliche Genuß und die Erhebung, denn selten gelang ihm in Wahrheit, was er so schön erkannte und wünschte.

In einer solchen Stimmung schrieb er einst das Gedicht:

Der Geburtstag.

Meinen fünfzigsten Geburtstag
Bringen mir die Horen heut.
Und wer weiß, ob mich die Parze
Einen mehr erblicken läßt.
Drum so laßt mich eilig leben,
Eh' mir dieses Licht verlischt;
Eh' das Alter meine Stirne
Tiefer pflügt, und Lilien
Ueber meinen Scheitel streuet.
Eilig laß mich jeden Gram,
Der am Leben nagt, verscheuchen:
Sorgen für die Folgezeit

Schnellen Winden übergeben
Und mich ganz der Freude weih'n.
Knabe gib mir frische Rosen!
Hole Wein und Phrynen her!
Theilet euch in meine Tage,
Bassareus und Cypria!
Und wenn Atropos den Faden
Meines Lebens einst zerreißt,
Fliehe, gleich der Heidelerche,
Trauter Seelchen, singend weg!

Dieses gemachte horazische Bacchanalienwesen mit seinen erlogenen Formen konnte nie die wahre erlösende Gewalt der Dichtung auf den Dichter ausüben; nie hatte sich Ephraim sein Haupt, das ein schöngeflochtener Zopf schmückte, mit Rosen bekränzt, und wenn er einen Becher Weins trank, taumelten seine Sinne; das war aber die Zeit, in welcher der weinselige Gleim „nüchtern die Trunkenheit sang," in den Grundzügen mögen jene Ausprüche und Apostrophen Ephraims wahr sein, weil er sie aber nur mit dem olympischen Apparat in die Poesie übersetzen konnte, so blieb diese ewig von seinem Leben getrennt, er konnte nicht das Unmittelbare und Ureigne seines Lebens darstellen, und in der Dichtung verklären, diese ganze klassische Kunstpoesie stand auf thönernen Füßen, und wurde vom Leben tagtäglich umgestürzt.

Oft sang daher auch unser Dichter seinen „Abschied von den Musen oder Schwanengesang":

Meine Haare
Grauen ſchon,
Fünfzig Jahre
Sind entflog'n.

Meinen Buſen,
Welch' ein Schmerz!
Fliehen Muſen,
Witz und Scherz.

Muſen! Leiden
Bracht ihr mir,
Geht mir ſcheiden
Für und für.

Es iſt aber längſt bekannt, wie dieſe Scheidebriefe der Dichter an die Muſen gemeint ſind, ſie gleichen der ewigen Trennung von der Geliebten. Die Untreue gegen den einmal ausgeſprochenen Vorſatz iſt ſo ſüß und reizend und kann ſich eben ſo gut als Treue geltend machen, daß man mit reuigem Lächeln gerne und oft wiederkehrt. —

23. Herüber und hinüber.

Es wohnet und lebet allgegenwärtig der Aether.
Daß ein liebendes Volk, in des Vaters Armen gesammelt,
Menschlich freundig, wie sonst, nur Ein Geist allen gemein sei.
Aber weh! es wandelt in Nacht, es wehet wie im Orkus
Ohne Gesetzliches unter Geschlecht.

Hölderlin.

Die Zuvorkommenheit und Anschmiegsamkeit Ephraims gegen Fremde und Empfohlene war in der Gemeinde zu Breslau fast sprichwörtlich geworden; in das sumpfige Einerlei seines Alltagslebens kam durch die Ankunft eines Fremden plötzlich ein frischer Windhauch, in der Anschauungsweise eines Fremden gewann das Gewöhnte eine neue und frische Färbung; Ephraims Freude bestand meist nur noch darin, daß er andere erfreut sah. In dem genau umschriebenen Kreise des Familienlebens hatte seine Liebe nicht Befriedigung gefunden, er dehnte nun die Grenzen aus, so weit er konnte.

„Wie eindringlich sind die Worte der Bibel," sagte er einmal zu Philippinen, „da es heißt: Liebet den

Fremden, ihr kennet das Herz des Fremden, da ihr selbst fremd waret im Aegypterlande.“*

Ephraim hatte bei dieser Fremdenliebe noch ein besonderes Interesse, nicht daß er seine Kenntniß vieler fremden Städte und Länder zur Schau stellen wollte, sondern er horchte überall leise hin, um die Stimme der Zeit in ihrem unmittelbarsten Ausdruck zu vernehmen, nichts war ihm zu gering, das er nicht der Aufmerksamkeit für würdig hielt, und die Leute liebten seinen Umgang und priesen seinen tiefen Geist. Nirgends sind die Leute dankbarer, als wenn man ihnen Gelegenheit gibt, ihre Erfahrungen und Anschauungen an den Mann zu bringen, und sie dabei das Vergnügen und den Triumph des Belehrens genießen können.

So verworren und dumpf das Leben Ephraims war, wenn er sich in seinen Grübeleien und Selbstquälereien verfing, eben so geläutert und licht wurde es, wenn er aus sich heraus trat, sich den Menschen um ihn her und der Allgemeinheit anschloß.

Ein neuer Ankömmling beschäftigte die ganze Aufmerksamkeit Ephraims. Lustig und guter Dinge trat eines Abends Maimon zu ihm ein, legte seinen Knotenstock auf den Tisch und erklärte, daß er nun in Breslau bleiben wolle, da es ihm in Berlin nicht nach

* 2. B. M. 23. 9.

Wunsch ergangen war; Ephraim mußte ihm einstweilen einige Groschen geben, damit er mit etwas Branntwein und Schwarzbrod „sein Uhrwerk," wie er seinen Körper nannte, wieder aufziehen könne.

Maimon war eine der originellsten Erscheinungen, die sich in der ersten Entpuppung des Judenthums zeigte. Aus den dumpfesten Klausen der polnischen Orthodoxie entsprungen, trieb er sich unstet in den Wissenschaften wie in den Städten umher, sein gewandter Geist fand sich von allen Wissenschaften angezogen und nirgends festgehalten; gleich einem bezähmten Wilden machte er plötzlich alle Pädagogik zu Schanden, und setzte mit thalmudischer Dialektik über alle Barrieren der Ordnung im Leben und in der Wissenschaft weg. Mit hingebender Emsigkeit sorgte Ephraim für Maimon und verschaffte ihm durch seine Bekannten bald die Mittel zu seinem Unterhalte und zur Fortsetzung seiner Studien. Ephraim war nun selber auf jener Stufe angelangt, die er ehedem so sehr verschmäht und bemitleidet hatte: er betrachtete sein eignes Leben als verfehlt, und fand nur noch Beruhigung darin, für andere, seien es Einzelne oder Genossenschaften, zu sorgen.

Durch Maimon ward Ephraim auch in das Wirthshausleben gezogen, das ihm bisher fast ganz fremd geblieben; die deutschen Juden unterscheiden sich von den polnischen sehr durch ihre Nüchternheit, Maimon folgte

seinem Nationalhange in genialer Ungebundenheit. Hier sprach er auch am lichten von seinem höchsten Interesse: der Aufklärung seiner Glaubensgenossen.

„Die Mathematik allein sollen zuerst diese krummen Köpfe bohren," behauptete Maimon, „darum bearbeitete ich die Wolfische lateinische Mathematik in rabbinischer Sprache; aber die Herausgabe kostet zu viel Geld, und die wenigen Freunde der Aufklärung bieten schon genug."

Ephraim bedurfte stets nur eines frischen Hauches, daß die Glut in ihm zur Flamme auflederte; von nun an war all sein Dichten und Trachten dem großen Werk der Aufklärung geweiht. Er sprach einst mit Maimon davon, daß die entehrenden Beischlafungen die höchste Sünde gegen Gott und die Menschheit wären, denn „jegliche Entziehung einer Lebensfreude und eines Genusses ist die höchste Sünde gegen den Zweck der Schöpfung und des Daseins, Unverstand und Fanatismus sind die Cherubim mit flammenden Schwertern, die den Eingang ins Paradies verwehren."

„Ein polnischer Edelmann kam einst nach Warschau," erzählte Maimon, „da er nichts besseres zu thun hatte, ging er die Straßen auf und ab spazieren. Er sah allerhand Lebensmittel zum Verkauf ausgestellt, ihn hungert, er greift in die Tasche, aber da war es wüst und leer. Nun fing er an, auf viele Meilensharte los zu

schimpfen: **co to so mjasto niemam saco pirogi Kupicz**! (Was zum Henker ist das für eine Stadt! Man hat nicht einmal, wofür man Semmel kaufen kann), gerade so machen's auch die frommen Rabbinen."

„Ich versuche nicht, wie Sie das hier anwenden."

„Die Anwendung liegt ja auf der Hand," entgegnete Maimon, wenn die Leute Etwas nicht begreifen können, schieben sie die Schuld davon auf das Ding, und sagen: das Ding ist nichts nütze, statt daß sie einsehen sollten, wie ihnen die Fassungskraft fehlt."

Ephraim erkannte mit vieler Beruhigung, wie das Ende seines Lebens doch wieder in seinen Ausgangspunkt umbiege. Aus der jüdischen Beschränkung hatte er sich emporgearbeitet, dann an ein individuelles, ja man kann sagen egoistisches Glück Alles gewagt, da dieses ihm versagt war, hatte er der allgemeinen Weltbewegung sich anzuschließen versucht, Alles war nur ein Traum, er stand wieder mitten inne in jenem Kreise, wo die Abschaffung der Speisegesetze und anderer widersinnigen Gebräuche zu den schönsten Zielen des Strebens gehörten. Jenen reflectiven Standpunkt, nach dem er so oft gestrebt, wo Schmerz und Freude indifferent in einander fallen, er hatte ihn erreicht, er erkannte, daß die Zukunft alle Schuldbriefe der Vergangenheit amortisirt, indem sie immer neue Ziele aufsteckt; was ihm auch begegnen mochte, er glaubte es zu beherrschen, denn er wußte heute, wie

er über's Jahr das Heute beurtheilen und belächeln würde.

Maimon erzählte mit vieler Jovialität aus seinen Jugendjahren, wie er nach polnischer Sitte schon in seinem eilften Jahre verheirathet wurde, und von seiner Schwiegermutter oft Prügel erhielt; die köstlichsten Anekdoten liefen dabei unter, und des Lachens war kein Ende. Eines Tages wurde indeß Maimon durch die Ankunft seiner Gattin und seines Sohnes überrascht, sie war gekommen um sich von ihrem entlaufenen Manne scheiden zu lassen. Ephraim fragte die Frau nach seinem Lehrer Rabbi Chananel, der in der dortigen Gegend Rabbiner war, er erfuhr seinen jähen Tod, und was man Alles darüber munkelte. Ephraim war in sich überzeugt, daß Rabbi Chananel einen Selbstmord begangen habe, er sah in ihm ein Opfer der Orthodoxie, die ihn ruhelos durch das Leben und in den Tod gejagt hatte; er faßte den Vorsatz, dieser Tyrannei den offenen Krieg zu erklären.

Maimon war nach dem jüdisch canonischen Rechte als Vagabund zur Ehescheidung genöthigt worden; er beschloß, bald darauf Breslau zu verlassen; am Fasttage der Zerstörung Jerusalems feierte er mit Ephraim seinen Abschied in einer Schenke. Das machte in der ganzen Gemeine großes Aufsehen, der Rabbiner Isaak Joseph Frenkel, ein rechtschaffener und toleranter Mann, wollte keine Notiz davon nehmen, in der Gemeinde herrschte

aber Schönchen, so hieß die häßliche dicke Ehehälfte des Vorstehers Hirsch Löbell; Zelotismus und weibliche Herrschsucht stachelten sie zur höchsten Rührigkeit, sie brachte es endlich durch allerlei Umtriebe dahin, daß Ephraim wegen Verletzung des Fasttages vor ein jüdisches Kirchengericht gefordert wurde.

Die Freunde Ephraims riethen ihm, solchem Aufgebot keine Folge zu leisten, denn schon war die Zeit vorüber, in der man die Bannstrahlen der Hierarchie zu fürchten hatte; Friedrich II., allem „Pfaffenregimente" feind, hatte auch die jüdischen Rabbinen eingeschüchtert; Ephraim aber freute sich dieser Gelegenheit, denn er wollte die verknöcherte Orthodoxie einmal fassen und mit der ganzen Wucht seines Geistes zerschmettern. Fast wäre es ihm aber hier wiederum ergangen, wie in Dresden vor dem Richter, denn Ephraim hatte eine unüberwindliche Scheu, im Angesichte Vieler schroff und selbstständig hinzutreten, und versuchte er es, so erreichte er selten seine Absicht; in seinem einsiedlerischen Denken und Grübeln hatte er schon so viele Stufen der Debatte unter sich, stand er schon auf einem solchen Standpunkte, daß er stets geneigt war, dieß auch bei anderen vorauszusetzen, und selten das Geschick besaß, die unten Stehenden zu sich heraufzuleiten.

Zähneknirschend stand er eine Weile vor den Richtern und hörte die Fragen, dann rief er zitternd vor Wuth:

„Schließt die Thüren und die Fenster fest, hermetisch, daß kein Lüftchen aus der freien Natur hereinstreiche, ihr Mumien würdet in Asche zerstieben; sperrt nur eure Mäuler auf, das sind nichts als blutig rothe Wunden, aus denen der Tod athmet; spinnt nur immer weiter und dreht und windet Geisteshande, mit denen ihr die freie Seele erdrosseln wollt, ein Blitz vom Himmel wird die Bande und euch auffressen. Geht nach Haus und betet, gebt eure Sklaven frei und seid selber frei.“ —

„Habt Ihr am Fasttage der Zerstörung Jerusalems Speise genossen?“

Ephraim mußte lachen, seiner gigantischen Wuth setzte man eine Fliege entgegen. „Was kümmert mich das todte Jerusalem?“ erwiederte er, „tagtäglich zerstört ihr's, denn überall ist Jerusalem, wie geschrieben steht: An jedem Orte, da ich meinen Namen erwähnen lasse, will ich zu dir kommen und dich segnen.“ *

Ephraim mußte das Zimmer verlassen.

Es fehlt ihm hier,“ sagte einer der im Gerichte Sitzenden, mit dem Zeigefinger seine eigne kluge Stirne berührend, „wenn er nicht wahnsinnig wäre, wie könnte er sonst so reden?“

„Ja, er ist wahnsinnig,“ sagte der zweite Richter, „und ich habe mich vor ihm gefürchtet, wir brauchen

* 2. B. M. 20. 24.

ihn nicht mehr zu strafen, Gott hat ihn schon genug gestraft, daß er ihm seinen Verstand genommen hat.“ Der Rabbine benutzte diese glückliche Stimmung, Ephraim wurde wahnsinnig und frei erklärt, sein ganzes bisheriges Leben wurde indeß einer strengen Rüge unterworfen, das ganze Geschick seines Lebens war wohl sorgsam belauert worden, aber verzerrt und verwelkt wurde es ihm vor die Augen gestellt.

Mit trauerndem Herzen saß Ephraim zu Hause und dachte darüber nach, wie der Fasttag der Zerstörung Jerusalems nun bald achtzehn Jahrhunderte dauere, er suchte Trost und Aufklärung, und begnügte sich am Ende mit einem Worte, einer Phrase, indem er dem Rhythmus der Weltgeschichte Jahrtausende als zählende Sylben zuerkannte.

Ephraim ging eines Tages über den Judenplatz, er sah wie zwei Knaben in Händel geriethen und sich prügelten, er wehrte dem Ungerechten ab, da sprang der Vater dieses Knaben hinzu, schalt Ephraim und sagte zu ihm, er solle sich ruhig verhalten, er sei ja vom jüdischen Kirchengerichte für wahnsinnig erklärt worden, und nur darum nicht in den Bann gekommen. — Ephraim ging lächelnd weiter, er dachte darüber nach, wie er das Ende seiner Tage fern von allem Judenwesen in Ruhe beschließen wolle. Er kam auf den Ring, mehrere christliche Knaben, die den Katechismus unter dem Arme

trugen, kamen aus dem Katechumenen-Unterricht, sie warfen den Juden mit Schneeballen und lachten über seinen Zorn. Hatte er bei jenem ersten Begegniß unwillkürlich an Moses in Aegypten gedacht, so wäre er jetzt gerne wie der Prophet in die Wüste geflohen, nur um kein Menschenantlitz mehr zu schauen, er flüchtete sich in die Wohnung seiner Schwester Veilchen.

Es war gegen Ende Februars, man schrieb das Jahr 1781. Als Ephraim zu seiner Schwester eintrat, fand er sie mit zerzausten Haaren auf dem Boden liegen.

„Er ist todt!“ stöhnte sie dem Eintretenden entgegen.

„Wer denn?“

„Wehe! Wehe! nur ein bischen Papier und ein Tropfen Schwärze, das ist eine Todeskunde. Hast du es denn nicht in der Zeitung gelesen? Am zwölften ist er gestorben.“

„Wer ist es denn?“

„Gottes Sohn!“ antwortete Veilchen sich erhebend, „komm Bruder, laß dich küssen, du hast ja seinen Namen, denkst du noch daran, wie du ihm zum Gedenkmale in unser Haus gebracht hast? ich weiß es noch so gut, als ob es heute wäre, es war Frühling, am Montag-Nachmittag, so gegen drei Uhr, ich saß am Nähtischchen und arbeitete an einem Sommerkleide, — der Herr Secretär —“

„Also Lessing ist todt?“ fragte Ephraim, Veilchen

nickte mit dem Kopfe und bedeckte sich ihr Angesicht mit den langen Locken, wie mit einem dunklen Schleier.

„Ich habe es gewußt, daß er gestorben ist," sagte sie, „in derselben Nacht, als er starb, hab' ich ihn gesehen: ich ging in der Spandauerstraße, bald mit meinem Manne, bald allein, immer weiter, plötzlich war ich auf einer öden Heide, überall Nacht, Irrlichter, da sah ich plötzlich seine Leiche, hu, hu! er fährt mir mit der kalten Hand über's Gesicht" — Veilchen strich sich mit beiden Händen die Haare aus dem Gesichte und sah ihren Bruder starr an.

„Wehe! du bist von Sinnen," rief dieser, „rühr' mich nicht an, du steckst mich an, fort, fort!" er stieß seine Schwester von sich, rannte wie rasend von dannen, es war ihm immer, als ob der Geist des Irrsinns hinter ihm drein jage und ihn als Beute erhaschen wolle, erst bei Philippinen fand er wieder Ruhe.

Unterdeß lag Veilchen zu Hause schluchzend auf ihrem Sopha, sie zog ein Amulet aus dem Busen und küßte es, es war ein Brief Lessing's, den sie sich zu verschaffen gewußt hatte, zwar war er an einen Fremden gerichtet, doch war er ja von seiner Hand, der Hand, die nun in der kalten Erde moderte.

Hier in weiter Ferne trauerte eine Seele um den großen Verstorbenen, die er im Wechsel der dichterischen und Lebenserscheinungen, wie im Wechsel der Kämpfe,

gewiß ſchon längſt vergeſſen hatte, aber das iſt die hehre Macht des Geiſtes und ſein Lohn, daß ſeine Wirkſamkeit unermeßlich und unergründlich iſt.

Veilchen fand auch bald wieder ihren Troſt, Leſſing war ihr nicht mehr geſtorben als früher, da er noch lebte, des andern Tages ſah ſie ſich wieder in dem Kreiſe der armen Kinder, die ſie nähen und ſtricken lehrte, und dabei ihren Geiſt zu veredeln trachtete; ihr Leben floß wieder gleichmäßig dahin.

Ephraim wagte es indeß, eine Veränderung mit ſich vorzunehmen, er verließ die Juden und zog zu ſeinem Bruder Nathan.

Es war Frühling, Ephraim wohnte mit ſeinem Bruder und ſeiner Schwägerin Roſa auf dem Landhauſe, er ging mit Roſa und Philippine durch einen breiten Laubgang, er ſprach davon, wie nun das erſte Gras auf dem Grabe Leſſing's wachſe, „das große Herz wird nicht mehr gefunden," ſchloß er.

„Du haſt ja auch ein großes Herz," ſagte Philippine, nahm ihrem Vetter den Stock aus der Hand, ſprang ſchnell auf dem breiten Sande umher, zeichnete die Umriſſe eines Herzens auf den Boden und rief: „ſiehſt du, das iſt ein Miniaturbild von deinem Herzen, in zwanzigmal ſo viel Frauenzimmer, als hier herein ſtehen können, warſt du ſchon verliebt, o du großes Herz!"

Ephraim ſchwieg, ſo oft Roſa und Philippine

zugleich gegenwärtig waren, war es ihm nicht möglich, das Gespräch in harmonischen Gang zu bringen, er fand die Ursache in den ungleichen Charaktern der beiden Frauen, die sich doch so schwesterlich mit einander vertrugen, er wollte sich's nicht gestehen, daß seine Neigung und Aufmerksamkeit zwischen beiden hin- und herschwankte.

Ein neues Ereigniß strömte wieder frische Kraft in das Leben Ephraims, noch in seinen alten Tagen erhielt er die poetische Firmelung vom heiligen Vater Ramler. Zwei große Quartbände voll Epigramme hatte er an den guten Professor geschickt, der sie mit sorglicher Emsigkeit las, eine Auswahl daraus schied, sie feilte und polirte, und sie im „deutschen Museum" ausstellte.

Nicht nur Ephraim allein, sondern ein großer Theil der schaffenden Geister der Zeit, fand erst Beruhigung und Selbstvertrauen in der Anerkennung des Berliner Horaz. Weil man in Gehalt und Gestalt sich nach einem poetischen Katechismus regulirte, der aus den Evangelien der griechischen und römischen Klassiker abstrahirt war, darum fehlte die innere Anerkennung, das im Busen ruhende Bewußtsein, und man bedurfte des Zurufs von außen.

Dem innern Selbstvertrauen, das nun Ephraim gewonnen hatte, entsprach auch die äußere Schätzung und Rücksichtsnahme, die man ihm in den weiteren Kreisen

der Gesellschaft angedeihen ließ, man verzieh dem Dichter was man dem Kaufmann verargt hatte, man ließ sein barockes Wesen gewähren, weil man die Grundlage desselben erkannte, und wer Ruhm gewinnt, ist plötzlich über viele Kleinlichkeiten des Alltagsleben hinweggehoben, Garve nebst vielen andern Gelehrten und Beamten, die in dem Hause Nathan's aus- und eingingen, näherten sich Ephraim mit freundlicher Zuvorkommenheit.

Ephraim bewegte sich nun frei und ungezwungen in der „christlichen Gesellschaft," aber weder im Wort noch im Begriff konnte er diese letzte Bezeichnung vergessen; er hatte zu lange außerhalb dieser Kreise gelebt, die Wurzeln seines Denkens zogen sich in eine andere Region, sie waren zu fest und knorrig, als daß sie in ein neues Erdreich versetzt werden konnten, er vergaß es nie, daß er ein Jude sei. Oft schalt er sich über seine Beschränktheit, daß er sich hier nicht heimisch fühle, aber er konnte das Bewußtsein nicht überwinden, daß er hier nur das gesellschaftliche Gnadenbrod genieße, daß er sich nichts herausnehmen dürfe, sondern stets warten müsse, bis man ihm etwas biete. Bald sollte er erfahren, daß es auch die Gesellschaft nicht vergessen hatte, daß er ein Jude sei. Man hatte sich einst zu einem größern Abendessen zu Tische gesetzt, Ephraim fand folgende Verse unter seiner Serviette:

Liebster, bester Knab!
Warum bleibest du
Nur allein beim Vater steh'n,
Willst nicht zu dem Sohne geh'n?

Ephraim las die Verse laut vor, eine peinliche Stille entstand, die Augen Ephraim's rollten voll Wuth, er suchte den Verseschmied, schnell aber lächelte er wieder und antwortete: „Daß ein guter Sohn die Diener seines Vaters nicht geringschätzen dürfe," er verschluckte hierauf das Papier, worauf die Verse geschrieben waren, dankte für die gute Abendmahlzeit und ging.

Lange mied Ephraim alle fremde Gesellschaft, so oft ein Fremder in den Kreis seiner Angehörigen trat, huschte er plötzlich fort, und ließ sich nicht mehr sehen, still und einsam wollte er seine Tage vergrollen, und die Menschen verachten lernen; zu diesem letzteren hatte er aber weder Kraft noch Selbstgefälligkeit genug, er willfahrte daher gerne den dringenden Bitten seiner Schwägerin und gab sich nach und nach wieder den Freuden der Geselligkeit hin.

Im Hause Nathan's war eines Abends große Gesellschaft, man spielte, sang und tanzte; Ephraim stand an eine Commode gelehnt, die Arme auf der Brust über einander geschlagen, er hielt bald die Augen lange zugedrückt, und stierte dann wieder in das bunte Gewühl hinein.

„Woran denken Sie jetzt wieder?“ fragte Rosa zu ihm tretend, indem sie gegen ihre Gewohnheit vertraulich seine Hand faßte.

„Wenn ich so das Treiben der Menschen mit ansehe,“ sagte Ephraim, „wie sie sich anlächeln, liebäugeln, und doch nichts als Falschheit, Bosheit und Fanatismus dahinter steckt, so möchte ich sie anspuken und zermalmen; da schloß ich meine Augen, und dachte mir plötzlich alle die Menschen um mich her wären todt, alle diese sprühenden rollenden Augen sind gebrochen, diese Lippen zusammen gepreßt, diese gluthrothen Wangen fahl und kalt, diese bebenden Glieder von innerem Moder geknickt, und über eine Weile nichts als kahle Schädel mit leeren Augenhöhlen, fleischlose Gerippe zwischen vier Brettern eingesargt, statt der Musik nichts als das knappernde Nagen des Todenwurmes, hu! das ist gräßlich! Ich öffne meine Augen und sehe all' das frische hüpfende Leben, und jeden Menschen möchte ich an's Herz drücken, weil er lebt, ich liebe ihn, weil er lebt, ach es ist so schön zu leben, ach! es könnte so schön sein!“

„Sie quälen sich zu gräßlich mit Todesgedanken,“ antwortete Rosa mit zitternder Stimme, „kommen Sie, wir wollen die Menuette tanzen, eben beginnt sie, das ist viel gescheiter.“

„Mein Tanz beginnt nicht mehr,“ erwiederte Ephraim, indem er sich mit der Hand krampfhaft die Brust zu-

sammen preßt. „Ich habe noch eine Bitte an Sie, liebe Schwägerin, versprechen Sie mir unbedingt, sie zu erfüllen?“

„Wenn es nicht gegen mein Gewissen und in meiner Macht ist.“

„Keines von beiden. Versprechen Sie mir, daß, wenn ich wahnsinnig werden sollte, und nicht mehr die Kraft und die Willensregierung hätte, mich selber umzubringen, daß Sie mir dann Gift geben wollen? Nun, Ihre Hand?“

„Ach! Sie sind ein Quälgeist und sollten auch schon lang wissen, daß ich für derlei Späße keinen Sinn habe,“ so sagte Rosa und entschwand in der Gesellschaft.

Wiederum war Ephraim in einer größeren Gesellschaft, der Hauptstoff des Gespräches war noch immer der Tod Friedrichs des Großen, obgleich sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. schon seit vier Wochen die Regierung angetreten hatte, gewiß der triftigste Beweis von der Größe des Verstorbenen.

„Dieses Jahr 1786 hat noch ein anderes großes Opfer genommen, ich meine Moses Mendelssohn,“ sagte Ephraim, Alles war stille und sah sich staunend an; Ephraim mochte vielleicht fühlen, wie ungeschickt diese Bemerkung in einem Kreise war, den ganz andere Sympathien beherrschten, neben einen welthistorischen

Helden hatte er einen andern, zwar bedeutenden, aber unendlich untergeordneten Mann geſtellt. Nach einer Pauſe ſetzte er daher hinzu: „Ein Stammhalter der Zeit nach dem andern ſinkt in's Grab, die alte Zeit ſtirbt und eine neue kömmt, was wird ſie bringen?“

Niemand antwortete, ein Offizier zog ein fliegendes Blatt aus der Seitentaſche, Alles rückte zuſammen, der Offizier las Schubart's Hymne: „Friedrichs Tod,“ die vielleicht das größte Meiſterwerk deutſcher Hymnendichtung genannt werden kann.

Eine heilige Stille herrſchte in dem Kreiſe, als das Gedicht zu Ende geleſen war; nach und nach ſtrömte von allen Lippen das überſchwänglichſte Lob des eingekerkerten Dichters und des einzigen Friedrichs. Ephraim ſtand lächelnd mitten unter dieſem Enthuſiasmus, und gab ſeine abweichende Anſicht bisweilen durch Kopfſchütteln kund.

„Ich glaube, Sie ſind anderer Meinung,“ ſagte der Offizier mit einem Kameraden nahe auf Ephraim zutretend.

„Allerdings.“

Schnell hatte ſich die Geſellſchaft um ſie verſammelt. „Laſſen Sie hören,“ drängte man von allen Seiten.

„Meine Anſicht iſt, daß dieſer einzige vertrocknete alte Fritz an dem Unglück einer ganzen großen Zeit

ſchuld iſt; es war ein guter König? meinetwegen, da werden ſie aber gerade deswegen auf Generationen hinaus glauben, ſie könnten von Königen glücklich gemacht werden, die poetiſchen Adlerpapagei's und philoſophiſchen Windhunde werden die Sterne apportiren und ſyſtematiſch wedeln: „Maul halten,“ „dummes Zeuch,“ „wer ſein,“ „nicht räſonniren.“ Iſt die öſterreichiſche Uniform nicht ſchöner als die preußiſche? warum laßt ihr euch darum todt ſchlagen? Ich wollt', ich wollt' — ich hätte ein Paar lederne Hoſen, ſchenk' mir deine Mütze Kuckuk, ſteck deine Waden in die Weſtentaſche, die Katz beißt, miau, kikriki!“

„Ich hätt' gute Luſt und würfe den Kerl zum Fenſter hinaus,“ ſagte der Offizier zu ſeinem Kameraden.

„Merkſt du denn nichts? er iſt ja wahnſinnig,“ ſagte dieſer.

„Er iſt wahnſinnig,“ ziſchelte es ſchüchtern von Mund zu Munde in der ganzen Verſammlung, Ephraim ſchien es zu hören, gläſernen Blickes ſtarrte er darein, Alles wich vor ihm zurück, er ſtand vor einem großen Spiegel, ſeine ganze Geſtalt blickte ihn daraus an.

„Da biſt du ja, Zweiter!“ rief er ſchäumend, indem er die Hände ballte, „Kerl! du biſt wahnſinnig, ſtirb, du toller Hund, ſo, ſo!“ er ſchlug mit Händen und Füßen nach dem Spiegel, daß die Scheiben klirrend niederfielen, Alles war entſetzt, dann ſprang er raſend

umher, warf Alles übereinander, ſchrie und wüthete gegen den tollen Ephraim.

Mit ſchwerer Mühe wurde er gebunden und nach Hauſe gebracht.

24. Er ist wahnsinnig.

Daß du so krank geworden,
Wer hat es denn gemacht?
Kein kühler Hauch aus Norden
Und keine Sternennacht.

Daß ich trag' Todeswunden,
Das ist der Menschen Thun,
Natur läßt mich gesunden,
Der Mensch läßt mich nicht ruhn.

J. Kerner.

Der die Schwächen und Albernheiten der Menschen so scharf geißelte, Swift, wurde am Ende seiner Tage kindisch, und von seinem Bedienten für Geld gezeigt; der die Miriaden Pflanzen auf der Erde bei ihren Namen rief, und sie, dem Schöpfer gleich, ordnete und stellte, Linné, hatte am Ende seiner Tage seinen eignen Namen vergessen; der die Vernunft mit mächtigem Willen meisterte und zügelte, ihre Gränzen und Gesetze enthüllte und umschrieb, Kant, wurde am Ende seiner Tage blöde und stumpf — wir stehen hier vor jenen Untiefen des menschlichen Geistes, deren Grund noch kein Senkblei irgend eines Forschers erreicht. —

In einem dunkeln abgelegenen Zimmer des Nathanschen Hauses saß Ephraim mit der Zwangsjacke angethan, er tobte und raste gegen seine Mörder, daß ihm der Schaum vor dem Munde stand, immer raffte er sich wieder von Neuem auf und schlug um sich, schrie und heulte, endlich sank er ermattet zurück mit den Worten: „Gute Nacht, der Ephraim ist todt, kikriki!“ — —

Wir finden oft, daß ein Mensch von hohen Bäumen und Felsen herabstürzt, ohne sich zu verletzen, und auf dem planen Boden der Wohnstube stürzt er nieder vom Schwindel gepackt, oder stolpert plötzlich über eine Spalte und bricht ein Bein, — so auch war es unserm Ephraim ergangen, Niemand, selbst unter seinen Angehörigen, wollte den plötzlichen Unfall begreifen und doch hätten sie seine innere Verwirrung schon längst erkennen mögen.

Auf eigenthümliche Weise zeigten sich die drei Frauen jetzt in ihrem Verhältnisse zu Ephraim. Veilchen war die erste, die ihn besuchte, und doch fürchtete sie sich am meisten vor ihm, „aber,“ sagte sie zu sich, „man darf vor keiner Krankheit Furcht oder Ekel haben, wer soll ihn pflegen, wenn du dich ihm entziehst?“ Mit zitterndem Herzen, aber festem Tritte, ging Veilchen zu ihrem Bruder in die dunkle Klause, sie setzte sich neben dem Wärter still nieder; Ephraim lag auf dem Bette, er spielte mit seinen Fingern und murmelte vor sich hin:

„Da, da, Mausfalle, da haſt du den Ephraim, etſch, du kriegſt ihn doch nicht, ſiehſt du, Ephraim, geſcheiter Junge, in jedem Dorf iſt eine Mausfalle, mit einem himmelhohen Thurme, und einer ſchwarzen Katze drinn, Schwalbe auf dem Fenſterſims, guck ein, 'runter du Rabbiner-Bocksbart, friß dein dürres Heu, au, au, laßt den Ephraim gehen, ihr reißt ihm das Herz aus. Ketzer, Ketzer, Ketzer, crepir!“

Mit angehaltenem Athem nahte ſich Veilchen ihrem Bruder, dieſer ſchrie laut auf, ſchlug nach ihr und verfluchte ſie, dann fragte er ſie wieder: „War die Schur gut und iſt die Wolle ſchon ſortirt? der Ephraim möchte gerne mit Wolle handeln, das iſt ja lauter Sterblingswolle, komm Schnauzerle, du ſchwarzer Mohr, haſt dich weiß waſchen laſſen von einem Jeſuiten, darfſt dem Ephraim keine Dirnen in's Gefängniß bringen, er will nicht, gib ihm ſeine goldene Doſe wieder, nur eine Priſe, nur eine, das iſt ja lauter Mäuſedreck, pfui, pfui. Der Ephraim hat Jeruſalem gefreſſen, wenn er's nur wieder aus dem Leibe herausbringen könnte.“ — Er ſank zurück, es war, als ob ſein gläſerner Blick um Mitleid flehte, Veilchen wagte es mit ihrer durchſichtig zarten Hand ihm die Haare von der Stirne zu ſtreichen, und Ephraim ſagte leiſe: „Blaſ', blaſ', ach! das thut gut, aber brenn dich nicht, du gutes Kind.“

Jetzt erſt konnte Veilchen weinen, da ſie ihren Bruder

so sanft sprechen hörte, sie hielt ihre Hand auf seiner brennend heißen Stirne. „Kennst du mich denn nicht, lieber Ephraim?“ fragte sie mit zitternder Stimme, Ephraim antwortete nichts, er kaute bewegungslos an seinem Rockärmel; dann aber fuhr er wieder plötzlich auf und tobte gegen die zwei Offiziere, die ihn meuchlings ermorden wollten, er schlug mit aller Macht nach Veilchen und fletschte gierig die Zähne nach ihr. Der Wärter, ein rüstiger Wollverpacker, entfernte Veilchen, sie blieb noch vor der Thür stehen und horchte, sie weinte abermals, denn sie glaubte zu hören, wie ihr Bruder von dem rohen Burschen mißhandelt wurde, sie ging zu Nathan und drang auf schonendere Behandlung, Nathan ging zu Ephraim.

„St! Still,“ rief ihm dieser entgegen, „hörst du, wie sie arbeiten? sie graben den Boden auf, sie wollen den Ephraim morden.“

„Das Geräusch kömmt von den Färbern, die uns gegenüber wohnen.“

„Färber? hu, hu, die brauchen des Ephraim's Blut, um Altarblätter damit zu färben; knebelt den Ephraim los, wenn der Vater kömmt, gibt er euch Schläge.

War einst ein gottesfürchtig Mann,
Der plapperte von Auch gut.

Der Ephraim hat sich verfroren. Wenn der Vater kömmt — bringt er ein Nichtschen in einem Büchschen,

weil du nicht brav bist. Wer heißt den Ephraim auf die Zunge? Da habt ihr Färberblut.“ — Er spukte Blut aus. Nathan ließ ihn in ein anderes Zimmer bringen.

Rosa übertrat schon nach einigen Tagen das strenge Verbot ihres Gatten, sie schlich dem Arzte nach leise in das Zimmer Ephraim's, und schwebte fast unhörbar zu dem Kranken heran. Als Ephraim die schlanke Gestalt in dem weißen Gewande ansichtig wurde, richtete er sich, so viel er vermochte, auf, alle seine Züge hoben sich plötzlich mit frischer Spannung, sein Athem zitterte, er legte leise die Hände auf der Brust übereinander, seine Lippen bewegten sich wie zum Gebete.

„Wie geht es Ihnen, lieber Ephraim?“ fragte Rosa. Ephraim faßte ihre Hand, in sein wirres Auge trat eine Thräne, schluchzend lispelte er: „Süße Mathilde, bist du da? Ach! sie haben den armen Ephraim gebunden; nicht wahr, süßer Engel, du nimmst ihn mit? du! du bist ja naß.“ — Thränen rannen über seine Wangen, dann schloß er die Augen und schlummerte ein. Rosa entzog ihm bald ihre Hand.

„Sie sind sein Schutzengel,“ sagte der Arzt zu Rosa, als er sich mit ihr entfernte, „diese Thränen, die er vergoß, zeugen von einer großen Gemüthsbewegung, die in ihm vorging, sie können die glückliche Krisis sein, ich hoffe wenigstens von nun an auf lichte Momente. Sie dürfen ihn nur selten besuchen und nur wenig sprechen,

wir dürfen Ihren Einfluß nicht abstumpfen. Sie müssen sich auch stets weiß kleiden, wenn Sie ihn besuchen."

„Es ist sonderbar," sagte Rosa, „daß er mich jetzt bei meinem zweiten Taufnamen Mathilde nennt."

„Bei derartigen Krankheiten ist nichts oder alles sonderbar," erwiderte der Arzt und entfernte sich triumphirend über diese geistreiche Bemerkung mit einer höflichen Verbeugung. Rosa grübelte noch über die „sonderbare Benennung."

Die lichten Momente wurden in der That in dem Geistesleben Ephraim's immer bedeutender, und jetzt endlich wagte es Philippine ihren Vetter Eisenfresser zu besuchen. Ungewohnte Angst und Mißbehagen peinigten Philippinen von der Stunde an, als sie den Irrsinn ihres Vetters erfahren hatte, plötzlich stand sie oft mitten in ihrem Zimmer still und knetelte an ihrem Schürzenbande, indem sie nachdenklich drein schaute, sie hatte diese gräßliche Verwirrung kommen sehen, sie fragte sich hundertmal, ob sie ihr nicht hätte entgegenwirken können, ein gräßliches Meteor war vor ihren Füßen niedergefallen, sie konnte nicht mehr lustig darüber hinweghüpfen; stundenlang lag sie dann wieder auf ihrem Sopha, verbarg ihr Gesicht in den Kissen und sah dann wieder mit unstetem wirrem Blicke in den gewohnten Umgebungen umher. Ohne auch nur einen Laut davon kund zu geben, hatte sie Alles in sich durchgekämpft, und blickte nun

wieder mit der alten Heiterkeit dem neuen Verhältniſſe in das Angeſicht, die Welt durfte nichts von der gröſslichen Gährung in ihr erfahren, und ſie ſelber hatte ſie bald vergeſſen.

„Man muſs jeden Menſchen nehmen, wie er einmal iſt,“ ſagte ſie zu ſich, „der einzige Unterſchied iſt, daſs bei anderen die lichten Momente länger dauern; ſie ließ ihre Laute in das Zimmer Ephraim's bringen und folgte bald nach. Ephraim lag auf dem Ruhebette, er hatte die Augen geſchloſſen, ſtrickte mit der Decke und murmelte abgebrochene Sätze vor ſich hin: „**Non giorno Signor Trevirano — va banque**' — Rabbi Ghanael, morgen iſt Kirchweih — komm ſchöne Gräfin, wollen noch eins tanzen — ha, ha, ha; — du haſt eine Fledermaus auf dem Kopf, pfui, pfui!“ er drehte ſich herum und gröhlte Philippinen, ſie konnte ſich vor Angſt und Ueberraſchung nicht von ihrem Platze erheben, ſie griff mit zitternder Hand über ihre Laute, der Kranke nickte zufrieden mit dem Kopfe, und Philippine ſang ihm eines ſeiner Lieblingslieder vor, er ſummte leiſe mit; Philippine rückte näher zu ihm heran.

„Stehen die zwei Lieutenants noch unten vor der Thüre, die den Ephraim umbringen wollen?“ fragte er ſie geheimnisvoll.

„Noch vor einer Stunde ſtanden ſie da, aber der Commandant hat ſie, wie ich höre, auf die Wache

setzen lassen," erwiederte Philippine keck, sie gab ihm auf alle seine Fragen die erwünschte Antwort, ohne ihm zu widersprechen.

Der Zustand Ephraim's besserte sich nur sehr langsam, denn jäh und plötzlich reißt ein Damm entzwei, und nur nach und nach und mit harter Mühe wird er wieder aufgebaut, und der überfluthende Strom in seinen gewohnten Lauf zurückgelenkt. Die Angehörigen Ephraim's gewöhnten sich indeß bald an diesen Zustand, denn keine Lage der Dinge ist so traurig und drückend, daß man nicht bei längerer Dauer deren bisweilen vergäße, man ging seinen gewohnten Beschäftigungen, ja sogar seinen gewohnten Vergnügungen nach, man lachte sogar halb schmerzlich über die kunterbunten Redensarten des Kranken, nur an Veilchen bemerkte man auch nicht das leiseste Lächeln, selbst wenn ihr Bruder das aberwitzigste und tollste Zeug trieb und sprach.

Man war einst bei Nathan versammelt. „Jetzt erst lernt man den Ephraim recht kennen," bemerkte Nathan, er haßt alle Menschen und sagts frei heraus, Kinder und Narren sagen die Wahrheit."

„Das ist nicht wahr," entgegnete Philippine, „sie sagen blos ihre Wahrheit; wenn mir ein Narr oder ein Kind sagt: du bist ein Frosch, bin ich deshalb ein Frosch? Nein, aber seine Wahrheit hat er ausgesprochen; die meisten andern Menschen sagen das ganze Jahr Dinge,

die sie entweder aus Büchern gelernt oder von anderen gehört haben, und gerade auf diese steifen sie sich am hartnäckigsten. Mein alter Musikkehrer bildete sich am meisten auf seine Zeichenkunst und seine mathematischen Kenntnisse ein, gerade, weil er sich das mit Mühe angeeignet hatte, und die Musik ursprünglich sein eigen war. Bei den sogenannten Wahnsinnigen kehrt sich das eigentliche Innere unmittelbar heraus, sie schwatzen Alles, was in ihrem Sinne ist, ohne es vorher filtrirt zu haben; ich hab schon oft gedacht: wenn einmal plötzlich alle die Gedanken, alle ohne Unterschied, die den ganzen Tag einem Menschen durch den Kopf gehen, wenn alle diese plötzlich zu Wort kämen und wir sie willenlos aussprechen würden, ein Jeder würde vor sich selber davon laufen, weil er hört, wie ihm das wahnsinnigste Zeug im Hirn sitzt. Unsere ganze Vernunft liegt in dem bischen Herrschaft."

Niemand folgte den burlesken Sprüngen Philippinens. Alles schwieg. Rosa neigte sich zu ihrer Schwägerin Veilchen herüber, und fragte sie leise, ihr einen Pack Wolle hinreichend, mit welcher Farbe sie das Dunkelgrün in ihrer Stickerei schattiren solle; Nathan ging kopfschüttelnd das Zimmer auf und ab. „Am ganzen Unglück unseres Ephraim," sagte er endlich halb vor sich hin, „ist doch nur das Judenthum schuld; es ist schon an und für sich ein Wahnsinn, in einer Festung

zu bleiben, die das vorschreitende Heer unbekümmert hinter sich läßt, weil sie am Ende verhungern oder sich ergeben muß. Sowohl die Bibel in den Propheten, als auch die Weltgeschichte drängt zu unserm Glauben hin, hier allein ist Friede und Seligkeit."

Philippine hatte schon den Mund geöffnet, um Nathan zu bemerken, wie groß die Macht der Gewohnheit sei: ohne Glauben wäre er übergetreten, und nun sei er schon bis zur Proselytenmacherei vorgedrungen; sie erinnerte sich indeß noch schnell genug, wie unerquicklich dieses ewige Zerren an allgemeinen Problemen wäre, sie spielte nur lächelnd mit ihren Locken. Nathan schien diese Verstimmung Philippinens bemerkt zu haben, er erzählte ihr nun, daß er auf ihren Rath zum Commandanten gegangen sei, dieser, ein liebreicher Mann, habe gerne in den Vorschlag eingewilligt, und dürfte jeden Augenblick erwartet werden. Der Commandant kam, er benachrichtigte Ephraim, daß er die beiden Offiziere, die ihm nach dem Leben trachteten, auf die Festung geschickt habe. Ephraim lächelte in sich hinein und schlug ein Schnippchen. Jetzt endlich brachte man ihn dazu, daß er der Verordnung des Arztes gehorchte, und sich, von dem Wärter begleitet, Bewegung im Freien machte. Auf der Straße grüßte Ephraim rechts und links alle Begegnenden, die er kannte und die er nicht kannte, und lächelte ihnen freundlich zu, die

Leute blieben einige Sekunden stehen und sahen ihm verwundert nach, dann aber ging ein Jeglicher wiederum seines Weges.

Eine stille Melancholie und Menschenscheu schien sich in Ephraim auszubilden, stundenlang saß er da, das Kinn in der Hand wiegend und murmelte unverständliche Worte vor sich hin, dann tobte und raste er wieder gegen alle Anwesenden, man gewöhnte sich nach und nach daran, ihn dann allein zu lassen; hier in der Einsamkeit lichtete sich dann oft plötzlich die chaotische Wirrniß seines Innern, er wurde sich seines Zustandes bewußt, und einst nach einer gräßlichen Raserei schrieb er folgende „Gedanken von gewissen Unglücksfällen veranlaßt."

Der starke Atlas nahm die Welt auf sich.
Und eine Welt voll Gram ertrage ich;
Doch, hoher Zeus, dir sei's gedankt,
Nie hab' ich unter ihr gewankt.

Sein Geist handhabte wieder die alten fertigen Typen der gewohnten Dichtungsweise, er hatte seinen Zustand in Wort und Zeichen von sich abgelöst und als ein Erkennbares sich gegenübergestellt, und hier zum erstenmale fand er wieder den Begriff und das Wort seines Ich. Mit der Erkenntniß seines Ich traten auch wieder die wechselnden Gestalten der äußern Welt an ihn heran, und warfen ihren leichten Widerschein in den Spiegel

seines Bewußtseins, er aber kehrte sich ab von ihnen. Immer einsiedlerischer vergrub er sich in die abgeschiedene Welt seiner Vergangenheit, gleichgiltig und kalt würdigte er das Leben um ihn her auch nicht eines Augenmerkes, er war still und ruhig, der Tod konnte nur wenig Leben mehr an ihm erbeuten.

In dieser Abgeschiedenheit bemerkte auch Ephraim nicht, daß seine Schwester Veilchen ihn schon seit mehreren Wochen nicht besucht hatte, auch Philippine kam selten und meist mit betrübtem Angesicht, sie kam von dem Krankenlager Veilchens. So lange der Irrsinn Ephraims gedauert hatte, hatte Veilchen in beständiger fieberhafter Aufregung gelebt, bei Nacht und am Tage machte sie alle die Seelenschmerzen ihres Bruders mit durch. Das Bewußtsein ihres eigenen verfehlten Lebens zog sich durch alles dieses wie ein brennender Schwefelfaden; oft erhob sie sich Nachts von ihrem Bette, streckte die Hände zum Himmel empor und bat um den Tod, Niemand antwortete ihrer Stimme, dann weckte sie ihr Dienstmädchen und plauderte mit ihm über dies und das; jetzt, da Alles wieder in das gewohnte Geleise einzulenken schien, jetzt lag Veilchen an einer schweren Krankheit darnieder, ein hitziges Fieber fraß an ihrem abgezehrten Leben, Philippine verließ ihr Krankenbette fast nie.

Eines Mittags, schwarze Regenwolken hingen am Himmel, da verlangte Ephraim unversehens einen

Ausgang in's Freie; Nathan begleitete ihn. Unglücklicherweise kam man vor dem jüdischen Gottesacker vorüber. „Ich will das Grab unserer Eltern sehen," sagte dieser stillstehend, Nathan wollte ihn abhalten, aber Ephraim riß sich los, kletterte an der Mauer hinauf und sprang hinab, Nathan eilte ihm nach; die Hände auf dem Haupte in einander geschlungen, warf sich Ephraim mit dem Angesichte auf das Grab seines Vaters, lange lag er da, ohne Bewegung, Nathan blickte gedankenvoll drein, endlich suchte er seinen Bruder aufzurütteln, dieser aber wehrte mit der Hand leise ab, nur mit Mühe konnte er von dem Grabe weggebracht werden; als er wiederum aufrecht dastand, blickte er sich nochmals um, ein offnes Grab war ohnweit dem seines Vaters.

„Ist das für mich?" frug Ephraim, er sprang hinab und legte sich auf den feuchten Grund, „ho ho! es ist zu kurz, lieber Bruder, schlag mir den Kopf ab, dann paß' ich gerade herein." Nathan stand verzweifelnd da, er schrie nach Hilfe, da öffnete sich die Thüre, sechs Männer trugen in ihren Händen eine Bahre, die ganze Gemeinde folgte ihr, Ephraim hatte sich aufgerichtet: „Wen bringt ihr hier zu meinen Eltern?" schrie er aus der Grabestiefe den Ankommenden entgegen. Alle fuhren entsetzt zusammen, die Männer stellten die Bahre auf den Boden.

„Deine Schwester Veilchen,“ riefen dann Alle wie aus einem Munde.

Ephraim wurde aus dem Grabe gehoben, er fiel seinem Bruder Maier, der hinter der Bahre stand, weinend um den Hals, dann warf er sich nieder, riß den Deckel von der Bahre und küßte die todten Lippen seiner Schwester, bat sie tausendmal um Verzeihung, weinte und schrie und wälzte sich auf dem Boden.

Nathan stand erstarrt bei Seite, Niemand sprach ein Wort mit ihm, er mochte fühlen, was es heißt: sich im Leben wie im Tode von den Seinen zu trennen.

Veilchen wurde begraben, Ephraim hatte die erste Scholle Erde auf ihren Sarg geworfen, er wurde von zwei Männern nach Hause geführt, einen ganzen Tag und eine Nacht saß er auf dem Boden, seine Lippen öffneten sich nicht, weder um Speise zu genießen, noch um ein Wort zu reden.

23. Auflösung.

Und am Abend wird es Licht.
Zacharias 14, 7

Und ich sahe einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde verging.
Johannes. Offenbarung 21, 1

Der Tod Veilchens, eine innere Ermattung, die fast nie mehr wich, gab dem wiederkehrenden Leben in Ephraim einen eigenthümlichen Charakter; durch die sorgliche Pflege für seine Gesundheit mußte er sich wiederum in das Naturdasein einleben. Zwar hatte er schon in vielerlei Weisen von den Freuden der Natur, ihren Tröstungen und Offenbarungen gesungen, davon aber gehörte ein großer Theil wiederum zu den gäng und gäben Themas der Dichtung, es durfte weniger empfunden als gebildet werden. Demjenigen, der über irgend eine Unbill der Gesellschaft in engerer und weiterer Beziehung, einen Gram im Herzen trägt, dem bieten all' die Bäume und Blumen, wie sie in Thal

und Berg im Silberthau des Morgens glitzern, oder sich mit dem Abendrothe vergolden, weder die gesuchte Freude, noch den Trost, Offenbarung erschließt nur dem gläubigen Gemüthe. In der Offenbarung wird das ganze äußere Naturleben vernichtet oder auch wie ein Vorhang aufgerollt um den verborgenen Urgeist in seiner Unendlichkeit vortreten zu lassen. Anbetung und Zerknirschung beugt dir die Kniee, Staunen und unendliche Erhebung zieht dich himmelan, du magst in neugewonnener Weltanschauung die Unbilden des Lebens vergessen aber versöhnt sind sie nicht, und die eigentliche wahre Naturfreude fehlt der ganzen psalmodischen Dichtung. In der Ode: „Lob Gottes nach einem kurzen und heftigen Donnerwetter" sehen wir Ephraim sich zur höchsten Stufe der Gottinnigkeit heranringen:

O schwinge dich aus deiner Hülle,
Mein Geist, und steig' in heil'ger Stille.
Frei von des Körpers trägem Thon.
Auf der Geschöpfe großen Leiter
Von Stuf' auf Stufe forschend weiter,
Und nahe dich der Gottheit Thron.

Friede mit Gott war fortan in die Brust Ephraims eingezogen, er hatte ihn in andächtiger Beschauung der Natur wieder gefunden, auch mit den Menschen um ihn her, ihren Einrichtungen und Sitten versöhnte er sich immer mehr und mehr; nicht, daß er stets die Folgerichtigkeit und

Vergänglichkeit alles Zeitlichen erkannte und ſich darüber erhob, in den einzelnen ſcharfen Berührungen der Wirklichkeit helfen die allgemeinen Verglättungen nichts, wir keuchen mühſam einen Berg hinan, wenn wir auch wiſſen, daß er nur ein Sandſtäubchen an der großen Erdkugel iſt; die Weichheit in der Seelenſtimmung Ephraims ließ jetzt nur milde Töne in ihm wiederklingen, er fand die Menſchen, fand ſich ſelber beſſer und geläuterter, Alles begegnete ihm mit zarter liebevoller Zuvorkommenheit. Wie der Taube wieder beſſer zu hören glaubt, weil Jedermann, ſein Uebel erkennend, vernehmlicher mit ihm ſpricht, ſo auch erging es Ephraim, man kannte ſeine Menſchenſcheue und ſeinen Trübſinn, und gerne begegnete ihm jeder freundlich und gefällig, und er konnte hiedurch die wirkliche Tugend der Menſchen immer beſſer erkennen. Geſühnt und bekehrt ging er ſeinem Ende entgegen, und aus voller Seele betete er zu Gott:

Gib Liebe mir für Jedermann.
Von dem du Vater biſt:
Er bete wie er will dich an,
Wenn er dein Kind nur iſt.

Naht meines Lebens Ende ſich,
Ruft mich der Tod in's Grab,
So ſtärke der Gedanke mich:
Mein Vater ruft mich ab.

Im Vertrauen auf Gott und die Tugend der Einzelnen, ſuchte er die Einrichtungen der Welt, die dieſem

so oft widersprechen, zu vergessen, er durfte hoffen, mochte sich die Hoffnung auch nicht in seinen Tagen erfüllen.

Mit mannhafter Stärke ertrug er auch jetzt die Leiden, die noch über ihn verhängt waren: der Schlag rührte ihn, lähmte ihm die ganze rechte Seite und das Sprachorgan. Da lag er nun, und konnte nur mit der linken Hand in schwer verständlichen Zeichen seine Wünsche ausdrücken. Ruhe und stille Ergebung sprach aus seinem Antlitze, oft legte er die linke Hand auf die Brust, sein Auge kehrte sich nach oben, er betete um den Tod; nicht mehr wie in frühern Tagen hätte er sich selber ihn ertrotzt, er harrte geduldig seines Endes. Draußen in der Welt rasselten die Wagen, wirbelten die Trommeln zu dem Marsche der Soldaten, pfiffen Handwerker lustige Melodieen zu ihrer Arbeit, lustwandelten vergnügte Menschen unter den grünen Kuppeln der Bäume, schwang sich die Lerche trillernd empor — und hier in dem einsamen Zimmer vernahm man nichts als das taktmäßige Picken der Uhr, das Schwinden der Zeit und die Tritte des herannahenden Todes; hier war kein Leben, als der kärgliche Athem auf den Lippen Ephraims. Das aber ist die Macht des Geistes, daß er, noch gebunden an seine Hülle, sich weit hinweg schwingt von ihr, und ungebunden das All durchschweift; man konnte es an dem wechselnden Mienenspiel Ephraims bemerken, wie er in Raum und Zeit bald da bald dort sich finde.

Als er wieder den Gebrauch seines Sprachorgans erlangte, sagte er zu seiner Schwägerin, die ihn mit aufopfernder Sorgfalt pflegte: „Ich ertrage diese Krankheit weit leichter, als die vorhergegangene, da der Schlag meinen Geist gerührt hatte; es ist nicht wahr, daß es ein Glück ist das Bewußtsein zu verlieren, das Bewußtsein allein, und sei es auch das des Schmerzes, ist Leben.

Rosa saß den größten Theil des Tages an dem Krankenbette Ephraims, sie suchte ihn auf allerlei Weise zu unterhalten, sie erzählte, las ihm vor, ja sie erging sich sogar gegen ihre sonstige Gewohnheit in munteren Späßen.

Ephraim war eines Mittags eingeschlummert. „Bist du da, Mathilde," sagte er, erwachend; Rosa schrack heftig zusammen, sie fürchtete einen Rückfall in seinen Irrsinn, da er sie sonst so genannt hatte; Ephraim war eine Weile still, seine Lippen bewegten sich, er bat seine Schwägerin Tinte und Feder zur Hand zu nehmen und diktirte:

Als mich schwere Leiden plagten,
Sorgen mir das Herz zernagten,
Kam, bewehrt und fürchterlich
Die Verzweiflung über mich.
Doch ein Weib mit sanftem Blicke
Scheuchte sie sogleich zurücke.
Dankbar pries ich ihre Huld,
Dankbar fiel ich ihr zu Füßen,
Wollte ihren Namen wissen,
Und sie rief: ich bin Geduld.

Ein andermal diktirte er:

Vertrauen wir auf offner See
Uns einem Sterne, der uns führet:
Warum vertrauen wir in unserm Weh
Dem Gotte nicht, der diesen Stern regieret?

Er ließ sich die Hefte bringen, worin er mit zierlicher Schrift seine Gedichte aufgezeichnet hatte, mit wehmüthigem Blicke betrachtete er diese wenigen Blätter, in ihnen lag aller Gewinn und die Eroberung eines ganzen Lebens; weder Kinder noch Enkel werden einst auf ihren Ahnen zurückdeuten und die Stelle suchen, wo man seine Hülle eingesenkt; spurlos war er über die Erde geschritten, nur diese Zeilen mochten einst dafür zeugen, daß hier eine Seele gelebt und gelitten, geweint und gelacht, um am Ende dem Tod in die Arme zu sinken. Mit zitternder Hand schrieb er auf das letzte Blatt:

Ich fürchte mich mit nichten, o Tod, vor deinem Tödten:
Du tödtest nur den Menschen, nicht aber den Poeten.

Mit lächelnder Miene blätterte er nun fast tagtäglich in den Heften, oft hielt er inne, er vergegenwärtigte sich die Stunde und die Verhältnisse, worin er diese und jene Zeilen gedichtet; wie er in der Dichtung das fliegende Leben zu Lust und Scherz festgebannt, und es solcherweise doppelt genossen, so erstand es ihm jetzt zum

drittenmale, indem er sowohl dem Leben, als der aus ihr reflectirten Dichtung ferne und fremd gegenüberstand; oft schwebte ihm aber auch die ursprüngliche Veranlassung zu einem solchen Gedichte nur noch wie ein Traumbild vor, aus Wirklichkeit und Phantasie hatte er ein Drittes gebildet, dieses Dritte allein war nur noch für ihn wahr, die Urbilder waren verschwunden und verschwommen. In diesem wohlgefälligen Anschauen seiner Vergangenheit lag auch das bestimmteste Merkmal, daß sein Geist längst aller frischen Schöpfungskraft entbehrte, er war sich selber zur Lectüre, zum Vorbild und zur Manier geworden; schmerzlich nannte er einst sein ganzes Leben „nichts als ein gebundenes Buch;" der alte Trieb, unmittelbar im Leben, wie es sich aus Familien- und Staatsgesellschaft zusammenstellt, festen Fuß zu haben, schien noch nicht ganz in ihm entschlummert.

Niemand als seiner Schwägerin vertraute er sein liebstes Kleinod, seine Gedichte; scherzhaft nannte er Rosa deshalb oft seine „Seelenhüterin Chloe." Die unermüdliche Sorgfalt und Pflege Rosa's hatte gar nichts weniger als einen schäferlichen Charakter, aber der zarteste Liebesduft war darüber hingehaucht, adelte und verklärte all ihr Streben; zarter und inniger erscheint das Mädchen nicht, wenn es mit holder Verschämtheit dem Geliebten einen frischen Blumenkranz auf die lockenumwallte Stirne drückt, als hier Rosa erschien,

wenn sie ihrem Schwager, der sich nicht bewegen konnte, die prosaische Schlafmütze aufsetzte. Ephraim war ein leidenschaftlicher Tabackschnupfer, seine Gelähmtheit verhinderte ihn an diesem Genusse, Rosa fand einen Ausweg mit halb komischem, halb mitleidigem Lächeln legte sie die Tabackskörnchen auf die zarte Oberfläche ihrer weißen Hand, mit dem durchsichtigen blauen Geäder; mit der Linken hob sie sein Haupt in dem Kissen empor, und von der Rechten ließ sie ihn schnupfen. Ephraim blickte sie starr an, er dankte nur mit sanftem Neigen der Wimpern; er mochte es fühlen, wie diese Seele voll Liebe und Güte so anspruchslos und zufrieden in all ihrem Thun sich weder rechts noch links kehrte, um zu sehen, ob man es auch schön finde; ihrem Heiland und Erlöser nacheifernd, freute sie sich, sich in Geduld und milder Hingebung üben zu können.

Als Ephraim wieder sprechen konnte, bemerkte Rosa bald, daß er sich gerne von seinen Gedichten unterhielt; nicht aus Liebe zur Dichtung, sondern nur um dem Kranken gefällig zu sein, las sie die Gedichte Ephraims; sie konnte sich nicht in diese Sinnesweise hineinfinden, ja sogar Manches mißstimmte und verletzte sie darin, sie bemerkte indeß einst gegen Ephraim:

„Ich wunderte mich, in Ihren Poesien noch kein Kaufmannsgedicht gefunden zu haben.“

Diese naive Bemerkung traf Ephraim im Tiefsten,

und halb ärgerlich ſchrieb er noch denſelben Abend auf die letzte Seite ſeines Heftes:

Dieß Büchlein iſt mein Kram, die Waare, die ich führe.
Sind Epigramme: kaufe, wer was brauchen kann
Doch lieben Leute, ſteht euch gar nichts an,
So geht fein ſtill vor eines Andern Thüre.

Endlich hatte er ſich gewiſſermaßen zu einer Einheit hinangerungen, er ſtand als Kaufmann in der Poeſie, er zeigte ſeinem Bruder Nathan, welchen Avisbrief er ſich abgefaßt habe; Nathan lächelte beifällig und erzählte ihm dann von den Weltbegebenheiten. Nathan ſtand mit ſeinem Späherauge auf der Zinne und ſchaute umher; er und Ephraim plauderten oft ſtundenlang über die Tagesgeſchichte und ihre Verwicklungen. Die vaterländiſchen Angelegenheiten boten nur flüchtigeres Intereſſe, die Streitigkeiten mit Holland verloren ſich in Einzelnheiten und Kabinetsgeheimniſſe: „Wird Necker ſich im franzöſiſchen Kabinette halten? wird der Adel, der Clerus und der dritte Stand ſich einigen?“ Das waren oft behandelte Fragen, Nathan gebehrdete ſich gerne wie ein gewiegter Finanzmann, und er bildete ſich nicht wenig darauf ein, daß er zum Kaſſier bei dem Magiſtrate erwählt worden war. Auch Philippine miſchte ſich gerne in dieſes Geſpräch, ſie war eine eifrige Zeitungsleſerin, nur Roſa nahm an allem dieſem keinen Antheil.

Hier, im nördlichen Deutschland, in dem Krankenzimmer eines nach und nach absterbenden Menschen, hier finden die Debatten der französischen Nationalversammlung das hellste und vielfältigste Echo, denn es war das Erstemal, daß von den Gesetzgebern in Europa das verhandelt wurde, was in Büchern und Gesellschaften schon längst zu Wort gekommen war.

Es war an einem heißen Sommermittage. „Das Pariser Volk hat die Bastille gestürmt," rief Nathan, mit erhitztem Gesicht eintretend. „Hört," er zog einen Brief aus der Tasche und las einen Bericht über jenes denkwürdige Ereigniß, das als das erste rollende Körnchen betrachtet werden kann, das sich im Laufe der Zeit zur gewaltigen Lawine anhäufte.

Die Augen der ganzen gebildeten Welt waren auf Versailles und Paris gerichtet; die Erklärung der Menschenrechte als Grundlage der neuen Constitution gewann der neuen Wendung der Dinge namentlich in Deutschland zahllose Verehrer, denn hier besonders mußte man einem Triumph darin finden, die Philosophie und Humanität zum Staatsgesetz erhoben zu sehen, das war ja in Schulen und in Büchern schon manchfach erörtert, erst mit den Neuerungen in einzelnen und bestimmten Rechtstiteln wurden Mißtöne hörbar. Klopstock begrüßte den neuen Tag in einer schwunghaften Ode, Alles war von freudig banger Erwartung durchzuckt. Wie hier in dem

Krankenzimmer Ephraims, so war aller Orten und in allen Familien eine theilnehmende Erregung der Geister.

Noch einmal schien das Leben in Ephraim gleich einem ersterbenden Lichte aufzuflackern.

„Weh mir, daß ich todt bin," klagte er einst, „hier muß ich liegen, scheintodt; ich höre die Tritte der Geliebten auf der Treppe und kann ihr nicht entgegeneilen, ihr die Hand nicht reichen; ich höre die Menschen um mich her reden, handeln, kämpfen, ich höre und fühle das Alles und kann mich nicht aufraffen und mich mitten unter sie stellen; o wär' ich todt! nein, nur einen Tag noch möcht' ich leben, ganz leben, und im Kampfe sterben! — Ich danke dir, o Gott! Herr und Vater, daß du mich in Kummer und Leiden aufbewahrtest, daß ich den neuen Tag noch schaue, ich sehe die Morgenröthe mit Millionen Posaunen tönen, die Erde zittert bis in ihr tiefstes Herz hinab, Gespenster weichen, Ketten brechen, die schuppigten Panzer fallen von dem Busen der Menschen, da ist kein Vorurtheil und kein Unrecht mehr, und in stiller Umarmung fühlen sie Brust an Brust die Herzen gleich schlagen. Weg mit all dem Plunder," rief er, und warf seine auf dem Tische liegenden Gedichte hinab auf den Boden, „nur ein einzig Lied möcht' ich singen, mein „Schwanenlied," und dann sterben. — — Ich beschwöre euch, begrabt mich nicht scheintodt, steckt mir ein Messer in die Brust, hierher."

Solche Erregtheiten übten den schädlichsten Einfluß auf den Zustand Ephraims; seine Verwandten zitterten für ihn, denn sie sahen seinen gewaltsamen und doch unmächtigen Kampf, stundenlang lag er nach solchen Scenen da, und nur sein kurzer Athem zeugte noch von Leben. Man wollte ihm die Tagesereignisse verhehlen, er aber drang stets stürmisch auf genaue Berichte. Nathan klagte einst über die gräulichen Morde, die das losgebundene Volk verübe, und daß so viele Menschen, darunter auch Unschuldige sterben müßten.

„Kikriki," schrie Ephraim, „hat nicht Alles gejubelt und gejauchzt, und den Helden in den Himmel gehoben, weil so viele tausend Menschen sterben mußten, damit Schlesien preußisch oder österreichisch würde? Dürfen jetzt nicht auch Menschen sterben? Adler oder Gockel, kikriki!" —

Nathan schüttelte mitleidig den Kopf, sein Bruder war wieder in Irrsinn verfallen, er wünschte seinen Tod, der näherte sich auch mit jedem Pulsschlage.

Der Frühling nahte heran, Ephraim wurde immer schwächer.

„Ich fühl's," sagte er einst zu Rosa, „ich werde keine Frühlingsblumen mehr sehen, sie werden aus meinem Grabe wachsen." Rosa verhüllte schweigend ihr Angesicht. „Welches Datum haben wir heute," fragte er wiederum schnell.

„Den ersten April.“

„Nur heute möchte ich nicht sterben, ich bin im April in die Welt geschickt worden, ich möchte nicht auch im April hinausgeschickt werden.“

Rosa suchte ihn zu trösten, er aber bat sie, zu schreiben, er wolle seine Grabschrift diktiren, er bat so flehentlich und Rosa schrieb mit Thränen im Auge.

Des andern Tages saß Rosa wieder am Krankenbette ihres Schwagers, der Kranke athmete schwer, ein frischer Veilchenstrauß lag auf seiner Bettdecke. Rosa hatte ihn selber aus dem Garten geholt. Ephraim erwachte, er sah staunend umher, er sah die Blumen auf seinem Bette, er faßte sie zitternd und drückte sie an seine Lippen, er richtete sich gewaltsam im Bette auf, faßte die Hand Rosa's, drückte und küßte sie inbrünstig.

„Ich liebe dich, Mathilde!“ stöhnte er, er sank auf sein Lager zurück, Rosa schrie nach Hilfe. Nach einer Stunde war Ephraim in den Tod hinübergeschlummert. — —

Die Menschen begraben ihre Todten, auch Ephraim wurde begraben. Rosa hatte ihm einen Lorbeerkranz um die Stirne geflochten, die jüdischen Todtengräber rissen ihn ab, denn das jüdische Ceremoniel duldet keine solche Zierde.

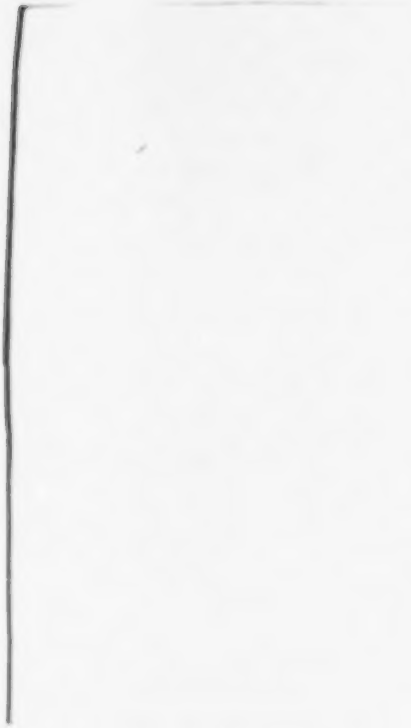
Von allen seinen Angehörigen begleitete Niemand als Mayer die Leiche Ephraims zum Grabe. Auf seinem

Grabe ſteht in ebräiſcher Sprache die von ihm ſelbſt verfaßte Grabſchrift:

Hier liegt der Dichter Ruh.
Den bald des Schickſals Tücke,
Bald auch das ſchnöde Glücke
Geneckt; hier hat er Ruh.

B. Auerbach:

Schrift und Volk.



Schrift und Volk.

Grundzüge
zur
volksthümlichen Literatur,
angeknüpft an eine
Charakteristik J. P. Hebel's.

Von
Berthold Auerbach.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1846.

A. Diesterweg

in Berlin

freundschaftlichst gewidmet.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

Ein Kranz auf Hebel's Haupt 1

Die Dichtung aus dem Volke, mit beſonderer Beziehung auf Hebel.

Der Begriff Volk in ſeiner Beziehung zur Literatur. Das Volksthum. Die Naturdichter. 15

Die dichteriſche und philoſophiſche Ferne. Der rechte Mittelpunkt. 22

Entzweiung und Vereinung. Die Erinnerung in ihrer doppelten Bedeutung 26

Das Dorfkind und ſeine dichteriſche Welt 31

Die Heimkehr 38

Wirklichkeit und Wahrheit. 42

Fremde Stoffe und heimiſche Anſchauung. Die Schönheit und Heiligkeit des modernen Lebens. 47

Seite

Der Volksgeiſt und der allgemeine Menſchengeiſt. Das Beſondere und das Allgemeine 52

Der Selbſtzweck 61

Einwirkungen der Zeit. Anregungen und Zufälle. Genetiſche und anekdotiſche Auffaſſung der Geſchichte 64

Die volksthümlichen Stoffe und ihr Publikum . . 71

Das Volksthümliche und die romantiſche Schule. Hebel und die Romantik 78

Die märchenhafte Geſtaltung, das zauberiſch Dämoniſche und das Volksthümliche. Das Mißliche der Nutzanwendungen 99

Schiller's Ideal eines Volksdichters. Idealiſtiſche und realiſtiſche Dichtungsart 113

Die tragiſche Schlußwendung der Volksgeſchichten. 127

Das Volksthum gegenüber dem Polizeiſtaat und der Kirchenpolizei 134

Die volksthümliche Sprache überhaupt und die Mundart insbeſondere. Die Dichtung in der Mundart. Ein Wort über das Volksdrama . . . 142

Die volksthümliche Dichtung und die praktiſche Humanität 162

Die Dichtung für das Volk, mit beſonderer Beziehung auf Hebel.

Flüchtiger Abriß der höheren und volksthümlichen Bildungsgeſchichte 182

Ueber allgemeine Zweckmäßigkeit der Volksschriften und ihren Inhalt 190
Die volksthümliche Sprache nur bei freien Völkern und durch die freie mündliche Rede 205
Einzelnes über die volksthümliche Sprache, ihre Hindernisse und ihre Förderung 214
Die deutsche Volksschrift muß dichterisch sein. Eine Maaßgabe der volksthümlichen Musik 228
Der einheitliche und persönliche Charakter in der Volksschrift 235
Die örtliche und landsmännische Volksschrift . . 242
Hebel's volksthümlicher Styl 253
Das Pikante und Interessante in seinem Verhältniß zur Volksschrift. Der Skandal und das Aufsehenerregende 261
Der Humor in der Volksschrift, die pure Lustigkeit, die Poesie der Dummheit, der Spaß und Schwank 272
Die Gaunergeschichten und die Lügenpoesie 285
Das Religiöse in der Volksschrift. Ein Wort über die Volkspredigt. Das Subjektive in der Religion. Positives und Oppositionelles . . . 296
Die Bibel als deutsches Volksbuch. Der Bibelton in der Volksschrift 319
Die Verhöhnung und Verunreinigung und ein frisches Herz 327
Volksschrift und Kinderschrift 336
Die volksthümliche Auffassung der Geschichte. Eine Verkündigung 344

Seite
Der Patriarchalismus und der freie Staat. . . 352
Einzelnes zur Charakteristik Hebel's. Deutsche Herzensfurcht. Nachwirkungen des Jugendlebens. Das Nachgiebige. Staatsdienst und Schriftstellerei 370
Die Lebensfrage der Civilisation. Der Pauperismus und die Volksschrift. Die freien Vereine 386
Ein frommer Wunsch 405

Ein Kranz auf Hebel's Haupt.

Es war ein ſchöner, linder Maiabend, es zog mich nach dem friſchen, heitern Grun; ich ging in den Schloßgarten zu Karlsruhe. Die Nachtigallen ſchmetterten mächtig ringsum, die Finken und Amſeln ſchlugen drein und von fernher ſchickte der Kukuk ſeinen Ruf. Ja, guck! guck! rufs's, wenn alles Leben neu erwacht. Laß von dem Vogel dich ermahnen, ſchau um dich, blick aus den Kämpfen und Nothen der Zeit auf die ſich neu offenbarende Herrlichkeit der Natur!

Ohne daß ich's wollte, ſtand ich jetzt vor dem Denkmal Hebel's. Ein Kranz auf Hebel's Haupt! Was ſoll das bedeuten? Ich las die Inſchrift

auf dem schwarzen Sockel des Denkmals: J. P. Hebel, geboren den 10. Mai 1760.

Treue Freundeshände, vielleicht vor Alter zitternd, haben in stiller Morgenstunde dem geschiedenen heitern Genossen an seinem gestrigen Geburtstage den Kranz auf die Stirne gedruckt. Kein Gesang von Menschenstimmen ertönte zu deinem Lobe. Dort von dem Kastanienbaume, mit seinen Blüthenkerzen geschmückt wie ein Weihnachtsbaum, aus den Büschen und Zweigen jubelten die Vögel so hell, wie in den Tagen, als du im einsamen Wiesenthale ihnen barfuß nachkletterteſt.

Warum trägſt du deinen Kranz so einsam, du Mann des Volkes? Warum schauen uns nicht die tausend Dankesblicke derer daraus entgegen, die du mit deinen lieblichen Gebilden erquickteſt? Finden ſie den Weg nicht her in den Schloßgarten, wo man dein goldglänzendes Haupt ſo verlaſſen aufgeſtellt? Sind die Augen der Menſchen ſo

gefangen von dem Frühling der Natur oder dem Frühling einer neuen Zeit? Oder liegt in der Erinnerung an dich ein Etwas, das die warme, nachhaltige Theilnahme hindert?

Wie bald sind die Todten vergessen!

Da drinnen, in jenem Eckhause der Ritterstraße, haben heute die Volksvertreter in großer Mehrheit die Acht und Aberacht über die Censur ausgesprochen.*) Dem deutschen Volke, das an Biedersinn und Einsicht keinem nachsteht, muß doch endlich der volle freie Gebrauch seiner Geisteskräfte werden. Aufgeschlossen sei der reiche Schacht des Wissens und der Kraft, und alles Volk soll seiner inne werden.

Auch dein harmloser Weg, rheinländischer Hausfreund, wurde unterbrochen, da du an die Schranken der Censur anprallteſt, du zogſt dich verdrossen zurück. Das iſt eine der traurigſten

*) S. die Landtagszeitung vom 11. Mai 1841.

Folgen der geistigen Bevormundung, daß sie auch die harmlosesten Naturen verscheucht oder zu verbitterten umwandelt.

Wenn wir noch heute — unter den Schranken der Gewalt, der überkommenen und der erneuten Knechtschaft und der Ueberfluthung durch die Ausländerei — den Frohmuth und den unverwüstlichen Kern des Volkes wach zu rufen und zu heiligem Glanze zu entfalten trachten, dürfen wir auch der Altvorderen nicht vergessen, die in ihrer Weise, mitten unter Kriegsnoth, wie in den darauf folgenden Zeiten der Schlaffheit und Enttauschung, in Scherz und Ernst zu dem Volke sich stellten.

Und hier steht Hebel mit oben an.

Wollen wir die Altvorderen für unsere Zeit neu begreifen, müssen wir sie aber auch, um gerecht zu sein, aus ihrer Zeit fassen.

* * *

Mit diesen Worten habe ich vor nun mehr als zwei Jahren den Entwurf zu einer Charakteristik Hebel's niedergeschrieben; ich lasse sie als solche stehen, nicht blos weil sie die Atmosphäre bekunden mögen, in welcher der Keim dieser Schrift aufging, sondern auch aus allgemeineren Gründen. In diesem Augenblicke erneuen sich die Kämpfe um das gute Recht in jenem Eckhause der Ritterstraße mit gehobener Tapferkeit; der Frühling ist wieder da, so herrlich und schön wie in jenen Tagen; die Censur und alle Schmach und Noth ist auch noch da und immer kläglicher, weil Jahre vergebenen Kampfes dahin Das ist unsere neuere Geschichte....

Man muß sich bemühen, darüber hinweg in eine bessere Zukunft zu schauen, um nicht in thatenlosen Ingrimm zu versinken.

All unser literarisches Thun erscheint uns so erbärmlich und nichtig, wenn wir den Bann und Druck, der auf unseren Gesammtzuständen lastet,

wenn wir die gewaltige Noth im großen Ganzen ins Auge fassen. Und doch muß jeder dichten und trachten, von seiner Stelle aus im Kleinen zu wirken und vorzubereiten, was er vermag.

Ich wage hier den Versuch, mich theoretisch über ein Literaturgebiet auszusprechen, in dessen Verwirklichung ich nach Kräften bemüht bin. Ich weiß wohl, welchen Verunglimpfungen ich mich aussetze, bin aber auch der Zuversicht, daß ein ehrlich Wort noch immer einen guten Ort findet.

Die allgemeine Begründung einer Richtung, in der man selber steht, kann leicht als bloße Anwaltschaft für die eigenen Bestrebungen mißdeutet werden. Uebelwollende werden durch eine gegentheilige Versicherung, daß es sich ums Allgemeine handelt, keine andere Ansicht gewinnen; vertrauende Leser werden erkennen, daß man an der abgeschlossenen Bildung einer Zeit oder Person sich am Besten zur Klarheit hindurcharbeitet. Und warum sollte denn zu theoretischer Begrün-

dung einer erneuten Richtung ein Solcher unberechtigt sein, der mit in derselben begriffen ist?

Die erneute volksthümliche und volksmäßige Richtung der Literatur wurde auch bereits als vergängliche Tagdienerei bezeichnet. Ich glaube, daß dies auf einem Mißverstande beruht. Das stets fortquillende Leben wird auch immer verwandte Blüthen in der Poesie treiben. Und wäre diese Richtung auch eine vorübergehende — was ich nicht glaube — so konnten doch die Vertreter derselben sie nicht als solche fassen. Kein Individuum, keine Nation, keine Zeit kann etwas Lebendiges zu Stande bringen, wenn sie ihr gegenwärtiges Streben von vorn herein blos als Stimmung, als relatives Leben betrachtet. Das ist der Wurm, der so viele frische Blüthen tödtet. Mag die fortschreitende Zeit das in Wissenschaft, Kunst und Leben als absolut Betrachtete blos in einer relativen Geltung aufnehmen und einrei-

ben; das Gegenwärtige bedarf der ungetheilten absoluten Hingebung.

Niemand kann über seinen Schatten springen; will er ihn los sein, muß er warten, bis die Sonne über seinem Scheitel steht, den Schatten in sich aufhebt, dann aber auch sich selber zum Untergange neigt.

Dabei sollte es kaum der Erwähnung bedurfen, daß die volksthümliche Literatur nur den ihr gebührenden Raum neben anderen, höhere und allgemeinere Denk- und Lebenskreise in sich schließenden Strebungen einzunehmen hat.

Bei der Ausarbeitung vorliegender Schrift erweiterte sich der anfänglich beabsichtigte Beitrag zur Charakteristik Hebel's zu allgemeinen Erörterungen und Bestimmungen. Ich wollte sie nicht zurückhalten, weil sie vielleicht manchem Gleichstrebenden von Nutzen sein und manchen Fernstehenden über eine Richtung der Gegenwart verständigen mögen. Vieles, was hier zur Sprache

kommt, mag beim ersten Anschein befremden, aber es gibt keine Frage von Welt und Zeit, die nicht in besonderer Fassung in den Bereich der Volksschrift gehört. Ich habe meine Ansichten offen ausgesprochen, weil ich das Recht und die Pflicht erkenne, auch meine Anschauung offen darzulegen und meine Stimme abzugeben. Ich verkenne die Lücken- und Mangelhaftigkeit meiner Ansichten nicht. Tritt aber Jeder offen heraus, so werden wir Alle gemeinsam die Wahrheit finden.

An die Betrachtung der zwei Erscheinungsarten ein und desselben Wesens (Dichtung aus dem Volke und für das Volk), wie sie in einer abgeschlossenen geschichtlichen Persönlichkeit heraustraten, ergaben sich allgemeine Gesetze. An einem concreten Leben war hier manches Abstracte leicht anschaulich zu machen. Was bei anderen Gelegenheiten langer Erörterung und Einleitung bedurft hätte, war hier mit wenigen Strichen ins Licht zu stellen.

Wenn ich an einem, in vielem Betracht so vortrefflichen Vorgänger wie Hebel Mängel erkenne, so bin ich weit entfernt, mich mit ähnlichem Streben überheben zu wollen. Die Erkenntniß der Mängel Anderer setzt noch lange nicht den Besitz ihrer Vorzüge voraus, ja, man ist durch Einsicht der Mängel noch nicht einmal sicher, solche zu vermeiden. Wie schwer ist es, in allen Dingen, Erkenntniß und That zu einen.

Von Hebel ausgehend und auf ihn zurückkehrend, stellen sich hier einige Grundzüge der volksthümlichen Literatur heraus, die weder auf ein geschlossenes System, noch auf geschichtliche Vollständigkeit Anspruch machen wollen.

Leipzig, den 30. Mai 1846.

Die Dichtung aus dem Volke, mit besonderer Beziehung auf Hebel.

Der Begriff Volk in seiner Beziehung zur Literatur. — Das Volksthum. — Die Naturdichter.

Wenn wir nach der Seite des Geistes und dessen Erscheinung in der Literatur den Begriff Volk abmarken wollen, so mögen wir darunter diejenige große Zahl der Menschen verstehen, die ihre Lebens- und Weltanschauung vorherrschend aus selbständiger Erfahrung und der unmittelbaren Gegenwart ziehn. Einzelne geschichtliche Ueberlieferungen, aus dem Privatleben wie aus öffentlichen Schicksalen, ragen da und dort herein, ordnen sich aber nicht zu einem nothwendigen übersichtlichen Zusammenhange. Die Grundsätze und Ansichten verknüpfen sich nicht zu einem Systeme, mit innerer Folgerichtigkeit und einem obersten Satze, sondern stellen sich als Volksweisheit lose

neben einander als Sprüche, die innere Wahrheit aus sich und nicht aus einem Princip erweisend. Die abstracten, allgemeinen Gesetze und Regeln sind hier nicht maßgebend, das Erfahrungsmäßige, sowie das in den verhüllenden Formen des Symbols überkommene Allgemeine herrscht vor. Eine Vermittlung und Entwicklung durch fremde Einsicht und namentlich durch Bücher ist hier wenig erheblich. In sich selbst gesetzlich entfaltet sich hier der urthümliche Menschengeist nach seinem innern organischen Triebe, gehemmt oder gefördert von außen durch jeweiligen äußern Einfluß.

Dieser Besonderheit des aufnehmenden Geistes entspricht auch andererseits die hervorbringende Kraft desselben. Wie die Weisheit sich als Spruch gestaltet, so auch das Gefühl in seiner reinen Subjectivität als Stimmungslied. Die ursprünglichste Poesie als lyrischer Empfindungserguß sinkt daher im Volksliede den reinsten Ausdruck, zu dem selbst die höchsten Genien aus allem Kunstbewußtsein wieder zurückkehren. Je zuversichtlicher in sich die Zeiten waren, um so

mehr Liebe das Volkslied; es gibt eine momentane Empfindung, keine geschlossene Weltanschauung in allseitiger Breite und Ausführung, und doch, wenn diese Lieder aus verschiedenen Jahrhunderten und Gauen neben einander stehen, sind es die Klänge ein und derselben Seele. Diese ist, was wir hier als das Herz des Volkstums bezeichnen dürfen. Das unregste Gemütsleben eines Volkes prägt sich in Spruch und Lied, in Bräuchen und Sitten, sowie in der Sagenbildung aus, die mehr eine Belebung und Deutung der Außenwelt anstrebt.

In diesen stetigen Anderungen bringt die Gegenwart das neue Moment, daß die heutige Weltbildung eine so unfertige, daß die Pädagogik so viel fremde Elemente verschlungen, die den rein deutschen unmittelbaren Erguß verdrängt haben und noch keine allgemeine Bewältigung und Umkehr zur reinen Naivität zu Stande kommen lassen.

Das Volkstum ist die innerste Lebensbetätigung in allen Kreisen eines Nationalkörpers, dennoch aber findet es sich in seiner eigenthüm-

sich besonders Ausgangspunkt wesentlich in dem sogenannten gemeinen Mann. In dieser Beziehung teilt sich von einer volkstümlichen Literatur reden, die nicht soviel ein Gegensatz zur nationalen, als vielmehr ihr ursprünglicher Ausgangspunkt ist.

Alles das, was nun im Volke klar leben ist, rein im Geiste aufzufassen, abzugrenzen und frei gestaltend in die Literatur überzutragen, dazu erwächst es, daß man äußerlich, oder mindestens gewisse innerlich aus jenem Leben herausgetreten sei.

„Wer nicht hinzukommt, kommt nicht heim", sagt das Sprichwort; ich möchte dies auch in geistiger Beziehung gelten machen. Die sich in sich vertiefende Nationalität hat ihre eigene Welt noch nicht überwunden, sie beherrscht sie nicht; sie steht in ihr früh wie ein reines Naturerzeugnis. Erst wenn man sich entäußert, an die Außenwelt hingegeben oder verloren, findet man bewußten Geistes wieder zur eigenen Welt zurück, wie man die Muttersprache ursprünglicher verstehe und gebrauche, nachdem

man fremde Sprache und Ausdrucksweise erforscht hat. — Wer nicht hinauskommt, kommt nicht heim.

Bei aller Schriftfähigkeit wird daher ein Mann, der ganz und unmittelbar im Volke steht, sich selten gedrungen noch geeignet finden, die eigenen Zustände anschaulich zu schildern oder frei zu gestalten. Es ist auch thatsächlich, daß, trotz der allgemeinen Schulbildung, die Interessen und Zustände des Volkslebens fast ausschließlich von sogenannten Höherstehenden, von Gelehrten u. s. w. vertreten und dichterisch dargestellt werden.

Die Hervorbringungen der sogenannten Naturdichter (eine Bezeichnung, die bei der heutigen allgemeinen Schulbildung alles wesentliche Merkmal verloren hat) neigen sich vorherrschend auf andere als ihre unmittelbaren Lebenskreise, namentlich in Deutschland; sie zeigen uns weit mehr, wie sich die fremde Welt in dem Auge dessen spiegelt, der aus seiner engumgrenzten Lebensstellung heraustritt. Dies wäre, wie in alten Zeiten, ein Gewinn für die volksthümliche Poe-

ſie, wenn eine urſprüngliche Empfindung dabei zu Tage gefordert würde; aber meiſt verlieren ſie ſich in das Traditionelle, Herkommliche, was wir von anderer Seite übergenug haben. Die heutigen Naturdichter vertiefen ſich minder in ihr eigenes Sein, ſondern ſchweifen gerne in ausgetretenen Geleiſen in fremdes Leben; darum legen ſie auch weit mehr Nachdruck und Bedeutung auf das eroberte Allgemeine, als auf das urſprunglich gegebene Beſondere. Die Gelehrſamkeit, die Breite fremder Anſchauung imponirt ihnen, ſie geben dafür die Urſprünglichkeit ihrer Empfindung und ihres Ausdrucks, all die großen Vortheile eines ſcharfkantigen Naturells für den feinen Schliff der conventionellen Bildung hin.

Und doch liegt auch hierin wieder eine Verſohnung und wir mögen darin bereits einen weſentlichen Grundzug im Dichten und Trachten des Volksgeiſtes erkennen: aus ſich herausrettend, drangt er ſich fremden Welten zu und ſtrebt ſie mit ſich zu vereinbaren. Im Verlaufe dieſer Schrift wird uns dies noch be-

ſtimmter entgegentreten, hier mag es uns nur auf den wunderſamen Zuſammenhang des Menſchenlebens hinweiſen. Jegliches ſtrebt aus ſich und ſeiner gegebenen Umgrenzung hinaus und verſenkt ſich in ein anderes, herauf und herab zieht ſich ein tiefes Verlangen und macht alles Menſchenleben zur Einheit.

Die dichterische und philosophische Ferne. — Der rechte Mittelpunkt.

Alles nach Raum und Zeit Ferngerückte wird von einem Dufte überhaucht, der die scharfen Sonderungen bis zu einem gewissen Grade verschmilzt und uns ein Gesammtbild gewinnen läßt. Hat aber euer Fuß jene blauen Höhenzüge in langsamen Schritten durchwandert, so wird das, was ihr nun mit Einem Blicke überschaut, noch viel mehr als blos einen allgemeinen Eindruck erzeugen.

Wie für die Anschauung, so ist auch für die Erkenntniß die Ferne von besonderer Bedeutung. Erst durch sie erscheint das Vereinzelte als großes Ganzes und Einheitliches und offenbart uns so den ihm innewohnenden allgemeinen Gedanken.

In der Nähe verwirren oft die tausend Einzelheiten den Blick und halten ihn an Untergeordnetem fest; die Schönheit, die über dem Ganzen ausgebreitet ist, wird durch vieles Widrige, was uns nahe rückt, verdeckt und verdrängt, der innewohnende Gottesgedanke, wie man es nennt von tausend kleinen Menschlichkeiten zersplittert, man gelangt nicht zum Gemeinbegriffe, weil sich alles in Einzelheiten auflöst, und, wie der tiefdeutige Volksausdruck sagt: Man sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Gleicherweise erhebt sich auch die Phantasie in der fernenden Stellung aus dem Pathologischen des unmittelbaren Eindruckes in das frei Lebendige, in das bewältigend Schöpferische. Darum werden Dichter und Philosophen oft rückwärts gekehrte Propheten. Sie sprechen den ewigen Gedanken aus, der das Vergangene belebte und jetzt, aus der geschichtlichen Ferne, unbehinderter erfaßt werden kann.

Nur die größten Geister vermögen es, sich so in sich zu vertiefen, daß sie in sich selber den Gesammtgehalt ihrer Epoche fassen und harmo-

nisch gestaltet heraustreten lassen. Mitten in der Gegenwart schwingen sie sich auf eine weit über ihr stehende Höhe, sie stehen auf der Höhe ihres eigenen Seins, das scheinbar weit über die Gegenwart hinausragt, in der That aber nur im wirklichen Mittelpunkte derselben steht, während Andere ihre vereinzelte Stellung für den wirklichen Mittelpunkt ansehen. Die beherrschende Kraft und Allgemeinerkenntniß besteht nicht darin, daß man außerhalb der Welt und Zeit, sondern daß man in ihrem innersten Kern stehe, wie ja auch Gott selber inwohnender Mittelpunkt und Kern des Alls und jeder Einzelerscheinung ist.

Der rechte Mittelpunkt läßt Propheten und Dichter eine Fern- und Uebersicht gewinnen, von der aus sie das Gegenwärtige wie ein Vergangenes und Fernes schauen; unbehindert von den tausend Einzelheiten, den allgemeinen ihnen inwohnenden Gedanken offenbaren, Träger derselben aufstellen, die, mit individuellem Leben ausgestattet, das allgemeine Zeitbewußtsein in sich darstellen. Von dieser Höhe der Offenbarung aus werden sie dann Propheten in der eigentlich-

ſten Bedeutung des Worts, ſie ſchauen auf dem Boden der Phantaſie ſtehend das innerſte Leben der Wirklichkeit, werden Verkündiger des Ewigen in ſeiner endlichen Erſcheinung, in der Zeit; ſie erlöſen den dunkel und zerſtreut in der Bruſt der Einzelnen wohnenden Geiſt, indem ſie ihn klären und zuſammenfaſſen, ſie werden Verkündiger deſſen, was aus den wirren Kämpfen der Einzelkräfte ſich harmoniſch entwickeln wird und ſoll.

Das iſt nur Wenigen verliehen. Der ſchaffende und erkennende Geiſt wendet ſich daher meiſt zu dem wirklich Vergangenen, zu dem im fremden oder eigenen Leben Verſchwundenen, oder ſchafft aus der Vollkraft der ſelbſtherrſchenden Phantaſie willkürliche Gebilde.

Entzweiung und Vereinung. — Die Erinnerung in ihrer doppelten Bedeutung.

Der bewußte Menschengeist sieht sich in die Welt versetzt, die ihm der Räthsel so manche aufwirft; er sucht die Welt zu beherrschen, indem er ihren Gesetzen nachgeht, sie mit ihrem eigenen und seinem Wesen in Einklang erkennt. Die Vergangenheit des Menschengeschlechtes, seine Geschicke und Wendungen leben neu auf in seiner Brust und er tritt durch sie das reiche Erbe der Gegenwart an.

Das Leben des Einzelmenschen, der auf der bewußten Höhe der Gegenwart steht, ist aber schon in sich ein Abbild vom Leben des Menschengeschlechts, und vermag er es, seine Vorgeschichte so in sich aufzunehmen, daß auch kein Moment

daraus verloren gegangen iſt, ſo erhebt er ſich zu einem harmoniſchen Ganzen.

Zieht es ihn nun hinan zu einem Jenſeits, das in ſeinem eigenen Leben lag, zu Geſtalten und Bildern, die an ſeinem eigenen, kindlich hellen Auge vorüberzogen, zu Regungen, die in träumeriſchen Keimen die kindlich ſtille Bruſt bewegten — vermag er es ſie feſt zu halten und in ihr Recht einzuſetzen, ſo feiert Vergangenheit und Gegenwart eine wehmüthig frohe Verſöhnung; Friede iſt zwiſchen der Welt da draußen und in ihm, ein Friede, der es vergeſſen macht, daß je Kampf, Entfernung und Entzweiung war. Er hat eine ſelbſtändige, myſtiſche und doch zugleich vernunftklare Wiedergeburt gefeiert.

Wie der Baum ſein Wurzelgeäſte tief in den dunkeln Schoos der Erde ſenkt, Warme und Saft auffangt, ſo breitet er hoch oben ſeine Zweige aus, Licht und Luft trinkend, Blüthe und Frucht treibend. Feſt ſteht er mit prangender Krone im freien lichten Raume und mit reichem Wurzelgeäſte im gebundenen dunkeln Grund. —

Ich habe es versucht, einen Blick in die geheimnißvolle Werkstätte des schaffenden Geistes zu öffnen, um daraus erkennen zu lassen, welche allgemeinen Grundgesetze einen Mann aus dem Volke dahin führten, seine Vergangenheit dichterisch aufzuerwecken, und wie der Friede, der in den meisten solcher Gebilde sich kund gibt, noch ein anderer ist als der, den der idyllische Stoff mit sich führt.

Nach Raum und Zeit waren dem Dichter Hebel die von ihm geschilderten Zustände entschwunden, sie hatten aber in einer stillen Bucht seiner Seele stets in ihm geruht, und jetzt erschlossen sie ihm von neuem ihre Schönheit und ihren allgemeinen Gedanken.

Die Sehnsucht war es, die zuerst sein inneres Leben dichterisch heraustreten ließ; seine Dichtung war eine Heimkehr zu den Seinen und eine Einkehr in sich selber. Sie war eine Erinnerung sowohl in dem Sinne, daß die verschwundenen Gestalten und Gemüthsregungen wieder neu vor dem Geistesblicke auflebten, als auch in dem höheren Sinne, daß das Alte, halb Erloschene und

Verwischte freier, reiner und tiefer wieder in die Seele, in das Innere hereingenommen, in dieſelbe verwebt, er-innert wurden.

Liegt hierin eine Folgerichtigkeit, daß dem ſchaffenden Geiſte gewiſſermaßen ſein eigenes Selbſt und die lieblichſten Gebilde der Außenwelt abhanden gekommen ſein müſſen, damit er ſich ſelbſt und ſeine Welt wieder neu gewinne und auferbaue und ſich nun frei darein verſenke und verliere?

Wer ſein Leben verliert, der wird es gewinnen, ſagt ein tiefbedeutſamer Spruch der Bibel, der auch hier ſeine Anwendung finden mag. Wer ſein Daſein in reiner Unmittelbarkeit, in Liebe hingegeben, der findet es reicher wieder.

Nach der Deutung eines alten Denkers ſollen Philoſophie und Religion ihren verborgenſten Quellſprung in dem Sehnen der Seele nach einem verlorenen Urzuſtande haben, der dieſem Erdendaſein vorausging. In anderer Weiſe mögen wir dies weit eher von dem dichteriſchen Schaffen und Sehnen annehmen, minder von

dem, das eine äußerlich nie erschaute Welt aus der Machtvollkommenheit der Phantasie schafft, als hauptsächlich von dem, das eine Wiederschöpfung des geschichtlich Dagewesenen ist.

Die schwierigste und geheimnißreichste Besonderheit des dichtenden Geistes ist, sich dem Gegenwärtigen, seinen Eindrücken und Einflüssen vollkommen hinzugeben, sich an dasselbe zu entäußern und doch wiederum sich selbst und die empfangenen Eindrücke daraus zu retten, frei zu schaffen und zu gestalten.

Wie leicht erklärt sich da ein Rückgang auf Jugendeindrücke, in der noch die naivste und fortgesetzte Hingebung war.

Hebel war ein Dorfkind. Hiermit ist die Kernwurzel seines Lebens und Dichtens bezeichnet.

Die Idylle kehrt vorzugsweise auf das Jugendleben der Menschheit, oder auf das eigene Kinderleben zurück, dort verliert sie sich leicht in Idealismus, hier gewinnt sie einen realen Boden.

Ein Dorfkind erwächst noch unter urthümlichen und naturgemäßen Zuständen. Ueber das Kindesalter hinaus ragt das Naturgemäße des Dorflebens als Ganzes nicht, hier brechen sofort die Zwiespaltigkeiten eines unfertigen Culturlebens um so schneidender hervor, weil es nicht wie in höheren Bildungskreisen zu einem gewissen Abschlusse gebracht wird. Naturwidrigkei-

ten mannigfacher Art erſcheinen deshalb. Die ſtaatlichen, kirchlichen und doktrinären Elemente im weiteſten Sinne, die auf fremden Gebieten erzeugt wurden, können ſelten bis zu dem Endpunkte verarbeitet werden, wo ſie kein fremdes mehr ſind und als ſelbſteignes Erzeugniß daſtehen.

Das Kindesleben dagegen befindet ſich noch weſentlich in naturgemäßen Zuſtänden. Das Kindesalter wird hier noch nicht blos als eine Uebergangsſtufe betrachtet und in ſeinem Selbſtzwecke getödtet durch Vorbereitung für den einſtigen Beruf.

Wenn wir den Satz im Auge behalten, daß der erfüllte Menſchengeiſt individuell den Bildungsgang der geſammten Menſchheit durchlaufen und deſſen Ergebniſſe in ſich verarbeitet haben muß, ſo mögen wir im Leben des Dorfkindes ein lebendiges Abbild der erſten Stufe menſchlicher und menſchheitlicher Entwicklung erkennen. Wir können es als die in jedem Einzelnen wiederkehrende Stufe des Patriarchenthums bezeichnen. Hier iſt noch der unmittelbare Zuſammenhang

mit der Natur, mit Bäumen, Pflanzen und Thieren. Der noch unentwickelte Menſchengeiſt fühlt ſich ihnen nahe und verwandt, er lebt mit ihnen, Baum und Strauch ſind ſeine Genoſſen, er gedeiht ſtill wie ſie. Beſonders hingezogen fühlt er ſich zu den Thieren, die ihm mit ihrem individuellen Leben näher ſtehen; er trägt ſeine eigenen Empfindungen auf ſie über und dichtet ihnen wie den ſtummen Umgebungen die Menſchennatur an. An dem Pflanzen- und Thierleben, an dem Eingehen in daſſelbe und an deſſen harmloſer Betrachtung als eines ihm ähnlichen, erwacht nach und nach das Menſchenleben in ſeiner Beſonderheit. Es löſt ſich ſo zu ſagen allmälig ab von dem telluriſchen Zuſammenhange und wird ein freies, eigenthümliches. Im Hintergrunde der Seele aber bleibt das innige Verſtändniß der belebten und lebloſen Natur, die Vertrautheit mit ihren Wandlungen und die Liebe zu ihr, der Mutter Aller, denn man ruhte einſt ſtill genährt und getragen in ihrem Schooße.

Was als Anforderung des Menſchlichen, in ſeinem Verhältniſſe zu ſich und zur Gemeinſchaft,

auf dieſer Stufe ſich geltend macht, erſcheint in der Form des Gebots auf der einen und des Gehorſams auf der andern Seite. Weiter hinauf iſt es das Orakel von Weiſen und Verehrten. Der Gehorſam als ſolcher greift nicht in die Seele hinein, ſie aufrüttelnd und umgeſtaltend, ſondern verlangt nur momentane äußere Unterordnung. Das „du ſollſt“ und „du ſollſt nicht“ entſpricht der erſten Entwickelungsſtufe des Menſchengeſchlechts und des Menſchen.

Was ſich als höhere, allbeherrſchende Macht aufdrängt, erſcheint auf dieſer Stufe in dem Schauern der Ahnung als Myſtiſches, Mährchenhaftes und Zauberiſches.

Wie die Natur hier, ſo weit ſie offenbar iſt, ſich frei darſtellt, nicht gedeutet und gedeutelt von fremdem Bewußtſein, ſo liegt auch das umgebende Menſchenleben ſelbſt der Kindesſeele erſchloſſen da. Wie es auf dem Lande keine weſentlich verſchiedenen Kindertrachten gibt, ſo iſt auch der Dorfknabe in ſeinem Thun und Schauen ein Bauer in verkleinertem Maßſtabe. Hier iſt eine kleine Welt, die leicht vom Geiſte bewältigt wer-

den kann. Man kennt die Menſchen alle bei Namen und ſelbſt in ihren Verhaltniſſen. Wie man ſich beim Begegnen grüßt und anſpricht, ſo hat jeder ein Wort fur den andern, eine Beziehung zu ihm. Selbſt das kleine Kind iſt hievon nicht ausgeſchloſſen. Die junge Seele gewehnt ſich nicht daran, ſtündlich an Menſchen vorüberzugehen, die man nicht kennt, zu denen man keine Beziehung hat, die uns ſo fremd ſind wie ferne Weltkorper. Dadurch bildet ſich im Geiſte des Dorfkindes eine Gemeinſamkeit des Lebens aus, ein familienhafter Zuſammenhang. Wer auf einem Dorfe oder in einem kleinen Städtchen geboren und aufgewachſen iſt, erinnert ſich oft wunderbarerweiſe der verſchiedenſten eigenthumlichen Menſchen und Schickſale, die leibhaftig vor ſeine Seele treten, ohne daß ſie in langerer oder naherer Verbindung zu ihm geſtanden.

In ſpateren Jahren laßt ſich dieſe kleine Welt nicht mehr ſo als ganze erfaſſen, ſie deutet den Beſchauer ſtets auf die großere hin und erſcheint als Bruchſtuck. Der betrachtende Geiſt, aus entferntem Lebenskreiſe herzutretend, rubt nicht

mehr so sein selbst vergessen auf den Dingen. Man ist zu sehr mit Allgemeinem oder mit persönlichen Schicksalen und Bestrebungen erfüllt und muß nothwendig, während solches die Brust bewegt, gleichgültig an tausend Dingen vorübergehen, ohne die Seele von ihnen gefangen nehmen zu lassen.

Darum können auch Lehrer, Pfarrer und Beamte selten so in das Dorfleben eindringen, wie ein Kind, das von Jugend auf in solches versenkt war. Vermögen sie es auch — was selten geschieht — durch die Häßlichkeiten und Verkehrtheiten hindurch zur Hoheit des ewig Menschlichen zu dringen und sich diesen Kern rein heraus zu schälen, so haben sie meist zu vielerlei fremde Gedanken und Reflexionen, während sie dieses Leben betrachten; dies Leben wird nicht ihnen eigen, weil sie nicht sein eigen waren.

Ich möchte daher behaupten, daß nur ein Eingeborner das Volksleben in seiner Innerlichkeit erfaßt.

Der Knabe, besonders im jugendlichsten Alter, gehört ganz dem an, was sich gerade vor sein Auge rückt; er bleibt überall stehen, verliert sich

ganz in das Begegnende und seine Interessen und nimmt es ganz in sich auf. Von keinem fremden hofmeisternden Bewußtsein belauscht, berichtigt oder in einen entsprechenderen Sehwinkel gestellt, nimmt er die Dinge mit ihren oft verwirrenden, dabei aber auch charakteristischen Eigenthümlichkeiten in sich auf. Er hegt eine Welt in sich, von der Niemand, er selber kaum etwas weiß. Staunend mag er dann später diese Gestaltungen in sich auftauchen sehen und freiwillig erwecken *).

*) In dem wundersam schönen Gespräche, „Die Baumzucht" betitelt, läßt sich Hebel in der Rede und Gegenrede zwischen ihm und dem Adjunkt in folgender Weise aus: „Man denkt doch am längsten daran, was einem in der Jugend begegnet ist," bemerkt der Adjunkt. „Das geht natürlich zu," sagt der Hausfreund, „man hat am längsten Zeit, daran zu denken." In solch kurzer knapper Weise liebt es Hebel, den unversiegbaren Quell der Jugendeindrücke kaum zu bezeichnen.

Die Heimkehr.

Erst nach langer Entfremdung und Isolirung kehrte Hebel wieder zum Volksgeiste zurück und ward dessen Erlöser durch dichterische Kraft.

Ich möchte hier wiederum ein allgemeines in weltgeschichtlichen Epochen und Persönlichkeiten sich kundgebendes Gesetz an der kleineren Erscheinung nachweisen.

Die größten Befreier und Erlöser der Menschheit mußten sich eine Weile von ihrer Volksgenossenschaft isoliren und auf sich allein zurückziehen. Die Ueberlieferung berichtet von ihrer zeitweisen Vereinsamung in der Wüste, wo sie sich in sich vertieften und mit Gott unterredeten. Zurückgekehrt zu ihren Genossen, ging ein Glorien-

glanz von ihnen aus und ſie verkündeten ihrem Volke und der Menſchheit, was ſie in ſich hegten und hegen ſollen.

Läßt ſich dieſe große uralte Wiederkehr eines Geſetzes nicht auch in kleineren und modernen Erſcheinungen erkennen?

Ich habe ſchon oben darauf hingewieſen, wie die Ferne zu Geſammtbegriffen führt. Der moderne Menſch zieht ſich nicht in die Einſamkeit der Wüſte zurück, um ſich in ſich zu vertiefen; es genügt ihm nicht, den reinen Menſchen allein in ſich zu faſſen, er will den geſchichtlich entwickelten Menſchengeiſt in ſich wieder ſchaffen; aus dem bunten lärmenden Leben zieht er ſich in die weltenſtille Wiſſenſchaft zurück. Tauſende beharren durch ihr ganzes Daſein auf der Uebergangsſtufe der Iſolirung, ſie kehren nie mehr zum Leben zurück, werden und bleiben Gelehrte.

Wer aber aus der Abſtraktion der Wiſſenſchaft wieder zum Leben zurückkehrt, dem offenbart ſich die Welt in ihm und um ihn her aufs Neue, und er mag dieſe Offenbarung in äußerlichen Thaten oder in Worten feſt geſtalten.

Hier füge ich wiederum an Hebel an, der als concretes Beiſpiel dienen kann.

Hebel war aus dem Volke hervorgegangen.

Ein gelehrter Beruf iſolirte ihn von der unmittelbaren Volksgenoſſenſchaft, lockte ihn auf fremde Bahnen des Geiſtes und fern vom heimiſchen Dichten und Trachten hinweg. Durch ſein ganzes Leben zieht ſich die Sehnſucht nach der Wiederkehr in die Mitte des Volkes. Schwankende Nachgiebigkeit ließ den liebſten Wunſch unerfüllt, ſodaß ſich ſein Leben nicht zu einem Kreiſe geſtaltete, der, nach weit gezogener Bahn wieder in den Anfang zurückkehrt.

Da ſchuf er als gereifter Mann die „Allemannischen Gedichte“ und feierte in ihnen ein Feſt der Verſöhnung, der Erleſung ſeiner ſelbſt und des in ihm ruhenden Volksgeiſtes.

In den Kanzleien und auf den Katheder war ihm das unmittelbare Leben des Volkes mit ſeinen vielfachen, aufgedrungenen und ſelbſtverſchuldeten Störungen fern gerückt. Von der Sehnſucht angezogen, ſchwebte der Genius des Volkes zu ihm heran, lugte ihn an mit dem

hellen Kinderauge und erweckte in ihm die lieblichen Bilder, halb der Erinnerung nachgefangen, halb aus der lichterreichen Zeit emporquellen, beides in einander verschmelzen, untrennbar.

Wirklichkeit und Wahrheit

Sind diese Gebilde und Empfindungen darum minder wahr, weil ihr sie nicht alsbald findet, wenn ihr hinaustretet unter die Bauern?

Vor Allem ist es nicht so leicht, unterzutauchen und die Psyche eines Volksstammes heraufzuholen. Diese Psyche kann oft anders, zarter und großartiger erscheinen, als die wirklichen Lebensäußerungen vermuthen lassen. Sind ja auch die sogenannten gebildeten Stände oft viel besser, als sie erscheinen. Die Momente, in denen man durch glückliche Anregung und Befreiung wirklich das beste ist, was man sein kann; die Momente, in denen die reine, unschuldige Natur sich ganz kundgibt, und von denen man

mit den Worten der Bibel ſinnbildlich ſagen kann, die Seele nicht weiß, daß ſie nackt iſt und ſich ſchämt und verbirgt — alles das iſt ſehr ſelten und zeigt ſich oft nur in leiſen Andeutungen dem Auge, das es innerlich vorher in ſich erſchaut hat.

Der allerfaſſende Menſchengeiſt mit ſeinem Dichten und Trachten nimmt die ſtumme Natur um ihn her in ſich auf, er erlöſt ſie — für ſich mindeſtens — indem er ſie von neuem offenbart in menſchlicher Faſſung. Stumm ragt der Berg mit ſeinen ſtarren Felſen, ſeinen ſtillen Blumen und rauſchenden Wäldern in die Luft hinein. Der Menſch läßt ſich faſſen von dem Geiſte, der das All hält, und erkennt wieder in ihm Geiſt von ſeinem Geiſte. In leiſen Accorden wie in rauſchenden Klängen verkündet er dann, wie hochbegnadigt die ſtumme Natur um uns her iſt.

Und die Menſchen? Sie hegen die Blüthen zarter Gefühle im Buſen, es umrauſchen ſie die Stürme der Leidenſchaften wie Waldesbrauſen, ein Strahl des ewigen Lichtes dringt aus ihren Augen — Tauſende und aber Tau-

ſende wiſſen das ſelber nicht und verwiſchen es bald wieder.

Der Dichter, der ihr Leben in ſich hegt, hält es mit allen ſeinen Wandlungen feſt, er führt ſolche ihnen nochmals vor die Seele und ſie kennen ſich ſelbſt nicht mehr, denn ſie wußten kaum davon, als dieſe Regungen ſie durchzogen; ſie erſtaunen vor ſich ſelber in Freude oder Schmerz. Nur das Dichtergemüth, das ohne Selbſtſucht, ſein vergeſſend in ſie aufgegangen war, hat ihr eigenes Leben gewahrt und führt es ihnen in harmoniſcher Vollendung vor.

In der ſogenannten höhern und niedern Menſchengeſellſchaft bewährt ſich dies.

Wer kann hier ſcheidekünſtleriſch beſtimmen, was bei den Darſtellungen der Natur wie des Menſchenlebens von außen empfangen und was von innen gegeben wurde?

Als Maßſtab kann hier nur gelten, ob die Urſprünge und Grundlagen von der wirklichen Welt ausgehen konnten. Dies allein beſtimmt ihre höhere Wahrheit. Der Dichter kann und ſoll ein Leben und einen Seelenzuſtand bis zu

ſeiner geſetzmäßigen Vollendung führen, zu der ſie in der baren Wirklichkeit vielleicht nicht gelangt waren, oder nicht gelingen können.

Dem Lyriker vor Allem — und ein ſolcher war Hebel — iſt es geſtattet, die Blüthen des Seelenlebens zu faſſen und feſtzuhalten. Er bindet die Blumen von der Au in einen Strauß und hat nicht nöthig zu ſagen, daß auch viel blüthenloſes einfaches Gras dazwiſchenſtand, aus dem er ſie herausgeleſen. Weiter ſchreitend zur epiſchen und dramatiſchen Darſtellung, kann er die auseinanderliegenden Momente zuſammendrängen, bei den Hochpunkten der Leidenſchaft oder des Friedens länger verweilen und das farbloſe Zwiſchenreich der Alltäglichkeit mit eiligen Worten bezeichnen *).

*) „Ein Geßnerſcher Hirt," ſagt Schiller, „kann uns nicht als Natur entzücken, dazu iſt er ein zu ideales Weſen und zum Ideal ein zu dürftiges Geſchöpf. Dieſe Halbheit erſtreckt ſich bis auf die Sprache, die zwiſchen Proſa und Poeſie ſchwankt. Beſſer haben daher die gethan, die hier zwiſchen Idealität und Individualität eine entſchiedene Wahl getroffen, wie Voß" — und Hebel dürfen wir hinzuſetzen.

Welche Momente hervorgehoben werden, dafür kann die äußere Wirklichkeit keine Richtschnur geben. Die Imponderabilien, mit denen die strenge Realistik nichts anfangen kann, können von der Philosophie und Poesie gerade am meisten in Betracht gezogen und die feinsten Beziehungen durch sie vermittelt werden. Es kann in der äußern Wirklichkeit sich etwas breit machen, dem diese Berechtigung vor dem Geiste nicht zukommt oder das vom Dichtergeiste als untergeordnet betrachtet wird, wogegen sich ein Moment zum wesentlich Bestimmenden erheben läßt, das sich kaum in flüchtigem Aufblitzen kundgibt. Die Individualität und der gesunde schöpferische Takt des Dichters ist hiebei allein maßgebend.

Fremde Stoffe und heimiſche Anſchauung. — Die Schönheit und Heiligkeit des modernen Lebens.

Die allemannischen Gedichte ſind aus dem Herzen des Volkes heraus empfunden; viele enthalten dabei aber doch auf fremden Gebieten Gewonnenes. Dies iſt eine Seite, die eine nähere Betrachtung erfordert und durch ein Beiſpiel in helleres Licht geſetzt werden mag.

Man denke ſich einen Miſſionär, der aus den ſogenannten unteren Volksklaſſen entſprungen, einen Wanderburſchen oder Schweizerſoldaten, der fremde Länder geſehen und Manches erfahren. Der Schweizer ſitzt zu Hauſe unter den Seinen und erzählt ihnen die Schickſale, ſchildert ihnen die Gegenſtände in der Fremde. Er hat das Ferne ganz mit heimiſchem Auge geſehen,

weiß es den Seinen so lebendig vor die Seele zu führen, daß sie es mit ihm sehen, denn es ist ihr eigener Blick, der darauf gerudt, es ist ihr eigener Standpunkt, von dem aus es betrachtet, es ist ihre eigene Empfindung, die dadurch erweckt wurde. Und nun tritt er hinaus, schaut die Pracht der Alpen, hört den Bergstrom rauschen und die Lieder klingen; er sieht das Heimische fast mit fremdem Auge, mit einem Blick, der auf Entferntem geruht und dem sich das Heimische neu erschließt, er empfindet seine Schönheit und Eigenthümlichkeit selbständiger, er war aus sich hinausgerissen, seine eigenthümlichste Seele an Fremdes hingegeben, er war zum Gegensatze, zur Entzweiung und so zur Vermittlung gelangt; er war in der Fremde zu Hause und ist nun in der Heimat fremd und doch wieder heimisch. Fremde und Heimat verflechten sich in ihm zu einer neuen Heimat. Und hat ein Genius seine Lippen berührt, so feiert das Alte und das Neue in ihm eine Auferstehung, die er in wohltönenden Worten verkünden mag.

Rebalsch ist Hebel von weiten Gedankenfahr-

ten im klaſſiſchen und bibliſchen Alterthum, aus den Allgemeinheiten der Naturwiſſenſchaften, aus Staats- und Lehrgeſchäften zurückgekehrt zur Heimat, und was er Fremdes mitbringt, hat ſich in ihm zum Heimiſchen ausgebildet und wird als ſolches von den Seinigen empfangen*). Das

*) Die weit ausgeführten Allegorien und Perſonifikationen Hebel's ſind aus dem alten Griechenland herübergeholt, Anderes ſogar der thatſächlichen Grundlage nach aus dem bibliſchen Alterthume, wie z. B. „Der Statthalter von Schopfheim" durchaus die Geſchichte von David und Abigail iſt; aber alles dies iſt mit allemanniſcher Seele aufgegriffen und durchempfunden. Dagegen iſt z. B. das Gedicht „Die Feldhüter" (in ſpäterer Periode verfaßt) meiner Anſicht nach, trotz ſchöner Einzelheiten, als Ganzes verfehlt. Hier ſtammen die Motive offenbar aus Theokrit, ſo z. B. aus der achten Idylle. Hat Hebel auch Alles ganz heimiſch gemacht, ſo fehlt hier doch das eigentlich Beſondere, namentlich ſind ſchon die Epitheta eine durchaus fremde Störung, ſo wenn die Burſchen ſagen: „Mer wen in liedlige Wechſel ſinge," und wenn vom Heiner mit ſeiner „lockigen Stirn" die Rede iſt u. ſ. w.

In dem Ausſpruche Göthe's, daß „Hebel auf die naivſte und anmuthigſte Weiſe durchaus das Univerſum verbaure," liegt das oben Ausgeführte kurz angegeben, wenngleich durch den gewählten Ausdruck mit ironiſcher

Heimiſche aber erſteht in ihm und um ihn her in neuer Glorie. Er ſieht und verkündet auch in dem Allemanniſchen ſowol die Schönheit der klaſſiſchen als auch die religiöſe Weiſe des bibliſchen Alterthums. Und warum ſollten dem allemanniſchen Bauernleben dieſe beiden Momente weniger innewohnen als dem Bauern- und Hirtenleben der Juden und Griechen?

Alle höhere Auffaſſung der Wirklichkeit muß bis zur Schönheit und Heiligkeit vordringen, ohne welche nur flüchtige Abbilder entſtehen, die vom Ewigen im Wandel der Dinge kein Zeugniß geben. Im Kunſtwerke vor Allem müſſen jene beiden frei hervorleuchten.

Beim Beginn der rationaliſtiſchen Auffaſſung entſprach es dem negativen Standpunkte, die

---

Beimiſchung. Allerdings verbauert Hebel das Univerſum, er macht ſogar die Käfer zu Bauern. Ich erinnere hier nur an das Gedicht „Der Käfer.“ Wie fein weiß aber Hebel das Naturgeſetz von der Befruchtung der Blumen dadurch plaſtiſch zu machen! Gelingt es auf dieſe Weiſe einen lebendigen Mikrokosmus darzuſtellen, ſo rechtfertigt ſich eben damit das Unternehmen, die große Welt als die kleine aufzufaſſen.

biblischen Gestalten ihrer Glorie zu entkleiden und in die Alltäglichkeit hinabzuzerren. Der positive Standpunkt der modernen Philosophie und Dichtung hat im Gegentheile das Augenmerk, auch in der sogenannten Alltäglichkeit, in dem Gewohnten, den höhern und allgemeinen Gedanken, das Fortwirken des heiligen Geistes zu erkennen und darzustellen.

Der Volksgeist und der allgemeine Menschengeist. — Das Besondere und das Allgemeine.

Das Verhältniß des wissenschaftlich gebildeten Mannes zu seinem urthümlichen Volksgeiste entspricht dem des Volksgeistes zu der Menschheit überhaupt. Der wissenschaftlich Gebildete sucht alle Wahrheit, die vor und außer ihm errungen wurde, sich eigen zu machen; das Leben der Menschheit ist seine Schule. Aehnlich der moderne Volksgeist. Wenn die alten Völker das Fremde von sich abhielten oder ihm den Stempel ihrer Nationalität aufdrückten, wenn sie sich in starrer Abgeschlossenheit aus sich entwickelten, so ist das bei den neueren Völkern anders. Die neueren Volker haben fremde Pflanzen, die zu

Hauptnahrungszweigen geworden ſind, in ihre Heimaterde übergeſiedelt, fremde Waldbäume und Vogel bei ſich heimiſch gemacht, die nun ohne Pflege wie ein urſprüngliches Erzeugniß fortkommen.

So auch iſt auf dem Boden des Geiſtes vieles Fremde ganz heimiſch geworden.

Preſſe und Religion haben hier eine unberechenbare Wechſelwirkung eröffnet. Die Thatſache, daß viele gebildete Völker in Anerkennung einander gegenüberſtehen, zeigt den durchaus veränderten Standpunkt der modernen Welt. Der Volksgeiſt hat ſeine Abgeſchloſſenheit und Ausſchließlichkeit aufgegeben. Dadurch, daß die Nationalreligionen weſentlich aufgehört haben, daß die neueren Völker ihr religiöſes Bewußtſein nicht mehr aus beſonderen, mit Natur und Stamm verbundenen Zuſtänden heraus entwickeln, ſondern die Religion der Menſchheit in ſich aufzunehmen und aus ſich herauszubilden trachten, iſt der abgeſchloſſene Volksgeiſt nach der tiefſten Seite hin allgemeinen Einflüſſen eröffnet.

Aber nicht nur das alten Zuſtänden und

Geistern Gemeinsame, das allgemein Menschliche in abstrakter Weise, wurde aus den Volksgeistern herausentwickelt und in sie hineingebracht, auch fremde geschichtliche und volksthümliche Zustände müssen von den neuern Völkern begriffen werden, und zwar durch alle Schichten der Volksgemeinschaft. Die Religion Christi, als deren höchste Aufgabe sich herausstellt, Klärung und Befreiung des Menschenthums zu sein, sie hat die Bibel zu ihrer Grundlage, in welcher, neben und mit dem allgemein Menschlichen und in dem es beherrschenden Göttlichen, zugleich auch fremde Zustände und Empfindungsweisen begriffen und aufgenommen werden müssen.

Es wird sich uns dieses Moment noch näher darlegen, hier muß nur darauf hingewiesen werden, wie die allgemeinen und ewigen Wahrheiten sich in der besondern und endlichen Erscheinung eines fremden Nationallebens darstellen; sie können nicht abstrakt aufgefaßt, von ihrer Besonderheit losgeschält werden, sondern jenes Nationalleben muß zugleich mit begriffen sein.

So iſt das neuere Volksthum keineswegs ſo abgemarkt und blos organiſch in ſich gehalten, wie wir uns etwa das antike denken mögen. Die Volksgemeinſchaft in die Vergangenheit zurück und weit hinaus in die Breite der Gegenwart gehört mit zu ſeinem Principe. In das neuere Volksthum muß das über ihm ſtehende Allgemeine und das außer ihm ſtehende national Fremde friedlich aufgenommen werden.

Aufgabe der religiöſen Bildung iſt: das Allgemeine, über allen Volksſchaften ſtehende, zu entwickeln; Aufgabe der nationalen Bildung: die Beſonderheit in ihrer Berechtigung zu erhalten und ihrem Endziele entgegenzuführen. Beide können und ſollen vereint ſein, denn die neueren Völker und ihre Zuſtände können ſich ebenfalls zu heiligen erheben, zu jener Heiligkeit, die die Uebereinſtimmung von Natur und Geſetz iſt.

Die Nationalitäten ſind kein Hinderniß für die Einheit der Menſchheit unter ſich: die Einheit in der Mannichfaltigkeit gilt auch hier als höchſtes Geſetz der Harmonie.

Wie nun ganze Volkerſchaften Allgemeines und Fremdes in ſich aufnehmen und dennoch in der Urthumlichkeit ihres beſondern und organiſchen Lebens beſtehen, wie ſie das von außen Kommende zum Innerlichen verarbeiten, eine erfüllte Einheit werden, ſo auch einzelne Menſchen, die wir als Vertreter eines ganzen Volksſtammes betrachten können.

Faſſen wir von dieſem Geſichtspunkte aus Hebel ins Auge. Durch die allgemeine Bildung hindurch hatte er ſich ſeine urſprüngliche Beſonderheit gewahrt und Alles ward in ihm zur Einheit.

Darum ſind viele ſeiner Dichtungen wieder ins Volk aufgegangen. Sind ja auch ſo oft viele Volkslieder nicht unmittelbar im Volke entſtanden. Immer aber muß etwas darin ſein, was auf einen verwandten geheimen Zug ſtößt; es muß eine Bildung ſein, die durch das Bewußtſein vermittelt, wieder ihrem Ausgangspunkte entſpricht, nur daß dieſer reicher und voller: die wahre erlöſte Natur, aber nicht die an Kindesſtatt angenommene Naivetät.

Bewußtſein und unmittelbarer Naturtrieb haben hier gleiche Betheiligung und ſtehen in urſprünglicher oder wieder gewonnener Harmonie.

Betrachten wir nun weiter das Verhältniß des Einzelmenſchen zur Darſtellung des Volksthums, ſo muß dieſe für den Dichter ein Cultus ſein. Gehalten in ſeiner endlichen Individualität, erhebt er ſich da zur unendlichen Individualität eines Volksſtammes. Das erheiſcht eine Demuth und Hingebung, ähnlich der religiöſen. Es darf nicht in die Dichtung hineingetragen werden, was dem Individuum in den Sinn kommt; es muß ſeine Sendung nach den Geſetzen des Volksgeiſtes erfüllen, die in ihm individuell ſich geſtalteten, aber auch als allgemeine außer ihm ſtehen und über daſſelbe herrſchen.

Das Volksthum iſt nirgends greifbar in der Wirklichkeit der Einzelmenſchen, das Volk iſt in Stände und Beſonderheiten aller Art geſpalten; das Volksthum iſt in keinem Einzelnen ganz, aber in Allen, es iſt die Gemeinſeele.

Wir können hier das Verhältniß des Indi-

viduums zum Allgemeingeiſte erkennen. Jeder einzelne Menſch iſt als Individuum frei, unabhängig, ſchafft und handelt ſelbſtändig, rein aus ſich heraus; er trägt aber in und mit dem individuellen Geiſte auch den allgemeinen Geiſt in ſich. Dieſer allgemeine Geiſt iſt in keinem Individuum abſolut dargeſtellt, der Volksgeiſt, der Geiſt der Menſchheit, der Geiſt Gottes ſteht in und außer ihm.

Je reiner ſich das Individuum entwickelt, um ſo mehr wird der allgemeine Geiſt in ihm erlöſt, um ſo mehr wird es in ihn hineingehoben, eins mit ihm.

Hier iſt der Punkt, wo ſich die religiöſe Weihe in allem Thun, beſonders aber im dichteriſchen Schaffen und Geſtalten offenbart. Hier treten die poſitiven und negativen Pole des Geiſteslebens hervor: Selbſtbewußtſein, Freiheit und Unabhängigkeit auf der einen Seite, und auf der andern Seite Demuth, Unterordnung unter den allgemeinen Geiſt.

Sichtbarlich tritt der allgemeine Geiſt als Genius der Nationen im allgemeinen Charakter

ihres Volksthums und in ihren Thaten auf. Spekulativ erkennen wir dieſen allgemeinen Geiſt als das Walten Gottes, das die Individuen zu Thaten führt, die in ihrer ganzen Conſequenz nicht aus ihnen kamen.

Aus dieſem Geſichtspunkte bezeichnete ich das dichteriſche Schaffen und beſonders das volksthümliche als einen Cultus.

Wenn irgend, ſo hat der Darſteller des Volksthümlichen das Recht und die Pflicht, die Ehre und Anerkennung von ſich ab und auf die Sache zu lenken, der Wahrheit die Ehre zu geben und nicht ſich, dem weiter nichts zukommt, als daß er mit frommem Auge den Regungen des Volksgemüthes nachging und ſie in Worten feſthielt.

Hebel erhielt ſich auch in dem größten Theile ſeiner Dichtungen auf dieſem Standpunkte. Er erkannte, daß er etwas darzuſtellen habe, was mehr iſt als er ſelber, was in und doch wieder außer und über ihm ſteht.

So ſtand auch Hebel unter dem Einfluſſe des Volksgeiſtes, aus dem er ſich aber zunächſt er-

ganisch im Selbstgenüge entwickelte. Die allgemeinen Gebote seiner Sendung konnten sich ihm nicht alsbald beim ersten Schaffen aufdrängen, vielmehr entwickelte sich dies wie alles Leben zuerst zum Selbstgenuge.

Zunächst waren natürlich die Dichtungen Hebel's (und dies ist uns auch geschichtlich aufbewahrt) für Niemanden abgefaßt als für ihn selber: er wollte sich selber genug thun.

Alle Einzelwesen im großen Weltganzen erscheinen zuvörderst als Selbstzweck. Auf dem Grunde der Selbsterhaltung, des allgemeinsten Triebes, gelangt Jegliches zur Selbstentfaltung; aber wie Rückert sich ausdrückt:

> Wenn die Rose selbst sich schmückt,
> Schmückt sie auch den Garten;

so wird jede, im eigenen Genüge hingestellte Selbstentfaltung in das große Ganze aufgenommen; ihre Harmonie mit sich selbst wird zur Har-

monie mit der Welt. Es kann dem Einzelwesen bis zu dem Menschen hinan verhüllt bleiben, wie sein Dasein und Thun eingereiht wird in das All. Ja selbst der Bewußte kann nicht bestimmen, noch viel weniger ermessen, welche Wirkungen und wie weit solche von ihm und seinen Thaten ausgehen; er hat frei aus sich geschaffen, aber doch zugleich gehalten von dem Allgemeingesetz.

Die Selbstentfaltung geht in ihrer Vollendung an sich schon über den Grundtrieb der Selbsterhaltung hinaus. In der ganzen organischen Welt wirkt jedes Wesen zu seiner eigenen Vollendung hin, aber diese Vollendung seines eigenen Seins gebiert den Keim eines neuen Daseins, der für sich selbständig wird, und wenn wir dieses ins Auge fassen, so erscheint die vorangegangene Selbstvollendung als Mittel.

Die Rose, die sich selbst und den Garten geschmückt hat, wird zum Keim für eine neue Pflanzung.

Der Dichtergeist nun, der, an kein Publikum denkend, blos seiner innern Nöthigung gehorcht, gelangt so am naturgemäßesten zu seinem Ziele.

zunächst für sich, dann aber auch für Andere. Aus seiner individuellen Isolirung heraustretend, mit dem Abschlusse seiner persönlichen Abspiegelung, erkennt er, daß er etwas Allgemeines ausgebildet, das sich in ihm zum persönlichen Leben gestaltet hatte. Je größer die Zahl derer ist, denen er so zu sagen das Wort aus dem Munde genommen, je mehr sich das Allgemeine in ihm zum besondern Leben gestaltete, um so mehr wird er verstanden und begrüßt werden, während er doch ursprünglich zum Selbstgenügen sich entfaltete.

So Hebel. Die für ihn selber abgefaßten und im Freundeskreise mitgetheilten Gedichte wurden auf vieles Zureden zuerst anonym gedruckt. Der ethische Gehalt und die allgemeine Bedeutung dieser Gedichte ergab sich in den ersten naturgemäß aus der Persönlichkeit des Dichters.

Einwirkungen der Zeit. — Anregungen und Zufälle. — Genetische und anekdotische Auffassung der Geschichte.

So entschieden nun jeder Organismus sich aus sich entwickelt, so steht er doch auch unter den allgemeinen Einflussen des Gesammtlebens; der individuelle Geist also unter dem Einflusse des Zeitgeistes.

Thatenlose, matte, in nüchternem Einerlei sich hindehnende Zeiten erregen die Dichterphantasie leicht zu stürmisch bewegten, leidenschaftlich sich überstürzenden Gebilden. Bei einer Nachgiebigkeit steigert sich die Wechselwirkung des Publikums hierin, indem man das Energische, ja sogar das Krasseste und Abenteuerlichste eher liebt als das still sich Entfaltende, geräuschlos Eingefriedete.

Dagegen wenden sich Zeiten, die im Sturm und Drang gewaltiger Thaten leben, mit Vorliebe der Idylle zu.

Man flüchtet sich hier wie dort oft „ins Land der Poesie.“ Dort will der Geist mächtige Erschütterungen und Aufregungen, hier zieht er sich aus dem Wirrwarr der beunruhigten und geängsteten Gegenwart in das umfriedete Stilleben.

So drängen sich die Gegensätze und es ist schwer, sich ihnen zu entziehen.

Nur wenige kriegerische Naturen schmettern, vom Dichtergeiste beseelt, ihre Lieder im Marschtakte der kämpfenden Schaaren, als ihre Herolde und Bannerträger.

Hebel gehörte aber keineswegs zu den kriegerischen Naturen, ja nicht einmal zu denen, die zu Kampf und Streit für Erfüllung friedlicher Wünsche der Gesammtheit sich gedrungen fühlen.

Nicht lange nachdem Voß seine plattdeutschen Gedichte herausgegeben, veröffentlichte Hebel die allemannischen. Die Biographie berichtet die Thatsache, daß neben den alten Classikern Voß mit seinen Idyllen und plattdeutschen Gedichten

von entschiedenem Einflusse auf Hebel's Dichtung war und daß sein „Beispiel den Gedanken der Gedichte in allemannischer Mundart weckte."

Es ist mit diesen Anregungen, wenn sie auch geschichtlich noch so fest stehen, eine eigenthümliche Sache; sie bestehen meist nur darin — wenn in deren Folge etwas wirklich Eigenthümliches heraustritt — daß sie Veranlassung waren, längst in der Seele Gehegtes offen darzulegen, indem man durch den Vorgang Anderer die Empfänglichkeit dafür voraussetzen darf.

Es ist neuerdings in der Philosophie und Poesie Mode geworden, die scharf zugespitzten Anekdoten zu wesentlichen Handhaben geschichtlicher Entwicklung zu machen. Das bringt allerdings concretes Leben in die Geschichte statt der blutleeren Schatten, in denen sich die Schönrednerei von Allgemeinheiten gefiel.

Man war in der Unterlegung allgemeiner Grundgesetze zu weit gegangen, die Nothwendigkeit der genetischen Auffassung legte so logisch schnurgerade Schienen, daß der Freiheit des Geistes gar keine Abweichung, keine Biegung mehr mög-

lich schien — und doch zeigte es sich ganz anders; das frisch quillende Leben läßt sich nicht an Schema's und Kategorien auf- und wieder abhaspeln. Man versuchte daher den andern Weg, indem man der genialen unberechenbaren Entfaltung alles Lebens seine Berechtigung einräumte; die stutzig machenden Wunderlichkeiten, die unerwarteten Verknüpfungen wurden an die Spitze gestellt und von ihnen abhängig gemacht, ob eine Epoche im Leben der Einzelmenschen oder in dem ganzer Völker sich so oder so wendete.

Die streng genetische, wie die blos anekdotische Auffassung erscheinen aber für sich allein als unberechtigte Extreme.

In jedem Einzelmomente herrscht das Allgemeine wie das Besondere, das Unendliche wie das Endliche vereint; nur unser erkennender Geist trennt sie in seiner Betrachtung, weil er ihre geheimnißvolle Verbindung nicht fassen kann.

Wer in dem Leben eines Menschen dem leitenden Grundgedanken nachgeht, muß bis zum Gesetze des Wachsthums vordringen. Es ist frei, weil es unabhängig von außen aus sich selber

seine Bestimmung erhält; es ist aber auch nothwendig, weil gewisse Voraussetzungen durch Natur und Geschick gegeben sind. So wird man nun in der Entwicklungsgeschichte eines Menschen hervorstechende Thaten finden, die durch eine als zufällig erscheinende äußere Bestimmung oder Veranlassung ins Leben traten. Diese zufälligen Einflüsse sind aber nichts weniger und nichts mehr als der letzte Sonnenstrahl, der die Hülle der entfaltungsreifen Knospe sprengte.

Dies muß die Philosophie der Geschichte in den Charakterentwicklungen der Einzelmenschen wie in den allgemeinen Ereignissen, die als Marksteine der Epochen dastehen, erkennen.

Wollte man sich hier überkluger Weise diesen oder jenen Umstand wegdenken, so fände der Spruch seine Anwendung:

> Ihr füttert das Pferd mit gutem Haber,
> Ihr füttert es mit Wenn und Aber.

Betrachtete man die sogenannten zufälligen Ereignisse und nicht die vorhergegangene stetige Entwicklung als das Entscheidende, so würde

die Geschichte der Menschen und der Menschheit in zusammenhangslose Anekdoten aufgelöst, die vom Zufall an einander gereiht sind: der ewige Gedanke, das innere Gesetz, das alles Leben hält und bewegt, wäre nirgends zu finden — die Welt wäre gottverlassen.

In jedem kleinen, noch so vereinzelten Menschenleben können wir aber ein stilles Wachsthum, eine Entwicklung erkennen, deren Entfaltung von überraschenden, scheinbar äußerlichen und zufälligen Momenten begleitet sein kann, ohne darum ihr innerstes Wesen aus denselben zu empfangen.

Welch eine eigenthümliche Lebensführung hatte dem Herzen Hebel's der Volksgeist eingepflanzt, wie lange hegte er ihn in sich, bevor er ihn dichterisch wiederschuf. Er trat mit und durch Voß auf. Wer darf aber hier ein überkluges Wenn anbringen und sagen: wenn Voß nicht zur Zeit seine plattdeutschen Gedichte veröffentlicht, hätte Hebel vielleicht nie seine allemannischen verfaßt und herausgegeben?

Schon ein flüchtiger Ueberblick zeigt uns, wie

grundverschieden Stoff und Dichtungsart bei Voß und Hebel ist. Während bei Voß in der Darstellung des Bauern- und Naturlebens der gehobene Ton, der starke Schritt vorherrscht, ist bei Hebel alles friedsamer, südlich behaglich. Beide bekunden darin ihren landschaftlichen und landsmännischen Charakter.

Es wäre ein ungerechtes, der Geschichte widersprechendes Verfahren, wenn man eine Rückkehr zur Natur im Göttinger Hainbunde vergessen, wenn man Voß das Verdienst bestreiten wollte, die Rückkehr der volksthümlichen Poesie mächtig begründet und die Idylle auf ihre Naivetät zurückgeführt zu haben, dies darf aber nicht abhalten, einem Dichter wie Hebel seine Eigenthümlichkeit und wesentliche Selbstbestimmung ungeschmälert zu lassen.

Die volksthümlichen Stoffe und ihr Publikum.

Hebel tritt in seinen Gedichten, namentlich in den erzählenden, als ein älterer Bauer auf, der mit reicher Erfahrung und weiser Mäßigung ausgestattet, Schicksale und Leben darstellt. Der Zusatz, den der Titel der allemannischen Gedichte hat: „Für Freunde ländlicher Natur und Sitte" entspricht nicht ganz ihrem Leserkreise; denn dieser Zusatz bezeichnet nur Menschen, die außerhalb des Volkslebens stehen und sich ihm wohlwollend zuneigen. Kein Schriftsteller kann sein Publikum genau bezeichnen; das fertige Kunstwerk, seine Aufnahme und Auffassung ist nicht mehr von ihm abhängig, es ist ein selbständiges Leben. Jener Zusatz war aber wesentlich vom Geschmacke der Zeit bedingt.

Hebel selbst hat weitere Linien gezogen, denn er sagt in der Vorrede zur ersten Auflage: „Wenn Leser von höherer Bildung sie nicht ganz unbefriedigt aus den Händen legen, und dem Volk das Wahre, Gute und Schöne mit den heimischen und vertrauten Bildern lebendiger und wirksamer in die Seele geht, so ist der Wunsch des Verfassers erreicht.“ Wir ersehen hieraus erstlich den ethischen Gesichtspunkt des Dichters, sodann aber auch, daß erst in zweiter Reihe an eine Rückwirkung auf das Volksleben gedacht wurde.

Das Volk liebt es nicht, sich seine eigenen Zustände wieder vorgeführt zu sehen; seine Neugierde ist nach Fremdem, Fernem gerichtet, wie sich das auch in anderen Bildungskreisen zeigt. Erst wenn sich die Ueberzeugung auftut, daß man in sich selber neue Bekanntschaften genug machen kann, wenn höhere Beziehungen in dem alltäglich Gewohnten aufgeschlossen werden, lernt man das Alte und Heimische neu lieben *).

*) Daß Hebel bei dem Leserkreise, den er sich dachte,

Welch eine bevorzugte Rolle ſpielen wunderſame Abenteuer und Fahrten, Könige und Grafen, Prinzeſſinnen und Schlöſſer in den Geſchichten, die in dem Munde des Volkes leben. Der Zug nach Außergewöhnlichem gibt dieſe Richtung. Aus der Alltagswelt verliert ſich die träumende und phantaſirende Seele in ein ihr höher dünkendes Daſein und ſchmückt es mit aller Pracht, allem Glanze und allen Seltſamkeiten. So aus ſich herausgetreten, findet der Geiſt ein wohliges Behagen in den freien Spielen der Einbildungskraft; er durchſchweift fremde Welten und glaubt ſie zu durchdringen.

---

die „höher Gebildeten" voranſtellte, dazu mochte ihn auch das Bewußtſein einer von ihm mehrfach gebrauchten fremden Form führen, die dem deutſchen Volksthümlichen entgegen iſt. Es iſt dies der Herameter, welcher bei den größeren Schilderungen und Erzählungen angewendet iſt.

Einer meiner Freunde, der früher Pfarrer im Wiesenthal war, wurde einſt von einem Bauern daſelbſt gefragt: ob das auch Verſe ſeien. „Freilich," ſagte der Pfarrer. „Ei, man hört's doch aber nicht," entgegnete der Bauer, der keinen andern Vers kennt, als den mit Schlußreimen und Aſſonanzen.

Hier möchte ich im Voraus bemerklich machen, daß man sehr irrt, wenn man solche Darstellungen für gute und zweckmäßige Volksbücher hält, deren Stoffe treu und wahr aus den Kreisen des Volkslebens genommen sind.

Ich habe in der Einleitung bereits darauf hingewiesen, daß man die Ergötzlichkeiten des Geistes sich gern aus fremden Gebieten holt. Das unmittelbare Leben gibt uns hierfür eine Thatsache an die Hand.

Will sich der Städter eine ausnehmende Sonntagsfreude machen, verläßt er all den bunten Trödel um sich her, setzt eine leichte Mütze auf und wandert hinaus auf das Land, verkostet einmal wieder gestandene Milch und Schwarzbrod, oder macht sich, wie im Urzustande, im Walde gelagert, dort ein Feuer an. Mit einem grünen Zweig auf der Mütze, frische Feldluft in der Brust, kehrt er singend heimwärts. Der Bauer, der Landmann andererseits freut sich schon oft Wochen voraus auf den Sonntag, da er „nach der Stadt gehen" wird. Er gönnt und gesteht sich nicht leicht eine Freude als solche, sondern

beredet sich, daß er dort gar viel abzumachen habe. Wohl ihm, wenn er sich's nicht blos einredet, wenn er nicht zu „zinsen" hat, oder demüthig um Stundung der Frist bitten muß. In seinem besten Sonntagsstaate schreitet er nun dahin, betrachtet sich dann staunend die hochstockigen Gebäude, die sich immer weiter an einander reihen, verliert sich in das bunte Treiben der Straßen, setzt sich als blinder Passagier, aber nur in Gedanken, in die rasselnden Carossen, betrachtet wieder verwundert und verlangend das seltsame und bunte Tausenderlei hinter den Glasscheiben der Kaufladen und sucht sich die ganze fremde Welt so gut es geht zusammenzureimen, oder vergißt bald alles beim Glas in der Schenke. Holt er sich auch einen kleinen Stich, so ist nur zu wünschen, daß er von gesundem, unverfälschtem Getränke käme. Er zieht endlich heimwärts, mit sich selber redend und seine Gedanken taumeln oft noch mehr von den wunderlichen Anschauungen als von dem genossenen Getränke. Zu Hause kramt er aus, was er eingekauft, gesehen und gehört, und das auf dem Tisch liegende

mitgebrachte Weißbrod will oft so wenig zu dem gewohnten Leben passen, als die fremden Gedanken, die jetzt in der Stube laut werden, bis am andern Morgen die Gewohnheit des Lebens wieder angeht.

Dieses Auf- und Abwogen zu leiblicher Bewegung und Ergötzlichkeit können wir auch bei den geistigen Sonntagsfreuden wahrnehmen; überall ein Hinausstreben aus dem gewohnten Lebenskreise.

Derselbe Widerstreit, der sich in manchen städtischen Bürgerkreisen gegen die Aufnahme des sogenannten bürgerlichen Dramas zeigt, macht sich in seiner Weise beim Landvolke geltend. Man verlangt von der Poesie, daß sie nicht ein Spiegel des Alltagslebens sei, man verlangt Fremdes, Anderes, man will, daß sie große, die Gesammtheit bewältigende Charaktere und Verhältnisse darstelle.

Würde die Kunst der Porträtirung auch ganz allgemein, man würde in den getäferten Bauernstuben doch nicht leicht Porträts finden. Man erscheint sich hier nicht als so wichtig, um für

ſich und Andere das Bild der Perſönlichkeit feſtzuhalten. Heiligenbilder mit dem Glorienſcheine um das Haupt, oder bisweilen geſchichtliche Figuren zieren die Stubenwände.

Erſt wenn es gelänge, in den untergeordneten Geſtalten aus der wirklichen und gewohnten Welt den Widerſchein des allbeherrſchenden ewigen Geiſtes heraustreten zu machen, erſt dann mögen ſie in ihrer Verklärung wieder in das Volk zurückkehren.

Erſt wenn man die große Welt überwunden und in der Erkenntniß erfaßt hat, lernt man in der kleinen ſie wiederfinden, in jedem Strauch und in jedem Grashalme die Majeſtät und Fülle des Geſetzes beachten, in dem das All gehalten iſt.

Das Volksthümliche und die romantische Schule. — Hebel und die Romantik.

Es war gegen Ende des vorigen und zu Anfang unsers Jahrhunderts, als die romantische Schule das Volksthümliche wieder aufzuerwecken trachtete. Man tauchte in die Vergangenheit unter, in welcher noch eine in sich geschlossene Weltanschauung die Gesammtheit beherrschte, in welcher das Individuum sich noch nicht so frei ablöste, sondern sein wesentliches Gepräge noch von Gemeinzuständen empfing. Mit überschwänglicher Phantasie wurden bunt glänzende Bilder des Volksthümlichen dargestellt, daneben mit sprudelndem Witz der Stolz der theoretischen Vernunft gegeißelt, die die Welt nach ihrem dürren Schema umzumodeln trachtete, die, aus der Abstrac-

tion heraus, alles Natürliche, organisch nach eigenen Gesetzen Erwachsene, als unberechtigt umstoßen wollte.

So vollkommen berechtigt — geschichtlich und rein vernünftig — dieser Gegenkampf der Romantiker erscheint, eben so verkehrt ist jene Sehnsucht nach einer Vergangenheit, jenes Zurückschrauben auf dieselbe, wenn es mehr sein will als bloße momentane Stimmung.

Es geht im Leben der Völker wie in dem einzelner Menschen. Viele sehnen sich nach der entschwundenen Jugendzeit, da sie noch einig waren mit der Welt, noch glaubten, hoffnungsreich schwärmten. Aber vergebens. Jedes Leben hat seinen nothwendigen Fortschritt. Die schöne Blüthe muß zur Frucht werden, die in ihrer Vollendung noch die Blüthe in sich hegt.

Jene romantische Sehnsucht nach der Blüthenzeit — im Einzelnen wie in ganzen Zeitepochen — muß daher vor der klaren Erkenntniß zurücktreten. Die romantische Schule wollte und konnte das nicht. Auf ihren Gebilden liegt daher eine fliegende Hitze der Sehnsucht, ein jugendlich

zauberischer Duft, den man anerkennen kann, aber ohne ihn für etwas mehr gelten zu lassen.

Von nationaler Seite betrachtet erschien die Romantik nicht als eine natürliche Blüthe des Volkslebens, ja nicht einmal in ihren Vertretern zeigt sie sich als eine Forderung des in ihnen verkörperten Nationalgeistes. Im Gegentheil, man ging in leckerhafter Kunstgenießerei bei allen Nationalitäten zu Gaste. Was anfänglich nur behäbiges und behagliches Gelüste war, wurde nach und nach zum theoretischen Grundsatze ausgebildet; es sollte keine Besonderheiten mehr geben, man sollte überall zu Hause sein.

Die kernhafteren Erscheinungen und Gestaltungen des deutschen Volkslebens wurden nicht deshalb heraufbeschworen, weil sie ein nationales Ureigenthum waren, weil das allgemein Menschliche in ihnen ein eigenthümliches Leben gewonnen hatte; man fand Wohlgefallen an diesen Zuständen, weil sie zeitlich fremd waren, wie man sich an dem örtlich Fremden ergötzte.

Menschen, die kein Herz für das Volk hatten, für seine niedergetretenen Rechte, seine ver-

lorene Große, ſeine Jahrhunderte lange Knechtung, ſein Leiden und Hoffen — ſie trieben ein ergetzliches Spiel mit willkürlichen Gebilden, die ſie in die Kreiſe des Volkslebens verſetzten.

Warum iſt nichts davon ins Volk übergegangen?

Weil ſich nirgends der Pulsſchlag der Gegenwart herausfühlen laßt. Weil ſich in den Romantikern die übermüthigſte Subjectivität hervordrängt, während gerade das Volksthümliche eine getreue Hingebung erheiſcht, bei der man weder rechts noch links ſchauen darf, um für geiſt- oder phantaſiereich zu gelten.

Das Volksthumliche verträgt, ja erheiſcht oft die ſeltſamſten Abſchweifungen, aber dieſe durfen nicht blos zum Selbſtgenügen des Autors in überraſchenden Antithesen ſich erweitern, um zu befunden, wie man außer und über ſeinem Gegenſtande ſtehe; ſie ſind nur jene muthwilligen Sprunge des Geiſtes, der, wie der Volksausdruck ſagt, nicht immer bei der Stange bleibt.

Die Romantiker hielten wol auch den Grundſatz feſt, daß die Dichtung Selbſtzweck ſei, daß

ſie nichts will und ſoll als die freie Entfaltung ihrer ſelbſt. Aber dieſer Grundſatz ſtand vor und in dem Schaffen immer vor Augen und ließ nicht zu einer unbefangenen Selbſtentäußerung kommen. Weil und indem ſie ſich immer vornahmen, keine Tendenz zu haben, hatten ſie eben damit eine und zwar die ſich ſelbſt negirende: das immerwährende Draufhinarbeiten, ja keinerlei Tendenz aufkommen zu laſſen; auch hierin zeigt ſich das Negative der romantiſchen Dichtung, in ſich und nach außen. Man war aber auch gereizt, ſowol gegen die Theorien mit ihrer Alles nach der Schnur ſtutzenden Zaunſcheere, wie auch gegen das Philiſtertum mit ſeinen bürgerlichen Anforderungen und dem Streben, Alles platt zu treten. Aus dieſer Gereiztheit entſtand die Ungerechtigkeit, ſowohl gegen ſich ſelber, als gegen den Feind. Man wollte die Majeſtät der genialen Subjectivität wahren und ſteifte und ſtemmte ſich auf untergeordnete Abſonderlichkeiten, alle ſchrullenhafte Bizarrerie wurde zur unveräußerlichen Weſenheit erhoben.

Das Volksthümliche verträgt, ja erfordert

oft die seltsamsten Absonderlichkeiten, aber diese dürfen nicht gewaltsam herbeigeführt und aufgeheftet sein.

Aus einer innern, wohl selbstbewußten Nothwendigkeit konnten darum auch die Romantiker nur äußerst selten Menschen mit alltäglichen Lebensbeschäftigungen zu Helden wählen, um an ihnen die Hohen und Tiefen von Leid und Freud aufzuzeigen, im Gegentheil, sie hielten sich am liebsten an ganz subjective Naturen, oder wenn sie darüber hinausgingen vorzugsweise ja fast ausschließlich an Musikanten, Schnurranten ꝛc. Mit diesen konnte man schon leichter umspringen, die Menschen und die Natur sich possirlich vor ihren Augen drehen lassen und allerlei seltsamen Spuk treiben.

Auch andererseits blieben die Romantiker subjectiv und konnten darum die Gestalten, die ihnen vorschwebten, nicht emancipiren, nicht dramatisch frei für sich auftreten lassen. Der Unterbau ihrer Werke ist meist so luftig und kunstreich durchbrochen, daß sie nicht in sich ruhen konnten, sondern von außen gehalten werden müssen, dabei

aber selten einen wirklichen Ausbau zu tragen vermögen. Sie haben aus ihrer reichen Phantasie so viel Glanz und Wunderlichkeit um ihre Figuren gewoben, daß sie dieselben fast nur schildern, nicht für sich gebaren lassen können. Solch ein Held, der aufträte und spräche, wie es seine Verhältnisse und seine Bildungsstufe erfordern, würde oft die ganze um ihn gebaute Ueberschwänglichkeit über den Haufen werfen. Darum bleibt er an den Autor gebunden, der für ihn auftritt. Wir sehen die Welt nur spärlich auf eine neue eigenthümliche Weise mit den Augen des Helden, sondern fast immer mit denen des Dichters und der Held selber muß sich oft ironisiren lassen. Ja, der ironische Standpunkt der Auffassung ist — wo man nicht Altes auffrischte — bei neuen Schöpfungen der vorherrschende; es ist, als ob der Autor sagen wollte: ich bin noch viel gescheiter, ich weiß noch viel mehr u. s. w. als diese meine Gestalten; ich begnade sie nur mit meinem Wohlwollen. Da fehlt dann die Liebe, die eins wird mit ihrem Gegenstande.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen der Romantik und der volksthümlichen Dichtung besteht sonach auch darin, daß man in letzterer die sogenannten niederen Zustände alles Ernstes schildert und sie für wichtig genug erachtet, mehr als bloße Liebhaberei zu beanspruchen.

Aus jener subjectiven und ironischen Haltung der Romantik erklärt es sich auch, warum wir aus ihr keine neuen Lebensgestalten haben, die aus der Literatur heraustreten und uns so in der Erinnerung begleiten, als ob wir mit ihnen gelebt hätten. Es ist meist wundersam schöne Traumpoesie, schillernd, funkensprühend, aber auch verflogen wie ein schöner Traum.

Das Volksthümliche verlangt ein völliges Zurücktreten des Autors und es ist nicht ohne Bedeutung, daß wir oft von den besten Gebilden in diesen Kreisen die Namen der Urheber nicht mehr kennen.

Die romantische Schule konnte sich nicht zur Selbstentäußerung bringen.

Wo sich in der Romantik ein politischer Grundsatz bildete, der noch heutigen Tages in

manchen hochgetragenen Köpfen spuk, da möchte man gerne das zeitgenössische Leben auf einen willkürlich ausersehenen feudalen Punkt zurückführen. Weder die Gegenwart mit ihren Forderungen, noch diejenige Vergangenheit findet eine Anerkennung, wo das gegliederte Staatsleben seine festen unentwendbaren Rechte hatte. Man möchte jetzt gerne eine büreaukratische Monarchie und dabei doch ein gegliedertes Staatsleben, gerade wie die ästhetischen Genußmenschen in der Romantik für sich die ungebundenste Subjectivität beanspruchen, vom Volke aber eine völlige Unterordnung und Hingebung an Autoritäten verlangen.

Der Romantiker findet es schön, wenn das Volk allerlei alten Aberglauben nachschleppt, er selber kümmert sich um alles das nicht und buhlt mit allen Göttern, findet aber an den poetischen Vorurtheilen des Volkes einen ästhetischen Genuß.

Statt die neuen Ideen poetisch zu verklären und zu einem Abschlusse zu führen, wird nur das alte schon an sich Abgeschlossene hervorgesucht, das sich leicht fügt und unterordnet.

So sehr nun auch die Romantik sich von dem Volksthumlichen entfernte, ist es doch wiederum der von ihr ausgehende poetische Hauch, der uns vor dem schmuzigen Realismus der Nachbarvolker bewahrt.

Durch die Romantik haben wir gelernt bei den poetischeren Momenten der Erscheinungswelt zu verweilen, dies müssen wir festhalten, ohne dabei die trüben Seiten zu verbergen oder zu übertünchen.

Unbestritten bleibt zugleich auch den Romantikern das Verdienst, das alte Volksthümliche wieder erweckt zu haben.

Wir bedürfen aber nicht des Dämmerlichtes durch gemalte Scheiben, um ein poetisches Farbenspiel zu gewinnen, die Klarheit der Erkenntniß muß zur Poesie werden.

Der Kampf der Romantiker gegen die abstrakten Theorien, die alles Leben nach ihren Programmen abschnurren lassen wollen, dieser Kampf setzt sich noch fort in dem modernen Dichten und Trachten.

Wir wollen Gestalt und Gehalt der Gegen-

wart nicht zurückſchrauben in die politiſchen, kirchlichen und ſocialen Zuſtände der Vergangenheit — ſo bequem und anziehend ſie auch erſcheinen mögen, eben weil ſie in ſich abgeſchloſſen und fertig ſind — wir wollen aber, daß die Kanzlei- und Schulweisheit das heilig halte, was der Volksgeiſt aus ſich ſelber erzeugt hat, daß die Staatsmaſchine vor dem organiſchen Leben zurücktrete.

Mit der Berufung auf das geſchichtliche Volksgemüth und ſeine unantaſtbaren Wahrzeichen in Sitten und Bräuchen treten wir der mit Ordonanzen gerüſteten Büreaukratie, wie dem nagelneuen in der Bruſt Einzelner ausgeheckten Radikalismus entgegen, denn beide treffen von entgegengeſetzten Seiten in der Deſpotie zuſammen.

Der Jahrtauſende alte Volksgeiſt bequemt ſich nicht nach den Theorien, die einzelne Hechweiſe ausbecken. Wenn der durch eine lange Geſchichte ſich entwickelnde Geiſt eines ganzen Volkes nicht größer wäre, nicht mehr vermöchte, als was ein noch ſo hoch begabtes Individuum in ſeinem kurzen Leben aus ſich

entwickelt, ſo wäre die Weltgeſchichte ein Narrenſpiel.

Man kann es bisweilen in drängendem Unmuthe beklagen, daß der ſpröde Volksgeiſt ſich nicht von den guten Abſichten Mancher packen und zu ſeinem Ziele führen läßt. Eine weitere Einſicht muß aber zu der Beruhigung führen, daß hierin ein tiefes Geſetz liegt. Was wäre aus den Völkern geworden, wo läge ihr unverwüſtlicher Kern, wenn es den ſogenannten geiſtlichen und weltlichen Machthabern gelingen könnte, ihn in ſeinem innerſten Weſen umzugeſtalten? Die Geſchichte der Völker wäre nichts als die Geſchichte einzelner Menſchen, die ihnen das Gepräge ihres individuellen Lebens aufdrückten.

Zu dieſem geſchichtlich nothwendigen kommt auch noch ein pſychologiſches Moment. Der wiſſenſchaftlich und theoretiſch Gebildete kann durch Erörterung leicht eine Anſicht aufgeben oder ſich berichtigen laſſen, er iſt es gewohnt, verſchiedene Seiten der Anſchauung zu erkennen, er verliert mit der einen Anſchauung noch nicht die Sache an ſich, und geſchähe es auch, ſo ergänzt er ſie

leicht. Der Mann der Erfahrung, der Mann aus dem Volke verliert aber leicht durch das Aufgeben seiner gewohnten Anschauung auch die Sache an sich; aus einem oft unbewußten naturtrieblichen Zuge sträubt er sich daher gegen das Neue, er muß von Natur spröde gegen Neues und Fremdes sein.

In der Darstellung des Volksthümlichen muß man bis zu jenem Punkte vorzudringen suchen, der die innerste Eigenthümlichkeit in sich schließt. Je mehr dieser erkannt und herausgebildet wird, um so mehr wird er auch die ihm genehmen Redensformen gewinnen.

Sollen dem Volke seine natürlichen und geschichtlichen Denkmale nicht nach der neuen Denk- und Sprachlehre corrigirt werden, sondern aus sich heraus neue Formen gewinnen, so muß mit dieser Anerkennung des vergangenen Geschichtlichen auch die des Zeitgeschichtlichen sich verknüpfen. Die Freiheit des Individuums ist der vorherrschende Charakter unserer Zeit. Es läßt sich nicht mehr Alles im Gemeindegriffe zusammenfassen und halten, jeder schafft sich mehr oder

minder seine innere und äußere Welt. Daß das freie Individuum Formen und Einrichtungen finde, in denen es sich selbständig mit dem Gesammtwillen zusammenschließe und von ihm getragen fühle, das ist Aufgabe des modernen staatlichen und religiösen Lebens

Selbsterkenntniß des Volkes ist hiezu der erste Schritt und dies die erste Aufgabe der volksthümlichen Literatur. —

Im Gegensatze zur Romantik und Weltliteratur steht die volksthümliche Poesie nach außen auf dem rein nationalen Standpunkte.

Gerade jetzt, da die Nationen in eine geistige und persönliche Wechselbeziehung getreten sind wie noch nie, gerade jetzt zeigt sich wieder überall eine vorherrschende nationale Besonderheit, zumal in den Dichtungen. Es mag sein, daß wie bei einem starken Individuum, je größer die gesellschaftliche Einwirkung zu werden droht, man um so behutsamer seine Besonderheit vor Verschleifung zu wahren trachtet und sich dabei sogar auf Untergeordnetes und Unwesentliches steift; es mag sein, daß gerade beim Verschwin-

den einer Besonderheit diese sich nochmals um so entschiedener aufthut; gewiß liegt auch die Erkenntniß des höheren Gesetzes zu Grunde, daß der Beginn eines geistigen, wie der eines materiellen Weltreiches der Tod der Civilisation wäre.

Das Princip der Individualität macht sich auch in den Nationen und ihren Offenbarungen geltend; die Mannigfaltigkeit soll auch hier zur höheren Einheit führen, nicht zur Einerleiheit werden. Ein Sammeln und Vervollkommnen in sich führt zur Sammlung und Vervollkommnung der Menschheit.

Auch von diesem Standpunkte aus hat Hebel einen wenn auch kleinen doch nicht unwichtigen Beitrag zur innern Volkskunde geliefert. Er hat nicht zeitlich und raumlich Fernes erschlossen, sondern ein in uns selber Verborgenes zu Tage geschürft.

Gerade während man in ästhetischer Leckerhaftigkeit bei allen Nationen und Zeiten zu Gaste war, schuf er eine heimische, ja sogar lokale Poesie. War er hierbei auch fern von Absicht und

Tendenz, so können wir doch ein Entwicklungsgesetz darin erkennen.

Wir Deutschen haben keinen nationalen Mittelpunkt, wir haben keine Typen des Nationallebens. Wir sind auch darin das Weltvolk, daß wir nicht nur das Fremde leicht in uns aufnehmen, sondern auch in uns selber die größte Mannichfaltigkeit darstellen. Seit lange nur auf die innere Freiheit des Individuums hingewiesen, die nicht zu fesseln und zu binden ist von äußeren Gewalten, hat sich das individuelle Leben, losgetrennt von aller Gemeinsamkeit, bei uns am unfügsamsten ausgebildet. So bei einzelnen Menschen, so bei den Volksstämmen. Der Schritt über die subjektive Poesie hinaus zur provinzialen bezeichnet schon ein Eingehen in eine Gemeinsamkeit. Ist es nun wol eine zu hoch getriebene Erwartung, wenn wir von der provinzialen Poesie aus den Gang zu einer erneuten volksthümlichen und nationalen erwarten?

Hebel's Dichtungskreis war zu klein, seine Persönlichkeit zu bescheiden und selbstgenügend, als daß er sich an die Spitze einer Wendung stel-

len, oder von anderen dahin versetzt werden konnte. Ein Ausgangspunkt der volksthümlichen Poesie läßt sich aber in ihm finden.

Es war kein blos ästhetisches, es war ein Herzensinteresse, was ihn zur Darstellung des Volksthümlichen drängte. Er wendete sich daher nicht einer geschichtlichen Vergangenheit, sondern dem Volksthümlichen in seiner Wirklichkeit zu, weil er in natürlicher Beziehung mit demselben stand. Was ihm, in seinem fortgeschrittenen Bildungsgange, geschichtlich abgethan war, lebte noch frisch und grün im Volke und bildete dem Dichter selbst die ersten zur Wurzel sich herabneigenden Jahreszweige seines Lebensbaumes.

Hebel reiht sich daher nicht der Romantik eben bezeichneter Art an. Diese hatte sich aus der Reflexion heraus dem Volksthümlichen zugewendet, konnte es weder für sich wahrhaft beleben, noch belebend ins Volk zurückkehren; die Hervorbringungen der romantischen Schule blieben eine Tendenz, eine literarisch-ästhetische Erscheinung.

Auch jener mystischen Naturschwärmerei der

Romantiker ſtand Hebel fern, ja er neigt ſich ſogar zu dem andern Extrem, die Natur vorherrſchend ſinnbildlich aufzufaſſen. Gerade weil Hebel von Kindheit auf ſo zu ſagen auf vertrautem Fuße mit ſchöner Naturumgebung lebte, nahm er ihre Eindrücke leicht hin und ſchaute bald darüber hinweg nach ſinnvollen Deutungen. Die Schauer der Waldeinſamkeit, jene oft wunderſam anziehende Regungen des ſtillen Naturwaltens, die die Romantiker wiedergeben, finden ſich bei Hebel nicht.

Die Romantiker ſtanden im innerſten Zuſammenhange mit der damaligen Naturphiloſophie, in der der Geiſt ſich als Bewußtſein in der Natur wiederfand. Die volksthümliche Poeſie dagegen (wenn man dafür eine Verbindung mit den höchſten Spekulationen ſucht) ſteht mehr auf Seite der Geiſteophiloſophie oder der Philoſophie der Geſchichte, ihr weſentliches Objekt iſt mehr der Menſch und die Menſchheit, das organiſche Leben in allem Thun.

Ein hervorſtechender Zug der Romantiker iſt ferner die friſche Wanderluſt, das ſelige freie

Schweifen ins Weite, während sich die volksthümliche Dichtung gerne still anbaut und einhegt.

Die Romantiker traten aus der Schule und Studirstube, aus dem Geräusch und Brodem des Stadtlebens hinaus in den Morgenduft mit seinem funkelnden Thau, in die ganze frische geheimnißreiche Natur; sie empfanden ihre Einwirkungen tiefer, wie der im Winter gebleichte Städter, wie man nach langem Stubenleben die Offenbarungen der Natur freier und tiefer in sich aufnimmt. Daher jene herrlichen Lieder von den sauselnden Heimlichkeiten der Waldeinsamkeit, von der mondbeglänzten Zaubernacht, von all dem Glanz und Glast in Wald und Flur. All das Hausgeräthe, das ihnen in Gedanken nachlaufen wollte, all die tausend gesellschaftlichen Beziehungen, die sich ihnen anhängen wollen, all die abstracte Gelehrsamkeit, die den frischen Sinn zudeckt, bannen sie weit zurück und versenken sich still in das einsame Naturwalten und in traumhaften Gesichten wird ihnen manches Geheimniß offenbar zum tönenden Liede. Die Romantiker haben die Natur wieder neu erobert

und gewonnen. Für Hebel aber war das Naturleben von vorn herein kein Gegensatz, den er dichterisch in sich hereinzunehmen oder in den er sich aufzulösen hatte. Seine Gedichte „Sommerabend," Sonntagsfrühe" u. s. w. sind vorherrschend Bilder aus dem Menschenleben, sogenannte Gattungsbilder, mit einem Hintergrunde der stillen Natur. Er besieht sich die Welt von der Bauernstube aus, lebt mehr im Dorfe und im Hause als in Wald und Feld *), und wenn er hinaustritt, singt er von Leid und Freud des Menschenlebens.

Hiedurch nähert sich Hebel wieder dem Volksliede, in welchem auch wenig von schöner Natur die Rede ist; liegt in den Tönen auch ein Hauch wie der Athem der Bergesluft, so spricht sich doch in den langgezogenen Klangen der Thale wie in dem zurückschnellenden Widerhall der

*) Darum wäre auch die rechte Stelle von Hebel's Denkmal nicht einsam zwischen Bäumen, sondern etwa auf dem Marktbrunnen, mitten im bunten Treiben des Lebens. Der Ruf: „Chromet süeßen Anke" u. dgl. paßt mehr für Hebel als die stille Einsamkeit des Schloßgartens.

Bergeszacken das menschliche Lieben, Leiden und Jauchzen in seinen tiefsten Grundtönen aus. Die Freude und Schönheit der Natur macht im Volksliede nicht viel von sich reden; die Natur wird unmittelbar mit hereingenommen, angeredet und bezeichnet und wieder fallen gelassen, aber immer empfindet man das tiefe Gemeinleben zwischen Mensch und Natur heraus.

Die mährchenhafte Gestaltung, das zauberisch Dämonische und das Volksthümliche. — Das Mißliche der Nutzanwendungen.

Die Romantiker griffen in die Vergangenheit zurück, das Zauberische bot sich von selbst dar, sie trieben damit allerhand Spuk zur Verhöhnung der abstrakten Theorien; auch dachten sie an keine Rückkehr ihrer Schöpfungen in das Volk und konnten sich hier um so leichter gehen lassen.

Wie verhält sich aber der moderne volksthümliche Dichter zu dem Mährchenhaften, das er verfindet und aus sich neu schaffen mag?

So lange noch eine polytheistische Auffassung wirklich in den Menschen war, formte sich alsbald eine Idee, ein Begriff, Ursache und Wirkung in der Erscheinungswelt zu einer Persönlich-

keit. Wenn die Griechen sich die Naturkräfte und allgemeinen Gesetze des Menschenlebens durch die Repräsentation menschlich ausgestatteter Gottheiten näher brachten, so geschah dies unmittelbar naiv. Gleicherweise auch bei den späteren Völkern, die im Mährchenzauber lebten und daran glaubten. Dem modernen Geiste aber, auch dem des Volkes, widerstrebt es, aus dem abstrakten allgemeinen Gedanken wieder zur Personifikation zurückzukehren. Die Mährchenbildung hat im Volke aufgehört, und nur an das, was im Volke sich vorfindet, konnte der Dichter sich anschließen.

Durch die Verbreitung des Christenthums, das auf den Grund des Judenthums gebaut ist und vor Allem den abstrakten Gedanken Gottes als reine Idee in dem Menschen hervorrief, ist das Mährchenhafte zum irrenden Schatten geworden, der keine rechte Heimat mehr hat und aus dem lebendigen Zusammenhange gerissen ist; selbst der leibhaftige Teufel ist zum abstrakten Bösen abgezehrt. Durch Hervorheben des allgemein Menschlichen, durch die Wissenschaft und

den Schulunterricht, die Natur und Geist in allgemeiner Weise kennen lehren, wird es ein vergeblicher Versuch, wiederum Personifizirungen aufstellen zu wollen, die den allgemeinen Gedanken in sich schließen. Darum ist und bleibt auch all der modern fabrizirte Feen- und Geisterkram erlogen, in der Seele der Schöpfer selber erlogen oder besten Falles erträumt, aber nicht wirklicher gehalten als ein Traum.

In dem modernen Mährchen behält Alles in der Regel einen wachsfigurnen Charakter; so sehr diese Nachboßirungen auch die Hälse drehen und die Augen rollen, der Maschinenmeister hat sie nur aufgezogen.

Die alten Volksmährchen beruhen, wie von Grimm u. A. erwiesen ist, auf Gottersagen und alten Glaubenslehren und so willkürlich und traumhaft sie auch erscheinen, sind diese wunderbaren Ereignisse u. s. w. doch wesentlich Hüllen für die Darstellung der Naturelemente und ihrer Gesetze. Wie sollen sich nun diese in neuerer Zeit in das Mährchenhafte hüllen, nachdem sie in nackter Gesetzesabstraktion gefaßt worden?

Der allegorische Grundcharakter ist in dem modernen Mährchen fast ganz zurückgetreten und es wurde blos krankes, traumhaftes Phantasiespiel, oder wenn jener Charakter sich geltend machte, war er als Abstraktion obenaufgelegt.

Denken wir uns zeitgenössische Erscheinungen, die durch ihre Neuheit noch etwas Geheimnißvolles haben; wir können nur spielerisch etwa für das jüngste Kindesalter als wirklich geglaubte Gestalten daraus bilden. Dem Kinde ist die wirkliche Welt ebenso verhüllt und neu wie die phantastisch erfundene, darum mag sein Sinn eine kleine Weile an die Figuren glauben, die wir da und dorthin versetzen. Weiter hinaus reicht es aber nicht. Betrachten wir z. B. die Dampfkraft mit ihren staunenerregenden Wirkungen. Es ließe sich leicht eine Geschichte erfinden, wie aus den hassenden Elementen, Feuer und Wasser, ein Dämon entstände, der festgebannt ist, keucht und pfeift und Alles mit sich fortreißt. Es wäre vielleicht möglich, diesen Dampfgeist, oder wie man ihn nennen will, in aller Naivetät hinzustellen; es möchte wol als Spielerei er-

gegen, aber wir glauben nicht mehr daran, nicht einmal mit jenem dichterischen Glauben, der „das luftige Nichts benennt und ihm festen Wohnsitz gibt.“ Wir haben diese neue Kraft nicht zuerst als Dämon kennen gelernt, nothwendig verbunden mit dieser Persönlichkeit, wenn man so sagen kann, sondern als allgemeine Naturkraft, in ihren Ursachen und Wirkungen.

Der Menschengeist ist zur Anschauung und Erkenntniß des Allgemeinen emporgestiegen, es ist vergebens, ihn auf den überwundenen Standpunkt zurückschrauben zu wollen. Das Ergebniß ist hier nicht viel mehr, als daß eine rhetorische Figur für den allgemeinen Gebrauch erobert wird. Die concret naive Gestaltung der Ideen wird und muß eine andere werden, der eine eigenthümliche Poesie und Lebensfülle nicht abgeht.

Diese Wahrheit muß stets wiederholt werden, weil sich auch der gegenüberstehende Irrthum stets wiederholt. Die alten Formen erneuen sich nicht, wenn auch das Wesen des Geistes ewig dasselbe ist. Der freie Geist läßt sich nicht mehr in die Behausung der Mährchen, Dogmen u. s. w.

zurücklocken, er will eine neue ihm genehme Erscheinungsweise.

Wer möchte die tiefe Befruchtung der Phantasie durch das Mährchen, den reizenden Duft leugnen, den es über die Welt ausströmt? Muß die neue Gestaltung auch auf diesen verzichten, so wird sie doch in anderer Weise die Schönheit erobern können.

So tief begründet auch der Zug nach dem Mährchenhaften im Volksgeiste ist, so läßt sich darin doch kaum mehr als eine Rückständigkeit erkennen, sowol für das bereits Vorhandene (das nach und nach aus dem Volksmunde verschwindet) als auch für etwaige neue Schöpfungen. —

Die Verwendung des Mährchenhaften wie der Thierfabel zur Satyre ist aber hiedurch keineswegs ausgeschlossen, indem hiebei von vorn herein die gewohnte Form nur als Widerspiel aufgefaßt wird.

Wie zu dem Mährchenhaften, so stellt sich auch die moderne volksthümliche Dichtung zu dem Zauberischen und Dämonischen, das theils aus dem Bereiche des Mährchens abgerissen wurde.

Es darf nicht mehr genügen, das oft wunderbare Räthsel vom Zusammenhange alles Lebens durch räthselvoll verkörperte Mächte und Kräfte zu deuten, oder vielmehr blos zu veranschaulichen, dies muß, so weit es die Erkenntniß zu fassen vermag, in die Klarheit des Gesetzes erhoben werden. Die Erkenntniß hat hier bereits große Gebiete erobert und muß immer weiter vordringen. Es bleibt noch Räthselvolles genug stehen, man hat nicht nöthig, das offenbar gewordene geflissentlich zu vermieten.

Mag man es auch für prosaische Aufklärung halten, ich stehe fest auf der Ansicht, daß ein Anknüpfen an das Dämonische und Wunderbare eben so sehr auf einen äußern, geschichtlichen, als auch auf einen innern, natürlichen Widerspruch stößt.

Die dünne Schnur, an der ein Amulet um den Hals hängt, mag wenig schaden und sogar eine Zierde sein; aber sie ist ein ausgezogener Faden aus der großen Fessel und dem großen Narrenseil, daran die Menschheit gebunden wird *).

*) So unvergleichlich schön z. B. auch Cl. Brentano's „Geschichte vom schönen Annerl und dem braven Kas-

Hebel wies dem Mährchenhaften nur den kleinen Raum an, den es wirklich noch im Volke inne hat. Statt sich dabei aber rein gegenständlich zu verhalten, stellt er sich auf den rationalistisch symbolisirenden Standpunkt. Dies zeigt sich in dem Gedichte, „Geisterbesuch auf dem Feldberg.“ Obgleich er in der Einleitung sich offenbar harmlos dem Geisterleben hingeben möchte, vermag er es dennoch nicht. Das auch sonst von Hebel geschehene Aufgebot der Engel ist mehr traditionell als neu belebt und hier bleibt die Personifizirung zweier menschlicher Grundleidenschaften eben nur gemacht. Der Gedanke war vor der Personifikation da, ein umwandelnder Geist, der sich nothdürftig einen Körper suchte. — In dem Gedichte „Riedliger's Tochter,“ das die schöne Sage von dem zauberischen Spinnrädchen enthält, das allein spinnt u. s. w., wird zuletzt eine rationalistische Wendung genommen.

---

zerl“ ist, möchte ich, neben anderweitiger Häufung der Motive, die Szene mit dem Richtschwert wegwünschen. Die Poesie wird dadurch nicht gehoben und das Ganze erhält damit einen fatalistischen Charakter, der die menschlich einfache Theilnahme beeinträchtigt.

Gleicherweiſe erhält in dem „Karfunkel“ das plaſtiſch hingeſtellte Einwirken des Teufels zuletzt eine ideelle Verflüchtigung.

Konnte ſich vielleicht der Dichter Hebel hiebei nicht von dem freiſinnigen Theologen losmachen? Fürchtete er ein neues Eindringen des Aberglaubens durch die Poeſie?

Wenn man einmal ſolche Stoffe aufnimmt, müſſen ſie rein gegenſtändlich in ihrer eigenen Faſſung gehalten bleiben, jede Zuthat fremder Betrachtung bringt ein unruhiges Licht hinein. —

Von den Romantikern unterſcheidet ſich Hebel auch noch dadurch, daß ein großer Theil, namentlich der erzählenden Gedichte, eine ausgeſprochen lehrhafte Richtung hat, während die Romantiker die Poeſie als Selbſtzweck feſthielten, und gewiß mit Recht. Das wahrhaft Schöne verſittlicht, ohne eingelegter weiterer Tendenzen zu bedürfen. Tief erquickend iſt der fromme Ton, der durch Hebel's Gedichte geht, nicht jener gemachte, aus feuchten Kirchenmauern geholte, ſondern als freier Widerhall des Lebens. Dagegen möchte man den lehrhaften Anhang meiſt gerne

entbehren. Ich will hier nur ein Beispiel erwähnen. In dem Gedichte: „Der Knabe im Erdbeerschlag", wird erzählt, daß ein Knabe im Walde Erdbeeren aß, ein Engel kommt dazu und fragt: „was ißisch? i halt's mit," der Bub sagt: „He nüt" (ach nichts) und zieht die Mütze nicht ab. Seitdem sättigen die Erdbeeren nicht. Nun schließt Hebel:

Was gibt der für Lehre dri?
Was feisch derzue? Mer muß
Vor fremde Lüte fründli si,
Mit Wort und Red und Grueß:
Und 's Chäppli lüpfe z'rechter Zit,
Sust het me Schimpf und chunnt nit wit.

Ist das nun nothwendig die Lehre dieser Geschichte, oder ist sie wirklich nur „dreingegeben?" Die schnöde Verleugnung des Knaben, daß er etwas esse, kann wol mit mehr Recht das Wesentliche dieser Dichtung sein als das „Chäpplilüpfe," die Folge, daß man nun immer ohne Sättigung oder gewissermaßen nichts esse, wenn man Erdbeeren verzehrt, ergibt sich ungezwungener; ja man könnte noch tiefer ge-

ben und hierin die Darſtellung und Deutung des Verhaltniſſes finden, daß Alles, was in unſerm Culturzuſtande die Natur noch wild wachſend um uns her ſtellt, nur Leckerbiſſen und eigentlich keine ausreichend ſattigenden Nahrungsmittel ſind *).

Die Volksdichtung hat oft ſolche wunderbare Geſchichten, um daraus eine Naturerſcheinung zu erklaren, oft wird damit ein myſtiſcher Naturzug gedeutet, wie z. B. bei der Schopfung des Weibes aus der Rippe des Mannes, woraus dann gefolgert wird „darum verlaßt“ u. ſ. w. Oft auch wird damit mehr ein Spiel getrieben, wie z. B. aus dem verſunkenen Schiffe mit der ewig klappernden Salzmuhle erklart wird, daß „darum“ das Meer ſalzig ſei. Solcher Schluß iſt aber meiſt nur als kindliches Spiel angehangt, oder als Neckerei u. dgl.

Einem fur ſich ſelbſt ſprechenden Gedichte

*) Wenn daher Gervinus bei Hebel „die naiv beigebrachten Lehren, die nirgends den Lehrmeiſter verrathen,“ beſonders hervorhebt, ſo bedarf die Allgemeinheit dieſes Ausſpruches gewiß der Einſchränkungen.

eine Nutzanwendung anheften, bleibt darum aber nicht minder mißlich.

Ein Gedicht, in seiner Vollendung als Kunstwerk, ist wie ein Naturerzeugniß, das auch keine Gebrauchs- und Anschauungsweise mit zur Welt bringt und für sich festsetzt; es ist im Gegentheil der mannigfachsten Verwendung und Betrachtung fähig. Nicht einmal der Dichter selber hat das Recht, die allein geltende Deutung seines Kunstwerkes festzusetzen. Suchte er auch eine ihm klar vorschwebende Idee zu gestalten, so kann sich doch, ohne sein Wissen, während des Schaffens etwas Anderes als Mittelpunkt hervorgedrängt haben. Das unmittelbare Leben tritt hier in eine Berechtigung, die sich durch keinen vorgefaßten Entwurf absperren läßt. Kein dichterisches Kunstwerk läßt sich streng und allein nach dem vorher gefaßten Gedanken ausführen; in der Ausführung selber herrscht eine neue, stets sich fortentwickelnde und modifizirende Produktivität.

Dieses Gesetz herrscht in der Kunst, wie in dem organisch sich fortbildenden Leben.

Das Kunstwerk hegt den ethischen Grundzug

nothwendig in ſich, dieſer darf aber nicht in formulirte allgemeine Sätze gefaßt, auf fliegende Zettel verzeichnet, den Geſtalten um den Mund hangen; aus der ganzen Faſſung des Lebens muß er von ſelbſt ſprechen und dem ſelbſtthätigen Beſchauer überlaſſen bleiben, dem, was den Schöpfer belebte, nachzugehen.

Bei der Dichtung für einen beſtimmten Zweck mag die Dogmatiſirung hingehen, weil die Geſtaltung hier überhaupt weiter nichts als Illuſtration eines allgemeinen Gedankens iſt, ſie ruht nicht in ſich, wie das Kunſtwerk, wie das organiſche Erzeugniß, durch das ebenmäßig vertheilte Gewicht, ſondern ſtützt ſich auf ein außer ihr Feſtgeſtelltes.

Man muß im Leben und Thun, beſonders aber im dichteriſchen Schaffen, den Muth haben, ſich verkennen, oder nicht richtig erkennen zu laſſen. Das erklärende Beiſpringen wird glücklichſten Falls blos lächerlich. Freilich wird jene Selbſtverleugnung im großen Ganzen wie im einzelnen Theilen oft ſehr ſchwer, und trotz der beſten Vorſätze kommt man oft davon ab,

sodaß es in manchen Dichtungen oft geht, wie in dem chinesischen Märchen von Andersen (die Nachtigall), wo die Blumen alle Schellen haben und, wenn Jemand vorübergeht, klingeln, damit sie ja nicht unbemerkt gelassen werden.

Für die Volksdichtung steht hier namentlich die Bibel als Muster da, die die tiefsinnigsten Thatsachen unbefangen hinstellt.

Schiller's Ideal eines Volksdichters. — Idealistische und realistische Dichtungsart.

Schiller hat in seiner hohen Weise auch theoretisch das Ideal eines Volksdichters aufgestellt. Er faßt beide Seiten ein und derselben Substanz (die Dichtung aus dem Volke und für das Volk) zusammen, wie sie in dem Ideale auch wiederum zusammenfallen müssen. „Popularität ist ihm — sagt er in der Beurtheilung von Bürger's Gedichten — weit entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern, oder mittelmäßige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr, und fürwahr eine so schwere Aufgabe, daß ihre glückliche Lösung der höchste Triumph des Genies genannt werden kann. Welch Unternehmen, dem edeln

Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu sein — ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den Kinderverstand des Volkes anzuschmiegen. Groß, doch nicht unüberwindlich ist diese Schwierigkeit; das ganze Geheimniß, sie aufzulösen — glückliche Wahl des Stoffs und höchste Simplicität in Behandlung desselben. Jenen müßte der Dichter ausschließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. Alles, wozu Erfahrungen, Aufschlüsse, Fertigkeiten gehören, die man nur in positiven und künstlichen Verhältnissen erlangt, müßte er sich sorgfältig untersagen und durch diese reine Scheidung dessen, was im Menschen blos menschlich ist, gleichsam den verlorenen Zustand der Natur zurückrufen. In stillschweigendem Einverständniß mit den Vortrefflichsten seiner Zeit wird er die Herzen des Volkes an ihrer weichsten und bildsamsten Seiten fassen, durch das geübte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieben nur Nachhülfe geben und das Leidenschaftsbedürfniß, das der Alltagsport so geistlos

und oft ſo ſchädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenſchaft nutzen. Als der aufgeklärte, verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem hervorſtrömenden, Sprache ſuchenden Affekt der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. dgl. m., einen reinern und geiſtreichern Text unterlegen; er würde, indem er ihnen den Ausdruck lieh, ſich zum Herrn dieſer Affekte machen und ihren rohen, geſtaltloſen, oft thieriſchen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbſt die erhabenſte Philoſophie des Lebens würde ein ſolcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflöſen, die Reſultate des wachſamſten Forſchens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimniſſe des Denkens in leicht zu entzifferender Bilderſprache dem Kinderſinn zu errathen geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntniß brächte er die gewagteſten Vernunftwahrheiten in reizender und verdachtloſer Hülle lange vorher unter das Volk, ehe der Philoſoph und Geſetzgeber ſich erkühnen dürfen, ſie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen. Ehe ſie ein Eigenthum der Ueberzeugung

geworden, hätten sie durch ihn schon ihre stille Macht an den Herzen bewiesen, und ein ungeduldiges einstimmiges Verlangen würde sie endlich selbst der Vernunft abfordern.

In diesem Sinne genommen, scheint uns der Volksdichter, man messe ihn nach den Fähigkeiten, die bei ihm vorausgesetzt werden, oder nach seinem Wirkungskreis, einen sehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talent ist es gegeben, mit den Resultaten des Tiefsinns zu spielen, den Gedanken von der Form loszumachen, an die er ursprünglich geheftet, aus der er vielleicht entstanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen, so viel Kunst in so wenigem Aufwand, in so einfacher Hülle so viel Reichthum zu verbergen."

An einer weiteren Stelle sagt Schiller: „Eine nothwendige Operation des Dichters ist Idealisirung seines Gegenstandes, ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche seines Gegenstandes (mag dieser nun Gestalt, Empfindung oder Handlung sein in ihm oder außer ihm wohnen)

von gröbern, wenigſtens fremdartigen Beimiſchungen zu befreien, die in mehrern Gegenſtänden zerſtreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu ſammeln, einzelne, das Ebenmaß ſtörende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Locale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf dieſe Art im Einzelnen bildet, ſind gleichſam nur Ausflüſſe eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je größerer Reinheit und Fülle er dieſes innere allgemeine Ideal ausgebildet hat, deſto mehr werden auch jene einzelnen ſich der höchſten Vollkommenheit nähern."

Dieſen erhabenen Ausſprüchen gegenüber, an denen man wie zu einem heiligen Vorbilde aufſchauen muß, darf man es kaum wagen, etwas hinzuzuſetzen, ſie ſind erſchöpfend; nur einige Andeutungen in Bezug auf die Gegenwart ſeien geſtattet.

Man erſieht aus dem Angeführten wie aus anderen äſthetiſchen Aufſätzen, wie ſehr auch Schiller die Verſöhnung von Idealismus und

Realismus zur Bedingung der lebendigen Poesie setzte.

Wie schroff stellt sich die Gegenwart diesen ewigen Anforderungen gegenüber. Der „Kunstform," wie man es nennt, soll man sich wesentlich nur noch bedienen, um diese und jene Ideen und Zustände an den Mann zu bringen; je greller und mißtönender, desto besser.

Die realistische Seite der Poesie soll so stark vorgekehrt werden, daß auch die Poesie wie die meisten Lebenszustände keinen Abschluß in sich finden können.

Eine bloße Tendenzdichtung, die, statt allgemeiner Sätze, Personen und Ereignisse als Beweisführungen gruppirt, eine solche mag vorherrschend bei den dunkeln und unfertigen Partien des Zeit- und Weltlebens verweilen; sie mag dann mit einem mißtönenden, grellen Klange plötzlich abbrechen, gerade um dadurch anschaulich zu machen, wie düster, unfertig und unharmonisch die Zustände des Lebens sind. Ein Kunstwerk dagegen muß zu einem in sich versöhnten Abschlusse gelangen. Zu diesem Behufe müssen die Licht-

seiten in all dem grausen Wirwarr bestimmt hervorgehoben werden, weil in ihnen die Strahlen der endlichen Versöhnung ausströmen. Der Dichter richtet und ordnet auch die auf der Wirklichkeit von ihm aufgebaute Welt nach höheren Gesichtspunkten, er schaltet frei, er kann und soll abschließen, wo die Wirklichkeit noch bei der Halbheit und Zerrissenheit verharrt. Wie er Stimmungen und Charaktere zu Consequenzen führt, die sie vielleicht äußerlich nie gewonnen, so kann er auch die Ereignisse zu einem Abschlusse führen, den die baare Wirklichkeit noch nicht gibt. Das kann er aber nur, wenn er einen bis zu einer gewissen Festigkeit erlangten Boden hat und nicht erst gestern angeschwemmtes lockeres Land, das vielleicht morgen die Fluth wieder verschlingt. Beziehungen und Kämpfe, die noch durchaus keinen Abschluß ertragen, die jeder vorgreifenden Lösung widersprechen und bei denen der Dichter an eine außerhalb der Poesie liegende Macht (an die Zukunft der Geschichte) appelliren und ihr den Abschluß anheim stellen muß, den er nicht prophetisch zu ahnen wagt — solche sind nicht Ge-

genstand der Poesie. Man kann hier durch Gestaltungen die Debatte beleben, ein Kunstwerk aber nicht daraus bilden. Die strengen Politiker freilich kümmern sich wenig um dieses letztere, sie wollen die Dichtung feuilletonisiren, die Dichtung soll die Erörterung des Zeitungsstoffes in Gestalten ausführen, oder auch nur die Erörterungen den Gestalten in den Mund legen. In Deutschland namentlich, wo der Erörterung so emporende Schranken gesetzt sind, findet dieselbe bisweilen noch eine ungehindertere Entfaltung unter dem „poetischen Gewande" und hiermit auch ein Eindringen in Kreise, die für theoretische Erörterung als solche unzugänglich sind. Was kümmert sich eine einseitige Politik um die Barbarei in der Kunst? In dem Bankbruch der Gegenwart soll auch die Kunst mit draufgehen.

Es hieße aber, eine hohe Errungenschaft daran geben, um sie einst um so mühsamer wieder zu erobern, wenn man, unbekümmert um die Kunst, der Nützlichkeitspoesie huldigte. Wie es die Aufgabe ist, über die Erschütterung aller Zustände hinweg, in der wir stehen und der wir noch ent-

gegengehen, die Cultur im Allgemeinen zu retten, so müssen wir auch die Kunst wahren und einer Versunkenheit des Geschmacks durch bloße Tendenzdichtung entgegenarbeiten. Die frei bildende Kunst und selbst die höher gefaßte Porträtirung rückt uns die Wirklichkeit in die ihr genehmste Stellung und stellt uns in den entsprechenden Gesichtspunkt. Das Verunstaltende ist darum nicht übersehen, der Unrath und das Niedrige gehört aber nicht in die Kunst, so pikant auch diese Beigabe sein mag.

Einen Abfall von seiner Sendung, oder eine Unmacht ihr zu genügen verriethe aber der Dichter, der vom wirklichen Leben ansezt, wenn er die Lichtseiten lostrennte von dem dunkeln Hintergrunde, auf dem sie ruhen. Das hat uns in Bezug auf die Dichtung aus dem Volke jene wesenlosen pathetischen Figuren gebracht, die leicht durch einen einzigen Zug in ihr Gegentheil verkehrt und parodirt werden, weil sie nicht stets ihren Gegensatz mit sich führen. Aus den Kreisen des Volkslebens hat ehedem ein verkehrter weichlicher Geschmack die süßlichen Tände-

leien der Schäfer- und Idyllenpoesie geschaffen. Man ist aus Arkadien wieder heimgekehrt. Ebenso einseitig wäre aber ein anderes Extrem, jetzt vorzugsweise das Vierschrötige, oder gar das Crasse, Haarsträubende aus dem Volksthümlichen herauszuheben.

Es ist eine Versündigung gegen die Poesie wie gegen das Volksthum, wenn man herrschender Mode zufolge, das Ungeheuerliche, Bizarre und sich Ueberstürzende in den Volksgemälden vorwalten läßt. Freilich ist ein Wassersturz, da der Strom sich gewaltsam einen Weg bahnt und fast sich aufzulösen scheint, anziehend, mit Recht läßt man den Blick länger bei demselben verweilen; aber es muß auch der stille Lauf des Stromes und seine reiche Segnung verfolgt werden.

Abgesehen von der Rückwirkung solcher Darstellungen auf die geschilderten Kreise, erheischt es die Natur derselben nothwendig, daß man den friedlichen Lauf und die hehen Seelenzüge, die sich in dem Kleinleben offenbaren, mit treuem Auge verfolge. Ich lasse hier die Verbrecher-

poesie, die ihre krausen Gebilde gerne in die Volkskreise versetzt, zunächst dahingestellt, ich bemerke nur, daß es nach jeder Seite hin verderblich ist, vorzugsweise die pathologischen Zustände herauszuheben und solche gar als normale darzustellen; ich will nur noch auf die Carikatur hinweisen, die bei der Darstellung von Volkszuständen leichtes Spiel hat, weil hier Alles scharf markirt heraustritt, in groben Zügen, während die feineren Linien nicht so offenkundig und augenfällig daliegen. Auch wer nicht eigentlich zeichnen kann, wirft oft leicht eine Carikatur hin, das Volksthum erheischt aber und gewiß mit Recht, eine geübte und sichere Hand.

Die Flöte, mit ihrer vorherrschenden Sentimentalität, ist als Soloinstrument außer Gebrauch gekommen, ebenso sind auch die ehedem in der Volkspoesie vorherrschenden Flötentöne verschwunden. Unpassend wäre es nun aber andererseits, immer die große Trommel zu rühren.

Der heimatlosen, geschniegelten Schäfer- und Idyllenpoesie gegenüber war es schon ein großer Fortschritt, daß Hebel wie andere Zeit-

genossen das Idealere als der Wirklichkeit innewohnend darstellte, und zwar wie es in einem bestimmten Volksstamme sich kundgab. Diese Selbstbeschränkung brachte es auch hier wie überall mit sich, daß kein ausgetreten Traditionelles, sondern nur das lebendig und wirklich Empfundene sich offenbarte. Hebel neigt sich auch noch vorherrschend den lichten Seiten des Volkslebens zu; er hebt die zarteren Regungen und sinnigen Betrachtungen hervor, ohne tiefer in die Noth und das Elend der staatlichen und häuslichen Verhältnisse einzudringen, ohne überhaupt die Verunstaltungen des Menschenthums bestimmter ins Auge zu fassen; dabei läßt er aber die handfeste Derbheit doch nicht verkennen. Bei aller vorherrschenden Liebe zum Sinnigen, klingt das Derbe, der Uebermuth und die kecke Laune doch lebendig heraus.

Die Zeitanschauung hielt dabei allerdings das Eindringen des crassen Realismus aus dem Heiligthume der Poesie fern, und wesentlich gewiß mit Recht.

In den erzählenden Gedichten hat Hebel die

volle Wahrheit der Leidenschaft gezeichnet. Wenn sich in den Liedern weniger Schelmen-, Spott- und Trutzlieder finden, und fast nur weiche und sinnige, so muß man vor Allem bedenken, daß Hebel die Eigenthümlichkeiten eines protestantischen Zweiges der Allemannen vor Augen hatte und in sich hegte. Wie sich die oberdeutschen Protestanten schon durch ihre dunkeln Trachten von den hellen, flatternden katholischen unterscheiden, so liegt auch über der Seele ein gewisser stiller Ernst, der darin seinen Ursprung hat, daß sich hier das Individuum mehr oder minder seine Lebens- und Weltanschauung selbst schaffen, erhalten und bilden muß. Die Verantwortlichkeit und Sühne für etwaige Ueberschreitungen der gesetzten Ordnung wird hier in die Seele hineinverlegt, keine äußere Freisprechung kommt hiebei zu Hülfe und nimmt die Last ab. Die Freude und der Jubel zeigt sich demgemäß hier oft nur so zu sagen als witziger Ernst, nicht in jenem kecken, sorglosen Durchbrechen aller Dämme, wie sich in katholischen, schwarzwälder und tyroler Liedern z. B. kundgibt.

So stimmte der witzige Ernst Hebel's mit der Individualität seines Volkes zusammen.

Wenn er sich indeß auch noch hierin eine Selbstbeschränkung auferlegte, so lag dies zum Theil auch in der Stellung des Dichters Hebel als Kirchenrath. Dies brachte aber keinen Mißklang in das dichterische Schaffen, ein inneres Verhältniß stimmte mit dem äußern überein. Diese Dichtungen waren für Hebel, bei aller Naturwahrheit, doch ideale Erhebungen; er stieg nicht hinab zu dem Volksthümlichen, er erhob sich zu demselben, das Allemannische war die höhere Sprache seiner Empfindungen, in ihren Rhythmen hielt er die zartesten Regungen fest, das Grobkornige war schon von vorn herein ausgeschieden. *Nie hat Hebel das Allemannische in Prosa gebraucht*, nie einen jener unübertroffenen Schelmenstreiche des Zundelfrieder oder des Zirkelschmied im Allemannischen erzählt; es blieb die heilige Sprache seines Herzens.

Die tragische Schlußwendung der Volksgeschichten.

Mit dem realistischen Charakter der Volksgeschichten ist auch die meist tragische Wendung derselben verbunden. Dies liegt aber nicht nur in dem Anschlusse an die äußere Wirklichkeit, sondern auch in der innern, rein idealen Folgerichtigkeit der schöpferischen Phantasie begründet.

Alle Geschichte, die äußerlich wie die ideal wirkliche, bewegt sich innerhalb des Gegensatzes. Das in sich verschlossene Naturleben, das rein und frei sich aus seinen eigenen Gesetzen entwickelt, in gegensatzloser Unschuld, wo die Begriffe von gut und böse noch nicht statt haben, weil hier der reine Standpunkt des Naturgemäßen inne gehalten wird, Alles dies hat noch keine Geschichte, die sich erst durch den Conflikt

der Gegenseitigkeit erzeugt und beim Menschen alsbald mit dem Gemeinleben beginnt, wie uns auch die älteste Urkunde des Menschengeschlechts berichtet. Alle Bildung, alles Staatsleben, alle Religion hat zu ihrem letzten Endzwecke: die Entzweiung durch den Gegensatz wiederum zu vereinen, den Durchgang durch die Welt durch deren Bewaltigung zu vollenden und in jenes in sich harmonische Leben zurückzuführen, Natur und Gesetz wiederum zu vereinen als Naturgesetz, wo Freiheit und Nothwendigkeit wieder zusammenfallen, aber erhöhter als in ihrer Ursprünglichkeit, weil erfüllt von dem Gegensatze, wo man — wie die Bibel sich ausdrückt — Alles aus Liebe thut, und wo, wie Spinoza den Durchgang, die Vermittlung durch den Gegensatz näher bezeichnet, die intellektuale Liebe herrscht, wo der ursprüngliche Gehorsam gegen die Natur und wiederum die freie Bewaltigung derselben eins geworden sind.

Wie in der außerlich wirklichen Welt solches noch nirgends zu finden ist, so ist es auch in der aus der freien Phantasie geschaffenen nur selten

möglich, die Vollkraft des Daſeins aus dem Widerſtreite der Welt in ſeiner Erhobenheit herauszuretten.

Dies liegt mit in der Endlichkeit unſeres Daſeins und Denkens.

Daß die Hingebung des Individuums eine abſolute ſei und doch wiederum aus der zuſammenbrechenden Welt ſich die Vollkraft des Lebens herausrette, nicht in relativer Reſignation, ſondern in ungetheilter Urſprünglichkeit — das ſind Gegenſätze, deren gerechte Vermittlung ſelten gelingt.

Die Poeſie wie die Religion faßt daher das Leben als das endliche und ſcheut den Tod für die Hingebung nicht.

Alles Leben verzehrt ſich und nur die ewigen Geſetze bleiben; dieſe in Geſtaltungen heraustreten zu laſſen, iſt Aufgabe der Poeſie. Mit der Beendigung des Kampfes hat die Poeſie ihr Endziel erreicht und hebt ſich ſelbſt als Poeſie auf. Wird die Leidenſchaft und ihr Gegenſatz abſolut gefaßt, ſo können wir menſchlich bedauern, daß es zur tragiſchen Selbſtverzehrung führt, poetiſch

nothwendig aber iſt es. Hier kommt keine äußerlich moraliſche Rückſicht in Betracht, es gilt nur die innere Geneſis eines nothwendig fortſchreitenden Lebensprozeſſes darzuſtellen; Anderes von der Poeſie verlangen, hieße ihr fremde Bedingungen aufnöthigen.

Es iſt ein in ſich frivoles Verfahren, wenn man in hausbackner Weiſe, um Hörern und Leſern den tragiſchen Schauer zu erſparen, einen tiefen Conflikt anregt und begründet und doch am Ende nachgiebig umbiegt. Will man das, darf man nur auf Relatives, auf reſervirte Neigungen, auf Mißverſtändniſſe u. dgl. bauen. Die tragiſche Endung des abſoluten Conflikts kann und muß auch die Verſöhnung in ſich tragen, wenn ſich dieſe auch nicht in einer beſtimmten Formel faſſen läßt; ſie mag uns jenes Rauſchen der Urmächte vernehmen laſſen, das ſich unter der Oberfläche des Lebens bewegt, und hat damit genug gethan.

Die Romantiker hatten in ihrer Weiſe die reine Selbſtändigkeit der Poeſie gewahrt; ſie beanſpruchten für die Poeſie ein Aehnliches wie

die reine Inſtrumentalmuſik, die zu nichts Handlichem dient, ſondern blos unendliche Gedanken anregt.

Stellt ſich die abſolute Vollendung bei der aus freier Einbildungskraft geſchaffenen Poeſie als innere Nothwendigkeit heraus, ſo tritt ſolche noch äußerlich hinzu bei der Poeſie, die ſich an das Leben anſchließt, wie es im Volke ſich geſtaltet.

In den dunkeln Waldesgründen und an Bergeshängen gibt es noch Charaktere wie die wilden Roſen, einblättrig und offen bis in den Herzensgrund, und Weißdornblüthen, die nur in einer Sturmnacht aufbrechen.

Hier iſt die Herrſchaft der halben Zuſtände, der relativen Hingebung, die ſich in der Reflexion einen Hinterhalt wahrt, noch ſparlich. Hier iſt noch Lachen und Weinen, Jauchzen und Klagen, herzhaft, ohne Zurückhaltung. Die Leidenſchaft hat hier noch ihren vollen Muth, man weicht ihr nicht aus, ſie wird hier leicht zur abſoluten, das ganze Sein brennt in ihr und verzehrt ſich.

Daß ein Individuum seine eigenen beklemmenden Zustände oder die der Zeit- und Volksgenossen — wenn sie seine Seele erfüllen — als endliche, als kritische Uebergänge fasse, darüber hinweg nach einer bessern Zukunft schaue, in der Zuversicht dieses Glaubens sich und die bessere Welt herausrette, dazu gehört eine Kraft des Gedankens, der selbst die gewaltigsten Geister, gewohnt sich an jenseitige Ideale zu halten, nur selten mächtig sind.

Das Hinausschwingen über die Gegenwart ist aber auch vielfach schuld an der Lahmheit unserer Zustände; man will nicht mehr Alles darauf und daran geben, um das als nothwendig sich Ergebende jetzt und durch alle Hindernisse hindurchzuführen.

Darum brachte es auch eine innere Folgerichtigkeit und nicht eine Mode mit sich, daß man Charaktere aus dem Volke wählte, die noch einem einzigen Gedanken ihr ganzes Sein widmen, um an ihnen rein menschliche oder sociale Conflikte bis zur tragischen Vollendung durchzuführen.

Bei der Schrift für das Volk, die mehr den

moralischen als den ethischen Gesichtspunkt in seiner umfassendsten Bedeutung im Auge hat, da mag es darauf angelegt werden, den Conflikt zur friedlichen Versöhnung zu führen, und hier kann die Religion, nicht blos in ihrem resignativen Charakter sondern in ihrer frischen Erhebung, den Lebensgang in ruhiges Geleise führen. Bei der Dichtung aus dem Volke, in der die Poesie nur ihren inneren Gesetzen folgt, führt es oft nothwendig dazu, die Leidenschaft einer in sich unverbogenen und unbeugsamen Natur in ihrer ganzen Zerstörungskraft darzustellen.

Das Volksthum gegenüber dem Polizeistaat und der Kirchenpolizei.

Wie in der Körperwelt so noch weit mehr in der Geisteswelt gibt es unwägbare Stoffe, die sich von keinerlei Werkzeugen und Kategorien einfangen lassen. Dahin gehören, wie bei Einzelcharakteren, so auch bei ganzen Völkern, jene besondern Merkmale ihres eigensten Lebens, die ihnen keine Pädagogik aufgedrückt, sondern die sie organisch aus sich gebildet haben.

Die unerschöpflichen Gründe des Volksthums sind das Palladium einer Nation, die die Besonderheit ihres Daseins bedingen. So unscheinbar sich hier auch Manches darstellt, so bildet es doch das schützende Blatt für Blüthe und Frucht, für Gemüth und That.

Es bedarf kaum einer Aufzählung der Sünden, mit denen dem deutschen Volksthume mitgespielt wurde: die Ausländerei der vornehmen Stände, der Dünkel der Gelehrten, und vor Allem der Hans Dampf in allen Gassen, der moderne Polizeistaat mit seiner zudringlichen Vielregiererei hat die zartesten Keime des Volksthums zerdrückt und verunstaltet.

Es ist keine blos willkürliche oder von Feindseligkeit eingegebene Erfindung, wenn man das Bestehen und die Handhabung der modernen „Staatsmaschine" als den mechanischen Polizeistaat bezeichnet. Was geschieht denn wesentlich anders, als daß man alles natürliche Wachsthum am Polizeistock groß ziehen will? Befehlen, Verbieten und Ueberwachen dieser Verordnungen, das sind die Künste des Polizeistaats.

Daß man etwas anerkenne, das sich nicht einregistriren läßt, daß man etwas hege, was zu seiner Erscheinung nicht erst auf das Dekret warte, wie sollte das die Kanzleiweisheit über sich vermögen?

Die reichste, nie versiegende Quelle des

Rechtslebens ist das Gewohnheitsrecht, der Polizeistaat hat nur seinen einzigen untrüglichen Canon: das Regierungsblatt.

Das Volksthum ist das Heiligthum einer in sich verbundenen Menschengemeinschaft, der Polizeistaat kennt kein Heiligthum, außer etwa noch die Kirche, weil und in sofern sie auf anderm Wege der Polizei Handlangerdienste leistet.

Die ganze heute geübte Regierungskunst ist eine wesentlich negative, was noch als positiver Kern im Volke bleibt, muß sich ohne die Regierung und trotz derselben erhalten.

Man trete hinaus unter das Volk und sehe nur, wie der Polizeistaat mit dem Volksthume, mit Bräuchen und Sitten, mit Festen u. s. w. wirthschaftet; da soll es keine Regung geben, die nicht überwacht, regulirt und registrirt ist. Am schnellsten ist man aber fertig, wenn man verbietet.

Ein Baum, der ein Jahrhundert zu seinem Wachsthume bedarf, ist in einer Stunde gefällt, ein Volksgebrauch, der sich seit un-

denklichen Zeiten in die Gemüther einlebte, man wirft einige Zeilen auf einen Stempelbogen, ſtreut Sand darauf — die alte Sitte iſt begraben.

Man hat den Muth und die Kraft nicht, durch Verſittlichung etwaigen Abſchweifungen entgegenzuwirken, man wählt den bequemeren Weg — man verbietet, man hat ja Polizeibüttel genug.

Ich kenne eine Gegend, in der ehedem zur Faſtnachtzeit in jedem Dorfe ein Umzug gehalten wurde, wobei es allerlei ſpaßhafte Geſchichten gab und allerlei Reden ꝛc. gehalten wurden. Natürlich hat man das verboten, denn es kann ja etwas vorkommen, was dieſe oder jene Lächerlichkeit geißelt, und dann, wie darf man eine Rede halten laſſen, die nicht vorher cenſirt iſt?

Der Polizeiſtaat iſt empfindlich, muß es ſeiner Natur nach ſein, weil er ſeine Würde in der Uniform bekundet und jeden Augenblick ſeine Amtsehre angegriffen ſieht.

In derſelben Gegend war es von jeher Sitte,

daß die Burschen jeden Abend, und am Sonntag auch die Mädchen, schaarenweise singend durch das Dorf zogen. Es soll nun in neuerer Zeit manches Lied aufgekommen sein, das allerdings ungehörig ist; statt aber durch Verordnung entgegenzuwirken, wählte man natürlich das einfachere Verfahren und verbot alles und jegliches öffentliche Singen.

Wozu soll überhaupt das unverstandene und nicht in der Schule gelernte Singen, wozu sollen Volksspiele und dergl. dem Polizeistaat nützen?

In einer andern Gegend zieht der griesgrämige Pietismus gleichfalls an einem Karren mit der Kanzleiweisheit. Man hat von „Pfarramtswegen" verboten, daß am Sonntag überhaupt Tanzmusik gehalten werde. Man soll am Sonntag beten und noch einmal beten und dann von heiligen Dingen sprechen. Daß der Sonntag für die Arbeitenden auch ein Freudentag sei, das soll nichts mehr gelten. Die reichen Städter können sich einen Wochentag zu Lust und Tanz bereiten, das kann der Bauer und Arbeiter nicht. Wie der

Polizeistaat gegen jegliche Regung des individuellen Lebens, so ist die künstlich angesetzte Pietisterei gegen jeden frischen Lebensgenuß empfindlich, sie kann ihn ihrem innersten Principe nach nicht dulden. Darum treibt man Mißliebiges mit dem Amtsstyle aus.

Ich mag die Beispiele nicht vermehren, wer nicht eine Amtsbrille aufhat, kann sie täglich selber sehen.

Es wäre eine ungerechte Anmuthung, daß der Polizeistaat sich selber aufgebe, indem er irgend etwas frei gewähren lasse.

Ich habe bereits eben angedeutet, daß bei alledem das Volksthum nicht zu Grunde zu richten ist.

Es ist ein tiefes Gesetz in der Menschennatur, daß es nie gelingt, das innerste Wesen eines andern Individuums ganz in die Hand zu bekommen, um es nach Willkür zu modeln. Eltern und Erzieher erfahren dies an den Kindern, und die Pädagogik hat bereits darauf ihr neues Verfahren gegründet. Noch viel weniger gelingt

jene ganzliche Bewältigung bei einem Volke, das organische Staatsleben der Zukunft wird sich darnach zu richten haben.

Das Volksthum in seinen Erscheinungen, in Bräuchen und Sitten, ist wie alles Leben den Wandlungen unterworfen. Wie die Trachten, wie namentlich die Dialekte eine geschichtliche Entwicklung nach zeitweiligem Feststehen bekunden, so schafft sich auch das Volksthum, über die Einwirkungen der Schulen und Kanzleien hinweg, neue Lebensformen. Mit dem Absterben der gewohnten Formen ist das Wesen noch nicht aufgehoben. Die Klage über das Verkommen dieser und jener sinnigen Form ist daher eine müßige, es werden neue kommen, nicht minder beziehungsreich und anmuthig, wenn man nur der freien Entfaltung Raum gönnt.

Die volksthümliche Dichtung hat hier die beiderseitige Aufgabe, die theils durch natürliche Ueberlebtheit, theils durch die Macht des Polizeistaates verschwindenden Formen des Volksthums in festen freien Gestaltungen für das nationale Bewußtsein zu erhalten, und andererseits von

hier aus Anknüpfungen für die neuen Bildungen zu geben.

Dies entspricht sowol dem innersten Wesen der Poesie überhaupt, als der volksthümlichen insbesondere.

Die volksthümliche Sprache überhaupt und die Mundart insbesondere. — Die Dichtung in der Mundart. — Ein Wort über das Volksdrama.

Von dem eigentlichen Ursprunge der Sprache, der kein willkürlicher ist sondern unmittelbar in die Natur des Menschen gelegt dieselbe in ihrer Wesenheit bedingt, sind wir zu weit entfernt, um noch daraus schöpfen zu können; dagegen muß ein Anschluß an die volksthümliche Sprache, wie sie sich organisch und aus der Anschauung weiter bildet, zur frischen, sinnlich faßlichen Belebung von Bedeutung sein.

Die Volkssprache geht noch wesentlich von der sinnlichen Anschauung aus. Von der volksthümlich lebendigen wie von der alten Sprache gilt, was Jakob Grimm sagt: „Man kann die

innere Stärke der alten Sprache mit dem scharfen Gesicht, Gehör und Geruch der Wilden, ja unserer Hirten und Jäger, die einfach in der Natur leben, vergleichen. Dafür werden die Verstandesbegriffe der neuen Sprache zunehmend klarer und deutlicher. Die Poesie vergeht und die Prosa (nicht die gemeine, sondern die geistige) wird uns angemessener."

Dieses letztere ist nothwendig und mag doch auch wiederum zur Poesie führen. Die selbständige und subjective Wahrnehmung der Merkmale wiederholt sich fort und fort und tausendmal Gesehenes wird neu erfaßt und bezeichnet, als ob es jetzt zum ersten Male erschiene.

Die Naivetät der volksthümlichen Sprache besteht nicht nur in dem Bestimmten, Gesunden, wie es Grimm so treffend bezeichnet, sondern auch oft in dem kindlich Herumtastenden, wo man noch keine fertigen Schablonen und stehenden Redensarten für Alles hat, sondern sich erst die Merkmale sucht, neue Worte schafft und alte neu bildet. Das Uebertragen von Menschlichem auf die äußere Natur, wie das gegentheilige Veran-

ſchaulichen des Menſchlichen durch äußerlich Gegebenes, führt auf und ab zur Poeſie. Der Satz: der Menſch iſt das Maß der Dinge, gilt erſt von der Bildungsſtufe, die in das Bewußtſein tritt oder bereits in ihr ſteht, ihr voraus geht die Stufe, die menſchlichen Beſonderheiten durch die Natur zu erklären. Beide Elemente ſind thätig in der heutigen Volksſprache. Selbſt die neueſte techniſche Umgeſtaltung wird ſich der poetiſchen Sprachbildung nicht entziehen können.

An der Sprache haben wir nicht nur eine lebendige Poeſie, ſondern eine volksthümliche Philoſophie, wie ſie ſich abſtrakt nicht aufbauen laßt. Mit naturtrieblichem Bienenfleiß trägt der Volksgeiſt alle ſeine Wahrnehmungen in den kunſtmäßigen und doch ſo natürlichen Bau ſeiner Sprache. Es ließe ſich aus der ſprachlichen Faſſung der höheren Wahrnehmungen ſowie aus dem Spruchmäßigen eine volksthümliche Philoſophie entnehmen, der nichts anderes an die Seite geſtellt werden kann.

In der Sprache treten wir das Erbe des geſchichtlichen Geſammtgeiſtes an und wir haben

hier unmittelbar ein Bild vom Zusammenhange unseres individuellen Denklebens mit dem allgemeinen, worin wir wiederum Nothwendigkeit und Freiheit in gleicher Macht erkennen, die eine die andere begrenzend.

Die Schriftsprache kann sich nicht nur mit frischen Worten aus der Volkssprache rekrutiren und sie nach und nach grammatikalisch einererciren (so haben wir im Oberdeutschen das für eine Eroberung gehaltene französische endimanché längst in dem Worte „gsunntigt", so haben wir die feinere Begriffsbezeichnung „ungut, ungutmüthig", so haben wir das einfache „es lächert mich" für das schwerfallige: es macht mich lachen u. s. w. u. s. w.), sondern auch grammatikalisch ließe sich wol manches berübernehmen. Welch ein sicheres Tongefühl verräth es, wenn der Oberdeutsche bei den Wörtern die mit Kehllauten beginnen durchgängig, und häufig auch vor d und b, im Perfectum die Vorsatzsylbe ge wegläßt. Das Hülfszeitwort zeigt schon genug die Zeit an und statt: ich bin gekommen, gegangen, habe gegeben,

gekauft ꝛc. sagt man: ich bin kommen, gangen u. s. w. Die englische Bruderſprache hat die aus ge entſtandene Vorſatzſylbe y auch längſt allenthalben abgeworfen *).

Ein Einzelner darf ſich nicht ſo leicht etwas der Geſammtſprache gegenüber herausnehmen, und das Vorſtehende mag nur darauf hindeuten,

*) Hiebei kommt allerdings in Betracht, daß die oberdeutſchen Dialekte das einfache Präteritum nicht gebrauchen und darum genöthigt ſind, das Perfectum mundgerechter zu machen. Dagegen findet ſich dieſe Vorſatzſylbe, wie Schmeller (Die Mundarten u. ſ. w. 185 und 1057) nachweiſt, im Präſens und Infinitiv und das Perfectum merkt man „an der größeren Entſchiedenheit, mit welcher in dieſem Falle der Anfangslaut des Wortes vernommen wird.“

Obiges mag ſich auch noch zu dem wiſſenſchaftlichen Nachweiſe geſellen, den Moriz Rapp (Verſuch einer Phyſiologie der Sprache ꝛc. Stuttg. 1841. Th. 4.) führt, „daß die nächſtkünftige Redaktion der Sprache wieder von Süden aus, aus den oberdeutſchen Dialekten ſich entwickeln muß.“ Hat man in Niederdeutſchland ja nicht einmal das Wort „Laib“, ſondern man ſagt abſtrakt: ein Brod. Dagegen hat man hier, wo das geſchmierte Brod häufiger iſt, auch ein beſonderes Wort dafür und man ſagt Bemme, ſtatt des zuſammengeſetzten Butterbrod.

welche Fingerzeige uns die Volksſprache gibt, die Schriftſprache ebenfalls ſo zu halten, daß ſie flüſſig geſprochen werden könne.

Während die romantiſche Schule vielfach aus dem Mittelhochdeutſchen nach Stoff und Form Volksthümliches wieder erweckte, geht die neuere volksthümliche Richtung, wie ſich auch in Hebel bekundet, vom gegenwärtig Lebendigen, vom Dialekte aus.

Die Dichtungen, die im Volke ſelber entſtehen, ſind ſchon lange nicht mehr in der Mundart gehalten. Die meiſten Volkslieder nähern ſich der hochdeutſchen Schriftſprache; Scherz- und Spottlieder beharren jedoch in der Mundart, weil dieſe dem gewöhnlichen Leben und ſomit dem Spott u. ſ. w. näher ſteht. Wenn aber die Bewegungen der Seele in Wehmuth und ernſter Erhebung hinausklingen, ſo erheben ſie ſich zu der Sprache, in der man die Offenbarungen göttlichen Wirkens empfing. Einzelne Wendungen, Worte und Biegungen aus der Volksſprache bleiben und bilden einen Theil jenes unnachahmlichen Reizes, der dieſen Liedern innewohnt; dieſe

Wendungen u. ſ. w. ſind gleichſam die Bodenerde, die der Pflanze bei Verſetzung in ein bebauteres Erdreich blieben und ſie ſchnell heimiſch werden und gedeihen laſſen.

Die Bedeutung der Dialektdichtung hat M. Rapp in dem angeführten Buche erſchöpfend dargethan: „Nun läßt ſich denken, daß bei einer Gemeinſprache der Bildung, die ſich in einer abſtrakten vornehmen Steifigkeit erhielt, die lokalen Mundarten um ſo mehr ihre untergeordnete Berechtigung forterhalten, beſonders in dem Falle, wo die Schriftſprache in der Entwicklung und Abſchleifung auf einer Stufe ſtehen bleibt, die gewiſſe Lokaldialekte in der That paſſirt oder überſprungen haben, wo alſo die Dialekte weſentlich jünger ſind als die Schriftſprache. Es iſt alſo nicht allein die Anforderung des poetiſchen Genius, der auch in der verachteſten Sprachformation die Sehnſucht hat, heimiſch zu werden, es iſt außerdem die phyſiologiſche Oekonomie, welche ſolche Lokalpoeſie begünſtigt, und es muß geſagt werden, daß beſonders in dieſer Hinſicht die oberdeutſchen Mundarten eine hiſtoriſche Be-

deutung gewinnen. Während die Bildung, wie der Gedanke an sich, zur Vernichtung seiner Form, d. h. zur Allgemeinheit drängt, so hängt dagegen die Poesie sich an die Bestimmung der Besonderheit, und der Formwechsel, der jene stört und hindert, reizt und fördert diese. Wir müssen es in jeder Hinsicht für ein Glück achten, daß unsere Sprache noch der Dialekte und der Volkspoesie fähig ist; denn weit entfernt, der Nationalität Eintrag zu thun, weist uns das Beispiel der griechischen Bildung den Weg, wie die begabteste Nation der Welt nur im Conflikt der Formen und der immer neu gekreuzten Ausgleichung ihren geistigen Reichthum hat entfalten können. Unsere patriotischen Centralisten sollten wenigstens Einen (den schlechtesten) Vortheil der Dialektpoesie anerkennen; denn es ist klar, ohne genaues Bewußtsein über ihre eigene Individualität kommt nie eine Provinz zur wahrhaften Einsicht in die Gemeinsprache; man lernt also die letzte nur in der Negation des andern Elements. Es ist das härteste, was einer blos provinzialen Bildung geboten werden kann, wenn man ihr

zumuthet, Provinzialpoesie als solche anzuerkennen; denn sie wird hier gewaltsam in ein Element zurückgeworfen, welches zu besiegen sie mit aller Kraft der Reflexion durch ihr ganzes Leben gewohnlich in fruchtloser Bemühung begriffen ist. Darum ist auch diese Art der Poesie der Prüfstein der nach dieser Seite vollendeten Bildung des Individuums."

Es gibt eigentlich keine vollkommen entsprechende Buchstabenschrift für den Dialekt, das musikalische Element herrscht in ihm vor, und wie man bereits bemerkt hat, ist namentlich die Betonung der Vokale, die „geistiger, gleichsam stoffloser" sind als die Consonanten, eine eigenthümliche *).

Die neuere Physiologie des Menschen hat

*) Schmeller a. a. O. weist schon darauf hin, wie „uns von Zeit zu Zeit die geographische Linguistik mit der Kunde von Lauten überrascht, von denen wir keine Ahnung hatten." In seinem vortrefflichen Wörterbuche hat Schmeller auch des lebendigen Stoffes für Bereicherung der Worte und der grammatischen Fortbildung viel gegeben.

daher auch hierauf besondere Beziehung genommen, dabei bekundet sich auch der tiefe Zusammenhang des Menschen mit der Naturumgebung. Berg und Thal und Fluß stehen offenbar in einem Zusammenhange mit den eigenthümlichen Formationen der Sprache, die dort laut werden. Die sprachliche wie die stoffliche Eigenthümlichkeit ergibt sich daher eigentlich nur dem Eingeborenen; es ist wol schwer, wenn nicht gar unmöglich, daß einer in verschiedenen Dialekten vollkommen entsprechend dichte *).

*) Ich erinnere hier nur an die „allemannischen Lieder" von Hoffmann von Fallersleben. Hoffmann, mit der gelehrten und dichterischen Befähigung, hat hier doch nur ein künstliches Produkt geliefert. Zwar will er nicht einsehen, daß „die deutschen Mundarten etwas Patentirtes und Privilegirtes sein sollen, die deutsche Sprache und Poesie aller Zeiten und Volksstämme sei eben Gemeingut aller Teutschen." Nach dieser Auflösung der Besonderheiten innerhalb einer Nation könnte man auch die Besonderheiten der Nationen auflösen und in fremden Nationalsprachen gleichmäßig dichten. Sind die Lieder von Hoffmann auch sprachlich richtig (was indeß noch zu bezweifeln ist, z. B. „zuefälli" ist wol grammatisch richtig, aber doch nicht allemannisch, denn der Dialekt bildet sich eben nicht nach grammatischer Ab-

Wie sich Dichtungen in der Mundart nicht vollkommen ins Hochdeutsche übertragen lassen, so auch umgekehrt.

Es gibt gewisse Musikstücke, die sich ohne Benachtheiligung ihres innersten Charakters auf kein anderes Instrument übertragen lassen; jedes hat seine eigene Sprache, in welcher es allein zur vollen Darlegung kommt.

Man kann fremde Dichtungen in die heimische Sprache übertragen, ohne dadurch ihrem Genius zu nahe zu treten, weil dieser doch wesentlich in der neuen Schöpfung des Gedankens

---

straction), so fehlt ihnen nicht nur die volksthümliche Besonderheit, sondern vielen auch die allgemeine Volksthümlichkeit. Die Stelle z. B.:

Rotegilge mit dem Frühlig diner Wange
Und afange
Gobt der chalte Winter mines Lebes abe —
Usem Grabe
Miner Hoffnig blüeiht e Blum, die schön, feine.

Sind die unterstrichenen Stellen volksthümlich empfunden? Hier ist etwas als Attribut gebraucht, was ein Satz, ein erst geschaffener Ausdruck sein sollte. Das „Grab meiner Hoffnung" wird als bereits gäng und gäber Ausdruck zur Ausführung eines weitern Bildes genommen.

und ſeiner Träger beſteht. Die volksthümliche Poeſie und namentlich die Dialektdichtung macht weniger den Anſpruch auf Erzeugung eines nie Dageweſenen, ihr Charakter beſteht vorherrſchend in dem eigenthümlichen Schauen der vorhandenen Welt als einer neuen, in den Entdeckungen, die hier in Einzelheiten u. ſ. w. gemacht werden. Dieſe kleinen und doch weſentlichen Merkmale müſſen bei Uebertragungen Noth leiden.

Es hieße aber die Dialektpoeſie zu einer ganz untergeordneten machen, wenn man, wie manche Beiſpiele zeigen, einen in anderen Kreiſen verbrauchten und ärmlichen Gedanken dadurch wieder aufſtutzt. Nichts iſt leichter als durch ein Uebertragen von Seelenzuſtänden aus der raffinirten Culturwelt in die Einfalt des Dialekts eine gewiſſe Ueberraſchung hervorzubringen. Der in der Stadt Heruntergekommene macht durch ſeinen Aufwand auf dem Lande noch einiges Aufſehen. Was ſonſt platt und alltäglich erſchiene, gewinnt durch die liebenswürdig typiſche Unbeholfenheit des Ausdrucks einen neuen Reiz. Es gibt zweierlei Arten von Naivetät, die eine, die

(ohne den Durchgang durch die Bildung oder nach demſelben) nicht viel Federleſens macht, in Wort und That ſchnell bei der Hand iſt und überraſcht; die andere, die an gewohnten Dingen wie an erſtaunlich Neuem herumtaſtet und das rechte Wort u. ſ. w. kindlich mühſam ſucht. Beide Naivetäten ſind dem Volksdialekt innewohnend, aber nur, wenn er bei ſeinem eigenen Inhalte bleibt.

Wie mit der gemüthlichen Rührung, ebenſo leicht macht man ſich's auch oft mit der Komik. Wie wohlfeil wird man komiſch, wenn man die ausrangirten ſtumpfſchwänzigen Luxuspferde vor einen Dungwagen ſpannt. Das iſt aber eitel nichtige Poſſenreißerei. Solches Verfahren bringt es nicht weiter als bis auf die niederſte Stufe der Dichtung: die Parodie.

Hebel hat die Dialektdichtung als ſolche hingeſtellt, die ihren Schwerpunkt in ſich hat. Gedanke und Ausdruck entſtehen hier mit einander und können nicht getrennt werden *). Die aus

*) M. Rapp in der angeführten Schrift und Joſeph Bader in der Badenia haben darauf hingewieſen, wie

der Fremde hergebrachten Stoffe wurden, wie bereits bemerkt, ganz zu heimischen verwandelt. Hebel hat daher auch mit Recht die Anmuthung Goethe's, ältere Volkslieder ins Allemannische zu übertragen, unerfüllt gelassen.

Was den oft wiederholten Vorwurf betrifft, daß Hebel die Sprache des Volks zu Loyalitätsäußerungen mißbraucht habe, in dem Gedichte „Der Schmelzofen," da es heißt: „Es leb der Marggref und sin Hus," so ist zu bedenken, daß dies Arbeitern auf dem fürstlichen Schmelzofen in den Mund gelegt ist und dies Hoch Karl Friedrich galt, in das der freieste Mann mit einstimmen mochte. Dagegen wäre zu wünschen, daß das Gedicht, „Die Hauensteiner Bauernhochzeit" zu einem Maskenballe, nicht verfaßt worden wäre. Abgesehen von der schulmeisterlichen Wohlweisheit

der von Hebel gebrauchte Dialekt manche Einflüsse aus der Nachbarschaft in sich hat, wesentlich aber hielt er sich an das Gesprochene, und Hebel ward, wie auch Gervinus bemerkt, dadurch abgeschlossener und wirksamer als Voß, der das Lokale verließ und den plattdeutschen Dialekt nach grammatischen Gesetzen ausbildete.

hat es immer etwas Widriges, die naive Sprache und Sitte des Volkes in die Feste auf parkettirtem Boden zu zwängen. Der frische Waldgeruch gehört nicht in den vornehmen Moderduft des Patschuli. Das Volksthum ist ein Heiligthum und kein neues Gericht auf der Genußtafel. Das Volksleben ist nicht zu einer Carnevals-Schaustellung da.

Wenn Hebel den Schulmeister zur Fürstin sagen läßt: „s grothe Frucht und Wi nit, bis der wieder in der Nochi sind u Sege bringet," so ist das eine überschraubte Höflichkeit, die an einen Eingriff in die Rechte der Majestat Gottes streift. Dieses Gedicht gehört aber bereits zu jener Periode, da Hebel seine Dichtungen minder zu innerm Selbstgenügen schuf und manchen Einflüssen nicht widerstand. Er gehörte, wie sich noch näher zeigen wird, zu jenen Naturen, die nicht gerne Nein sagen, die leichter zu einem Widerspruche mit sich selber, als mit den Anforderungen der Gesellschaft gebracht werden. Daher wol auch die Verstimmung seiner letzten Lebensjahre, in der auch die Poesie schwieg.

Für die lyriſche und epiſche Dichtung iſt der Dialekt vollkommen ausreichend. Dagegen widerſtrebt er ſchon dem Schwung in der höheren Reflexionspoeſie. In den Gedichten: „Die Vergänglichkeit," „Der Wächter um Mitternacht," iſt es Hebel gelungen, mit großer Meiſterſchaft das Allgemeinſte und Umfaſſendſte in ſein Sprachgebiet zu verpflanzen. Dabei merkt man aber doch in Einzelheiten das Exotiſche. Wenn der Wächter um Mitternacht die Unruh in der Thurmuhr den Puls der Zeit nennt, ſo iſt das ein ſchönes Bild, aber kein anſchaulich volksthumliches, weil hier Wort und Begriff Zeit als ſolche ſtehen geblieben ſind und ſich nicht gegenſtandlich faſſen laſſen.

Dem Dramatiſchen will ſich der Dialekt, wie er heute geſtellt iſt, am wenigſten fügen. Er iſt zwar neuerdings vielfach angewendet worden, aber faſt ausſchließlich komiſch oder widerlich ſentimental.

Es wurde bereits darauf hingewieſen, daß der Dialekt im Volke ſelber nur noch zu Spott- und Scherzgedichten gebraucht wird. Dies wie-

verhält sich nun in der freien Dichtung. Bei der Darstellung des Bauernlebens in seiner Wirklichkeit und der darauf sich erhebenden Poesie kann der Erzähler die Zwischenglieder, die Bauer zwischen Rede und Handlung mit psychologischem Blick erforschen und in wendungsreicher Sprache der Bildung aufzeigen. Anders beim Drama. Hier mußte man die ganze innere Motivirung im Dialekte kundgeben, wodurch man alsbald den Boden der Wirklichkeit verlassen hätte. Der Bauer spricht und erörtert nur wenig, kurz und knapp. Indem er nun von dem Boden der wirklichen Welt auf die Bretter, die die Welt bedeuten, versetzt wird, muß er nothwendig, soll ein richtiges Verhältniß zwischen Handlung und Rede sein, zu Auseinandersetzungen greifen, die nicht mehr in der Natur des Handelnden liegen, er tritt aus seiner gewohnten Sprachweise nach Gehalt und Gestalt heraus *).

*) Hebel hat kein Drama geschrieben, aber ein dramatisches Gattungsbild, als welches sich das Gedicht „Der Bettler" kundgibt, mag dem Obigen als Beweis dienen. Man lese einmal das Gedicht und man wird finden,

Schiller, der in seinem Tell, und Immermann, der in seinem Hofer einen Bauern zum dramatischen Helden gewählt, halten denselben ideal, lassen uns aber dabei den frischen Hauch aus der wirklichen Welt in der höher getragenen athmen. Wir könnten uns Tell und Hofer im Drama nicht im Dialekte sprechend denken. Die Sprache behält etwas Volksthümliches, schwingt sich aber in die höhere allgemeine.

Ein echtes Volksdrama, wie wir es erwarten und hoffen, wird keineswegs in den Dialekt zurückzugreifen brauchen, nicht einmal in den Hauptpartien; ein gewisser pathetischer Schwung, eine ideale Verklärung ist der deutschen Volksthümlichkeit am gemäßesten und die Sprache der höheren Bildung, des Kirchen- und Staatslebens die genehme Form.

---

die Antwort des Mädchens, die im Affekte das vorher von dem Burschen scherzhaft Gebrachte wiederholt, ist zu sehr exponirt; darum hat auch Hebel, dies wohl fühlend, den Ausruf: „mi Friedli isch da" an Anfang und Schluß der Rede gesetzt, da das Mädchen naturgemäß nichts weiter sagen kann

Daß das Volksthümliche auch das Idealere und Reinere sei, will die fieberisch bewegte Gegenwart auch im Drama nicht anerkennen. Man nennt die schmutzigen Inselwirthschaften, die sich von Frankreich aus auf unser Theater übersiedeln und da einburgern: Volksstücke. Da ist nicht einmal mehr ein Humor, der mit der Wirklichkeit versöhnt, und während man auch hier das Laster als ein Unglück, als unverschuldetes Schicksal der Armen darstellt, will man sich vor dem poetischen und moralischen Gewissen mit allerlei praktischen Tendenzen entschuldigen.

In dramatischen Dingen namentlich dürften wir Deutschen jeden Tag beten: Herr Gott, bewahre die Franzosen vor Ungeschicktheiten und Dummheiten; denn wenn sie sie längst vergessen haben, werden sie uns noch Jahre lang aufgetischt.

Das alte harmlose Volksspiel wird sich wol nicht leicht wieder erwecken lassen: alle unsere Zustände sind zu tief bewegt und erschüttert, die dramatische Dichtkunst empfindet solches am meisten.

Wie das Volksdrama ursprünglich aus den Mysterien, aus der Darstellung heiliger Geschich-

ten und andererseits aus Fastnachtsspielen entstand, so sind Tiefsinn und Uebermuth immer die beiden Grundelemente, die hier verwalten. — Unsere auf Schrauben gestellte Gegenwart kann zu jenem schwer durchdringen und diesen nicht ertragen.

Die nationale und volksthümliche Gestalt und Macht des Theaters hängt wesentlich mit einem großen und öffentlichen Gemeinleben zusammen, in dem das Leben und das freie Spiel der Dichtung sich begegnen, oder wo mindestens die sozialen Zustände genugsame Festigkeit zum Aufbau poetischer Gebilde gewonnen haben.

Die Grundzüge der Humanität, in ihrer Allgemeinheit längst anerkannt, fanden, so lange sie in der Allgemeinheit verharrten, sogar hochgestellte Beschützer. Je näher man aber dem wirklichen Leben rückte und hier eine Bethätigung erheischte, um so mehr entfernte sich Gunst und Schutz. Was ehedem blos Verfeinerung des Gefühls und Genuß war, wurde jetzt durch seine Zumuthungen für das Leben unbequem und lästig. Man stellte daher verhältnißlich das Unumstößlichste in Frage, man wagte es nicht mehr offen die Grundsätze der Humanität zu bestreiten, man führte sie im Munde, während man gerade das Gegentheil anstrebte. Man ließ die Grund-

ſätze gelten, aber man beſtritt ihre Anwendbarkeit, ihre Verbindlichkeit für das Leben, ohne dabei zu bedenken, daß dieſe falſche Abſtraktion von Idee und Leben ſich ſelbſt aufhebt, indem eines ohne das andere haltlos und unberechtigt iſt; die Idee iſt keine wahre, wenn ſie den Geſetzen des Lebens widerſpricht, das Leben iſt kein wahres und wirkliches und verdient ſeinen Untergang, wenn es den ſchöpferiſch neu geſtaltenden Gedanken nicht aushält.

Man prophezeihte aus der Durchführung der allgemeinen Humanitätsgeſetze einerſeits ein Chaos, andererſeits ein nach der Schnur geſtutztes jämmerliches Einerlei. Man fand es recht löblich und ſchön, wenn die Geſetze der Humanität in ſpekulativen Theorien oder überſchwänglichen Poeſien ſich geltend machten, nur ſollten dieſe letzteren beſonders nach Raum und Zeit recht weit weg verſetzt werden.

Mit der Annäherung der poetiſchen Auffaſſung an das wirklich Vorhandene, mit der Erfaſſung des Volksthümlichen nach ſeiner Erſcheinung wie nach ſeinen innern Bedingungen iſt

eine der ersten Stufen thätiger, schöpferischer Humanität betreten.

Habt ihr es erkannt, daß es überall ein inneres Gesetz gibt, das ihr nicht nach euren abstrakten Verordnungen modeln könnt; habt ihr gefunden, daß in den Niedergestelltesten dieselben Kräfte walten und die duftigsten Blüthen des reinen Menschenthums treiben, mindestens so gut als in den äußerlich Bevorzugten, so ist es nicht mehr herablassendes Wohlwollen, sondern eine Pflicht, Jeglichem Raum und Macht zu gewähren, daß er sich nach Kräften seinen Antheil an der Welt gewinne.

Hiezu genügt aber nicht ein bloßes negatives Zurückziehen, indem man Jeden sich selbst überlasse, ihm nicht hindernd in den Weg trete; die thätige Humanität verlangt die Verbindlichkeit der Menschen unter einander — es müssen neue Lebenseinrichtungen geschaffen werden, die das befreite Dasein heben und tragen.

Eine Zeit lang mag man noch die Consequenz vor sich selbst verhehlen oder gar ihrer spotten, sie wird und muß sich aber Bahn brechen, Den-

ken und Thun zum Einklang führen. Wir hoffen und wünschen, daß dies auf friedlichem Wege bewerkstelligt werde.

Es ist unbestreitbar, daß noch zu keiner Zeit die Zustände des sogenannten niedern Volkes so vielfach sich in die Betrachtung der Hochgestellten drängte, wie in unseren Tagen. Wesentlich hat hiezu die Poesie beigetragen. Welch ein gewaltiges Gebiet ist z. B. bei den Engländern durchmessen von Gray's Elegie auf einem Dorfkirchhof bis zu den Darstellungen von Voz, zu den Korngesetzdichtern u. s. w. Man begnügt sich jetzt nicht mehr mit der blosen Erregung einer weichmuthigen Stimmung.

Soll nun aber die volksthümliche Dichtung weiter nichts thun, als aus der dem Leben sich anschließenden Phantasie ihre Rekruten in die kämpfenden Reihen des Tages zu liefern? Oder soll die Muse jetzt nur die Saiten rühren, um nach dem letzten Accorde die Hand zum Empfange milder Gaben für die Armen auszustrecken?

Ein dichterisches Werk ist kein Bettelbrief, gerichtet an die mit Macht und Besitz Begabten;

es muß vom Boden der gegebenen Verhältnisse aus, von eigener Schöpferkraft getragen, sich über das Vorhandene hinausschwingen und in sich selbst seinen Abschluß finden. Ein Dichterwerk ist auch kein Brandbrief, gelegt um zu schrecken oder vorsorgend zu warnen; es kann beides daraus entnommen werden, aber nur mittelbar aus der ganzen Fassung des Lebens in seinen reinen Consequenzen.

Auch auf dem humanitären Standpunkte darf das Wesen der Kunst nicht aufgegeben werden, sie soll das verwirrte und verunstaltete Leben zu seiner Einheit und Reinheit durchführen, indem sie dabei sich selbst genügt und ihren ewigen Gesetzen, fügt sie sich mittelbar in die große Arbeit der Welt und ihre zeitlichen Strebungen.

Es gibt viele politische und sozialistische Rigoristen, die die Forderung stellen und sie auf Beweise zu stützen trachten, daß in dem großen Prozesse der Gegenwart auch die Kunst in die Gantmasse kommen müsse, da heißt es: Ihr sollt und könnt uns keine in sich ruhenden Gestaltungen der Kunst liefern mitten aus dieser ruhelo-

ſen, chaotiſchen oder mißgeſtalteten Zeit. Ihr müßt heraus aus dem Poetenwinkel, in dem ihr euch eine Welt zurecht macht. Es kann kein Kunſtwerk mehr geben, das in ſich ſelbſt ſeine Erfüllung hat, der Befreiung des Menſchendaſeins muß auch die Kunſt zum Opfer gebracht werden.

Die Kunſt ſoll der Befreiung des Lebens geopfert werden und ſie iſt doch eine der höchſten Erfüllungen des befreiten Lebens! Es ſoll hier etwas als Mittel aufgebraucht werden, was wieder als Endzweck zu erobern wäre. Iſt die Freiheit Geſundheit, ſo iſt die Füllung und Entfaltung der Geſundheit die Schönheit nach allen ihren Seiten.

Auch hier trifft der weltliche Rigorismus wiederum mit ſeinem Gegenſatze, dem idealiſtiſchen, zuſammen, aller Schmuck und alle Zier des Lebens, alle blos für ſich geltende Schönheit ſoll abgenommen und in den Tiegel geworfen werden, um daraus ein materielles oder idealiſtiſches goldenes Kalb zu bilden.

Nur wenige in ihren Endpunkten ſich ſelbſt

wieder auflösende Dichterwerke entbehren des ethischen Grundzugs, sonst überall macht sich eine bestimmte Weltanschauung des Dichters geltend, so sehr auch die Einzelgestalten und das Ganze für sich leben mögen. Dies ist keineswegs eine eben aufgelegte abstrakt bleibende Tendenz, sondern gerade das innerste Lebensmark.

Hieher wendet sich auch die neuerdings vielfach erörterte Frage über politische Poesie. Die Politik kann gewiß mindestens ebenso gut als jede andere menschliche Beziehung Gegenstand der Poesie sein, nur muß sie sich, wie alles zur Poesie Gewordene, über die Rhetorik, über die abstrakte Deklamation erheben, die Regungen des Zeitalters mit dem ewigen Menschlichen verbinden und zum Kunstwerk gestalten, das mehr ist als ein blos vorübergehendes Culturmoment. Schiller hat das in seiner erhabenen Weise dargethan, die gewaltigsten seiner Dichtungen durchströmt das politische Zeitbewußtsein, oft in prophetischer Weise, und wer wird seinen Gestaltungen die Poesie absprechen wollen?

Die humanitäre Richtung widerspricht dem-

nach auch keineswegs der reinen Kunst, wenn sie es vermag, ihr Princip zum gleichsam unsichtbaren und doch überall wirkenden zu verarbeiten, wenn dies, wie der Schulausdruck sagt, immanent ist.

Es ist dabei nicht zu befürchten, daß aus der humanitären Richtung eine Armenhauspoesie entstehe, der alle freie Schönheit abgeht. Wir in Deutschland namentlich, so ehrlos auch unsere Rechtszustände sind, haben noch so viel unverwüstliche Innigkeit des Volkslebens, es ist noch so viel Sonnenschein, so viel Wiesen- und Waldgrün zwischen die Hütten der Armen gebreitet, daß Herz und Auge sich sattsam daran erquicken mag. Nur soll man sich nicht an diesen allein erfreuen, den herzzerreißenden Jammer und die Noth der Armuth überhören, das Zerfallende übersehen, oder gar als malerisch betrachten. Der Poesie wird und muß es immer verstattet bleiben, lieber im holden Maien zu weilen, als im starren Winter, lieber die Menschen im Festesschmucke zu Tanz und Spiel zu geleiten, als mit ihnen am Hungertuche zu nagen. Das ist nicht eitle

Genußsucht, feige Flucht vor der Wirklichkeit; die Poesie wie die Musik hat ihre reichsten Töne für den Schmerz, sie werden allüberall hereinklingen, nur sollen sie nicht als bloße Dissonanzen gefaßt werden.

Die Poesie wiederspiegelt die Welt, zunächst ohne andere Tendenz als die, der Wahrheit, d. h. der ewigen, wie sie in den mannigfachen Gestaltungen sich kundgibt, die Ehre zu geben, die Poesie als solche ist deshalb nicht tendenziös im gewöhnlichen Sinne, die Poesie ist kein Vorspannpferd für allerlei Tendenzen, um den stecken gebliebenen Staats- und Gesellschaftswagen über Berge und durch unwegsame Gründe zu führen; der alte Pegasus hat nebst seinen gesunden vier Beinen, mit denen er auf dem Lebensboden steht, auch noch sein Flügelpaar, mit dem er sich nach Herzenslust frei aufschwingt.

Die Poesie richtet euch eure Schulen, Fabriken, Gefängnisse, Kanzleien ꝛc. nicht besser ein, sie zeigt euch aber das Walten der ewigen Urmächte unter der Oberfläche des Lebens, sie stellt

euch Verknüpfungen von Ursache und Wirkung dar, die ihr so anschaulich gewöhnlich nicht erkennt. Aus dieser tieferen Erfassung des Lebens erschließt sich nothwendig die Humanität, die Allgerechtigkeit. Eine ideelle Construction der wirklichen Welt anzupassen, diese zu ordnen und zu leiten, ist nicht Aufgabe der Poesie.

Man kann die Erlösungsbedürftigkeit der modernen Welt erkennen und durch Gestaltungen wach rufen, ohne darum Erlöser sein zu können.

In einer Zeit der Massenkämpfe, in einer Zeit des Friedens, da keine gewaltigen beherrschenden Charaktere auftreten, erschließt sich immer mehr das Bewußtsein, daß das Schicksal nicht mehr von einzelnen durch Bildung und Macht Hervorragenden oder Hochstehenden ausgeht. Man hört so oft klagen, daß es keine großen Männer mehr gebe; umgekehrt sollte man daraus gerade die tröstliche Erkenntniß entnehmen, daß das Durchschnittsmaß größer geworden ist, daß es weniger kleine Menschen gibt.

Auch in dem Lebensdrama, das sich jetzt

aufführt, kommt es nicht mehr auf einzelne Heldenspieler, sondern auf das Zusammenspiel, wie man es nennt, auf das Ensemble an. Die Kunst wird sich noch immer einzelne Charaktere als Mittelpunkt für die Gruppirung wählen und ihnen das Hauptlicht zuwenden müssen, aber auch hierin macht sich bereits das neue Princip geltend.

Die Poesie, die sich dem Leben anschließt, hebt nun nothwendig Charaktere aus der sogenannten Masse heraus, sie als Typen aber mit individuellem Leben betrachtend. Was ehedem blos Staffage war, wird jetzt zum Mittelpunkt, im Leben wie in der Dichtung. Der Chor wird aufgelöst in einzelne Stimmen oder gar als Chor zum Helden gewählt.

Die volksthümliche Poesie hebt Individuen aus jenen Kreisen heraus, die man sonst nur als Gesammtheit zu fassen gewohnt war. Sie zeigt hier die mehr oder minder vollendete Abgeschlossenheit des individuellen Lebens, seine Hindernisse und Förderungen, die Vereinsamung

und Verlassenheit auf der einen und die gewaltsame Gebundenheit auf der andern Seite.

Wie es eine der höchsten Aufgaben der Philosophie ist, der Einigung zwischen dem freien Einzelwillen und dem nothwendigen göttlichen Gesetze, dem Allgemeinwillen, nachzugehen, so stellt sich dies der Poesie concret als die Aufgabe dar, das freie Individuum wieder in seinem Zusammenhange mit Welt- und Menschenleben aufzuzeigen.

Welche Wendungen daraus für das wirkliche Leben hervorgehen werden, wie die freien Vereine u. s. w. Einzelwille und Einzelinteresse mit dem Gesammten versöhnen mögen, das liegt ausserhalb des poetischen Bereiches. Die spröde Wirklichkeit folgt keinen vorgreifenden allgemeinen Bestimmungen, und hierin liegt ein tiefes Gesetz. Jede Verwirklichung eines vorher gefaßten Gedankens ist nicht blos dessen materielle Ausführung und Bethätigung, demnach bar und ledig alles innern Lebens und nur dem von Außen überkommenen Gedanken Folge leistend; vielmehr ist mit jeder Bethätigung oder Bewerkstelli-

gung eines Gedankens eine wesentlich neue Schöpfung desselben nothwendig verbunden. Hierin bekundet sich das Innewohnen des Geistes in allem Thun. Darum kann ein nachfolgendes Geschlecht nie die Entwürfe eines vergangenen ganz als solche ausführen. Darum muß jede noch so hohe und in sich abgeschlossene Offenbarung, wenn sie zum Leben wird, zugleich als eine andere erscheinen; ohne dieses wäre sie nicht dem neuen Leben wahrhaft zu eigen geworden, es fehlte das lebendige Fortwirken des Geistes, die täglich wiederkehrende neue Erschaffung der Welt.

Die Wirklichkeit bringt daher zu Allem neue, unberechenbare Bedingungen herzu, die mit Beibehaltung des gefaßten Grundgedankens eine neue Schöpfung erheischen.

In dem Wesen der neuen Menschheitsbefreiung liegt es, daß sie nicht mehr Sache eines einzelnen Geistes oder einiger ist, die ein Programm entwerfen, das die Zukunft abzuschnurren hat; sondern daß die Gesammtheit mit vereinter Kraft das neue Leben bewirken muß. Hier müs-

sen sich dann Ergebnisse herausstellen, die Alles überragen, was ein Einzelner aus sich allein finden mochte.

Hiebei wird es aber immer eine größere oder geringere Zahl Führer geben. Wie bei den Evolutionen großer Heeresmassen die Geübteren u. s. w. heraustreten und vorschreiten, um sodann durch ihre Stellung die Richtung zu bezeichnen, in die die Gesammtmasse nachzurücken und zu ferneren Bewegungen sich anzuschließen hat, so wird es auch im Gebiete des Geistes und des Lebens überhaupt sein. Die Bedeutung und die Zahl der kleinen in die Masse versteckten Führer wird aber immer um so größer werden.

Auf dem vorliegenden Gebiete mag sich bereits als Thatsache ergeben, daß die Darstellung volksthümlicher Zustände — so getrübt sie auch durch Effektmacherei u. dgl. sein mag — unaufhaltsam ist und ihr sonach ein nothwendiges geschichtliches Gesetz zu Grunde liegt.

Mit dem Streben, aus dem Volke heraus sein innerstes Wesen erkennen zu lassen, geht nothwendig auch das hervor, auf dieses

Wesen einzuwirken, denn nicht das schlechthin Wirkliche ist Gesetz, sondern das Höhere, in der ewigen Natur Gegründete.

Hieraus ergibt sich zunächst die Schriftstellerei für das Volk.

Die Dichtung für das Volk, mit besonderer Beziehung auf Hebel.

Ich behalte auch hier wesentlich die Dichtung im Auge und lasse das, was man im Allgemeinen als populäre Schrift bezeichnet, dahingestellt. Ein Eingehen in die Masse der sogenannten volksfaßlichen Bearbeitungen aller Wissenschaften mußte nicht nur die ausgebreitetste Belesenheit sondern auch ein allseitiges Wissen voraussetzen.

Hebel's Wirken war auch in diesem Bereiche ein vorherrschend dichterisches. Wenn er auch Vieles aus den Naturwissenschaften dem allgemeinsten Verständniß zugeführt hat, wenn auch z. B. seine Erklärung des Weltgebäudes als ein Meisterstück populärer Darstellung betrachtet werden muß, so liegt seine Hauptkraft und Wirksamkeit doch in dem Dichterischen, das er in diesem Bereiche schuf und formte.

Die vorherrschende Rücksicht auf das Dichterische schließt hiebei aber keineswegs die Betrachtung der Bildungsinteressen im Allgemeinen aus, vielmehr vermischen sich diese auf natürliche Weise. Wenn bei der Dichtung aus dem Volke der Selbstzweck in erster Reihe stand und erst an ihm sich die Richtung und Maßgebung durch das Allgemeine ergab, so tritt hier schon von vorn herein die Bezugnahme für ein Anderes in den Vordergrund.

Die volksthümliche und die volksmäßige Literatur ergänzen sich wie Arterien und Venen, jene leiten den Lebenssaft aus dem Herzen, diese führen ihn zurück.

Das Volksthümliche und das Volksmäßige ist daher kein der Wesenheit nach Verschiedenes. Wir müssen es blos, wie das überhaupt mit den Strömungen ein und desselben Seelengrundes geschieht, begrifflich trennen, um jedes in seiner Besonderheit schärfer zu fassen.

Wie wir uns bei der Dichtung aus dem Volke in die Urgründe des dichtenden Subjektes zu vertiefen trachteten, so müssen wir hier vor

Allem die Bedingungen des Objektes zu erforschen suchen; wie wir dort die *seelische Innerlichkeit* aufzudecken strebten, müssen wir hier den *geschichtlichen Thatsachen* nachgehen.

Flüchtiger Abriß der höhern und volksthümlichen Bildungsgeschichte.

Die gebildetsten Völker des Alterthums, Juden und Griechen, zeigten ihre Stufe der Erkenntniß in dem Gesammtleben der Nation. Ihre Bildung trieb aus dem innersten Kern des nationalen Lebens und strömte durch alle Aeste und Zweige. Was die Zeit an Weisheit und Einsicht in sich hegte, trat wesentlich als Gestalt des Lebens, als Staatsform, Cultus u. s. w. heraus und mußte nicht erst auf abstraktem Wege als ein Resultat des innern isolirten Menschen gewonnen werden. Was die Nation von ihrem Geiste in Schriften niedergelegt hatte, gehörte nach Inhalt und Form dem gesammten Volke; so bei den Juden die Bibel, bei den Griechen

der Homer. Was höher ſtehende Geiſter über das Vorhandene hinaus, oder es berichtigend, in ſich hegten, trat bei den Griechen in der Debatte und Volksrede, bei den Juden in der prophetiſchen Verkündigung heraus. Der Menſch ſprach zum Menſchen, im lebendigen Worte, das nach Gehalt und Geſtalt dem allgemeinſten Verſtändniſſe nahe liegen mußte.

Was die Griechen ſpäter in eleuſiniſchen Myſterien, die Juden in der Tradition hatten, die nur Eingeweihten ertheilt wurden, fällt in die Zeit, da Einzelne ſich von der Geſammtheit ableſten, der Stamm des Volkslebens herzſpaltig wurde und in ſich zerfiel.

In der Blüthezeit des griechiſchen und jüdiſchen Nationallebens kann von einem populären und höheren Bewußtſein nicht die Rede ſein. Die Weisheit und Erkenntniß ergab ſich aus den unmittelbaren Geſtaltungen der Welt, man lernte in und mit denſelben ihren Geiſt kennen, der nicht von außen eingeblaſen war und ſich getrennt denken ließ, man hing natürlich mit allen zuſammen. Religion, Geſetzeskunde u. ſ. w. waren

keine Wiſſenſchaften, man ſah ſich überall natürlich mit denſelben zuſammengeſchloſſen. Darum waren die Weiſen der Griechen, die Propheten der Juden auch Männer aus dem Volke, beſtimmten Lebensthätigkeiten hingegeben, nicht Gelehrte; ihre Mittheilungen und Offenbarungen durchſtrömte der Saft und bedeckte die Farbe des wirklichen Lebens. Und hatte ſich je einer zeitweilig auf eine einſame Warte geſtellt, ſo mußte er durch die öffentliche Rede dem Volksgeiſt und ſeinem Ausdrucke ſich hingeben.

Die Römer, deren Bildung keine urthümliche war, hatten damit eben keine ſtreng volksthümliche. Vorherrſchend der That nach außen, minder der innerlichen in ſich abgeſchloſſenen Entwickelung zugewendet, bilden die Römer einen eigenthümlichen Uebergang zu der neuen Zeit.

In der Bildung der neuen Welt trat ein ganz veränderter Entwickelungsgang ein. Geiſt und Welt trennten ſich, ihre organiſche Verknüpfung ward aufgelöſt. Die neuen Völker ſollten den reinen Menſchen in ſich aufnehmen und aus-

bilden, ihre beſonderen Nationalgeiſter kamen dabei nicht in Betracht. Der Geiſt vereinzelte ſich in ſich, wußte und wollte nichts von einem organiſchen Ergebniß des Lebens, das Allgemeine allein galt, das abſtrakt Wahre ſtellte ſich für ſich hin. Religion und ſpäter auch Geſetz kam nicht mehr aus der Geſtaltung des Lebens, es wurde abſtrakt und von außen empfangen. So kam es denn, daß Religion, Geſetzeskunde ꝛc. eine Wiſſenſchaft wurden, die ſich nicht mehr als Ergebniß des Lebens faßt unbewußt jedem erſchloß, ſondern die eine Iſolirung der Seele in ſich und vom Leben der Außenwelt nothwendig machten. Die Gelehrſamkeit ward ein ausſchließlicher Beruf. Der Gelehrte hat keine andere Thätigkeit mehr als ſeine Wiſſenſchaft, ihre Ergründung und Erweiterung. Dazu kam dann in ſpäterer Zeit die Erfindung der Preſſe, die die perſönliche Mittheilung und unmittelbare Verkündigung immer mehr zurückdrängte.

Es baute ſich ein eigenes Reich des Geiſtes auf, mit eigener Sprache und eigenem, dem Volksbewußtſein fremdem Inhalte.

Die Literatur- und Culturgeſchichte gingen über geſonderten Wege und letztere hatte oft nur mühſam von ferne nach. —

Aus dieſem flüchtigen Ueberblicke mag ſich ergeben, welche Bedeutung die neuzeitliche Richtung nach einer volksthümlichen Literatur haben mag.

Wir dürfen es nicht beklagen, daß das nationale Organiſche der alten Völker aufgelöſt iſt, oder es verſuchen, ſolches in ſeiner alten Abgeſchloſſenheit wieder herzuſtellen. Die Weltgeſchichte thut einen Schritt, den ſie vorwärts gethan, nicht mehr zurück, und in den Geſetzen, die zu Grunde liegen, offenbart ſich eine höhere Weisheit.

Die neueren Völker ſollen das allgemein Menſchliche in ſich ausbilden, dabei aber die volksthümlichen Mannigfaltigkeiten wahren.

Wie man im Austrocknen wiederum zu den Nationalfarben zurückgeführt iſt, ſo wird auch der Inhalt immer mehr mit dem gemeinſamen Volksbewußtſein zuſammenſtimmen.

Die neueren Völker lernen einander in ihren

geſonderten Sprachen verſtehen und werden nach Innen immer mehr lernen, die fortgeſchrittene Erkenntniß einzelner Hochſtehender mit der Geſammtheit zu vereinen.

Die Literatur ſteht aber immer nur in zweiter Reihe, oder wie man es nehmen will, als vorbereitende da.

Der Geiſt, die Erkenntniß, muß im Leben, in Sitten, Bräuchen, Geſetzen und öffentlichen Einrichtungen daſtehen; er ſoll weniger gelernt und geleſen, als erlebt werden.

Ein groſſer Theil der heutigen Schriften ſoll zur Seite gelegt werden, wenn das Leben einſt wieder vom Geiſte durchdrungen iſt, wenn man ſich wohlig von ihm umſchloſſen fühlt; die Menſchen ſollen ſich zu ſchönen Thaten zuſammengeſellen, ihre Erhebung und ihre Freude nicht vorherrſchend in der Einſamkeit aus den dunkeln Lettern der Schrift herausleſen.

Vorerſt aber bleibt uns noch die Schrift.

Dem Weltgeiſte ſteht in der neuen Zeit ein Mittel zu Gebote, deſſen unabſehbare Folgen wir kaum ahnen können.

Die Erleichterung des persönlichen Verkehrs ist eine Ergänzung der Presse und eine Rückkehr in die ihr vorangegangenen Zeiten, nur, wie alle aus der Fortentwickelung sich ergebende Rückkehr, reicher und mächtiger.

Es wird immer weniger isolirte, weltvergessene Geister geben, die Einzelnen innerhalb der Nationen wie die Nationen gelangen gegenseitig zu einer Verständigung, wie sie keine Periode der Geschichte aufweist. Wir können kaum ahnen, welch eine Wiedergeburt die Menschheit feiern wird.

Man hat oft behauptet, schon das nordische Klima widerstreite den demokratischen Lebensformen, den ständig wiederkehrenden oder zeitweiligen Volksversammlungen u. dgl.; durch die Eisenbahnen und was sich darum und daran fügt, können aber Massenversammlungen zu Stande kommen, wie sie das Alterthum nie kannte.

In dem wahren geschichtlichen Fortgange liegt es aber, daß wir dadurch der vorangegangenen Momente nicht verlustig werden, sondern die alten Entwickelungsstufen darin bewahren.

So lebendig und perſönlich auch die Verſtändigung und Entzündung der Geiſter ſein wird, wir behalten dennoch die Preſſe. In ihr wird uns eine Vererörterung und folgende Erweiterung der perſönlichen Berührung bleiben, die ſtets um ſo fruchtreicher ſein wird, weil ſie den friſchen Lebensathem haucht.

Wenn irgend je, ſo iſt jetzt die Verſtändigung des lange iſolirt geweſenen höheren Allgemeingeiſtes mit dem Volksgeiſte um ſo nothwendiger und fruchtreicher.

Vorerſt bleibt uns hiefur die Schrift.

Ueber allgemeine Zweckmäßigkeit der Volksschriften und deren Inhalt.

Die naive That ist bei den modernen Völkern überhaupt und bei uns Deutschen fast ganz verloren gegangen; die Erkenntniß geht der That voraus und das reflective Bewußtsein begleitet sie. Im Alterthume geschah die That wie im Drama so im Leben ohne Schwanken, gewissermaßen durch Naturnothwendigkeit, durch den Rathschluß der Götter. Bei den modernen Völkern herrscht die Reflexion vor. Das Feuer blitzt lange vorher auf, ehe der Donner nachfolgt und oft ist es nichts als sich selbst auflösendes Wetterleuchten.

Das aber ist das unergründete geheimnißvolle Wesen der That, daß sie oft mehr und we-

niger und anderes wird, als der vorgreifende Gedanke in sich schloß; sie wird wieder unmittelbares Leben.

Wir können keinerlei Vorerörterung abweisen, wir müssen nur streben über die Kritik hinauszukommen. Und leider ist Vieles bei uns oft bis zum Aberwitz erörtert, bevor es ins Werk gesetzt wird.

Es kann daher nicht wundern, daß auch die volksthümliche Literatur in Frage gestellt wird.

Es bedürfte einer großen, geschichtlich begründeten Darlegung, den Zusammenhang der neuzeitlichen volksthümlichen Richtung in unserm Vaterlande mit der alten darzuthun. Ich fühle mich aus Mangel an umfassender Kenntniß nicht zur Lösung solcher Aufgabe geeignet. Auch macht sich ja, wie auch das Beispiel Hebel's zeigen wird, alle Fortbildung wieder auf individuellem naturtrieblichen Wege, und nicht aus Erkenntniß der Nothwendigkeit. Die Luft der Zeit führt Jedem Elemente zu, die ihn unbewußt in die genetische Entwickelung des Gesammtlebens führen.

Ich wende mich daher blos zur Erörterung einiger in der Gegenwart schwebenden Fragen.

Vor Allem müssen wir die Radicalfragen beantworten: Gibt es eine besondere Volksliteratur? Soll es eine solche geben? Muß nicht vielmehr Alles, was wirklich wahr und schön ist, allen Volksgenossen zugänglich und förderlich sein? Liegt in der Bildung der Volksliteratur nicht eine neue Aristokratie?

Die erste Frage beantwortet sich einfach aus der Geschichte, die thatsächlich beweist, daß diese Erscheinung im Bildungsgange der neuen Geschichte begründet ist. So lange Religion, Wissenschaft und Kunst ein organisches Erzeugniß des Volkslebens sind, wurden alle geistigen Errungenschaften nach Gehalt und Gestalt gemeinsam; sobald aber die Bildung sich aus der Abstraction heraus fortsetzt, gestaltet sich eine höhere und eine niedere. Die Aufgabe der Volksschrift ist, jene mit dieser zu vermitteln, der aus dem unmittelbaren Leben erwachsenden Bildung die allgemeinere zuzuführen, an das unmittelbare Leben anzuknüpfen und von da aus höher zu leiten.

So wäre also die Volksliteratur nur formell von der höheren unterschieden? Ihre ganze Eigenthümlichkeit bestünde in der veränderten sprachlichen Gewandung?

Keineswegs. Das, was man dem bloßen Begriffe nach die Form nennt, ist in geistigen Dingen zugleich auch eine untrennbar andere Wesenheit. Indem also die Volksschrift die Schönheit und Wahrheit an das unmittelbare Leben anschließt und aus ihm entwickelt, kommen neue, wesentliche Bedingungen hinzu. Keine Kunstform steht mit der Bedingung der Volksmäßigkeit in Widerspruch, aber erst, wenn die Unmittelbarkeit des Lebens durchgeklärt ist, kann man zu Eroberungen aufsteigen, die auf der reinen Höhe des an sich freien Geistes gemacht wurden, und dann ist alles wirklich Wahre und Schöne allen Volksgenossen zugänglich und forderlich, denn es erhob sich vom Lebensboden in seine freie Höhe.

Was aber die Frage der Aristokratie betrifft, so hängt sie mit jenen Einwürfen der radikalen Faulheit zusammen. Es gibt Viele, die einstweilen nichts thun, weil sie nicht das Aeußerste

und Letzte, was ihnen im Sinne liegt, bewirken können. Zur eigenen Selbstbeschönigung erfinden sie dann allerlei verwerfliche Bezeichnungen für diejenigen, die nun einmal die Gegenwart auch für etwas halten, wovon man sich nicht in eitler Großsprecherei zurückziehen darf.

Es gibt Viele, die gar schön von ihrer Liebe zum gesammten Volke, von ihrem Opfermuth für dasselbe reden, aber einmal sich ihrer steifen Formen zu entkleiden und sei es auch nur ein Kleines den verlassenen Geistern zu bieten, dazu haben sie nicht Liebe und Opfermuth genug. Das ist wol eher eine Aristokratie.

Andere befürchten auch von einer Volksliteratur eine Verwilderung des Geschmacks, theils aus überfeinem geistigen Hochmuthe, theils aus wirklichem Interesse für die Wahrung der errungenen Kunststufe. Ich behalte die letzteren im Auge. Allerdings wäre es traurig, wenn eine Nützlichkeitspoesie überhand nähme, bei der man jede höhere Anforderung der Kunst damit zurückwiese, daß sie doch Gutes verbreite und stifte. Dies trifft aber nicht blos die Volks-, sondern

jede bloße Tendenzschrift. Die echte Volksschrift kann auch den Gesetzen der Kunst entsprechen, ja sie muß es, weil sie sonst im Geiste des Lesers eine Unbefriedigung zurücklaßt, die alles in sich Unfertige erregt.

Das eben ist die besondere Schwierigkeit der dichterischen Volksschrift, daß man bei ihrer Abfassung des vorgesetzten lehrhaften Zweckes vergesse und das volle Leben walten lasse. Der Volksschrift die Bedingungen der Kunst erlassen, heißt ihre selbständige Bedeutung in sich aufheben, sie aus dem Zusammenhange der Geistesentwickelung ablösen und der geistigen Errungenschaft der neuen Welt verlustig machen.

Es gibt neuerdings viele Bücher, die man die Unglücksliteratur nennen könnte, sie entstehen bei Ueberschwemmungen, Brandfällen u. dergl. und sind gedruckte Armenbälle und Armenkonzerte. Die Kritik behandelt solche oft mit Schonung, ihres mildthätigen Zweckes wegen. Aehnlich wollen Manche die Volksschrift behandelt wissen, sie sagen: „Seid nicht so strenge, seht auf den guten Zweck.“ Gegen solche jämmerliche Bettelhaftig-

keit muß Verwahrung eingelegt werden. Die Volksschrift muß den nothwendigen Anforderungen der Kunst und Wissenschaft entsprechen, oder sie genügt auch ihrem sogenannten guten Zwecke nicht.

Die Volksschrift besteht weder aus dem Abhub von der vornehmen Tafel, noch ist sie blos eine für die Nothdurft bereitete Armensuppe. Aus der Fülle des Geistes läßt sich leider die Versöhnung und Schönheit leichter spenden, als aus der äußeren Welt.

Eine andere, nicht vom literarischen, sondern vom Standpunkte des Volkslebens ausgehende Entgegnung hält vor: „Das Volk hat sich, trotz und in Folge gelehrter Entfremdungen, ein eigenes Geistesleben erhalten und fortgebildet; überlaßt die weitere Entwickelung seinem eigenen Leben selber. Warum soll jezt auch hier im Walde literarisch gepfropft und geäugelt werden?“ u. s. w.

Diesem Einwande stellt sich aber die Thatsache gegenüber, daß selbst in den wilden Wald die Cultur hineingreift, daß auch das ursprüng-

lichste für sich Erwachsende der Vorsorge und Nachhulfe nicht entgeht. Das Volksleben ist längst kein stiller Wald mehr. Das organische in sich gehaltene Leben ist den mannigfachsten fremden Einflussen eröffnet.

Im Volksgeiste haben Schule und Kirche und sodann hauptsächlich das Soldaten- und Wanderleben, Beziehungen eröffnet, die eine Halbheit und Unfertigkeit hinterlassen; die Volksschrift soll diese aufheben und zur Ganzheit und ihrem nothwendigen Endziele führen, die zerstreuten Eindrücke sammeln und in sich abschließen.

Das Bedürfniß des Lesens, das Ausschauen nach fremden Gedanken und Ereignissen ist einmal da, und so soll der entsprechende Stoff näher gerückt werden.

Wie die Gesangvereine, die sich nach und nach auf die Dörfer ausbreiten, zunächst dem Volke seine eigenen, mangelhaft gewordenen Lieder wieder auf die Lippen legen und erst von hier aus auf die neuen Hervorbringungen übergehen sollten, so muß auch die Volksschrift zunächst das im Volke selber liegende zum Klaren ausarbeiten.

An der Pflege der Lieder kennen wir sehen, wie der Gang der Geschichte dem neuen Volksthum Bahnen vorzeichnet. Was sich ehedem von selbst erhielt, wird jetzt aus dem Bewußtsein heraus gestützt; die pädagogische Stütze wird abgenommen werden, wenn einst der Baum wieder erstarkt ist, in sich feststeht und wurzelt. Wie das tonende Lied der bewußten Pflege bedarf, so auch die stille Gesinnung und Empfindung im Herzen des Volkes.

Wie das Gewohnheitsrecht, als älteste und natürlichste Wurzel alles Rechtslebens, als naive That entstanden, sich fortgebildet und entwickelt hat, wie dies von der Gesetzgebung und weiterhin von der Wissenschaft aufgenommen, tiefer begründet und in seinen Folgerungen erweitert wird, so nimmt die Philosophie und Poesie in der Volksschrift alle Seiten des Volkslebens, das aus sich Entstandene und Entstehende in seiner Berechtigung in sich auf, erforscht die zu Grunde liegenden Gesetze und erweitert sie in ideell ungehinderte Folgerichtigkeit.

Von der kleinen umgebenden Welt ausge-

bend, mag die Volksschrift ausschreiten ins Weite, zu Gedanken und Menschen der großen Welt und zu Ruhe und Friede wieder zurückführen.

Das eigentliche Stillleben, sowol in seiner ursprünglichen Umfriedung wie in seiner bereits vollendeten Ueberwindung der Welt ist nur spärlich das Gebiet der Dichtung für das Volk. Die alten Volksbücher geben uns hiefür Maß und Richtung, sie schicken einen Charakter aus dem Volke in ganz fremde Verhältnisse und zeigen, wie er sich da zurecht findet; oder sie lassen aus den Höhen des Lebens eine Persönlichkeit die Niederungen des Daseins durchdringen. Dort unterordnet sich ein fremdes Leben der gewohnten Betrachtung, hier wird das eigene Leben von fremder Anschauung umgestellt; beides führt, von verschiedenen Ausgangspunkten kommend, zur Erkenntniß der gewohnten und der fremden Welt.

In vergangenen Zeiten, da sich die Zustände des Lebens noch bestimmter und zusammengehaltener gruppirten, war solche Durchführung leichter möglich, als in unsern Tagen des Individualismus.

Bei der Deutung und Erklärung der großen zeitgenössischen Welt mag man daher leicht dazu kommen, Alles in Einer Schrift abmachen zu wollen. Die Gesetze der Kunst, wie die der äußeren Zweckmäßigkeit, die eigentlich eins sind, widersprechen aber solchem Verfahren. Allerdings durchdringen sich alle Richtungen des Lebens, aber bei dem einzelnen Kunstwerke muß das einfache Motiv festgehalten werden.

Man wird in Gesellschaften häufig Menschen finden, die man die Toastverderber nennen könnte. Bringt einen Trinkspruch aus auf eine Richtung oder Person, sie werden alsbald noch etwas hinzufügen, was allerdings auch ein Hoch verdiente, sich aber zu einem besondern eignet.

Solche Toastverderber gibt es auch in der Literatur, zumal in der volksmäßigen; sie zerstreuen in ihrer Unmacht den auf das Eine gerichteten Sinn und zerstören den Eindruck.

Die Welt ist so groß, die Thätigkeit des Lebens so mannigfach, daß man nicht Alles von Einem und auf Einmal erwarten darf.

Die Einfachheit der Motive schließt aber

keineswegs in ſich, daß zu den Charakteren nur Eine Farbe verwendet werde, ſchneeweiß und kohlſchwarz und roſenroth; das hat allerdings eine augenblickliche Wirkung, aber keine weitere, denn im Leben vermiſchen und ſchattiren ſich die Farben.

Helle, friſche Lebensfarben ſind aber bei den Charakteren und Ereigniſſen in der Volksſchrift unentbehrlich; die allgemeine Charakteriſtik genügt hier nicht. Das Leben zeigt uns hier wiederum einen Grundzug. Man wird in den Bürger- und Bauernſtuben nur äußerſt ſelten Lithographien u. dgl. finden, die Bilder ſind hier immer und vorzugsweiſe farbenbekleidet, oder, wie man's nennt, illuminirt, oft etwas ungeheuerlich; dennoch erkennt man hierin, daß der Umriß und die Schattirung nicht genügt; man will wirkliche Farben. — Dies muß auch auf die Volksſchrift angewendet werden. Die mehr abſtrakt allgemeine Zeichnung, die eine Ergänzung des Beſchauers erfordert, iſt hier nicht ausreichend, die Farbe bildet zunächſt das Anziehende und erſt nach ihr die Zeichnung.

Soll die Volksschrift der Wirklichkeit Maß und Richtung geben, so muß sie auch von der Wirklichkeit ausgehen, nicht nach einem abstrakten Schema arbeiten. Die moralischen Kunstgärtnereien mit ihren in Mistbeeten und unterm Glaskasten gezogenen überraschenden Frühgemüsen, die moralischen Musterwirthschaften mit ihren wohlgesäuberten Dörfchen Freudenberg und Friedenthal u. dgl., mit ihrer Bevölkerung von affektirten Kindernaturen, voll ungesalzener butterweicher Empfindsamkeit, und dem „Vater Ehrenreich", dem als Bauer verkleideten Pfarrer an der Spitze, können mit der ganzen Erfindsamkeit ihres Apparats höchstens den Spott erregen.

Die moralischen Musterwirthschaften können sich nicht aus ihrem eigenen Ertrag gestalten und erhalten. Wie bei den rein ökonomischen die Mittel der Anschaffung u. s. w. in der Regel auf fremdem Gebiet gewonnen und aus ihm herzugebracht wurden, so ist auch in den moralischen Musterwirthschaften der Geist, der sie anlegt und hält, in irgend einem Sozialsystem, einer Theorie, aber nicht aus dem Leben gewonnen worden.

Wer aber auf das wirkliche Leben einwirken will, muß auch das wirkliche Leben faſſen und auf ſich ſtellen.

In vergangenen Zeiten hegte man das Ideal einer Prinzenerziehung, dann wurde und wird vielfach alle Hoffnung auf die ſtudirende Jugend geſetzt; es iſt nicht mehr als billig, daß man einmal auch von unten auf anfange. Das geſunde Völkerleben geht nicht allein von den Studirten aus, es muß ein Ergebniß des geſammten Bürgerthums werden. Die höchſte Bildung wird von der populären nicht aufgewogen. Die Volksſchrift kann mit ihren einfachen, nicht geiſtreich aufgeſtutzten Wahrheiten auch wieder zurückwirken auf manche verfeinerte Kreiſe. Es gibt manchen Don Ranudo von und zu Geiſtreichenheim, deſſen leerem Magen das einfache Schwarzbrod des Landvolkes gar ſehr zu ſtatten kommen wird, wenn er ſich auch den Anſchein gibt, es nur zu koſten, um zu erproben, mit was ſich das „niedere Volk“ nährt.

Wie die Religion ſchlicht und einfach Allen werden muß, wie in ihrem Innerſten etwas

Fremdes und Ungehöriges iſt, wenn ſie das nicht zu werden vermag und eſoteriſche bevorzugte Geiſter in Anſpruch nimmt; ſo muß auch die Selbſtändigkeit des Geiſtes Allen werden. Ein Zuſtand der Dinge, der dieſes nicht verträgt und ſich demzufolge dagegen ſtemmt, iſt eben damit ein von Gott, dem ewigen Geiſte, verworfener, unrettbarer.

Aus dem Inhalte der volksthumlichen Schrift ergeben ſich auch die Bedingungen der volksthümlichen Sprache.

Die volksthümliche Sprache nur bei freien Völkern und durch die freie mündliche Rede.

Mit Berufung auf die eben dargelegte Skizze der alten Bildungsgeschichte mag die Behauptung feststehen, daß ohne persönlichen, lebendig freien Verkehr, *ohne Volksversammlung keine wahrhaft volksthümliche Sprache* möglich ist.

Franzosen und Engländer, die sich in einem freieren Staatsleben bewegen, mögen dies auch in neuerer Zeit beweisen. Sie haben eigentlich keine so getrennte volksthümliche Literatur und namentlich keine sogenannte populare Sprache. Alles ist, wenigstens sprachlich, für die ganze Nation geschrieben.

Wol sind ihre Sprachen schon dadurch allgemein verständlich, weil sie, der Urthümlichkeit ermangelnd, nicht neuer Schöpfungen fähig sind; sie sind dadurch minder subjektiv, stehen allgemein fest. Das Gemeinverständniß, das durch die Dialekte hindurch eine gewisse Ausdrucksweise für sich erlangt hat, erhält sich aber hauptsächlich durch die Theilnahme Aller an den Staatsverhandlungen. Jeder nach Einsicht, Bildung und Bethätigung Strebende liest die Verhandlungen der Volksabgeordneten, oder tritt in die Schaaren Derer, die eine allgemeine Berathung angefegt haben. Der durch Wissenschaft und Talent Hervorstehende hört die Männer aus dem Volke selber reden, kennt ihre Gesichtspunkte, ihre Ausdrucksweisen, von diesen ausgehend führt er sie dann mit sich hinauf, ohne daß er sich ein fremdes ungewohntes Sprachgewand anlegen muß. Er muß sich dann aber auch sagen: Das, was du hier nicht zum Verständnisse bringen kannst, muß in seinem Ursprunge etwas Fremdartiges oder Unklares haben.

Hier tritt dann dieselbe Wechselwirkung wie-

der ein, die wir bei den Propheten der Juden und den Volksrednern der Griechen gefunden haben. Man ſteht ſich wieder unmittelbar perſönlich einander gegenüber, indem der Menſch zum Menſchen ſpricht.

Man iſt in neuer Zeit allerdings von der Sprache der gelehrten Republik wieder zur Nationalſprache zurückgekehrt, aber es ergeben ſich überall die Merkmale, daß dieſe in den letzten Jahrhunderten nicht im freien, unmittelbaren Leben, ſondern in den Studirſtuben und Büchern aufwuchs.

Frühlings Anfang iſt vorbei, draußen in der lebendigen Natur prangt Alles in würziger Blüthe, nach den wetterdeutigen Heiligen Pancratius und Servatius ziehen auch die exotiſchen Pflanzen hinaus unter den freien Himmel und ſie gewinnen hier, von der Sonne angeſtrahlt und in den freien Strömungen der Luft friſcheres Grün und lebendigeren Trieb, als ſie nimmer in den luftgeheizten Räumen und hinter den Glaswänden finden konnten. . . .

Wir haben in Deutſchland hauptſächlich nur

eine Seite der öffentlichen Rede: die Predigt. Durch diese ist in mancher Beziehung eine höhere Ausdrucksweise im Volke allgemein verständlich und gäng und gäbe geworden. Theils mit Absicht, theils ohne Bewußtsein sind daher viele deutsche Volksschriften in den salbungsvollen Ton der Predigt verfallen, deren Stichworte allerdings nicht ohne Wirkung sind.

Ich werde im Verlaufe dieser Schrift noch hierauf zurückkommen, hier, wo es sich mehr um das Formelle handelt, mag nur das hervorgehoben werden, daß der Predigt das Belebende durch die Gegenrede fehlt, wodurch der Volksgeist sich mit Gehalt und Gestalt zurecht setzte und verständigte. Formell läßt sich aus der Predigt noch das entnehmen, daß das öftere Versetzen des Zeitwortes an den Anfang des Satzes statt an den Schluß, eine innere Berechtigung hat. Diese Abweichung von dem lateinischen Satzgefüge kommt nicht blos aus der Annäherung an den Bibelton, sondern die mündliche Rede bedingt ihn vielfach, indem sie erfordert kurzweg und keklich auf das Wesentliche loszu-

geben und die Aufmerksamkeit auf die darauf folgende Substantiva zu spannen.

Die volkstümliche Sprache in umfassender Bedeutung erwächst nur in freien Volksversammlungen. Hier ist es gegeben, das was der denkende einsame Geist aus sich aufgebaut und in wissenschaftlichen Gebäuden fest gegründet hat, zur wohnlichen Stätte für den Volksgeist einzurichten; hier allein ist es gegeben, daß der Volksgeist das ihm nach Form und Inhalt Aufgedrungene abstreife.

Zu Zeiten findet man noch, daß ein toller Bursch beim Tanze hinaufsteigt auf die erhöhte Bühne zu den Spielleuten und er pfeift ihnen eine Weisung vor, die ihm schon lange im Sinne gelegen, bis sie sie inne haben. Wie hebt und spannt sich in Lust dann sein ganzes Sein, wenn nun die still gefundene Weisung von allen Instrumenten, von jedem nach seiner Art und doch gemeinsam herausklingt. Das ist eine Freude, wenn man sich so nach der im Innern gehegten Weisung frei bewegen kann und die Freunde rundum mit...

Ist es eine Traum und Hirngespinst, wenn man hofft, daß es auch einmal im Reiche des Geistes so sein kann? Daß nicht immer vom Blatte und nach fremden Noten gespielt wird, sondern auch einmal wie es in der eigenen sangesreichen Brust tönt? ...

Vereinzelte Arien aus den vereinzelten deutschen Volksdramen dringen auch bereits ins Volk, sie sind aber, da sie nur zur Verständigung unter den Abgerissenen dienen, nicht wesentlich von der volkstümlichen Auffassungsart bedingt.

Wenn ich die Gestaltung des volkstümlichen Ausdrucks in der mündlichen Rede suche, so bin ich weit davon entfernt, die oratorischen Werke als volkstümliche Schriften zu betrachten, viele sind gerade oft am weitesten davon entfernt und mannigfach weiß, wie manche hinreißende Rede im Druck matt und todt ist. Nur die Schrift soll hier blos das gelind gemacht werden, daß sich das Geschriebene leicht laut lesen lasse, daß die Erzählung den Charakter des mündlichen Berichts behalte; am rechten Orte eingeschaltete Fragen

sind hier wie bei der mündlichen Rede von guter Wirkung, indem sie zur Selbstthätigkeit anregen. Das Volk liest laut oder auch leise mit dem Munde, und nicht blos mit den Augen. Weder die aus dem Lateinischen herübergenommene, in einander gefugte Satzbildung, weder der sogenannte wissenschaftliche Periodenbau, der alle Seitentaschen mit Unter- und Nebenbegriffen vollgestopft hat, noch die kurze, hastig abgekarpte Satzbildung, die das Zeitungswesen neuerdings aufgebracht hat, ist hier am Orte *).

*) Daß die freie mündliche Rede nicht nur in der Aufnahme von Wörtern, sondern auch im grammatikalischen Gebrauch der gewohnten, Neues allgemein festsetzen kann, zeigt sich schon bei der Rede in den Volkskammern. Das öffentlich mündliche Gerichtsverfahren konnte bis jetzt nur vereinzelt wirken. Bezeichnungen wie: Belastungs- und Entlastungszeugen ꝛc. sind nur am Rheine gemein gebräuchlich. Die Kammerreden dagegen werden durch den Druck weiter verbreitet. Ich beanspruche, beantrage, verausgabe, beanstande, bevorwerte u. dgl. fällt schon nicht mehr auf; hier wurde durch neue Verfahrweisen geholfen. Es wurde, so viel ich weiß, zuerst von Rotteck durchgeführt, daß man sagt: ich anerkenne u. s. w. statt des frühern: ich erkenne u. s. w. an. Dies könnte auch bei andern zusammengesetzten Zeitwörtern in Auf-

Unseren jetzigen Verhältnissen gemäß ist der Begriff einer volksthümlichen Sprache nicht allgemein festzustellen; die Bildung der Zeit und des Landes setzen allerdings gewisse äußere Grenzen, das Individuelle bleibt aber auch hier maßgebend. Wir Deutschen sind ja überhaupt in der Ausbildung des Individuellen, mit seinen Vortheilen für das rein Menschliche und seinen Nachtheilen für das staatlich Gemeinsame, am weitesten voraus.

---

nahme kommen, wie: bebachten, geringschätzen, entgegenhalten, andeuten, hinweisen u. s. w. Wir haben zusammengesetzte Zeitwörter, deren Trennung oder beibehaltene Verbindung neue Begriffsschattirungen oder ganz andere Begriffe geben, wie: durchschauen, übertreten u. dgl. hier bleiben natürlich beide Formen; bei den übrigen aber bedarf es nur der Gewöhnung, um sie passend zu finden. So ungefüge dies auch anfangs scheinen mag, es wird sich doch bald mundgerecht machen. Statt daß wir durch die Trennung des Zusammengesetzten bisher das Abgelebte im Hinterhalte bewahren und mühselig nachschleppen mußten, könnten wir dadurch die Erhöhung einer Sprachschönheit gewinnen, deren wir bis jetzt in der mündlichen Rede ganz verlustig wurden.

Schon aus diesem kleinen Beispiele mag man ersehen, wie ganz anders sich die Sprache durch das lebendige Wort bildet, als wenn sie blos für das Auge und die stummen Zeilen gehalten ist.

Es kommt jetzt nur darauf an, in wie weit der Schriftsteller mit der Empfindungs- und Ausdrucksweise des Volkes eins ist. Diese läßt sich bis jetzt nicht in großen massenhaften Kundgebungen erkennen, sondern muß im Einzelnen zusammengesucht werden.

Einzelnes über die volksthümliche Sprache, ihre Hindernisse und ihre Förderung.

Durch die Vermischung von Volks- und Kinderschriften ist man auch vielfach zu dem falschen Verfahren gelangt, sich im Ausdrucke herabzustimmen und ganz die Redeweise seiner gedachten Leser zu wählen. Wie aber schon diejenige Kinderschrift die Kleinen anwidert, die sich auf läppische Weise in ihre unbehülfliche Sprache hineinzwängt, so noch weit mehr und mit größerem Rechte das Volk. Man braucht nicht zu stottern und allerlei Theile auszulassen, um sich einem schwer Hörenden und Sprechenden verständlich zu machen; dieser versteht gerade den am besten, der am vollsten und rundesten spricht. Die Volksschrift muß auch das mit dem Volksliede gemein

haben, daß sie wie dieses nicht unmittelbar für die stummen Zeilen des Drucks zubereitet sei. Wie das Volkslied erst gesungen und spät erst aufgeschrieben wurde, so muß auch die Volksschrift gewissermaßen erst mündlich erzählt und dann erst aufgezeichnet werden. Dadurch zeigt sie sich auch um so angemessener, wie das meistentheils geschieht, laut gelesen zu werden. Auch ist nicht nöthig, daß Alles gleich beim ersten Lesen so plan und platt sei, daß keine Nachlese mehr gehalten werden kann; gerade diese erfreut am meisten, weil sie die Thätigkeit des Suchens und die Ueberraschung des Findens gewährt. Im Volke wird eine Geschichte mehr als einmal gelesen, und da ist es gut, wenn man davon noch eine besondere Ausbeute hat. Diese wird aber nicht dadurch für den glücklichen Finder versteckt, wenn man, wie namentlich häufig die Herren Pfarrer thun, auf jedes Hauptwort eine ganze Meute von Beiwörtern hetzt; die Bezeichnung der Spur genügt.

Man wird sehr häufig finden, daß, wenn man mit einem Menschen fremder Zunge die

selbsteigene Sprache spricht, man leicht durch Schreien und Radebrechen sich verständlich zu machen sucht. Gleicherweise glauben Viele, die durch die Schrift zum Volke reden, die Worte für ein und dieselbe Sache häufen und noch mit zentnergewichtigen Beiwörtern belasten, oder andererseits radebrechen zu müssen. Die Volkssprache ist aber keine fremde Sprache, es sind dieselben Worte und Zeichen, nur ursprünglicher und von der Anschauung ausgehend.

Wie bei der Dichtung aus dem Volke manche ausgeprägte gangbare Begriffe und Ausdrücke wieder eingeschmolzen und flüssig gemacht werden müssen, so noch weit mehr in der Schrift für das Volk. Wir glauben z. B. volksthümlich zu reden, wenn wir von „Gedanken, Gefühlen, Empfindungen, Bestrebungen“ u. s. w. sprechen. Volksthümlich aber ist es nur, wenn wir die Sache auf die oder von welcher diese Seelenzustände ausgehen, anschaulich verführen und dabei sagen, „nun denken, fühlen“ u. s. w. wir.

Das von anderweit fertig Ueberkommene muß hier in seine ursprüngliche Entstehung zurück-

geführt werden. Ein geſunder Takt muß davor bewahren, Abgedroſchenes wie eine neue Ernte zu behandeln.

Es iſt noch nicht lange, ſeitdem in der Literatur die Mode abkommt, die natürlichen Haare wie eine Perücke aufzuſtutzen, das Alltäglichſte in hohe Redensarten einzumummen, von denen man nicht laſſen zu können glaubt und ohne welche allerdings die Blößen ſich ſchneller kundgeben würden. Wie leicht laſſen ſich Phraſen hin und her drehen, aber in einfacher Sprache zeigt ſich ſchnell, was einer zu bieten hat. Seitdem alle Wiſſenſchaft ſich dem Leben näher anſchließt, verliert ſich auch die Zigeunerſprache der Katheder-weisheit mehr und mehr. Die lebendigſten Wahrheiten erſtarren leicht zu Formeln, mit denen die Nachbeter groß thun wie mit ſelbſt gemachten Eroberungen. Muß man dieſe aber im Leben umſetzen, ſo ergibt ſich bald, in wie weit das Angeeignete auch ein Eigenes geworden iſt. Alles das iſt von unberechenbarem Einfluß auch auf die volksthümliche Sprache und Schrift. Es wird und muß immer Erörterungen geben, die weit

über das sogenannte volksthümliche Bewußtsein hinausragen, die schon von vorn herein auf einer erhöhten Stufe beginnen und deren Ergebnisse nur vereinzelt und auf Umwegen in das Volksbewußtsein zurückkehren; je klarer und bestimmter sich solche aber bewegen, um so rascher und ersprießlicher ist ihre Rückkehr ins Leben.

Vielfach geltend ist auch die Ansicht, daß die erste Bedingung einer volksthümlichen Sprache ihre Reinigung von Fremdwörtern und Kunstausdrücken sei. Gewiß muß das Bestreben dahin gehen, rein deutsch zu schreiben, aber wir können nur nach und nach dahin gelangen. Wie die Sachen heute stehen, ist durch das Staatsleben mit seinem fremden Rechte und schriftlich geheimen Verfahren, durch das Militärwesen, durch Schule und Kirche, eine solche Fluth von Fremdwörtern und Kunstausdrücken in den Strom der Alltagssprache gelenkt worden, daß wir mit heimischem Ausdrucke geziert, unverständlich und willkürlich werden. Die theoretische Sprachreinigung ging namentlich darin zu weit, daß sie alle Schattirungen eines Begriffes oder Merkmale

eines Gegenſtandes mit in den bezeichnenden Ausdruck aufnehmen wollte; dadurch entſtand jene lächerliche Häufung, die den Gegnern leichte Waffe zur Verſpottung in die Hand gab. Die Reichhaltigkeit unſerer Sprache, die für jede Schattirung eines Begriffes u. ſ. w. ein eigenes Wort hat, ſowie die Fortbildungsfähigkeit des vorhandenen Sprachſchatzes, gerade dieſe Vorzüge erſchweren uns die feſte Geſtaltung einer volksthümlichen Sprache. Es iſt aber nicht nöthig, daß in Einem Worte alle Nebenbegriffe mit ausgedrückt ſeien, laßt es nur gäng und gäbe werden, es wird ſich ſein Gebiet ſchon behaupten.

Es gibt, wie für das Auge, ſo auch für das Ohr gleichſam eine Mode. Wie manche korrerliche, ſo erſcheint uns auch nach und nach manche geiſtige Gewandung nicht mehr ſo auffällig; es kommt nur darauf an, daß man mit dem Naturgemäßen und Schönen nicht vereinzelt daſtehe, ſondern Viele ſich zu deſſen Gebrauch zuſammenthun und anſchließen.

Wäre von der Schul- und Kanzleiweisheit

etwas Unselbstisches, wahrhaft Volksthumliches zu hoffen, so wäre es hier gegeben, die Reinheit der Sprache vielfach festzusetzen; aber auch hier tritt neben dem vornehmen Dünkel die staatliche Trennung in den Weg: während in Süddeutschland etwas im Abstreich versteigert wird, hat man am Rheine und im Norden den Soumissionsweg, während man in Süddeutschland verpachtet wird, kommt man im Norden in Concurs, die süddeutschen Volkskammern verweisen eine Petition an die Commission und die norddeutschen an eine Deputation u. s. w. u. s. w.

Man hat es versäumt, zum Nachtheil für das Volksthum und seine dichterische Fassung, neue Erscheinungen alsbald mit heimischen Lauten zu bezeichnen, wie z. B. Locomotive u. dgl. und wir müssen noch froh sein, daß man bei der Abfahrt nicht all right ruft, den reisenden Herren Engländern zu Gefallen, u. s. w. u. s. w. Und unsere aberwitzige sogenannte vornehme Welt dünkt sich um so sublimer und exclusiver, jemehr sie die banalen Phrasen der bourgeoisie evitirt

und fremdes Kauderwelsch in ihre sociale Conversation mischt.

Es ist schon anderweit bemerkt worden, daß diese Fremdsüchtelei ein trauriger Charakterzug in unserm Vaterlande ist, denn **bei keiner andern Nation der Welt gilt man für vornehmer, wenn man ausländisch ist.** Aus der Höhe der Societät sind denn auch schon manche Früchte in die niedern Gebiete herabgefallen und es gibt manchen Dandy und Lion im Bauernkittel, der, wenn er Geld im Sack hat, statt des gemeinen „Guten Tag" euch ein vornehmes „Buschur" zuruft, und der Tailleur im Norden und am Rheine fährt sich geschmeichelt durch die Locken, wenn ihm der Marker beim Billardspiel vorzählt: Poseng a Poseng.

Gerade was ein Vorzug der deutschen Sprache ist, hat es dahin gebracht, daß die raffinirten Cercles es mauvais genre finden, sich ihrer zu bedienen. Ihr könnt es oft hören: die deutsche Sprache (die reichste von allen) habe nicht Distinctionen und Nuancen genug. Allerdings heißt im Deutschen der Roue ein Wüstling,

der Blase ein Verlebter, der Flaneur ein Strolch oder Pflastertreter u. s. w. u. s. w. Die deutsche Sprache ist ehrlich grob, sie will nichts von der socialen Schönfärberei, sie hängt dem Laster kein interessantes Mäntelchen um, und das ist gut. Völker und Zeiten müssen in sich zerfallen, wenn ihre Sprache den sittlichen Halt verliert, oder gar das Faule und Hohle beschönigt. Darum halten wir fest an der Aufrichtigkeit unserer Sprache, wenn sie auch Manchen scharfrichterisch und grob dünken mag. Volksthümliche und sittliche Beweggründe erheischen das.

Die Zeitungspresse hat hier und dort mit gewissenhafter Strenge Gutes zu wirken begonnen, aber wer weiß nicht, wie es mit dem Deutsch bei manchen Führern der Journale aussieht, und so lange unsere deutschen Zeitungen wesentlich ausländische sein müssen, indem man über die inneren Angelegenheiten des Vaterlandes kein rechtes Wort sagen darf, so lange werden sich's die Uebersetzer leicht machen und manches frische und freie Wort muß zurückgehalten werden, weil es sich der Bevormundung entzieht.

Ich komme hiemit auf das weſentlichſte Hinderniß einer volksthümlichen Sprache: die Cenſur. Der körnige Ausdruck, der den Gegenſtand rund heraus packt, das Ding beim rechten Namen nennt, wird durch die Cenſur verdrängt. Das Starke, Feſte muß abgeſchwächt und verdünnt, die friſche Blüthe des Lebens zu einem verkochten Abſud verwandelt, das Handfeſte breiig gemacht werden. Man darf keinen wirklichen Gegenſtand, keine Thatſache, keinen Charakter friſch herausgreifen, und was auf ein beſtimmtes Einzelnes gemünzt iſt, was ein kenntlich bezeichnendes Gepräge haben ſollte, muß zum Allgemeinſatze eingeſchmolzen werden. Einem Allgemeinſatze ſtellt man viel weniger nach, als wenn man dem wirklichen Leben geradezu auf den Leib geht. Das Weſen des Volksthümlichen, des individuell Durchgearbeiteten und Neugewonnenen iſt aber, vom Einzelnen, Beſtimmten, zum Allgemeinen aufzuſteigen, während wir es jetzt meiſt den Leſern überlaſſen müſſen, die allgemeinen Recepte an ihre beſonderen Zuſtände anzuwenden und ſolche allein zu erkennen. Das erheiſcht aber eine

Bildung, wie sie noch auf keine Weise vorausgesetzt werden kann.

Neben der Verallgemeinerung der Gedanken ist man noch oft dazu verdammt, die offensten Ansichten zu verlarven, den redlichsten und aufrichtigsten eine abschreckende Teufelsmaske vorzubinden, damit man unter dem Scheine der Bekämpfung wenigstens eine Erörterung anregen dürfe. Traurig, wer sich im Bewußtsein der guten Absicht dazu verleiten läßt, sich selbst und der von ihm ausgehenden Wahrheit zu entweihen.

In der Schrift, zumal in der volksthümlichen, sollen wir uns dem Sprechen nahe verhalten. Nun nistet sich aber das Bewußtsein der Bevormundung in die Seele, oft noch bevor der Gedanke geboren, und beim Schreiben selber schaut uns oft die Polizei über die Schulter weg zu. Wir wollen keine Gelegenheit zum Streichen geben, weil die Streichlust weiter hineinfährt und Stellen vernichtet, die ohne ihren sträflich angesehenen Nachbar frei ausgegangen wären. Wir lernen im besten Falle die Kriegskunst, aber

nicht die im offenen Felde, ſondern die Kriegskunſt der Schmuggler, mit ihren Schleichwegen und Kniffen.

Wir können kaum mehr ermeſſen, welche Gedanken und welche Sprache wir gewonnen hätten, ohne daß das Bewußtſein der Bevormundung vor und in uns geſetzt wäre.

Es war nicht unnöthig, dies hier auszuſprechen, um manchen vertrauensvollen Humanitätsfreunden (ich ſage abſichtlich nicht Volksfreunde, weil ſolches einen ungehörigen Hochmuth vorausſetzt) darzuthun, daß wir die volksthümliche Schrift und Sprache erſt mit und in der Freiheit gewinnen werden.

So lange die Humanität auf abſtraktem Boden in Erörterung der Principien ſtand, fand ſie hochgeſtellte Gönner und Förderer; jetzt, da ſie hinaustritt ins Leben und nicht umhin kann, manches lieb Gewordene und hoch Gehaltene zu verletzen oder anzugreifen, jetzt muß ſie ſich Schritt für Schritt durch Hinderniſſe hindurchſchlagen.

Selbſtmörderiſch wäre es aber doch, in eitler

Lassigkeit jetzt dem Volke das vorzuenthalten, was man ihm zu bieten vermag. Wir müssen unter ehrlosen Verhältnissen die innere Ehre wach erhalten, in uns und anderen.

Es sind aber auch nicht immer der thatsächlichen Gewalt gegenüber stehende Gedanken, die wir zurückhalten müssen; es wäre auch Aufgabe der Wahrhaftigkeit, manches im Namen der Freiheit Auftretende zu bekämpfen. Die lange mit dem tiefsten innern Widerspruche ertragene Bevormundung hat es dahin gebracht, daß alles der äußern thatsächlichen Gewalt Mißliebige vorweg und unbesehen als das Freie, auf das Volkswohl Abzielende gilt.

Solche innerste Auflehnung des Gemüthes, solche Auflösung und Verwirrung hat die unberechtigte Bevormundung zu Stande gebracht. Sie allein hat es zu verantworten. Es gibt ganze Richtungen, die den Schutz der polizeilichen Verfolgung genießen; wir müssen sie unbekämpft lassen, weil ihnen die rohe Gewalt auf dem Nacken sitzt; wir wollen nicht Handlanger der Polizei sein, uns nicht durch einen Gnaden-

blick beleidigen laſſen. Die polizeiliche Verfehmung hat vieles Verdammungswürdige dem zuſtändigen Richter entzogen; dieſer Richter iſt einzig und allein der Volksgeiſt und der allgemeine Geſchmack. Wäre das Wahlfeld offen und frei, wären den Bekämpften nicht die Hände gebunden, wir würden in offener Sprache den offenen Sinn des Volkes gegen ſie aufrufen. Nun aber müſſen wir manche Verwirrung und geiſtige Falſchmünzerei gewähren und ſelbſt in die Volkskreiſe dringen laſſen, weil wir den Beiſtand der rohen Gewalt nicht zur Seite haben wollen.

Ein lebendiges volksthümliches Geiſtesleben und eine volksthümliche Sprache iſt nur in der ungehinderten Oeffentlichkeit und Freiheit möglich, dort allein kann ſich zeigen, wer den Geiſt des Volkes kennt und die Sprache ſeines Geiſtes ſpricht.

Die deutsche Volksschrift muß dichterisch sein. — Eine Maaßgabe der volksthümlichen Musik.

Der Grundzug des Dichterischen muß in Sprache und Inhalt unserer Volksschriften vorschlagen. Die gegenseitige Bedingung von Sprache und Inhalt tritt hier wieder hervor.

Es mag vielleicht sonderbar erscheinen, dunkt mir aber doch wahr, daß unter unserm Volke die Aufnahme des Allgemeinen, das Abstraktionsvermögen, weit weniger durch alle Volksschichten verbreitet ist, als z. B. bei dem minder geschulten englischen. Die Theilnahme am Staatsleben und seinen Verhandlungen gibt einerseits diese Fähigkeit, andererseits pflanzen die freien Staatsformen von selbst eine Menge Gemeinbegriffe in die Seele, die auf dem Wege der Lehre und

Schrift nur mühsam zu erlangen sind. Wenn wir die Schriften von Channing lesen, so müssen wir staunen, daß solche zu hunderttausenden in England und Nordamerika verbreitet sind. Solche Allgemeinheiten könnten unter uns bei der großen Masse nirgends recht eingreifen, weil die Voraussetzungen fehlen, weil wir die Begriffe von Menschen-, Bürger- und Nationalwürde erst katechetisch zu entwickeln hätten, während sie der Engländer und Amerikaner aus dem Leben lernt.

Hienach gestaltet sich die besondere Aufgabe unserer volksthümlichen Entwickelung: mit der Thatkraft und Erkenntniß, zugleich auch die Innigkeit des Gemüthslebens, die sinnige Weltbetrachtung, die frei spielende und abenteuernde Phantasie sich entfalten zu lassen.

Das Verdammungsurtheil über Räuber- und Ritterromane u. dgl. in weitesten Kreisen beliebten Schriften ist leicht ausgesprochen. Man sollte aber aus der vorhandenen Thatsache die Lehre entnehmen, daß der deutsche Volksgeist für seine dichterische Begabung eine entsprechende Anregung erwartet.

Es iſt in allen Dingen ein verkehrtes Verfahren, Jegliches, was nicht in ein beſtimmtes Moralſyſtem paßt, die ganze volle Menſchennatur mit ihren Neigungen und Leidenſchaften als ſchlechtweg verwerflich zu betrachten, um dann, wie ſich Spinoza ausdrückt, ſie zu beklagen oder zu verſpotten. Vielmehr muß man den individuellen Geſtaltungen der Menſchennatur mit ihren Neigungen und Leidenſchaften dadurch gerecht werden, daß man zu ihrem innerſten noch nicht in der Ausartung begriffenen Weſen vordringt und hier die geſetzmäßige Bahn der Bethätigung und Befriedigung eröffnet. Die Beſonderheiten werden dadurch zu ſchönen Blüthen einer innern Volkskraft.

Dies zeigt ſich auch hier beim Volksſchriftenweſen.

Das maßlos Abenteuerliche, das Ungeheure, Ausſchweifende wird nicht durch moraliſche Muſterwirthſchaften voll honigſüßer Unſchuld verdrängt, ſo fein und zierlich man dieſe auch herausputzen mag. Nicht durch augenverdrehende, händedrückende Betbruderei wird das Mißliebige

verdrängt, ſondern dadurch, daß man lebensvolle Dichtungen von harmlos heiterm, wie von ſittlich ernſtem Geiſte durchhaucht dafür an die Stelle ſetzt. Der literariſche Schnaps aus ausländiſchen wie aus den heimiſchen Brennereien wird nicht durch Enthaltſamkeitspredigten verdrängt, ſondern dadurch, daß man ein anderes Getränke bietet, das erwärmt, bei dem man luſtig ſein und die Trübſal des Tages auf eine Weile vergeſſen kann.

Das Ueberſpringende, Abenteuerliche, ja ſogar das Phantaſtiſche ſind nothwendige Elemente der deutſchen Volksſchrift; denn die reiche Phantaſie des Volkes geht gerne wie der Mann im Mährchen auf Reiſen, um etwas zu finden, daß es ihn „gruſele.“

Wie verträgt ſich nun der dichteriſche Charakter mit der Tendenz, in der doch eine weſentliche Lebenskraft der Volksſchrift beruht?

Ich habe bereits mehrfach darauf hingewieſen, daß es ſtreng genommen eigentlich gar keine tendenzloſe Poeſie gibt; was man als der Poeſie widerſtrebend betrachtet, iſt nur die tyranniſch

einseitige Tendenz, in der die Mannigfaltigkeit des Lebens, das abgespiegelt werden soll, untergeht. Der Dichter schafft aus sich heraus und stellt Gestalt und Gedanken ohne einseitig bestimmten Zweck dar; indem er aber Gestalt und Gedanken aus seiner Weltanschauung heraustreten läßt, erregt er unmittelbar zu gleicher Betrachtungs- und Empfindungsweise, wenn er nicht geflissentlich wiederum sich selber negirt.

Musik und Poesie sind die ursprünglichsten und, wie man es nennt, popularsten Künste. Was in anderen Darstellungsweisen, auch bei der allergrößten Einfachheit, noch immer auf engere Kreise beschränkt bliebe, gewinnt durch poetische Gestaltung die umfassendsten Gebiete. Musik und Poesie als die ursprünglichsten und volksthümlichsten bieten auch noch heute ergiebige Vergleichungspunkte. Mag es auch eine Poesie geben, die in Worten dasselbe ist, was die reine Instrumentalmusik in Tönen, so ist nur diese allein nicht volksthümlich. Das Volk kennt keine bloße Instrumentalmusik und weiß nichts damit anzufangen, wenn sie ihm geboten wird; die

Töne müssen die Weisung eines Liedes sein, das eine bestimmte Gedankenfassung hat, ein frischer Marsch oder ein lustiger Tanz muß aufgespielt werden, da hat man ein Bestimmtes, um dem die Gedanken, hier Leib und Leben danach zu bewegen. In der Natur dieser Musik liegt es dann auch folgerecht, daß sie anderes als auf ihre zunächst gegebene Bestimmung verwendet werde, oder verschiedenes zugleich erfülle. So findet man häufig, daß eine Liederweise zu einem Marsche oder Walzer wird und gleichzeitig als Lied fortbesteht. Andererseits wird jetzt oft auf eine Tanzweisung ein Lied gesetzt, dies ist offenbar bei denjenigen, deren Weisung nicht mit den Worten abschließt, sondern wo noch der Refrain wortlos nachgesungen werden muß. Aehnlich verhält es sich auch mit der Dichtung für das Volk. — Als wesentlich Charakteristisches der volkstümlichen Musik erkennen wir: das Vorherrschen der Melodie gegenüber der Harmonie. Eine Volksweise muß von einem allein gesungen oder gespielt werden können; die begleitenden Stimmen können tragen und heben, aber sie dür-

fen nicht ausschließlich nöthig sein. Natürlich muß auch die volksthümliche Dichtung einen solchen Kern und Mittelpunkt haben, der von der Instrumentirung des Dichters losgetrennt, dennoch wesentlich seine volle Kraft behält; eine magbare Melodie muß auch hier vorherrschen.

Der einheitliche und persönliche Charakter in der Volksschrift.

An das Erforderniß der dichterischen Haltung in der Volksschrift schließt sich das weitere an, daß ein persönlicher Charakter daraus hervortrete; selbst vorwiegend lehrhafte Schriften werden dadurch gewissermaßen in das Dichterische gehoben, daß man mit dem Dargestellten zugleich den Darsteller kennen lernt. So finden z. B. Reisebeschreibungen, in denen der Verfasser mit Ich erzählt, am leichtesten Eingang und werden am dauerndsten festgehalten, weil Sache und Person sich in Ein Interesse verschmelzen; denn oft ohne daß er's will, und dann gerade am leichtesten, stellt der Erzähler in sich eine feste Lebensgestalt vor.

Es ist daher von besonderer Bedeutung in der Volksschrift, daß der Charakter des Verfassers darin hervortrete. Nirgends ware die kalte, sogenannte kunstmäßige Objectivität übler angebracht als hier. Es ließe sich darthun, daß die Zurückziehung der Persönlichkeit aus den öffentlichen Darlegungen weit mehr Eitelkeit als Bescheidenheit ist. Man will sich in seinem eigensten Wesen für sich bewahren und sich nicht ganz und gar hinausgeben. Die Vorenthaltung der persönlichen öffentlichen Betheiligung hat uns jene Scheu vor persönlicher Hingabe eingeflößt. Wir verdenken es keinem Lyriker, ja wir finden es schön und nothwendig, wenn er sein eigenstes Leben preisgibt, das schließt die wesentliche Bereicherung menschlicher Empfindung in sich; ist die höhere geschlossene Form hier allein deckender Schild und soll nicht auch der Prosaiker sich ganz geben?

Der Schriftsteller ist theils mehr, theils weniger als er momentan in seine Schriften zu legen vermag.

Mit dem Verbrauch der zeitlichen Ernte ist

der Boden der Persönlichkeit noch nicht aufgezehrt, er kann Saaten aufnehmen und Früchte bringen, von denen er nie etwas ahnte. Wir dürfen es nicht vergessen, daß wir eigentlich persönlich wirken, sprechen und streiten sollten. Und schwingen wir uns hinaus an das Ende unserer Lebenstage, was liegt daran, wie unsere endliche Persönlichkeit von Böswilligen verzerrt und mißdeutet wurde, wenn nur durch die volle Hingabe eine einzige ewige Wahrheit lebendig zu Tage gebracht ist.

In der Volksschrift vor Allem, in der es nicht auf persönliche Verklärung abgesehen sein kann, ist daher die volle Hingabe an sich nothwendig.

Die Theilnahme des Erzählers an seinen Geschichten darf sich aber nicht in salbungsvollen überschwänglichen Ausrufungen, sondern muß sich in der ganzen Haltung kundgeben. Im Volke nennt man vom Werke sogleich auf den Meister, nicht nach seinem Namen, der an sich ohne Bedeutung ist, sondern nach seinem Wesen; in diesem liegt oft die besondere Anziehungskraft.

Es gibt viele Menschen, die sich an einem Musikstücke, das sie hören, nicht recht erfreuen können, bis sie wissen woher und von wem es ist. Aehnlich verhält es sich auch bei Schriften. Im Volke aber liegt die Anschauung, daß so etwas gemacht werde, nicht so nahe, es braucht sich hier gar kein Verfasser u. s. w. zu nennen, die Sache steht für sich wie ein Naturerzeugniß, das keinen Urheber bei Namen nennt.

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß die tiefgreifendsten und allgemein aufgenommenen Werke den Namen ihrer Urheber verklingen ließen.

Der Name des Autors ist also hier von keinem Belang, anders verhält es sich dagegen mit dessen einheitlich geschlossenem Charakter.

Es scheint daher auch erforderlich, daß eine Volksschrift stets nur von Einem Manne verfaßt sei.

Man hat neuerdings Werke für das Volk aus Arbeiten vieler Gleichgesinnten zusammengestellt. Dies scheint mir ein Mißgriff. So wenig sonst ein Vergleich von Volksbildung und Schulbildung stichhaltig ist, so ergibt sich doch hier ein solcher. In einer

Schule, wo die Lehrer, wenn auch alle von gleichem Geiſte beſeelt, ſtundenweiſe abwechſeln, da jeder ein beſonderes Lehrgebiet hat, wird wohl der Maſſe und Schnelligkeit des Wiſſens genützt, die Charakterbildung der Schüler aber behindert, weil ihnen kein einheitliches Charakterbild eines Mannes vorſteht, nach deſſen allſeitigen Anſchauungen ſie ſich entwickeln. Aehnlich bei der Volksſchrift genannter Art. Seien auch die vereinten Männer noch ſo ſehr gleicher Geſinnung, jeder ſpricht doch aus einer ganz individuellen Bildung heraus, auf Vorausſetzungen geſtützt, die ſich nur dem feinern pſychologiſchen Blick erſchließen; für dieſen mag es von Intereſſe ſein, den Grundzug im Charakter der Zeit hieraus anſchaulich zu erkennen, für den ſogenannten gemeinen Mann aber iſt die Anſchauung Eines Charakters viel förderlicher, viel eindringlicher; er faßt und hält die allgemeinen Ideen nur wie ſie ſich in einer Perſönlichkeit feſt geſtalteten, ſeien es die Ideen der Religion, der Menſchenbildung und des Staates.

Eine Perſönlichkeit bietet Handhaben für

Alle, eine allgemeine abstrakte Idee nur für Wenige.

Es soll damit keineswegs bestritten werden, daß die höchste Erziehung auf Befreiung von aller bloßen Autorität hinauslauft, daß die Wahrheit um ihrer selbst willen und abgesehen von ihrem Urheber erkannt werden muß; aber vorerst bildet sich ein Charakter am besten an einem andern und sodann kann und soll auch für jenen höchsten Endzweck der Geistesfreiheit die Persönlichkeit doch so viel Autorität bleiben, daß man um ihretwillen sich gedrungen und verpflichtet fühlt, das von ihren Thaten und Lehren Ausgehende zu beherzigen, den Gründen desselben nachzugehen, in selbsteigener Prüfung sich ihnen anzuschließen oder davon zu trennen.

Der ausgesprochenen Nothwendigkeit eines einheitlichen Charakters ließe sich entgegenhalten, daß ja die Bibel, die sich als Volksbuch bewährt hat, von vielen Verfassern herrühre. — In dem Neuen Testamente unterordnen sich sämmtliche Verfasser Einer Persönlichkeit, machen sich zu Organen derselben, die allein als Mittelpunkt

daſteht. Das Alte Teſtament als Volksgeſchichte iſt von ſo eigenthümlicher Faſſung, wie ſpäter zu erörtern iſt und die Verſchiedenheit ſeiner Verfaſſer bedingt minder ſeine volksthümliche als ſeine univerſell theologiſche Bedeutung.

Betrachten wir nun Hebel. Sein ganzer Charakter tritt in ſeinen Volksſchriften auf, manchmal indem er ſich gefliſſentlich gibt, manchmal indem er ſich gehen läßt. Dabei hat er ſich eine eigenthümlich verhüllende Würde als Hausfreund beigelegt. Als ſolcher tritt er ohne Scheu mitten in die Erzählung hinein, ohne dadurch das Intereſſe vom Gegenſtande ab und auf ſich zu ziehen, ohne zu dem bisweilen noch läſtigen und damals noch unbeſcheidenen Ich greifen zu müſſen. Der Verfaſſer war dadurch gewiſſermaßen eine mythiſche Perſon und doch zugleich lebendig dazwiſchen.

Zu dem Beſten und Lehrreichſten in ſeinen Schriften gehört das, daß ſein Charakter dabei iſt.

An die Bedingung des einheitlichen Charakters in der Volksschrift, wie er sich in der Person des Verfassers ausprägt, schließt sich zunächst die Frage: Ist dieser persönliche Charakter von dem Oertlichen, in dem er wurzelt, zu trennen, muß dieses letztere nicht vielmehr mit ausgedrückt sein? Soll und muß demnach ein wirksamer Volksschriftsteller ein landsmännischer (provinzialer) sein?

Manche sind in der thatsächlichen Beantwortung dieser Frage so weit gegangen, daß sie die Schriften für das Volk in der Mundart verfaßten.

Es wurde bereits bemerkt, daß die Bibelübersetzung, daß Schule und Kirche, und es kann

hier noch hinzugefügt werden, die Gesetze des Staats und die Gerichtsverhandlungen, die Mundart in das Bereich der niedern Alltäglichkeit zurückgedrängt haben. Selbst auf dem Standpunkte, wo das Landsmännische in seiner vollen Berechtigung anerkannt wird, ist es daher mindestens eine Verletzung des geschichtlich Gewordenen, wenn man die Schriftsprache in die Mundart zurückschraubt. Die Sprache ist noch der einzig gemeinsame unzertrennliche Boden des deutschen Volkes, die Sprachgesetze sind die einzig gemeinsamen Gesetze, unter deren Herrschaft wir stehen, in denselben Lauten ersiehen und bilden sich unsere Gedanken und Empfindungen; losgerissene Landerstriche wie ausgestoßene Glaubensverwandte erkennen sich dadurch mit dem gemeinsamen Vaterlande unauflöslich verbunden. Die Sprache ist der letzte Hort der Einheit. Bei aller Rücksicht für die Wahrung der Besonderheiten müssen wir daher die allgemeine Volkssprache zu erhalten und auszubilden trachten.

Hiezu ist die Volksschrift vor Allem berufen. Die Mundarten können und werden nie ver-

ſchwinden, aber Eine Sprache muß Allen verſtändlich ſein, wenn wir nicht erſt die wahre Zerklüftung herbeiführen wollen.

Der mundartigen Haltung der Volksſchrift ſteht aber auch bereits das entgegen, daß der Mann aus dem Volke, der aus einem Buche Neues und Erquickendes holen will, ſich gerne in der Sprache angeredet ſieht, die nun einmal die des gebildeten Lebens iſt. In ſeiner kleinen Bücherei gruppirt ſich Alles um das Buch der Bücher und Volksbuch: die Bibel, er will von jeder Schrift eine Erhebung, in Ernſt und Scherz ein Hinausheben aus ſeiner gewohnten Welt. Wie es ihn erfreut und wie er mit Recht verlangt, daß man nicht immer von Stall und Dünger, Pflug und Kartoffeln mit ihm rede, ſondern auch von Staat und Regierung und allgemeinem Wiſſen, ſo will er auch, daß man in der Sprache nicht immer zu ihm herniederſteige und den Bauernkittel anziehe, ſondern daß man ſich's in ſeinem Gewande an ſeinem Tiſche gefallen laſſe. In den Darſtellungen der Mundart kommt er ſich vor wie ein Menſch, der ſich auf dem Theater

kopirt sieht, er lächelt, wenn's hoch kommt, halb verdrossen. Bei dem Lesen der Mundartschriften stutzen die meisten Bauern und meinen, das wär doch nicht der Mühe werth, daß man das druckt, sie wüßten nicht was die Herren dabei hätten u. s. w.

In der Volksschule ließe sich wol zur Erläuterung mancher Anschauung, mancher Begriffs- und Wortbildungen, fruchtreich auf die Mundart zurückgehen *), in der Volksschrift weniger.

Anders ist es dagegen mit der geistigen Individualität eines Volksstammes oder Landes. Hier lassen sich Anknüpfungen finden, die das innerste Herz des Lesers in Bewegung setzen, Anknüpfungen, die sich nicht sowol an geschicht-

*) Dies würde auch unmittelbar auf den geschichtlichen Weg des Sprachunterrichts führen, den J. Grimm der abstrakten Theorie gegenüber verlangt: sein Wort würde sich dabei bewähren, daß man „die Sprache nicht lehren, sondern nur daran lernen kann." Man liebt es aber, weil das auch leichter ist, in Schulen und Kanzleien, das Volk von oben herab durch abgezogene Gesetze zu regieren, statt daß man dem organisch geschichtlichen Triebe des Volksthümlichen nachginge.

liche Erinnerungen heften, als vielmehr an das hiſtoriſche Volksgemüth, das, ohne Namen und Thatſachen in beſtimmten Umriſſen in ſich zu hegen, doch einen von den Vätern ererbten Schatz von Empfindungen in ſich ſchließt.

Die Geſchichte als ſolche iſt dem Volke abhanden gekommen. Tretet hinaus und ſehet zu, welche Namen, Thaten und Ereigniſſe das Volk noch kennt; aber ein Familienzug der Empfindung geht oft durch einen ganzen Stamm und an dieſen kann ſich der Volksſchriftſteller wenden.

Es iſt eine wunderſame Führung, daß, nachdem die ältere Geſchichte hinabgeſunken und faſt beziehungslos zur Gegenwart iſt, doch die große Maſſe nicht erſt ein Daſein von geſtern hat, ſondern in ſich eine tiefe Fülle geſchichtlicher Entwicklung hegt.

Das werden zwar diejenigen, die gerne eine blanke Tafel für ihre abgezogen gefundenen Geſetze hätten, nicht zugeben wollen; es iſt aber doch ſo und gewiß nicht ohne höhere Nothwendigkeit.

Das geſchichtliche deutſche Volksgemüth hat

als äußerlich erkennbare Denkmale seiner langen Entwickelung nur noch die Bildungsgeschichte seiner Sprache und das Volkslied aufzuweisen. Männer mit dem Herzen für das Volk, wie die Grimm, Uhland, Hoffmann u. A. haben ihre beste Lebenskraft unausgesetzt darauf verwendet, jene Denkmale zu erhalten und zu erneuen. Wir dringen durch sie zum unerschöpflichen Quellborn des deutschen Volksgeistes vor, manchen abgerissenen Klang in der Gegenwart lernen wir dadurch verstehen, erweitern und in tieferen Zusammenhang bringen; jene Eroberungen sind nicht blos für ein wissenschaftliches Raritätenkabinet gemacht worden, die alten goldhaltigen Münzen kennen, in alter Prägung oder in erneuter, wieder ins Leben umgesetzt werden, ohne daß ihre übersichtliche Zusammenstellung in jenen wissenschaftlichen Werken verloren ginge, denn es ist gemünzter Geist und kein äußerlicher, verlierbarer Stoff.

Es gibt aber auch noch viele flüchtige Bildungen des Volksgeistes, die sich von der Wissenschaft nicht fassen lassen, die sich ihr nicht eher

fügen, als bis sie einen gewissen äußeren Abschluß gewonnen haben. Hier tritt nun der örtliche Volksschriftsteller in die Vermittlung zwischen Wissenschaft und Leben. Möglich, daß er dieses Mitteramt aus dem wissenschaftlichen Bewußtsein heraus antritt, nöthig aber ist solches nicht; vermag er es nur, das was in ihm sich als Volksthümliches concret gestaltet hat, ganz und rein herauszustellen, so wird mit der Erfüllung seines nächsten unmittelbaren Zweckes dieser auch mittelbar in die Wissenschaft aufgehen.

Hier ist wieder der Punkt, wo der scheinbar vereinzelte Selbstzweck in das große Weltganze aufgenommen wird.

Es muß für den vorliegenden Zweck genügen, dies hier angedeutet zu haben; wir haben hier weniger die wissenschaftliche, als die praktische Bedeutung der Volksschrift im Auge, und es war nur darum zu thun, auch hier auf den Zusammenhang hinzuweisen.

Die tief eingreifende Wirksamkeit ist vor Allem dem landsmännischen Volksschriftsteller gegeben.

Hebel war ein ſolcher. Er hatte ſich wenig bei der neuen Erforſchung der alten Sprachdenkmäler betheiligt (wenngleich ſein Wörterbuch bei den allemanniſchen Gedichten ſein Verſtändniß hierin bezeugt), er gab ſich weſentlich der Denk- und Sprachweiſe ſeiner Landsleute hin und brachte dieſe zu ihrem reinſten Ausdrucke. So bereicherte er mittelbar die Geſchichte des volksthumlichen Geiſtes und ſeiner Sprache, er gelangte dabei unmittelbar zur vorgeſetzten Wirkſamkeit auf die Gegenwart.

Hebel war nach Zeit, Geburt und Geſchick ein vorherrſchend landsmänniſcher Volksſchriftſteller, wie er auch perſönlich nie aus Süddeutſchland hinausgekommen iſt, und nur einmal die Luſt verſpürte, es zu verlaſſen, aber dann gleich — nach Paris zu reiſen.

Die in das geſchmeidige Silber der Proſa gefaßten Kleinodien des Schatzkäſtleins ſind weniger weit verbreitet, als die in das Gold der Verſe gefaßten allemanniſchen Gedichte. Was mit erhöhtem Bewußtſein aus dem Volke kam, war allen Bildungskreiſen zugänglich, wäh-

rend die Schöpfungen für das Volk diesem zunächst anheimgestellt blieben. Dort zog die unmittelbare Darstellung des Volksthümlichen auch den Fernstehenden an, man fand in Form und Inhalt etwas Fremdes und suchte es als solches in sich aufzunehmen, während in den prosaischen Geschichten theils Bekanntes, theils neu Geschaffenes in der sprachlich allgemeinen Form, aber in ihrem innersten Wesen besondern Anschauungsweise eines bestimmten Volksstammes vorgetragen wurde. Die allemannischen Gedichte geben ein völlig in sich abgeschlossenes Leben und konnten so leichter die allgemeinste Aufnahme finden, die Kalendergeschichten dagegen stützen sich auf Voraussetzungen landsmännischer Erfahrungen und Anschauungen, die nicht ganz zur Darstellung kommen, und eröffnen von diesem Standpunkte Ausblicke in die weite Welt.

Wenn auch Manches, seiner Vollendung nach Gehalt und Gestalt wegen, wie z. B. „Kannitverstan“ in fast alle Schulbücher überging, so blieb die Hauptwirksamkeit des im Rheinländischen

Hausfreunde Vorgetragenen, doch auf die oberen Rheinlande beſchränkt.

Es gibt in manchen Gegenden gewiſſe Landweine, die nie in die Fremde ausgeführt, von Auswärtigen auch nicht mit dem gehörigen Behagen genoſſen werden, den Einheimiſchen und anwohnenden Nachbarn aber gar ſehr munden. Sind nun die Hebel'ſchen Erzählungen ein ſolcher Landwein? — In manchen Beziehungen wohl, aber durch den neuerdings erleichterten Verkehr wird Mancher an der Quelle koſten lernen und der gute Hebel'ſche Markgräfler wird auch eine größere Verbreitung gewinnen.

Ob es überhaupt möglich ſein wird, ein allen Deutſchen ans Herz greifendes und auch als Kunſtwerk abgeſchloſſenes Volksbuch zu ſchaffen, das iſt eine Erörterung, die zu Hebel's Zeiten nicht vorgelegt werden konnte, die aber auch heutigen Tages keinen Abſchluß finden mag. Wir konnen dadurch faſt nur zur Erkenntniß der Hinderniſſe gelangen, als da ſind: Mangel eines allgemein vorhandenen geſchichtlichen Hintergrundes, auf dem ſich eine ſolche Dichtung aufbauen

ließe — denn ſelbſt von unſerer nächſten Vergangenheit, den Befreiungskriegen, iſt keine feſte Erinnerung, ja nicht einmal das Bild einer nationalen Perſönlichkeit im geſammten Volke haften geblieben — der Mangel eines ſichtbaren Mittelpunktes, der Mangel eines volksthümlichen allgemeinen Rechtslebens, das verſchiedene Maß und Gewicht, wodurch die einfachſten Vorgänge jetzt einer Erläuterung bedürfen; die Zerſtückelung der Intereſſen nach der diplomatiſchen Ländereintheilung, die Kirchentrennung u. ſ. w. u. ſ. w.

Mit der Erkenntniß der Negative hat man aber hiebei noch keinen Schritt zur poſitiven That gewonnen. Dieſe mag, hoffen wir es, einem Glücklichen gelingen, ohne das Bewußtſein der Hinderniſſe, oder trotz derſelben.

Neben beziehungsweiſe allgemeinen Volksſchriften müſſen noch immer landsmänniſche (provinziale) zu tiefgreifender Wirkſamkeit erſtehen. Aus einem genauen Studium Hebel's können wir hiebei Vieles lernen.

Ich sage: von einem genauen Studium, denn Hebel verdiente dies von Einzelnen wie in den Schulen. Wären seine kleinen Sachen lateinisch geschrieben, unsere Schulweisen würden viel Aufhebens von seiner Diction machen und ihn mit gelehrten Commentaren zieren.

Trotzdem, daß der Großmeister der erneuten volksthümlichen Richtung, Jakob Grimm *), in

*) In der Widmung zur deutschen Grammatik: „Unsere heutigen Dichter leben in einem Geräusch von Stoff und Form, woraus sich Viele gar nicht flüchten können; Wenige nur sind ihrer Heimlichkeit unberührt geblieben, wie Hebel." Ich beziehe dies wesentlich auch auf die Schriften in Prosa und nicht blos auf die allemannischen Gedichte; der Zusammenhang scheint mir solches zu ergeben. Unbegreiflich scheint es mir, wie Gervinus in

der Geschichte der deutschen Sprache Hebel'n einen solchen Ehrenplatz anwies, hat der Hebel'sche Styl in der neuern Behandlung der Literaturgeschichte nicht die nothwendige Würdigung gefunden; vielleicht aus der aristokratischen Rücksicht, weil keine umfassenden Werke von ihm vorhanden sind.

Hebel hat nicht nur die ursprüngliche, vielbezeichnende Ausdrucksweise seines Stammes und Landes wieder gegeben, er hat auch bewußte Sorgfalt auf Sauberkeit und Bestimmtheit verwendet. Die Achtung vor einem der edelsten Güter des Nationallebens, der Sprache, die Achtung vor dem öffentlichen Auftreten in der Schrift, in der man sich selber und seine Leser durch Sorgfalt in Achtung setzt, so wie noch die Rücksicht auf das eigenartige Publikum leiteten ihn hiebei. Er wußte es, wie im Volke, so zu sagen an jedem Worte gedruckt wird, wie man

der so vortrefflichen Charakteristik Hebel's auf einer nicht geschichtlich begründeten Ursache (daß Hebel die Kalendergeschichten nicht aus innerem Antrieb verfaßt) – daß er weit hinter die Geschichte stellen konnte.

es auslegt, deutet, hin und her wendet und sich dabei strenge das im gegebenen Ausdruck Enthaltene zu erklären sucht. Wie hier die Druckfehler sorgsam zu vermeiden sind, weil sie gewissermaßen den Worten ihr Feststehendes nehmen, sie schwankend machen, so daß man sich nicht mehr auf die Schrift verlassen kann; gleicherweise muß auch im Gebrauch der Worte alles Unbestimmte, Umherfassende, Vieldeutige vermieden werden. Die Sache muß möglichst immer so bezeichnet sein, daß sich kein anderes Wort dafür setzen ließe. Daß aber dabei keine Schablonen angewendet werden, sondern der Charakter der freien Handzeichnung entgegentrete, bringt schon die selbständige und neue Auffassung der Gewohnten mit sich.

Wenn man die kleinen Schriften Hebel's oft und oft liest, findet man das Wort- und Satzgefüge scheinbar unbewußt hingeworfen, dabei aber gerade äußerst zierlich und genau abgemessen *).

*) Mit welcher Bestimmtheit und Nettigkeit Hebel gleich Anfangs arbeitete, läßt sich auch daraus ersehen,

Da Hebel immer nach Stimmung arbeitete, so tritt in Sprache und Ton stets die Eigenthümlichkeit des Verfassers hervor. Diese Sprache ist kein Gespinnst mit der Maschine, das in dieser oder jener Fabrik gefertigt sein konnte, es ist mit der Spindel gewonnen und jeder Faden aus dem Munde gesetzt.

Der Ton und Gang ist bei Hebel ein ruhiger, behaglicher. Da rasselt nicht Alles athemlos dem Ziele zu, man hat sich nicht seiner selbst begeben; man reist im Gegentheil mit eigenem Gefährt, nach Laune wird hier und da angehalten, ein Schöpplein getrunken, oder einem am Wege liegenden aufgeholfen und derselbe noch gar mitgenommen.

Mit Lächeln oder Ernst, oder auch mit beidem vereint, wird hier und da eine abschwei-

---

sah er die Kalendergeschichten bei der Sammlung in das Schatzkästlein ohne sittliches Nachreden und Anrathen aufnehmen konnte. So weit ich es vergleichen konnte, hat er auch alle einzelnen Geschichten aufgenommen und es ergibt sich, daß Jegliches der unverzänglichen Dauer würdig ist.

fende Bemerkung aufgegriffen; dabei aber nicht länger verweilt, als man eben braucht, um von erhöhtem Sitze im Vorderfahren eine Frucht vom Baume am Wege zu pflücken.

Hebel stellt oft den Eindruck, den das zu Erzählende auf ihn, den Verfasser oder Erzähler, machte, alsbald voraus, wie sich das ja auch häufig im Leben findet, daß wir unsere Mittheilungen mit der Reflexion und nicht mit der Sache selber beginnen. Geschieht dies mit bewältigender Macht, so zieht es den Leser und Hörer alsbald in die Stimmung des Erzählers herein, und dieser, der drängenden Empfindung erledigt, läßt sich dann bequem nieder und erhaltet ordnungsmäßig Bericht *).

*) Gar anmuthig sind oft die Wendungen, wie Hebel bei vielen Gelegenheiten nimmt: so z. B. bei der Geschichte „Der Barbierjunge von Regensperg" fängt er an: „Man muß Gott nicht versuchen, aber auch die Menschen nicht. Denn im ewigen Spitzicht" u. s. w. Die Geschichte: „Der Herr Mandelich" beginnt: „Nicht nur wird die Einfalt von den Weltweisen irre geführt, oft auch von dem Zufall. Letzterer erlöst sie der Zufall

Man kann es oft erfahren, wie man nur mit halber Aufmerksamkeit erzählt, wenn man einen allgemeinen Gedanken u. dergl. dabei im Hintergrunde der Seele hegt; darum ist es besser, man setzt diesen gleich ab. Dies ist auch an sich schicklicher, als das vielfach pedantisch herauskommende: die Fabel lehrt, am Schlusse. Zudem ergibt der Hörer während der Darlegung des Sachbestandes die anfänglich gegebene Empfindung, etwa wie eine Vorrede bei einem größeren Buche, sie diente nur dazu, eine gemeinsame Stimmung zu bereiten, in der Sache selbst aber stand er für sich da und er mag sich dann geneigt fühlen, nach selbstgebildeter Anschauung die Einleitung u. dergl. wieder zu lesen und mit seiner eigenen Betrachtung in Einklang zu bringen.

Es gibt viele einfach schöne Volksmelodien, deren Verlauf und Schluß nach Fassung der

wieder aus den Fangstricken des Mutterlieds. Wie erging es jenem Bauersmann" u. s. w. Diese Ausführungen und Einlenkungen mit Denn und Wie sind eben so individuell als volksthümlich charakteristisch.

ersten Takte wie von selbst erfolgt; Aehnliches findet man auch oft in dem Satzbaue Hebel's.

Dabei fällt in seiner Sprache nicht nur die Klarheit und Durchsichtigkeit, die Einfachheit bei allen abspringenden burlesken Wendungen auf, wir treffen auch oft den kernigen Ton des Volksliedes und alten Volksbuches, eigenthümliche, frappante und doch natürliche Beiwörter. So wenn er vom „zornigen Säbel", von „gesprächiger Antwort" spricht, wenn er den Buben, der einen Baum zu eigen besitzt, auf sein „Capital steigen und die Zinsen eintreiben" läßt u. s. w.*).

Auch formell wird der Leser zur Selbstthätigkeit angeregt, ohne ihn zu zerstreuen.

*) Daneben verschmäht Hebel spaßhafte oft ungrammatikalische Provinzialismen nicht, so wenn er z. B. in der Geschichte: „Hülfe in der Noth" erzählt, wie „der Zirkelschmied mit seiner Frau ungegessen ins Bett gehen wollte" v. dgl. Schmeller führt hievon (Die Mundarten ꝛc. S. 369) ein Substantivum „ungazzt", einer der nicht gegessen hat, an.

Dies hervorzuheben ist in der Gegenwart von besonderem Interesse *).

*) Einen eigenthümlicher Vergleich zu Hebel bietet der Wandsbecker Bote Claudius überhaupt und hier besonders in sprachlicher Hinsicht. Claudius schreibt bald selbst, bald läßt er seinen Vetter und diesen dann in ganz populärer Weise auftreten. Diese Trennung mag zum Theil auch davon herrühren, daß in Claudius' Botenbereiche die Volkssprache ganz getrennt ist von der Bildungssprache, während in Oberdeutschland der Dialekt der Schriftsprache ganz nahe steht und in sie einfließt. Im Uebrigen liegt dies auch in der Persönlichkeit von Claudius, der zugleich auch mehr kritisch bewußt, von literarischen Vorerörterungen ausgeht, was ebenfalls provinziell charakteristisch ist.

Das Pikante und Interessante in seinem Verhältniß zur Volksschrift. Der Skandal und das Aufsehenerregende.

Es gibt viele Richtungen des heutigen Geschmacks, deren fahriges Wesen eben damit noch nicht leicht einer begrifflichen Bestimmung Stand hält. Hiezu gehört auch die Richtung nach dem Pikanten und Interessanten. Suchen wir daher einige Merkmale dieser Richtung festzuhalten um daraus ihr Verhältniß zur Dichtung für das Volk zu ermitteln. Die Volksliteratur theilt Luft und Licht und alle äußeren Bedingungen mit den Bestrebungen, die für die höheren Gebiete des Geistes sich regen.

Das sogenannte höhere Gesellschaftsleben bewegt sich fast ausschließlich zwischen den posi-

tiven und negativen Polen, die da heißen: Amüsiren und Ennüyiren. Die Literatur des Interessanten und Pikanten schlägt hier hinein.

Pikant ist das Unvergohrene, oder das durch einander Gehackte, das scharf Gebeizte; es soll nicht sättigen und nicht tränken, es soll nur den Gaumen reizen, die verlorene Genußfähigkeit anregen.

Welch einen eigenthümlich beliebten haut gout verleiht da eine recht wilde Subjektivität. Bringt nur Alles vor, wie es euch in den Sinn kommt, seid nicht so pedantisch, es an einem unvergänglichen Maßstabe zu prüfen und nur das Wirkliche und Wahrhafte zur Erscheinung kommen zu lassen, laßt euch nur ganz gehen, gewiß, ihr seid pikant.

Im Pikanten stellt sich das Unvereinbarste neben einander. Man gibt sich nicht die Mühe, oder hat die Kraft nicht, es zu einem in sich geschlossenen Ganzen zu verarbeiten, das eben ist ja gerade pikant.

Hat der Darsteller des Pikanten eine Tendenz, so werden die von ihm Verfolgten ihn ge-

wiß am meiſten leſen; ſie fühlen es dunkel, daß er ſie nur amüſiren und ihnen weiter nichts anhaben kann, weil der ſittliche Boden fehlt, von dem aus ſie allein getroffen werden können, weil ihnen nie der heilige Zorn entgegenflammt, der ihre vornehme Hohlheit in ſich zuſammenbrechen macht.

Wenn der Pikante alle die ſeltſamen und oft brillanten Wunderlichkeiten ſeiner Subjektivität ausgebreitet hat, ſo iſt er im Stande und wirft zuletzt noch ſeine Leſer, ſeine Gebilde und ſich ſelber oben drein über den Haufen. Er hat keine Liebe, weder zu ſich noch zu ſeinem Werke, die ihn aufrecht erhält; das wäre ja altväteriſch und langweilig.

Nun aber tritt ſein Halbbruder oder ſein eigener Doppelgänger auf, der mit verſchränkten Armen, blaſſen Antlitzes dort an eine Säule gelehnt ſteht, es iſt das Intereſſante.

Das Intereſſante iſt der geſellſchaftfähige, modiſch aufgeſtutzte Katzenjammer. Wenn ein Gegenſtand, ein Ereigniß, ein Menſch eine vorübergehende Erregung zu Wege bringt, ohne da-

durch das thatenlose Gleichgewicht zu stören, ohne eine tiefere Betheiligung zu erregen, sondern nur die lahme Maschinerie eine Weile in Gang bringt, so nennt man das interessant. Ein leidender Zug ist erforderlich, er darf aber nicht so stark sein, um zum wirklichen Mitleiden zu erregen. Ausgebrannte Wüstlingsnaturen verfahren, mit dem scheinbar nachlässig drapirten Schleier eines Geheimnisses, das „enchantiert“: erworbene Empfindungsleichen noch einmal galvanisiren, daß sie krampfhaft aufzucken, wie reizend und interessant ist das!

Zu dem Interessanten gehört nothwendig, daß man nie aus der Zuschauerstellung herauskommt, denn Amüsement, Genuß ist hier der Hauptzweck. Man betrachtet sich das Schauspiel und fühlt sich dabei recht wohl in seiner eigenen Haut.

Der einzige Ehrenpreis der pikanten Bewegung ist wesentlich: Aufsehen erregen.

In der literarischen Form trifft das Pikante und Interessante fast ganz zusammen, man ist bei jedem einzelnen Satze am Ziele, weil man keines

hat, abbrechen kann, wo man will; es geht nicht, je nach dem Erforderniß, in Schritt, Trab oder Galopp; wo eine Nebenliebschaft wohnt, macht die Sprache Männchen — man erregt auch im Einzelnen Aufsehen. In der pikanten Schreibart macht jeder Satz, ja oft jedes einzelne Wort für sich einen besondern Anspruch. Die Sprache unterordnet sich nicht mehr dem einheitlichen Gedanken des Ganzen, weil dieser nicht da ist.

Nie und nirgends ist mehr von „brillantem Styl" und „eleganter Schreibart" als etwas ganz Besonderm die Rede, als beim Interessanten und Pikanten, weil es sich dabei nicht um die Hervorbringung eines Neuen handelt, sondern wesentlich nur um den virtuosen Vortrag.

Wie verhält sich nun alles dies zur Dichtung für das Volk?

Es gibt keine besondere Aesthetik des Volksthümlichen, die Zustände und Motive sind hier nur noch einfacher, ursprünglicher.

Das sauersüße Lächeln, das Aufgeregtsein ohne bestimmtes Wollen und Wünschen durch die

Vermittlung des Pikanten kann und darf hier nicht Raum greifen. Hier herrscht noch das einfache Lachen und das einfache Weinen.

Das Pikante muß schnell verschlungen werden, der Leser und Zuschauer darf gar nicht zur Besinnung kommen, der Dämon des Ennüvirens sagt mit geschwungener Geißel — im Volke darf man noch einer gewissen behaglichen Ruhe gewiß sein.

Die raschtaktigen Gallopaden sind auch schon auf dem Lande heimisch geworden, aber man bewegt sich doch noch vorzugsweise gerne nach den sanften, behaglichen Schwingungen des Ländlers.

Auf dem Lande klettert man nicht die dürre Turnstange hinan und läßt sich wieder herab, Alles blos der Uebung zu lieb; man steigt einen lebendigen Baum hinan, um eine Frucht zu pflücken, ein Nest auszuheben — die Kunst und die Uebung des Kletterns ergibt sich schon von selbst.

Das Geistreichsüren ist hier nicht am Platze.

Wie man im Volke nicht leicht spaziren geht,

um ſich eine Bewegung zu machen, ziellos, ſo iſt auch die geiſtige Bewegung nicht bloßes Spazierengehen; man will wohin kommen, oder ſich nach dem Seinigen umſchauen, wie es mit der Saat oder mit der Ernte ausſieht und wo man am Werktage zugreifen muß.

Kann das Pikante nur raſch, ſo kann es auch meiſt nur Einmal genoſſen werden. Die Volksſchrift aber muß ihrem innerſten Weſen nach oft und oft geleſen werden können.

Im Volke wird eine ruhige, logiſch gehaltene Darlegung noch nicht ſo leicht von einem feingeſpitzten Bonmot ausgeſtochen; man will ſich noch überzeugen laſſen und findet das noch nicht langweilig oder unintereſſant.

Die ganze abgezehrte Intereſſantheit hat Gottlob im Volke noch keinen Raum. Das Laſter iſt noch ganz, tiefgewaltig, noch nicht raffinirt, parfümirt und anziehend. Geſtank bleibt Geſtank. Und vor Allem: im Volke iſt nicht wie in der Welt der Intereſſantheit das Bewußtſein der Pflicht abhanden gekommen; das Leben iſt noch nicht blos Genuß, ſondern auch eine Pflicht,

das Nachdenken ist eine Pflicht, die zur That führen soll.

Tugend und Rechtschaffenheit sind hier noch keine langweiligen altvaterischen Worte und Sachen, und sollen es, will's Gott, nie werden.

Die Geilheit der bloßen Genußsucht, auch in geistigen Dingen, die keinerlei Anstrengung, keinerlei ernstes Thun mehr will, die dilettantische Topfguckerei kann und soll nicht ins Volk dringen.

Auch ist das nicht so leicht zu fürchten, da man hier noch weiß, daß wer ernten will auch pflügen und säen muß. In und aus der Arbeit muß der Genuß kommen.

Es versteht sich dabei von selbst, daß auch der Volksschrift die rechte Würze nicht abgehen darf, nur ist Gewürz keine Speise. Die Volksschrift muß mehr wollen als anregen und reizen, ihre Aufnahme muß ein Thun sein und zum Thun hinführen. —

Im Zusammenhange mit dem Streben nach Pikantem steht auch die Freude am Skandal und die Sucht nach Aufsehen Erregendem.

Wol noch keine Zeit kannte einen so raschen Verbrauch öffentlicher Charaktere wie die unsrige. Die Furcht vor Abgenutztheit erregt daher leicht zu Ausschreitungen aller Art, die vor einem jahen und spurlosen Versinken in dem Strome des Tageslebens wahren sollen. Dagegen finden sich andererseits gediegene Charaktere, die sich verstimmt und trauernd in ihr Inneres oder auf kleine Kreise zurückgezogen haben. Es ist aber nicht immer blos selbstsüchtiger Ehrgeiz, sondern gewiß eben so oft warme Theilnahme an dem Gemeinwohl, wenn minder Empfindliche nichts scheuen um die Augen der Welt auf ihre Betrachtungen zu lenken, und müssen sie auch selber nach kurzer Beachtung zum Opfer dafür fallen.

Der Hang nach Aufsehen Erregendem in Thaten, Worten und Schriften ist allgemein und ein Zeichen von der fieberischen Krankhaftigkeit einer Epoche, die sich erfolglos abkämpft und sich mindestens an kecken Fanfaren erlustigen will.

Man betrachte die Theilnahme, die die Verhandlungen öffentlicher Versammlungen finden; die emsigsten und anhaltendsten Arbeiten geben

oft spurlos vorüber, bricht aber einmal ein Krakehl los, da spannt sich überall die Aufmerksamkeit.

Man kann diesen Zustand der Gemüther nicht schlechtweg als einen verwerflichen betrachten; in der Natur wie im Menschenleben zieht das Ungewohnte die Blicke Vieler auf sich, die genauere Betrachtung des Gewohnten, still sich Entfaltenden, erheischt einen tieferen Sinn. Dazu kommt, daß wer sich unbefangen, ohne Amt und Eigennutz an den Zuständen der Gegenwart betheiligt, fast durchweg in dem tiefsten Widerspruche mit denselben steht; jede Kundgebung hievon wird daher freudig aufgegriffen.

Wie wir es aber als eine Aufgabe der Schrift aus dem Volke erkannt haben, die stille Entfaltung des Lebens in unscheinbaren Stellungen darzulegen, so muß auch die Schrift für das Volk in den Wirksamkeiten für das Allgemeine jenes emsige Thun hervorheben und würdigen lehren, das keinerlei Aufsehen Erregendes hat, dennoch aber die Gesundheit und Fülle des Lebens in sich schließt.

Wenn am Baue der neuen Zeit einſt der blüthenreiche Kranz den Giebel ziert, wenn einſt der Baufpruch verhallt iſt, dann gilt es erſt das leere Gebälk auszufüllen und zu ſchmücken und eine wohnliche Stätte fort und fort zu erhalten und zu verbeſſern; da iſt viel beſcheidene, ſelten bemerkte Arbeit vonnöthen. Wir müſſen einſtweilen darauf hinwirken, die Geſchicktheit zu ſolchem zu erhalten und zu bilden und die Würdigung deſſelben nicht vergeſſen zu laſſen.

Der Humor in der Volksschrift, die pure Lustigkeit, die Poesie der Dummheit, der Spaß und Schwank.

Von jeher bildet der Humor einen Grundzug in der deutschen Volksschrift. Nur die abgestandene Pietisterei oder die vertrocknete Verstandespedanterie konnte ihn verbannen und verdammen wollen. Die Romantiker haben dem humoristischen Element wieder zu seinen Ehren verholfen, aber sie gingen auch hierin wie beim Mährchen zu weit. Der Humor wie das Mährchen ist nicht blos inhaltsloses Spiel; wie das Mährchen von der Einkleidung religiöser Gedanken und Naturanschauungen ausging, so hat der Humor das satyrische Widerspiel des Lebens zu seinem Ausgangspunkte und wie das Mährchen schweift er

bald mit Abſicht, bald ohne dieſelbe davon ab und ergeht ſich ungezügelt in allerlei Wunderlichkeit. Der Humor und das Mährchen ſind urſprünglich in einander verſchlungen, denn die phantaſtiſche Welt bot ſich von ſelbſt als ſchrankenloſes Gebiet zum Aufbau der Gegenſätze dar.

In der Gegenwart ſind wir Deutſche an wahrhaftem Humor ärmer als irgend eine Zeit und Nation.

Gewiß, der Humor ſteht nur dem Freien zu, dem, der ſich entweder getragen fühlt von den Zuſtänden der Gegenwart, oder der ſich individuell über ſie hinausgeſchwungen hat. Nicht umſonſt ſind wir daher ſo arm an heiteren und erheiternden Schriften.

Der geſunde Humor iſt eine Blüthe der Freiheit, da weicht die Empfindlichkeit im Innern und die Rückſichtnehmerei nach außen. Nur der Freie, ſei es ein Individuum, eine Genoſſenſchaft, ein Staat, kann ſich ſelber zum Beſten haben und zum Beſten geben.

Wir können viele Zuſtände nicht mit Lächeln behandeln, weil ſie noch unter Bann und Druck

naturwidriger Gesetze liegen; die tragische Kehrseite drängt sich uns schnell auf, und wir müssen fürchten, Dinge und Personen lächerlich darzustellen, für die wir erst um Anerkennung vor dem Gesetze zu kämpfen haben; wir müssen deshalb immer die starken und preiswürdigen Seiten hervorkehren. Mit dem Verluste der Freiheit weicht auch die harmlose Freude, und wer mag in der freien Jagd nur ewig Hasen schießen, wenn er nicht auch das Hochwild, das ihm begegnet, aufs Korn nehmen darf? Welch reichlichen Stoff für den Humor böten z. B. die Napoleonischen Zeiten und die unmittelbar darauf folgenden, da ganze Länderstriche hin und her geschoben und transchirt wurden, bald mit ihrer Liebe warten mußten, bald aus Enthusiasmus für den angestammten Fürsten, heute diesem, morgen jenem jubeln sollten. Welche possirliche Wendungen ergaben sich da. Aber die tragische Seite liegt zu nahe und noch hat der freie Humor keinen Spielraum, weil noch nicht allseitig anerkannt ist und gesetzlich feststeht, daß sich die Herzen der Völker nicht nach der politischen Transchirkunst

richten, daß die Völker etwas mehr sind, als hölzerne Figuren auf dem Schachbrett der Diplomatie u. s. w. u. s. w.

Der Humor heftet sich daher für jetzt in der Regel an kleine Lebenszustände, wenn er nicht im Unmuthe ganz in sich versäuert.

Der deutsche Volkshumor verknüpft sich weder wie der französische mit dem Schlüpfrigen, graziös Zweideutigen, noch wie der englische mit dem Gemeinen, Carikirten. Der deutsche Volkshumor ist derb aber lustig.

Der Humor ist ein nothwendiges Element der Volksschrift, aus geschichtlichen wie aus rein psychologischen Gründen.

Es wird wol schon Manchem vorgekommen sein, der darauf ausging, ein getreues Wort mit dem Volke zu reden, oder harmlos froh mit ihm zu sein, daß man erst recht vertraut mit einander wurde, wenn man recht herzhaft mit einander gelacht hat. Das schüttelt die Seelen, lockert sie auf und bewegt sie, während sie sonst lange in steifer Ungelenkheit und Abgeschiedenheit verharrten.

Ein gemeinsames Lachen vereinigt die Herzen mehr und schneller, als die gemeinsame Empfindung eines Schmerzes; weil beim Schmerze noch jeder seine besondere Anschauung und Lebenserfahrung im Hintergrunde hat, während beim Lachen nach Ursprung und Ergebniß dieselbe Regung im Gemüthe hervorgebracht wird.

Das Leben im Freien und die angestrengte Leibesthätigkeit bringt es dahin, daß man im Volke, wenn man nicht krank ist, gesund ist, und nicht wie in den sogenannten höheren Ständen so oft kränklich, weder gesund noch krank, ins Unbestimmte hinein verstimmt. Der eigentlich Gesunde ist leicht zu Heiterkeit aufgelegt und darum lacht man im Volke noch so leicht und oft. Versucht es nur bei einer spröden Auseinandersetzung, einem Mißverständnisse, die Sache vorerst ins Heitere hinüberzuspielen und ihr findet alsbald willfährige offene Gemüther. Der Stolz, der um so hartnäckiger ist, je beschränkter die Weltanschauung und die Lebensstellung, ist durch die Gemeinsamkeit des Lachens verschwunden.

Eine glückliche Begabung, getragen von heiterm Weltsinn, ließ Hebel das Herz des Volkes mit frohlichen Geschichten erfreuen. Weil er ein harmloser Mensch war, darum war er zu Spaß und Schelmenstreichen aufgelegt. Sein Humor ist nicht jener sauerliche, aus Trubsinn und Weltverachtung hervorgegangene, es ist jenes sanfte und weise Lächeln dessen, der die Welt überwunden hat oder von vorn herein in Frieden mit ihr lebt, indem sein Auge vorherrschend von den lichten Seiten des Lebens angezogen ist. Das Harmlose, Friedfertige Hebel's geht auch auf den Leser über. Wie in dem idyllischen Sinn für das Kleine, so hat er auch den Humor mit seinem, auch von ihm hochverehrten Zeitgenossen Jean Paul gemein; nur daß Hebel dabei immer auf dem festen Lebensboden steht und auch seine Gestalten nagelbeschlagene Schuhsohlen haben.

Schon beim Beginn der Erzählung merkt man oft bei Hebel das Lächeln, mit dem er anhebt. Der Hausfreund war darum doppelt willkommen, weil er mit dem Volke zu lachen verstand.

Es wird das ganze Jahr ſo viel losgedonnert auf das Volk, in Predigten und Verordnungen, daß es mit Recht von dem, der ſich ihm anſchließt, erwarten kann, daß er ein heiterer Geſelle ſei und nicht wiederum blos zu ſchelten und zu corrigiren habe. Die beiden Extreme des Radikalismus, die pietiſtiſche Bedrüderei wie die atheiſtiſche Verzweiflung, möchten gerne das zweckloſe Lachen verbannen, weil es ja auch das Elend der Welt vergeſſen macht, in Sack und Aſche ſoll man durch dieſes Jammerthal wandeln, bis jene zu ihrem Jenſeits nach dem Tode und dieſe zu ihrem Jenſeits nach der gegenwärtigen Geſchichte gelangt iſt; aber die Welt läßt ſich's nun einmal nicht nehmen, den Augenblick zu faſſen und ihn mit Heiterkeit auszufüllen ſo gut es geht. Und das von Gottes und Rechtswegen.

Wir können hiebei auch wiederum auf die mündliche Rede zurückſehen. Die eindringlichſte Volksrede iſt die, in welcher bisweilen ein Witz ausſchlägt. Das aufmerkſame Zuhören iſt kein leichtes Geſchäft, es iſt oft mühſeliger und ermüdender als die ſchwerſte Handarbeit; wenn nun

die Leute, die, wie man ſagt, beim Zuhören Maul und Augen aufſperren, plötzlich in eine freudige Erſchütterung gebracht werden, ſo verſchwindet jene Beklemmung des angehaltenen Athems und friſch gekräftigt erhebt man ſich aus der Erſchütterung des Lachens zu neuer Hingebung.

Eine Klippe beim Humor iſt die Selbſtpreisgebung. So ganz und gar auch die Perſönlichkeit aufgehen ſoll und kann in die Schrift, muß ſie ſich namentlich beim Humor eine gewiſſe unangreifbare Würde bewahren. Gegen Niemanden iſt die Welt und die Geſellſchaft undankbarer, als gegen den, der fortgeſetzt ſich ſelber zum Beſten gibt, um dadurch zum Lachen zu reizen. Hat er ſich abgeſpielt, läßt man ihn, wie ein verbrauchtes Spielzeug zur Seite, und will er ſich dann gar einmal ernſt gebaren, lacht man ihm ins Geſicht. Dieſem Undanke liegt ein natürliches Geſetz zu Grunde. Das ergötzliche Spiel kann nicht alleiniger Zweck eines Daſeins werden; eine ganze Perſönlichkeit ihm opfern, heißt dieſe von vorn herein erniedrigen. Wie

der Spott sich auf die Wunderlichkeiten, so mag auch der Humor sich auf den Lebensernst aufbauen.

Hebel verstand es, trotzdem daß er oft als Schalk auftritt, sich doch persönlich in seiner Würde zu erhalten, sodaß ihm die Eindringlichkeit bei ernsten Gelegenheiten nicht abgeht.

Zu den reichsten Ergötzlichkeiten des Volkshumors gehört auch das sinnvolle Räthselspiel, oft vereint mit muthigen Heldenthaten, oft allein auf sich gestellt. Von den Räthseln, die Simson aufgab, von denen, die Oedipus lösen mußte, durch alle volksthümlichen Epen und Geschichten, ist dieses Element je nach Zeit und Ort neu aufgegriffen, Verschlagenheit und List, oder weisen Tiefsinn daran zu offenbaren.

Durch eine besondere Naturbegabung und Neigung war Hebel dazu geeignet, hier solches zu schaffen, was ganz in den Mund des Volkes überging. Ich meine hier nicht zunächst die gewiß vortrefflichen Räthsel, sondern diejenigen, die mit Geschichten verbunden, wie „Unterhaltlicher Räthselhandel", „Drei Worte".

Beim Humor zeigt ſich auch die Schwierigkeit und Mangelhaftigkeit der Schrift, es gibt viele köſtliche Geſchichten, die nicht blos ihres Inhaltes wegen, ſondern rein weil ihre Wirkung vornehmlich im lebendigen Tone liegt, nicht aufgezeichnet werden können, oder wenigſtens alsdann platt erſcheinen; hier kann ſich nur das Drama die Wirkung aneignen und in manchen öſterreichiſchen Volksſtücken iſt dies Element auch erfolgreich angewendet worden.

Noch ein weiteres allgemeines Volkselement können wir an Hebel wahrnehmen, es iſt die reine Luſtigkeit. Die Luſtigkeit iſt mit dem Humor vielfach eins, ſie ſtellt ſich nur als Gegenſatz gegen das komiſch Witzige heraus. Dieſes letztere bedarf eines Gegenſatzes, eines Stichblattes, eines Widerſpiels in Gedanken oder Situationen; das Luſtige aber kommt von innen, aus einer innern Harmonie; es iſt die harmloſeſte Freude, wie der Geſang, der, nach den ſchönen Worten eines Alten, darum die edelſte Freude iſt, weil Niemand wie beim Spiel u. dgl. dabei beſiegt zu werden braucht. Es gibt viele, von Witz er-

fällte Regionen, die die Lustigkeit, den reinen Spaß gar nicht kennen. Das eigentlich Lustige und Spaßige bedarf keines großen Gegenstandes, keines Apparats; in der Art, wie das Nächste und Beste angefaßt wird, liegt sein eigenthümlich Erheiterndes.

Ist es ein landmännisches Vorurtheil, wenn man sagt, daß Hebel darin ein süddeutsches Element vertrete?

Zur Beruhigung für etwaige Eifersucht der Norddeutschen möge noch auf ein weiteres Element hingewiesen werden, das man vielleicht gerne ausschließlich uns Süddeutschen überläßt, und das auch Hebel aufgenommen hat. Ich kann keinen andern Ausdruck dafür finden, als es ist: die Poesie der Dummheit. In der Gesellschaft, im leicht verhallenden anspruchslosen Worte läßt man den Mummenschanz der Vernunft leichter hingehen; schwieriger wird man bei dem Geschriebenen. Dennoch gehört es auch hier zu den echten Ergötzlichkeiten. Wir stehen da oft plötzlich vor einer kolossalen fast unglaublichen Einfalt, man stutzt, bis ein olympisches Gelächter ausbricht.

Dieſe Gattung des Humors läßt ſich nicht leicht unter einen Begriff bringen. Wenn Hebel erzählt, wie der Zundelfrieder aus dem Zuchthauſe entkommen, die ihn anhaltende Wache herzhaft fragt: „Könnt ihr polniſch?“ Die Schildwache ſagt: „Ausländiſch kann ich ein wenig, ja! Aber polniſches bin ich noch nicht darunter gewahr worden.“ „Wenn das iſt,“ ſagt der Frieder, „ſo werden wir uns ſchlecht gegeneinander erpliciren können. Ob kein Offizier oder Wachtmeiſter am Thor da ſei?“ Die Schildwache holt den Thorwächter, es ſei ein Polack an dem Schlagbaum, gegen den ſie ſich ſchlecht erpliciren könne. Der Thorwächter kam, entſchuldigte ſich aber zum Voraus, viel polniſch verſtehe er nicht. „Es geht hier zu Lande nicht ab, ſagt er, und es wird im ganzen Städtel ſchwerlich Jemand ſein, der capabel wäre, es zu dolmetſchen.“ „Wenn ich das wüßte, ſagte der Frieder und ſchaute auf die Uhr, die er unterwegs noch an einem Nagel gefunden hatte, ſo wollte ich lieber noch ein paar Stunden zuſtrecken, bis in die nächſte Stadt. Um neun Uhr kömmt der Mond.“ Der Thorhüter

sagte: „Es ware unter diesen Umständen fast am Besten, wenn ihr gerade durchpassirtet, ohne euch aufzuhalten, das Städtel ist ja nicht groß“ und war froh, daß er seiner los ward.

Wenn Hebel solches erzählt, so ist das eine so schöne Dummheit, daß es schade wäre, wenn wir ihrer entbehrten, so sehr man geistreicherseits die Nase darüber rümpfen mag. Es ist, Gottlob, dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und daß wir auch die Poesie der Dummheit auf Erden behalten. Es kann dem Gescheitesten so etwas passiren.

Zu den lebensgewaltigsten Gegenständen der Dichtung gehört allezeit die Darstellung des Energischen, des Freien im höchsten Sinne, indem ein Individuum, rein auf sich stehend und aus sich handelnd, die gegensätzliche Welt entweder sich unterwirft oder daran untergeht. Hier gelangt die ungebändigte Volkraft des Individuums zur rücksichtslosen Ausbreitung. Man tritt in jenen Zustand vor dem Gesetze, da noch alles Handeln der Menschen aus sich berechtigt und naturnothwendig ist wie Leben und Thun jedes andern Naturerzeugnisses. Der reine Selbsterhaltungs- und Selbstbefriedigungstrieb steht hier in seiner

naturrechtlichen Unmittelbarkeit. Geſchichtlich und im Verhältniß zur Menſchengemeinſchaft betrachtet wird jenes Leben zu einem Thun außer dem Geſetze oder gegen daſſelbe, weil Geſchichte und Gemeinſchaft jedem Individuum alsbald Beſchränkungen auferlegen; das Leben erhält ethiſche Grenzen und Zwecke, die nicht blos mit dem von der Natur geſetzten Ende der Macht zuſammenfallen, ſondern man muß ſich innerhalb der Grenzen der Naturmacht Beſchränkungen auferlegen, wie ſie der eben ſo berechtigte Selbſterhaltungs- und Selbſtbefriedigungstrieb Anderer erheiſcht. Hiemit tritt die Herrſchaft des Geſetzes ein.

Die Dichtung aller Völker hat die ungebändigte Subjektivität in ihrer naturrechtlichen Machtvollkommenheit in Sagen und Ueberlieferungen feſtgehalten. Mit dem Fortgange der Cultur ward aus dem urſprünglichen Kampf mit den Elementen u. ſ. w. ein Kampf mit menſchlichen Einrichtungen, das Heroenthum in gutem und böſem Sinne.

Ein ſolches Heroenthum der modernſten Art

hat Schiller in ſeinen Raubern aufgeſtellt. Die geregelte moderne Welt hat keinen Raum für die allſeitige Bethätigung der ungebändigten Subjektivität; es bleibt dieſer nichts übrig, als ſich freiwillig der Welt gegenüber zu ſtellen. Schiller hat ſeinem Helden dabei einen ethiſchen Standpunkt gegeben, er läßt ihn nicht blos in die naturrechtliche Selbſtbefriedigung, unbekümmert um die Welt, treten, er will vielmehr nach ſeinem ſubjektiven Drange die Welt ins rechte Geleiſe bringen u. ſ. w.

Die Romantiker gingen weiter, ſie nahmen die naturrechtliche Subjektivität als ſolche auf. Die übermüthigen ſogenannten Taugenichtſe, die aus blos ſubjektivem Drange im Kampfe mit der Welt leben, ſollten durch das geregelte polizeiliche Staatsleben aus dem Reviere der Wirklichkeit ganz verſchoſſen werden; die Romantiker nahmen ſie in ihr dichteriſches Gehege auf. Sie hatten ihre Freude an den Wildlingen.

Hier wurden die Romantiker wiederum einem Zuge des Volksgeiſtes gerecht.

Wie man in den ſogenannten höheren Stän-

ren das Pikante, Waghalsige, auf die Messerschneide Gestellte sieht, um dadurch einen Nervenreiz zu gewinnen, so wird, und gewiß mit größerem Rechte, im Volke die Kraft als solche mit der unversehenen, keck hervorspringenden Fülle ihres Inhalts staunend angeschaut. Dem Energischen, Machtvollen, ganz abgesehen von seinen sittlichen Beweggründen, wird eine gewisse Achtung gezollt. Die reiche Erfindung an Abenteuern und witzigen Verwickelungen, die sich hier auftut, die Kraft in deren Bewegung, erfüllt den Geist des Lesers und Hörers unbewußt mit der angenehmen Empfindung seiner eigenen Kraftfülle und er sieht harmlos darüber hinweg, zu was sie hier angewendet wurde.

Der Genuß liegt hier nicht blos in der kurzathmigen Spannung des Lesers und Hörers, in der Aufregung, die das Schweben zwischen Furcht und Hoffnung erzeugt. Wie man in den verfeinertsten Kreisen ein Talent als solches verehrt, und bis zu einer gewissen Grenze mit Recht, weil es als schönes Naturerzeugniß daſteht, so erfreut man sich in den Volkskreisen an der Dehn-

barkeit des Geistes, der allerhand Teufeleien loslaßt.

Die Freude an dem thätlich kecken, subjektiv Uebermüthigen — was in der modernen Welt leicht zum Gaunerischen wird, wenn es nicht mit großer Heeresmacht u. dgl. auftritt — ist ein Grundton im Volkscharakter überhaupt und dem deutschen insbesondere. Das ist leicht als Auflehnung gegen Moral und Gesetz verdammt, aber es führt uns auf jenen nie versiegbaren Quell der ungebandigten Subjektivitat, die ideell auch ihr Recht will. Wenn die alten Heroen mit Riesen und Drachen kampften, so schlagt sich jetzt die ungebandigte Subjektivitat mit der Staatsordnung und ihren bindenden Gesetzen herum, sie bricht der Polizei bald da bald dort durch den Zaun und lacht sich ins Fauschen. Das ist die ewige Urmacht der Subjektivitat, die von keinerlei objektivem Gesetz etwas will und weiß. Der Kasperle im alten Volksspiel parodirt nicht nur die ernste und sauertopfische Ordnung, er behalt auch Recht und betrügt die ganze Welt, nimmt der Polizei ihren Stock weg, prugelt sie durch,

sperrt sie statt seiner ins Loch, lebt fröhlich und stirbt selig, und dreht zuletzt noch dem Teufel, der ihm dienen mußte, eine Nase und — hast ihn gesehen . . . fort ist er. *)

Es gehört eine sichere Hand dazu, um solche Teufeleien anzufassen und hinauszuführen.

Der Poesie als solchen wird Niemand das Recht bestreiten, das Schöne und Kraftvolle, ohne Rücksicht auf Moralzwecke und herrschende Gesetze darzustellen. Man kann z. B., von allgemein sittlichem oder auch von staatspolizeilichem Standpunkte aus, gegen die Raufereien, Schlägereien, Kiltgänge u. s. w. ankämpfen, der Dichter aber hat ein Recht, solche als bloße Naturerscheinungen zu fassen, sich wie der Maler an

*) Pückler berichtet in seinen Briefen eines Verstorbenen (Th. 3. S. 137) wie sehr sich der englische Punch, der Bruder des Kasperle, diesen Uebermuth erhalten hat, Alles todtschlägt und zuletzt sogar den Teufel spießt.

In Deutschland ist das Puppenspiel zur völligen Parodie herabgesunken, das Kölner allein, mit seinen stehenden Figuren von Henneschen, Bestevater und Marzibill, macht hievon bisweilen noch eine Ausnahme.

den ſchönen Bewegungen, an den Kraftäuße-rungen, die ſich dabei kundgeben zu erfreuen und ſolche feſtzuhalten.

Für die Dichtung aus dem Volke bleiben da-her derartige Momente in ihrer reinen Naivetät ſtehen, die aber bei einer Schrift für das Volk manche Aenderung und Einlenkung erleiden mag. Vielleicht kommen wir von hier aus dann wieder zu jener Harmloſigkeit des alten Volksſpiels, das ſich nirgends ſcheut, eine geſunde Prügel-ſuppe einzubrocken.

Hebel ſtimmte inſofern mit den Romantikern überein, als auch er das Gauneriſche und Ueber-müthige aufnahm.

Es iſt eine geſchichtliche Thatſache, daß er in ſich ſelber eine Luſt zu derlei tollen Streichen verſpürte und ſich nun im Ausdenken derſelben gefiel. Hier ſtimmte nun wieder ſeine eigene Natur mit der allgemeinen des Volkes zuſam-men. Darum konnte er auch mit ſo breitem Be-hagen die Gaunereien ſeiner Landſtreicher: des Zundelfrieder, rothen Dieter, Heiner und Zirkel-ſchmied ſchildern, darum konnte er in ihnen unver-

wußtliche Typen des Volkslebens feststellen. Indem er sich nun an dem heitern Spiele des Lebens ergötzte und die Gaunerstreiche erfand und übertrug *), erfüllte er ein inneres Bedürfniß der Volksschrift, der der verschmitzte Schelm nicht fehlen darf. Das Anekdotische setzt sich musivisch zu einem größeren Bilde zusammen.

Oft, wenn er von seinen durch die Staatsordnung verfehmten Lieblingen einen vorführt, ist es als ob er sich plötzlich besinne, daß er eigentlich für das Volk schreibe, zum Zwecke der Belehrung. Es ergeht ihm dann, wie wenn

*) Auch hier hat Hebel Einzelnes aus den alten Volksbüchern entlehnt und neu geschaffen, wie man auch früher Motive und Geschichten aus Aesop u. s. w. neu gestaltete. Bei der Geschichte: „Die drei Diebe," sagt er selber: „Sie ist in einem schönen Buche beschrieben und zu Vers gebracht," und in dieser Geschichte führt er seine Schelmen zuerst ein. Anderes hat Hebel, ohne es anzumerken, älteren Gedichten nachgebildet, so ist die Geschichte: „Drei Wünsche" in der „Mähre", die Wackernagel (Altd. Lesebuch Bd. I. S. 570) nach einer heidelberger Handschrift aus dem 13. Jahrhunderte mittheilt, wesentlich enthalten. Hebel nimmt die Sache heiterer und vielleicht lebte sie auch in dieser Weise in mündlichen Berichten fort.

man einen muthwilligen Schwank erzählt und auf einmal ſich erinnert, daß etwa unmündige Kinder zuhören, die die Sache falſch verſtehen könnten; man gibt der Sache eine moraliſche Wendung, die aber meiſt paßt wie eine Faust auf's Aug. So geht es Hebel, wenn er dieſen Sachen eine Moral anhängt oder gar von vorn herein durch das Bekenntniß, daß dieſe Sachen erfunden ſeien, ihnen die Spitze abbrechen will*).

Es geht hiebei wie bei dem Mährchenhaften: es iſt unendlich ſchwierig, die reine Poeſie walten zu laſſen und doch den lehrhaften Zweck nicht aus dem Auge zu verlieren.

Je mehr die Mündigkeit des Volkes ſteigt, um ſo freier wird ſich die urſprüngliche Unſchuld des Phantaſieſpiels entfalten können.

*) Die Erzählung: „Die drei Diebe" beginnt z. B.: „Der geneigte Leſer wird ermahnt, nicht alles für wahr zu halten, was in dieſer Erzählung vorkömmt." Am Schluſſe der Geſchichte: „Liſt gegen Liſt" ſagt der Frieder: „Wenn ich nur alle Spitzbuben zu Grunde richten könnte, daß ich der einzige wäre. Denn eiferſüchtig iſt er — ſchließt Hebel ſchalkhaft.

Mit der Spannkraft und Dehnbarkeit des Geistes, die das Gaunerische zum Ergötzen macht, hängt auch die Lügenpoesie zusammen, mit ihren sinnreichen Erfindungen. Sachen vorbringen, daß sich die Balken biegen, ist auch ein Ergötzen, wenn es auch keinen moralischen Zweck hat.

In der Lügenpoesie bekundet sich ebenfalls das schrankenlose Ausgreifen der Lustigkeit, die gerne das drehend gewordene All mit freiem Willen auf den Kopf stellt. Schon die alten Volkslieder bieten hierin über die Maßen Possirliches, da es heißt:

Ein Amboß und ein Mühlenstein
Die schwummen zu Köln wol über den Rhein,
Sie schwummen alse leise:
Ein Frosch verschlang ein glühend Pflugschar
Zu Pfingsten auf dem Eise.

Dieses Gerechtwerden gegen den Uebermuth im Volksgeiste hebt aber den Nachdruck der sittlichen Motive durchaus nicht auf. Man sagt wol: Das Lachen gibt ein Loch in den Respekt; dies gilt aber nur von jener Würde, die

eine äußerliche und unnatürlich aufgedunsene ist. Hebel bietet hierin wieder das Beispiel, daß man bei aller Scherzhaftigkeit und übermüthigen Laune sich die Würde für die höchste, die religiöse Einwirkung bewahren kann.

Das Religiöse in der Volksschrift. — Ein Wort über die Volkspredigt. — Das Subjektive in der Religion. — Positives und Oppositionelles.

Die tiefe Innigkeit des deutschen Volksgeistes hegt vor Allem das religiöse Element in sich.

Meißelt der Humor auch lustige abenteuerliche Figuren in die großen Dome, so hebt diese kecke Laune doch die gewaltige einheitliche Andacht nicht auf, die das Ganze hält und trägt.

Der religiöse Grundzug des Volksgeistes gibt daher auch der Volksschrift Maß und Richtung. Der religiöse Grundzug ist an keine gewohnte und bestimmte Formel gebunden, es wird daher nicht, wie so Manche wähnen, mit dem Verschwinden dieser oder jener Erscheinungsart eine Haltlosigkeit über die Gesammtheit kom-

men und ihr innerſtes Weſen verzehrt werden, gerade wie Viele glauben, daß mit dem Verſchwinden von Trachten, Bräuchen und Sitten das Volksgemüth ſein innerſtes Leben verliere. Das Leben, der Geiſt, ſchafft ſich allezeit neue Formen. Der deutſche Volksgeiſt ringt nur nach neuer Belebung des religiöſen Grundzuges.

Das hat ſich als geſchichtliche Thatſache feſtgeſtellt und im Volksgeiſte innerlich begründet, ſodann der Unmittelbarkeit des Volksgeiſtes entſpricht der tiefe Zug nach dem Höchſten, der die Spekulationen der Philoſophie durchdringt, der die Welt von den letzten Grenzen der Erkenntniß aus zu erfaſſen und zu geſtalten trachtet.

In den engen Kreiſen unſeres Stadtburger- und Bauernlebens bewegt ſich Alles faſt ausſchließlich in der familienhaften Umgrenzung. Die poetiſche Wiedergeſtaltung muß ſich daher auch innerhalb dieſer Linien halten, um verſtanden und erfaßt zu werden. Die Intereſſen, die über das Familienleben hinausragen, überſpringen in der Regel die Mittelſtufen des Gemeinde- und Staatslebens und drängen ſich alsbald an

den Endpunkt menschlicher Entwickelung, an das religiöse Leben. Das politische Interesse sproßt noch nicht aus der tiefsten Wurzel des Gesammtbewußtseins; dazu wäre nöthig, daß es eine feste Gestaltung gewonnen hätte, in Instituten und Persönlichkeiten. Nur diese geben dem Gemeinbewußtsein Handhaben und Stützpunkte. Wo daher diese sind, wie z. B. in den Rheinlanden das öffentliche Gerichtsverfahren, in einigen constitutionellen Ländern hervorragende Persönlichkeiten, da ist eine alle Schichten durchdringende Betheiligung am Rechts- und Staatsleben, weil hier handgreifliche Gestaltungen vorhanden sind. So lange aber die Idee der vaterländischen Freiheit und Größe blos noch Idee ist und auf Gestaltung harrt, kann sie wol die Gebildeten, an Abstraktion und Reflexion Gewöhnten, entzünden, das Volk im großen Ganzen aber nicht.

Anders aber verhält es sich mit der Religion: von ihr wird die Seele eines Jeden von Jugend auf erfüllt und eingenommen, sie hält den Menschen fest und stellt sich ihm in einem geschlossenen

Inſtitute dar, das er nicht erſt aus der Idee zu erzeugen hat.

Schon dieſer thatſächliche Zuſtand weiſt uns auf die beſondere Aufgabe des deutſchen Volksgeiſtes und der aus ihm wirkenden Volksſchrift hin. Nur was aus der religiöſen Kernwurzel treibt, gewinnt Macht und Geſtalt und berührt ein lebendiges Intereſſe in Allen.

Es gibt viele Politiker, denen es ſehr in die Quere kommt, daß dem ſo iſt. Sie möchten gerne nach franzöſiſchem Muſter einzig auf Veränderung der Lebens- und Staatsformen hinarbeiten, ohne viel nach dem Halt, den ſie in den Tiefen der Gemüther haben, zu fragen; ſie ſtehen auf politiſchem Boden in gleicher Linie mit den Kirchenmännern, denen es blos um Satzungen und Formeln zu thun iſt.

Der Volksgeiſt modelt ſich aber nicht nach den Wünſchen Einzelner. Ein Liberalismus, der weiter nichts könnte und wollte, als jetzt auch wieder von oben herab, aus der Abſtraktion heraus, Geſetze zu diktiren und Alles am Schnürchen zu

leiten, ein solcher wäre weiter nichts, als der links gewendete Uniformrock der Büreaukratie.

Es gilt daher, den Regungen des Volksgeistes nachzugehen und durch denselben die Freiheit zu begründen.

Dem religiösen Grundzuge gerecht zu werden ist daher unsere besondere Aufgabe und gewiß eine erhabene.

Der Kultus muß Kultur sein, die Religion muß Bildung werden, innere Befreiung und Erlösung des Menschen, seine wahre Wiedergeburt; nicht in Worten und Brauchen, sondern in der That, im Charakter, in der Gesammtheit des Lebens, in der Reinigung und Heiligung alles echten menschlichen Wirkens.

Die staatliche und soziale Ausgleichung der Mißstände wird dadurch eine Weihe erhalten, die von innen kommt und unverwüstlich ist.

Es gehört zu den schmerzlichsten Betrachtungen, daß gerade von der Seite, von der aus alle Noth von den Herzen des Menschen genommen werden sollte, sei es aus Mißverstand oder aus

Bosheit, die drückendsten Martern der Menschheit angethan wurden und werden.

Wenn bis jetzt Tugend und innere Heiligung vielfach dem Formelglauben und der vorgeschriebenen Werkthätigkeit des Kirchenthums geopfert wurde, so ist der deutsche Boden der Religiosität doch so tiefgründig, daß er die edelsten Keime im Verborgenen hegt, die einst zur schwellenden Saat aufschießen können.

Es kommt hier nicht auf die Entscheidung an, ob die Religion mit in der rein menschlichen Bildung inbegriffen oder ihr letzter Endzweck sei, es kommt hier nur darauf an, daß sie überhaupt Bildung sei und werde.

Bei der freien poetischen Gestaltung volksthumlicher Zustände und Charaktere wurde darauf hingewiesen, daß die Religion die meist tragische Schlußwendung auffangen und in das Geleise der Versöhnung leiten könne; hier nun, bei der Einwirkung auf das wirkliche Leben, soll und muß sie das Rad der Geschichte hemmen und in friedliche Bahnen lenken, bevor es in den Abgrund eilt.

Die Mißstände der Gegenwart kennen und sollen durch die Religion gesühnt werden, die die Herzen der Bevorzugten zur freien Hingabe und die Herzen der Belasteten zur friedlichen Ausdauer stimmt.

Das Wohlthun, in der umfassendsten Bedeutung des Wortes, muß zur Religion werden. Der neuen Zeit genügt es nicht mehr an stimmungsweisen und verzettelten Kundgebungen der Wohlthätigkeit, sondern sie sucht dieselbe in festen Einrichtungen zu begründen. Jedes unselbstische Wirken für Andere muß sich als wesentlicher Inhalt der Religionsbethätigung geltend machen. Nicht durch mittelalterlich geschlossene Formen und Bande, sondern durch zeitweilig wiederkehrende freie Willensbestimmung muß das neue Religionsleben sich seine sittliche Weihe erhalten.

Die Phrase, daß die Religion wesentlich That sei, ist eben auf den Kanzeln zur abgenutzten vielen Phrase geworden.

Es gilt nun einmal vor Allem die That festzusetzen und fest und fest zu erneuen. Es han-

delt ſich jetzt nicht mehr um Dogmen und metaphyſiſche Probleme, ohne Einfluß auf das diesſeitige Daſein, ſondern um friſche Bethätigung.

Religion iſt Selbſtüberwindung, die höchſte menſchliche Kraft, Unterordnung unter das höhere Weſen, Gott, der in unſerm innerſten Dasein lebt und über uns herrſcht, die Religion allein, und nicht ein noch ſo feingefugtes Nützlichkeitsſyſtem, kann die neue Menſchheit zu Friede und Schönheit des Daſeins führen.

Wir Deutſchen müſſen darin vorangehen.

Die Religion als Selbſtüberwindung erheiſcht aber nicht Opferung und Vernichtung unſeres eigenſten Seins, die zerknirſchte Demuth, um etwa fremde Willkürlichkeiten und Autoritäten über uns ſchalten zu laſſen; die Religion lehrt gerade das eigenſte Sein geltend machen als ein göttliches, ewiges, ſie lehrt die Selbſtändigkeit heiligen und über die bloßen Subjektivitäten hinweg zu dieſem reinen Sein hindurch zu dringen und aus ihm zu handeln.

Die Verteufelung der Menſchennatur, all ihrer Neigungen und Beſtrebungen aus der Erb-

sunte heraus, führt ebenso zur Gottlosigkeit, wie die Vergötterung alles und jeglichen Thuns auf der andern extremen Seite.

Eine moderne Richtung versucht es bereits vielfach, die atheistische Verzweiflung im Volke auszubreiten; sie denkt nur an eine Untergrabung der faulen Zustände und kümmert sich nicht um die von ihr verbreitete Bodenlosigkeit aller Zukunft. Dieser moderne Nihilismus steht in philosophischem Gewande auf gleicher Linie mit der von ihm hart bekämpften subjektiven Romantik; es bleibt ihm kein Maß und keine Richtung, er hält sich blos an das subjektive Belieben, dessen momentane Gelüste alle gerechtfertigt sein sollen. Seinen verläßt dieser Nihilismus den Zuchthaus seiner philosophischen Phrasen, er weiß, daß draußen, wenn man statt „transscendenter Tyrannei" offen: Glaube an Gott und seine Führung sagt, daß dann das Volk — das so unphilosophisch ist, hierin keinen Spaß zu verstehen — draußen mit Knütteln aufwartet. Der Nihilismus kann aber auch seiner eigenen Natur nach nicht aus sich heraus, er hat nicht Hingebung genug, sich seiner

stolz philosophischen Phraseologie zu entkleiden, schlicht und einfach heraus zu treten; vermöchte er aber dies, so fiele er in sich zusammen. Der Nihilismus begeht daher dieselbe Sünde wie der von ihm bekämpfte einseitige Spiritualismus, er wirft sich ein heuchlerisches Gewand um, kämpft gegen die Misstände der Zeit und will doch den ganzen innern Menschen um und um kehren.

Es wird ihm nicht gelingen, allen sichern Stand aufzulösen, wenn die Religion frei und frisch ins Leben überzugehen trachtet, den Angriff im freien Felde wagt und sich nicht in die polizeiverschanzten Kirchenburgen zurückzieht.

Die aus Verzweiflung hervorgegangene und an die Verzweifelnden gerichtete Literatur mußte als Gegensatz zu dem zeitgenössischen Staate sich herausstellen, der sich auf keine sittliche Grundlage, auf keinen Halt in den Gemüthern mehr stützen will, sondern sich nur als thatsächliche Gewalt geltend macht. Solchem gottlosen, entsittlichten Verfahren gegenüber, ist die Aufstellung einer entgegengesetzten thatsächlichen Gewalt in sich begründet. Der Staat, wie alles Leben der

Inhalt, muß aber auf sittlichem Boden beruhen, die Neugestaltung auch aus sittlichen Motiven hervorgehen. Diese allein verleihen Hingebung zur nachhaltigen That.

Der Feindschaft gegen die Verunstaltungen des Menschenthums muß die Liebe zu diesem zu Grunde liegen.

Dem sogenannten religiösen Quietismus gegenüber, der in einseitiger Demuth nichtsthuerisch dahinschlendert, muß die Vollkraft der **Selbständigkeit** wach gerufen werden. Es sollte aber ein längst überwundener Standpunkt sein, diese Selbständigkeit als eine ungöttliche zu betrachten. Die getrennten und als Gegensätze geltend gemachten Standpunkte, wo man einerseits die Autonomie des Menschengeschlechtes, andererseits eine außermenschliche, göttliche Fügung zum Princip der Geschichte macht, diese Gegensätze vereinigen sich wieder unter einem höheren Gesichtspunkte. Alle freie selbständige Wiedergeburt, des Einzelmenschen wie ganzer Nationen, die sich in ihrem innersten Wesen zusammenfassen und demgemäß aus ihrer Selbständigkeit ihr Leben gestal-

ten, beruht wiederum in Gott, der dieſes innerſte Weſen geſetzt hat und ſeine Selbſtändigkeit ausmacht. —

Es gibt keine Volksbildung überhaupt und keine deutſche insbeſondere ohne die religiöſe Bildung.

Auf dieſem Wege ging Hebel ebenfalls voran. Er ſuchte aber nicht, wie ſo Manche, hier ſeine Predigten los zu werden oder jeden Balken am Baue einer Erzählung zu einer Kanzel zu verwenden, um von da aus predigen zu können. Leicht und ungezwungen, ohne plötzlich aus einer höher gezwungten Tonart zu ſprechen, ſondern einfach und innig geht er zu dem Höchſten über, zum Ausſpruche und zur Erweckung des Religiöſen.

Nichts iſt leichter, als auf der Kirchenorgel das Regiſter der hochtönenden allgemeinen Redensarten von der Herrlichkeit, Allliebe, Allgute und Allweisheit Gottes zu ziehen. Nichts iſt auch häufiger, weil man die Theologie lernt, ſtatt das Gottesbewußtſein, die ewige Herrſchaft des unendlichen Geiſtes, in den tauſend Einzelheiten

des Weltlebens selbständig zu finden und darzustellen.

Hier tritt nun bei Hebel die poetische Begabung, mit ihrer Anlehnung an ein kleines plastisches Ereigniß in ihrem schönsten Glanze hervor. Ich erinnere beispielsweise nur an „Die Baumzucht," an die „Betrachtung über ein Vogelnest," an das „Morgengespräch des Hausfreundes und seines Adjunkts." Die lichte Heiterkeit, der fröhliche Gottesschein liegt hier überall ausgebreitet, denn die Religion ist eine Religion des Lebens und nicht des Todes.

Es ist ein in sich verkehrtes und in seiner Anwendung fast nur verunglimpfendes Verfahren, wenn man, wie so oft geschieht, in Predigten und poetischen Volksschriften den Todesschweiß und das letzte Stöhnen des Sterbenden, das dumpfe Rascheln der Erdschollen auf der Todtenbahre vor die Seele führt; wenn man das fleischlose Todtengerippe als schreckbare Vogelscheuche in den blühenden Garten des Lebens stellt. Das sind Bilder, um Menschen zu rühren, die, wie man sagt, Nerven wie Bastenstricke haben.

Aber die Religion in Schrift und Wort ſoll nicht vorzugsweiſe niederdonnern, ſondern erheben und kräftigen, das friſche Leben heiliger. Gewiß, wir lernen das Leben in ſeiner wahren Bedeutung aus dem Tode verſtehen, ſeine Endſchaft und ſeine Unendlichkeit. Wir müſſen uns bisweilen hinausſchwingen an jenen letzten faßbaren Punkt, um von da aus als Sieger in die Welt zurückzukehren, die uns nichts mehr anhaben kann. Es wäre aber bloßes qualeriſches Behagen und kraftloſe Selbſtauflöſung, vorzugsweiſe an jenem Endpunkte zu verweilen. Nicht alſo daß dieſes Moment aus der Volksſchrift verbannt, ſollte es nur auf jenen Raum beſchränkt werden, der als Punkt außerhalb des Lebens gelten kann, um dieſes ſelbſtthätig zu bewegen; dann aber ſoll die „ſeufzende Creatur," ſollen diejenigen, die unter des Tages Mühe und Noth ſchmachten, hinausgeführt werden auf den ſonnigen Plan des Lebens, um wieder Freude und Seligkeit zu ſchöpfen. Hier zeigt es ſich dann, ob die Gotteserkenntniß blos in der Abſtraktion und aus Büchern gewonnen oder im Leben erfaßt wurde.

Wie menschlich fromm Hebel den Predigerberuf auffaßte, zeigt sich besonders auch in dem hinterlassenen Bruchstücke seiner Antrittspredigt, die er sich zu dem Behufe aufgesetzt hatte, um einst (bei seiner ersehnten Rückkehr auf eine Dorfpfarrei) sein Verhältniß zu seinen Pfarrkindern damit festzustellen. Da ist nichts von jenem überhebenden Hochmuthe der Schriftgelehrten; es wird keine von Außen überkommene Weihe in Anspruch genommen, sondern nur die aus dem geläuterten Herzen sich erschließende. Einfach und schlicht erzählt Hebel, wie er gelebt, wer er sei, wie ihn Gott geführt, wie er dessen Heiligkeit erkannt und — was er nun zu erstreben suche. Er tritt herab von seiner erhobnen Stufe und stellt sich unter die Seinigen als Gleicher; er zeigt ihnen die frommen Gedanken, die seine Brust bewegen und will menschlich vereint, Gott dienend mit seinen Brüdern leben und sich heiligen. Er macht keinen weitern Anspruch für sich als den, daß er treu und redlich den Gesetzen Gottes in dem eigenen Leben wie in dem der Menschen überhaupt nachzuforschen trachte.

Allerdings tritt hierdurch das Subjektive ganz in den Vordergrund, aber wenn es ſich als ſolches und nicht als Autorität gibt, wenn es ſich in den Urgrund des eigenſten Weſens vertieft, wenn es ſeinen reinen klaren Inhalt ausbreitet, ſo iſt das die tiefſte Bereicherung menſchlicher Gotteserkenntniß. Durch das Subjektive, durch das Bekenntniß, wie man ſelbſtändig die ewigen Wahrheiten wieder gefunden — iſt die freie Wiedergeburt des Religiöſen gegeben. Und dann: ſind jene, die immer im Namen der Kirche oder im Namen Gottes ſprechen, minder ſubjektiv? Oder haben die Propheten, die eine ihnen gewordene Offenbarung verkündeten, nicht ihre ſubjektive Wahrnehmung dabei ausgeſprochen?

Das Syſtem, die reine Wiſſenſchaft läßt alles Subjektive hinter ſich und baut auf ein abſtraktes gemeingültiges Princip das allgemeine Gebäude (obgleich auch hier die Geneſis des Princips in dem die Wiſſenſchaft bauenden Subjekte dem Nachconſtruirenden zum beſten Anhaltpunkte dienen kann), die unmittelbar praktiſche Wahrheit braucht nicht von dem Subjekte abge-

los zu werden; es kann solche in sich zu einem Systeme ausgebildet haben, in der Einseitigkeit aber erscheint sie wieder als subjektive.

Was die Religion durch solches Subjektive an kirchlicher Uniformität verliert, das gewinnt sie an lebendiger innerer Einheit und wird von ihr weit aufgewogen. Die Propheten und Apostel stellen die von ihnen erkannten Wahrheiten auch subjektiv dar und verbinden sie innerlich zusammen. Gerade daß der biblische Leser die Auffassung vieler in sich schließt, gerade das gibt ihm seine universelle Anwendung.

Da tritt nun ein vielerfahrener Mann vor eine Versammlung, und zeigt ihr das Ewige im Wandel der Dinge, wie er es selber erfahren, nicht als Schulweisheit, als Gelehrsamkeit, sondern als wirkliches Leben, und es geht wieder ein in das Leben.

Die Theologie behält ihre Bedeutung als Wissenschaft, als Kunde von der Entwicklung des religiösen Bewußtseins in der Menschheit im Verlaufe der Zeiten; sie führt auf Tiefen, die

ſich dem ſubjektiven Einzelleben vielleicht nie aufgethan hatten, ſie macht theilhaftig der Arbeit und Errungenſchaft aller Zeiten und verbindet das Menſchenthum zur Einheit — dann aber muß die Religion ſubjektiv lebendig werden.

Der Staat kann freilich nur Prüfungen veranſtalten, in denen ſich das Wiſſen kund gibt; er muß ſich damit begnügen. Das Höchſte und Innerlichſte läßt ſich aber nicht in Schulen lernen und nicht im Examen abfragen.

Wie in der modernen Welt vielfach das, was ehedem Weſen war, Form geworden iſt, äußerlich zu erringendes Wiſſen und Geſchick, ſo iſt auch mannigfach das, was ehedem Beruf war, Amt geworden. Nicht die Naturbefähigung iſt entſcheidend, ſondern die erworbene Geſchicklichkeit, die Formfertigkeit. Darum iſt ſo viel Verſümmftes, Hohles, in den edelſten Verhältniſſen. Tauſende ſind Richter, Prediger u. ſ. w., nicht weil es ihr Beruf, ſondern weil es ihr Amt iſt; ſie vollführen ihre Obliegenheit als etwas Erlerntes, im gewohnten Schlendrian. Ein lebendigeres, von der Theilnahme Aller getragenes

Staats- und Religionsleben kann hier allein abhelfen. Das Rechts- und Religionsbewußtsein wird dann dem Volke nicht mehr blos von außen zugetragen werden; man wird auch die eigene Stimme vernehmen, in selbstthätigem Ausspruche, oder als Widerhall von erhöhter Stufe.

In der Wahl des Ausdrucks steht die Volkspredigt in gleicher Linie mit der Volksschrift. Das Volksthumliche besteht nicht darin, daß man sich in Wort und Ausdruck an die gäng und gaben Redensarten halte; diese können oft als schlagende Beweise angeführt werden, um Anfang oder Ergebniß eines umfassenden Gedankenganges zu veranschaulichen. Eine Mosaik von Volksausdrücken wäre aber hier wie dort unanwendbar. Es muß immer wiederholt werden, daß Schrift und Wort Erhebung bieten soll, in Gedanken wie in Worten. Es ist ein besonderer Vorzug des deutschen Volkes, daß bei ihm das Ideale volksthumlich ist, der kühnste Schwung reißt die Herzen am meisten hin, nicht das Platte, das Alltägliche; darum ist auch Schiller in seiner schwunghaften Idealität der volksthüm-

lichſte deutſche Dichter und wird es immer mehr werden.

Auf dem Standpunkte, wo die Religion Bildung zu werden ſtrebt, erhebt ſie ſich unmittelbar über das Confeſſionelle. Da Anfang und Ende hier wiederum eins ſind, kann man ebenſowohl ſagen: die Religion bewegt ſich hier in dem Gebiete, wo das Gottesbewußtſein noch nicht in geſchiedenen Formen erſtarrt iſt, oder in jenem, wo ſie den Durchgang durch die geſchiedenen Beſonderheiten bereits vollendet hat. Daher iſt dieſer Standpunkt der rein poſitive, ſei es nun vor oder nach der Negation, ſei dieſe bereits überwunden oder noch nicht vorhanden.

Jede wahre Poſition wird dabei auch von ſelbſt zur Oppoſition, ſo mild und ſchonend auch ihre Bewerkſtelligung ſein mag. Der Baum ſtößt die falben Blätter ab, erſt wenn ſich neue Keime angeſetzt haben, dann aber auch unausbleiblich. Muſſen die neuen Keime in den geſchloſſenen und zugleich ſchützenden Hullen noch einen Winter lang in lebloſer Erſtarrung ausdauern, und uns das ſcheinbare Bild der fahlen Abge-

sterbenheit vor Augen lassen; die junge Frühlingssonne sprengt die braunen Panzerschuppen, regt die Triebe in den erstarrten Keimen, und macht sie aufgehen zu saftfrischer Blüten- und Blätterpracht.

Nach einer nordischen Sage schloß einst Gott mit dem Teufel einen Vertrag, wonach alle Seelen, die zur Zeit als die Zweige entblättert sind, dahinfahren, dem Teufel gehören sollten. Nun hält aber fortan das niedere Gehölz und der kurzästige Baum die dürren Blätter fest, bis neues Laub da ist; sie können sich nicht mit Zukunftsknospen begnügen. Der Teufel ist geprellt. — —

Alles Leben ist der ständigen Wandlung unterworfen. Es kann in seinen Erscheinungsformen absterben, in seinem innersten Wesen aber nie.

Ist es schon dem in Formen erstarrten Staatsleben gegenüber, das nur die äußere That zu seinem Bereiche rechnet, nicht möglich, ideell positiv zu verfahren, ohne alsbald in Oppositionen zu gerathen, so ist dies auf dem Gebiete der Re-

ligion, die an und für ſich nur ideell poſitiv ſein ſoll, noch weit weniger der Fall. Der nicht an die gewohnte Form gebundene Gedanke gilt hier unmittelbar als Feind.

Hebel, der die humane Anerkennung aller Religionsformen im Auge hatte, ohne dabei auf eine Neugeſtaltung aus dieſem Prinzipe hinzuarbeiten, hielt ſich in ſeinen Volksſchriften vom Confeſſionellen fern. Er tritt in religiöſen Dingen rein und allgemein poſitiv auf, aber auch bei ihm wurde dies zur Oppoſition, oder mindeſtens von den an der Beſonderheit Haftenden als ſolche gefaßt.

Aus der Biographie iſt bekannt, daß Hebel für den Jahrgang 1814 des Hausfreundes eine Erzählung „Der fromme Wunſch“ geſchrieben hatte. Dieſe Erzählung wurde auf Betreiben der katholiſchen Geiſtlichkeit unterdrückt und Hebel darüber ſo verſtimmt, daß er den Kalender aufgab. Er war in keiner Weiſe eine kämpfende Natur, überdies durch Ueberhäufung von Amtsgeſchäften mißmuthig und die Erfahrung, daß es nicht möglich iſt, poſitiv in der Religion ſich zu

verhalten, ohne unversehens mit einem Kirchenthume in Widerstreit zu gerathen, mochte ihn in sich zurückscheuchen.

Der friedfertige, harmlose Hebel verfiel dem erbitternden oder verschüchternden Einflusse der Censur.

Die Bibel als deutsches Volksbuch. — Der Bibelton in der Volksschrift.

Es ist mehr als bloße äußerliche Zufälligkeit, daß mit der Bibel zuerst sich die neuhochdeutsche Schriftsprache festsetzte. Die Bibel wurde dadurch nach Gehalt und Gestalt der Codex des neuen Schriftenthums und wirkte besonders auf den eigenthümlichen Charakter der deutschen Volksschrift ein. Der Bibelton ist der verständlichste und volksthümlichste, Anknüpfungen an Geschichten und Bilder aus der Bibel begegnen der allgemeinsten Voraussetzung.

Ganz abgesehen von ihrer theologischen Bedeutung, rein ästhetisch betrachtet, bleibt die Bibel noch immer das Muster eines Volksbuches. Ihre Poesie kann von der Exegese der

Schriftgelehrten, die aus jedem Worte und jeder Wendung ein Dogma herausquälen, nicht zerstört werden. Sie gibt die concrete Anschauung eines Naturvolkes, stellt die Charaktere unmittelbar hin mit all den kleinen Lebenszügen der Individualität, die Lehre ergibt sich von selbst, nicht in kalter Abstraktion oder in überschwänglichen Ergießungen; wo ein theoretischer Satz sich herausstellt, ist er Resultat des Charakters und Ereignisses; die Bibel predigt nicht, sie gibt auch keine Verbildlichung vorher aufgenommener Tendenzen, Alles ist hier noch eins, das Allgemeinste und Höchste stellt sich in dem Besondern dar. Vor allem aber zeigt sich das Walten der höheren, das Individuum beherrschenden Macht in naiver Gegenständlichkeit.

An der Bibel arbeitete eine ganze Nation, durch mannigfache Wandlungen der Geschichte. Das verleiht ihr eine Inhaltsfülle wie kein anderes Buch sie besitzt, und menschlich gefaßt ihre göttliche Bedeutung. Der Geist eines ganzen Volkes liegt in diesem Buche eingeschlossen. Kein Einzelmensch kann ein solches vom Volksgeist er-

zeugtes Buch hervorbringen, wie, mit modernen Ergebnissen verglichen, kein Einzelner eine solche Fülle und Tiefe aus sich entfalten kann, wie wir solche in einer Volksliedersammlung finden.

Die Bibel, dieses älteste Volksbuch in doppelter Bedeutung, das zum Buch der Völker geworden ist, suchte Hebel zu nationalisiren, deutsch zu machen. Waren die „Biblischen Geschichten" zunächst auch blos für Kinder abgefaßt, so ist doch die Grundtendenz, diese Geschichten der deutschen Auffassungs- und Anschauungsweise näher zu bringen, eine höhere volksthümliche. Hebel ging von dem gewiß unbestreitbaren Grundgedanken aus, daß auch die nachbiblische Volkergeschichte und die daraus erwachsene Volksanschauung gleicherweise als heilig betrachtet werden könne und solle. Hierbei muß aber stets bedacht werden, daß die unmittelbare Beziehung aller Lebensäußerungen auf Gott der abendländischen Weltanschauung und Weltthätigkeit nicht entspricht, weil hier, im Gegensatz zum Orient, das Individuum in den Vordergrund tritt und erst in der Reflexion die Un-

terordnung des Einzelnen unter das Allgemeine und Ewige sich herausstellt. Im Occident tritt die freie Selbständigkeit des handelnden Individuums hervor, während es in Orient aufgelöst ist in die Staats- und Gottesidee und diese vorherrschend als das Bestimmende in jeglichem Thun sich aufwirft. Es widerspricht z. B. ganz der abendländisch volksthümlichen Empfindungsweise zu sagen: Gott führte die Allemannen, Gott schickte Attila, Gott schlug Napoleon u. s. w., obgleich die Philosophie der Geschichte dies bei den Allemannen u. dgl. eben so gut anerkennen muß, als bei irgend einem jüdischen Stamme oder Fürsten.

Mit dieser veränderten Betrachtung unserer geschichtlichen Thatsachen steht auch die Bildungsgeschichte in genauer Verbindung. Je weiter die moderne Bildung fortschreitet, desto mehr geht sie vom Individuellen aus, das erst aus dieser seiner Besonderheit sich zusammenschließt mit dem Allgemeinen, mit dem Staat, mit der Einheit in Gott. Umgekehrt war es bei den alten Völkern und hier speziell betrachtet bei dem jüdischen: je

mehr sich die Bildung individualisirte, je mehr der Einzelne sich ablöste und in sich abrundete, desto mehr bereitete sich der Zerfall. Das alte Religionsleben geht von der Offenbarung, das moderne von der Bildung aus. In der modernen Welt steigt das Ich auf zum All, in der alten war das All zuerst gesetzt und umschloß das Ich. Dort geht man vom Selbstbewußtsein, hier vom Gottesbewußtsein aus. Dieses letzte verleiht eben der Bibel ihren vorherrschend theologischen Charakter.

Die Bibel durch Umarbeitung abendländisch nationalisiren wollen, führt eben so sehr zur Verletzung des Geistes, in dem sie ursprünglich abgefaßt ist, als man auch dem modernen Nationalgeiste, dessen Gepräge sie tragen soll, nicht gerecht werden kann.

Es mag aber auch noch eine höhere Bedeutung darin liegen, daß die Bibel in den Händen der verschiedenen Nationen ihre eigene Ursprünglichkeit wahre. Als die Nationalreligionen ihre Endschaft erreichten und dafur die Religion der Menschheit und Menschlichkeit an die Stelle tre-

ten ſollte, als die neue Epoche der Weltgeſchichte anhub, in der fortan, entgegengeſetzt der alten Welt, verſchiedene Nationen neben einander Träger des geſchichtlichen Fortganges ſein ſollten, da ward den Völkern die Bibel in die Hand gegeben. Es wäre in der alten Welt nicht denkbar, daß ein Volk aus einem Buche fremden Urſprungs, fremder Sitte und Anſchauungsweiſe, die weſentlichen Momente ſeiner Weltbetrachtung entnehme. Das iſt aber gerade ein hervorſtechender Zug der neuen Völkerfamilie, daß man das Nationale, was zeitlich und räumlich draußen ſteht, in ſeiner Beſonderheit anerkenne und in ſeinem rein menſchlichen Gehalte in ſich aufnehme. Als die Nationalitäten aus ihrer ſtarren Ausſchließlichkeit und ihrer Misachtung alles Fremden erlöſt wurden, um das allgemein Menſchliche in ihnen zu beleben, da war die Bibel in ihrer ſcharfen nationalen Ausprägung das treflichſte Mittel. Die Bibel iſt nicht nur ein Volksbuch, ſondern ward auch das Buch der Völker; ſie läßt ſich daher auch aus dem Grunde nicht nationaliſiren, weil es ſich mit in ihre Aufgabe ſchloß, den Nationen

ein Buch zu ſein, woraus ſie fremdes, und hier vergangenes, Nationalleben in ſeiner gerechten menſchlichen Bedeutung anerkennen lernen mögen. Hebt man die Originalität der Bibel auf, wird ſie von den Deutſchen deutſch, von den Franzoſen franzöſiſch national u. ſ. w. umgeprägt, ſo verliert ſie eben damit die bezeichnete Bedeutung. —

Daß und wann füglich die neue Volksſchrift den Bibelten anſchlagt, bezeichnet Hebel gar ſchön in der Erzählung: „Einer Ehefrau ſchlafloſe Nacht“, indem Er dort ſagt: „Ein Gemüth, das zum Guten bewegt iſt, und ſich der Elenden annimmt, und die Gefallenen aufrichtet, ein ſolches Gemüth zieht nämlich das Ebenbild Gottes an, und fällt deswegen auch in ſeine Sprache.“

Wie in der bildenden Kunſt das Studium der Antike von unvergänglicher Bedeutung bleibt, weil hier die reinen Formen menſchlicher Erſcheinung zur Anſchauung gebracht ſind, ſo ſind auch in der Bibel die Urformen und Grundlinien

menſchlichen Seelenlebens gegeben; wir werden immer daran zu lernen haben. Die bildende Kunſt kann aber nicht immer blos den Charakter der Antike und die Volksſchrift nicht immer blos die Bibel nachahmen wollen.

Es läßt ſich nicht verkennen, daß es eine ſehr wohlmeinende Richtung gibt, die im Unmuth über die zeitgenöſſiſchen Verhältniſſe die ſcharfe Lauge des Hohns darüber ausgießt, Spott und Verachtung als Reizmittel der Erweckung betrachtet. Möglich, daß ein derartiges Verfahren nützlich und nothwendig iſt — obwohl es noch des geſchichtlichen Nachweiſes bedarf, daß je ein Volk aus Spott über ſeine öffentlichen Verhältniſſe dieſe anders geſtaltete — für die Volksſchrift aber dünkt mir ein ſolches durchaus am unrechten Orte.

Bei einem Volke, das die wahre menſchliche Freiheit noch nie beſeſſen, oder wo dem gegenwärtigen Geſchlechte die Erinnerung an dieſelbe

verloren gegangen, da ist die Verspottung des Knechtssinns und der daran haftenden Zustände meist nur zum Selbstgenügen des sich befreienden Autors.

Wäre es aber auch ein Mittel der Befreiung für Andere, so ist es nur äußerst selten und behutsam anzuwenden.

Wie von der Besserung desjenigen Menschen wenig zu hoffen ist, der sich seine Verderbtheit leichthin ins Gesicht hinein sagen läßt, oder gar selber redefertig solche bekennt, so auch bei einer großen Gesammtheit, einem ganzen Volke.

Aber auch den höher Gebildeten gegenüber, die auf abstraktem Wege die Idee der Freiheit gefunden, stumpft der Spott leicht ab.

Es ließe sich sogar darthun, daß auch in den sogenannten höheren Kreisen die literarischen Brandraketen nur wie eine kurzweilige Feuerwerkerei angesehen werden. Die Verhöhnungen des deutschen Michel*), was haben sie bewirkt?

*) Das Buch von dem tapfern und hochgeistigen Wilhelm Schulz ausgenommen, das aber nicht Spottlust, sondern tiefe Trauer um die Geschicke des Vater

Haben sie schlummernde Gemüther geweckt? Diese halten solche Anregungen fern, oder betrachten sie aus der literarischen Perspektive und lassen sich davon amüsiren. — Haben sie wache Geister zu lebendiger That geführt? Diese begnügen sich meist mit dem Kitzel der Eitelkeit, daß sie das schon längst gewußt und geahnt, daß aber nicht zu helfen sei, bis einmal wieder eine große Kriegsnoth oder etwas dergleichen komme, auf das man natürlich warten müsse. Und wenn am Ende ein Geniebegabter Alles durchweg negirt und verhöhnt, ohne uns je einen ethischen Hintergrund erkennen zu lassen, der zu solcher Negation berechtigt und auf dem sich ein neues Leben aufbauen könnte, ohne für irgend etwas noch Liebe zu empfinden, die zu heiligem Zorn zu entflammen vermöchte; wenn Alles blos dem muthwilligen Spaße geopfert wird, so reibt sich der Philister schmunzelnd die Hände und sagt: Er ist doch eben ein Tausendsasa und brillanten

landes kundgibt und erregt und zugleich das Bewußtsein der unverwüstlichen Kraft des deutschen Volksthums darthut.

Witz hat er, das ist nicht zu leugnen. Die literarische Kritik lacht sich auch ins Fäustchen und freut sich im Stillen, daß er diesem und jenem, der es allerdings verdient, den hochgetragenen Kopf tüchtig gewaschen.

Und am Ende bleibt Alles beim Alten. Dem Philister ist es zu viel Mühe, zur neuen Gemeinderathswahl seine Stimme abzugeben, die Kritik ist zufrieden die Sache gehörig einregistrirt zu haben.

So weit ist es Gottlob im Volke noch nicht und wird es wol auch nie dahin kommen. Die literarische Genußsucht mit ihrer lahmen Thatlosigkeit hat hier noch nicht Raum gegriffen, man sucht die Mahnungen und Hinweisungen einer Schrift noch mit dem Leben zu vereinbaren.

Was soll nun die Verhöhnung und Verspottung dem Volke? Ist es ja nicht seine Schuld, sondern vornehmlich die der Pfaffen und Büreaukraten, daß das schöne menschliche Leben verunstaltet und fast verloren ist. Himmel und Erde ist gestohlen. Wozu schlägt man den Beraubten?

Aber nicht nur in Rücksicht auf die äußere Anwendbarkeit, sondern auch aus Gründen der

innern Entwicklung ſcheint mir die Stufe der bloßen Satyre, des Hohns und der Verſpottung eine Uebergangsſtufe, deren öffentliche Ausbreitung nur dann allgemein erſprießlich und nicht blos befreiend für das bewegte Individuum iſt, wenn das Endziel ſich bereits kund zu geben vermag.

Wie im religiöſen Leben die Stufe des Zweifels und der Verzweiflung (auf der allerdings Viele ihr Leben lang beharren) folgerichtig zu einer vernunftklaren Erkenntniß oder gläubigen Hingebung fortſchreiten muß, ſo kann und muß auch im politiſchen Leben (in ſeiner umfaſſendſten Bedeutung) die Uebergangsepoche des Zweifels und der Verzweiflung zu einer rüſtigen, frohmuthigen Zuverſicht ſich fort entwickeln.

Wer je die Schmerzen der Welt, die Qual über die immerfort ſich erneuende Verunſtaltung des Menſchenthums im Herzen getragen, der kennt jenes Zittern und Zagen, jenes Bangen und Zürnen, das die Seele mit unendlichem Wehe zu erdrücken droht. Lange kann er todesbetrübt dahin gehen und ihn jammert der Menſchheit — bis er endlich und die Menſchheit in ihm neu

wiedergeboren wird und er gewinnt ein frisches Herz.

Wir sind, trotz äußerer Hinderungen, in unseren Tagen doch zu einer Oeffentlichkeit gelangt, wie sie noch zu keiner Epoche da war. Die flüchtigsten Regungen der Seele gewinnen Wort, die tiefsten Abgründe werden unverhohlen aufgedeckt; wir entwickeln uns vor den Augen der Welt. Trotz mancher lügnerischen Grimassen, trotz mancher Schönthuerei mit erheuchelter innerer Pein, bekundet sich wesentlich darin der Segen der Wahrhaftigkeit und die Wahrhaftigkeit wird uns frei machen.

Wir sind über die Stufe der Zerrissenheit hinaus, da man sich in allgemeinen unbestimmten Klagen ausströmte. Wir haben die Noth bestimmt und klar ins Auge gefaßt. Der in solcher Allgemeinheit mit Unrecht verspottete Weltschmerz verhallt nach und nach zu einer stillen Trauer in den Gemüthern und verleiht ihnen einerseits persönliche Entsagung und Aufopferung, andererseits Muth genug, sich zur gesunden That zu bereiten. Wer es mit sich und der Menschheit

wohl meint, muß ringen und ſtreben, ein friſches Herz zu gewinnen.

Alle diejenigen, die dem Volke einen erlöſenden Gedanken in die Seele legten, von den größten weltgeſchichtlichen Befreiern und Erlöſern bis zu den kleinen in enger Begrenzung, alle dieſe haben den Zerfall mit ſich und der Welt, den Kampf um die Hingebung, um das Vertrauen in die Erlöſung — zuerſt in der Wüſte, in ſtiller Einſamkeit, in der eignen Bruſt ausgekämpft. Erſt wenn ſie hier die Heilung für ſich und andere gefunden, mit friſchem Herzen ſind ſie alsdann hinausgetreten, ſtrafend, richtend, aber auch erhebend.

Widerſtreitet dies aber nicht der Wahrhaftigkeit, in der allein der Segen der Freiheit ruht? Darf man dem Volke den Zwieſpalt und den Zerfall verenthalten, aus dem die Erlöſung ſich ergab?

Es mag Zeiten geben, und die Geſchichte zeigt uns ſolche, in denen nur aus einem allgemeinen Untergange, und ſei es auch ein ideeller, d. h. eine Zerſtörung der ganzen bisherigen Welt-

anſchauung, die Wiedergeburt kommen kann. Ich glaube nicht, daß unſere Gegenwart eine ſolche iſt. Die Keime des neuen Lebens ſind bereits vorhanden, nur verſchüttet und vielfach verderbt. Das neue Volksleben hat mit ſeiner Vergangenheit nicht durchaus zu brechen, vielmehr kann und ſoll dieſe in ihrem innerſten Prinzip herübergenommen werden in die Zukunft. Es kann und muß möglich ſein, über den Abgrund eine Brücke zu bauen. Wir bedürfen nicht einer völligen Auflöſung alles bisherigen Zuſammenhangs, um den neuen natur- und zeitgemäßen zu finden.

Mag man indeß auch noch darüber ſtreiten, ob dem Volke die Rathloſigkeit des Zerfalls vorenthalten werden kann, hier iſt weſentlich nur von Bedeutung, daß man bereits ſelbſt die Einigung gefunden haben müſſe, um jenen in Anderen verſuchen zu dürfen.

Wenn ich in Bezug auf volksthümliche Thätigkeit überhaupt und die literariſche insbeſondere ein Beſiegtſein der Verzweiflung und der daraus folgenden Verhöhnung u. ſ. w. erheiſche, ſo will ich damit keineswegs jenes eitle ewige Singen

und Sagen von der Größe und Herrlichkeit der deutschen Nation gut heißen, zumal, da gerade dieses Verfahren von den Staatsoberhäuptern, wie von denen, die das Handwerk auf eigne Rechnung treiben, so beliebt ist. Es ist gleich empörend, den überschwänglichen Lobpsalm deutscher Volksehre, deutscher Freiheit und Kraft hören zu müssen, wo diese nicht zu finden ist, ein Herausstreichen und Aufpugen anderen Nationen gegenüber zu sehen; wie es auf der andern Seite abstößt, immer von Niedertracht u. s. w. sich vordeklamiren zu lassen.

Es ziemt einem Volke nicht, sich von noch so wohlgemeinter Verehrung hätscheln und mit Zuckerworten speisen zu lassen.

Man kann die innere Kraft hoch achten und dabei doch die unwürdigen Zustände erkennen, ja man muß beides.

Die Widersinnigkeit, diese beiden so oft neben einander auf dem Titel desselben Buches genannt zu sehen, könnte erwarten, wenn es nicht allbekannt wäre, daß blos äußerliche Spekulation und kein innerer Gedanke diese Verbindung zu Stande gebracht hat.

So wenig daher auch zu erwarten sein mag, daß durch Darlegung des Sachverhaltes die unnatürliche Verbindung fernerhin vermieden werde, mögen doch einige Andeutungen zur Erkenntniß und Weiterführung durch Andere dienen.

Die Naivetät des Kindes und die des gereiften sittlichen Mannes ist durchaus verschieden. Beim Kinde muß die Anschauung erst gebildet

werden, beim Volke aber iſt die bereits ausgebildete Anſchauung zu Gedanken und Geſammtbegriffen zu erheben. Dort muß die Welt erſt erſchloſſen, hier die theils falſch theils zerſtreut erkannte Welt berichtigt und ergänzt werden.

Der erwachſene Mann aus dem Volke bedarf anderer Koſt als der eigens für den Kindermagen zubereiteten. Sind ſchon diejenigen Kinderſchriften weniger fruchtreich, in denen Alles plan und platt iſt, und die kein wiederholtes Leſen vertragen, ſo iſt dies noch weit mehr bei der Volksſchrift der Fall.

Darum ſtößt es auf einen innern Widerſpruch beim Mann aus dem Volke, es beleidigt ihn, wenn man ihn in der Schrift zu den Kindern in die Schule ſchickt; er iſt kein Neuling in der Welt, er kennt ſie längſt, weiß ſie nur nicht immer im Zuſammenhange zu faſſen und zu deuten. Der Staat ruft ihn zur Soldatenpflicht, fordert Steuern von ihm ein u. ſ. w. was ſoll da ein Zurückgehen auf die Uranfänge menſchlichen Seins? Das heutige Volk hat die Schule längſt verlaſſen, das jetzige Männergeſchlecht hat

in der Regel den ordnungsmäßigen Schulunterricht vollendet, es will über andere Interessen belehrt sein.

Der schulmeisternde oder gar kindliche Ton der Volksschrift bringt es dazu, daß sich der gereifte Mann höchsten Falls lachelnd abwendet und nichts davon wissen will.

Ich kenne eine Volksschrift, in der das Landvolk mit „Lieber Bauer!“ angeredet wird; zu solcher süßlicher Schulmeisterei führt ein verkehrter Geschmack.

Wenn auf dem Lande Lesevereine, Leseabende u. dgl. eingerichtet werden, sollte nicht das Schulzimmer, sondern ein Zimmer des Rathhauses dazu gewählt werden. In den Erwachsenen regt sich mit Recht eine Widerspenstigkeit gegen die Anmuthung, sich noch einmal in die Schulbänke einzwängen zu lassen; das Rathhaus ist der Ort für Männer, die sich selbständig am Leben betheiligen. Das Gemeindeleben ist ein sichtbarer Mittelpunkt der Menschengemeinschaft, es wird auch in der Volksschrift seine Bedeutung geltend machen und geht die Kinder nichts an.

Eben so sehr es sich innerlich widerspricht, das Volksleben wieder in die Kinderhaftigkeit hinab zu zwängen, eben so verkehrt ist es aber auch, den Unterricht in der Staatsverfassung ꝛc. zu einem Schulgegenstande machen zu wollen. Was soll den Kindern ein so trockenes Paragraphenwesen, dessen Inhalt sie doch nicht fassen können? Sollen die Kinder in der Schule noch durch eine weitere Langweiligkeit gemartert werden? Solches Ansinnen beruht auf einer innern Verkennung des organischen Lebens, es hängt, trotz seines liberalen Scheines, mit jenem büreaukratischen Schulmonarchismus zusammen, der alles Wachsthum gern mit dem Schulbakel groß ziehen möchte und den dürren Stock zuletzt noch den Waldbäumen zur Stütze in die Erde rammt.

Es muß für die zu erringende Betheiligung am Staatsleben andere Mittel und Wege geben, als die Kinderschule. Laßt nur ein gesundes Gemeinleben aufkommen, einzelne Klänge werden in den stillen Kreis der Familie hineintönen; dem aufhorchenden Kinde braucht nicht alsbald Alles klar sein, um was es sich handelt u. s. w.,

gerade solche unversehens empfangenen halb verhüllten Eindrücke graben sich am tiefsten in die Seele und werden zu den wurzelfestesten Jugenderinnerungen.

Aber nicht nur durch die nothwendigen Elemente des Gemeinlebens, sondern auch wenn allgemein menschliche Triebe, Tugenden und Laster dargestellt werden, sind Volks- und Kinderschriften verschieden. In den letzteren kann die Darstellung in Einer Farbe in idealer Unvermischtheit sich halten, weil es darauf ankommt, solche Zustände erst kennen zu lehren; bei der Schrift für das Volk aber, das derartige Erlebnisse bereits aus Erfahrung kennt, müssen sie in der Mischung, die ihnen die Wirklichkeit gibt, vorgeführt werden, wenn sie Glauben und Nacheiferung erwecken sollen. Auch sind hier Geschlechtsbeziehungen u. dgl. nicht zu umgehen, die dem Kinde verhüllt bleiben sollen.

So sehr nun auch Kinderschrift und Volksschrift getrennt sein müssen, so theilen sie doch die Bedingung, daß die Zustände des Lebens mit sittlichem Auge aufgenommen sein müssen.

Unsere schöne Literatur hat sich vielfach so gestaltet, daß sie nicht im Familienkreise laut gelesen werden kann, weil sie, für neue Lebenswendungen mitkämpfend, rücksichtslos verfährt, weil die staatliche Bevormundung gerade zu Uebergriffen des Subjekts stachelt; die polizeiliche Aburtheilung hat das Richteramt des Nationalgeschmacks verdrängt. Ohne darum in englische Zimperlichkeit zu verfallen, hat man sich neuerdings, mit wenigen Ausnahmen, eine Selbstbeschränkung auferlegt, die zugleich auch der Auslanderei einen Damm entgegensetzt.

Bei der Volksschrift tritt solche Zurückhaltung von selbst ein. Das Cynische wie das Luderliche darf keinen Raum in der Volksschrift gewinnen; sie muß rein gehalten werden. Im Volke gilt noch die heilige Schrift und die Schrift als heilige. Es beleidigt mindestens, trotz seiner Derbheit, den gesunden Sinn des einsam lesenden Burgersmannes, wenn er merkt, daß man ihn mit Niedrigem unterhalten will; er sieht darin eine Geringschätzung. Eine Weile mag er wol auch darüber lachen, dann aber legt er das Buch

kopfschüttelnd weg. Die Schriften, die in den Fehler des Niedrigen verfallen, wie z. B. die im Dialekte geschriebenen von Weizmann u. A., haben keinen Halt im Volke, und nur etwa bei sogenannten höheren, aber auch frivolen Kreisen.

Dazu kommt als äußerer Umstand hinzu, daß in den Volkskreisen fast nie einsam gelesen wird; man hat selten besondere stille Elternstuben, von Kind und Gesinde getrennt; das Leben ist ein gemeinsames.

Wenn in den gewöhnlichen Stadtbürger- und Bauerstuben ein Bücherbrett vorhanden ist, ist es nicht verschlossen, das Kind muß das Buch zur Hand nehmen können und es wird solches weglegen, wenn es unverständlich ist oder fernliegende Interessen behandelt.

Wie wird dann in den Volkskreisen eine Schrift meist gelesen? Die Familie sitzt nach vollbrachtem Tagewerke Abends bei einander, der Gesprächsstoff ist erschöpft; nun holt der Vater ein Buch oder den Kalender, reicht's etwa einem seiner Kinder, das noch die Schule oder die Christenlehre besucht und sagt: „Lies vor, meine Au-

gen sind nicht mehr an das Lesen gewohnt ꝛc.“ Durch den Mund des Kindes, in Gemeinschaft mit allen Hausgenossen, wird nun laut, was der Schriftsteller bietet; es ist nicht nöthig, daß dem Kinde Alles verständlich sei (und sogar die Kinder lesen gern solche Schriften, die Vieles enthalten, was ihnen nicht alsbald offenbar ist) aber jedes Ungehörige in Stoff und Form tritt durch den Kindesmund um so auffälliger heraus.

Die volksthümliche Auffassung der Geschichte. — Eine Versündigung.

Früher wurde bereits darauf hingewiesen, daß der Gesammtheit des Volkes die ganze große Vergangenheit wie ausgelöscht ist. Solche kann daher erst nachträglich, aus der Schrift heraus, wieder aufgefrischt oder eigentlich neu verzeichnet werden. Es mag dahingestellt bleiben, ob es möglich ist, die Geschichte des gesammten deutschen Vaterlandes dem Interesse und dem Gesichtskreise der sogenannten großen Masse näher zu bringen; behandle man nun allgemeine oder Spezialgeschichte, ein volksthümliches Geschichtswerk ist heutigen Tages wesentlich unterrichtend und Neues lehrend. Wie der Unterricht z. B. in der Erdkunde heutigen Tages zuerst von der

Heimatkunde ausgeht, ſo mag dies auch in der Geſchichte der Fall ſein; die Stammesgeſchichte bildet daher den organiſchen Ausgangspunkt. Wenn nun auch die volksthümlichen Geſchichtswerke vorherrſchend unterrichtend ſind, ſo gehören ſie doch in das Bereich der Poeſie, weil ſie ſich nicht blos an das rein Thatſächliche halten können, ſondern daraus neue Lebensbilder ſchaffen müſſen; etwas vom hiſtoriſchen Roman wird hier einfließen.

Hebel hat die Urgeſchichte der Allemannen in eigenthümlicher und in ihrer Art muſterhafter Weiſe behandelt. Er fühlte wohl, wie ſchwer es iſt, bei den mangelhaften Quellen und dem mangelnden Zuſammenhange mit den Erinnerungen, hier Leben und Intereſſe zu erwecken. Er hielt ſich aber fern von der pathetiſchen Aufgeblaſenheit, die mit hochtrabenden Phraſen Begeiſterung erwecken will und ſolche bei einer Mittelſtufe und einem Mittelſchlage der Bildung allerdings momentan zu Stande bringt; er wählte ein anderes und glücklicheres Verfahren, indem er ſich mit modernem Bewußtſein mitten in dieſe Ge-

schichten stellt, sie wie Familiengeschichten erzählt, nicht rein objektiv aus sich heraustreten läßt, sondern mit heiterm Blick und mancherlei Seitenwendungen sie deutet. Hier wie immer behielt er seinen zierlichen und doch schlichten Humor, dessen tiefer Ursprung auch oft hervortritt. „Denn die Deutschen — sagt er z. B. bei dem Kampfe der Allemannen und Franken — wissen von nichts anderm, als wenn sie keinen fremden Feind zu bekämpfen und zu verderben haben, so thun sie einander den Gefallen selber. Sie meinen, es sei besser, wenn die Feinde auch mit einander in der nämlichen Sprache reden können."

Man kann es bedauern, daß Hebel diese lebhaften Geschichten nicht fortgesetzt und vollendet hat; es fragt sich aber, ob, wenn auch nicht äußere Verstimmung eingetreten wäre, dies hätte erreicht werden können. Im weiteren Verlaufe wäre alsbald das Grundübel deutscher Geschichte eingetreten, daß selbst die Stammesgeschichte ihr Einheitliches verliert, theils in verschiedene Gruppen auseinander fällt, theils zu Fehden und Hausgeschichten einzelner Herren ausartet.

Die Geſchichte der Gegenwart bot Hebel gleichfalls lebendigen Stoff. Er lebte zu einer Zeit, wo Leben und Tod ſichtbarlich mit einander rangen, wo eine große Schmach das Vaterland niederhielt und nicht wie heute tauſend kleine Schmählichkeiten, gegen die wir nichts haben als halb unterdrückte Worte. Hebel war kein enthuſiaſtiſches Herz, wenigſtens trug er es nicht in ſeine Schriften über, er läßt uns nur ein tiefdeutiges Lächeln und Winken erkennen, wenn er, die Tagesgeſchichte berichtend, ſagt: „Der Hausfreund bildet ſich faſt etwas darauf ein, daß er ſeines Orts mit ſeinem ſchwachen Arm die Weltbegebenheiten fortſetzen kann, wenn er's nur auch könnte nach ſeinem und des geneigten Leſers Sinn.“ Es waren damals trübe und verworrene Zeiten in Deutſchland, es bedurfte ſelbſtändiger und gewaltiger Naturen, um ſich dem thatſächlichen Beſtand entgegenzuſetzen, Hebel war keine kämpfende Natur; aus den angeführten Worten läßt ſich indeß erſehen, daß er manchen Wunſch auf dem Herzen hatte. Ueber das Verhältniß Hebel's zu Napoleon und den Zeit-

läufen überhaupt bedürfte es weitläufiger Auseinandersetzung, hier mag nur noch auf den trefflichen Humor hingewiesen sein, der sich in der Komödie vom Franz und dessen Frau Victoria in den „Brassenheimer Siegesnachrichten vom Jahre 1813“ kundgibt; wie fein lugt da die Schalksnatur Hebel's hervor.

Ein dunkler Fleck trübt die volksthümliche Schriftstellerei Hebel's, es ist das, wie bekannt, sein Aufsatz über Andreas Hofer.

Es ist empörend, mit einem ätzenden, sonst Hebel'n ganz fremden Sarkasmus einen Mann aus dem Volke verhöhnt zu sehen, der in aufopfernder Pietät Alles für seine Liebe in die Schanze schlug. Wol sagen die Freunde Hebel's, daß er durch jenen Spott die oberrheinischen auch ehemals zu Oesterreich gehörigen Ortschaften von ähnlichen voraussichtlich nur unglückbringenden Versuchen abhalten wollte. Mag er auch die häusliche Wohlfahrt über alles gesetzt, das Gemeinsame als in zweiter Reihe stehend betrachtet haben, nie hätte er diejenigen, die dieses voraufstellen, mit so bitterm Hohne verfolgen dürfen,

und noch dazu, weil ihr begeistertes Herz unter'm Bauernkittel schlug.

Wenn auch der tapfere Adjunkt, Kölle, (Biogr. S. 116) berichtet, daß Hebel zu diesem Aufsatze „von Oben veranlaßt war", so ist das nur ein Erklärungsgrund und wird auch nur als solcher angeführt.

Leider paßt hier auf Hebel, was er schon früher so tief als wahr ausgesprochen: „Langsam und Schritt für Schritt steigt man eine Treppe hinauf, aber in einem Augenblick fällt man hinab, und bringt Wunden und Schmerzen genug mit auf die Erde."

Jene Pietät, die aus Hofer einen Heldrn macht, der sich kecklich neben die glänzendsten Heroen des Alterthums stellen darf, ist ein Denkmal der unverwüstlichen Innigkeit und Treue des deutschen Volksgeistes. Es wird, mit und ohne Willen, daran gearbeitet, sie mit Stumpf und Stil nach dieser Seite hin auszurotten, sie hat schwere Geschicke gebracht und lange erdulden gelehrt; dennoch aber liegt in ihr ein tief ehrwürdiger Grundzug, der die Zuversicht gibt, daß

das, was der deutsche Volksgeist erfaßt, eine Ausdauer und Lebenszähigkeit erhält, die wir für die neuen naturgemäßen Zustände erringen und erhalten müssen.

So offen es nun auch zu Tage liegt, daß Hebel's Verfahren gegen Hofer ein Abfall von seiner Sendung und eine Versündigung an seiner eigenen Natur und der des Volkes war, so dürfen wir darum doch nicht vergessen, was er gethan, wie er so lange und innig all sein Sinnen der Freude und der Wohlfahrt des Volkes zuwendete. Es war damals eine trübe Zeit, die oft die Klarsten verwirrte und verschüchterte. Nur Wenige konnen sich davor retten, nicht den Fehlern ihrer Natur und ihrer Zeitumgebung anheim zu fallen, jeder trägt mehr oder minder ihre Schatten. So betrübend dies auch für den ersten Anblick erscheinen mag, so liegt darin doch wieder eine höhere Ausgleichung. Wir sind dadurch allein frei von der starren Macht des Autoritätsglaubens, wir legen bei jedem Charakter ohne Scheu den Maßstab der Kritik an, nichts gilt blos deshalb, weil es von ihm ausging;

wir geben uns nie gefangen an die Aussprüche und Thaten eines Einzelnen. Bei aller Verehrung verkennen wir die Schatten nicht und lassen sie mit Wehmuth oder in Erkenntniß der Mangelhaftigkeit alles Endlichen dahingestellt.

Hebel war der Hausfreund des Volkes, er war eine friedliche, dem Patriarchalischen zugewendete Natur, nicht zum Kampfe geboren; er arbeitete für die Begründung des Menschenwohls auf dem Boden der Privattugend, der häuslichen Umfriedung, für die Kämpfe „draußen in der Welt" war er nicht geartet.

Für das Kleinste im Privat- und häuslichen Leben hat Hebel ein sorgfältiges Auge, sein „Guter Rath", der Manchem „geringfügig und vielleicht lächerlich scheinen" wird, erstreckt sich mit eindringlichen Worten selbst darauf, wie man die Strumpfbänder knüpfen soll. Die angeführte von Hebel selbst erkannte Besorgniß könnte aber nur durch einen Mißverstand in Erfüllung gehen.

Die Sorge für das Kleine, oft kleinlich scheinende, iſt die zur echten Wirklichkeit gewordene Liebe; das Leben wie es iſt ſetzt ſich aus tauſenden von kleinen Zuſtänden zuſammen, die alle durch einen gemeinſamen Gedanken gehalten ſind, der nichts zu geringe achtet, um ſich daran zu bethätigen. Die Hochpunkte, in denen die lebendige Idee als ſolche heraustritt, ſind ſelten. Kann man ſeine Mitmenſchen nicht von den großen Feſſeln und Banden befreien, ſo achtet es die wahre Liebe, die immer zugleich demüthig iſt, nicht zu geringe, ſie einſtweilen zu lehren, einen Bändel naturgemäßer zu knüpfen.

Die Sorglichkeit für das Kleine, die ſich in Hebel bekundet, iſt daher keineswegs geringfügig oder lächerlich.

Dabei müſſen wir es aber als einen Mangel erkennen, daß er ſo ſelten auf umfaſſendere Beziehungen hinleitet; für das Bürger- und Gemeinleben zeigt und bewirkt er faſt gar kein Intereſſe.

Wir dürfen Hebel hieraus keinen beſondern Vorwurf machen.

Das seit dem dreißigjährigen Kriege stockende und unterbundene Nationalleben hat vielfach die traurige Verirrung zur Folge gehabt, daß man bei uns Deutschen aller nachdrücklichen Betheiligung an den öffentlichen Zuständen sich entwöhnt hat. Noch heute wird es daher vielfach bedauert, wenn ein wissenschaftliches oder künstlerisches Talent nicht gleichgültig an den Gemeinzuständen vorübergeht, weil man — und oft mit Recht — fürchtet, es müsse sich an den Kleinlichkeiten zerreiben oder in Schwermuth und Bitterkeit sich selbst aufreiben; so sehr fehlt es uns an jedem großen friedlichen Zuge des Gemeinlebens, in dem jede Kraft sich gehoben und geeinigt fühlte. In viele Kreise ist daher auch die Ansicht gedrungen, daß man um so vornehmer erscheint, je weniger man sich — so weit es nicht nothwendig das Amt verlangt — in die Staats- und öffentlichen Angelegenheiten mischt. Die Vornehmen, die nichts gelernt haben und alle Mühe scheuen, etwas zu lernen, und die Studirten, die viel gelernt haben und unverdrossen Alles lernen möchten, wetteifern darin, alle Bethätigung am öf-

sentlichen Leben abzulehnen. Und wer nun gar in den Kampfen und Fragen des Tages öffentlich Wort ergreift oder Hand anlegt, über den rumpft man gar hochmüthig die Nase.

Das hat sich nun — Dank dem erwachten Volksbewußtsein — vielfach geandert. Die besten Namen der Wissenschaft und Kunst sind auch Herolde im Leben. Es ist kein Ehrentitel mehr, wenn man von einem sagt: „Er kümmert sich nichts um Politik" und wird hoffentlich bald eine Schande werden. Die falsche Abstraktion von Idee und Wirklichkeit, von Denken und Thun, muß in allen Gebieten sinken.

Aus der in das Privatleben zurückgedrängten Thatkraft, deren Schattenseiten sich in obiger Bemerkung herausstellten, hat sich in den von Wissenschaft und Kunst entfernteren Lebenskreisen, eine Blüthe gebildet, die wir wahren und hegen müssen: die Ausbildung des persönlichen und Familienlebens.

Die deutsche Volksschrift wird daher hiervon ausgehen und hierauf zurückkehren müssen.

Es ist unstreitig, daß alles öffentliche Leben,

alle Ausbildung der Gemeinverhältniſſe bodenlos und in die Luft geſtellt iſt, wenn ſie nicht die Privattugend, die Veredlung des Menſchen zur Unterlage hat, wie dies, von andrer Seite geſehen, auch wiederum Endziel iſt.

Erſt dadurch wird die Freiheit ein wahres unentwendbares Beſitzthum, wenn ſie ihre lebendige Wurzel in den Charakteren der Einzelnen, und nicht blos in gegebenen Inſtitutionen hat. Ein Hinwirken auf dieſe allein, ohne tiefere allgemein menſchliche Ausbildung, wäre daher hohl und halb. Die politiſche Tugend iſt die Frucht der Privattugend, der Zweck an ſich, der aber wiederum neue Lebenskeime in ſich hegt zu neuer Pflanzung.

Wie die freien Charaktere aber nothwendig freie Inſtitutionen erzeugen, ſo auch umgekehrt. Das Bewußtſein der innern Würde, das Streben nach menſchlicher Veredlung gewinnt eine frohe, friſche Triebkraft, wenn Inſtitutionen daſtehen, in deren Geſetzen die Anerkennung der Menſchenwürde Aller Geſtalt und Leben gewonnen hat. Es iſt wohl möglich, die innere

Ehre bis zu einem gewissen Grade auszubilden, ohne daß noch die äußeren Lebenseinrichtungen ihr entsprechen, dann aber entsteht Zwiespalt und Mißmuth in den Herzen. **Innere und äußere Ehre müssen daher einander entgegenkommen.** Da regen sich wohlig die Keime in der jungen Erde, wenn die warme Sonne draußen wartet und lockt; da schaut man mit Herzenslust die frischen Triebe, wenn man nicht zu bangen und zu zagen hat, daß sie im schnell umschlagenden Froste erstarren.

Die heutige thatsachliche Staatskunst macht sich wesentlich dadurch geltend, daß sie alle und jegliche Consequenz des geschichtlich Gewordenen oder sogar des von ihr selbst Gegründeten abzuwenden trachtet, sei es, um den Schein zu retten, mit feinen Sophismen, oder einfacher und unumwundener mit Dekreten und Bajonetten. Man hat im Gesetze die Tortur abgeschafft und will nicht zur Consequenz der Geschworenengerichte vorschreiten, oder vielmehr darauf zurückgehen, was doch schon Justus Möser bis zur Unwiderleglichkeit als unbedingte Folgerung nachgewiesen

hat. Das heutige Männergeschlecht im Volke hat eine Schulbildung genossen, wie sie noch zu keiner Zeit da war; nun aber soll überall gestaut und gestopft werden, da diese Bildung ihre natürliche Frucht in der Betheiligung am Religions-, Staats- und Rechtsleben in Anspruch nehmen will. Die alte Ordnung der Dinge mit dem Prinzipe des Patriarchalismus stutzte sich wesentlich auf die Autorität in staatlicher, kirchlicher und gesellschaftlicher Hinsicht; das Prinzip des neuen Welt- und Völkerlebens ist die freie Bildung, das Individuum muß in sich seinen Schwerpunkt finden, nicht blos durch Anlehnung an ein außer ihm gesetztes Feststehen, und so müssen sich die Selbständigkeiten zu einem lebendigen Ganzen zusammenfugen.

Nun aber will man die freie Bildung wieder in die alte Autorität zurückbannen, statt sie zu ihrem nothwendigen Endziele zu führen, in der sie aus sich das Gesetz mit neuer Autorität erzeugt. Daher jene fieberhafte Aufregung, die man gerne eine Krisis nennt und durch allerlei Heiltränklein zu beschwichtigen trachtet.

Wie ſtellt ſich nun inmitten aller dieſer Zuſtände die Volksſchrift?

Eine Bibelſtelle mag als Anhaltpunkt und Antwort dienen. „Mit der einen Hand thaten ſie die Arbeit, mit der andern hielten ſie die Waffen“ heißt es Nehemia 4, 17. Wie einſt, nach dieſem bildlichen Ausdrucke, die alten Juden kämpften und bauten, wie heute die nach innerer und äußerer Emanzipation vorſtrebenden Juden die innere Veredlung ihrer Glaubensgenoſſen und zugleich die gerechte äußere Stellung derſelben zu erringen trachten — ähnlich ſtellt ſich die Aufgabe des Volksſchriftſtellers. Wir müſſen das Ueberlebte und Abgeſtandene in den Gemüthern zu entfernen und dafür das ſchlummernde Gute zu erwecken trachten; wir müſſen dagegen andrerſeits die äußeren Hinderniſſe wegzuraumen und dafur die entſprechenden Lebensformen an die Stelle zu ſetzen ſuchen. Der reiche Inhalt des Menſchengeiſtes ſoll die Form der Geſetze erfullen, mit ihnen eins werden; dies iſt aber nur moglich, wenn die Geſetze ſich organiſch aus Geiſt und Leben herausbilden.

Wohl werden die Feinde der Volksfreiheit die gerügten und aufgedeckten Mangel des Volksgeistes als Zeugen der Unmundigkeit, als nothwendige Stützen ihrer Willkurherrschaft zu verwenden suchen; das darf aber nicht abhalten der Wahrheit die Ehre zu geben und die Wahrheit wird bekunden, daß die Mangel u. s. w. wesentlich Folgen der aufgenöthigten und widernatürlich festgehaltenen Lebens- und Staatsformen sind.

Es ist ein verkehrtes, verderbliches Verfahren, einseitig die Menschen bereden zu wollen, daß durch veränderte Staatsformen allein die Freiheit festbegründet würde, daß die Naturwidrigkeit jetziger Gestaltungen allein die Schuld der Unfreiheit trüge. Vielmehr muß zugleich darauf hingewirkt werden, daß das Verrottete und Veraltete in den Gemüthern sich auflöse, damit die Freiheit nicht nur errungen, sondern auch erhalten werde.

Ebenso verkehrt als jenes blos auf Staatsformen u. dgl. gerichtete Streben wäre aber auch das, einseitig nur auf die Charaktere wirken zu wollen.

Es klingt faſt wie Hohn, ein freies Menſchenthum in unfreien Verhältniſſen zu fordern.

Darum muß nach beiden vereint gewirkt werden, nach innerer Veredlung und entſprechender äußerer Freiheit. Menſchenbildung und freies Bürgerleben ſollen Hand in Hand gehen.

Warum ſind ſo viele nach Freiheit ſtrebende Männer aus dem Volke, alsbald nachdem ſie zur Herrſchaft gelangt waren, von ihren Anhängern angefeindet und verläſtert worden? Es iſt nicht immer Abfall von der früheren Richtung, ſondern meiſt etwas Anderes. Jene Männer ſuchten vor Allem ſich die Liebe und Gunſt des Volkes zu erwerben, um jeden Preis; ſie ignorirten die Vorurtheile, Mängel und Laſter, ja ſie ſchmeichelten ihnen oft, nur um mit allerlei Mächten eine Aenderung zu bewirken. Iſt dieſe zu Stande gebracht, ſo muß die neue Ordnung der Dinge natürlich mit den alten ignorirten oder gehätſchelten Fehlern in Widerſpruch und Kampf gerathen; die alte Verehrung iſt von beiden Seiten dahin. Man klagt hier über Tyrannei, dort über Unverſtand; beides mit Recht.

Die Volksschriftsteller müssen dem Volke seine Mängel vorhalten und sie zu berichtigen suchen, andererseits das Bewußtsein seiner Würde und Kraft und der entsprechenden Lebensformen in ihm auferbauen.

Wer wahrhaft gute Menschen bilden will, muß sie zu freien Menschen bilden.

Wie es Aufgabe der religiösen Bildung ist, die Selbstüberwindung und die daraus erstehende Wiedergeburt zu schaffen, so ist es Aufgabe der politischen Bildung im weitesten Sinne, das freie Selbstgefühl des Menschen in persönlicher, gesellschaftlicher und staatlicher Hinsicht zu erwecken und zu festigen. Religiöse und politische Bildung widersprechen sich demnach nicht, sie sind vielmehr in dem geläuterten Individuum wiederum geeint.

Es gibt eine Richtung, die weiter nichts will als Selbstüberwindung ohne den Fortgang zu dem freien mit dem Gesetz eins gewordenen Individuum, und die demzufolge alles Selbstgefühl als sündhafte Ueberhebung und eitle Weltlust verdammt; dieser Richtung gegenüber steht die andere, die alle Selbstüberwindung für eitel Knechts-

sinn ansieht. Beide Richtungen sind Extreme, von denen die letztere das Menschengeschlecht in Subjektivitäten zerspaltet, die erstere die Menschheit als Ganzopfer einem abstrakten Gesetze darbringt.

Für die Volksschrift kommt hier nur noch in Betracht, daß sie stets zugleich positiv und negativ wirken muß, sowohl rücksichtlich des innern als des äußern Lebens.

Wie schwierig dies sich nach jeder Seite hin stellt, leuchtet von selbst ein.

Hebel stand hauptsächlich auf der einen, innerlich positiven Seite. Wer möchte ihm daraus einen Vorwurf machen, daß er that wozu Natur und Geschick ihn berufen hatte? Er ist ein Vertreter der Humanitätsrichtung, die noch vom vorigen Jahrhunderte herüber die allgemeine Menschenbildung, unbekümmert um die Kollisionen des Staatslebens und unbehindert von denselben, in's Werk zu setzen trachtete. Er führte diese mehr oder minder abstrakte Richtung dem unmittelbaren Leben näher und ward dadurch ein Vertreter des Patriarchalismus.

Ich weiß wohl, daß Manche, die mit Hebel

am runden Tische des Karlsruher Museums gesessen, die ihn allerlei Schwanke erzählen hörten oder gar manche mit ihm ausführten, darüber lächeln werden, wenn ich Hebel etwa als Patriarchen bezeichnen wollte; sie werden darüber lächeln, wie über so manchen in diesen Blättern unternommenen Versuch, den Charakter und die Wirksamkeit Hebels aus allgemeinen Ursprüngen abzuleiten und damit zu verknüpfen. Aber das Wesen eines Schriftstellers in seinen eigentlichen Grundzügen liegt in seinen Schriften vor. Es kann hier Beziehungen geben, die dem Manne selber nicht deutlich vor Augen standen, die aber ein späteres Geschlecht erkennt, nicht weil es höher steht, sondern weil es das spätere Geschlecht ist.

Hebel vertritt darin den Charakter des Patriarchalischen, daß sein vornehmstes Augenmerk auf die Ordnung des innern Menschen und des häuslichen Lebens gerichtet war. Die Aufgabe des Bürgerlebens stand ihm fremd, er hat es nie völlig ausgesprochen, aber es ist, als ob im Hintergrunde seiner Seele der Gedanke lebte: Seid

brav und fröhlich, und überläßt alles Andere Gott und den vorgeſetzten Behörden. Das läßt ſich füglich als Patriarchalismus bezeichnen. Dazu kommt in Betracht, daß Hebel hauptſächlich lebte und ſchrieb unter der Regierung Karl Friedrich's, den man als den letzten Patriarchen bezeichnen kann. Die Nothwendigkeit, daß die Bürger ſelber durch Theilnahme am Staate für ihr Wohl ſorgen, trat unter der Regierung jenes menſchenfreundlichen Fürſten für Hebel nicht ſo ſcharf und beſtimmt heraus. Zu dieſen allgemeinen Erklärungsgründen kommt bei Hebel noch ein durchaus perſönlicher, der mir von beſonderer Bedeutung ſcheint. Wie in ſeinen Dichtungen aus dem Volke, ſo verſetzte er ſich auch in ſeinen Schriften für das Volk in ſeine eigene Jugendzeit zurück. Ich habe oben dargelegt, daß das Jugendleben eines Dorfkindes die weſentlichen Merkmale des Patriarchaliſchen trägt. Alles geſtaltete ſich daher für Hebel vornehmlich zu einem Haus- und Familienleben, in das die Bewegung des Geſammtlebens nur einzelne Klänge dringen läßt. Hätte Hebel als gereifter Mann ſpäter wieder

ganz und fortdauernd unter dem Volke gelebt, so hätte er nothwendig auch das Gemeinleben in sich verarbeiten und darstellen müssen. Die Verhandlungen in der Gemeindestube und was da von allgemeinen Interessen in dieses kleine Forum hereinragt, Alles dies hätte mindestens ebenso zur Aussprache kommen müssen, als was zu Hause am Herde laut wird.

Der Hausfreund wußte in der Familienstube, oder auch im Wirthshause beim Schoppen, manches gute Wort anzubringen und manchen Schwank zu erzählen; er will sich aber nicht recht dazu schicken, ein Führer und Wegweiser auf der offenen Heerstraße zu sein, ein Fahnenträger mitten unter den Kämpfern, oder ein Herold, der verkündet und erweckt, was man außer dem Hause zu erwarten und anzusprechen habe.

Mitten in der Kriegszeit wandelt der Hausfreund von Hütte zu Hütte, nöthigt mit heiterm Sinn ein Lächeln auf das verstörte, kummervolle Antlitz der Inwohner, heilt und tröstet und lenkt die Geister in sich zurück.

Wer möchte die Schönheit dieses Berufes

und ſeine treue Erfüllung verkennen? Müſſen wir auch heute noch Weiteres erheiſchen, ſo darf ſich das doch nicht zum Vorwurf für den Hausfreund geſtalten.

Hebel hat ſich auf einen ähnlichen Standpunkt geſtellt oder ſich auf demſelben erhalten, wie ſein größter Zeitgenoſſe: Göthe, er hatte das gleiche Beſtreben, nur dem ewig Menſchlichen in ſich und anderen zu lauſchen.

Wol müſſen wir es noch heute beklagen, daß jener gewaltige wie dieſer ſinnig tiefſchauende Geiſt darauf bedacht ſein konnte, ſich zu „ſalviren“; wenn aber einſt der Kampf mehr ausgeglichen ſein wird, wenn wir nicht mehr blos um die Ehre und das Daſein der Nation und die nothwendigen Bedingungen der freien Entfaltung zu ringen haben, dann wird man die beſcheidenen Gebilde Hebel's wie die großen, gewaltigen Göthe's ohne Rückhalt und ſtörende Nebenbetrachtung frei genießen können.

Der Kampf, die Oppoſition iſt nicht Zweck, die Aufgabe der Preſſe z. B. hat, wenn die Schranken der Cenſur gefallen ſind, noch kein

Ziel erreicht; es ſtellt ſich dann erſt die eigentliche heraus, den befreiten Menſchengeiſt die Fülle des in ihm ruhenden Guten und Schönen inne werden zu laſſen.

Jetzt, da wir noch inmitten der Arbeit des Kampfes ſtehen, mitten in den Staubwolken des hinwegzuräumenden Schuttes, können wir noch nicht harmlos die Feſtesfreuden des Geiſtes ſchaffen und entgegennehmen. Eine Weile können wir die Beengungen des Lebens vergeſſen oder hinwegdenken, dann aber bringt ſie der Tag uns ſtets wieder nahe; nur eine Weile laſſen wir uns das Spiel des Menſchenlebens in heiterer Sorgloſigkeit deuten und erklären.

Wol iſt das Leben ein ſtetiger Kampf und es iſt auch eine Freude, wenn wir alle Kraft ſich darin ſpannen fühlen; es gibt Naturen, die ſich in dieſer unausgeſetzten Spannung wohl fühlen; darf man aber Diejenigen der Mattherzigkeit zeihen, die ſich nach Frieden ſehnen, in dem die beſten Kräfte nicht mehr zur Gegenwehr und Vernichtung, ſondern zu freien Schöpfungen aufgebraucht werden?

Hebel war eine friedfertige, zum Frieden geborne Natur, er erhielt ſich zeitlebens jene Stimmung, die des Kampfes vergeſſend oder nicht inne geworden, dem Wechſel des Daſeins mit Lächeln und milder Weisheit zuſchaut.

Fühlen wir darum auch nicht den großen Pulsſchlag der Zeit in den Schöpfungen Hebel's, ſo können wir uns doch an der menſchenfreundlichen Regung erfreuen, die ſie durchzieht und ſolche ſelbſt da erkennen, wo ſie — wie bei Andreas Hofer — ungerecht gegen einen mächtigen und großen Zug des Lebens wird.

Einzelnes zur Charakteristik Hebel's. — Deutsche Herrenfurcht. — Nachwirkungen des Jugendlebens. — Das Nachgiebige. — Staatsdienst und Schriftstellerei.

Hebel, ein Mann aus dem Volke, hat später, da er als Pralat in der ersten Kammer saß, nie ein kräftiges Wort für die Sache des Volkes gesprochen. Abgesehen davon, daß das Verfassungsleben kaum erst gepflanzt war, gibt uns Hebel dafür einen persönlichen Aufschluß. In der Biographie wird nach seinen eigenen Aussagen berichtet, wie ihm seine Mutter schon frühe die Ehrfurcht vor jedem Schreiber einflößte *).

*) Ihr habt gut reden," sagte er zu mahnenden Freunden, „Ihr seid des Pfarrers N. Sohn von K. Ihr wart noch nicht zwölf Jahr alt, so hat schon Mancher euch Herr Gottlieb geheißen, und wenn Ihr mit

Man kann wol sagen, daß eine Ermannung viel vermocht hatte und hatte vermögen müssen, aber es kann hier nur um Erklärungsgründe zu thun sein. Da eröffnet sich uns nun ein gewaltig Stück deutschen Lebens. Dem Volke gegenüber stehen die Beamten, die tausend und aber tausend kleinen Majestäten, oft noch geschiedener als ehe-

---

Euerem Vater über die Straße ginget, und es begegnete euch der Vogt oder ein Schreiber, so zogen sie den Hut ab und erst, wenn Euer Vater den Gruß zurückgab, habt auch Ihr Euer Käpplein gelüpft. Ich aber bin, wie Ihr wißt, als Sohn einer armen Hintersassenwittwe zu Hausen aufgewachsen und wenn ich mit meiner Mutter nach Schopfheim, Lörrach oder Basel ging und es kam ein Schreiber an uns vorüber, so mahnte sie: «Peter, zieh 's Chäppli ra 'schumt a Her»; wenn uns aber der Herr Landvogt oder der Herr Hofrath begegnete, so rief sie mir zu, ehe wir ihnen auf zwanzig Schritte nahe kamen: «Peter, blieb doch ste, zieh gschwind di Chäppli ab, der Her Landvogt chummt.» Nun könnt ihr euch vorstellen, wie mir zu Muthe ist, wenn ich daran denke — und ich denke noch oft daran — und in der Kammer sitze mitten unter Freiherrn, Staatsrathen, Ministern und Generalen, vor mir die Standesherren, Grafen und Fürsten, und die Prinzen des Hauses und unter ihnen der Markgraf Leopold, — fast mein Herr."

dem die unmittelbaren Herren. Man muß es wissen, welch eine Scheu oft den unschuldigsten Bürger, ja selbst das Kind durchzuckt, beim Anblick eines Beamten. Gewiß, manche Beamte haben da und dort durch ihre Individualität ein besseres Verhältniß erzeugt, aber im großen Ganzen wird es so lange nicht sein, so lange die Staatskunst wesentlich Polizei ist, so lange ein organisches Staatsleben nicht das Selbstgefühl in den Bürgern erzeugt hat, das bei allem Gehorsam gegen die Obrigkeit bestehen kann, ja durch sie gestützt werden soll, so lange nicht die besten Bürger zu Beamten werden.

Wir sehen an Hebel, daß seine bescheidene und stille Natur sich von den empfangenen Jugendeindrücken nicht frei machen konnte.

Noch ein Anderes steht hiemit in Verbindung.

Nur Wenige können ermessen, welche unergründliche Nachwirkung ein gedrücktes Jugendleben auf ein zartes Gemüth ausübt. Jung-Stilling hat dies mit feinem Tiefblicke in seiner Lebensbeschreibung dargethan, oft fast unwillkür-

lich, manchmal aber auch mit hellem Bewußtsein. Er berichtet einmal, daß bei widerfahrener Unbill und Beleidigung ihm immer erst das Weinen näher stehe als der Zorn. Ein tief psychologischer Zug bekundet sich hierin. Ein strebsames, feinfühlendes Kind, von Jugend auf darauf hingewiesen, die Güte Anderer zu empfangen, sich manchen Unbilden zu fügen, statt gegen sie anzukämpfen, erhält dadurch leicht etwas Nachgiebiges, Fügsames, das zur Weichheit werden kann. Was sich mit der Zeit zur mannhaften Gegenwehr entwickeln sollte, zur rücksichtslosen Wahrung seiner selbst, erhält dafür etwas Unentschiedenes, Rücksichtsvolles, das den Moment nicht keck und zuversichtlich erfassen läßt; das Kind ist oft wie in einen Garten voll Früchte und Blumen gestellt, der einem Fremden angehört. — Wie ganz anders ein Kind, das in höheren, freien Verhältnissen seiner selbständigen Familie aufgewachsen ist, das von frühe an gewohnt ist, sich nichts gefallen zu lassen, der Welt die Selbständigkeit seiner Individualität entgegenzusetzen, sich nicht von Wohl-

tvatern da und dorthin stellen zu lassen, oft mit dem Widerspruch des innersten Wesens.

Selbst dem Manne kann etwas von dieser Vorgeschichte anhaften, wenn auch nicht im ganzen Charakter, doch in einzelnen Momenten.

Hebel war weit entfernt von der Weichheit Jung-Stillings, der so zu sagen mit empfindsamer Haut durch's Leben ging und den die leiseste Berührung elektrisch durchzuckte, aber auch Hebel behielt noch lange eine Nachwirkung seiner frühesten abhängigen Stellung, so sehr er auch mitunter schon mitten in derselben seine ungebändigte Natur geltend machte, wie in der Biographie (S. XIV) ein Schalk sich berichtet wird.

Ein älterer Schüler Hebel's, der jetzt einem der höchsten Staatsämter betraut ist, zahlte mir einmal, daß er von Hebel einst im Lyzeum hart angelassen wurde; auf eine Auseinandersetzung hierüber wurde Hebel heftiger und behielt fortwährend eine Abneigung gegen seinen Schüler. Später, als dieser ein Freund Hebel's geworden war, wurde die Sache in

trauter Stunde erörtert; Hebel gestand sein Unrecht, das dadurch veranlaßt war, daß Hebel glaubte, der Schüler wisse, wie der Lehrer ehedem Unterstützung von dessen Vater genossen und habe sich deshalb etwas gegen ihn herausgenommen.

So geringfügig dies auch an sich ist, zeigt es doch, daß in Hebel mitunter die Erinnerung an seine ehemalige Abhängigkeit störend auftauchte. Solches konnte aber nur in seltenen Momenten zur äußerlichen Kenntlichkeit hervortreten, im Ganzen schlug der heitere Lebensmuth und die Laune in Hebel's Charakter vor.

An die Erkenntniß der bezeichneten Fügsamkeit schließt sich noch ein weiteres Merkmal in Hebel's persönlichem und literarischem Charakter: der jeweilige Mangel an entschiedener Selbstbestimmung.

Mit welcher tiefquillenden Sehnsucht verlangte es ihn nach der Rückkehr in das Landleben, nach einer Dorfpfarrei, und er konnte sich nicht entschließen und entscheiden und war endlich froh, als ihm die Möglichkeit der Selbstbestimmung ab-

genommen, und ihm, wie man es nennt, „von oben“ zu erkennen gegeben ward, er möge in seinem nunmehrigen Bestimmungsorte und Wirkungskreise verbleiben.

Diese hin und her schwankende Zaghaftigkeit ist aber nicht immer, und auch hier nicht, ein Zeichen der Unentschlossenheit, vielmehr wirkt eine vorherrschende rücksichtsvolle Beachtung Anderer dabei mit. Man läßt seine Natur nicht frei gewähren, weil man sich dankverbunden fühlt und weil man früher in gedrückten Zuständen erfahren hat, wie leicht ein Eigenwille verletzend in den andern eingreift; man ist daher eher geneigt, eigene Wünsche aufzugeben, als die Freude und den Wunsch Anderer zu stören. —

Das Staatsdienerleben benimmt gar Manchen die innere Machtvollkommenheit und Selbstbestimmung des Individuums. Da betritt man die untere Stufe als Accessist, Vikar u. s. w. und nach und nach, ohne weitere fortgesetzte Selbstbestimmung, und nur mit gewissenhaftem regelmäßigem Arbeiten wird man von Stufe und Stufe hinaufgewunden, bis man endlich auf einer ho-

ben Stelle oder im friedlichen Penſionszuſtande endet. Da iſt es nicht nöthig, daß man jeden Tag ſeine Arbeit ſchaffe und ſuche; wie durch unſichtbare Macht treibt die Staatsmaſchine den Stoff heran, der aufgearbeitet werden ſoll; da iſt nicht nöthig, daß man jeden Tag die ganze Kraft der Selbſtbeſtimmung wach rufe, täglich das Leben neu ſchaffe, mit Daſein und Erwerb und Stellung ringe, Alles geht, wie man ſagt, ſeinen geweißten Weg.

Wie viele Selbſtändigkeiten werden da geopfert, müſſen geopfert werden.

In der Staatsdienerſchaft gewöhnt ſich auch die Seele leicht daran, gewiſſermaßen nur vereinterischen Urlaub zu nehmen, ſich blos bis zu einer vorgeſetzten Grenze zu entfernen, wenn ſie ſich aus der gewohnten Lebens- und Denkweiſe herausbegibt.

Es gehört eine unbeugſame Individualität dazu, da, wo man aus dem Schulleben mit ſeinen Vakanzen unmittelbar in die Staatsdienerſchaft mit ihren zeitweiligen Ferien und Beurlaubungen eintritt — ſich da noch die Vollkraft

und das ungeschmälerte Bewußtsein der individuellen Freiheit zu bewahren und sich darnach ein inneres oder äußeres Leben zu schaffen, das rein auf sich selbst gestellt ist. Es erforderte daher eine große Energie, sich vielgliedlich zusammenzuraffen, aus dem gewohnten Kreislaufe herauszutreten und ein Leben zu erobern, das den innersten Regungen gemäß wäre.

Wir gelangen hier an einen Punkt, der neuerdings zu vielfacher Erörterung Anlaß gegeben hat, es ist dies, dem besoldeten Staatsdienst gegenüber: die Schriftstellerei als Stand- und Lebensberuf. Niemand wagt es zu bestreiten, daß auf den Frieden gestellte Künste, wie Malerei, Musik, ein volles Menschenleben in Anspruch nehmen und nicht blos als Nebenbeschäftigung gelten dürfen; von der Schriftstellerei dagegen will man es noch nicht annehmen. Man kann sich auch noch nicht drein finden, daß es studirte Menschen, Gelehrte geben soll, ohne Titel und Amt.

Man will es noch nicht erkennen, welch ein neues Verhältniß die immer höher steigende Thei-

lung der Arbeit in der modernen Welt hervorgerufen. Man weist mit Jammer und Klagen auf die verlorenen Subjekte hin, ohne zu bedenken, daß es mindestens eben so viel im Staatsdienste gibt, nur daß diese nicht so herauszutreten haben, sich nicht jeden Tag Stellung und Unterhalt erringen müssen. Der Staatsdienst fordert vielfach das Opfer der Individualitäten, die Schriftstellerei vielfach die Opfer gesicherter äußerer Existenz; was ist mehr?

Wer sich in der Welt umsieht, wird viele in den Staatsdienst versetzte hochherzige und kraftvolle Geister finden, die in den endlosen Arbeiten der Bureaukratie ihre Kraft in anstrengenden Thätigkeiten aufbrauchen müssen, die sie großen Theils nutzlos oder naturwidrig erachten. Diese Seite muß auch hervorgehoben werden. Man findet solches aber nicht des Aufhebens werth, man scheint fast nur ein Auge dafür zu haben, wenn einmal ein Mensch sich unabhängig gestellt, sich über sich selbst getauscht hat und verkommt.

Ich weiß wohl, daß sich Vieles gegen die Schriftstellerei als ausschließlichen Beruf sagen

laßt — von der Entfernung von der wirklichen Welt und ihren Bedingungen, von den Fährlichkeiten des Daseins, die aber jeder nach seinem Berufe willig auf sich nehmen muß — ich will hier blos noch entgegenhalten, daß eine unmittelbare Beamtung leicht am Detail haften macht, schöpferisch neu gestaltende Ideen erdrückt. Selten geben organisatorische Gedanken von den Kanzleien aus und sie werden auch leicht aufgegeben, weil der erste Eindruck, den sie hervorbringen, der ist, daß sie das Bewußtsein der Mühseligkeit und einbrechenden Verwirrung bei ihrer Durchführung erwecken. Man sieht hier vor Allem und zunächst die über einander rumpelnden Aktenstöße in den wohlgeordneten Regisraturen, denen der neue Gedanke das Brett wegzieht, man denkt, wie neue Charaktere und Talente erforderlich seien u. s. w. Die noch so fest stehende Wahrheit wird durch einen praktischen Handgriff bei Seite geschoben, die unmittelbare Ausführbarkeit mit Schonung aller Verhältnisse gilt als Maßstab; was sich nicht darnach fügt, ist Ideologie.

Je weiter den Universitaten ihre korperschaftliche Unabhangigkeit entzogen wird und sie in die Staatsmaschine eingefugt werden, deste mehr geben alle neuen Lebensgestaltungen von der freien Literatur aus, die widerruflich auf die jeweilige Anerkennung in der öffentlichen Meinung angestellt ist.

Es mag sonderbar erscheinen, dunkt mich aber doch bemerkenswerth, daß fur einen Mann wie Hebel das Angemessenste gewesen wäre, wenn man ihn aller Amtsgeschäfte entledigt und ganz seinem schriftstellerischen Wirken für das Volk uberlassen hätte. Es ist betrubend, wenn man liest, wie niedergedrückt sich Hebel — gleich dem kernmuthigen Voß — von den vielfachen Obliegenheiten fuhlte: Akten lesen, ebräisch lehren, die Schulen visitiren u. s. w. u. s. w. hätte wol auch ein anderer gekonnt, das was Hebel's Beruf war, aber nur er *).

*) Neben dem bereits in der Biographie Mitgetheilten geben uns zwei in Schreibers Taschenbuch für Geschichte (1846) mitgetheilte Briefe weitere Belege. Diese

Es wird wol eine Zeit kommen, wo man nicht mehr alles Schreiben auf ungestempelte Bogen für halben Müßiggang anſieht, wo man, auch von Beamten-Standpunkte aus, einſehen wird, daß ein Wirken auf den Geiſt mehr regieren hilft als eine ganze Schaar von Menſchen, mit der Amtsgewalt angethan; daß die beſte Praventiv-Polizei, ja die einzig anwendbare,

---

Briefe ſind ſcherzhafter Weiſe in lateiniſcher Sprache an Ittner gerichtet, der (1812) zum Direktor des (katholiſchen) Seekreiſes ernannt worden war. Hebel ſchreibt: Deleo tamen meam caussam, qui ex urbe evolare cupio, quod haeretico mihi homini provincia tua occlusa est. Quod ni ita esset, rogarem abs te, ut me in circuli tui angulo quodam reciperes, in quo *pastoris* muneribus fungerer, certe *pastoritia carmina canerem.* In dem Briefe vom Januar 1817 heißt es: Ego, quam parum absim a boeotico homine, ipse ex eo audies: qui, nisi quod in *Museo* potius quam in alia quadam caupona cerevisiam meam bibo, nullo fere amplius cum *Musis* commercio utor, sed in *Acta* quae dicunt, imo ipsis Actis incumbo et in iudimagistros, qui meo respiratui subjecti sunt, saevissimam tyrannidem exerceo. *Peream, ni in hoc injuncto mihi officio brevi tempore perieturus sum.*

ein Wirken auf den Charakter und die Erkenntniß ist.

Man schätzt die Kunst des Arztes sehr hoch und weiß ihr vielen Dank, wenn sie eine ausgebrochene lebensgefährliche Krankheit heilt; man übersieht aber leicht die viel höhere Bedeutsamkeit, wenn sie dem Ausbruche zuvorkommt, einen naturgemäßen Zustand ohne Krisen herstellt und erhält.

Aehnlich stellt sich das Verhältniß von Staatsgewalt und Literatur.

Staatsleben und Sittlichkeit sollen vereint werden, die Gesetze des Innern dogmatisch äußerlich Gestalt gewinnen, das Individuum soll mit Liebe aufgehen in die Gesammtheit, die allgemeinen Bestimmungen müssen das Zusammenfassen der Selbstbestimmungen der Mehrheit sein. Die Poesie ist es dann, die die Menschen sittlich und frei zu machen strebt, sie mit sich und der allgemeinen Vernunft vereinbart, nicht auf dem äußerlichen Wege der Verordnungen, sondern durch innerliche Klärung.

Ich will damit durchaus nicht das unmittel-

bare Wirken des Geistes in Dienst und Sold des Staates gestellt wissen; der Staat, auch der höhere, sittlich durchdrungene, nicht blos thatsächliche, kann und darf doch sein Augenmerk vor Allem nur auf Thaten richten. Die Nation allein kann durch freie Theilnahme und Aufmunterung dem geistigen Wirken durch die Presse ihre Anerkennung und Förderung verleihen.

Indem aber Hebel längst im äußern Dienste des Staates stand, hätte dieser wol sein Wirken für den Geist als solches anerkennen dürfen.

Eine Verkennung alles innern Dranges und echt philisterhaft wäre aber die Annahme, Hebel hatte, äußerlich ganz frei gestellt, weniger für das Volk geschaffen.

Hebel hat erst als gereifter Mann sich der Volksschriftstellerei gewidmet, weil man erst in vorgerückten Jahren sich der wirklichen Welt und der realistischen Literatur zuwendet, während man in früheren Jahren, die Welt aus sich schaffend, mehr oder minder freien Phantasiegebilden nachgeht. Der Hausfreund folgte erst auf die allemannischen Gedichte. Was nun so

aus fester Lebenskunde mit innerer und äußerer Nothwendigkeit hervorging, dem konnte man nicht so leicht abwendig gemacht werden, als dem, was etwa eine zeitweilige Stimmung mit sich brachte.

Die Lebensfrage der Civilisation. — Der Pauperismus und die Volksschrift. — Die freien Vereine.

„Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen," so lautet der uralte Spruch, und eben darin liegt zugleich auch die Bedingung der menschlichen Besonderheit, gegenüber allem individuell unfreien, bloßen Naturleben.

Arbeit ist das Loos des Menschen, ihm ist die stete Neugestaltung der Welt anheim gegeben, und der Inhalt seines eigenen Daseins erscheint nur als Folge der vorausgegangenen Arbeit.

Je höher die Civilisation steigt, um so mehr scheint sich jener uralte Spruch erst zum Fluche auszubilden, einerseits durch Trennung seines Vor- und Nachsatzes — Arbeit ohne Brod, Brod ohne Arbeit — andererseits durch negative

Wiedervereinigung: Mangel an Arbeit und an Brod.

Hier sind die glühenden Fragen des Tages, die sich schwer anfassen und schmieden lassen. Feige Bequemlichkeit wäre es indeß, auf ihre von selbst erfolgende Verkühlung zu harren, in der es dann aber auch zu spät wäre, das Eisen zu biegen.

Noch ist für die Frage, die den Grund unseres ganzen Gesellschaftslebens erschüttert, keine entscheidende Lösung gefunden, um so mehr ist daher Jeglicher berechtigt und verpflichtet, seine wenn auch mangelhaften Ansichten preiszugeben.

Hier mag sogleich darauf hingewiesen werden, wie kindisch oder wie aberwitzig diejenigen handeln, die, weil sie sich vorzugsweise mit der Frage des Pauperismus beschäftigen, mit besonderm Behagen die Bestrebungen der von der Gewalt ihnen gerne überlieferten Liberalen verspotten oder zu untergraben trachten. Und doch kann nur vermittelst der freien Staatsformen eine Lösung der Privatnoth gefunden werden.

Wir wissen es so gut wie ihr, daß mit

Rechtsgleichheit, mit den Garantien der Rechtszustände, daß mit Preßfreiheit, Geschwornengerichten, Ausdehnung des Wahlrechts, freien Volksversammlungen, noch kein wesentliches Ziel erreicht ist, aber nur vermittelst dieser läßt sich eine lebendige Wiedervereinigung der Gesellschaft bewerkstelligen.

Freilich scheinen England und Frankreich, die mehr oder minder im Besitze jener Formen sind, solchem zu widersprechen; aber noch hat, wie selbst von communistisch-socialistischer Seite zugestanden wird, in Deutschland der Pauperismus und das Proletariat die „classische Höhe" jener Länder nicht erreicht, und noch darf man hinzusetzen, ist so viel sittlich religioses Gefühl in deutschen Herzen, daß wir die Freiheit nicht blos zu selbstsüchtigem Behagen sondern zum Wohle Aller zu erringen trachten. Ist das Streben nach Freiheit sich seines sittlichen Endzweckes bewußt, so kann es nicht in eitle Selbstsucht zurücksinken. Der Kampf um politisch-religiöse Freiheit, der Deutschland bewegt, wird und muß in seinem Siege, eben durch seine Verbindung mit

dem wahrhaft Religiosen, sich in aufopfernder Liebe bethätigen. Der auf sittlichem Boden erwachsene Staat kann sich nicht mehr blos im unbehinderten Gewährenlassen jedes Einzelnen begnügen, im ruhigen Zuschauen, wie er sich durchschlage; inwieweit er aber durch Fürsorge, durch lebendiges Eingreifen sich geltend machen müsse, ohne die individuelle Freiheit aufzuheben, das eben erscheint als noch nicht gelöste Frage.

Ich behalte hier wesentlich das Verhältniß der Volksschrift zu diesen Fragen im Auge.

Zwei Gruppen, die sich zu Gegensätzen bilden, treten uns hier entgegen.

Die einen erwarten Alles von der Erziehung und Bildung des Einzelnen, innere Klärung und Hebung des Menschen soll ihm Sicherheit in sich geben und zu entsprechenden äußeren Zuständen führen. Man will eine „Hebung der unteren Klassen", indem man den Einzelnen durch sittliche Bildung zu erkräftigen trachtet, und eine ökonomische Hebung damit verbinden will; man will eine Urbarmachung brachliegender Gebiete, im eigenen Geiste sowohl wie im eigenen Lande.

Wesentlich aber läßt man hier den Einzelnen in seiner isolirten Stellung; durchaus an das bestehende Staatsleben anknüpfend, sucht man im Einzelnen zu verbessern und Maßregeln zu erweitern. Diese rein humanistische Richtung steht auch noch zum Theil vereint mit dem kirchlichen Transscendentalismus, wenn sie auch mit aller Macht gegen jene empörende Lügenhaftigkeit kämpft, die mit ihrem ewigen Singen und Sagen von Liebe und Verbrüderung der Menschheit, es gleichgültig mit ansieht, wie der Arme hülflos im Elend verkommt. Als Extrem der zum Theil auf humanem Boden ruhenden „innern Mission" zeigt sich jenes Bestreben, die Armuth und die Weltübel zu heilen, indem man die Massen in längst erstorbene Religionsformen zurückbannen will, es zeigt sich jene empörende Verbrüderei hartherziger Fabrikherren, die ihre ausgemergelten Fabrikarbeiter allabendlich zu Betstunden versammeln und sie in ihrem zeitlichen Elend an das himmlische Jenseits verweisen.

Sogar der rein humanen Richtung läßt sich entgegnen, daß es fast wie Hohn klingt, dem

mit stündlicher Angst um sein Dasein Ringenden die Hoheit seiner Menschenwürde entgegenzuhalten, daß er sich daran erhebe und sie heilig achte. Sprecht dem, dem es im leeren Magen knurrt, von den Wonnen im Reich der Töne, ihr thut dasselbe wie der Religionsheuchler, der beim Gejammer der hungernden Kinder den Vater auf das Halleluja der himmlischen Sphärenmusik vertröstet.

Gegenüber der vorherrschend geistig humanen Richtung stellt sich die materialistisch-communistische. Sie will nichts von einer sittlichen oder auch ökonomischen Hebung des Einzelnen, ihr Augenmerk ist die Gesammtheit, nur von einer vollständigen Umstellung der ganzen menschlichen Gesellschaft erwartet sie die gründliche Heilung des Uebels. An kein Gegebenes sich anschließend, sich aus der abstrakten Idee aufbauend, steift sich diese Richtung auf eine unbeugsame Consequenz.

Da die idealistische Lösung der Weltübel bis jetzt getrogen hat, wird das schnurstracks Entgegenstehende zum Prinzipe erhoben. Diese prin-

zipielle Ausbildung bis zum Extreme verdankt die materialistisch-communistische Richtung aber dem gegentheiligen Extrem. Der hündischen Unterwürfigkeit gegenuber die sich im Namen der Religion geltend macht, dem Zertreten der Menschenwürde, das sich damit brüstet, das Leben überwunden zu haben, indem es solches vernichtet, das ganze Diesseits als bloße Candidatur oder Verwesung betrachtet — als Gegensatz zu allem diesem mußte sich das materialistisch-communistische Extrem ausbilden. Ihm zufolge soll der Mensch hier allein auf das Aeußere, auf den Genuß hingelenkt werden, er bedarf keiner Klärung, keiner Selbstüberwindung und Erhebung mehr. Man beredet die Menge, alle Verruchtheit der Zustände komme nur daraus, daß die äußeren Verhältnisse des Besitzes u. s. w. nicht gehörig geordnet seien. Wir sehen hier dasselbe Moment, nur erweiterter, was wir oben bei manchen blos auf politische Formen Hinstrebenden bemerkt haben; man ignorirt die Verderbtheit der Gemüther, man schmeichelt den Leidenschaften und nimmt sie gar zu

Bundesgenossen. Dies Extrem ist eben so verwerflich als das vorher betrachtete.

Hier kommt ein Punkt in Betracht, den ich bereits früher berührt und der für die Volksschrift von besonderer Bedeutung ist. Man wird von diesem Standpunkte aus leicht geneigt, alles Verbrechen und alle Sünde, alle Verschuldung, die in der selbst erzeugten oder festgehaltenen Niedrigkeit ihre Wurzel hat, als Folge der Zustände darzulegen, alles Uebel den socialen Mißständen in die Schuhe zu schieben, mit einem Worte: das Laster als Unglück darzustellen und mit einer ruchlosen Sentimentalität aufzuputzen.

Es ist bekannt, wie gerne Hoch und Nieder geneigt ist, eigene Verderbtheit durch die Verkettung der Umstände zu beschönigen. Dabei ist auch unbestreitbar, wie oft eine Missethat und sogar ein fortgesetztes Lasterleben ihren Ursprung in einer drängenden Verwicklung der Umstände, in dem Jugendleben u. s. w. hatten, wie namentlich die groben Laster und Vergehen, die sich im sogenannten niedern Volke finden, mit den

Verhältnissen und Zuständen desselben eng verbunden sind. In dem Strafverfahren besonders muß daher die Psychologie des Verbrechens und des Lasters immer mehr hervorgehoben werden, jene Umnachtung des Geistes, wo ein urgewaltiger Zug das Individuum wie mit dämonischer Macht in einen engen Kreis festbannt, die Rettung und Erhebung abschneidet. Dieses muß namentlich dem starren Gesetze gegenüber geltend gemacht werden, dessen nothwendige Unbeugsamkeit eine momentane Besonderheit und selbst eine allgemeine Milderung erfahren muß. Aber es heißt allen sittlichen Boden unterhöhlen, eine unabsehbare Corruption vorbereiten, wenn man diesen Standpunkt zum ausschließlichen macht, alle Verantwortung von dem Gewissen und dem freien Willen ab auf die Zustände wälzt. Wer kennt nicht die Zustände der Armuth? Alles aber einzig und allein auf die Armuth zu wälzen und dabei eine grimmige Aufreizung gegen die Bourgeoisie (wie man das freie Bürgerthum zu nennen beliebt) anzufachen, das ist sicherlich nicht wohlgethan.

Es kann nicht genug gegen diese Richtung gekämpft werden, die sich unter allerlei einschmeichelnden und verdeckten Formen geltend zu machen strebt.

Eine Vermittlung zwischen den beiden genannten Richtungen, zwischen der Wirkung auf den Geist und auf die äußeren Zustände zu versuchen, ist unendlich schwierig, und doch ist sie eben so unumganglich wie wir sie bei den vorherrschend politischen Strebungen bezeichnet haben.

Ein noch so fein gefugter neuer Gesellschaftsplan ist ohne ein heiligendes, sittliches Prinzip nicht haltbar. Der Egoismus muß durch den Geist, durch Erziehung und Bildung überwunden werden, und nicht blos durch äußern Vortheil und Berechnung, die allerdings mächtig mitwirken können.

Die äußeren Zustände sollen naturgemäßer gestaltet werden, weil das Bewußtsein der in den Menschen auferbauten Würde es verlangt, und weil sie nur in derselben zur freien Entfaltung des Menschenthums gelangen können. Steht dies im Hintergrund, so ist das materielle Streben zu

gleich auch ein sittliches, in sich gefestigt, auf das Ewige abzielend.

Kann es einen gerechteren Anspruch geben als den auf Arbeit und auf entsprechende Wohlfahrt in ihr und aus ihr? — Dieser naturrechtliche Anspruch stellt sich zu einer Anforderung an die Gesellschaft und weiter hinauf an den Staat, der die naturrechtlichen Beziehungen in sich aufgenommen und fest gestellt hat.

Und doch ist das „Recht auf Arbeit" und daraus folgende Wohlfahrt kein so unbestrittenes.

Der Polizeistaat kann und will es nicht anerkennen, weil er aufhören müßte Polizeistaat zu sein. Er weiß von seinen Bürgern nur etwas, wenn sie Steuern zu bezahlen oder Kriegsdienste zu leisten haben, oder er kommt nur zum Bewußtsein seiner Glieder durch deren Krankheit, wenn ein Bürger als Verbrecher u. dgl. verfolgt wird, oder prophylaktische Maßregeln zu geben sind. Was kümmert den Polizeistaat die Noth und das Elend des Gesunden, der sich noch durch kein Verbrechen der Fürsorge würdig gemacht hat? Der Polizeistaat hat seine Verordnungen

gegen das Betteln, hat seine Gefängnisse, durch deren Verbesserung er sich einen humanen Anstrich zu geben sucht.

Der Polizeistaat will nicht sehen, welch eine gewaltige Umwälzung hereinzubrechen droht, er sucht sich zu helfen, indem er Schweigen auferlegt und wer ein ungenehmes Wort davon verlauten läßt, für den hat man alsbald das nageneue Ketzerwort Communist in Bereitschaft und er ist gerichtet. Der Polizeistaat sieht sich nicht einmal gemüßigt, Vorschläge, die nicht entfernt die Verletzung eines bestehenden Rechtes mit sich führen, zu berücksichtigen*).

*) Ich erinnere hier nur an den vortrefflichen, bis ins Detail ausgeführten Vorschlag von Karl Weil (Constitutionelle Jahrbücher 1844. 3. Bd.): Wie kann der Bau der großen Eisenbahnen als Mittel zur dauernden Verbesserung des Schicksals einer großen Zahl von Arbeitern benutzt werden?" Was ist darauf geschehen? Man hat keinerlei Organisation getroffen. Man hat sich begnügt, den Arbeits- und Nahrungslosen entgegen zu halten: wenn euch Arbeit und Lohn nicht gefällt, könnt ihr gehen. Man hat jeglicher Erörterung der ungeordneten Massen mit Bajonetten und Kugeln oder mit Einfahndung geantwortet. Der

Ein anderer Einwand, der das Recht auf Arbeit und die entsprechende Pflicht des Staates in Frage stellt, stützt sich auf die tieferen Grundlagen des Lebens.

Der Staat kann nur die Gewähr für die Möglichkeit der freiesten Entfaltung feststellen und schirmen, die Verwirklichung aber muß jedem Einzelnen vorbehalten bleiben, Jeder muß selber seines Glückes Schmied sein. Aber man kann nur schmieden, wo Eisen ist, ein bloßes leeres Geschehenlassen erscheint als illusorische Freiheit.

Hier zeigt sich wieder die schwierige Aufgabe

Friedensbau der neuen Zeit, die Bahn der Völkereinigung ist ununterlaufen!

Man erschrickt vor der kommenden Zeit, da die Eisenbahnbauten vollendet sein werden, und doch ist nirgends eine Spur davon, daß man Veranstaltungen zur Verhütung der hereinbrechenden Noth treift.

Die Erschwerungen der Ansässigmachung, aus Furcht der Gemeinden vor gesammter Verarmung, zeigt schon jetzt einen sittlichen und ökonomischen Zerfall, den auch der Polizeistaat sich nicht länger wird verhehlen können. Eine Hebung des erstarrten Staatslebens kann nur von der freien Gesellschaftung ausgehen.

die individuelle Freiheit in der geſammten und durch dieſelbe zu erhalten, eine weltliche Vorſehung zu gründen, die der göttlichen nachſtrebend, eben ſo viel Freiheit als Nothwendigkeit in ſich ſchließt.

Das aber läßt ſich wol als ein Ergebniß des eben Angeführten entnehmen, daß der conſequente Communismus blos eine Umkehr der jetzigen Zuſtände iſt und der innerſten Menſchennatur, deren Weſen die Freiheit und Selbſtändigkeit iſt, widerſpricht.

Der früher feſtgehaltene Dualismus von Arbeit und Genuß — wodurch dieſer letztere als ein jenſeitiges betrachtet und die Arbeit als das ſchlechte Dieſſeits entweiht und aller inwohnende Geiſt ihr entzogen wurde — iſt ſelbſt von communiſtiſcher Seite überwunden, und weil der Lohn als vermittelndes zu jenem Dualismus führte, und in der Beſtimmung des Lohnes ſich die Zerwürfniſſe des Arbeitslebens aufthun, ſoll es gar keinen Einzellohn mehr geben, ſondern Alles Gemeingut werden. Weil der Egoismus die Menſchheit ſpaltete, ſoll alles Einzelleben ſich in das gemeinſame auflöſen.

Weil die Individuen noch so sehr vereinzelten, soll jetzt alles Individuelle aufgehoben werden. Weil der Einzelne sich nicht selber helfen konnte, soll jetzt die ganze Gestaltung seines Daseins nicht mehr von ihm, sondern von der Gesellschaft ausgehen; diese soll nicht mehr blos gewähren lassen, sondern auch Alles vorbereiten, anordnen und schaffen; weil die Maschinen dem Einzelleben Unheil gebracht haben, soll jetzt die Menschheit eine Maschine werden.

Der moderne Staat löste den auf Ständewesen und Zunftgliederungen gegründeten auf und ist — trotz vielfacher Restaurationsversuche — noch in der Auflösung des Ständewesens begriffen. Freie Konkurrenz nach allen Seiten, gleiche Berechtigung Aller und daraus folgende allseitige Freiheit des Individuums, ist Prinzip des neuen Staats- und Gesellschafts-Lebens.

Im heutigen Staate nun wie er ist, hat nichts eine Gliederung und innere Verbindung als die Herren Beamten und Offiziere. Sie bilden auch den Einband und die Klammern, um

die losen aus einander fallenden Blätter zusammenzuhalten. Das Bürgerthum, als Träger der neuen Geschichte — von einem vierten Stande zu reden erscheint als willkürliche Anomalie — das Bürgerthum zerfällt wesentlich atomistisch in Individuen. Ruht auch der Begüterte auf der breiten Unterlage seines Besitzes, so ist er doch nicht minder isolirt als der von seine Hände Arbeit Lebende oder dabei Darbende, wenn er solches auch nicht so unmittelbar schwer empfindet.

Das neue Leben ringt daher nach neuen Formen, in denen es gilt, die Eroberungen der Neuzeit, die freie Concurrenz, das freie Individuum zu wahren und dabei eine Gemeinsamkeit herzustellen, in der jene geregelt und dieses in organische Verbindung mit anderen gebracht werde.

Der letzte Zweck des staatlichen Gemeinlebens ist das freie Individuum, dieses soll und muß erhalten werden bei der organischen Verbindung der Einzelnen.

Das freie Vereinsleben erscheint daher als

nothwendig, das allerdings zunächst denen zu statten kommt und kommen soll, die ihre Arbeitskraft zu vereinen haben, das aber auch in seinen weiteren Folgerungen die gesammte Gesellschaft zu einem neuen lebendigen sich in allen seinen Theilen hebenden und tragenden Organismus verbinden wird.

Es hieße aber, die Aufgabe über's Knie abbrechen, wenn man einerseits — in die alte Bureaukratie zurückfallend — die freie Concurrenz an die Allmacht des Staates ausliefern, sich vor der Freiheit unter den Schutz der Polizei begeben wollte, oder wenn man andererseits communistisch den Stil umkehrte und das freie Individuum in eine Kasernenwirthschaft einzusperren trachtete.

Die neue Zeit hat hier schwere Fragen und Aufgaben vorgelegt, würdig, daß sich die Besten an deren Lösung versuchen.

Die Volksschrift darf sich — meiner Ansicht nach — nicht verleiten lassen, sich hier auf das weite Meer der Hypothesen hinauszuwagen; das muß der Wissenschaft überlassen bleiben. Man

nimmt zu Entdeckungsreisen nicht alsbald die ganze Nation an Bord.

Die Volksschrift muß sich möglichst an sichere Errungenschaften halten.

Kein noch so abenteuerlicher Organisationsplan soll durch eine Gedankenpolizei zurückgehalten werden, denn nicht immer rettet sich der erlösende Geist aus dem verhängten allgemeinen Kindermorde. Nur soll nicht das lallende Kind schon Führer und Heiland sein wollen, es muß erst zum Manne reifen und erstarken.

Es gibt heut zu Tage Viele, die nicht schnell genug zu dem Ruhme gelangen können, Erfinder einer neuen Weltordnung zu sein, und was sie gestern gefunden, soll heute schon der ganzen Menschheit einziges Heil werden. In einer guten Wirthschaft verbraucht man aber nicht alsbald die neue Ernte, man füttert nicht neuen Hafer, der nur den Bauch auftrommelt und nicht sättigt — man hält für Nahrung und Aussaat einen guten Vorrath.

Die Vorrathskammern des Geistes sind so voll gespeichert, es erstickt so viel gesunde Frucht,

daß wir wol zu thun haben, das Alte zu verbrauchen.

Neben vielem andern hat daher die Volksschrift den Beruf und die Aufgabe, der freien Vereinigung der Menschen zu gegenseitiger Aushülfe und gemeinsamer Forderung ihrer Interessen vorzuarbeiten, die Gemüther zur Benutzung des Vorhandenen anzuregen und Wege zu Neuem zu bezeichnen und anzubahnen. Schon haben einzelne wenn auch unscheinbare Veranstaltungen genannter Art im Volke Platz gegriffen, es gilt nun, der Zerfahrenheit und Rathlosigkeit immer mächtiger entgegenzuarbeiten, vielleicht daß dann auch der Polizeistaat eine Rettung anerkennen und gewähren lassen wird, die nicht aus ihm gekommen ist.

Ein frommer Wunsch.

Ich will mit einem freudigen Aufblicke schließen.

Hebel wollte in seinem lezten Willen die Bestimmung festsezen, daß aus einer Stiftung von seiner Hinterlassenschaft: den Greisen zu Hausen (seinem Geburtsorte) jeden Sonntag ein Schoppen Wein verabreicht, den armen Schulkindern aber die nöthigen Bücher angeschafft werden sollten.

Diese lezwillige Verfügung blieb leider unausgeführt, ihre beiderseitige Absicht zeigt aber Hebel's vorherrschende Bestrebung. Nicht ausschließlich der Noth, sondern weit mehr der Lebensfreude zugewendet; die Alten sollten Wein zu trinken bekommen und frohlich und guter Dinge sein.

Ich habe in diesen Blättern bereits mehrfach Stellen aus der Bibel angeführt, weil diese in frischer Anschaulichkeit oft ausgebreitete Ergebnisse des Denkens und Fühlens zusammenfaßt. Auch hier paßt wieder eine Bibelstelle. In den Sprüchen Salomo's Cap. 31, V. 4—10 heißt es: „O nicht den Königen, gib den Königen nicht Wein zu trinken, noch den Fürsten starkes Getränk. Sie möchten trinken und die Rechte vergessen, und verändern die Sache irgend der elenden Leute. Gebt starkes Getränk denen, die umkommen sollen, und den Wein den betrübten Seelen. Daß sie trinken und ihres Elendes vergessen, und ihres Unglücks nicht mehr gedenken. Thue deinen Mund auf für die Stummen und für die Sache Aller, die verlassen sind. Thue deinen Mund auf und richte recht, und räche den Elenden und Armen."

Nicht blos um ihres Elendes zu vergessen soll den Armen und Verlassenen der Freudentrunk bereitet und gereicht werden, sondern auch damit sie inne werden der Herrlichkeit und der Segnungen des Daseins.

Der Noth und dem Mangel ſoll mit aller Macht geſteuert und neue Lebenseinrichtungen zu ihrer Verhinderung geſchaffen werden. Um Menſch zu ſein, zur Schönheit des Menſchendaſeins, genügt aber die knappe Befriedigung des bloßen Bedürfniſſes nicht; das erheiſcht einen gewiſſen Ueberfluß, eine Feſttagsfreude, ein Huhn im Topfe, wie jener wohlmeinende König ſich ausdrückt, ein flatterndes Band am ſchützenden Kleide

Wir müſſen unabläſſig darauf dichten und denken, dem Volke, das mit des Lebens Laſt ringt, die Möglichkeit zu bereiten, aus dem reichen Quell des Lebens nicht nur ſeinen Durſt zu ſtillen, ſondern auch Freude zu trinken.

Der ewige Quell des Geiſtes iſt noch unſer, ſo ſehr auch die modernen Unholde ihn abwehrend umſtehen; mit Muth und Liebe können wir vordringen und manchen Labe- und Freudetrunk daraus ſchöpfen.

Vorerſt iſt es unſere Pflicht, dem Volke durch die Schrift, durch Poeſie und Lehre Erhebung und Freude zukommen zu laſſen. „Nicht den Königen, — nicht denen, die auf die Höhe des

Lebens gestellt sind — gebt Wein den betrübten Seelen.“

Wol aber mögen wir hoffen, daß der Geist und die Hoheit des Daseins nicht mehr blos aus dunkeln Lettern auferstehe, sondern daß Schönheit und Freude einst wieder inmitten des Lebens wohne, daß Blumen die Fenster der niedersten Hütte umranken, aus denen in Freiheit und Wohlfahrt begnügte Menschen schauen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Tagebuch

aus

Wien.

Von Latour bis auf Windiſchgrätz.

(September bis November 1848).

Von

Berthold Auerbach.

Breslau,
Verlag der Schletter'ſchen Buchhandlung
(H. Boas).

1849.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Ich bin mitten in eine gewaltige zeitgeſchichtliche Bewegung verſetzt worden, ich erkenne die Verpflichtung, die Thatſachen und Eindrücke, wie ſich ſolche mir geſtellt, getreu der Welt darzulegen. Ich bekenne offen, daß ich nicht aus Neigung, ſondern nur aus Pflichtgefühl meinen gewohnten Weg verlaſſe, indem ich hier Erlebtes unmittelbar als ſolches darſtelle und dabei mit dem Ich aufzutreten genöthigt bin. Wer hat es nicht mit erfahren, wie die unbeſtreitbarſten Thatſachen in unſeren

Tagen verhehlt oder verkehrt werden und somit die Geschichte gefälscht wird? Durch Zurückhaltung persönlicher Erfahrungen macht man sich dieses Verbrechens mit theilhaftig. — Darum habe ich auch das Gesehene nicht zu abgeschlossenen Bildern ausgearbeitet, wobei sich in Färbung und Füllung leicht eine nothwendige Zuthat aufdringt. Die Kunst wird sich schon später ihre Errungenschaften aus dem jetzt Geschehenden aneignen. Vorerst gilt es vor Allem die einfache Wahrheit ohne Zuthat und ohne weitere Abrundung, als die Geschichte selbst bietet.

Die Verwirrung und momentane Niederlage in den edelsten vaterländischen und Freiheitsbestrebungen kommt wesentlich auch davon her, daß die unmittelbare Belehrung und

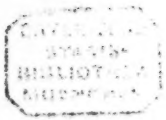
Leitung des Volkes so vielfach unreifen und unreinen Charakteren überlassen war. Dem kecken bajonetten-strotzenden Uebermuthe gegenüber müssen nun diejenigen hervortreten, die zur Zeit, als nur der Schrei leidenschaftlicher Aufregung gehört wurde, nicht durchzudringen vermochten. In dem Erlebten, das ich hier darlege, halte ich den individuellen Standpunkt fest, weil ich glaube, daß aus dem Zusammenfassen solch subjektiver Wahrnehmungen sich die objektive Wahrheit am besten ermitteln läßt.

Die Schilderung meines Septemberaufenthaltes und der Reise nach Steyermark mag wol als Grundlage dienen, um sich in den folgenden Ereignissen und Stimmungen zu orientiren.

Ich konnte nicht umhin, bei einzelnen Anläſſen Betrachtungen anzuknüpfen. Einſichtige Leſer werden ſich das Andeutende und Aphoriſtiſche derſelben leicht ausführen und erweitern. Ich hätte ein großes Buch ſchreiben müſſen, wenn ich alle die Thema's nur einigermaßen erſchöpfend hätte behandeln wollen. Ich gebe hier zunächſt einen Beitrag zur Zeitgeſchichte.

Breslau, Anfangs Dezember 1848.

Berthold Auerbach.



Den 12. September Mittags reiſte ich von Breslau ab. Schon auf der Grenze muthete es mich heimathlich an; man trinkt in Oeſterreich aus offenen Flaſchen und holt den Wein vom Faſſe, er iſt nicht wie in Norddeutſchland auf verkorkte Flaſchen gezogen. Das erſchien mir als ſinnbildlich auch für das geiſtige Genießen; in Norddeutſchland ſind auch die Begriffe mehr auf Flaſchen gezogen. Ein behäbiger Wiener, der mir bei Tiſche gegenüber ſaß und den ich fragte, ob der Wein gut ſei, gab mir ſein Glas „zum Verkoſten.“ Auch das heimelte mich an, dieſer zutrauliche Brauch iſt in Norddeutſchland faſt unmöglich. Der gute Wiener war mit ſeiner Frau zur Erholung nach Berlin gereiſt, ſie waren aber überall mitten in die Unruhe gerathen. Es ließe ſich überhaupt ein intereſſantes komiſches Charakterbild, ein Luſtſpiel ſchaffen, das „der Wühler wider Willen, oder Hamwelmann

auf den Barrikaden“ heißen könnte; wo der Arme sich hinwendet, da geht's los, er muß überall die Suppe mit ausessen, die er nicht eingebrockt. Aber noch beben die Zuckungen der neuen Bewegung zu sehr in den gespannten Nerven, noch ist's überall zu sehr bitterer zweifelhafter Ernst, als daß man vermöchte, ein harmlos heiteres Bild der Gegenwart mit fester Hand zu entwerfen. Eben diese täglich wiederkehrenden Anspannungen haben in vielen Gemüthern eine Ruhesucht erweckt, die man mit Recht als Fanatismus bezeichnet. Die Söhne eines faulen Friedens haben jetzt, da der Krieg losgebrochen, viel zu zarte und empfindsame Nerven. Dieses Rollen und Rauschen ist ihnen unerträglich.

Die Welt ist jetzt im Umzuge begriffen, man ist in der alten Wohnung nicht mehr zu Hause und in der neuen noch nicht eingerichtet. Nur diejenigen, die sich seit lange mit ihren besten Herzenstrieben im alten Vaterlande heimathlos fühlten, und die, wie man's so gerne nannte, in überschwänglichen Luftschlössern sich ansiedelten, fühlen sich froh und wohlgemuth, noch in der Schwebe gehalten zu sein.

Es iſt aber vor Allem nöthig, ſtarke Nerven und rüſtiges Vertrauen in die eigne Thatkraft ſich zu erobern, um die großen Umwälzungen unſerer Tage mit feſtem Herzen zu beſtehen.

Schon auf der vorletzten Station ſtand eine Muſikbande am Anhalteplatze und ſpielte helle Ländler. Die Muſik drängt ſich hier noch in die Pauſen des Locomotiv-Rollens. Es wird halt doch noch das luſtige Oeſterreich ſein!

Schöne Trauben und Pfirſiche, die angeboten wurden, zeigten, daß wir in den fröhlichen Herbſt eines geſegneten Landes kommen. Auf dem Bahnhofe hatte eine Abtheilung der akademiſchen Legion die Wache. Wohlbekannte Studentenlieder ſchallten aus der Wachtſtube, und ich ſah lebensmuthige Geſichter unter den Calabreſern mit wallender Feder. Du fröhliche Jugend! dir iſt ein glückliches Loos beſchieden. Während wir Aelteren für unſere ſchwarz-roth-goldenen Verbrüderungen und unſer Dichten und Trachten nach deutſcher Einheit in Kerkern und auf Feſtungen büßen mußten, trägſt Du das Banner offen und frei und die höchſte Mannesehre, die Wehrhaftigkeit, iſt dir geworden.

Du wirst nicht mehr deine tiefsten Herzenswünsche in geheime Verbindungen einknüpfen, in Verschwörungen den Bruderbund schließen und im Kerker deine Kraft versiechen sehen; kühn und offen betrittst du den freien Plan des Lebens, und wenn die alte Zwietracht und hinterlistige Herrschsucht sich abermals erhöbe, wirst du kämpfen und siegen in offener Feldschlacht mit der ganzen Nation.

Gleich jenem Soldaten im Volksliede, der zu Straßburg auf der Schanze das Alphorn schallen hört, schwimmt der Geist, der auf der Warte steht, beim Schallen alter Klänge leicht durch den rauschenden Strom der Jahre hinüber nach dem jenseitigen verlassenen Ufer des Jugendlebens.

Trotz des krausen Wirrwarrs unserer Tage fühlt sich das Herz doch freudig gehoben, diese Zeit noch mit erlebt zu haben. Die dämmernden Jugendträume sind zu sonnigen Tagesgestalten geworden. Erheben sich auch schon wieder allüberall die Sonder- und Souverainitäts-Gelüste, wir müssen die volle und wahre Einheit, die zugleich auch die Freiheit, durchführen. Jetzt oder nie. —

Bei der Einfahrt nach Wien war mir's zu Muthe, als zöge ich in eine heimathliche Stadt. Gewiß sind die Jugendeindrücke hierbei nicht ohne Mitwirkung. Die Zeit, als mein Geburtsdorf im Schwarzwalde noch zu Vor-Oesterreich gehörte, habe ich nicht mit erlebt, aber doch hörte ich als Kind noch viel von Kaiser Joseph und Maria Theresia reden. Der Zug der süddeutschen Wanderschaft ist dem Laufe der Donau nach, die bei uns entspringt, gen Wien. Viele Handwerker in unserm Dorfe wären „in Wien drein gewes't" und wußten auch viel davon zu erzählen. Hätte es die alte österreichische Regierung verstanden, es wäre ein Leichtes gewesen, auch den Zug der Auswanderung aus Süddeutschland der Donau nach zu leiten; aber Oesterreich bot weder Schutz noch Freiheit und Amerika war das Asyl.

Im Gasthofe traf ich mit meinem tapfern Freunde Schuselka zusammen. Dieser, ehedem so gehetzt und verfolgt vom alten Systeme, ist jetzt Einer der Wenigen, die mit großartigem Blicke und politischer Einsicht ausgestattet, als berufen angesehen werden, das neue Oesterreich zu gestalten. Wer tiefer in die Gegenwart

blickt und wer einst die Geschichte derselben zu verzeichnen hat, wird genau in's Auge fassen müssen, daß die große Mehrzahl aller Derer, die schon vor dem Frühlinge dieses Jahres für die Freiheit und Größe des Vaterlandes gestritten und gelitten, jetzt nicht zu den Ultra's gehören. Das kommt nicht blos aus einer gewissen Gewohnheit des Nachgebens und Respectirens bestehender Verhältnisse, aus einer gewissen Censurfähigkeit in umfassenderer Bedeutung, in der man sich drein gefunden hat, den halben Gedanken, die halbe Consequenz zu retten und nun den vollen Ausdruck nicht mehr findet. Allerdings gibt es in der Gefangenschaft verkommene Naturen, die sich mit einer volksthümlichen Umgestaltung des Bundes u. dgl. genügen. Es ist eine übel angebrachte Pietät, daß das Volk solchen Reliquien jetzt noch einen lebendigen Beruf zumuthete. Aber Männer wie Gagern, Römer, H. Simon u. v. A., stehen nur deshalb auf der maßhaltenden Partei, weil sie die Tragkraft des gegenwärtigen Volksgeistes kennen und ihm gerecht zu werden trachten. Wer wird es verkennen, daß eine neue Zeit auch neuer Menschen bedarf, ungestümer, rücksichtsloser Dränger und Treiber? Die

Freigesinnten aus unserer nächsten Vergangenheit verhalten sich zu den Ultra's oft wie die Mutter im Urtheil Salamonis, sie haben das Kind der neuen Zeit unter dem Herzen getragen und wollen daß es leben bleibe, nicht daß es zerfleischt werde.

Beim ersten Ausgange fand ich die Stadt heiter belebt, es promenirt sich auch so lustig auf dem vortrefflichen Granit-Pflaster mit seinen gutgemeißelten und fest eingefugten Würfeln. Ein begegnender Bekannter bedauerte, daß ich nicht früher nach Wien gekommen sei. Das alte lustige Wien sei nicht mehr zu finden. — Es gibt doch Tausende von Menschen, die sich nach abgetretenen Redensarten immer wieder auf's Neue bücken und sie aufheben! Diese Bemerkung mit dem alten Wien wird mir gewiß noch oft wiederholt, und Niemand denkt, daß jeder Andere das auch sagen wird. Wenn die Menschen nur das sagen würden, was ihnen persönlich und eigenthümlich angehört, so ginge freilich die sogenannte Unterhaltung verloren, aber das Leben gewänne an Fülle und echter Mannigfaltigkeit. Wem wäre das heutige Wien nicht lieber, als das alte mit seinen Spitzeln und seinen Prater-

fahrten? Die gesunde Fröhlichkeit eines Volksstammes geht nicht unter durch die Sorge für das Gemeinwohl, sie wird eine höher berechtigte. Wenn wir einst über die Negation und Opposition hinaus sind, werden wir ein Volksleben gewinnen voll neuer, ungeahnter Schönheit. Jetzt ist hierin noch die stille Charwochen-Zeit, aber der Ostern wird kommen, und, mit Münchhausen zu reden, die in der Luft eingefrornen Töne werden aufthauen und lustig klingen.

Die Städte sind jetzt zu riesigen Büchern geworden, die Ecken sind die einzelnen Blattseiten. Das nachkommende Geschlecht wird auch dieses, wie die Eisenbahnen u. dgl., als etwas Gewohntes hinnehmen und kaum mehr ermessen können, wie lang und mühsam wir um solche offene Verständigung ringen mußten.

An den Ecken war besonders ein großes Plakat bemerkenswerth, es war überschrieben: „Mitbürger" und unterzeichnet von sämmtlichen Ministern. Es war darin von einem Aktienverein die Rede, wegen dessen man tumultuirt hatte, und ward nun Beruhigung versprochen.

Die erste sogenannte Schenswürdigkeit, die ich betrachtete, war die Statue Kaiser Josephs. Das ist das

edelste Heiligthum Wiens. Der Kaiser, der in alt-römische Tracht maskirt ist, hält die schwarz-roth-goldene Fahne in der Rechten, und dort links ist der Eingang zu dem Saale, wo die Abgeordneten der bunten Völker-schaften Oesterreichs tagen. Es gehört zu den müßigsten Philisterphrasen: Was würde ein Joseph, was ein Friedrich II. in unsrer Zeit sein? ... Sie waren der letzte Glanz der Fürstenmacht, von der Geschichte für ihre eigene Zeit geschaffen und für keine andere. Nicht um-sonst sammelten diese Fürsten die Glorie der Humanität um ihr Haupt, Joseph vor allen; und nicht umsonst sitzen jetzt Carricaturen auf den Thronen. Der Weltgeist weiß was er will.

Die Reichsversammlung machte einen eigenthüm-lichen Eindruck auf mich. Es ist hier keine Spur von dem kecken dramatischen Leben anderer Abgeordnetenver-sammlungen durch Zwischenrufe, Repliken oder derglei-chen. Alles geht seinen gemessenen Gang. Fast komisch ist das Beifallklatschen, das, vom Saale ausgehend, sich natürlich auch elektrisch auf die Galerieen fortzieht.

Wir da draußen in dem Reich, wir wissen es kaum, was für seltsame Vettern wir in dem Oesterreich haben.

Da sitzen die ruthenischen und walachischen Bauern in ihren abenteuerlich schwerfälligen Trachten. Mitunter herrliche Gestalten, mit ausdrucksvollen Gesichtern. Wenn nun aber so Einer aufsteht und die teppichbelegte Treppe hinabsteigt, tritt er mit seinen hohen Stiefeln so behutsam auf, so ängstlich sorgsam, sich bald hüben bald drüben am Geländer haltend, daß man wohl sieht, der gute Mann ist hier in seinem Volkshause doch nicht recht daheim, und durch lange Reden und Oppositionenmachen wird er auch nicht ermüden. Es ist ein wunderliches Zusammenspannen dieser an Cultur und Lebensrichtung so ganz verschiedenen Völker. Dennoch aber darf man nicht vergessen, daß mitten in einem stammeseinigen Volke oft die Culturstufen nicht minder verschieden sind. Unverkennbar ist's, daß schon beim ersten Ueberschauen dieser Versammlung, die wol einzig in der Geschichte dasteht, sich der Blick erweitert. Wir lernen ermessen, daß uns Deutschen eine unsäglich große Aufgabe gestellt ist, nach dem Osten hin Bildung, Gesittung und freies Leben auszubreiten. Die Frage drängt sich bald auf: Müßte es doch sein, wäre Ein Haus zu enge für alle die Familienangehörigen,

und müßte ein Weisel ausziehen mit einem selbständigen Schwarme? Dürfen wir unsre deutschen Brüder in Oesterreich entlassen, weil sie eine eigene Aufgabe haben, und bedürfen wir nicht ihrer und sie unserer? Weil diese bunten Völkerschaften für sich selbst sich nicht halten können, sind wir darum berechtigt oder gar verpflichtet, uns von den Unsrigen zu scheiden?

Die Verhandlungen dieses Tages gehörten, wie man mir sagte, zu den bedeutsamsten.

Der Verein deutscher Vertrauensmänner in Böhmen bittet, daß die noch rückständigen Wahlen für das Frankfurter Reichsparlament vollzogen werden. Mehrere Abgeordnete lachten — man nannte mir sie als Czechen.

Sodann wurde der Stadt Wien ein Kredit von zwei Millionen Gulden zu unverzinslichen Vorschüssen bewilligt. In der Debatte hierüber wurde geltend gemacht, daß Wien nicht für sich allein, sondern für den gesammten Staat große Opfer gebracht habe und bringe.

Auf eine frühere Interpellation Goldmark's an-

wortete Latour, daß in den italienischen Angelegenheiten die Vermittelung Englands und Frankreichs angenommen sei, daß man aber die Akten hierüber nicht vorlegen könne. Goldmark protestirte energisch gegen die Vorenthaltung der Akten, der Reichstag müsse Kenntniß von dem Thun des Ministeriums haben. Der Präsident Strobach endete die Debatte hierüber nach Anleitung eines Paragraphen der Geschäfts-Ordnung.

Auf eine Anfrage wegen des Swobodnischen Vereins (auf den sich der gestrige Krawall und das heutige Plakat bezieht) erklärte der Handelsminister Hornbostl, daß das Ministerium keine Garantie für die Schwindeleien eines Privatmannes übernehmen könne, aber alles Mögliche thun werde zur Hebung des Gewerbstandes.

Der Abgeordnete Strußer hält eine lange und langweilige Rede, in der er sich darüber ereiferte, daß man dem siegenden Heere in Italien nicht seine jubelnden Sympathien ausgedrückt habe. Borkowski, Vinland, Füster und Bornesch sprachen ausführlich und zum Theil begeistert über den Unterschied zwi-

ſchen bloßer Waffenehre und dem Ruhme der höheren Geſittung zu dienen.

Jetzt tritt Latour auf mit einem Zettel in der Hand und verkündet, daß ihm ſoeben die Nachricht zugekommen, es gingen aufrühreriſche Umtriebe vor. In der Aula werde eine Verſammlung gehalten und die akademiſche Legion ginge damit um, den Reichstag zu ſprengen und das Miniſterium zu ſtürzen, es ſei vom Nationalgarde-Kommandanten Militär verlangt worden, dieſes ſei bereits ausgerückt und werde ſich ſo lange als möglich ruhig verhalten. Auf den Antrag von Löhner erklärt ſich die Verſammlung für permanent. Einzelne Abgeordnete gehen weg, um die Sachlage zu erkunden. Der Juſtizminiſter Bach erklärt ſich gegen die Permanenz des Reichstags, da dieſer hierdurch in die Exekutive eingreife.

Ich ging auch hinaus. Auf den Platz „am Hof" rückte wirklich eine große Anzahl Bewaffneter und viele hatten einen gedruckten Zettel auf dem Hut mit der lächerlichen Anforderung auf Wiedereinſetzung des in der Revolution beſtandenen Sicherheitsausſchuſſes, während doch jetzt die Reichsverſammlung tagt. Mili-

tair und Volkswehr standen sich auf dem Platz am Hofe feindlich gegenüber, aber man ging doch wieder friedlich auseinander.

Eine Spaltung in der Nationalgarde, worin sich eine Partei bildet, die ausgesprochen „mit der Aula sympathisirt", scheint vor sich zu gehen.

Am Abend hielten Borrosch, Schuselka und Violand beruhigende Reden in der Aula. Ich ging dorthin, kam aber zu spät.

Aus dem Reichstage hört man, daß dort Alles geschlichtet und geebnet wurde.

Bis spät in der Nacht war große Aufregung in der Stadt, man sprach davon, daß man eine Veranlassung suche, um die akademische Legion aufzulösen. Für diese zeigte sich überall die innigste Theilnahme, die Frauen und besonders die Arbeiter sprachen fast weinend über die Verleumdungen gegen die lieben, lieben Studenten.

den 16. September.

Hier liegt überall großer Zündstoff und ganz nahe die brennende Lunte. Die verschiedenartigsten Mei-

nungen durchkreuzen sich. Das Ministerium ist offenbar in einzelnen Persönlichkeiten unbeliebt, aber besonders die Czechen erhalten die Majorität im Reichstage und es ist von großer Bedeutung, daß Rieger, einer der czechischen Führer, vor wenigen Tagen im Reichstage offen sagte: „nur so lange die Slaven wollen, besteht der Staat Oesterreich." Der Kampf der Nationalitäten so wie der um Freiheit ist hier seltsam verwirrt. Man sagt es gedruckt und im Gespräche: das schwächliche Ministerium wolle einen Krawall vereinbaren, um dann energische Maßregeln anwenden zu können. Andrerseits ist das Gebaren der Aula auch ein schwer verständliches.

Die radikale Presse spricht in so gereiztem Tone, daß sie nicht auf Verständigung auszugehen scheint. Ein Blatt, die „Konstitution" geht so weit, dem Ministerium zuzumuthen, es hätte den Privatverein eines Aktienschwindlers zur allgemeinen Beruhigung an sich nehmen sollen. In demselben Blatte ist davon die Rede, wie man „auf dem Leichname des Völkerkinderspieles „„Nationalität"" zuletzt siegend die Fahne des Alles vereinenden Weltbürgerthums aufpflanzen müsse."

Schöne Sprache das und große Gedanken!

In der heutigen Reichstagssitzung stellte sich bei der Debatte über die gestrigen Vorfälle heraus, daß das Requisitionsschreiben, welches gestern der Kriegsminister erhalten hatte, anonym war. Latour behauptete, ein Offizier, der dasselbe überlieferte, habe den Namen weggeschnitten, um Niemanden zu kompromittiren.

Das ist eine schlimme Geschichte.

Abends sah ich im Burg-Theater das Stück „Treue Liebe" von Eduard Devrient, worin die Intrigue hauptsächlich darauf beruht, daß die einen Personen immer gerade durch diese, die andern immer gerade durch eine andere Thüre abgehen. Sie dürfen sich ja nie begegnen. Ein gewisser hausbackner herzlicher Ton, der an Iffland erinnert, ist in diesem Stücke nicht zu verkennen; aber das Ganze besteht mehr aus Schauspielerrollen, wodurch es sich auf der Bühne erhält. — Während der Zeit allgemeiner Erschlaffung und der fieberischen Aufregung durch Einzelne wurden Theaterstücke gemacht, in denen die Handlung von der Handlung überstürzt wird, da mußte recht viel

geſchehen, piff paff immer drauf und drauf. Die dramatiſche Kunſt wurde ein Wettrennen mit Hinderniſſen. Die Thatenloſigkeit im Leben ſuchte ihren Erſatz und ihren Gegenſatz in der verwegenſten, energiſchſten Anſpannung der Erfindung. Durch fünf Acte wurde Patrone auf Patrone geladen, bis es zuletzt recht knallte und der Lauf mit in Stücke ging. Es iſt wol möglich, daß jetzt, wo Alles draußen in Agitation iſt, das lyriſche Stillleben auf der Bühne in der Poeſie ſich aufthun mag. Gerade jetzt, wo im allgemeinen Sturme das Einzelleben mit ſeinen kleinen Schickſalen nichts gilt, kann vielleicht die Poeſie daſſelbe in ſich aufnehmen. In der Vertiefung in das Gemüth läßt ſich in ſolch aufgeregten Zeiten noch Neues aufſchürfen. Wer könnte jetzt Effecte erfinden, wie ſie die Straße draußen als lebendige Wirklichkeit aufweiſt?

In der Aufführung obigen Stückes erfreute mich beſonders das vortreffliche Sprechen. Declamiren kann man überall, aber gut ſprechen hörte ich noch nie ſo wie hier in der Burg. Das Phraſiren der Worte, der reine volle Wohlklang hat etwas Wohlthuendes.

Jetzt, wo unsere deutsche Sprache zum ersten Male eigentlich echt lebendig wird, vom gedruckten und geschriebenen Worte aufersteht zum lauten Klange, jetzt wird man auch einsehen lernen, daß das gute Sprechen in musikalischer und sprachlicher Hinsicht ein nothwendiges Moment der Erziehung werden muß. Die tausend Jugendstunden, die im dilettantischen Clavierklimpern vergeudet werden, wären hierauf besser angewendet....

Tags darauf sah ich Schönbrunn, wo jetzt der Kaiser wohnt, von Soldaten und Bürgerwehr, hier „Nationalgarden" genannt, bewacht. Vom Schlosse weht die schwarz-roth-goldene Fahne, die der Kaiser selber aufgepflanzt; die Bäume im Garten, die sich bis hoch hinauf von der Zaunscheere in grüne Mauern verwandeln müssen, sind ein trauriges Abbild der alten Rococozeit, die wol nun auch hier verschwunden ist.

Im Theater an der Wien sah ich Abends ein neues Stück, worin der Kaiser Joseph die Hauptrolle spielt. Der edle Mensch auf dem Throne ist darin für ein namenlos abgeschmacktes Machwerk verwendet. Einzelne Tagesstichworte erregten natürlich momen-

tanen Beifall. Ebenso unter aller Kritik war ein Stück, das ich am andern Abend in dem schönen Leopoldstädter Theater sah: „Die Freiheit in Krähwinkel, von Nestroy". Ligurianer, Barrikaden, Katzenmusik, Publizisten, Metternich in höchsteigner Person, das war zusammengewürfelt, lose an einander geheftet, und doch war Alles voll Jubel. Scholz, der dick gewordene Falstaff Oesterreichs ohne Witz, Nestroy mit betäubender Rührigkeit, hielten das Ding, von dem man nicht weiß wie man es nennen soll, mit allen Extremen der Carricatur. Die echte Volkskomödie, wie sie einst erstehen soll, ist hier zu einem wahren Scheusal, zum ekelhaften Abguß aller Niedrigkeit geworden. Es ist jammervoll, daß solches noch bestehen kann, daß diese Komödie mit dem was man hier weitbauschig „die Errungenschaften" nennt, ebenso umspringt, wie früher mit latschigen Hausknechten und all dem vermoderten Gelichter.

Auch das viel besprochene Stück „Dorf und Stadt oder die Frau Professorin" von Charlotte Birch-Pfeiffer sah ich hier zum ersten Male auf der Bühne Mein Ekel an diesem Produkte verminderte sich nicht,

obgleich Fräulein Neumann als Lorle und ihre Mutter, Madame Haizinger, als Bärbel so ganz ausgezeichnet ihre Rollen darstellten, daß ich selbst überrascht war von der drastischen Macht dieser Gestalten.

Nicht weit von meinem Gasthofe zeigte eine große ungarische Fahne, daß hier für Ungarn Soldaten geworben werden. Manchmal kam ein junger Bursch mit einem grünweißrothen Bande und einem Strauß auf dem Hute heraus; es war ein Neuangeworbener. An einem anderen Orte war eine „Werbung" für den italienischen Krieg. Uns, die wir von draußen kommen und an eine geordnete Militäraushebung gewöhnt sind, erschien das Verfahren hier als ein seltsamer Ueberrest aus alter Zeit. Und daneben diese verschiedenen Interessen und Beziehungen. Man sagt in der Stadt, eine mächtige Hofpartei, die sich auf einen Theil des Ministeriums stütze, warte nur zu und begünstige im Geheimen die kroatische Erhebung gegen die Ungarn. Das scheint aber kaum glaublich; wie ließe sich dann solche offene Werbung für die Ungarn denken? Wer aber hat das Maskenspiel der alten Diplomatie ausstudirt?

In der Stadt geht auch eine Werbung für einen Feldzug im Innern vor.

Auf den Straßen machte sich ein eigenthümliches Leben geltend. Es liegt eine gewisse naive Haltung darin, daß man wol in keiner Stadt Deutschlands so viel schwarz-roth-goldne Bänder und Kokarden sieht, als in Wien. Man trägt das dreifarbige Band auf dem Rocke, über die linke Schulter geschlungen; selbst im Reichstage erschienen einzelne Deputirte so geschmückt. Außerdem sieht man fast kein Knopfloch ohne den dreifarbigen Schmuck, und der kühn rasselnde Schleppsäbel begegnet uns auf Schritt und Tritt. Die Volksbewaffnung ist hier eine alltägliche Wirklichkeit geworden, nicht bloß für den Parade- und Wachtdienst. Von zahllosen Häusern, von den Ministerialgebäuden, flattern noch fort und fort die schwarz-roth-goldenen Fahnen. Durch einen eigenthümlichen, halb bewußten, halb unbewußten Prozeß ist indeß das Schwarz-Roth-Gold nicht nur ein nationales Abzeichen geworden, oder vielmehr ist das weniger, sondern ein Parteiabzeichen. Die Männer des Fortschritts, des Fortschritts in abstracto, bezeichneten sich damit. In diesen Tagen eben versuchte es eine

andere Partei sich zu bilden und wählte sich, ohne eigentlich freie Selbstbestimmung, sondern von Einzelnen dazu gebracht, die partikulare schwarz-gelbe Farbe. Herr Böringer, der Redakteur des Blattes „die Geißel", das an Talentlosigkeit, was gewiß viel heißen will, die ultra-radikalen Blätter noch übertrifft, an Gemeinheit aber so weit geht, daß selbst der reiche Schatz der deutschen Sprache keinen Namen dafür hat, dieser Herr Böringer hatte vor einigen Tagen an seinem Büreau die schwarz-gelbe Fahne ausgehängt; ein tumultuirender Volkshaufen sammelte sich und riß die Fahne herunter. Ohne Verbindung mit Herrn Böringer, wie allgemein und ausdrücklich ausgesprochen wurde, suchte sich nun in diesen Tagen die Partei der Ruheliebenden, der fortwährenden Agitationen müde, in einem geschlossenen Bunde zu sammeln. Riesenplakate verkündeten täglich, daß sich ein konstitutionell-monarchischer Verein gebildet habe, der zu allgemeinem Beitritt aufforderte. Ohne ein eigentliches Programm zu geben und ohne von den Eintretenden das Einhalten einer bestimmten Richtung zu verlangen, schien es nur darum zu thun, eine recht imposante Mitgliederzahl

zusammen zu bringen. Man sprach bereits von mehr als 30,000, die sich Mitgliedskarten im Landhause geholt hatten und sich dort in die Listen einzeichneten, ohne daß die Meisten eigentlich wußten, um was es sich handle; es war nur das dunkle Gefühl, daß es gegen die Radikalen ginge. Aus solcher vorherrschend negativen Uebereinstimmung läßt sich schwerlich eine feste Gestaltung erwarten. Es mochten wol auch viele Besonnene darunter sein, die in dem Vereine einen Hort für planmäßige Entwickelung hofften, aber es schien auch hier wie anderwärts zu gehen, das praktisch gesetzte Bürgerthum konnte gegen das idealistische Aufschäumen zu keinem festen, sich selbst getreuen Halt gelangen; es ließ sich hinüberdrängen nach jener philisterhaften Ruhesucht um jeden Preis.

In vielen Städten regt sich jetzt das Bewußtsein, daß die kund gegebene politische Stimmung nicht die der wirklichen Bürgerschaft sei, sondern von einer kleinen Zahl rühriger Wortführer ausgehe und gemacht werde.

Wem es um Wahrheit, um die volle, wenn auch betrübende Wahrheit zu thun ist, der müßte die neue Thatsache mit ernster Betrachtung hinnehmen, und

entspräche sie auch nicht den persönlich gewünschten Consequenzen, die Thatsache doch als einen Fortschritt erkennen.

Leider aber drängen sich auch hier einige wortfertige Doctrinäre und Ehrgeizige an die Spitze, die Zahl der Theilnehmer rekrutirt sich aus jenen „ewig Lächelnden", die mit ihrem Besitze oder ihren Aemtern sich begnügend, sich der neuen Loyalität der gegebenen Verhältnisse nur anbequemen.

So werden wir überall noch viele Wandlungen und Täuschungen durchmachen müssen, bis sich die wirkliche und selbständige Stimmung des Bürgerthums herausarbeitet.

Hier in Wien kam bald ein äußerliches Zeichen hinzu, das die politische Farbe des Vereins zu verdrängen schien.

Viele Mitglieder des neuen Vereins hatten sich, im Gegensatze zu den bisherigen Abzeichen, mit schwarzgelben Bändern versehen, und es gehörte in der That Muth dazu, solche öffentlich zu tragen. Ich war Zeuge mehrer Szenen auf dem Graben und am Kohlmarkt wo sich Bandgewölbe befinden. Große Menschen-

gruppen hatten ſich vor den Kaufläden geſammelt und ſo oft einer herauskam mit dem ſchwarz-gelben Bande, ging ein großes Halloh an. Mit Spott und Hohn wurde der Schwarz-gelbe überſchüttet und mehrmals kam es zu handgreiflichen Thätlichkeiten, wobei indeß die Municipalgardiſten, ſchöne Männer mit anſtändigen Manieren, beſchwichtigend eintraten.

In dieſen Tagen war nun in den Blättern, in Plakaten, in den hundertfältigen Geſprächen auf der Straße und in den Kaffeehäuſern viel heraldiſches Gerede über Urſprung und Bedeutung der ſchwarz-gelben Farben. Man ſprach ſogar davon, daß man einen ſchwarz-gelben Zug nach Schönbrunn veranſtalten wollte, daß aber der Kaiſer ſich ſolches verbeten habe mit dem Bedeuten, daß er ja ſelber die deutſche Fahne mit eigener Hand auf ſeinem Schloſſe aufgepflanzt.

Ich horchte da und dort hin, ob denn diejenigen, die die deutſchen Farben trugen, einen unbedingten und feſten Anſchluß Deutſch-Oeſterreichs an Deutſchland anſtrebten und umgekehrt, aber ich fand nirgends den Muth und die Kraft der Klarheit, daß man es

wagte, dem einmal Erkannten durch seine nothwendigen Consequenzen nachzugehen. Auf beiden Seiten gab es Wenn und Aber. Ergötzlich war mir der Ausspruch eines wohlhäbigen dicken Pfahlbürgers, der in einem Kaffeehause zu seinem Nachbar sagte: „ob ich ein Deutscher bin, das brauch' ich nicht erst zu sagen, so wenig als ich zu sagen brauche, daß ich ein Mensch bin. Ich bin als Deutscher geboren und erzogen und verstehe weiter nichts als Deutsch, aber ich bin doch ein Oesterreicher, ja das bin ich." O göttliche Logik, störe mir den Mann nicht in seinem süßen Halbschlafe.

Es müssen andere Geister, gewaltige Ereignisse kommen, um das hart verknotete österreichische Räthsel zu lösen. Schickt dieses Deutsch-Oesterreich seine Deputirten nach Frankfurt und jetzt soll es sich noch fragen, ob es unzertrennlich zu Deutschland gehört. Hat dieses Oesterreich in der ganzen vergangenen Schmachperiode uns durch seinen Metternich geknechtet und jetzt soll es sich noch gar herausstellen, daß wir vom Auslande unterjocht waren!

den 19. Septbr.

Bei regnerischem Wetter, das aber doch Aussicht auf baldiges Aufhellen gewährte, zog am Morgen eine ungarische Deputation in Wien ein. Sie hatte ein geringes Geleite, das sie am Landungsplatze empfing und nun durch die Straßen führte. Sie wollen dem Reichstag unmittelbar ihre Verhältnisse darlegen, da das Ministerium mit Jelachich gegen sie kabalirt.

Ich reiste an diesem Tage mit einigen Freunden nach Baden. Auf dem Bahnhofe hatte ich mir ein ganzes Pack der verschiedenen Zeitungen gekauft. Immer deutlicher wurde es mir, daß hier eine Sprache geführt wird, die weder von der Bildung ausgeht noch auf solche abzielt. Verräther, Schurke, Vettel, Mephistopheles, das sind ganz gewöhnliche Ausdrücke gegen mißliebige öffentliche Persönlichkeiten. Wie soll da noch eine anständige auf klare Beweisführung gestützte Erörterung daneben Platz greifen? Das sind nun die Blätter, die für ein Volk geschrieben sind, das noch vor wenigen Monaten von Spitzeln umgeben war, das ein himmelschreiendes Militärwesen, ein verrottetes Beamtenthum, ein verkommenes Schul-

weſen, kurz Alles noch aus den alten Zuſtänden hat.

Die Zeit der „ſchönen Sprache," des „eleganten Styls" und der „pikanten Schreibart" iſt dahin. Die ganze geiſtreichiſirende Literatur mit dem feingedrechſelten putzig zierlichen literariſchen Nippſächelchen iſt über den Haufen geworfen. Die Vergötterung des Virtuoſenthums iſt auch hierin zu Ende. Eine Zeit liegt hinter uns, die immer Anläufe nahm und zu nichts Thatſächlichem gelangte. Dieſe Anläufe bildeten ſich am Ende zu einer Art geiſtiger Turnkunſt aus. Nie war die Verehrung des Geiſtreichen, der Façonirung der Gedanken größer als in der eben abgelaufenen Periode.

Wie in der jetzt beginnenden Bethätigung der Charakter eines Menſchen zuletzt als das weſentlich Gültige und Haltbare ſich ergeben muß, ſo wird auch in der Literatur die einfache Kraft des Gedankens entſcheidend werden müſſen. Man könnte ſagen: es wird jetzt und fortan immer mehr der Gedankengehalt gewogen und die Façon gering veranſchlagt. Das darf uns aber nicht zu einer Barbarei bringen, zu

einem geschmacklosen Poltern, in dem wir der edelsten Errungenschaften der Bildung und der Kunst verlustig gehen und wo der Meister ist, wer die saftigsten Kraftworte aufzutrumpfen vermag. Der echte Gehalt bedingt nothwendig die echten Formen der wahren Kunst, und Rundung und Begründung des Ausgesprochenen bringt zu jenem Ebenmaaße in Gehalt und Gestalt, in welchem mit der Dauer auch die Sicherheit der Wirksamkeit liegt.

Die erste Feststellung der freien Presse hat wie natürlich rohe und ungeschlachte Stimmen laut werden lassen. Das mußte so sein. Wirkung! momentane Wirkung war der einzige Zweck. Was galt da die Form? Jetzt wird es bald anders kommen. Nur der feste aber bemessene Ton hält lange aus und wirkt lange noch. —

In der Wiener ultra-radikalen Journalistik blähen sich die Gesinnungskorporale auf; Schimpfen und nochmals Schimpfen, aber dabei ohne irgend ein hervorstechendes Talent, ja ohne nur ordentlich schreiben zu können, das ist Alles. Herr Tausenau, der noch für einen der Befähigtsten gilt, hat da im Radikalen

einen Artikel über Wessenberg geschrieben, der an Cynismus seines Gleichen sucht. Auch Studenten geben ein Blatt heraus und räsonniren ins Blaue hinein. Man muß offen gegen diese Verkehrtheit des Zeitungsstudententhums auftreten. Die Studienzeit ist die Zeit des Lernens und Gährens und es ist nicht gut für den Lesenden, noch viel weniger aber für den Schreibenden, wenn solche halbverworrene gestern aufgeschnappte Gedanken gleich unbesehen zur Oeffentlichkeit kommen. Und was sollen denn diese jungen Leute Neues thun, wenn sie Männer geworden, da sie schon jetzt öffentlich das große Wort führen?

Das Blatt „die Presse" scheint an phrasenreichem Doktrinarismus zu leiden.

Es ist gut und nöthig, daß Kuranda und Bodenstedt daran gehen, in Oesterreich eine männlich-offene und besonnene Publizistik zu gründen. ...

Die Herbsttage waren so hell, ich machte mich auf nach dem grünen Steiermark. Ich erzähle von meinen Reiseerlebnissen nur das, was zur Charakteristik der Zeit gehört. Ich kam zufällig in mehrere Kreise der geflüch-

teten Aristokratie; denn das Landleben war diesmal mehr eine Flucht als eine Erholung. In der Geldaristokratie fand ich die häßlichste Abgeschwemmtheit der Genußsucht. Neuer Sinnenreiz und immer gleich stark, das ist hier die Losung, aber nur keine Unruhe, keine Angst, kein Aufgebot der Kraft zur Erhaltung des Seins. Ich hörte hier den hohen Orakelspruch des Propheten Nestroy wieder: „Ich soll was für die Nachwelt thun? was hat denn die Nachwelt für mich gethan?“ Bei der Jugend in diesen Kreisen fand ich ein maulfertiges Lästern gegen die Unruhstifter, ein Bangen und Verlangen nach dem ungestörten Genusse. Ein 21jähriger junger Bursch, dessen ganzes Tagewerk in Essen und Trinken, Reiten und Fahren u. s. w. besteht, sehnte sich mit all seinem Gelde nach Amerika. Dort allein sei ja Ruhe. Die ganze Kraft, das ganze Talent dieser Stallbuben in Glacehandschuhen besteht im Erben; auch die Freiheit möchten sie erben, wie das Geld ihrer Väter. Erwägt man diese Fäulniß der durch Reichthum mit einem Bildungsfirniß Ueberzogenen, so erkennt man aufs Neue die geschichtliche Nothwendigkeit, daß neue Schichten des Volksthums

sich aufthun müssen, um diese öde Nichtswürdigkeit zu vertilgen. — Nicht minder erbärmlich fand ich das Wesen der Adelsaristokratie, die sich da und dort in vereinzelte Landhäuser, in kleine Städtchen und Dörfer zurückgezogen, oder vielmehr geflüchtet hatte. Ueberall der blasse Schrecken, der sich durch kein virtuoses Klavierspielen verscheuchen ließ. Man suchte zu lachen, zu scherzen, Parthien zu arrangiren, aber die echte Lust fehlte. Man zitterte um seinen Besitz, um seine bevorzugte Stellung. Es wurde eifrig darüber verhandelt, was man aus den jüngeren Söhnen machen solle, da ihnen die sonst so sicheren Stellen im Heere, am Hofe und in der Bureaukratie jetzt in Frage gestellt waren. In der Gegend des Sömmering, wo die großen Erdarbeiten Tausende von Arbeitern anhäuften, war die Furcht noch eine gespannte. Ich besprach mich mit sehr vielen dieser Arbeiter und fand in ihnen im Ganzen, abgesehen von einzelnen wüsten Gesellen, emsige, gutmüthige Menschen ohne Falsch und Arglist. Freilich galt ich bei Vielen für einen Studenten und das war ein Geleitbrief in das innerste Vertrauen. Als charakteristisch mag verzeichnet

werden, daß eine Baronin von höchst unbedeutender Geistesbildung, die umgeben von ihren beiden Töchterchen in der Nähe wohnte, während ihr Mann bei Radetzki in Italien im Felde stand, sich zu ihrem Schutze einen hübschen Studenten ins Haus nahm. Dieser Student war noch dazu, wie allgemein bekannt, der Sohn des katholischen Pfarrers S. auf einem benachbarten Dorfe. Es war nun gar seltsam anzuschauen, wie sie mit ihrer Sauve-garde zu Fuß und zu Wagen Besuche und Ausflüge in der Umgegend machte. Der Student mit seinem altdeutschen Waffenrocke, den Kalabreser mit wallender Feder auf dem blonden Lockenhaupte, das schwarz-roth-goldene Band über der Brust und den Schleppsäbel um die Hüfte geschnallt, das war die Sicherheitswache. — Eine besonders anziehende Erscheinung war die Gräfin A., die auf einem einsamen Gute wohnend, sich jetzt damit beschäftigt, Memoiren aus dem Hofleben zu schreiben, worin sich unter anderem Bedeutsamen zeigen wird, wie listigfein Metternich mit seinen Ligurianern auch das Privatleben und besonders die Erziehung und Verheirathung der Töchter aus den höheren Ständen in der Hand hielt. Die

Einkünfte der Gräfin sind durch ihre in Ungarn gelegenen Güter jetzt völlig in Frage gestellt und diese außergewöhnliche Erscheinung, die der Kaiserin Maria Theresia auffallend ähnelt, ausgestattet mit allen Verfeinerungen der höhern Bildung, in allen lebenden Sprachen meisterhaft singend, vortrefflich in Oel malend, mit den Erzeugnissen der Literatur vertraut, ist jetzt auf den Punkt gestellt und gerne dazu bereit, sich den Lebensunterhalt durch Arbeit zu verdienen. Die ausgeführte Darstellung eines solchen Verhältnisses, wo auf der einen Seite die einen heruntersteigen müssen von der Höhe des verfeinerten Genusses, während auf der andern bis jetzt niedergehaltene Schichten neuen Besitzes und neuer freier Bewegung theilhaftig werden, Alles das in lebendigen Gestalten vorgeführt, könnte uns einen Tiefblick in das innerste Auf- und Abwogen des Zeitlebens eröffnen....

Nun ging's nach dem grünen Steiermark. Wie oft drängte es mich, am Herzen des Volkes zu lauschen, wie die plötzliche Wandlung der Dinge seit dem Frühling in ihm pocht und was sie da erregen macht. Aus der Tiefe des Geistes wie aus der Ge-

bundenheit in kleinen Verhältnissen müßte da ergründet werden, was in den schlichten Gemüthern vorging, die kaum ahnten den Zusammenhang und den Druck der auf uns Allen lastete, und wie sich das in das umfriedete und eingehegte Kleinleben einfügte. Das mag eine Wandlung gewesen sein wie einst in alten Tagen, da Sendboten einer neuen Heillehre überall hindrangen. Die geistige und politische Erlösung kann aber nicht gegeben sondern nur errungen werden. Wir Alle, die wir uns seit Jahren einlebten in die Seele des Volkes, sein unverwüstliches Herz, dessen Wünsche und Hoffnungen Worte liehen und Mahnrufe ergehen ließen die ungehört nach oben verklungen sind — die Schnellkraft und Thatkraft des Volksgeistes scheint doch noch gewaltiger zu sein, als wir ahnten. Es ist nicht Abtrünnigkeit von früheren Grundsätzen, wenn wir jetzt weiter gehen, mehr fordern als ehedem.

So lange man auf friedliche Entwickelung bauen konnte, stellten sich die Folgerungen der Wünsche anders. Jetzt ist der Bruch geschehen, die Aenderung der Dinge ist aus der Revolution hervorgegangen.

Es wäre eitel Pedantrei und Steifen auf vergangene Weisheit, wenn man aus Furcht vor sogenannter Inkonsequenz jetzt bei dem bliebe, was man ehedem als friedliches Lösegeld zu fordern hatte. Niemand hat das Programm der Geschichte in der Tasche, das sich nur so nach vorgesehenen Forderungen abspielt. Jeder Tag ist ein neuer Schöpfungstag....

In den Städten ist das Verständniß der allgemeinen Interessen näher gerückt. Der Bauer aber fragt gleich bei allem: was bringt es mir? Schon die Vereinzelung in einsame Gehöfte und kleine Gemeindeverbände beschränkt den Gemeinsinn und den geistigen Horizont, und doch ist das immer steigende Anwachsen großer Städte zugleich auch der Fluch der modernen Civilisation, sie vereinzeln das Individuum noch weit mehr und bringen jene schauderhaften Zustände, die wir bis jetzt vergebens zu heilen trachten.

Ich fragte einen sonst verständigen Bauern, mit dem ich eine Strecke ging, was er vom Reichstage denke, der vor Allem für die Bauern gesorgt habe. „Schaun's, wir haben kan Robot nit g'habt, uns geht das nichts an", antwortete er.

Das war ein Bleigewicht gegen jeden ideellen Aufschwung. — Es scheint, daß noch gewaltige Erschütterungen kommen müssen, die selbst in die entlegensten Dörfer dringen, um zum Verständniß der neuen Zeit zu erwecken.

Es darf nicht vergessen werden, daß Eigennutz und Habsucht, die sich bekanntlich bei dem Bauern überall so vorherrschend finden, ihren fast nothwendigen Ursprung in seiner Stellung haben. Vorerst ist auf dem Lande alle Geltung wesentlich vom Besitze abhängig, und sodann ist der Verkommende auf dem Dorfe für seine ganze Lebenszeit verloren, es gibt hier nicht wie in der Stadt neue Berufe, überraschende Schicksalswendungen durch ein plötzliches großes Gelingen; der Erwerb ist ein kleiner und stetiger. Daher jenes zähe knickerige Zusammenhalten des bedachtsamen Bauern.

Das ideelle Erfassen des neuen Menschen- und Bürgerthums wird sich beim Bauern wesentlich im Gefolge materieller Vortheile einfinden.

Ein souveräner Politiker würde kurzweg sagen: die Masse des Volkes wird immer und ewig geleitet

und zu ihrem Guten gezwungen werden müssen; die Entscheidung über die Gestaltung neuer Zustände macht sich stets in höheren Geistesregionen. Ich glaube, daß dieses Verfahren kein ewiges ist.

Bemerkenswerth ist noch der Ausspruch eines andern Bauern, mit dem ich einen ganzen Mittag ging. Als auf die Studenten die Rede kam, nannte er sie „unversuchte Menschen" und er sagte: nur der dürfe eigentlich in der Welt mit drein reden, der verheirathet sei und ein eigen Hauswesen habe.

Keine Einwendung fruchtete etwas.

In dem lieblichen Gratz wie in kleinen gewerbreichen Städten fand ich in Versammlungen und Privatgesprächen einen gewissen sorglosen Enthusiasmus für Deutschland, ohne daß man sich das Verhältniß zu demselben bestimmt klar machte. Es ging damit bei Vielen wie mit dem transscendenten Jenseits, bei dem man sich nicht gern nach dem Wie fragt. Hier aber ist das Wie die Hauptsache. Die Demokratie, die hier auch keine recht compakte Gestalt hat, ist vielfach kosmopolitisch. In Gratz besteht ein deutscher Verein neben dem demokratischen.

Abgesehen von Handel und Gewerbe und den hundertfachen hier einschlägigen Lebensbeziehungen gibt es noch ein Moment, das so zu sagen die große Politik nicht ins Auge faßt, das aber von Bedeutung ist zur richtigen Würdigung der Stimmung und Haltung. Auch in heterogenen Länder-Bestandtheilen, wenn sie lange zu einer äußern Einheit verbunden sind, stellt sich allmälig eine gewisse intime Beziehung heraus. Da ist die Tochter eines Kaufmanns, sie ist an einen kroatischen Offizier verheirathet, dort die Frau eines Arztes, sie ist eine Ungarin, jener Alte, der schon das dritte Geschlecht um sich sieht, ist ein Czeche u. s. w. u. s. w. Diese Verhältnisse bilden gleichsam das feine Gewebe zu einem neuen Organismus. Nur eine große mächtige Bewegung, die unbekümmert um Einzelschicksale und Stimmungen mit unerbittlicher Gewalt sich geltend machte, könnte die natürliche Scheidung des nicht Zusammengehörigen scharf und entschieden nach großem Maßstabe bewirken. Soll dieß aber auf friedlichem Wege, aus innerm Entschlusse geschehen, so äußern die angedeuteten Beziehungen ihre unberechenbare zähe Macht.

Ich weiß wohl, daß es noch viele andere umfassendere Verhältnisse gibt, die den Wiener, den Steyrer u. s. w. weit mehr von dem Rumänen ꝛc. wissen lassen als von dem Franken, Schwaben; aber ich wollte hier nur eine Beziehung andeuten, die sich nicht auf der Landkarte markirt.

Man irrt sich ganz gewaltig, wenn man glaubt, daß durch die Wahl des Erzherzogs Johann zum deutschen Reichsverweser die österreichischen Sympathien erobert seien. Der Hof hat bekanntlich wenig Zusammenhang mit dem isolirten Prinzen erhalten und wenn nicht Wien die Hauptstadt Deutschlands wird, ist es dem Volke gleichgültig, ob da draußen in Deutschland ein österreichischer oder ein fremder Prinz sitzt. Er rächt sich jetzt am Erzherzog Johann, daß er während der langen Schmachperiode des Vaterlandes in grollender Zurückgezogenheit eine einsame Rolle gespielt, statt der offene Kämpe und der starke Hort für alle Freiheitsbestrebungen zu sein. Hier in Steiermark hört man viel von ihm sprechen und Alles zeigt, daß er ein gottesfürchtiger Bergmann, ein kecker Gemsjäger und sonst überhaupt immer ein leutseliger Herr

gewesen, mit dem sich's traulich verkehren ließ; Alles das aber zieht keine Länder nach sich...

Ich übergehe die mancherlei Einblicke, die ich in Natur- und Menschenleben in Steiermark that. Nur das sei noch kurz erwähnt, daß die Volksschule sich in jeder Beziehung in so jammervollem Zustande befindet, daß eine durchgreifende Reform nöthig. Oesterreich scheint auch hierin die traurigen Nachwirkungen des alten Systems nicht so rasch überwinden zu können, denn es fehlt auch hier wie in anderen Dingen an den Persönlichkeiten. Der Mangel tüchtiger Volksschullehrer ist auffällig. — In den felsigen Gebirgsgegenden trifft man auf die schauderhafte Degeneration des Kretinismus. Wenn wir zur positiven Organisation gelangen, wo sich nicht mehr blos der Kampf gegen die Unterdrücker, sondern die Liebe zu den Unterdrückten thatsächlich zu bewähren haben wird, müssen vor Allem vorsorgliche Anstalten zum bessern physischen Behaben des Volkes getroffen werden. Da wird das Maulheldenthum zu Ende sein und die wirklich liebevolle Hingebung sich bekunden.

Es gibt weit mehr Menschen, die die Fürsten hassen als das Volk lieben.

Ich traf überall eine große Aufregung, hervorgebracht durch die Geistlichen, die gegen den Reichstag agitirten, weil er die Religion stürzen wolle. Bis jetzt ist ja bekanntlich die Religion oder vielmehr das Kirchenthum das einzige Ideelle, für das der Bauer aufzuregen ist. Petitionen mit Tausenden von Unterschriften cirkulirten zur Erhaltung der Klöster u. s. w. Die Geistlichen sind zur Zeit noch die Einzigen, die mit dem Landvolke in persönlicher Beziehung stehen (einzelne Aerzte kommen nur wenig in Betracht). Die Geistlichen vermitteln dem Landvolke die Kunde von den Zeitereignissen, die Presse kann noch nicht durchdringen. Ich traf ganze Dörfer wo Niemand eine Zeitung hält als bloß der Pfarrer. Auch wird der Presse nie das gelingen, was dem persönlichen Wort und Umgang. Es gehört schon viel dazu, daß ein Bauer dem Pfarrer mißtraut und noch viel mehr daß er es wage, dieses Mißtrauen durch Unfolgsamkeit bei Bittschriften, die von der Kanzel bevorwortet sind, kund zu geben. Außerdem ist bisheran in Oesterreich von einer freien ländlichen Gemeindeverfassung kaum eine Spur.

Als Beispiel von wissenschaftlicher Stufe und Bestrebung eines Geistlichen hier Folgendes. Ich traf auf meiner Fußreise bei Gambs im Walde einen freundlich aussehenden, bequem gekleideten Mann mit grauen Haaren, der die Jagdbüchse über der Schulter trug; die steifen Rohrstiefel, die den Trägern in Oesterreich den Namen Postillone Gottes geben, ließen den Geistlichen bald erkennen und er gab sich auch als Pfarrer von Gambs kund. Wir gingen eine gute Strecke mit einander, das Gespräch kam von selbst auf religiöse Gegenstände und der Pfarrer sagte: „Ja, die Herren von der Freiheit wollen jetzt über den großen Gott hinaus, aber der große Gott ist noch viel größer als sie; es kommt eben alles Unglück von der Religionsphilosophie.“ Ich fragte, was er damit meine und er sagte: „Die Religionsphilisophie ist von dem Rousseau in Frankreich; dem haben seine Leute einmal gesagt, wir haben keine Trommeln mehr und da hat er ihnen gesagt: zieht den Menschen die Haut ab und macht Trommeln daraus. Das ist die Religionsphilosophie und die stammt von dem Rousseau, der anno 5 gestorben ist.“ Alle

meine Einwendungen waren vergebens, der Pfarrer behauptete immer, er habe es selbst gelesen in einem Buche im Kloster, das heiße eben Religionsphilosophie. Das war wahrscheinlich ein jesuitisches Compendium. Der Pfarrer begleitete mich bis gegen Eschau. Dort in der „Keusche", so nennt man hier ein Wirthshaus, sagte er, werde ich eine lustige Gesellschaft treffen, es seien die Holzmesser, die den Abschluß ihres Geschäftes feierten. Ich fand in der That großen Halloh in der Wirthsstube. Die Waldgänger und Holzmesser hatten ein Scheibenschießen gefeiert und tranken jetzt lustig. Besonders auffallend war ein schöner breitbrustiger Mann mit grünem Hut und Gemsbart, eng anliegendem grauen Rock und grauen Knie-Gamaschen, der konnte des Trinkens nicht genug bekommen. So oft die Anderen weggehen wollten, hieß er immer wieder frische Flaschen bringen und sang verworrene Lieder, er konnte keines ganz. Sie nannten ihn bei einem czechischen Namen. Gegen mich that er auch besonders freundlich und sagte immer: Sie sind ein großer Herr. Trotzdem ichs immer verneinte, sagte er, er wisse mit großen Herren

umzugehen und raunte mir ins Ohr, man müsse da nur durch die Finger sehen, er wisse schon wie man das mache. Ein kleiner Schreiber, der mit bei der Gesellschaft war, kam mit einem Sattler in Händel, weil der Sattler von Preßfreiheit gesprochen hatte und der Schreiber behauptete, der Sattler verstünde nichts davon. Alles schlug sich auf Seite des Schreibers. Jetzt forderte der stattliche Waldgänger einen Andern Schmächtigen auf, mit ihm im Spaße zu raufen. Dies geschah und nach langem mächtigen Ringen warf der Schmächtige den Stattlichen zu Boden. Er schlug nun mächtig um sich, bis man wieder aufstand. Nun verlangte er nochmals die Probe, es wurde ihm willfährt, und wie das so geht, aus dem Spaße wurde Ernst und sie schlugen mit aller Kraft aufeinander. Der Stattliche hatte gewonnen. Alles lief abwehrend hinzu und schrie „das ist der verfluchte Böhme." Der Stattliche war in der That ein Czeche und sein Gegner schlug ihm das ganze Gesicht blutig. Er setzte sich fluchend hinter den Tisch und Alles schrie: „das sein halt die ungetreuen Böhmen". Ein schöner junger Bauer, ein wahrer Antinous an Gestalt, kam

auf mich zu und sagte: „das ist nichts, man soll keinem sein Volk vorwerfen, es gibt unter allen Völkern Gute und Schlechte". Wir tranken mit einander. Ich hörte aber auch hier wieder, was ich in diesen Tagen schon mehrmals erlauscht hatte: die alte Metternich'sche Regierung hatte die Czechen in allen Aemtern bevorzugt, weil sie sich zu Allem gebrauchen ließen. Wenn ein Czeche und ein Deutscher mit ganz gleichen Bedingungen sich um ein Amt bewarben, so konnte man sicher sein, daß der Czeche es erhielt. So hörte ich noch vor wenigen Tagen mehrere beim Bergbau Beschäftigte über einen Vorgesetzten sprechen, den sie nur den Herr Swornost nannten. Der eine sagte: man müsse ihn bei der Erle an sein Amtsgebäude aufhängen, worauf ein Anderer erwiderte: von den Erlen rutsche der Strick leicht ab, er wisse dagegen einen guten Eichbaum, der festhalte. Alles stimmte lachend bei. Wie folgentraurig ist es, daß das alte österreichische System nicht nur mit den Bajonetten des einen Landes das andere unterdrückte, sondern auch mit den Bedienstelen aus dem einen Stamme den andern unter Bann und geheimem Druck hielt.

Der Czeche gab auch hier noch keine Ruhe, bis sich endlich der Wirth an ihn machte und ihn mit einer tüchtigen Tracht Prügel zur Thüre hinauswarf. Er schrie draußen an die Thüre hämmernd nach seiner Flinte, aber diese wurde ihm nicht gegeben, man warf ihm nur den Hut nach. Als endlich Ruhe hergestellt war, holte mir mein junger Freund, der als der beste Jodler bekannt war, (was man hier Wollatzen nennt) noch einen Gefährten, den Wegknecht, der auf der Straße die Steine klopft, und nun begann er jenen wundersamen Gesang, der sich ohne Worte über alle Höhen und durch alle Gründe der Empfindung hindurchzieht. Die Mägde kamen herbei und auch sie wollatzten.

Nun war es herrlich. Bald zwei-, bald drei-, bald fünfstimmig hielten sie den vielverschlungenen Gesang an und unversehens sprang das eine und das andere in eine neue Tonart über und auf einen Wink mit den Augen trat ein anderes für ihn ein.

Mitten unter Menschen, im Zusammenhange des Dorflebens, bleibt der Volksgesang immer an bestimmte Worte gebunden, es bleiben bestimmte menschliche Beziehungen, und nur wie eine abschließende Instrumen-

talbegleitung schließt sich oft ein wortloser Refrain an. Droben aber auf der fernen Alm, wo die Sennerin Tage und Wochen verbringt, ohne des Wortes, der Verständigung mit einem Menschen zu bedürfen, da sitzt die Sennerin oft sinnend und träumend, weit ab liegt das Wort, drunten im Thale, und ein Gesang erhebt sich gleich dem des Vogels, so ungebunden, so in sich selbst genügend, die reine Luft! Das Menschenkind ist wieder zurückgekehrt in die wortlose Natur.

Wie herrlich klangen diese Töne hier, wo kaum der wüste Lärm verstummt war.

O, du unverwüstliches deutsches Herz! Du wirst wie Arion dein Lied hinwegtragen über Sturmes Gebraus, bis das Ufer des Friedens wieder erreicht ist.

den 6. Oktober.

Ich machte mich auf, um nach Wien zurückzukehren. Der Weg ging der Donau zu, das Dampfschiff zu erreichen. An mehreren Orten, wo ich einkehrte, waren große Versammlungen in den Wirthshäusern. Es handelte sich um Verlegung des Amtssitzes. Jetzt waren die allgemeinen politischen Prinzipien zurückge-

treten, und in dieſer kleinen Organiſation kamen ſchon ganz andere Intereſſen zu Tage. Da wollte ein Wirth ſein Gaſthaus, dort ein reicher Kaufmann ſeine ſtattliche Wohnung als Amthaus verkaufen und die Gründe, die ich an verſchiedenen Orten für die Reſidenzberechtigung hörte, waren gar ergötzlich.

Ich übernachtete in Scheibs. Wie ſeltſam iſt doch die Organiſation der Welt. Dort in der großen Hauptſtadt wird der ganze bisherige Stand der Dinge umgeſtellt, das ganze Daſein ſcheint aus den Fugen getreten, von einem einzigen mächtigen Affect beherrſcht und — hier draußen geht Alles ſeinen ruhigen Gang wie geſtern ſo heute und morgen. Der Bergmann ſteigt in den Schacht, der Holzknecht fällt im einſamen Walde die mächtigen Stämme, der Hirte treibt die Heerde in das Stoppelfeld, der Winzer ſchneidet die Traube. Ein Volk, die Menſchheit gleicht einem großen Organismus, faſt wie der Körper eines Einzelmenſchen; während ein einziger großer Affekt dich ergriffen und du ganz in ihm biſt, gehen die Funktionen deines Lebens von ſelber ihren Gang, das ſteigt auf und ab und erhält dich ohne daß du es weißt und willſt. Es iſt je

nach dem Standpunkte demüthigend oder erhebend (beides ist eigentlich gleich, nur die Aeußerung des allgemeinen Gedankens ist verschieden) die eigentliche Erhaltung, das Bestehen unseres Seins ist vom Einzel-Willen unabhängig.

Eine ganze Nation zu ein und derselben Zeit auf dasselbe Ziel lossteuernd, wer führte sie wieder in die tausend kleinen Wege, die ein jedes für sich zu gehen hat? Die Ureinwohner von Nordamerika hatten den Glauben, die Erde sei eine im Aether schwebende Tellerfläche und ihre Weisen sagten, darum müßten die Einzelnen verschiedene Wege gehen, damit das Gleichgewicht erhalten werde und die Erde nicht überschnappe. Würde die Welt in der That überschnappen, wenn die Menschheit Eines Sinnes sich zu Einer Thätigkeit sammelnd plötzlich zur selben Zeit nach ein und demselben Ziele hinrennte?

den 7. Oktober.

Ich bekam kein anderes Fuhrwerk und mußte Extrapost nehmen. Wie wohlig rollte sich's nach längerer Fußreise im offenen Wagen durch den leisen

Morgennebel dahin Und als jetzt die Sonne mählig heraufstieg, der Horizont sich erweiterte, nicht mehr eingeengt von den felszackigen Bergen des Steierlands und als der Postillon seine fröhlichen Ländler hinein erschallen ließ in den frischen Herbstmorgen, überkam mich zum ersten Mal seit langer langer Zeit ein freudiges Wohlgefühl, neue poetische Gestalten stiegen vor mir auf, wie aus dem jungen Tag geboren. Ich ließ sie vor mir spielen und suchte sie nicht in der Schreibtafel festzuhalten. Ein Stück alter Romantik hatte sich wie ein heller Thau herniedergesenkt auf die erschütterte fieberisch zitternde Welt. — Gegen Mittag war das Dampfschiff erreicht und nun ging's stromab im herrlichen Sonnenschein, in dem die Städte, Waldberge und Burgen am Ufer erglänzten. Ich traf den Reichstagsdeputirten Paur aus Neiße auf dem Dampfschiff. Auch dieser Mann des konsequentesten philosophischen Freimuthes, der vom protestantischen Metternich Eichhorn so peinlich gequält und verfolgt war, gehört nicht zu der äußersten Linken, sondern zur staatsmännisch besonnenen Partei Heinrich Simon's. Durch Gespräche über die schmählichen Frankfurter Septembertage stand

ich nun plötzlich wieder mitten inne in dem rathlosen Wirrwarr unserer Tage.

Wir leben jetzt Alle geistig so zu sagen von der Hand in den Mund, wir wissen, was wir heute haben und nicht was morgen: die That an Auerswald und Lichnowski, der in seinen Reden von Reitgerten gesprochen, läßt fast befürchten, daß der Bildung die Zügel aus der Hand genommen und Alles dem dunkeln Instinkte der Massen anheimgestellt ist. Wenn Deutschland, wenn unsere Civilisation dem Untergange entgegen geht, oder nur aus Blut und Mord sich rettet, so sind nicht die sogenannten Wühler von heute die Grundursache davon, sondern mit Einem Worte — die Fürsten. Durch länger als ein Menschenalter haben sie die Besten im Vaterlande gezwungen, das Gesetz zu untergraben und zur Auflehnung gegen dasselbe zu reizen; darum wird es jetzt so unsäglich schwer, eine Achtung vor dem Gesetze wieder in den Gemüthern aufzuerbauen.

Wir sehen es heute, wie leicht es ist, die drei großen Reichsversammlungen in Deutschland durch allerlei Aufreizungen zu diskreditiren.

Wird erſt nach einer Erſchlaffung oder nach verzweiflungsvollem Kampfe auf blutgetränktem Boden das neue Geſetz Wurzeln ſchlagen können?

Auf dem Dampfſchiffe war eine Hauptmannswittwe aus Salzburg mit ihren zwei Töchterchen. Sie reiſte nach Wien, um ein Unrecht auszugleichen, das ihrem Sohne geſchehen war, der durch eine Intrigue von der unentgeltlichen Aufnahme in die Ingenieurſchule ausgeſchloſſen war. Sie hatte zu dem Behufe ein Empfehlungsſchreiben an den Kriegsminiſter Latour bei ſich. Ein alter Mann, der das mit anhörte, ſagte: „Ja, es wird lange dauern, bis man bei uns in Oeſterreich nicht eben Alles durch Empfehlungsſchreiben erlangen muß.“ Eine Schwägerin des Miniſters Bach war auch mit auf dem Dampfſchiffe. Bald hörten wir an den Anlandungsplätzen dunkle Gerüchte, daß in Wien Unruhen ausgebrochen ſeien, es werde noch fort und fort kanonirt. Alles war in höchſter Spannung, bis uns endlich das von Wien kommende Dampfſchiff begegnete, von dem der Kapitän einen Zettel erhielt, den er laut vortrug. Darin hieß es, Latour iſt an den Laternenpfahl ge-

hängt, Bach und Wessenberg werden vom wüthenden Volke gesucht, das Zeughaus ist erobert. Die Frau mit dem Empfehlungsschreiben und die Schwägerin Bachs fielen in Ohnmacht. Wir Alle waren tief ergriffen von den Nachrichten. Sollte es möglich sein, sollten die gemüthlichen Wiener sich vom Blutdurst hinreißen lassen und wir nun einer langen Schreckenszeit entgegen gehen? Das scheint unmöglich. Wer hätte es aber von den galanten Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts geglaubt, daß sie mit Wollust von Mord zu Mord schritten, wenn nicht die Geschichte solches als Thatsache aufwiese?

Wie glänzten die Berge und Burgen so ruhig im Sonnenschein, es ist kein Auge da, das euren stillen Blick erwiedert. Die Menschen erwürgen einander, weil die Einen nicht aufhören wollen zu herrschen und die Andern nicht länger wollen Sklaven sein.

Wir landeten auf der Station vor Nußdorf und fuhren eilends nach der Stadt. Ueberall ein Wogen und Treiben als ob nichts geschehen wäre, nur hier und dort ein Wachposten oder ein Trupp der Nationalgarde. Als wir in die eigentliche Stadt kamen, ging

es von Barrikade über Barrikade. Sie ſchienen gut gebaut; viele mit Dünger gekittet. Die ſchönen Würfel des Pflaſters thürmten ſich leicht auf einander und weithin vor jeder Barrikade war das Pflaſter aufgeriſſen und die Steinwürfel hin und her geſtreut, um geſchloſſene Kolonnen am Anmarſche zu verhindern. Arbeiter hielten Wache bei den Barrikaden, an den offen gelaſſenen Zugängen auf der Seite ſtand ein Teller auf den Steinen, darein die Vorübergehenden kleine Gaben legten. Neue Opferſtöcke an neuen Altären. Die Kaufläden überall geſchloſſen, auf dem Graben und in den angrenzenden Straßen des Zeughauſes die blechbeſchlagenen Laden des Erdgeſchoſſes von Kugeln durchbohrt, bis in den fünften Stock hinauf keine ganze Scheibe, Alles auf den Straßen bunt durcheinander und bewaffnet.

Es war bereits Nacht, die Gaslampen brannten als wir auf dem Platze „am Hofe“ anlangten. An dem Kandelaber hing noch der weiße Säbelgurt woran Latour aufgehängt worden. Blutſpuren an der Säule und am Fuße derſelben. Immer wechſelnde Menſchengruppen ſammelten ſich zu Geſprächen und

Betrachtungen und hier hörten wir auch von alten Leuten, daß das kannibalische Benehmen einzelner Frauen gegen die Leiche, so wie daß man auf dem Platze mit der Leiche getanzt habe nichts als pure Lüge sei. — Stehen wir hier vor den ersten Meilenzeiger eines langen gräßlichen Weges voll Blut und Mord? Ich gestehe, daß ich das keinen Augenblick fürchte. Die scharfen Spitzen der Leidenschaft sind in unseren Tagen durch die Reflexion umgebogen. Es kann eine einzelne That wie hier als Resultat des erregten Moments sich herausstellen; zu nachhaltiger fortgesetzter Mordgier fehlt es sowohl an erkenntlichen unnachgiebigen Objekten als auch in den Gemüthern an Raserei und Verwilderung. Kann aber diese letztere sich nicht herausbilden im Laufe der Geschichte? Kann es sich nicht fügen, daß man zu neuem Mord greifen muß um die Sühne des alten zu verhindern? Die Erfahrungen aus der französischen Revolution sind hoffentlich für uns nicht verloren. Es ließe sich ein andauerndes Morden und Selbstbetäuben durch immer neue Gräuel denken, wenn es den dunkeln Mächten gelänge, die Aufreizung der Besitzlosen gegen die Be-

ſitzenden zum höchſten zu ſteigern und ſo unſere ganze Civiliſation in Frage zu ſtellen. Aber auch hier würde ſich bald herausſtellen, daß es anders iſt wie in der erſten franzöſiſchen Revolution, wo es gegen Adel und großen Grundbeſitz ging. Das heutige Beſitzthum, das größtentheils in imaginärem Beſitze beſteht, dieſes vernichten und an ſich ziehen, würde die Zerſtörer keineswegs zu Beſitzern machen. Der Arbeiter, den heutigen Tages ſo viele Volksführer zum Marquis Ouvrier aufſchmeicheln wollen, würde bald einſehen, daß nicht durch fortwährende Revolution, ſondern durch neue Organiſation ſeine Lage verbeſſert werde.

Ich ging mit meinen neuen Freunde zu der in der Nähe wohnenden liebenswürdigen Darſtellerin der Lorle, die wir hier mit ihrer Mutter am Theetiſch fanden. Seltſamer Kontraſt! Während da draußen die ganze Welt in Gährung, Alles in Waffen, im dunkeln Drange daß man ſich ſchützen müſſe vor den Folgen ſeiner eigenen That — hier eine kleine Welt von geſtern, von einem andern Jahrhundert. Die Lampe brennt ſo traulich, die bequemen Stühle zeigen daß ſich's unſere nächſte Vergangenheit ſehr behaglich

gemacht und daß es dem gegenwärtigen Geſchlechte doppelt ſchwer ſein wird, den Wachtdienſt der Zeit Tag und Nacht zu beziehen. An den Wänden die ruhigen Bilder, dort die Blumen, die Bücher und der Flügel — deine Töne werden lange ſchlummern, die Zeit der lieblichen Melodie iſt hin; wer lauſcht den zarten Tönen, während draußen der Donner rollt? — Hier das kleine Bild einer in ſich ruhenden Häuslichkeit, während über die Straßen mit ehernem Schritte eine neue Zeitgeſchichte ſchreitet.

Es gehört vielleicht zu den unauflösbaren Aufgaben, die Geſchichte des allgemeinen Lebens gleichzeitig mit den Wandlungen in einem Einzeldaſein feſtzuhalten; immer wieder vom vielſtimmigen Forum in ein umfriedetes Heimweſen einzublicken, zu zeigen, was dort ſich aufthut und wie es hier umgeſtaltend einwirkt. Das wird der ſtrengen Geſchichte wol immer unmöglich ſein und darum Aufgabe der hiſtoriſchen Poeſie bleiben. Darum auch iſt es ſo nothwendig und natürlich, bei dem Aufrollen großer weltgeſchichtlicher Tableaux die Wandlungen eines kleinen Einzellebens mit hinein zu verflechten und ſo die Wirkungen des

Gesammten auf die Stellungen des Individuums zu zeigen.

Die Erschütterung der Gemüther durch die fast vor den Augen vollbrachte That, hebte natürlich auch hier nach und die Künstlerin sah die rasende Barbarei im Anzuge. Was nützt es dem, dessen Saaten vom Wetter zerschlagen sind, darzuthun, daß sich soviel Elektrizität in der Luft gesammelt, die sich entladen mußte und nun die Atmosphäre reinigte? Es gibt bei gewaltigen großen Schicksalsschlägen, treffen sie nun das Einzelleben oder die Gesammtheit, am Ende keinen andern Trost als: man muß still halten, Sonnenschein und Hagel über sich kommen lassen und sich den Muth wieder aufrichten.

Beim Heimwege ging's auf den Barrikaden lustig her. Singen und Lachen. Da und dort hatte man sich einen Feuerheerd hergerichtet und die Feuer prasselten lustig zwischen den Töpfen.

den 9. Oktober.

Ein Sonntag ohne Glockengeläute. Der Zusammenhang der hiesigen Dinge stellt sich mir als folgender

heraus. Man hatte im März den Ungarn eine Selbständigkeit versprochen, wie sie, soll Ungarn mit Oesterreich zu einer Einheit verbunden sein, kaum haltbar ist. Die Ungarn begingen in ihrem Uebermuthe Ungerechtigkeiten gegen die Kroaten. Das wird von der Camarilla benützt, um die Ungarn zu bändigen. Jellachich, noch vor Kurzem fast in den Bann gethan, wird insgeheim unterstützt. Die Ungarn, die sich von der neuen Diplomatie verrathen sehen, wenden sich an den Reichstag in Wien. Das Ministerium weiß es mit Hülfe der Czechen zu hintertreiben, daß die ungarischen Abgesandten vor den Reichstag treten. Der Kriegsminister Latour, der vor dem Reichstage laut und öffentlich jede Verbindung mit Jellachich geleugnet hatte, wird durch einen aufgefangenen Briefwechsel überwiesen, daß er ihm Geld u. s. w. geschickt; er sucht dies nun zu beschönigen. Lamberg wird abgesendet und ermordet. Der Kaiser setzt das ungarische Ministerium ab und das neue zu Allem willige seine eigene Ernennung kontrasignirende Ministerium Recsey ein. Man wagt es jetzt frei heraus zu gehen; das Manifest an die Ungarn erscheint. Es sollen vor-

§. 7. 8. 17.

gestern deutsche Truppen, die in Wien garnisoniren, zur Bekämpfung der Ungarn abziehen. Sie weigern sich und die Bevölkerung erkennt offen das alte System: eine Nationalität durch die andere zu bändigen. Gewiß haben auch Aufreizungen von Seiten Ungarns her das ihrige gethan. Ein Theil der Bürgerwehr und der akademischen Legion kommt unversehens den sich weigernden Soldaten zu Hülfe, die von Dragonern zur Abfahrt gezwungen werden sollen. Man verlangt von Latour die Zurücknahme des Marschbefehls. Er weigert solche. Es kommt am Tabor zum Kampfe, die übergegangenen Soldaten und die Bürgerwehr siegen. An der Stephanskirche kämpft Bürgerwehr gegen Bürgerwehr und das wüthende Volk hängt Latour für seine Hartnäckigkeit und Perfidie. Der Reichstag, wohl einsehend, daß hier keine Revolution vorgegangen, die den Staat umgestalten will, sondern ein gräßlicher Ausbruch des Affekts, verlangt vom Kaiser Bildung eines neuen volksthümlichen Ministeriums und Amnestie für alles Geschehene. Der Kaiser bewilligt solches und sieht es widerrufend am andern Morgen aus Schönbrunn. Das Volk hat das Zeughaus erobert und

Auersperg zieht sich mit seinen Truppen aus der Stadt in die gefahrdrohende Stellung auf dem Belvedere. Wer weiß was jetzt geschehen wird. Wird man von kaiserlicher Seite aus das Volk zu einer Revolution nöthigen, weil ein wilder Haufe einen Mord begangen? Vielleicht ist jetzt auch die Zeit gekommen, wo sich das immer schwächliche Ministerium durch die Eisenkur des Belagerungszustandes stärken wird.

Wir gingen nach dem Reichstage, der in Permanenz war. Smolka, ein polnischer Advokat, mit treuherzigem Antlitze, trotz des borstig weit abstehenden blonden Schnurrbarts, präsidirte mit ruhigem Takte und in anspruchloser Redeweise. Es handelte sich heute wesentlich um mehrere Anträge Borrosch's, die auf das feste unerschütterliche Zusammenhalten der 251 anwesenden Mitglieder abzielte.

Mittags wandelten wir durch die Stadt und über die Außenwerke. Alles hatte ein sonntägliches Ansehen, man betrachtete sich die Barrikaden und die verrammelten Thore mit vieler Ruhe, wenngleich eine Beklemmung in vielen Gemüthern unverkennbar war; aber es muß sein, der Kaiser muß die Hand bieten

zur Verſöhnung und zur Ruhe. Da und dort aus den Thoren fuhren bepackte Wagen mit ganzen Familien. Die närriſch furchtſamen Leute! warum entfliehen ſie? Es lebt ſich ja ſo ruhig in dem heitern Wien, trotz ſeiner fieberiſchen Aufregung.

Auf Nachmittag war eine große Maſſenverſammlung in das Odeon berufen, aber ſie wurde durch geſchriebene Zettel an allen Straßenecken abbeſtellt. Aus zuverſichtlicher Quelle von den Betheiligten ſelber erfuhr ich, daß es der Plan Einzelner war, im Odeon die Republik zu proklamiren und eine proviſoriſche Regierung einzuſetzen. Einige beſonnenere Häupter der demokratiſchen Partei widerſetzten ſich dieſem Vorhaben und erklärten: denjenigen, der die Republik ausrufen wolle, unmittelbar als Verräther zu bezeichnen und ihn der Volksrache zu überliefern. So unterblieb die Verſammlung.

den 9. Oktober.

Im Reichstage. Schuſelka berichtet im Namen des permanenten Ausſchuſſes. Jelachich (deſſen Abſetzung der Reichstag vom Kaiſer verlangt und dieſer

im Allgemeinen gewährt hatte) soll mit seinen Truppen bei Bruck in Steiermark stehen. Der Abgeordnete Prato wird zur Verständigung und zur Verhinderung eines Weitermarsches dahin abgesendet, auch abermals ein Courier an den Kaiser, daß er jedes Vordringen Jelachichs verhüte. Eine Bauern-Deputation aus dem Marchfelde und dem Weinlande erklärt mit Gut und Blut zu Wien und dem Reichstage zu stehen. Das permanente Studenten-Comitee stellt die akademische Legion ganz zur Verfügung des Reichstages. Die Unterhandlungen mit Auersperg, der mit seinen Truppen auf dem Belvedere von der Stadt aus verpflegt wird, sind noch unerledigt. — In der Stadt herrscht große freudige Aufregung in allen Gruppen. Jelachich ist geschlagen, heißt es, die Ungarn folgen ihm auf dem Fuße, um ihn vollends zu vernichten; der Kaiser soll unterwegs auf seiner Flucht vom Landsturm aufgehalten worden sein, in Ollmütz ist er nach bestimmter Nachricht noch nicht. Er soll von Kanonen und bedeutenden Mannschaften umgeben seine Reise fortsetzen. Diese abermalige Flucht des Kaisers ist von bedeutsamen Folgen. „Hat der Kaiser seinen

Posten verlaſſen, warum darf ich's nicht auch?" ſagte ein übergegangener Grenadier zu einem Freunde. Vom Kaiſer ſelber kann die Rede nicht ſein, aber es wäre von großer Bedeutung, wenn man einen offenen Einblick in ſeine Umgebungen gewinnen könnte. Im Volke nennt man die Erzherzogin Sophie als Frau Camarilla. Kann man es verargen, wenn man noch nicht glaubt, daß es den Höfen ernſt iſt mit der konſtitutionellen Freiheit und daß es fortan eine offene auf Wahrheit beruhende Politik gebe? Der allgemeine Inſtinkt mit ſeiner unverdorbenen Spürkraft witterte hier und anderwärts ſchon lange den Fuchs in dem alten Hofbaue; man mochte und wollte ihm nicht glauben und ſuchte ihn zu beſchwichtigen und — um bei dem Bilde zu bleiben — er bellte und bellte immerfort. Jetzt, durch die Ereigniſſe iſt der Fuchs heraus und entſchlüpft. Der laute nicht zum Schweigen zu bringende Verdacht hat nicht erſt den Schlaukopf geſchaffen oder durch ein Wunder den Haſen in einen Fuchs verwandelt, er war ſchon lange da in ſeiner wirklichen Natur Das Ränkeſpiel mit Jelachich, den man als beſondern Liebling der Frau

Camarilla bezeichnet, hat die alte treulose Versteckenskunst zu Tage gebracht. Jetzt diese abermalige Flucht des Kaisers. Ist sie nicht mindestens kindisch? Nirgends eine Spur von Antipathie gegen den Kaiser. Man sieht das Bestehen des Thrones als Gewähr für das Bestehen Oesterreichs an, die Dynastie erscheint Allen als eine Nothwendigkeit. Man erzählt sich, daß man abermals vor den Gemächern des Kaisers Säbelgerassel und Gewehrgepolter gemacht habe, um ihn wegen persönlicher Gefahr zur Flucht zu drängen. Mag das auch mythisch sein und das Volk ein Aufrütteln von Furchtgedanken sinnlich in Eisenklänge übertragen haben; es zeigt doch, welch eine Vermeinung herrscht über die Einschüchternden und den Eingeschüchterten. Latour stand dem Kaiser nahe, sein Tod muß ihn erschüttert haben; aber statt zu antworten: „sucht die Mörder und überliefert sie den Gerichten!“ rennt er bei Nacht und Nebel davon. Wie wird er wieder zurückkehren können? . . .

Abends wiederum Sitzung im Reichstage. Schuselka berichtet, daß die Verhandlungen mit Auersperg, er möge aus seiner gefahrdrohenden Stellung in die

Stadt zurückkehren, bis jetzt fruchtlos blieben. Auersperg behauptet fortwährend seine friedlichen Absichten. Der Deputirte Prato hat den Banus Jelachich in Schwadorf auf halbem Wege zwischen hier und Bruck getroffen. Der Banus erklärte, er kenne keinen andern Befehl als den Wunsch des Kaisers und wolle sich selbst mit seinen Truppen dem Kaiser zuführen. Sein Benehmen war voll Freundlichkeit, doch auch mit Zurückhaltung. Prato schätzte die Truppen desselben auf höchstens 3000 Mann, die sich aber in kläglichem Zustande befinden. Kraus, der einzige hier gebliebene Minister, erklärt in Betreff des Banus nur im Einverständnisse mit dem permanenten Ausschusse zu handeln. Umlauft, eine widerwärtig gespreizte Persönlichkeit, von dem man es nicht vergessen kann, daß er bis zu den Märztagen Zensor war und jetzt auf der äußersten Linken deklamirt, stellte den Antrag, daß das von den Nationalgarden entworfene Disciplinargesetz von dem Ministerium als vorläufiges Gesetz proklamirt werde. Der Antrag wurde angenommen. Es gilt jetzt eine geordnete Volksbewaffnung herzustellen.

Gewaltige Aufregung herrscht in der Stadt. In Jelachich mit seinen Horden zeigt sich ein wirklicher Feind und ein Vertreter der Barbarei. In heller Kampfeslust wird überall davon gesprochen, man müsse hinaus, Auersperg mit seinen Truppen angreifen und vernichten, bevor er sich mit Jelachich vereinigen könne. Andere sprechen dagegen: ein Volksheer sei nur stark in der Vertheidigung, nicht im Angriffe; dort gewinne der moralische Muth seine Bedeutung, hier allein die Disciplin, an der es noch fehle. Wieder Andere erzählen, daß ein Feuerwerker in der Stadt sich bereit erklärt habe, die Auerspergischen Truppen auf dem Belvedere, die dort eng zusammengedrückt sind, durch Schwefelraketen sammt und sonders zu ersticken. Man schüttelte den Kopf darüber, „es sind ja auch Menschen und viele Landeskinder dabei," sagte ein ruhiger Mann. Die Gruppen an allen Orten bilden sich rasch, Einer spricht einen Bekannten an, schnell sammelt sich ein Haufe ringsum, man debattirt, man erzählt, man widerspricht, man kennt sich wenig oder gar nicht. Ein Legionär erhält immer die meiste Aufmerksamkeit. Die Legionäre sind aber nicht bloß Studenten, son-

dern jeder Promovirte und was sonst sich dem geistigen Berufe nähert, gehört zu ihnen. — Man erzählt von grausamen Ausfällen, die die Soldaten im Belvedere auf vorübergehende Bürger und besonders auf Studenten machen. In den Wirthshäusern sitzt Alles bewaffnet, wir sind völlig wie in einem großen Lager.

den 10. Oktober.

Lärmend und mit eigenthümlichem Singsang rufen schon am frühen Morgen Frauen und Jungen in der stillen Gasse die Zeitungen zum Verkaufe aus. Es gibt kein stilles Morgendämmern der Gedanken mehr. Alles Dichten und Trachten wird alsbald wieder auf den Posten gerufen, von dem nur der Schlaf auf Stunden ablöst.

Zum Reichstag! rufen die eintretenden Freunde, dort ist das offene Herz des ganzen Staats- und Stadtlebens. Schufelka berichtet von der sturmvollen Nacht. Man verlangte, daß das Belvedere angegriffen und der Landsturm aufgeboten werde. Beides wurde zurückgewiesen, dagegen die Nationalgarden der Umgegend zur Bereithaltung aufgefordert, die

geordnete allgemeine Volksbewaffnung veranstaltet, vom Ministerium abermals an den Banus eine Zuschrift durch zwei Reichstagsmitglieder erlassen, um von ihm eine entschiedene Antwort zu erhalten. Man erwartet bis gegen Abend Auskunft von ihm und von Auersperg.

Abends wiederum Sitzung im Reichstag. Minister Kraus berichtet, daß Minister Hornbostl, den der Kaiser zu sich berufen, denselben bei Krems getroffen habe. Der Kaiser werde sich weiter nach Brünn oder Ollmütz begeben. Pillersdorf, Borrosch und Studnitzki waren bei Auersperg gewesen und die langen Verhandlungen mit demselben führten zu keinem weitern Resultat. Auersperg will seine Stellung nicht aufgeben, erklärt aber auch zuletzt, daß er mit dem Banus in keiner Verbindung stehe.

Die Deputation, die bei Jelachich gewesen war, berichtet, daß dieser antwortete: „als Staatsdiener bin ich verpflichtet, der Anarchie nach Kräften zu steuern; als Militär gibt der Donner des Geschützes die Marschdirektion."

Hier in Oesterreich und zumal in Wien ist die

Herrschaft der bombastischen eraltirten Phrase und eben diese benützt Jelachich nun zur diplomatischen Intrigue. Was soll das heißen: er folge dem Donner des Geschützes?

Jelachich, der Kroatenhäuptling, hat mit fremden Truppen deutsches Reichsgebiet betreten; aber freilich hier ist der kranke Punkt. Was ist in Oesterreich deutsches Reichsgebiet? Wer beruft sich hier darauf? Würde nicht ein allgemeines Zeter entstehen, wenn deutsche Reichstruppen zur Vertreibung der Kroaten einrückten? Es herrscht eine jämmerliche Unentschiedenheit und Gedoppeltheit in Bezug auf das Verhältniß zu Deutschland. Selbst bessere Köpfe scheuen sich vor dem muthigen Entscheide. Ein starkes einiges Oesterreich heißt es, und doch, wie die Phrase hier lautet „ein inniger Anschluß" an Deutschland, während in Preußen die Phrase zu Pferde heißt: „ein Aufgehen in Deutschland."

Das österreichische Sonderstreben und Sonderbewußtsein ist ganz verschieden von dem preußischen. Es ist hier nicht jener soldatische Hochmuth, jenes Pochen auf historische Besonderheit, mit Berufung

auf Friedrich II., auf Blücher u. s. w., es ist hier einfach die Thatsache, daß man einen Völkercomplex zusammenhalten, sich eine besondere Wirthschaft bewahren möchte, da man all die fremden Gäste nicht im väterlichen Hause unterbringen kann. Dazu kommt, daß Alles, was hier geistiges Leben und geistige Beziehung erhält, eine sehnsuchtsvolle Hinneigung, eine gewisse sympathische Abhängigkeit und Anhänglichkeit zu Deutschland hat; denn von dort her wurde die Flamme genährt, dorthin flüchtete sich was in der heimischen Stickluft zu verkommen fürchten mußte. Hiemit im Zusammenhange steht auch die im allgemeinen Volkscharakter begründete harmlose Bescheidenheit und soziale Anspruchslosigkeit solcher Männer, denen eine bedeutende Rolle in der neuen Zeit zugefallen ist, während man anderwärts viel mehr an Behaupten seiner persönlichen „Stellung" und dgl. denkt.

Das preußische Sonderbewußtsein betont es stark, daß es eigentlich nur aus Gnade sich um die deutsche Einheit kümmere, da man sich stark genug in sich selbst fühle und ohnedieß die Hegemonie der Intelligenz

habe. In Oesterreich dagegen spricht man es unverhohlen aus, daß ein inniger Verein mit Deutschland zu den liebsten Wünschen gehört, aber freilich, wie das zu bewerkstelligen, das will sich schwer finden lassen. Demokratische Idealisten machen sich die Arbeit leicht und sprechen von einem großen mitteleuropäischen Föderativstaat. Ein seltsames Spiel wiederholt sich: die Diplomaten treffen von ganz anderm Standpunkte ausgehend mit den Idealisten zusammen. Ich hörte einen Diplomaten, der dem Stadion'schen Kreise nahe steht, den Plan auseinandersetzen: Kaiser Ferdinand müsse abdanken und die Krone seinem Neffen Franz Joseph abtreten. Dieser solle dann zum Kaiser von Deutschland erwählt, das Frankfurter Parlament nach Wien verlegt und so Deutschland und Oesterreich in Eins verschmolzen werden. Als ob sich Preußen von Wien aus regieren ließe. Als ob dem vielfach corrupten Wesen der ganzen österreichischen Staatsmaschine das exacte, wenn auch oft militärisch starre Verfahren in Preußen nicht weit vorzuziehen wäre.

Das Jämmerlichste ist, daß man im Anfange

dieſes Sommers zu Frankfurt ein Proviſorium einſetzte, während damals die Macht der öffentlichen Stimmung noch friſch genug war, um nach großem Maßſtabe eine neue Ordnung einzuſetzen. Jetzt drängt bei ſchon erlahmter Kraft der öffentlichen Meinung und den wieder eintretenden Rückſichten die Frage der Einheit, die im Frühlinge keine Frage ſein konnte, zur Entſcheidung, und es iſt ſehr zu fürchten, daß dieſe eine halbe wird...

den 11. October.

Jubel in der Stadt. 500 Mann Brünner Nationalgarden ſind angekommen, die Ungarn rüſten Dampfſchiffe aus, um Wien zu Hülfe zu eilen. Einer berichtet's dem andern freudeſtrahlenden Antlitzes auf der Straße. Am Mittag Sitzung des Reichstags. Löhner, der zum Kaiſer geſandt worden, hat denſelben noch nicht getroffen. Hornboſtl hat beim Kaiſer; bei dem er nichts mehr ausrichten kann, um Entlaſſung gebeten. Es wird abermals eine Deputation an den Kaiſer gewählt, um ihm die wahre Lage der Stadt darzulegen, aus jeder Provinz ein Deputirter. Der

Kaiſer muß doch endlich nachgeben, er muß doch endlich einſehen, daß in Wien nicht Anarchie herrſcht und daß längſt Alles ruhig wäre, wenn man nicht vielleicht von oben herab in Wien gewaltſam eine Revolution octroyiren wollte, um es hernach deſto ſtärker züchtigen zu können. Iſt Jelachich nicht da, ſo iſt in Wien keine Aufregung, die jetzt bis zum höchſten ſteigt.

Ein Anſchlag des Gemeinderaths erklärt, daß er die Verſorgung der Hinterbliebenen ſolcher, welche im Dienſte der Stadt gefallen, ſo wie die der Invaliden übernehme. Das macht gewaltigen Eindruck.

Der Reichstag, der immerfort gedrängt wurde, die Ungarn zu rufen, widerſteht dieſem Anſinnen. Er hat gegen den Einfall Jelachich's proteſtirt und kann alſo auch die Ungarn nicht rufen. Ein Anſchlag des permanenten Ausſchuſſes erklärt heute, das Gerücht ſei falſch, daß der Reichstag den Ungarn verboten habe, die öſterreichiſche Grenze zu überſchreiten.

Die Ungarn ſollen ſchon bereit ſtehen, heißt es jetzt, aber noch jenſeits der Grenze. Was zögern ſie?

Läßt man sich rufen, um die Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen? Ich fürchte, wir Deutschen sind wieder einmal von einem fremden Volke am Narrenseil geführt. Das darf man aber nicht laut werden lassen.

Mit grünweißen Bändern geschmückt sind heute viele liebe Bekannte aus Graz und Steiermark hier angekommen. Es sind muthige Söhne der Berge, freudige Burschen, die, wie mir einer von ihnen sagte, „zum Raufen" hierher gekommen sind. In den Provinzen lassen die Beamten des alten Regime's, die noch immer am Ruder sind, die wahre Lage Wiens nicht zur Kunde des gesammten Volkes gelangen.

Es ist allarmirt durch die Straßen. Trupps ziehen auf und ab. Die Pferde aus den Marställen ziehen Kanonen, Munitions- und Fouragewagen, das ist ein ewiges Auf- und Abwogen wie auf der aufgeregten See. Es läßt sich kein scharf umrissenes Bild einer Woge festhalten.

Die von draußen kommen, bekennen selber, daß es eigentlich schwer sei, dem gemeinen Manne die absonderliche Lage Wiens begreiflich zu machen. Gegen den Kaiser hat sich Niemand erhoben, der Reichstag

tagt ruhig fort und wird von allen Seiten als der gesetzliche Hort und Rettungsanker anerkannt. Es galt nur der Camarilla, die neben und über dem konstitutionellen Organismus ihr geheimes Spiel fortsetzte. Latour fiel als Opfer, ihn traf die gerechte Strafe aber auf ungerechte Weise für seinen Verrath an der Wahrhaftigkeit. Weil eben in Wien keine Revolution gemacht ist, darum will man es jetzt von außen dazu zwingen, und doch steht Wien jetzt nur in der Nothwehr gegen Barbarenhorden.

den 12. October.

Mittags im Reichstage berichtete Schuselka über die Verhandlungen mit Auersperg. Dieser hat Belvedere verlassen, und sich außerhalb der Stadt aufgestellt. Man erwartet allgemein seine Vereinigung mit Jelachich.

Ich ging Nachmittags zum erstenmal mit Freunden nach dem Central-Comitee der demokratischen Vereine, das im Wirthshause zur Ente permanent ist. Im zweiten Stock in einem großen Zimmer wurden die Sitzungen gehalten. In allen Ecken standen Waffen, Karabiner, Flinten, Säbel, aus den offen

stehenden Schränken schauten Kugeln und Patronen heraus. An dem einen Ende des Zimmers lag ein junger Mann in Legionärstracht auf einem Bette und schlief ruhig. Der Ermüdete hatte wach Unruhe genug ertragen, der Lärm um ihn her ging ihn jetzt nichts an. An dem entgegengesetzten Ende des Zimmers saß der räthselhafte Chaisés, eine Art Cagliostro der Politik, gegen den Jedermann ein Aber in der Seele hat und der doch wie mit dämonischer Gewalt einen unbestreitbaren Einfluß ausübt. Er saß jetzt dort und zählte einigen fliegenden Buchhändlern ihre Kreuzer ab, die sie für Plakate und dergleichen abzuliefern hatten. Doktor Tausenau, ein Mann im Anfange der Vierzig, dunkeln und vollen Antlitzes mit etwas spitzem Untergesichte, dem nächst Schütte die mächtigste Redegabe zu Gebote stehen soll, präsidirte an dem langen Tische in der Mitte des Zimmers. Ein Protokollführer saß neben ihm, dann Ludwig Eckart mit fein gegliedertem Körperbau, dem der Waffenrock gar zierlich stand. Er hat sich früher wie so viele die jetzt das wilde Roß der Ultra-Demokratie tummeln, ausschließlich in zahmer Wiener Belletristik umgethan

und in Journalſchlachten viel Tinte vergoſſen. Auch Jellinek war da, der rührige politiſche Magus aus dem Norden, der im „Radikalen“ Hegel-Bauer-Stirner'ſche Begriffsprozeſſe neben Wiener Würſtel mit Kren aufzutiſchen ſich bemüht. Das transparente Antlitz Jellineks zeugt von großer geiſtiger Rührigkeit, die etwas abgehärmte Geſtalt ſchien von ſelbſt zu demonſtriren, daß Abſtraktionen nicht wohlbeleibt machen; dazu das rührige ſtets mit den Händen fuchtelnde Weſen, das ſich leibhaftig auf den Gegner warf und ſchnell wieder die Brille auf dem Naſenſattel feſthielt. Jellinek gehört zu den grundehrlichen, dabei aber forcirten Naturen; theils die Conſequenz ſeiner angenommenen oder ſelbſt gefundenen Prinzipien, theils die raſche Folge der Thatſachen führte ihn über ſein eigentliches Naturell hinaus. Er wollte nicht, wie er glaubte, hinter ſich und den Thatſachen zurückbleiben und er wurde über ſich ſelbſt hinausgedrängt; daher jene fieberhafte Ungeduld, jenes ſich Ueberſtürzen in der Diskuſſion, jenes Berufen auf tauſenderlei Abliegendes, das alles zuſammen keine eigentliche Debatte mehr zuließ. Es tritt in ſolcher Forcirtheit, ein

gewisser Fanatismus ein, der das Für und Wider nicht mehr ruhig darlegen läßt, denn die Kunst des Hörens, des wirklichen und getreuen Aufnehmens fremder Anschauungsweise geht dabei verloren. Während der Andere spricht, hat der Zuhörende so zu sagen nur immer den Gedankenpfeil in der Hand, den er losschnellen will, sobald Jener aufhört und — er schießt in die Luft.

Wie Viele werden in diesen Tagen die Fruchtlosigkeit jeglicher Debatte erfahren haben, denn Wenige sind bereit, einen neuen Gedanken als Erlöser in ihr Herz einziehen zu lassen und ihm die Ehre zu geben. Die Abstrakten namentlich, den absoluten Kritiker, die auf spekulativer Höhe über den Thatsachen zu stehen vermeinen und überall sie auf ihre relative Bedeutung zurückführen wollen, diese gerade müssen den Thatsachen wie beim Gänsemarsche durch alle beliebigen Zickzacke folgen und sind selbst die unfreiesten.

Es ließe sich ein großes Kapitel über die forcirten Naturen in der Gegenwart schreiben, ich will es hier nur andeuten, vielleicht fragt sich dabei mancher,

ob er denn wirklich und wahrhaft daſteht, wohin er ſich ſelbſt oder die Ereigniſſe ihn geſtellt...

Außer Jellinek war noch Dr. Frank bemerkenswerth. Eine Erſcheinung von impoſanter Kraft, wie für den Ritterharniſch geboren. Es handelte ſich auch heute darum, ob er als gebildeter Militär nicht Oberkommandant von Wien würde. Er und Meſſenhauſer waren die Kandidaten der demokratiſchen Partei, während eine andere Partei (die eigentlich keinen rechten Namen hat) einen ehemaligen Offizier Namens Spitzhütl ernannt wiſſen wollte.

Wunderſames Wogen, das in der Bruſt eines Mannes vorgehen muß, in den Stunden wo es ſich entſcheiden ſoll, ob er an die Spitze einer weltgeſchichtlichen Bewegung gerufen wird oder nicht. Wer iſt groß und ehrlich genug, daß er ſich ſagen könnte: Du wirſt mit demſelben Gleichmuthe das Eine und das Andere aufnehmen? Dieſes Herüber und Hinüber iſt unmöglich. Wer könnte mit der ganzen Kraft ſeines Weſens eine Stellung ergreifen, wenn er zur ſelben Zeit mit unbewegter Ruhe auf ſie verzichten könnte? Es wird ſich Jeder ehr-

lich gestehen müssen, daß im Falle der Abweisung eine wenn auch nur momentane Bitterkeit in ihm aufsteigt.

Eine neue Geschichte des menschlichen Herzens wird sich uns aufthun, wenn wie es fortan ergehen wird, die Männer der Geschichte nicht mehr durch Geburt, sondern durch Berufung an die Spitze gestellt werden und sie uns das enthüllten, was ihr Herz in solchen Entscheidungsmomenten empfand. Welche edeln Vorsätze in dem einen und welche ehrgeizigen in dem andern müßten da zu Tage kommen. Wie leicht kommt es bei einer solchen Wahl, daß man dieselben Menschen, deren Ruf man im Bejahungsfalle als höchste Genugthuung zu preisen bereit ist, im Verneinungsfalle als unfreie gedankenlose Masse ansieht und sich über ihre Würdigung weit erhaben dünkt. Oder wird uns die Geschichte immer nur die äußeren Thatsachen hinstellen und uns nie das wirkliche innere Leben enthüllen? Wie wenig Menschen haben den Muth der Wahrhaftigkeit vor sich selber! Wie viel Tausende schminken sich vor sich selbst in ihrer Einsamkeit!

Das Centralkomitee der demokratiſchen Vereine war keine geſetzlich anerkannte Behörde, als ſolche galt nur der Ausſchuß des Reichstags, der Gemeinderath und das Studentenkomitee, alle in Permanenz. Dennoch war der Einfluß des Centralkomitees von großer Bedeutung, wenn gleich eingeſtandenermaßen die demokratiſchen Vereine nie zu einer allgemeinen Geltung gelangt waren. Das Vereinsleben hatte in Wien überhaupt noch nicht recht Wurzel geſchlagen, nur die Arbeitervereine waren gut organiſirt und hatten darum eine feſte Haltung.

In den Verhandlungen war bei unſerer Ankunft gerade eine Pauſe eingetreten. Einige kamen und verlangten Waffen, Andere Munition, ſie wurden mit Zetteln verſehen an die betreffenden Orte geſchickt. Andere kamen aus den umliegenden Dorfſchaften und berichteten, daß von Jelachich daſelbſt die Nationalgarden entwaffnet wurden. Jelachich hob alſo aus eigener Machtvollkommenheit das vom Kaiſer garantirte Waffenrecht auf. Ich ſprach mit einigen Führern davon, daß man ſich nach Frankfurt wenden müſſe, um die Verletzung deutſchen Reichs-

gebiets zu wahren. „Nach diesem Frankfurt, hieß es von einigen Seiten, das weiter nichts als der Sitz der neuen Central-Polizei ist? Wir wollen nichts davon.“ Jellinek dagegen trat auf meine Seite. Er hatte selber schon den Antrag hiezu gestellt und verlangt, daß man zu dem Zwecke eine große Volksversammlung einberufe. Er war aber damit durchgefallen. Er klagte überhaupt über politischen Unverstand und sagte, er wolle nach Beendigung dieser Bewegung, sei sie welche sie wolle, wieder hinaus nach Deutschland.

Ich nahm mir zwei Reiterpistolen mit, um auch Waffen zu haben, und wir gingen nach dem Studentenkomitee. Im Hofe der Aula war Alles gedrängt voll von Bewaffneten oder eigentlich von Menschen, denn man sah in diesen Tagen fast keinen Menschen ohne Waffen. Auf die Versicherung unsers Führers wurden wir eingelassen und stiegen zwei Treppen hinan.

Auf den Treppen hörten wir einen dem andern die Mahnung zurufen, doch nicht immer mit geladenem Gewehr umherzugehen, und in der That, wenn man

bedenkt, wie viel Tausende Ungeübter in diesen Tagen mit aufgesetztem Zünder umhergehen, so muß man sich wundern, daß nur so wenig Unglück geschah. Auf dem Corridor, wo einzelne Studenten auf Stroh lagen und auf einer Bank einige Gläser mit Wein standen, wurden große Säcke mit Tabak und Zigarren getragen in dieses und jenes Zimmer; der Gemeinderath hatte solche zu beliebiger Verwendung geschickt. Wir traten in das Zimmer, wo das permanente Comitee seine Sitzungen hielt. Mit einer unverkennbaren ernsten Gewissenhaftigkeit wurden hier die Verhandlungen geleitet. Die Berichte überstürzten sich, die Leute mußten zurückgehalten werden, daß nur einer nach dem andern seine Sache vortrug. Da ist ein Spion eingefangen. Ein Student wird beordert mit ihm in das besondere Zimmer zu gehen, wo die Untersuchungen geleitet werden. Ein anderer bringt Klage über Mangel an Zusammenhalt unter den Bewaffneten, über fehlende Munition und dergl. Wird an das Oberkommando verwiesen. Ein dritter bringt Thatsachen zur Konstatirung der Willkürlichkeiten und Grausamkeiten, die von den Truppen auf

dem Belvedere begangen wurden. Wird zu Protokoll genommen. Eine umliegende Dorfschaft sendet ihre Waffen, damit sie nicht in die Hände Jelachich's kämen. Alles Alles drängt sich zuerst mit seinen Anliegen an das Studentenkomitee. Es ist die Behörde, der man am nahesten steht und am freudigsten Autorität einräumt. Der Eindruck, den die ganzen Verhandlungen machten, war ein durchaus männlich ernster. Ein Student Namens Hofer, ein junger Mann mit einem edeln Schnitte des Gesichtes, dessen Stimme durch unverkennbare lange Anstrengung und Ueberwachtheit gedämpft und sanft melancholisch klang, präsidirte gerade. Es bedurfte nur leiser Andeutungen, um Zwischenreden und dergl. in das gehörige Geleise zu führen. Die Sitzung verwandelte sich jetzt durch einen Neueintretenden in eine geheime, und obgleich uns einzelne versicherten, wir könnten ausnahmsweise dableiben, verließen wir dennoch mit allen nicht zum Comitee Gehörigen das Zimmer.

Ich hörte von unserm Begleiter, daß in der geheimen Sitzung wegen des zu erwählenden Oberkomman-

danten Mittheilung gemacht und Berathung gepflogen werden soll.

Mich verlangte die Kroaten zu sehen und wir wurden in das Zimmer geführt, wo sie gefangen waren. Es war ziemlich geräumig, einige Stühle und eine Bank bildeten den Hausrath. An beiden Seiten der Länge nach lag Stroh auf dem Boden. Dort saß Einer und hatte das Kinn auf die Faust gestemmt und glotzte uns unverwandt an. Am Fenster stand eine Gruppe in fremd lautendem Gespräche, daneben hockte einer der seine Hosen flickte, ihm zur Seite lag ein anderer ausgestreckt und schlief, während andere, die ebenfalls ausgestreckt lagen, den Kopf in die Hand gestemmt nach uns aufschauten. An der Thüre auf einem Stuhle saß ein junger Mann, rothwangig und blond; er hat noch vor Kurzem in Wien studirt und war bei seiner Gefangennehmung ein alter Mann mit grauem Haar und grauem Bart gewesen. Die Kroaten mit ihren eng anliegenden Beinkleidern und schmuzigen Hemden, die Füße mit Lumpen umwunden, hatten eine ganz fremdartige Gesichtsbildung; schmale Stirn, braune Augen, aufgestülpte Nase, Mund und

Kinn nicht unedel, schwarze Haare und dunkle Gesichtsfarbe. Außer dem Bewußtsein der Gefangenschaft, das wol schwerlich tief ging, lag auf ihrem Antlitze noch jener unnennbare Zug der Wehmuth, der aus einem Menschenantlitze herausblickt, in dem das freie Menschenthum noch nicht hervor entwickelt ist. Die Naturphilosophen finden diesen Zug auch in den edeln Thiergattungen, besonders in der Physiognomie der Hunde. Ich spreche das hier ohne irgend andere Beziehung aus und nur um anzudeuten, was ich unter jenem wehmüthigen Bann auf den Gesichtern verstehe. Ich muß bekennen, mich machte es tief traurig, diese schuldlosen Menschen von einem kecken Intriganten zu Mord und Raserei aus ihren Steppen herausgelockt zu sehen. Ein Bekannter, der kroatisch verstand, erzählte mir, diese armen Kerle waren in dem festen Glauben, sie ständen vor Pesth, um solches zu erobern und sie wunderten sich sehr, daß die Leute hier keine gestickten Hosen haben wie die Ungarn. Jelachich hat seine Horden die Kreuz und die Quer geführt, bis sie endlich vor einer großen Stadt Halt machten. Das ist Buda-Pesth hieß es, das müßt

ihr nehmen und plündern. Was brauchten die armen Schelme zu wiſſen, daß die Stadt Wien heißt? Sie hatten nur zu ſchießen und zu ſchlagen.

Das alſo ſind die Retter des Hauſes Habsburg. Hier iſt das diplomatiſche Ränkeſpiel leicht.

Wir verließen das Zimmer. Auf dem Korridor promenirte ein Mann in einem braunen Paletot mit weißem Haupthaar, auf dem eine rothe goldgeſtickte Hausmütze ſaß. Neben ihm ging ein ſchöner Student mit großem braunem Barte, der ſich ſehr verbindlich gegen den Alten benahm und ſich mit ihm unterhielt. Es war der ungariſche Miniſter General Recſey, der hier auf der Aula gefangen ſaß und ſich, wie es ſchien, gar nicht unbehaglich fühlte.

Wir gingen noch nach dem Unterſuchungszimmer. Dort ſaß ein Student an einem Katheder, das auf ebenen Boden geſtellt war; neben ihm der Protokollführer. Ein Nationalgardiſt brachte eine Frauengeſtalt zur Unterſuchung, eine Erſcheinung wie ſie die abentheuerlichſte Phantaſie nicht wunderlicher ausſtaffiren kann. Ein abgeſchoſſener zerdrückter grüner Seidenhut mit altmodiſch langem Vordache, die Stirne in

ein rothes Tuch gebunden, ein blau gewesener kurzer Seidenmantel, ein: große braune Schürze, große Männerstiefel an den Füßen, das zahnlose Gesicht schmutzig grau, die dunkeln Augen immer verschmitzt zudrückend, rasch sich hin und her bewegend und jeden anlächelnd. Der Nationalgardist hatte sie eben ertappt, als sie heimlich einem Manne einen Brief übergeben wollte, den er außerhalb der Stadt auf die Post legen sollte. Er verhaftete sie sammt dem Briefe und brachte sie hierher. Der Brief war von einer feinen Frauenhand an die Gräfin Bathiany in Ischl. Seinen Inhalt konnte ich nicht erfahren. Die Vermuthung lag zur Hand, daß das ein verkleideter Mann sei. Sie mußte Hut und Kopftuch abnehmen und kurze schwarze Haare quollen wirr auseinander. Herbeigekommene übergegangene Grenadiere erkannten sie aber als eine Marketenderin und sie gab nun an, daß ihr Name Antonie Edle von Höpfner sei, daß sie mit vier Kindern gesegnet, wobei sie vier Finger zum Himmel hob u. s. w. Ich erfuhr weiter nicht was aus dieser seltsamen Erscheinung geworden, denn im Hofe der Aula brauste und tobte es wie ein Sturm. Man

hatte die Leiche eines Studenten gebracht, die man nach dem Abzuge des Militärs vom Belvedere dort gefunden. Die Leiche war schauderhaft verstümmelt, die Zunge ausgeschnitten, die Augen ausgestochen, der Mund aufgeschlitzt bis zu den Ohren, die Nase abgehackt, der Bauch aufgeschlitzt, alle Raserei des zum Ungeheuer gewordenen Menschen war verübt. Ein Heulen und Racherufen, herzerschütternd wie noch nie, hörte ich hier. Die Frauen zerflossen in Thränen und Wehklagen, und die Männer, nicht Studenten, nicht Proletarier, hoben ihre Waffen zum Himmel und schwuren Rache an dem Hause Habsburg und an Ferdinand dem Gütigen. Ich sah einen alten wohlbeleibten Mann, die hellen Thränen liefen ihm über die Wangen und er konnte nur nach heiser die Worte rufen: „Rache an Habsburg! So läßt uns der gute Kaiser ermorden, weil ein Einziger ermordet worden." Ich sah hier das empörte Herz des gutmüthigsten Volkes und erkannte wohin man es treiben kann durch schmählichen Verrath. „Zum Reichstag! zum Reichstag!" erschollen plötzlich die Stimmen und zum Reichstag! schrie Alles. Mit

einer schwarzen Fahne vorauf trug man die Leiche hin, die Reichstagsmitglieder mußten sehen, wie die Truppen des Kaisers mit seinem Volke umgingen. Schuselka kam herab und beruhigte mit wenigen Worten das zum Aeußersten gereizte Volk und als der Abgeordnete Fürst Lubomirski die Leiche sah, verfiel er plötzlich in Wahnsinn und „o Jelachich! o Jelachich!" soll sein Ruf gelautet haben, bevor er in Raserei verfiel.

Wir kehrten nach dem Centralkomitee der demokratischen Vereine zurück, wir waren kaum dort, als ein Mann, der eine ziemliche Rolle gespielt hat, schäumend vor Wuth hereinstürzt und aus aller Kraft ruft: „Spitzhüt ist Kommandant! das darf er nicht sein oder ich lasse ihn ermorden durch meine Arbeiter! Ich war bei dem Studentenkomitee, sie werden auch protestiren, sie müssen. Jetzt hinaus, agitirt, regt auf, keine Ruhe, Spitzhüt muß abdanken, er ist ein Schwarzgelber!"

Ich gestehe, mir wurde schwindlich auf den hochgehenden Wellen des Revolutionssturmes. Ich war wie zerschlagen von alle dem, was ich heut gesehen

und erlebt. Es bedarf wol anderer Organisationen, um solchen vielleicht nothwendigen Terrorismus des Revolutionslebens mit ins Werk zu setzen und in ihm zu stehen. Dabei ist aber auch wohl zu beachten, daß die leidenschaftliche Entzündung der Gemüther nicht blos aus dem Eifer für die Allgemeininteressen entsteht, sondern mit diesem zugleich auch aus persönlicher Reibung, aus dem Kampfe Mann gegen Mann. Diese Erhitzung muß auch dem noch so theilnahmvollen Fremden entgehen, denn er kennt nicht die Personen, sondern nur die streitenden Richtungen, ihm fehlen die Voraussetzungen, die Plänkeleien, die schon lange die folgende Schlacht ankündigten und nothwendig machten.

Ich möchte bei dieser Betrachtungsweise auch noch auf hunderterlei andere Vorkommnisse hinweisen, die leicht von denen zu hart und scharf beurtheilt werden, die nur den Kampf im großen Ganzen übersehen und nicht mit im Einzelstreite standen....

Man gewöhnt sich mitten in der Revolution an die außerordentlichsten Ereignisse, und was uns sonst Tage lang niederdrücken und mit ein und derselben

Stimmung erfüllen könnte, wird von der nächsten Welle weggespült.

Wir müssen uns in heutiger Zeit für lange daran gewöhnen, auf der Lokomotive zu wohnen und mitten unter Keuchen und Brausen Stärke in uns sammeln.

Ich hatte meinen steierschen Befreundeten versprochen, sie im Bierhaus „zur Linde" zu treffen. Dort saßen wir nun am Abend im ruhigen Gespräche. Man muß anhalten wie der Reiter auf flüchtigem Rosse, der sich einen Trunk reichen läßt und dann wieder davonjagt; aber wer hält Zaum und Zügel der großen Massenbewegung in der Hand? und wie ist sie geschult?

Es war bald 11 Uhr, als ein Steierer ankam und seine Kameraden einlud zum Zeugnißablegen auf die Aula zu kommen. Ich ging nochmals hin. Wir kamen zuerst in das Zimmer, wo das permanente Komitee Sitzung hielt. Die Arbeit hörte noch nicht auf. Hofer präsidirte noch, und die Art, wie er in den Mantel gehüllt sich auf die Klingel stützte, zeigte, daß er wol sehr ermattet war aber nicht nachgab. Rings herum saßen die Meisten mit dem Gewehr im Schoße

und debattirten. Ein junges Blut am untern Ende des Tiſches war eingeſchlafen und ſeine Stirne lag auf dem Schaft einer Reiterpiſtole. Ein großer Krug mit Waſſer ſtand mit Gläſern auf einem kleinen Nebentiſche, ſonſt gab es keine Getränke, die Zigarren hielten wach. Es kommt den jungen Männern nicht ein und ſie halten ſtrenge darauf, daß ihr ernſtes Amt auch nicht im Entfernteſten in einen burſchikoſen Commers ausarte.

Wir wurden nach dem Unterſuchungszimmer beſchieden. Neben dem Katheder ſaß ein ſchmucker wohlgenährter ſteierer Jäger in der grauen Uniform mit grünen Aufſchlägen. Er zwirbelte ſeinen Schnurrbart rechts und links, rauchte ſeine Zigarre ruhig fort und ſpuckte von Zeit zu Zeit weithin aus. Er hatte den grünen Hut mit dem Gemsbart aufbehalten und ſchaute keck unter den Anweſenden umher. Um die Hüfte hatte er nur noch den Gurt, aber keinen Hirſchfänger mehr. Er gehörte zu den Freiwilligen, die ſich in Gratz hatten für den italieniſchen Krieg anwerben laſſen, und war nun mit ſeinen ſechzig Mann Wien zu Hülfe geeilt. Hier aber hatte er mit den Auersper-

gischen Truppen Verbindungen einzuleiten gesucht und überhaupt manches Verdächtige begangen. Er benahm sich während der ganzen Untersuchung keck und wegwerfend, und als er bei dem Protokoll seinen Namen angab, setzte er unter dem schallenden Gelächter aller Anwesenden hinzu: „Schreiben Sie auch: kaiserlich-königlicher Oberjäger.“

Während der ganzen Untersuchung trippelte im Hintergrunde des Zimmers ein frisch eingebrachter gefangener Soldat auf einem Strohlager in kurzen Sätzen wie eine Hyäne im Käfig immer hin und her und grinste dabei stets halb gutmüthig, halb schelmisch. Der kaiserlich königliche Oberjäger und der Soldat wurden nun vorläufig in Gewahrsam gebracht.

Als wir nach Mitternacht nach Hause gingen, hörten wir, daß Spitzhütl schon nach einer Stunde abgedankt habe und Wenzel Messenhauser, ein Demokrat vom reinsten Wasser, der ehemals Offizier gewesen war und sich jetzt der Schriftstellerei befleißigte, zum Oberkommandant ernannt sei.

den 13. Oktober.

Der Präsident Smolka ersucht im Reichstage die Journalisten und das ganze Haus, über das gräßliche Schicksal Lubomirski's vorerst nichts in die Zeitungen zu bringen, damit die Familie den Schlag nicht zuerst aus der Oeffentlichkeit erfahre. Von den Journalisten war schon vorher ein Rundschreiben zur Einhaltung solcher Diskretion in Umlauf gesetzt worden.

Von den Ungarn ist eine sehr warme Adresse an den Reichstag eingegangen, die in „freier Bruderliebe" die „treue Bruderhand" bietet. Sie wollen Jelachich auf österreichischem Boden schlagen und sobald es der Reichstag befiehlt, Halt machen. Schuselka berichtet, daß in den Provinzialblättern die Wiener Zustände auf das Schmählichste entstellt würden, als herrsche dort Anarchie und Mordbrennerei, während doch die Haltung der sogenannten unteren Volksklassen eine wahrhaft bewundernswerthe ist. (Aber freilich, man muß draußen schreien: Anarchie! um drauf loschlagen zu können). Außer den Steierern sind auch aus Salzburg zwei Professoren mit den Studenten angekommen. Vertrauensadressen aus vielen Städten gehen

BAYER. STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

beim Reichstage ein. Jelachich erklärt nun, daß er auf die Nachricht von der Lage Wiens angerückt sei.

Das erste Plakat von Messenhauser ist da; er spricht von den Stunden, „wo jeder Tag ein Blatt der Weltgeschichte füllt“ und dann „versenken wir trübe Erinnerungen in den ewigen Strom des Vergessens.“ Ich kann nicht begreifen, wie man noch solche abgenutzte Phrasenschablonen anwenden mag, aber jemehr ich unter den Lesenden aufmerksam beobachte umsomehr sehe ich, daß derartiges Wortgetrommel hier noch gewaltigen Eindruck macht. Es ist ein kindliches Volk und ein südliches zugleich. Die Reden und die Bewegungen bei demselben, selbst unter einfacheren Menschen, stechen sehr gegen das Nordische ab; man wird ungerecht, wenn man die südliche Erregtheit nicht überall in Anschlag bringt, die sich dennoch mit einer breitspurigen Behaglichkeit verbindet. Da steht eine heftig debattirende Gruppe beim Stock am Eisen. Ein Mann zündet sich bei seinem Nachbar vorher ruhig seine Zigarre an, steckt sie in die bereit gehaltene Meerschaumspitze und spricht dann mit blutdürstiger Leidenschaftlichkeit gegen den Kaiser und Je-

lachich. Eine neugierige Frau kommt herbei, ſie will auch was hören und während ſie angeſpannt aufhorcht, ſtrickt ſie dabei weiter an einem Strumpfe.

Das Gerücht, daß Windiſchgrätz Truppen gegen Wien ſammle, erhitzt alle Gemüther aufs Neue. Es ſcheint Vielen unglaublich, aber was iſt heutigen Tages unglaublich? Die Gerüchte ſind heutigen Tages die vorausgehenden Schatten der Ereigniſſe.

Am Abend erfuhr man im Reichstage aus der Berichterſtattung Schuſelka's, daß Löhner mit ſeiner Miſſion beim Kaiſer noch nicht vorgelaſſen, die frühere Deputation aber eine Audienz gehabt. Von Jelachich iſt abermals eine Zuſchrift angelangt, daß er nichts Feindliches im Schilde führe, ſondern nur ſeine Bürgerpflicht zur Bekämpfung der Anarchie üben wolle. Es wird ihm geantwortet, daß in Wien keine Anarchie herrſche und kein Kampf entſtehen würde, wenn er abziehe und es wird Jelachich bedeutet, daß ſeine Entwaffnung der Nationalgarden mit ſeinen Worten im Widerſpruch ſtehe.

Borroſch legt die von ihm beantragte Adreſſe vor, in der der Kaiſer um Zuſammenberufung eines Völ-

kerkongresses als einzigen Rettungsmittels angegangen wird. Man nimmt die Adresse an und doch, wer kann eine Hoffnung darauf bauen? Völkerkongreß! das ist eines jener hochtrabenden Worte, die sich zu rechter Zeit einstellen, wenn es an wirklichen Handhaben fehlt. Völkerkongreß! Gewiß, man muß doch am Ende Friede schließen nach ausgefochtener Schlacht; warum sollte man nicht gleich vorher eben so gut thun können. Verändert die Zahl der Gefallenen etwas an der rationellen Kraft der Motive? Aber die Menschheit ist nun einmal so angethan, daß erst nachdem die Völker blutig mit einander gerungen, sie sich zur nothgedrungenen Verständigung neigen. Es wäre zu wünschen, daß die Humanität uns eine andere Sachlage darböte; aber sind Wünsche Thatsachen? Man nahm wol diese neue Adresse nur an, um auch dieses Mittel versucht zu haben, obgleich wol wenige eine Hoffnung darauf setzten.

den 14. Oktober.

Ist es marionettenhaft oder starrsinnig? das kann kaum die Frage sein. Der Abgeordnete Peitler be-

richtet im Reichstage von der Audienz beim Kaiser. Die Deputation mußte zuerst in einem Vorzimmer im Erdgeschosse auf Anordnung des Grafen Laszanski lange warten. Selbst die Nationalgarde war empört über diese Behandlungsweise; endlich um Ein Uhr Nachts wurde sie vorgelassen. Lobkowitz und der Erzherzog Karl waren außer dem Kaiser zugegen. Der Kaiser warf kaum einen Blick in die vorgelegte Adresse, zog dann ein Papier aus der Brusttasche, las es ab (es enthielt fast dieselben Worte vom 7. aus Schönbrunn) und nachdem die Majestät das Papier gelesen, zog sie sich zurück.

Man bleibt am Hofe immer auf demselben Punkte stehen.

Wie auf der Straße die Barrikaden noch immer permanent sind, so bilden sich auch so zu sagen permanente Barrikaden in den Gemüthern. Was soll aus dieser Auflehnung werden?

Wien muß sich vertheidigen gegen die Horden Jelachich's. Auf den Vorposten knallen Schüsse, so oft sich ein Kroat in die Tragweite einer Kugel wagt. Vertheidigen — das ists, worauf man Wien gedrängt.

Es bilden sich mobile Freikorps, in den Kaffeehäusern wird geworben und eingeschrieben, ebenso in dem Wirthshause „zur Ente“ und auf der Universität.

Man lebt in beständiger Spannung, vor der Mündung einer geladenen Kanone. Wer wäre so nüchtern und kalt, die einzelnen eigenthümlichen Merkmale der leidenschaftlichen Erregung festzuhalten? Man wird selber mit hineingerissen in die Gesammtstimmung.

In der Nachmittagssitzung des Reichstages berichtet Schuselka abermals über neue Beistimmungsadressen von Städten und Dörfern. Pillersdorf, der außerhalb der Linie war und verhindert wurde, in den Reichstag zu kommen, ließ sich in das Hauptquartier bringen, wo Auersperg und Jellachich sich vereinigt hatten. Ihm ward eine Zuschrift an den Reichstag eingehändigt, wonach dieser den Einmarsch der Ungarn verhindern solle und dagegen solle die Zufuhr von Lebensmitteln in die Stadt wieder frei sein. Schuselka verliest die Antwort hierauf, daß man den Kaiser um Friedensvermittelungen gebeten habe, Lobkowitz hatte den Deputationen versichert,

Jelachich werde nicht feindlich ſein, aber das Abſchneiden der Zufuhr, das Entwaffnen der Nationalgarden ſind feindliche Thaten. Jelachich müſſe ſich zurückziehen, dann werden die Ungarn auch nicht weiter vorrücken, das belagerte Wien kann ſie nicht wegdekretiren. Mit großer ſittlicher Entrüſtung ſpricht der Pole Feodorowicz über das Benehmen der Machthaber. Es liegt in der Empfindungs- und Ausdrucksweiſe dieſer Polen etwas eigenthümlich Anziehendes. Sie ſprechen eine fremde Sprache, der Akzent iſt fremdlautend, die Wortfügung ſelbſtgeſchaffen; dadurch erhält alles Ausgeſprochene etwas Urſprüngliches, wie aus kindlich reinem Herzen Entſprungenes. Man ſieht gleichſam den ausgebildeten Geiſt mit den überall neckenden Formen der Sprache ringen und der Gedanke die Empfindung kommt endlich ohne alles Phraſenbeiwerk zu Tage. Man ſieht es, daß man hier hinabſteigen muß in den Schacht der Seele, dort neue Barren löſen und nicht mit ausgeprägter, oft abgegriffener Scheidemünze um ſich werfen kann. Währene bei einem eingebornen Redner die Anzeichen ſeiner Unbeholfenheit durch die Furcht vor derſelben

in dem Hörer eine Mißstimmung, eine bange Unruhe hervorbringt, erzeugt die Unbeholfenheit hier bei einem Fremden eine liebevolle Hinneigung. Man streckt gleichsam die Hände aus um den, der sich auf fremden Boden nur schwer bewegen kann, bei etwaigem Falle schnell in die Arme zu nehmen. Diese Empfindung kommt uns im sozialen Leben oft vor, daß wir Gedanken die von einem Ausländer in unserer eigenen Sprache dürftig ausgedrückt werden, eben dadurch höher halten. Wie weit mehr ist das hier, wo wir Männer mit aller Hingebung sich der Freigestaltung eines Staatslebens widmen sehen.

Die Polen, die im Reichstage mehrmals mit den Czechen eine Convention eingegangen hatten, erkannten später, daß sie in eine falsche Stellung gerathen waren. Das deutsche Wesen und die Demokratie die von uns ausgeht, muß ihre natürliche Stütze sein und darum harren sie auch jetzt getreulich aus in der peinlichen Lage, in die das Volk von der einen weit mehr aber der Hof von der andern den Reichstag versetzte.

den 15. Oktober.

Das iſt nun der zweite Sonntag an dem keine Glocken läuteten. Die Kirchgänger und darunter beſonders Frauen wandelten ſtill nach den Kirchen. Der gewaltige St. Stephan hat bei Tag und bei Nacht Sturm geläutet und es will ſich ihm nicht ſchicken zum Beten zu rufen. Auf der Straße Alles bewaffnet, man ſieht keine Kinder, die lebendigen Zeugen der Harmloſigkeit ſind eingeſchloſſen oder geflüchtet. Man möchte ſich in die Kinderſeelen verſenken, die unter ſolchen Eindrücken ſich entfalten; aber der Geiſt kann kaum das faſſen, was ihm die ewig wechſelnde Anſchauung der Stunde bietet. Man erwartete heute einen entſcheidenden Kampf, er iſt nicht eingetroffen. Man gewöhnt ſich nach und nach an dieſen Zuſtand, man lernt im kleinen wie im großen Leben, ſich zwiſchen Thür und Angel einrichten. Das war auch heute die Stimmung im Reichstage. Pillersdorf verlangte, daß man in der regelmäßigen Arbeit in der Fortberathung der Grundrechte weiter gehen möchte. Das werde auch der Stadt Ruhe einflößen. Mehrere Abgeordnete weiſen nach, wie

in auswärtigen Blättern die Zustände von Wien geflissentlich entstellt werden, wie namentlich das aberwitzige Mährchen, daß die Mörder Latours vom Reichstage freundlich empfangen wurden, in auswärtigen Blättern als Thatsache hingestellt wird. Es wird darüber debattirt, ob man solche Verleumdungen widerlegen soll. Borrosch will zu diesem Behufe nur eine einfache Darstellung des 6. Oktobers. Schuselka hält es nicht in der Aufgabe des Reichstages, jetzt Geschichtschreiber zu sein, es müsse der wahrheitsgetreuen Presse selbst überlassen bleiben, die Verleumdungen zu vernichten. Das wird angenommen.

Während der Pausen in den Thatsachen oder in der innern Arbeit ist man leicht geneigt, Figuren zu zeichnen. Hier einige.

Pillersdorf, ein hoher schlanker Fünfziger mit hoher Stirne, deren Begrenzung durch die Glatze nicht mehr zu bestimmen ist, gehört entschieden zu den bedeutendsten Talenten des Reichstags. Alle seine Äußerungen bekunden staatsmännische Ruhe und festen Blick. Sein Gang zeigt, daß er oft im Salon, in

der Staatsuniform repräsentirte. Er bewegt sich in bürgerlicher Kleidung wie ein Soldat, der die Uniform abgelegt hat. So oft er spricht erfolgt angehaltene Ruhe. Sein unschönes Organ, das die Worte etwas wälzt und kaut, vermag keinen lebhaften Eindruck zu machen, aber in seinen Darstellungen ordnet er die Thatsachen und verschiedenen Meinungen mit fester Bestimmtheit. Er einregistrirt sie wie in einem Büreau, das dahin, das dorthin, es ist Alles wieder leicht aufzufinden. Er hat sich in diesen Tagen wieder die Popularität erobert, die er im Mai als Minister verloren hatte. Seine Ernennung zum Vicepräsidenten begrüßten selbst die Radikalisten auf der Journalistenloge mit Jubel. Man hatte damit einen festen Schild der wühlerischen Hofpartei gegenüber. Allgemein wird die genaue Kenntniß Pillersdorfs im ganzen österreichischen Staatshaushalte hoch angeschlagen. Und so oft der Reichstag beisammen ist, sieht man danach, ob Pillersdorf auf seinem Platze, den er im rechten Zentrum hat. Unter Metternich bereits in der liberalen Opposition stehend, hat sich in ihm eine Geschmeidigkeit, ja eine gewisse Weichheit des We-

sens ausgebildet. Ich habe mehrere derartige Naturen kennen gelernt, die, unter Metternich schon die Freisinnigkeit huldigend, nicht einen stahlharten Charakter in sich ausbildeten, sondern im Gegentheil eine gewisse elegische Weichheit. Es ist das ein eigenthümliches Ergebniß der besonderen österreichischen Zustände und des allgemeinen Volkscharakters. Im Zusammenhange damit haben sich auch in der Poesie der vergangenen Zeit in Oesterreich die bedeutendsten Repräsentanten der Elegie und des Weltschmerzes gefunden. So heterogen es erscheinen mag, die eigenthümlich offene Eindrucksfähigkeit, die sich in Pillersdorf findet, die ihn nicht starr und schroff in sich gehalten sein läßt, hängt mit jener Hinneigung zur Elegie zusammen. Im protestantisch scharfen Norden haben sich während der Sklaverei weit mehr trotzige wetterharte Naturen ausgebildet.

Ich setze einen andern Mann gegenüber. Da ist Goldmark, ein junger Mann von der Bergpartei, von untersetzter gedrungener Gestalt mit zu früh ergrauten Haaren. Immer auf dem Anstand, immer schußfertig, manchmal ins Schwarze treffend, oft auch in die Luft

verpuffend. Er hat etwas von der Rührigkeit Heckers an sich, von seinem frischen Jugendmuthe, aber ihm fehlt es an der hinreißenden Beredtsamkeit und den geschickten Windungen, die dem gewandten Advokaten zu Gebote stehen.

Da sitzt Füster, eine wohlgenährte echte Feldpatersgestalt, der einreihige Rock bis an das Kinn zugeknöpft, ohne Bedeutung in einem Reichstage, predigerhaft; von Wirkung in Volksversammlungen.

Da ist Violand, ohne Zaum und Zügel in die Debatte stürzend, muthig, aber ohne Talent. Der Muth an sich hat aber hier auch seine Bedeutung mitten unter einem Volke, das man so lange seines Menschen- und Bürgerberufes vergessen machte.

Nicht weit davon Bretzl, Professor der Mathematik. Ein Mann in den ersten dreißiger Jahren von Vertrauen erregendem Wesen, besonnen, ohne Eitelkeit, man hofft in ihm den künftigen Kultusminister zu sehen.

Im linken Centrum sitzen Löhner und Schuselka bei einander. Löhner, eine hochgestreckte magere Gestalt, abgehärmten Antlitzes mit dunkelm Barte,

offenkundig nervös reizbar. Löhner ist der begeistertste Idealist des Reichstages, voll dichterischen Schwunges, ebenso leicht hingerissen als hinreißend. Der höchste Enthusiasmus wird ihm gezollt, trotzdem, ich muß leider sagen trotzdem er das Banner der deutschen Einheit immer hoch erhoben hält. Zu tiefstem Schmerze erfährt man es täglich, daß in Bezug auf Deutschland hier noch immer keine Entschiedenheit sich herausbilden will. Löhner ist auch als Dichter bekannt unter dem Namen Karl von Morayn. Er ist Arzt.

In den Oesterreichischen Zuständen fällt es besonders auf, daß die Aerzte bei der jetzigen politischen Gestaltung eine Hauptrolle spielen. So Goldmark, Fischhof, Zimmer, Löhner. Es mag hier seinen Hauptgrund darin haben, daß die medicinische Wissenschaft in Oesterreich am meisten ausgebildet ist und so die besten Köpfe anzog und erzog, das Rechtsleben dagegen in sich vermodert war, wie in Oesterreich überhaupt kein freier Advokatenstand war, in welchem sich sonst immer das Tribunenthum seine Helden sucht.

Schuselka hat sich in diesen Tagen den höchsten Ruhm und die allseitigste Verehrung erworben. Seine

Berichterſtattungen ſind wahre Meiſterſtücke parlamentariſcher Erörterungen, ebenſo voll Wärme als voll Ruhe, ebenſo entſchieden als beſonnen. Er iſt nicht nur jedes Wortes das er ſpricht, ſondern auch jeder Sylbe und deren Betonung Herr. Es gehört eine ungewöhnliche Ruhe dazu, in dieſen Tagen als Herold der aufregendſten Ereigniſſe und Stimmungen, die Nüchternheit und männliche Haltung zu bewahren.

Ich kann Schuſelka nicht weiter ſchildern, da wir uns von früher her zu nahe ſtehen, man kann es jetzt getroſt ſeinen Feinden überlaſſen, die Darſtellung ſeiner Wirkſamkeit zu übernehmen.

Um den guten Borroſch thut es mir leid, daß ſein Auftreten gar zu oft pedantiſch-komiſch iſt. Schon der hochgezwängte Kanzelton iſt anwidernd, und wenn er die Worte „Völker Oeſterreichs!“ ausſpricht, iſt es gerade als ob er ſie ſammt und ſonders aus ſeinem Munde herausſpazieren ließe. Es mag bezeichnend für das ganze Weſen Borroſch's ſein, daß er noch immer ſeinen Platz auf der äußerſten Rechten hat, während er doch ganz und gar zur Linken gehört. Er hat ſich einmal dort hingeſetzt und bleibt dort ſitzen.

Borrosch ist eine grundehrliche Natur, voll begeisterter Hingebung für die Menschheit, leicht entzündlich. Aus Prag kommend fürchtet er vor allem einen Racenkampf (man muß das Wort von ihm aussprechen hören, um sich noch mehr davor zu fürchten) und möchte ihn mit aller Macht der humanen Mittel „hintanhalten", wie man sich hier ausdrückt. Borrosch ist Autodidakt von umfassender Bildung, aber eben jenes läßt ihn oft in Trivialitäten gerathen, die seiner sonstigen Bedeutung nicht anstehen.

den 16. Oktober.

Messenhauser hat ein langes Plakat an Jelachich erlassen, das eben so gut gemeint als verworren ist. Jelachich soll ihm sehr ironisch mündlich darauf haben antworten lassen. General Bem aus Lemberg, der bei Ostrolenka so tapfer gefochten, hat die Leitung der militärischen Anordnungen übernommen.

Der Kaiser hat, wie im Reichstage verkündet wird, einer neuen Deputation gesagt: „die Bemühungen des Reichstages, der Anarchie entgegen zu wirken, erhielten seine „vollkommene Anerkennung" und er

werde dafür sorgen, daß der Reichstag ferner ungestört berathen könne." Man thut also draußen noch immer, als ob man die Anarchie zerstören und den Reichstag frei machen müsse, während doch beides nicht nöthig ist.

Die Ungarn sind immer noch nicht da, dagegen hatte Pulszki die Frechheit, in einer Zuschrift an den permanenten Ausschuß des Reichstages diesem den Rath zu geben, sich zur Schlichtung der obwaltenden Wirren an die Centralgewalt in Frankfurt zu wenden. Brauchen wir das von den Ungarn uns anrathen zu lassen und ist das all ihre Hülfe die sie senden?

Ich ging Nachmittags mit einigen Bekannten nach dem Lager im Belvedere. Es war das herrlichste Herbstwetter und draußen standen die Berge in glänzendem Herbstduft. Wer kann jetzt an ein frisches freies Aufathmen auf Bergeshöhen denken? Die bunteſten Gruppen lagen im Hofe geschaart, da wurde gekocht und gebraten, getrunken und gesungen. Viele Studenten waren aus der Legion ausgetreten und hatten sich als Führer in der Mobilgarde bei den Arbeitern einschreiben lassen. Im großen Mittelsaale des Schlosses, da wo die schönen Bildnisse der Maria

Theresia und ihres Gemahls waren, waren ringsum Decken und Stroh gelegt, hier kampirte die Brünner Nationalgarde. In den untern Sälen war das Oberkommando des General Bem. Schon zischelte auf den Treppen und in dem Garten einer dem andern zu, dem General Bem sei doch nicht ganz zu trauen. Die unseligste Frucht solcher Aufgeregtheiten ist oft die Verdächtigung. Verletzte Eitelkeit, zurückgehaltene Tollkühnheit, Habsucht, säen sie oft plötzlich aus und man weiß nicht woher sie gekommen. Es ist so schwer, seine Wahrhaftigkeit und Hingebung zu bethätigen, daß man gegen alle solche Ausstreuungen mißtrauisch sein muß. Wie viel Kämpfe muß es im Oberkommando bei Besetzung der Stellen gegeben haben, wie leicht will da jeder der Erste sein! Zu Rosse sitzen, mit dem grünen Federbusche auf dem Hute, das thut wohl! Die wahrhaft demokratische Gesinnung muß noch durchgearbeitet werden, damit sich die Menschen leicht in untergeordneter Stellung zufrieden geben und da ihren Platz ausfüllen.

Wenn der Kampf auf freiem Felde und auf der Tribüne einst vollendet sein wird, dann erst wird sich

der wirkliche Gehalt der politischen Tugend auf's Neue bewähren müssen, es wird dann stille ungesehene Thätigkeiten geben müssen, für die keine äußeren Auszeichnungen, kein Jubelruf und Beifallklatschen, keine Fackelzüge mehr da sind; wer dann in unausgesetzter Thätigkeit aushält, der verdient sich dann erst den Namen eines guten und freien Bürgers.

Da begegnen uns zwei Studenten, hoch zu Rosse mit weißen Mänteln angethan, auf unserm Heimwege. Sie sprengen nach dem Oberkommando. Du fröhliche Jugend! du bist jetzt im Besitze aller Macht, alles Glanzes und der offenen Ausbreitung der Thatkraft! Wirst du einst ruhig ausdauern in den stillen Arbeitsstuben, wo Niemand nach dir ausschaut? wirst du nicht lässig werden, Tag für Tag zum Wohle deiner Mitmenschen unbeachtete Thaten zu vollbringen, gehalten in den strengen Linien des Gesetzes?

Wir wollen's hoffen.

Die Ungarn sollen nun doch wieder nahe sein. Messenhauser hat es bestimmt versichert. Ich lege mich schlafen und will warten.

den 17. Oktober.

Das war ein merkwürdiger Tag. Im Reichstage wurde ein Gesetz zum Schutze der Deputirten abgelehnt und Borrosch bemerkte richtig, es könne nur dazu dienen, um gegen die Anarchie oder die Reaktion zu schützen. Jene sei nicht zu fürchten, da Wien trotz der allgemeinen Bewaffnung keine Spur davon zeigt, die Reaktion aber werde sich an kein Gesetz kehren. Schuselka berichtet, daß eine Deputation der Frankfurter Linken, bestehend aus Robert Blum, Fröbel, Hartmann und Trampusch, angekommen sei und eine Adresse überreicht habe. Der zurückgekehrte Löhner bezeichnet die Stimmung am Hofe als „ein Gemisch von Furcht und reaktionären Gelüsten." Löhner's Deutschheit will, daß man sich an den Reichsverweser als Vermittler wende. Es werden immer mehr Truppen gegen Wien gezogen, man wendet sich nochmals mit einer Adresse an den Kaiser, daß nur diese Truppen Unruhe in Wien hervorrufen, die sonst dort nicht sei.

Ich war auf der Journalistenloge, als ein Bekannter mir sagte, die Frankfurter Deputirten seien drüben auf der Fremden-Gallerie und wünschten mich zu

sprechen. Wir trafen uns im Korridor und bestellten uns zu gemeinsamen Mittagstische im Gasthause „zum rothen Igel.“ Dort war nun ein gutes Häuflein Demokraten versammelt. Alles drängte sich um Robert Blum, in den Jellinek viel hineinredete. Doktor Becher, den ich hier zum erstenmal sprach, speiste mit einer Frau und einem rührigen hübschen blonden Knaben. Er war sehr begeistert für den von Borrosch vorgeschlagenen Völkerkongreß.

Zu meinem tiefen Schmerze bemerkte ich, daß auch hier keine älteren angesessenen Bürger in den ersten Reihen der Demokratie zu finden waren. Es waren meist jüngere Leute, Doktoren, Studenten. Es schmerzt mich, dies Geständniß zu machen, aber die Wahrheit über Alles. Hier wie anderwärts klammert sich das Bürgerthum, der eigentliche Kern des Volkes, an die konstitutionelle Monarchie und perhorrescirt die Republik, nicht aus Liebe zu den Fürsten, sondern aus Furcht vor der Demokratie und einzelnen Vertretern derselben, nicht aus Anhänglichkeit an das Bestehende, sondern aus Angst vor dem was nachkommen soll. Ueberall sind maulfertige Menschen von verlorner

Stellung unter die Demokraten gegangen und das schreckt nothwendig den Bürgersmann. Ich weiß wohl, ein Tugendrigorismus ist in der Politik unstatthaft, aber wenn die Demokratie unterliegt, kommt es vornehmlich daher, daß man es unreinen Händen überlassen hat, die heilige Sache der Volksfreiheit an sich zu reißen und daß jene Menschen in verlorner Stellung, eben weil sie bereit sind jeden Augenblick Alles daran zu setzen, die Massen aufstachelten und sie zum Schreckbilde für das Bürgerthum machten.

Die Frankfurter Ankömmlinge wollten mir nicht glauben, daß die Bewegung hier weder eine republikanische, noch streng genommen eine national-deutsche ist. Man lernt in unsern Tagen bald davon abstehen, seine Ueberzeugung Anderen einzuflößen. Jeder hört nur, was er hören will.

Morgen, morgen, heißt es, ist der entscheidende Tag. Wird der 18. October auf's Neue roth angeschrieben werden? Es wird entschieden versichert, die Ungarn seien in der Nähe.

den 18. Oktober.

Die Adresse der Frankfurter Linken, die an den Ecken angeschlagen, vermag unter den Lesenden keine erhöhte Stimmung hervorzurufen. Wie wäre das auch möglich hier, wo schon alle Saiten auf das Höchste gespannt sind. Die Abgesandten überbringen den Brudergruß und sagen: „Wir preisen uns glücklich in diesem verhängnißvollen Augenblick in eurer Mitte zu weilen und wenn es das Schicksal will, eure Gefahren zu theilen, mit euch zu stehen und zu fallen."

Das jedoch ist bewirkt, daß ein Aufschauen nach Deutschland allgemeiner zu werden scheint; wo man hinlauscht, hört man davon sprechen, daß Deutschland den Einfall Jelachich's abwenden müsse, und das Studentenkomitee hat, wie ich höre, eine demgemäße Adresse nach Frankfurt abgesandt. Jetzt oder nie wäre es wol möglich, die innersten Sympathien Oesterreichs für Deutschland zu erwecken. Alles schaut verlangend nach einem Mittler, nach einem Erlöser auf.

Im Reichstage zeigt es sich aber wie schwer es ist, in dem hier vertretenen Völkergemengsel eine Ansprache zu gewinnen, deren unbedingtes Verständniß in allen

Gauen sich bestimmen ließe. In der Adresse an die gesammten Völker sollte es heißen: „Völker, erhebt euch mit eurer moralischen Macht u. s. w.“ Gegen diese Worte erhoben sich besonders die Polen, die von denselben ein Mißverständniß und eine Erhebung ähnlich der von 1846 zu fürchten schienen. Die Ansprache wurde daher nochmals einer Kommission übergeben.

Die Stellung des Reichstages ist eine unendlich schwierige. Der 6. Oktober war eigentlich keine Revolution, er änderte nichts in den bestehenden Staatsgewalten: der Kaiser blieb, der Reichstag blieb, und nur an Einem Minister wurde die gräßliche Volksjustiz vollzogen. Der Kaiser entfloh, der Reichstag harrte aus und ihm sind alle Sympathien der Stadt und des Landes zugewendet. Der Reichstag übernahm das Amt der Vermittelung, es schien Anfangs zu gelingen, dann durch die Flucht des Kaisers vereitelt zu werden, aber noch baut man darauf alle Hoffnungen. Alles wendet sich an den Reichstag, Alles soll durch ihn autorisirt werden. Ich hörte eins der einflußreichsten Mitglieder des Reichstages, einem Parteihaupte das zur Anrufung der Ungarn und dem Aufgebote des

Landsturmes drängen wollte, scharf erwidern: „Gut, wenn ihr wirklich Revolution habt und wollt, so sprengt den Reichstag und setzt eine provisorische Regierung ein; wir aber, so lange wir als Reichstag bestehen, verlassen den konstitutionell legalen Boden nicht."

Hier ist nun die heillose Verwirrung der jüngsten Tage zu ihrer sichtbaren Spitze getrieben. Seit Monaten verlangt man in Klubs und Volksversammlungen von den verschiedenen Reichstagen: sie sollten eine neue Revolution machen, das vollenden was das Volk nicht ausführte. Daher die Phrasen von der permanenten Revolution und daß die Reichstage auf dem Boden der Revolution stünden. Die Reichstage stehen aber nicht auf dem Boden der Revolution, diese ist nur ihr Rechtstitel von der sich ihre Macht schreibt, ihr Bestehen aber ist der erste Eintritt der Organisation. Der Reichstag ist nur das Ergebniß der vom Volke gemachten Revolution und so weit diese gediehen ist, er ist aber nie und nimmer die Revolution selbst.

Weil die Ultra's hier fühlen, daß der Reichstag

die politische Willenskraft des Volkes in sich vereinigt und weil er ihren Anmuthungen unbeugsam widersteht, darum wenden sich auch schon einzelne radikale Blätter gegen den Reichstag und verhöhnen sein Feststehen auf dem legalen Boden. Es ist wahrhaft lächerlich, daß die Revolutionsmänner eine autorisirte Revolution wollen. Freilich fühlen sie wohl, daß sie aus sich unmächtig sind und nicht einmal fünf Namen zu einer provisorischen Regierung aus sich aufbringen könnten.

Wenn man ihnen das vorhält, so erwidern sie: die Revolution wird schon bedeutende Menschen aus sich herausbilden, allbezwingende Charaktere; als ob man nicht schon jetzt solche Hoffnungssterne wenn auch noch matt schimmern sehen müßte, als ob eine Revolution eine neue Weltschöpfung wäre und nicht auf schon vorhandene Männer zählen müßte. Jetzt heißt es einstweilen nur alles Metall in den Kessel geworfen, in Fluß gebracht; die Form wird sich schon später finden, tröstet man sich sorglos. Die Luft des Kampfes ist das einzig vorherrschende. Kämpfen! kämpfen! heißt es, später wird sich dann schon alles zeigen, tröstet man leichtfertig.

Der Reichstag hat die mißliche Doppelstellung, die immer einem Vermittler zu Theil wird und doch konnte er nicht anders handeln, wenn nicht alles in Grund und Boden versinken sollte. Die Revolutionspartei erwartet vom Reichstage, daß er ihr den Stempel und die Fahne gebe, es giebt eine solche, die sich andrerseits mit der Legalität vereinigen läßt, sie hieße: Deutsch sein und deutsch werden. Aber der Reichstag ist nur durch die Anwesenheit der Polen in beschlußfähiger Anzahl und hier zeigt sich wieder das seltsame Geschick Oesterreichs. Pflanzte der Reichstag das Deutschthum auf, so hörte er auf ein specifisch österreichischer zu sein, und wäre diese ganze Oktoberbewegung offen ausgesprochen eine deutsche gegenüber der slavisch-czechischen, so hätten die Abgeordneten aus nichtdeutschen Provinzen keine Pflicht und keine Sympathie mehr auf ihrem Posten auszuharren und es bliebe eine kleine beschlußunfähige Minorität.

Darum mußte die Revolution, zu der man höfischer Seits Wien drängt, sich selber eine Fahne erobern. Republik, das gestehen alle Parteiführer ein, darf man nicht auf das Banner sticken. Die

ganze hiesige Journalistik, die doch gewiß nichts von Zurückhaltung weiß, hat während dieser ganzen Zeit das Wort noch nicht ausgesprochen oder es gar zum Schlachtruf erhoben, man erkennt die Unmöglichkeit seiner Verwirklichung in einem Oesterreich.

den 19. Oktober.

Ein Gerücht durchläuft die Stadt, die Deputirten Welcker und Mosle sind als Reichskommissäre aus Frankfurt angekommen. Ich suchte Welcker überall auf, ich wollte ihm meine Beobachtungen der hiesigen Tagesereignisse mittheilen, ich glaube einen genugsam unbefangenen Standpunkt inne zu haben; aber weder im permanenten Ausschuß des Reichstages noch im Gemeinderathe oder sonst wo wußte man etwas Bestimmtes von der Ankunft der Reichskommissäre. Anderseits hieß es sie seien alsbald wieder abgereist, ohne Jemand officiell gesprochen zu haben. Das scheint kaum glaublich. Hier mußten sie sich von dem Thatbestande überzeugen, um vermitteln zu können.

Ich war heute noch einmal mit einem Freunde

draußen in den Vorſtädten, wer weiß wie lange das noch möglich ſein wird. Auf dem Glacis weiden Heerden grauer Ochſen mit den großen ſpitzen Hörnern, wir ſind alſo doch noch wohl verſorgt, wenn wir bald eingeſchloſſen werden und nichts mehr von Außen erhalten ſollten. Die Zeitloſe ſtand ſchon allein auf den Wieſen, der Menſch weiß mitten im Kampfe nichts von dem Naturleben um ihn her. Die Thiere derſelben Gattung ermorden einander nicht, nur der Menſch mordet den Menſchen und dieſes Thun wird ihm zur Luſt. Ein blinder Orgelmann am Wege ſah ſich bald von einer großen Gruppe Menſchen umgeben, da wir uns nach ſeinem Schickſale erkundigten und der Freund die ausgehängte Bitte des Invaliden wegen ihres treuherzigen Tones abſchrieb. In allen Aeußerungen die wir hörten, offenbarte ſich eine liebevolle Gutmüthigkeit.

Auffallend iſt mir, daß hier die Bettelkinder nicht ſo klettenartig zudringlich ſind, wie dies namentlich in Norddeutſchland der Fall iſt. Weiſt man hier ein derartiges Kind kurz ab, ſo tritt es zurück und hängt ſich nicht mit fortwährendem Gewinſel an dich. Ich habe

das mehrmals erfahren und es zeigt das von einer noch frischen Wohlthätigkeit auf der einen und von einer naiven Resignation auf der andern Seite.

In den Vorstädten herrschte das alte harmlose Leben; wir sahen sogar an einem Laden, daß die Leute noch ruhig und emsig in das Lotto setzten.

Ein neu angeworbener Freiwilliger aus der Mobilgarde, einen Strauß von Blumen auf der Mütze, kam mit einem Kruge Wein aus dem Wirthshause, er ließ nicht nach, bis ich davon kostete. „Du wirst doch nicht glauben, daß ich dich vergifte," rief er mir stets zu, und ich that ihm Bescheid. Das vertrauliche „Du" ist hier in diesen Tagen sehr allgemein. Am Wachtfeuer, auf den Vorposten und auf der Bastei findet eine Verbrüderung der verschiedenen Stände statt, wie sie friedliche Zeiten nie bewerkstelligen können.

Ein begegnender Soldat schenkte einer armen Frau unaufgefordert einen großen Laib Brot, den er unter dem Arme trug, mit den Worten: „Ich bin satt, und ich krieg' schon wieder, iß du auch."

Nach vielem Umherschlendern in den Straßen lockte uns die große Trommel nach einem Zelte auf freiem

Platze unweit der Kaserne. Das war hier ein lustiger Auftritt. Am rechten Ende spielte eine volle Musikbande wiegende Ländler und herausfordernde Märsche, Jauchzen und Händeklatschen schallten darein. In der Mitte an linnengedeckten Tischen, darauf die Seidel Bier prangten, hatten mehrere Männer Schreibzeug vor sich und daneben lagen in einem offenen Papiere Sträuße von gemachten Blumen. Links bildete sich, sobald die Musik aufspielte, ein freier Raum und junge Männer unter sich oder mit schnell aus dem Umkreise eroberten Mädchen tanzten und sprangen, jauchzten und sangen. Ein hübscher rothwangiger Bursch, der mir zunächst war, tanzte immer ganz allein und alle seine Glieder hoben und senkten sich in freudiger Lust, während er sich auf einem kleinen Raume bewegte; helle Tirolerjodler schwebten auf den Lippen, er war aber so heiser, daß er sie nicht mehr singen konnte, er erzählte sie nur so vor sich hin und manchmal bewegten sich nur seine Lippen und Gesichtsmuskeln voll Freude, ohne einen Ton laut werden zu lassen. Ein starker Bursch hob einen neu eingetretenen Kameraden auf den Armen empor und tanzte so mit ihm herum. Erst nach langer Mühe ließ er ihn auf

den Boden und nun umschlangen sie sich fest in den Armen und tanzten einen ruhigen Steierer. Sie kümmerten sich alle wenig um die Musik da draußen, sie hatten ihre eigene Musik in der Seele. Komm her, Italiener, rief einer einem schwarzhaarigen dunkeläugigen Burschen zu, kannst du deutsch tanzen? und ohne die Antwort abzuwarten, stürmte er mit ihm in den tosenden Kreis.

Wir sind also hier in einem Werbezelte der Mobilgarde. Jetzt schweigt die Musik. Eine hagere Gestalt in einem grauen Militärmantel, über den ein schwarz-roth-goldenes Band geschlungen, eine rothe Studentenmütze auf dem Kopfe, unter der ein pfiffiges einäugiges Gesicht rechts und links ausschaut, wandelt rings um das Zelt und wiegt sich dabei auf den Sohlen offenbar nach einer Melodie, die ihm in der Seele spielt. Er hat den gezückten Säbel hoch empor gehalten und ruft: „Lustig! kommt nur! hier hat man ein schön und gut Leben, täglich 25 Kreuzer Münz, und man läßt sich nur auf einen Monat einschreiben; wer da nicht will, kann wieder fortgehen. Lustig! ein schön und gut Leben!“ Manchmal blieb er auch stehen und machte bei einem

zuſchauenden Burſchen Halt, indem er denſelben noch beſonders aufforderte; dann näherte er ſich zuweilen einem Mädchen und verſprach ein Mädchenregiment auszurüſten. Lachen und Kichern folgte ringsum.

Während der Pauſen trat Jeden einer herein, ſobald aber die Muſik anzuſtimmen begann, da drängten ſie ſich an die Tiſche zu den ſchreibenden Offizieren, die eigentlich erſt dadurch Offiziere wurden, wenn ſie die nöthige Vollzahl der Angeworbenen hatten. Die Muſik und das Johlen hatte in der That etwas, was zum freudigſten Kampfe aufrief und alle Bedenklichkeiten vergeſſen ließ. Das mochte ein Blechnergeſelle neben mir ebenſo empfinden, denn er ſagte: „es ſterben nicht alle, und einmal ſterben muß man doch,“ ging an den Tiſch, ſagte dem Offizier, der ihn in dem Lärmen kaum hören konnte, ſeinen Namen in's Ohr; dieſer ſchrieb ihn auf eine roſa gedruckte Karte, heftete die Karte auf die dargereichte Mütze und ſteckte den Blumenſtrauß dazu, dann reichte er dem Angeworbenen die Hand, dieſer riß ſich los und ſprang mit einem großen Satze in den Kreis der Tanzenden. Dort wurde er jubelnd bewillkommt und bald dieſer bald jener tanzte mit ihm

herum; er aber hielt sorgfältig den Strauß auf der Mütze, der in Gefahr war erdrückt zu werden. Immer frische drängten sich heran und der Jubel erneuerte sich immer wieder. In der Pause machte der Einäugige abermals seinen Rundgang, er war wie ich hörte einer von den übergegangenen Grenadieren, ein Korporal. Sobald eine eigenthümliche Zeit da ist, tauchen plötzlich auch die ihr entsprechenden eigenthümlichen Figuren auf. Nur der Heros, nach dem Alle ausschauen, will nicht kommen. Unser Stück Weltgeschichte spielt sich ohne einen Helden ab.

So oft ein Ausgezeichneter einen Blumenstrauß erhielt, kamen viele andere herbei und wollten auch einen solchen haben. Man bedeutete ihnen, daß sie bereits eingereiht seien und den Fahneneid geschworen hätten, daß es ihnen also nicht mehr zukomme Sträuße zu tragen; aber sie baten so kindlich dringend, daß man nicht umhin konnte, dem einen und dem andern zu willfahren, und als jetzt eine Frau kam und neue Sträuße mit Flittergold zum Verkaufe ausbot, erwarb sich fast jeder solchen Schmuck. Ich sah, daß einer dem andern der nicht mehr Geld genug hatte, das Fehlende darauf

bezahlte. Die Menſchen bleiben doch ewig Kinder und hier ergötzen ſie ſich an einem Spielzeug, während ſie ſorglos ihr Leben in die Schanze ſchlagen.

Die Mobilgarde ſoll ſpäter als Gegengewicht und neue Oppoſition gegen die alte Militärhierarchie feſtgehalten werden; eine Art Parlamentsheer, wie es Venedey für den Reichstag in Frankfurt vorgeſchlagen hat....

Abends im Reichstage. Es gehört zu den peinlichſten Empfindungen, daß man jedesmal bei Beginn einer Sitzung mit zitternder Seele umſchaut, ob die beſchlußfähige Anzahl der Mitglieder vorhanden. Es iſt peinigend, daß das von wenigen Perſonen abhängt. Heute mußte die Sitzung deßhalb unterbrochen werden und ſie wurde ſpäter vollzählig.

Es wird gegen die Inſinuationen Meſſenhauſers in einem Plakate proteſtirt, daß die Ungarn nur auf den Ruf der legalen Behörde kommen wollen. Es giebt keine legale Behörde, die ſie rufen und ſo dem Kaiſer den Krieg erklären kann. Empörend und erbärmlich iſt dies Benehmen der Ungarn; jeden Tag heißt es, ſie kommen und ſie kommen nicht, ſie ſind vor Wruck, hinter

Bruck, an der Grenze, über der Grenze, — es läßt sich nichts mehr darüber sagen.

den 20. Oktober.

Nun soll es denn doch ganz gewiß sein, daß die Ungarn im Anmarsche sind.

Indeß erfahren wir im Reichstage authentisch, daß die Zufuhr der Lebensmittel abgeschnitten wird. Schuselka setzt auseinander, wie das mit der Anerkennung übereinstimmt, die der Kaiser dem Reichstage ausgedrückt; Ordnung und Sicherheit werde dadurch gewaltsam aufgelöst. Feodorowitz und Löhner sprechen gewaltig über diesen Belagerungszustand, der Gemeinderath hat deßhalb eine Deputation an den Kaiser gesendet und eine weitere an den Reichstag in Frankfurt zur Unterstützung seiner Bitte. Wer hat den Befehl zur Belagerung gegeben? und warum?

Man spricht hier von einem harten Manifeste des Kaisers, das draußen im Lager angeschlagen sei, aber nicht in die Stadt käme.

Ich bin nun jetzt fast täglich auf der Journalistenloge und will die Eindrücke davon kurz andeuten.

Während in Norddeutschland die Führer der Publicistik meist aus der abstrakten Philosophie mit beiden Füßen in die Tagespolitik gesprungen und wie es bei solchem Sprunge geht noch vielfach taumeln und nicht den rechten Halt gewonnen, so sind die hiesigen publicistischen Wortführer meist aus dem Theater mit seiner Kritik in die Verhandlungen der Welthändel übergetreten. Daher jenes theatralische Pathos, oft jene Großthuerei des Choristen, der nur allgemeine Refrains zu singen hat und sich für einen zurückgesetzten Solosänger hält. Dieses Choristenhafte ist widerwärtig, diese aufgetragenen Farben, dieses Händeringen, dieser Flitter. Die meisten Artikel in den radikalen Zeitungen, besonders in der Constitution, sind nichts als hochklingende geschriebene Toaste, die mit Hoch und abermals Hoch dem hochherzigen Wien und dergl. schließen. Von einem staatsmännischen Blicke, von Gestaltungskraft nirgends eine Spur.

Muth und abermals Muth will sich als politische Kraft geltend machen. Aber was ist der Muth allein ohne Talent? er kann kämpfen, aufreizen, aber der menschlichen Gesellschaft kein Gepräge geben. Muth

und Bildung sind die beiden mächtigsten, ja einzigen Hebel zur Neugestaltung der Welt; leider sind sie so selten vereint. Es ist weit eher möglich, dem Muthe die Bildung, die Besonnenheit und Einsicht beizugesellen, als die Bildung zum Muthe zu erwecken; denn da sind die Menschen, die Alles wissen, Alles kennen und denen der heilige Funke frischer Begeisterung mangelt.

In Wien müßte man vor Allem darauf denken, dem unstreitig herzhaften und zur That entschlossenen Volke Bildung, gesunde Einsicht einzuflößen, und dieses Volk ist so zutrauensvoll, so offen für jede Belehrung.

Wer es mit der Sache des Volkes und der Freiheit getreu meint, wem die öffentliche Ansprache nicht ein bloßes momentanes Almosen ist, das man dem Bedürftigen zuwirft und sich nicht weiter um sein Schicksal kümmert, der muß bei Zeiten darauf denken, daß das Volk nicht nur seine Hochherzigkeit preisen, sondern auch die bittere Wahrheit hören lerne. Es muß immer gesagt und bewiesen werden: Vor Allem die rechtliche und menschenwürdige Feststellung der politischen und socialen Verhältnisse, dann aber vergiß nicht, daß damit nicht Alles gethan, du mußt auch dich selber ändern

und vervollkommnen. — Je mächtiger eine Popularität ist, um so mehr ist sie verpflichtet, ohne Galleriefurcht die inneren Schäden des Geistes und der Gewohnheit derb zu rügen und zu berichtigen. Auch abgesehen von der moralischen Nothwendigkeit dieses Verfahrens, ist es politisch unerläßlich, wenn nicht alsbald jede eintretende Organisation als Reaktion erscheinen soll.

Ich weiß es wohl, der Feldherr, der vor die Fronte seiner Soldaten reitet, die er zur Schlacht führt, ist nicht in der Lage, Mahn- und Strafpredigten zu halten; er preist die Kraft und den Muth. Noch muß das Volk in Schlachtreihen gehalten werden gegen seine nicht besiegten Feinde; aber es gibt friedliche Pausen genug und wir müssen frühe daran denken, die innere Arbeit mit der äußern anzuregen.

Ich will hiezu nur eine äußere Thatsache als Beispiel von hier anführen. Als vor Kurzem die Wahl des Gemeinderaths vorgenommen wurde, wobei nur ein geringer Census war, wurden von der Stadt die nahezu eine halbe Million Menschen zählt, nur 4 bis 5000 Stimmen abgegeben und die Zusammensetzung des Gemeinderathes wurde, einige Talente

wie Stifft u. s. w. ausgenommen, eine im Ganzen genommen klägliche. Wahrheitsliebende Männer erzählen mir, daß bei der Wahl der Wahlmänner, wenn dabei ein zweites oder gar ein drittes Skrutinium erforderlich war, das erste Mal oft 500 ihre Stimmen abgaben, bei der Wiederholung aber oft nur 50 abstimmen. Die unverzeihliche Lässigkeit der zunächst liegenden Wahl des Gemeinderathes hätte bei einer wahrhaft volksthümlichen Presse fort und fort Mahnung und Rüge hervorbringen müssen. Es hätte mit wenigen Worten ein stehender Artikel sein müssen: Volk von Wien! du hast deiner Pflicht und deiner Ehre vergessen, indem du das freie Wahlrecht verabsäumtest. Man muß es täglich wiederholen und früh lehren, daß nicht in jubelnden Volksversammlungen, in pikanten Reibereien und dergl. die Volksfreiheit festgestellt wird, sondern daß der Dienst der Freiheit ein unablässiger, trockene und mühselige Arbeit erfordernder ist. Diese allein sichert uns, was wir jetzt im Sturm errungen.

Trotz der angeführten Thatsache ist von Blasirtheit, die an anderen Orten schon sogar die unteren Schichten ergriffen hat, hier keine Spur; selbst die Führer leiden

hier weit eher an dem andern Extrem der fortwährenden Exaltation.

Das „Proletariat", das hier zum ersten Male officiell mit diesem Namen in den Zuschriften der Generäle ꝛc. bezeichnet wird, das Proletariat hat hier noch lange nicht den klassischen Höhepunkt erreicht, den manche Pessimisten wünschen, um dann ihre Erlösungstheorie ins Werk setzen zu können.

Jene gemachte Scheidung, die man an anderen Orten gewaltsam hervorrief und mit den Bezeichnungen Bürger und Volk trennte, ist hier noch nicht eingetreten.

Vielleicht ist's eine süddeutsche Anschauungsweise, aber ich glaube doch es liegt darin etwas Allgemeingültiges: Das wein- und biertrinkende Proletariat ist gar nicht zu vergleichen mit dem schnapstrinkenden. Solche Gestalten, die in betäubtem Tusel ekelhaft vor sich hin lärmend in norddeutschen Städten uns so oft begegnen, sind hier nirgends zu sehen.

Zwiefach beklagenswerthes Volk, dessen Athem nach Schnaps riecht, es ist kaum mehr möglich, ihm nahe zu kommen und seinen Geist aufzurichten.

Du kannst dich zu dem Schnapstrinkenden nicht in seine Schenke setzen und dort ein gut Wort anbringen, er hält sich, wenn sich's auch thun ließe, nicht lange auf, er füllt seine „Pulle" und holt sie bei allen Ruhepunkten einsam aus der Brusttasche.

Und doch ist das Volk unschuldig an dieser Selbsttödtung. Der alte negative Staat, der Polizeistaat that nichts für den Gesunden und der Schnaps mußte ihm den Mangel an Kleidung, Wärme und stärkenden Speisen ersetzen. Darum wird der neue positive Staat sein Hauptaugenmerk auf eine gesunde und billige Nahrung richten müssen. Das geht vor allen sozialistischen Theorien.

Ich habe mich hier vielfach in den verschiedensten Gruppen erkundigt und erfahren, daß jener Mangel, wie er in den Schnapsländern zu Hause ist, hier nirgends zu finden sei.

Das Brot, das die Leute hier essen, ist schmackhaft und gar nicht zu vergleichen mit dem säuerlichen, wie es in Norddeutschland vielfach zu finden ist. Ueberhaupt verstehen sie in Norddeutschland weit besser Kuchen zu backen als einfaches Brot, während das im Süden gerade das Gegentheil

Ist's nicht auch in geistigen Dingen so?

Das Volk hier mit seiner treuherzigen Hingebung und seinem heitern Humor ist noch vollständig zu retten vor jener Versunkenheit, die man anderwärts findet, wenn der Staat durch materielle Vorkehrungen, so wie durch eine gesunde Geistesbildung seiner Pflicht nachkommt. Jetzt wird diesem Volke literarischer Schnaps, radikaler und reaktionärer Fusel der niedrigsten Sorte aufgetischt. Es wird hoffentlich bald anders werden. So oft ich auf den Basteien, auf den Barrikaden oder in sonstigen Gruppen die Sinnesweise des Volkes aufs Neue kennen lernte, wurde ich immer mit neuer Liebe zu demselben erfüllt. Man kann wol im Ganzen genommen von Wien sagen, es hat weit mehr politisches Temperament als politischen Charakter. Eben deshalb sollte jenes nicht immer aufgereizt und entflammt, sondern auf feste Nachhaltigkeit, auf Charakter hingearbeitet werden. Dieses Volk, wenn man das Wort gebrauchen kann, ist das agitabelste, es läßt sich leicht in eine erregte Stimmung versetzen und ist bereit für dieselbe Alles daran zu geben. Es ist so zu sagen politisch keusch

und vertraut leicht jedem, der um seine Liebe und Hingebung wirbt. Nichts konnte dieses Volk mehr aufreizen, als die erkannte Perfidie Latours. Hätte er offen gestanden: ich muß mit den Ungarn Krieg führen, — es hätte sich vielleicht wenig darum gekümmert. Aber immer zu sagen: ich weiß und will nichts von Jelachich, bis zuletzt der Briefwechsel aufgefangen wird und dann deutsche Truppen fortschicken — das empörte das innerste Herz. Dies Gefühl hob jene Art, die Latour das Hirn einschlug und wand ihm den Säbelgurt um den Hals. Jetzt ist nur Eine empörte Stimmung gegen die Umgebung des Kaisers (ihn selbst tastet man noch immer wenig an), weil man Wien zum Aufruhr zwingen will, um es dann nieder zu werfen.

den 21. Oktober.

Der dritte stille und doch so geräuschvolle Sonntag. Statt der Reichskommissäre ist eine Ansprache derselben, die jetzt in Ollmütz sein sollen, „im Namen des deutschen Reichsverwesers" an den Ecken angeschlagen. Die Kommissäre bezeichnen ihre „Sendung als eine

Miſſion des Friedens und der Verſöhnung." Sie fordern auf „noch ehe er weiter entbrennt, den blutigen Kampf der Waffen mit der friedlichen Unterhandlung zu vertauſchen." Sie bieten ihre Vermittlung dazu an.

Als ob man bisher nicht immer die friedlichſten Verhandlungen verſucht hätte! — Heute wurde das Manifeſt des Kaiſers, von dem man ſchon früher ſprach, hier bekannt. Es ſpricht von nichts als von den Gräueln, die in Wien geſchehen und verkündet, daß Fürſt Windiſchgrätz mit beiſpiellos unbeſchränkter Vollmacht den Oberbefehl über ſämmtliche Truppen außer den italieniſchen erhalten habe, um gegen Wien, „den Sitz der Inſurrektion" zu ziehen.

Dieſes Manifeſt iſt vom 16. Oktober, vom ſelben Tage alſo, an welchem der Kaiſer der Deputation des Reichstages ſeine „vollkommene Anerkennung" für Niederhaltung der Anarchie ausgedrückt.

Das iſt ehrliche Politik!

Nur das mildere Manifeſt vom 19. wurde hier offiziell hergeſendet. Man hat indeß auch das frühere anſchlagen laſſen.

Die Ansprache der Reichskommissäre schließt: „Es lebe Oesterreich und sein ruhmvolles Kaiserhaus! es lebe Wien! Möchte Oesterreich und möchte Wien baldmöglichst und immer mehr Wohlstand und heitern Lebensgenuß, gleich den freien Britten und ihrer blühenden Hauptstadt, mit einer vollständigen aber gesetzlichen und mit männlicher Weise gehandhabten constitutionellen Freiheit vereinigen!“

Ist diese professorische Hindeutung auf die „freien Britten“ nicht fast komisch, mitten in einem solchen Aufruhre der Empörung aller Herzen?

Trotzdem setzt man große Hoffnung, ja fast die alleinige in die Vermittelung der Reichskommission. Sie sollen in Ollmütz sein und sie müssen nun auch hierher kommen, um sich hier von dem wirklichen Stand der Dinge zu überzeugen; denn leider sagt man, daß sie sich unterwegens von vielen geflüchteten Geldsäcken manches hätten aufbinden lassen....

Es wird eifrig an der Wegräumung der permanenten Barrikaden gearbeitet. In den Vorstädten werden solche kriegsgerecht gebaut, aber man glaubt nicht, daß es zu einem Straßenkampfe in der innern

Stadt kommen wird. Das Militär sagt man, wird sich auf solchen nicht einlassen und die Erfahrungen dieses Sommers benutzend, jetzt nur mit Kanonen operiren.

den 22. Oktober.

Ein Zufall brachte mich heute wieder auf die Aula.

Als ich von Tische kam sah ich auf dem Stephansplatze einen Trupp Bewaffneter in dessen Mitte ein Gefangener geführt wurde. Alles schrie ringsum: ein Spion! ein Spion! Der Mann war todtenblaß, er senkte den Blick zur Erde und schaute dann manchmal wieder hülfesuchend rings umher.

Wer kann bestimmen, ob das die Miene eines schuldbewußten oder der Ausdruck eines freien Gewissens ist? Die Furcht ist sich gleich. Einige Vorübergehende schrieen wild: aufgehängt! aufgehängt! und mancher Puff und Schlag fiel auf den armen Schelm. Ich trat dazwischen und da man mich für einen Studenten hielt, ward mir Gehör und ich konnte den Rasenden bemerklich machen, daß man Niemanden

vor der Aburtheilung bestrafen dürfe, gewiß aber nicht gleich ein Todesurtheil vollziehen, denn habe man da einen Spion, so müsse man noch mehr von ihm erfahren, sei er aber todt, so könne er nichts mehr berichten. Das wirkte. Ich ging neben dem Gefangenen, der mich gläsernen Blickes anstarrte und nur manchmal aus bleichen Lippen vor sich hinmurmelte: „Ich weiß nichts". Ein stattlicher Bürger in Nationalgardentracht, der neben uns her ging, ballte immer die Fäuste und schrie, daß er den Kerl gleich todt schlagen wolle.

Wir kamen mit ihm nach der Universität. Dort stellte sich bei der Untersuchung heraus, daß der Gefangene sich allerdings in verdächtiger Weise auf einem Nebenwege aus der Linie hinausschleichen wollte. Es war ein Bedienter bei einem hiesigen Goldarbeiter, hatte einen Brief an seine Herrin mit der Weisung, sie solle allerlei Nahrungsmittel hereinschicken, da man einer Belagerung entgegensehe. Auch hatte er sämmtliche seit zwei Tagen hier erschienenen Zeitungen und Plakate bei sich. Der Mann war unschuldig und man bat ihn noch etwas zu ver-

weilen und dann ruhig nach Hause zu gehen. Er blieb gerne, denn er konnte sich noch nicht erholen von seinem Schreck, er gab mir Recht, daß man den Leuten ihren Argwohn und ihre Gereiztheit nicht verargen könne, aber wie das so geht, wen die Folgen treffen, der ist doch zu hart mitgenommen und kann das nicht mit einem Allgemeintroste entschuldigen.

Ich besuchte nochmals die Komiteesitzungen und fortwährend flößte mir die Haltung der Studenten Bewunderung ein. In solcher Jugend, mit solcher Macht ausgerüstet, maßhaltend jede Ueberschreitung vermeiden, das zeugt von einem gesunden Geiste. Dennoch glaube ich nicht wie so Mancher, daß aus diesem Komitee u. s. w. großartige organisatorische Talente sich herausbilden werden. Es ist etwas anderes, mitten in der Revolution nur nach selbstgezogenen Linien ein summarisches Verfahren inne halten, als dann in einem geordneten Staatswesen einen festen Halt zu gründen. Gerade diese jetzige fast unbedingte Souveränität kann ein Hinderniß für die künftige gesetzliche Regelung sein und wer einmal

die Allmacht vorkostet, findet sich schwer wieder in die bedingtre Freiheit, die doch allein eine staatliche Ordnung feststellen kann.

Beim Weggehen traf ich im Hofe wieder jenen mordlustigen Nationalgardisten. Es war ein Mann nahe den vierziger Jahren. Ich suchte ihm nun sein früheres Unrecht klar zu machen, er sagte mich begleitend: „Sie haben Recht, ganz Recht, aber ich bin so wild, so wild, ich weiß nicht wo aus; ich bin ein Schuster, habe meine gute Nahrung, habe eine brave Frau und 4 Kinder, aber Alles könnte zu Grunde gehen, ich selbst will sterben, nur Rache an dem Kaiser und der Camarilla, die Wien mit Gewalt zu Grunde richten wollen. Soll eine ganze Stadt zu Grunde gehen wegen einem?"

So sprach der Mann und noch viel mehr und heftiger. Die Erzherzogin Sophie bekam schöne Namen. Ich sah hier wiederum, welche Flamme in den Gemüthern loderte. —

Ich füge hier über die Abendsitzung des Reichstages einen Artikel ein, wie ich ihn unmittelbar darauf schrieb und in das damals noch von Bodenstedt

redigirte Journal des öſterreichiſchen Lloyd einrücken ließ:

„Dieſe Sitzung bildet den Gipfel- und Wendepunkt unſeres nun bald drei Wochen anhaltenden fieberiſch-peinlichen Zuſtandes. Die Dinge ſcheinen ſich bei uns mit einer innern Geneſis zu entwickeln, deren Geſetz ſich erſt aus der vollbrachten Thatſache abnehmen läßt. Auf dem unerſchütterten Boden des Geſetzes hat der Reichstag, eben kraft des Geſetzes, die Maßnahmen des Fürſten Windiſchgrätz für ungeſetzlich erklären müſſen und erklärt.

Wir ſind in dieſen Tagen ſo beſtändig in Spannung und Aufregung gehalten, daß man kaum mehr ſagen kann, die Erregung dieſes Sonntag Nachmittags war die höchſte; und doch hatte Fürſt Windiſchgrätz in dieſen Stunden zuerſt ſeine papiernen Bomben in die Stadt geſendet. Die Gruppen an den Straßenecken erzählten ſich von einem Manifeſte, das von unbekannten Händen angeſchlagen worden, von den Municipalgardiſten aber auf Befehl des Magiſtrats abgenommen wurde.

Es ließ ſich die Wahrheit des Inhaltes kaum

glauben; sie bestätigte sich jedoch bald im Reichstage. Um 4 Uhr war die Sitzung anberaumt. Die Mitglieder fanden sich ein. Der Präsident verkündete, daß die Sitzung eröffnet und mehr als die beschlußfähige Anzahl anwesend sei. Die Spannung auf den Gallerien zeigte sich schon jetzt, indem sich die Befreiung von der unnennbaren Bangigkeit kundgab, daß Entmuthigung der Ausharrenden eingetreten sein könne. Der Saal selber bot den Anblick der Ruhe und ernsten Gefaßtheit, und dieser entsprachen die Einleitungsworte des Präsidenten, der auf die hohe Bedeutung dieses Augenblickes, auf den festen Mannesmuth, dessen es bedürfe, in seiner gewohnten Einfachheit und treuherzigen Schmucklosigkeit hinwies. Als er jetzt dem Berichterstatter das Wort gab, war es wieder wie das Aufathmen heftiger Gespanntheit im ganzen Saale. Man rief einander Ruhe zu, gleichsam um sich selbst anzuhalten mit lauschendem Ohre auch keine Sylbe von dem, was sich nun eröffnete, zu verlieren. Schuselka, der Berichterstatter, der sich während dieser verhängnißvollen Tage fort und fort mit wahrhaft erhabener Ruhe und Festigkeit

hält, berichtete nun, daß Fürst Windischgrätz dem Gemeinderathe folgendes Manifest zur Kundgebung zugesendet habe und ihn für dessen Bekanntmachung verantwortlich mache.

„Von Sr. Maj. dem Kaiser beauftragt und mit allen Vollmachten ausgerüstet, um dem in Wien dermalen herrschenden gesetzlosen Zustande ohne Zeitverlust ein Ziel zu setzen, rechne ich auf den aufrichtigen und kräftigen Beistand aller wohlgesinnten Einwohner.

Bewohner Wiens! Eure Stadt ist befleckt worden durch Gräuelthaten, welche die Brust eines jeden Ehrenmannes mit Entsetzen erfüllen. Sie ist noch in diesem Augenblicke in der Gewalt einer kleinen, aber verwegenen, vor keiner Schandthat zurückschaudernden Faction. Euer Leben, Euer Eigenthum ist preisgegeben der Willkühr einer handvoll Verbrecher. Ermannt Euch, folgt dem Rufe der Pflicht und der Vernunft. Ihr werdet in mir den Willen und die Kraft finden, Euch aus ihrer Gewalt zu befreien, und Ruhe und Ordnung wieder herzustellen.

Um diesen Zweck zu erreichen, werden hiemit die Stadt, die Vorstädte und ihre Umgebung in Be-

lagerungszustand erklärt, sämmtliche Civilbehörden unter die Militär-Autorität gestellt, und gegen die Uebertreter meiner Verfügungen das Standrecht verkündigt.

Alle Wohlgesinnten mögen sich beruhigen. Die Sicherheit der Personen und des Eigenthums zu schirmen, wird meine vorzügliche Sorge sein. Dagegen aber werden die Widerspenstigen der ganzen Strenge der Militärgesetze verfallen.

Lundenburg, den 20. October 1848.

Fürst zu Windisch-Grätz,
Feldmarschall."

Während der Verlesung dieses Aktenstückes war der Eindruck unverkennbar, welchen Gehalt und Gestalt desselben hervorbringen mußten. Schuselka bemerkte, daß der Gemeinderath dieses Manifest nicht veröffentlicht habe und solches dem permanenten Ausschusse zu weiterer Maßnahme übergebe. — Der Finanzminister Kraus habe hierauf sogleich das Manifest des Kaisers vom 19. d. M., so wie die Ansprache der Reichscommissäre Welcker und Mosle an den Fürsten Windischgrätz durch einen Courier abgesendet, indem

ſich vorausſetzen ließe, daß der Fürſt dieſe Kundgebungen, und beſonders die erſte, nicht kenne, da ſie im ſchneidenden Widerſpruche mit den angedrohten Maßnahmen ſtehen. Dieſes Verfahren des Miniſters — bemerkte der Berichterſtatter — könne man billigen und es ließe ſich möglicherweiſe vielleicht eine Wirkung davon verhoffen. Verlaſſen aber könne man ſich nicht darauf, und das Maaß der Pflichten, das dem Reichstage auferlegt ſei, gehe weiter. In eindringlicher ruhevoller Auseinanderſetzung erklärte nun Schuſelka, daß zwar die Völker Oeſterreichs noch keine feſte Conſtitution auf dem Papiere beſitzen, daß aber der Staat rechtlich und factiſch ein conſtitutioneller ſei, alle Maßregeln ſich alſo innerhalb der conſtitutionellen Grenzlinien halten müſſen; dieſe aber ſchreiben ſtreng und unbeugſam vor, daß ſolche Vorkehrungen einzig und allein von den conſtitutionellen Gewalten ausgehen können. Belagerungszuſtand und Standrecht ſind das letzte Mittel zur Wiederherſtellung der Ordnung; dieſes letzte Mittel darf aber nur angewendet werden, wenn alle andern bereits erſchöpft ſind. Solches iſt hier keines-

wegs der Fall. Es könne der Belagerungszustand nicht angewendet werden, wo das Volk durch seine Vertreter tagt über die Feststellung seiner Verfassung; nur die constituirende Versammlung könne, wie in Paris, zu ihrem eigenen Schutze, nur sie könne den Belagerungszustand aussprechen.

Der Gewalt müsse mit dem unbeugsamen Gesetze entgegengetreten werden, und so schlägt der permanente Ausschuß dem Reichstage vor, zu beschließen:

In Betracht, daß die Herstellung der Ruhe und Ordnung, wo sie wirklich gefährdet sein sollten, nur den ordentlichen constitutionellen Behörden zukommt, und nur auf ihre Requisition das Militär einschreiten darf;

in Betracht, daß nach wiederholtem Ausspruche des Reichstages und des Gemeinderathes die bestehende Aufregung in Wien nur durch die drohenden Truppenmassen unterhalten wird;

in Betracht endlich, daß das kaiserliche Wort vom 19. d. M. die ungeschmälerte Aufrechthaltung aller errungenen Freiheiten, so wie ganz besonders die freie Berathung des Reichstages neuerdings gewährleistete: erklärt der Reichstag die vom Feldmarschall Fürsten

Windiſchgrätz angedrohten Maßregeln des Belage-rungszuſtandes und Standrechtes für ungeſetzlich.

Von dieſem Beſchluſſe iſt Miniſter Weſſenberg und Feldmarſchall Fürſt Windiſchgrätz ſogleich durch Eil-boten in Kenntniß zu ſetzen.

Vom conſtituirenden Reichstage.

Der Reichstagsvorſtand.

Franz Smolka, Carl Wiſer, Gleispach,
Präſident. Schriftführer.

Als das Wort „ungeſetzlich“ ausgeſprochen wurde, da ließ ſich der Sturm der Gemüther im Saale und auf den Gallerien nicht mehr halten. Lauter Zu-ruf erſcholl; — das war der Moment, in dem der ge-ſetzliche, ſittliche Volksgeiſt auf dem unerſchütterlichen Felſen ſeines guten Rechts der Gewalt mit offener Bruſt ſich entgegen ſtellte.

Nach Verleſung des Ausſchußantrages fragte der Präſident, ob Jemand das Wort hierüber verlange. Lautloſe Stille herrſchte eine Weile im Saale, ein Jeder ſchien ſo ergriffen von dem Ausdrucke des geſammten Selbſt, das hier kundgegeben war, daß der volle Accord

auch durch keine Zuthat, auch durch keine vereinzelte Zustimmung abgeschwächt werden sollte.

Endlich erhob sich Löhner, noch sichtlich ergriffen von den erfolglosen Mühen seiner letzten Reise und von der erwartungsreichen Bedeutsamkeit dieser Stunde. Er sagte, daß er den Motiven und den Anträgen des verändernten Ausschusses an sich nichts zuzufügen habe. Es ist jetzt keine Zeit — fuhr er fort — für Empfindlichkeiten, für ein Abwägen, ob man einem die Ehre angedeihen ließ, die er anzusprechen habe. Die Reichscommissäre haben sich nicht hieher und nicht unmittelbar an diese Versammlung gewendet, sie haben sich nach Ollmütz begeben; dennoch aber, es gilt der Sache des Vaterlandes, eine deutsche Stadt wird mit dem Aeußersten bedroht, Deutschland ist in ihr verletzt — man möge also dem Beschlusse hinzufügen, daß derselbe den Reichscommissären nach Ollmütz mitgetheilt werde. Nadler machte den Zusatz, daß die Reichscommissäre eingeladen würden, hieher zu kommen, um sich davon zu überzeugen, daß hier keine Anarchie herrsche.

Schuselka vereinigte sich hierauf als Berichterstatter mit dem Antrag Löhner's, aber in der Weise, daß der

heutige Beſchluß durch das Präſidium den Reichscommiſſären mitgetheilt werde, wie ſich dieſelben auch nur an das Präſidium gewendet hätten, womit Löwe übereinſtimmt. Nachdem ſich hierauf noch Bertſch gegen eine Einladung der Wien umgehenden Reichscommiſſäre ausgeſprochen hatte, wurde der Antrag der Commiſſion mit großer Stimmenmehrheit (mit allen Stimmen gegen etwa 3) angenommen.

Jetzt fragt es ſich nun, oder vielmehr es fragt ſich kaum: wird man es wagen, eine Maßregel auszuführen, die der Reichstag faſt einſtimmig für ungeſetzlich erklärte?..."

Es klingt faſt wunderbar, wenn man ſich ſagt, daß man mitten in all dieſem Wirrwarr aus all den Erſchütterungen und Aufregungen heraus wieder behaglich Abends im Bierhauſe ſitzt, die Deputirten der Linken kommen da hin, Blum mit ſeinen Genoſſen und ihrem Anhange.

Wenn man die Geſchichte einſt aus der Ferne betrachtet, wird man es kaum glauben, daß mitten darin mehr oder minder harmloſe Pauſen waren, Alles muß wie eine einzige fieberiſche Glut mit haſtigem

Athem erscheinen; aber man lernt hier Geschichte verstehen, sowohl in ihrer tiefern innern Gewalt mit der Umkehrung alles Gewesenen, als auch mit den kleinen fest anhaftenden sächsigen Merkmalen.

Im großen Ganzen dringt ein tiefer innerer Zug dämonisch fort, die Thatsache für sich selbst gewinnt ein selbständiges organisches Leben unabhängig von dem Thäter und Schöpfer.

Vom Volke, vom Hofe und vom Reichstage sind Thaten ausgegangen oder aufgenommen, die Schuld und Sühne zum Theil in unbewußter Nothwendigkeit in sich tragen.

Ein Theil des Volkes hat vom 6. Oktober die Spitze einer That gegeben, die unvergleichen wie sie war, vereinzelt in sich blieb und bleiben mußte. Man bewaffnete sich, gewissermaßen um die Folgen der eigenen That abzuwehren. Eine Stadt übernimmt die Gehässigkeit dieser That, die sie nicht vollbracht, zum größten Theile nicht gewollt.

Der Kaiser, anfangs zur Versöhnung geneigt, läßt sich zur Flucht verleiten und bewaffnet sich mit Starrsinn, er ladet die Schuld der Halbheit und

Pflichtvergessenheit auf sich, er verläßt seinen Posten zum zweitenmale.

Der Reichstag übernimmt die Errungenschaft einer von ihm verabscheuten That. Er verlangt um den Aufruhr nicht weiter schreiten zu lassen, allgemeine Amnestie und Bildung eines neuen Ministeriums. Das alte unbeliebte Ministerium ist gestürzt, aber nicht vom Reichstage auf gesetzlichem Wege, sondern draußen auf der Straße. Der Reichstag nimmt das an und verfällt somit einer dämonischen Haftbarkeit, die durch all sein großartiges hingebendes Wirken nicht abzuwälzen ist.

Wie wird sich die Sühne an all den drei Faktoren ergeben?

Auf allen Seiten lebt das Ereigniß jetzt für sich selber fort, bis es zum traurigen Konflikte gelangt und so sehr man sich auch namentlich auf Seite des Volkes bemüht, die Consequenzen zurückzuhalten und abzuwenden, ein dämonisches Walten tritt Alles vor sich nieder. Der zermalmende eherne Gang der Geschicke scheint unabwendbar.

Daneben lernt man einsehen, wie das Klein- und

Einzelleben all den großen Ereignissen und Thatsachen beiher lauft.

Wer es vermöchte so zu sagen, den teleskopischen Blick für die Gesammtüberschau und dabei den mikroskopischen Blick für das Einzelne und Kleine zu halten und zu bewahren, der allein könnte ein wahrhaftes und lebensvolles Bild der Geschichte liefern; aber es scheint beides fast unmöglich. Ist es ja auch sonst im Leben und in der Wissenschaft so, die Detailkenner verlieren meist die Uebersicht und den Männern der allgemeinen Betrachtung fehlt es häufig an specieller Einsicht.

Beim Nachhausegehen sah ich ein eigenthümliches Bild. An der Ecke der Goldschmidgasse unter der Gaslaterne saß ein Knabe von sieben bis neun Jahren mit einem großen Pack Zeitungen auf dem Schooß, er rief aber seine Waare nicht aus, sondern las emsig, mit dem Finger auf die Linien deutend und die Worte mit eifrigen Lippen leise vor sich hinsprechend, die neueste Nummer des Blattes: „der Radikale.“ Die Mutter kam und zankte den Jungen, daß er lese, statt zu verkaufen. Ich beruhigte sie dadurch, daß ich dem Knaben noch so spät einige

Blätter abnahm. Sei es Inſtinkt oder was war's? Der Knabe gab mir nicht das Blatt des Radikalen, in dem er bereits geleſen hatte, es mochte ihm ſchon gebraucht vorkommen, er reichte mir ein friſches.

Du armer Knabe und ihr vielen andern alle, die ihr dieſe Blätter verkauft, was geht von ihrem Inhalte auf euch über? Es wäre von pſychologiſcher Bedeutung, das zu ergründen...

den 23. Oktober.

Alſo ſchon beim Frühſtück zeigt ſich's, daß wir belagert ſind. Keine Milch und vor allem kein vollſaftiges Obers (ſo nennen ſie hier den Rahm). Jetzt werden's Tauſende von Menſchen merken, die das ganze Jahr nicht daran denken, wie abhängig wir vom Landleben draußen ſind. Ein ſonſt trockener Geſelle bemerkte, der Kaiſer und Windiſchgrätz hätten bemerkt, daß die Wiener Freiheit Zähne habe und darum werde ſie jetzt von der Milch entwöhnt.

Es iſt eine tägliche Erfahrung, daß eine mißliche Lage die Selbſtironie aufreizt, man ſpottet über ſich, über ſeine Ungeſchicktheit oder ſein Mißgeſchick, das

iſt das erſte Aufrichten beim Falle. Der Trockene hatte eine beſondere Paſſion für den edeln Kapuziner, wie man hier den braunen Kaffee nennt.

Wir ſollen überhaupt nicht mehr wiſſen, daß es eine Welt draußen giebt, denn ſeit mehreren Tagen ſind wir ohne Briefe und Zeitungen.

Gleich beim Ausgehen wurde uns indeß eine wichtige Nachricht. Oeſterreich ſcheint ſeinem Zerfalle entgegen zu gehen. Man ſagt, daß Tyrol ſich reichsunmittelbar erklärt habe, Andere behaupten, es habe die blauweiße Fahne ausgeſteckt und ſich an Baiern angeſchloſſen.

Die einen frohlocken, die anderen machen bedenkliche Mienen.

Oeſterreich muß zertrümmert werden und zerfallen, das erſcheint Vielen als der kürzeſte Prozeß zum Sturz der Dynaſtie und als der einzige zur wirklichen Einverleibung Deutſchöſterreichs in Deutſchland. Aber nur ſelten ſind es eingeborne Oeſterreicher, die ich auf dieſen Weg hinweiſen ſehe. Ein unverkennbarer allgemeiner Zug der Volksſtimmung harmonirt mit der Forderung ſtaatskundiger Männer, für das Verhältniß

eines Gesammtösterreichs zu Deutschland eine besondere ausnahmsweise Regelung zu finden.

Weil diese schwierig ist, ist sie darum unmöglich?

Im Reichstage erfahren wir, daß ein Ausschreiben des Tyroler Landtagsausschusses den Reichstag zu Wien als unter dem Einfluß der Anarchie und des Terrorismus tagend darstellt, da in Wien die republikanische Partei herrsche und daß dem zufolge der Tyrolische Landtag eröffnet wird. Der Reichstag protestirt gegen diese Maßnahme. Das Gesetz zum Schutze der Abgeordneten, das auf der Tagesordnung stand, wird nach einer Debatte von derselben verwiesen.

Die größte Aufregung herrscht in der Stadt. Viele, die sonst von der Centralgewalt nichts wissen wollten, setzen jetzt die letzte Hoffnung auf die Reichskommissäre. Ich halte Welcker als Mann von hingebendem Edelsinn immer hoch geachtet. Jetzt ist es in seine Hand gegeben, ein großes Werk zu vollbringen, die innersten Sympathien Deutsch-Oesterreichs für das Gesammtdeutschland zu gewinnen. Aber er muß hierher kommen und nicht draußen Lügenberichte sich aufbinden lassen. Wenn jetzt die Centralgewalt

zwischen die gezückten Waffen vermittelnd tritt, hat sie eine überwältigende Macht gewonnen. Dennoch — und das ist das entsetzlich Tragische unsers Schicksals, das durch die lange Trennung über uns gekommen, — dennoch würde der Einmarsch deutscher Reichstruppen, Baiern oder Preußen, eine fast unerklärliche Aufregung überall hervorbringen. So geschieden und gespalten ist das deutsche Vaterland, und Wenige wollen und können zur Klarheit durchdringen; aber die Centralgewalt muß mindestens vor allem Volke mit der ganzen Energie des moralischen Gewichtes auftreten. Zeigt sich Welcker hier und verspricht die Vermittelung, so fliegen alle Herzen Deutschland zu, denn Alles will die friedliche Ausgleichung und nur wenige Tollköpfe wollen den Kampf um jeden Preis. Eine Stadt, in der die Reichsversammlung tagt, die man lobend anerkennt, und doch eingeschlossen und belagert — das ist unerhört.

Wenn die Stadt nicht von Außen entsetzt wird, so sagen alle Einsichtigen, kann sie sich nicht lange halten.

Ich ging Nachmittags hinaus nach der Vorstadt

Roßau, um dort die Wirkungen der ersten Bombe zu sehen, die in die Stadt geworfen worden und einen Theil eines Dachstuhls abgebrannt hat. Ein Legionär ging mit uns und die Leute in der Vorstadt grüßten ihn alle zuvorkommend. In solchem Ansehen steht die akademische Legion. In der Thurnvorstadt, nicht weit von dem Hause das ein Mann Namens Thury nach dem Türkenkriege zuerst wieder erbaut hat, war die Kugel in die Dachfirste eingedrungen. Ueberall standen die Frauen und Kinder vor den Häusern. Obwohl dieser Theil die Wohnstätte der ärmsten Klassen sein soll, sah ich doch nicht jene Abgerissenheit, wie man sie in andern Städten bemerkt. Angst und Schrecken lag auf allen Gesichtern und wie viele mochten sich den Urgrund dieses ganzen Krieges nicht erklären können!

Von den Vorposten her knallten immerwährend einzelne Schüsse. Einsichtige behaupteten, daß das Pulver beispiellos unnütz verpufft werde, aber es ist gar zu verführerisch, wenn man stets die geladene Flinte in der Hand hat, nicht auch einmal loszubrennen, trifft man auch nicht, so erweckt es gewisser-

maßen den Sinn des auf der Lauer Liegenden zu neuer Spannkraft. Der Knall sagt ihm, was er kann und will und er wartet wieder ruhiger. Wir stiegen bei den Vorposten in einem Holzhofe auf eine hohe Bretterlage zu mehreren Obenstehenden, wir konnten einzelne Stellungen und Bewegungen des Feindes genau übersehen, aber kaum hatten wir mit dem Tubus einen Punkt fest ins Auge gefaßt, ging das Feuern von neuem an, zu unsern Füßen wurde es erwiedert, wir waren hier eben gerade recht gute Zielpunkte für die Jenseitigen und wir wollten ihnen und uns die schöne Aussicht nicht lange gewähren. Jetzt krachten Kanonen von jenseits, Pelotonfeuer von hüben und drüben folgten, und als wir in die Vorstadt zurückkehrten, wurde Allarm geschlagen und Sturm geläutet. Aus allen Häusern kamen Bewaffnete, aber sie beeilten sich nicht sonderlich, man war an das Allarmiren gewöhnt, das ging schon seit lange Tag für Tag so. An einer Ecke, wo der Sammelplatz für einen Trupp Nationalgardisten war, sah ich häßliche Streitigkeiten unter denselben. Wenn man mit der Welt draußen in Streitigkeit und

Bitterkeit gerathen ist, geräth man leicht in heftigen Hader mit der nächsten Umgebung, die dasselbe leidend uns zur Seite steht.

In der Stadt war nichts zu bemerken von dem was in der Vorstadt vorging. Alles ging hier ruhig, so weit noch von Ruhe die Rede sein kann, seinem Wege nach.

Durch ein Plakat an den Straßenecken wurden wir erinnert, daß die Studenten in der Aula zu dieser Stunde eine Versammlung zu allgemeiner Besprechung ausgeschrieben hatten. Robert Blum sollte dort reden. Wir gingen hin. Wir trafen Blum mitten in seiner Rede, der Saal war nicht ganz gefüllt und in den Versammelten war nichts von jener momentanen feierlichen Gehobenheit zu bemerken, die ein mächtiges Wort, aus dem Herzen kommend und erschütternd in dasselbe dringend, anzufachen vermag. Man spazierte am Ende des Saales hin und her und war nicht selbstvergessen über sich hinaus getragen, festgebannt an Eine Stelle. Was war jetzt auch noch zu sagen, wo die Flamme der Kampfeslust überall von selbst so hoch auflodert? was vermag da der Hauch eines Wortes, um

sie höher aufsteigen zu machen? Es that mir leid, daß Robert Blum sich mißbrauchen ließ und von Menschen, die mit ihm prunkten, sich dazu hergab, den Wienern zu zeigen, wie er zu reden versteht. Und in dieser Rede war auch gar nichts, in dem der Wiederschein einer augenblicklichen Entflammung sich kund gab. Mit der an Robert Blum bekannten Sicherheit des Ausdruckes, mit seiner ruhigen Herrschaft über langathmige Perioden setzte er die alten Sünden der dynastischen Partei auseinander. Einen Terrorismus, den man gegen die inneren Feinde üben müsse, deutete er nur leise an und ließ es unentschieden, ob die inneren Feinde bloß die Stimmungen im eigenen Herzen oder Personen seien. Vielfache Hochs unterbrachen den Redner bei Kraftausdrücken und geschickten Wendungen. Das gemessene kanzeltönige Aneinanderreihen der Worte, bei denen diese wie die Korallen eines Rosenkranzes abfielen, ließ die Unterbrechungen durch Hochs sich ohne Störung einfügen, es ging dann wieder im ruhigen Laufe weiter. Immer glaubte man gegen das Ende, jetzt und jetzt sei der Schluß, aber immer knüpfte sich wieder Neues an; zuletzt ermahnte er zu muthigem Aus-

larren, er und ſeine Genoſſen würden mit ihnen ſiegen oder fallen.

Ein Student beſtieg nach ihm die Tribüne, brachte Blum, der Frankfurter Linken und dem deutſchen Vaterlande ein Hoch und ſomit war die Beſprechung zu Ende.

Beim Weggehen drängte ſich Alles um Robert Blum, der den Calabreſer mit wallender Feder auf dem Haupte und ein Schwert an der Seite hatte. Einige drängten ſich an ihn und faßten ihn ſogleich hüben und drüben unter'm Arme. Mir ſchien, als ob Robert Blum doch nicht recht wohl wäre in dieſer Umgebung, er iſt zu klug und hat eine zu lange politiſche Bildung, um nicht bald einzuſehen: das ſind keine Menſchen, die ein Volk zu führen, noch weit weniger es zu regieren verſtehen.

den 24. Oktober.

Es iſt herzzerreißend, Deutſchöſterreich iſt verloren für Deutſchland und das hauptſächlich durch die Reichskommiſſäre. Da iſt heute ein Schreiben derſelben aus Krems vom 21. an den Präſidenten des

Reichstags an die Ecken geschlagen. Die Reichskommissäre sagen: „Nachdem wir seither in Linz und auf der Reise hierher durch Mittheilung der Behörden und notabler Einwohner die Lage der Dinge zu Ollmütz und Wien näher erfahren", hätten sie sich zum Kaiser begeben und fordern nun auf, bis zu ihrem Erscheinen „jedes Zusammentreffen mit den Waffen" zu vermeiden. Wir wissen es hier Alle nur zu gut, wie draußen die schmählichsten Lügen über Wien verbreitet werden. Hier hätten darum die Reichskommissäre Einsicht der Zustände nehmen müssen, um dem Kaiser, der bis jetzt die Wahrheit nicht hören will und darf, diese darzulegen. Und ist es denn in die Hand der Wiener gegeben, das „Zusammentreffen mit den Waffen" zu vermeiden?

Es thut mir tief wehe um Welcker, daß auch er sich unfähig zeigt, die Neugestaltung des Vaterlands mit zu leiten, daß auch er zu denen gehört, die durch den grausen Lärm der Ultra-Radikalen sich von ihrem Prinzip verdrängen ließen, daß auch er nun die Anschauung der Volkszustände in den Kanzleien einholt, während gerade in Oesterreich bei dem Mangel an

fähigen Köpfen es noch nicht möglich war, die Aemter mit solchen Personen auszufüllen, die ein ungetrübtes Verständniß für die jetzige Sachlage haben. Wie viele Männer, die ehedem so tapfer zum Volke standen, ließen sich durch den wirren Lärm einzelner Ultra's kopfscheu machen und sehen jetzt die Zustände des Vaterlandes nicht mehr unbefangen mit eigenen Augen, sondern vom Ministerstuhle herab aus offiziösen Berichten. Sie sind verloren für die neue Zeit.

Ich muß mich jetzt den Spottreden gegenüber schämen, so offen meine Zuversicht auf Welcker ausgesprochen zu haben.

Während die Schatten der Reichskommissäre an den Eckwänden erscheinen, tritt Windischgrätz mit seiner ganzen Brutalität heraus; er verlangt nicht nur allgemeine Entwaffnung, sondern auch die Auslieferung von zwölf Studenten als Geißeln und sein dritter unschuldiger Paragraph lautet: „mehre von mir noch zu bestimmende Individuen sind auszuliefern."

Es ist offenbar, man will Wien mit teuflischem Raffinement zu einem Verzweiflungskampfe zwingen, denn wer kann die Geißeln ausliefern? und dann die „noch

mehreren von mir zu bestimmenden Individuen"? Sind diese Bedingungen nicht ein Hohn ohne Gleichen in der Geschichte der civilisirten Welt? Dies war auch die Stimmung in der Abendsitzung des Reichstages, in welcher Schuselka das Verfahren des Windischgrätz mit eben so viel Wärme als erhabener Ruhe beleuchtete. Es war die Empörung der Humanität gegen einen kaum für möglich zu haltenden Kannibalismus. Es ward daher beschlossen: „Da Feldmarschall Fürst Windischgrätz, im offenen Widerspruch mit dem Manifest vom 19. und in offener Nichtachtung des Reichstagsbeschlusses vom 22. d. M. Maßregeln verfügt, welche nicht nur die constitutionellen, sondern auch alle Menschen- und Bürgerrechte aufheben, erklärt der Reichstag dieselben nicht nur für ungesetzlich, sondern ebenso gegen die Rechte des Volkes als gegen den constitutionellen Thron für feindlich."

Die Aufregung in der Stadt ist bis zum höchsten Gipfel gestiegen. Siegesmuth erfüllt Alle. Die Waffen sind durch das Gesetz geweiht.

Es kommen leider auch Exzesse in den Vorstädten

vor, einzelne Bewaffnete machen Erpressungen, das Standrecht ist gegen dieselben verkündet.

Das Wasser ist abgeschnitten, die Brunnen auf den öffentlichen Plätzen sind trocken.

Es heißt wiederum, daß ein Kampf zwischen den Ungarn und Kroaten stattgefunden habe. Wer will noch daran glauben? Anderseits heißt es, die Ungarn seien durch eine russische Note, wonach man ihr Land beim Ausmarsche zu besetzen droht, innerhalb ihrer Grenzen zurückgehalten; das Abenteuerlichste wird ausgesprengt, aber auch nicht geglaubt. Man stellt sich jetzt hier auf die eigene Kraft und hofft nicht mehr auf die Ungarn.

den 25. Oktober.

Man sagt heute, Windischgrätz sei nach Ollmütz berufen. Noch glimmt ein Hoffnungsschimmer auf friedliche Ausgleichung.

Man hört indeß auf den Linien immer feuern.

Windischgrätz verkündet, wer die Waffen gegen ihn führte, der wird standrechtlich behandelt und heute erläßt Messenhauser den Tagesbefehl, wonach „jeder

Eingeborene bei Vermeidung standrechtlicher Behandlung die Waffen zum Schutze der Stadt zu tragen verpflichtet ist." Das sind glänzende Doppelaussichten. Indeß wird es mindestens in der Stadt nicht so genau genommen.

Wenn es zur entscheidenden Schlacht kommen sollte, so ist Wien nur durch Entsatz von außen zu retten. Der Abgeordnete Hans Kudlich, der den Antrag auf Aufhebung der Robot stellte, erhielt vor wenigen Wochen einen glänzenden Fackelzug, wobei die Bauern Reden voll Dank und Aufopferungslust hielten. Da war Gut und Blut bereit. Jetzt soll Kudlich draußen sein, um den Landsturm aufzubieten, aber da und dort sollen ihn die Bauern gefangen gehalten haben und er soll von manchen Orten nur mit Gefahr seines Lebens entkommen sein. Freilich läßt man draußen auch Manifeste verbreiten, wonach der Kaiser allein den Bauern die Robot geschenkt habe.

Die Erlasse des Kaisers mit dem großen WJR am Anfange werden hier als Abkürzungen gedeutet. WJR heißt: Windischgrätz, Jellachich, Radetzky.

Bemerkenswerth ist, daß man auf Basteien und

Vorposten keine eigentlich prinzipielle Bezeichnung für den gegenüberstehenden Feind hat, man sagt in der Regel nur: das Militär, nur Wenige sagen: die Kaiserlichen. Die Sache, um die man kämpft, ist mehr zurückgetreten und nicht leicht in ein Wort zu fassen, der Kampf an sich ist eine Nothwendigkeit und Alles ist wie ein großes Duell, das man aufgenommen und nun mit Ehren durchfechten muß.

den 26. Oktober.

Es wurde schon so oft gesagt, daß Truppen übergegangen seien und Viele glaubten das, so daß heute viele Soldaten mit weißen Fahnen sich unter dem Schein der Verbrüderung der Leopoldstadt näherten und dann ein mörderisches Feuer eröffneten. Das ist eine edle Kriegführung. Die Taborlinie, Prater und Augarten sind vom Militär besetzt. Die Leopoldstadt soll nicht mehr zu halten sein.

Rings um Wien steht Alles in Flammen.

Im Reichstage sprach es Schuselka aus, daß der Brand rings um Wien lauter spräche als Alles, er müsse auch diejenigen erhellen, die bis jetzt nicht sahen und nicht sehen wollten, was man thue.

den 27. Oktober.

Die Thatsachen drängen und stürmen, die Hand hat kaum so viel Ruhe, um einige flüchtige Notizen in die Schreibtafel zu zeichnen. Jeder ist in solchen Tagen nur ein Tropfen im stürmenden Meer. Ich kann nicht sagen, wo ich den ganzen Tag war. Mit der übergehängten Büchse, ein Dutzend Patronen und Zünder in der Tasche, trieb's mich umher. Als ich in der Dämmerstunde über den Platz an der Freiung ging, hörte ich Orgelklang in der Schottenkirche. Ich ging hinein. Die Mette war eben zu Ende, die Lichter am Altare wurden ausgelöscht und nur das ewige Lämpchen brannte fort, aber die Versammelten verließen die Kirche nicht. Eine Frau, die vor einem Seitenaltare lag, stimmte ein Lied an von rührend ergreifender Melodie und alle Andern blieben auf ihren Knieen liegen und sangen weiter ohne Orgelklang. In solchen Stunden fällt all das dogmatische Außenwerk des Kirchenthums ab und der rein menschliche, der ewig lautere Gehalt, der überall nur verschüttet und verdeckt ist, tritt strahlend heraus. Lösche nur die Kerzen ringsum aus die

all die Zuthaten beſcheinen, das ewige Lämpchen brennt ſtill fort.

Morgen ſoll die entſcheidende Schlacht ſein und hier ſammeln ſich nun die Geiſter in ſich; die Einen nennen das Vertiefung in das innerſte Heiligthum, die Andern nennen es Erhebung zu einer Heiligkeit, die über uns ſteht — die Wirkung iſt dieſelbe.

Es hat etwas Ergreifendes, daß mitten in dem Wogen und Branden noch eine ſtille Stätte bewahrt bleibt, darin das Herz ſeine Ruhe findet. Da iſt draußen Alles auf Rollen geſetzt, nichts bleibt mehr feſt, hier aber behält Jegliches ſeine Ruhe wie der eingewurzelte Baum im Erdengrund. Es gehört ein ſtarkes Herz, ein Weſen das den ganzen Schwerpunkt in ſich gefunden, dazu, um in ſolchen Zeiten in der eigenen Behauſung oder draußen irgendwo ſtille ſtehend, die ganze Kraft in Ruhe in ſich zu ſammeln. Darum werden zu allen Zeiten für Gemüther, die nicht den Schwerpunkt in ſich gefunden und ſich deshalb nach Außen anlehnen müſſen, feſtſtehende Formen ſich darbieten, unter denen das erſchütterte Einzelbewußtſein ſich deckt; hier dieſe aufgethürmten

Kirchenbauten als sichtbare Zufluchtsstätten; darum werden diese zu allen Zeiten und besonders in solchen ihre heilende und stützende Kraft darthun...

Ich begegnete später einem Reichstags-Deputirten, wir wollten mit einander nach der Rothen-Thurmbastei um dort die Feuer zu betrachten, deren Schein den Horizont rings herum umzog.

Auf dem Graben geriethen wir auf einen großen Trupp Menschen. Zwei bekannte Volksführer gingen mit Bewaffneten voran. Sie preßten Jeden, der unbewaffnet auf der Straße ging zum Freiwilligen. Wir beiden waren den Anführern bekannt, wir durften frei passiren und hatten sogar das Glück, einen barhäuptigen Kellner aus unserer Bekanntschaft, der zitternd auf uns zustürmte und um unsere Fürsprache bat, mit wenigen Worten aus der Reihe der Freiwilligen zu erlösen.

Der Anblick der hoch auflodernden Gebäude rings um den großen Theil der Stadt, so weit ich diese von der Bastei aus übersehen konnte, war entsetzlich.

Noch spät am Abend lernte ich Messenhauser kennen. Sein Gesicht mit dem kleinen schwarzen

Barte und den dunkeln Augen ist von nicht bedeutendem Ausdruck. Sein Behaben und seine Redeweise bekundet anspruchlose Gutmüthigkeit. Es ist in ihm wieder jene seltsame Getheiltheit, die man leider so oft findet; einfach und schmucklos im gewöhnlichen Leben, wird er schwulstig und mit allerlei Phrasenflitter ausstaffirt, sobald er die Feder in die Hand nimmt. Seine Plakate sind unausstehlich bombastisch. Bei Messenhauser mag dieses Doppelwesen oder diese Theilung in eine natürliche und in eine Kunstnatur noch persönlich darin die Erklärung finden, daß er früher als österreichischer Offizier das geistige Leben und seine Ausdrucksweise als jenseitigen Gegensatz zu seinem Berufe sich erhalten und gestalten mußte.

Er erklärte mehreren Deputirten in vertraulicher Weise die ganze Vertheidigung von Wien mit allen vorbereiteten Operationen. Er legte dabei einen Plan der Stadt Wien auf den Tisch, schien aber darin doch nicht recht zu Haus, denn ein kriegskundiger polnischer Deputirter korrigirte ihn mehrmals und sagte, das was er meine, sei hier und hier u. s. w.

Ohne die geringste Verlegenheit nahm das Meissenhauser hin. — Aus seinem ganzen Thun ging mit hervor, daß dies kein Mann war, der den Beruf hatte, an der Spitze einer großen Bewegung zu stehen oder gar in der staatlichen Organisation des Staates eine Rolle zu spielen. Die Besonnenheit, die in sich ruhende Selbstgenügsamkeit, die auch oft auf die Umgebung einen imponirenden Einfluß übt, geht ihm gänzlich ab. Er ist ein schwärmerischer Temperament, aber das ist noch lange nicht genug, um eine Stellung außer der gewöhnlichen Reihe zu haben. Freilich war er an diesem Abende ermattet; aber auch in dem Ermüdeten, ja selbst in dem Ruhenden erkennt man die Macht der in ihm liegenden Bewegung, zumal wenn diese eine bedeutsame ist.

Der kriegskundige polnische Deputirte ermahnte Meissenhauser noch, seine Leute diese Nacht heimgehen und ruhen zu lassen, um sie nicht unnöthiger Weise auf den Basteien abzumatten. Er versprachs.

Um Mitternacht verhandelte noch der Gemeinderath mit dem permanenten Ausschusse des Reichstages, um Mittel und Wege zu finden, daß Windischgrätz seine

Bedingungen so stelle, daß der Stadt eine Möglichkeit gegeben sei, auf dieselben einzugehen. Winterfeldt hatte sich nun doch herbeigelassen, außer den Geißeln die Namen derjenigen zu bezeichnen, die er ausgeliefert haben wollte.

Ich hörte noch spät aus der sichersten Quelle, daß trotz der ausgesprengten unbegründlichen Macht der Stadt, diese doch nur einen ersten Angriff ein oder längstens zwei Tage aushalten kann, dann muß sie sich ergeben.

Wie gräßlich, wenn die da draußen wüßten, daß sie einem sieglosen Kampfe entgegen gehen! Und dennoch sagt uns ein Plakat, mit Fennesberg unterzeichnet, daß wer entmuthigende Reden führt, standrechtlich behandelt wird. Freilich, die Stadt kann die Winterfeldtschen Bedingungen nicht erfüllen, sie muß sich erobern lassen.

Den 24. Oktober.

Das ist also der entscheidende Schlachttag. Man hört schon früh fernen Kanonendonner, durch die Straße wirbelt die Allarmtrommel, vom Stephan

erneut die Sturmglocke, und wenn der Generalmarsch sich weiter zieht, schallen rasche Pferdetritte dahin.

Das Haus, in dem ich wohne, hat ein Vordergebäude nach der belebtesten Straße, mein Zimmer geht nach einer kleinen Seitengasse. Ich kann die peinliche Unruhe, die mich erfüllte, nicht beschreiben. Jetzt still hier zu sitzen, während draußen Tausende um Leben und Tod mit einander ringen...

Der polnische Reichstagsdeputirte, der neben mir wohnte, kam herüber, er konnte auch nicht allein sein in solcher Aufregung. Man spricht mit einander, die Stimme schallt, aber man hört sich nicht. Was ließe sich auch jetzt sagen, das die Seele erfassen könnte? Auch unsere Hauswirthin kam, sie hatte Besuch erhalten, eine jüngere Schwester war mit ihrem kleinen Kinde aus der Vorstadt hereingezogen und ihr Mann stand als Nationalgardist eben draußen im Kampfe. Es war plötzlich eine Annäherung aller Hausbewohner eingetreten, von oben, von unten, während man sich sonst nicht grüßte; man besprach sich auf Treppe und Flur, aber es gab nichts mitzutheilen als allgemeine Bangigkeit. Da war ein Bruder, da ein Sohn, dort

ein Vater draußen unter den Waffen. Ich gestehe, daß ich mich vor mir selber schämte, es nicht zu sein. Ich habe nicht nöthig, hier meine persönlichen Verhältnisse und deren Berücksichtigung darzulegen, auch fragte sich nicht mehr, um was gekämpft wird, es war ein allgemeines Ringen, in dem keine Kraft und sei sie auch noch so ungeübt, ruhen soll. Ich hatte mich bereit erklärt, für den innern Dienst in der Stadt meine Kraft zu verwenden.

Alle Hausbewohner waren zusammengelaufen wie bei einem plötzlichen Brande und man trennte sich jetzt wieder, weil man sah, daß man nicht löschen konnte. — Die Dienstmädchen rannten nach dem Hofthor, um ihre Neugierde zu befriedigen und Bericht zu erstatten.

Freunde von bekannten literarischen Namen, die theils in einem andern Flügel des Hauses wohnten, theils aus ihrer Wohnung in der Vorstadt sich hieher begeben hatten, kamen später zu mir. Jene gräßliche Stimmung war allgemein, in der das gepeinigte Herz eine Krisis anschaut, die das Leiden nun doch enden soll.

Auf 12 Uhr war eine Reichstagssitzung anberaumt. Wir nahmen unsere Waffen und gingen hin. Ein sonst nicht zu erzürnender Freund zankte heftig mit einem andern, der auf diesem Wege seine Zigarre weiter rauchte. Erst nach dem Wegwerfen derselben hörte er auf über diese Herzlosigkeit zu schmähen.

Auf den Straßen lag der hellste goldne Sonnenschein, aber alle Laden ringsum waren geschlossen und kaum zeigte sich hier und dort eine scheue Gestalt und verschwand schnell wieder in einem Hause oder in einer Seitenstraße. Es war in der Stadt wie in einer stillen hellen Mondnacht, da Alles schläft und der sanfte Glanz vom Himmel sich ungestört über Häuser und Straßen breitet. Die Menschen schliefen aber nicht, ihr Herz pochte krampfhaft hinter den Mauern.

Die Reichstagssitzung war vertagt, der Saal war geschlossen. Wir kehrten wieder um. Eine wohlgekleidete Frau, die uns begegnete, trat mit den Worten auf uns zu: um Gotteswillen, meine Herren, wie wird es denn werden? — Was konnte man ihr sagen als: das entscheidet sich jetzt. Wir kehrten nach meiner Wohnung zurück und die Stunden, die wir jetzt hier

verbrachten, gehören zu den peinlichſten dieſer ganzen Zeit.

Nichts iſt kläglicher und ſchmerzvoller als in ſolchen Tagen und Stunden zur Stellung eines aufgeregten Zuſchauers verdammt zu ſein. In dieſen beiden Worten liegt das ganze Prickelnde der kochenden Unruhe einer- und der gezügelten Zurückhaltung anderſeits. Die da draußen auf den Schanzen und Barrikaden liegen und lauernd mit der Büchſe handiren, ſie ſind glücklich! Mit jedem Knall der Büchſe, mit jeder Kugel, die dahinſauſt, befreit ſich ihr Herz von einem Stück Leidenſchaft und ſelbſt dieſes Leben voll Todesnähe wird zur Luſt. Es iſt die Anſpannung der ganzen Daſeinskraft, die ein gewiſſes wohliges Gefühl in ſich ſchließt, aber jetzt ſtille ſitzen zu müſſen, das iſt höchſte unnennbare Qual.

Wer das Leben, ſeine Bedeutung und ſeine Nichtigkeit, wer das Abſterben der Daſeinsfreude kennen gelernt, dem könnte ein raſcher Soldatentod nur erwünſcht ſein. Aber wo iſt hier eine Fahne, nach der man ſterbend aufſchauen kann?

Die Stellung eines aufgeregten Zuſchauers iſt

nicht nur in dieser Stunde, sondern in unserer ganzen Zeit die mißlichste. Wir sind in einen Strudel gerathen, daß nur noch der Schrei der Leidenschaft gehört wird; wer nicht aus der Leidenschaft und zu derselben spricht, wird kaum vernommen und seine Worte verhallen wirkungslos. Wer Muth und Besonnenheit zu vereinigen trachtet, der kommt in jene Doppelstellung, daß er einerseits mit einzugreifen trachtet in die rollende Bewegung und anderseits sich wieder zurückziehen muß, weil er sieht, daß die dämonische Macht der Leidenschaft allein wirkt.

Vielleicht kommt jetzt die Zeit, die uns aus dieser Stellung erlöst.

Abends besuchte ich einen jungen Arzt, der in der Rothen-Thurmbastei in der kasemattirten Schmiedewerkstätte ein Feldspital hatte. Die gegenüberliegende Leopoldstadt war ganz in den Händen der Feinde.

Ich war droben auf der Bastei. Sobald sich jenseits einzelne oder mehrere Bewaffnete blicken ließen, knatterte ein allgemeines Gewehrfeuer von der Bastei, das von drüben nur mit einzelnen Schüssen erwiedert

wurde. Als ich dann wieder in das Spital ging, kamen jedesmal ſo oft droben das Gewehrfeuer knatterte, mehrere Nationalgardiſten zu uns in die Kaſematte geflüchtet. Die Wachhabenden behielten ohnedem ihren Poſten und ließen ſich ſeit lange nicht ablöſen. Die droben aber waren zum heftigſten Kampfe bis auf den letzten Mann entſchloſſen.

Grauſenvoll war wiederum der Anblick des Brandes, der rings um die Stadt loderte, der ganze Himmel war flammenroth.

Die Landſtraße und die Leopoldſtadt ſind von den Truppen beſetzt. In der Stadt wimmelt es von Geflüchteten aus den Vorſtädten.

den 30. Oktober.

Der vierte Sonntag.

In der ganzen Stadt iſt es wie das Ausruhen eines Ermüdeten, der ſich zum Verſchnaufen niederſetzt, aber von peinlicher Ungeduld getrieben nicht auf der Stelle bleiben kann. Es iſt Waffenſtillſtand. Man ſagt, der Gemeinderath und das Oberkommando hätten die Uebergabe beſchloſſen und da man die Be-

dungungen nicht erfüllen kann, Windischgrätz ersucht, selber in die Stadt einzurücken und seine Bedingungen auszuführen. Aber schon daß man dies sagt und nicht gewiß weiß, zeigt, welche heillose Verwirrung herrscht.

Gegen Abend wurde eine Versammlung von Vertrauensmännern aus allen Compagnien zusammenberufen, um über die Annahme der Bedingungen zu berathen. Es wurde beschlossen, sofort alle Feindseligkeiten einzustellen. Die Nachricht hievon brachte gewaltige Aufregung in allen Gruppen auf der Straße hervor. Einzelne suchten dazu zu bewegen, daß man die Waffen nicht hergebe, Andere beschwichtigten. Ich ging mit einem Freunde und wir hörten in einem Trupp einen Mann sagen: „man übergiebt die Stadt aus Mangel an Munition.“ „Nein, aus Ueberfluß an Verrath!“ schrie ein Anderer.

Die Fäulniß, die eine niedergeworfene Leidenschaft so leicht anfrißt, zeigte schon jetzt ihre ersten fleckigen Spuren. Namen, die man sonst nur mit höchster Verehrung nannte, wurden jetzt als verächtliche Verräther ausgerufen. „Demaskire dich, demaskire dich,“

riefen Gardisten und Legionäre einander zu und dieses Wort klang wie ein verzweifelter Hohn.

Ein Bürgersmann, der von der beschlossenen Uebergabe hörte, schnallte ruhig den Tragriemen von seinem Gewehre los, steckte ihn ein und sagte: „Ich habe ihn gekauft, er kostet mich dreißig Kreuzer Münze, den sollen die Kaiserlichen nicht bekommen, wenn ich mein Gewehr ablefern muß."

Ein großer Theil der Bürger schien sich ruhig in das unabwendbare Schicksal fügen zu wollen, aber die Proletarier und die übergegangenen Soldaten schienen streitmuthig sich nicht daran zu kehren. Sie zogen in großen Trupps umher, besetzten die Basteien und trafen alle Vorkehrungen zur Weiterführung des Kampfes.

Es ist ein unverzeihlicher Mißgriff, daß man die beschlossene Uebergabe bei Nacht kund werden ließ. Welche Gräuel können in solcher Nacht geschehen, wo widerspenstige zum Aeußersten entschlossene bewaffnete Haufen sich vorfinden? Wer kann abwehren, daß nicht das Gräßlichste geschieht? Ein Morden und Brennen ins Blinde hinein?

Ich ging mit mehreren Freunden noch spät in der

Nacht über die Straße. Es war so ruhig wie im tiefsten Frieden. Dieses Volk setzt sich die Krone des höchsten Ruhmes auf, es wäre besserer Führer würdig gewesen. Mitten im Aufruhr, fast ganz sich selbst überlassen, will es nichts von Zerstörung des eingefriedeten Daseins. Heilig ist das Eigenthum! schrieb es vielfach mit eigener Hand an die geschlossenen Kaufladen und ich höre von einem, der es selbst mit angesehen, daß ganz abgerissene zerlumpte Menschen Silberzeug an den Gemeinderath ablieferten, das sie aus unbewohnten Häusern in Vorstädten mitnahmen, um es vor den eindringenden Kroaten zu retten.

Edles Volk von Wien! Der Tag deiner Herrlichkeit und Größe wird anbrechen, wenn du auch jetzt zwischen Säbeln und Bajonnetten eingekerkert wirst.

den 30. Oktober.

Die Uebergabe ist beschlossen. Das Plakat des Oberkommandanten, das dies an den Ecken verkündet, wird indeß von Bewaffneten abgerissen und ich sehe nur noch Stücke davon. Was soll aus diesem Zustande werden?

Schon begegnen uns Bekannte, die sich selbst zu erkennen geben müssen, denn sie sind durch Abnahme des Bartes und des Haupthaars sowie durch veränderte Kleidung ganz unkenntlich.

Mittag erscholl nochmals die Allarmtrommel. Was giebt's? Die Ungarn sind da. Eben jetzt ist die Schlacht. Niemand will's glauben. Und doch wer kann jetzt noch täuschen wollen? Alles greift wieder zu den Waffen.

Ein lange gehegtes sehnliches Verlangen wurde mir jetzt endlich erfüllt. Ich erhielt durch eine Reichstagsdeputirten die Erlaubniß den Stephansthurm mit ihm zu besteigen. Droben trafen wir große Aufregung. Bei der Glockenstube neben der Wohnung des Thürmers waren an vier verschiedenen Seiten Tubusse aufgestellt. Ein Observirender nach dem andern verkündete laut, was er sah und dieses wurde drinnen in dem Stübchen aufgeschrieben. Wir konnten noch ziemlich deutlich das Ende der Schlacht sehen; sie war in der Gegend von Inzersdorf. Ich sah die „Kaiserlichen" deutlich die Kanonen laden, die Plänkler in den Graben liegen, die Reiterei aufgestellt und

mitunter einen Verwundeten herbeischleppen. Messenhauser hatte bereits die Nachrichten in die Stadt hinabgeschickt und durch kleine Zettel verbreiten lassen, daß man eine Schlacht bemerke, über die sich noch nichts Bestimmtes sagen ließe, daß man aber auf Alles gefaßt sein soll. Die Schlacht zog sich weiter weg, auch dies wurde hinab verkündet. Drunten in der Stadt wirbelten die Trommeln fortwährend, wir gingen weiter hinauf zu Messenhauser, der auf dem hölzernen Balkon, nahe der höchsten Spitze, seine Beobachtungen machte. Eine Leiter hinauf und wieder eine hinab stieg man hinaus auf den Balkon. Messenhauser sah sehr abgemattet aus, er schraubte mehrmals sein Teleskop auseinander und wieder zusammen. „Die tragische Parole unserer Tage, das „zu spät" scheint sich auch bei den Ungarn zu wiederholen" wurde gesagt. Messenhauser nickte ohne zu antworten.

Er war in eine sehr mißliche Lage gerathen. Drunten schilt man ihn feig und Verräther und von der letzten enthusiastischen Hoffnung bewegt, ließ er sich dazu verleiten, nach geschlossener Capitulation Nachrichten über die Truppenbewegungen draußen durch

den Druck zu verbreiten und wenn auch nicht als Befehl, doch ziemlich deutlich zum feindlichen Anfichhalten der Waffen aufzufordern. Faſt unabläſſig kamen drängende Anmahnungen durch hitzige Boten aus der Stadt herauf. Man wollte die Leopoldſtadt angreifen, er ſollte Befehl dazu ertheilen; er that's nicht und ließ doch die Streitluſt gewähren. Freilich hatte er augenblicklich ſeinen Kopf verwirkt, wenn er ſich energiſch dagegenſtellte. Die ſchwankende Halbheit mit all ihrem Fluche ſenkte ſich mit den Nebeln herab, die ſich jetzt über die Gegend lagerten. Schon einmal war vom Studentenkomitee, das ſich aufgelöſt hatte und beim Heranrücken der Ungarn wieder zuſammengetreten war, eine Aufforderung an Meſſenhauſer ergangen, des Inhalts, er habe bei ſeiner Energieloſigkeit u. ſ. w. das Vertrauen verloren und möge augenblicklich deßhalb ſeinen Oberbefehl niederlegen. Meſſenhauſer nahm das Schreiben, das ihm ein hoch erglühender Student überbrachte, las es zweimal, nickte dabei, legte das Schreiben wieder ruhig in ſeine Falten, übergab es mir mit den Worten: „was ſagen Sie dazu?“

„Sie antworten," sagte ich, „daß Sie Ihr Oberkommando nur in die Hände derer niederlegen, die es Ihnen übergeben haben. Sie sind vom Generalstabe gewählt und nicht vom Studentenkomitee."

Er bat mich um mein Bleistift und schrieb seine Antwort.

Wie das nun so geht, in den Pausen und da sich bei dem eintretenden Nebel wenig mehr beobachten ließ, sprachen wir vom Handwerk. Auf die Bemerkung, daß es eine starke poetiche Licenz sei, wenn man in den Dramen so unmittelbar vom Thurme herab durch einen Herold den Gang der Schlacht verkünden lasse, da hier vom Stephan keine Stimme hinabdringe, sprach Messenhauser viel von dramatischen Plänen u. s. w. die er habe. Auch über Gustav Freytag sprach er viel und er konnte diese souveräne Natur nicht recht begreifen, die mit einer gewissen oberherrlichen Freiheit die wandelnden Gebilde des Tages keck spielen läßt. Schwarz-gelb und Schwarz-weiß waren für Messenhauser geläufige Kategorien.

Als die Dämmerung eintrat, kamen abermals Abgesandte auf den Thurm. Doktor Becher und

Löbenſtein waren mit darunter. Sie verlangten unbedingt und augenblicklich die Abdankung Meſſenhauſers, Fenneberg ſolle an ſeine Stelle treten. Ich ſprach eifrig gegen dieſes Verfahren und hatte deßhalb eine heftige Debatte mit Becher. Ein Nationalgardiſt der auch herauf gekommen war, nahm mich bei Seite und ſagte leiſe: „Sie reden ſich um Ihren Kopf. Fenneberg iſt bereits Kommandant. Meſſenhauſer mag nun noch machen, was er will.“

Meſſenhauſer ging nun mit den Abgeſandten hinab, er behielt ſeine Mütze auf und ließ ſeinen Tſchako mit dem weißen Federbuſche auf der Bank liegen. Ein unwillkürliches Schaudern überkam mich als ich ſo im Dunkel und Nebel den Tſchako auf der Bank ſtehen ſah. Was geht jetzt mit dem Kopfe vor, den er bedeckte, wenn ſich Meſſenhauſer beharrlich weigert?

Wir warteten ab bis die Nacht völlig eingebrochen war, dann bemerkten wir in weiter Entfernung den Widerſchein dreier großer Lagerfeuer am Horizonte. Der Direktor des Obſervationskorps, ein tüchtiger Optiker und dabei kriegserfahren, behauptete, daß

jedenfalls die Ungarn zurückgedrängt wären, andere Sanguinische wollten geltend machen, daß das dritte Wachtfeuer gewiß von dem aufgebotenen Landsturme sei, der zu Hülfe eile.

Wir gingen hinab in die Thürmerstube. Auch in der Observationsmannschaft herrschte ein kleiner Hader, der sich besonders gegen einen verschlossenen jungen Mann kehrte, der sich immer an Messenhauser herangedrängt hatte und jetzt dessen Tschako in der Hand trug, um ihm solchen zu bringen.

Hier hatten wir ein kleines Abbild davon, wie unmittelbar nach der Niederlage eine verhaltene Zwietracht sich unter den Genossen aufthut. Der Aerger gegen das große Ganze, den man nirgends anzubringen weiß, macht sich zunächst im Kleinen zum handfaßlichen.

Als wir eben im Begriffe waren herabzusteigen, kam ein Befehl an: es sind in gehörigen Pausen innerhalb einer Viertelstunde 6 Signalraketen von der Spitze des Stephansthurmes loszubrennen, unterschrieben: Fenneberg Interimskommandant.

Also war's geschehen.

Die Raketen rauschten auf und das Volk unten jauchzte und jubelte bei diesen hellen Feuerzeichen. Der Jubel drang laut zu uns herauf, die wir noch die dunkle Wendeltreppe hinabstiegen.

Wir gingen nach der Universität. Auf dem Hofe der Aula sah es wild aus. Haufenweise lagen hier die Waffen, die aus den Vorstädten und von den Bürgern der Stadt hierher gebracht waren. Ein großer Trupp Frauenzimmer hatte sich bewaffnet und eine die à l'enfant frisirt war, hob den rechten Arm immer hoch empor, blickte nach den Sternen und peroirte ganz gewaltig über die Feiglinge von Männern, die sich jetzt werden von den Frauen beschämen lassen müssen. Der Amazonentrupp ordnete sich und zog nach der Stadt. Es war eine häßliche Farce.

Gefährlicher war ein Trupp Männer, der sich jetzt mit dem Rufe zusammenschaarte: „Wir ziehen in der Stadt herum und wo wir einen Schwarzgelben treffen schießen wir ihn nieder!"

Ich stand oben auf der steinernen Vortreppe und, versuchte einige Worte an die Aufgeregten zu richten.

Viele machten Lärm und wollten nichts hören, da rief einer mit gewaltiger Stimme: „Still, es ist ein Student, er soll reden!“ Ich erklärte ihnen nun, daß es ja unmöglich sei, die Schwarzgelben herauszufinden; sie würden nur Unschuldige ermorden.

Ein herzugekommener Steyrer half mir die Leute beruhigen, und einer aus der Reihe rief: „Jetzt kein Wort mehr, wir wissen was wir thun. Wir ziehen nach der Burg, verbrennen den Thron und sägen dem Kaiser Franz den Hals ab.“ Schnell geordnet zogen sie davon.

Ich ging hinauf nach dem Komitee. Auf der Treppe sagte mir ein Unbekannter, daß die Ungarn die Raketensignale erwidert hätten. Wir wußten das besser, daß solches nicht geschehen war.

Aber droben trafen wir die Nachricht schon verbreitet und fanden mit unserem Widerspruche kein Gehör mehr. Man wollte gern Alles gelten lassen, was zur Ermuthigung beitrug.

Das Ober-Kommando war nun nicht mehr in der Stallburg, sondern hier auf der Universität. Ich traf hier auch Becher und Robert Blum. Dieser

letztere schien meine Mittheilungen über den wirklichen Sachverhalt mit den Ungarn nicht recht zu glauben. Er war in sehr aufgeregter Stimmung.

Viele Führer kamen an und betheuerten, daß sie mit ihrer gesammten Mannschaft nichts von Waffenstrecken wissen wollen. Sie wollten sich im äußersten Falle durchschlagen nach Ungarn.

Wir gingen in Begleitung eines Mitglieds aus dem Studentenkomitee nach einem Bierhause, denn wir waren Alle ausgehungert. Unterwegs sprachen wir noch am Stephansplatze auf der Wachtstube der Mobilgarde ein. Die Mobilgarde war hier auf dem Platze aufgestellt und auf das Gewehr gelehnt sang jeder lustig vor sich hin, hunderterlei Lieder, Jodler und dergleichen.

In der ganzen October-Bewegung war kein gemeinsames Lied aufgekommen, das in festen Worten die Stimmung der Gesammtheit in diesen Tagen ausprägte. Es ist dies nicht ohne Bedeutung. Sonderbarer Weise oder auch mit der akademischen Legion zusammenhängend ist das Fuchslied: „was kommt dort von der Höh“ mit willkürlich wandelbarem unterge-

legtem Texte hier ein allgemeines Volkslied geworden, aber hauptsächlich nur die Melodie, keine bestimmten Worte. —

In der Wachtstube sagte eben ein junger Mann dem Kommandoführer etwas ins Ohr, worauf dieser laut sagte: „Wenn ich dich nicht ganz genau kennte, ließ ich dich als Verräther verhaften.“ Es scheint, daß alle Darlegung der wirklichen Thatsachen jetzt als Verrath gilt.

In dem Bierhause gerieth unser Komitemitglied in heftigen Zank mit zwei Gemeinderäthen. Der Gemeinderath hatte nemlich dem abgeordneten Studenten, der im Namen des Komitees die Ernennung Fennebergs und die Abdankung Messenhausers verlangte, barsch geantwortet, daß man das nicht thue: die Studenten hätten nichts mehr zu befehlen, sie sollten in die Schule gehen und etwas lernen.

Das war eine derbe Lektion und so zeigte sichs nun, daß in der Auflösung auch sonst friedlich zusammen gehende Behörden hart an einander geriethen.

Wahrhaft herzerschütternd war's als noch spät mehrere Studenten kamen, lebensfrische muthige Ge-

ſtalten und der ſchwerſte Kummer laſtete auf ihnen und ſprach aus ihrem Antlitze wie aus ihren Worten, indem ſie tief beklagten, nicht da oder dort bei einer Barrikade gefallen zu ſein, der Tod, der Tod wär das einzige was ſie ſich wünſchten. Ein ſchöner junger Mann ſtarrte mit auf der Bruſt gekreuzten Armen immer vor ſich hin und ſaß unbewegt auf ſeinem Stuhle, nur bisweilen murmelte er vor ſich hin: Alles iſt verloren, Alles...

Wie Herrliches und Heiliges war hier im ganzen Volke rege und wie ſchmählich iſt es von den Führern geopfert worden!

Auch dieſe Nacht noch kann uns Schreckliches bringen, die Auflöſung iſt allgemein.

den 31. Oktober.

Die Nacht iſt ruhig vorüber. Erſt gegen Mittag, wenn die Nebel ganz gefallen, läßt ſich etwas Beſtimmtes über die Lage der Ungarn erkunden. Es wird wieder Allarm getrommelt und Sturm geläutet.

Ein Plakat von Meſſenhauſer und Zenneberg unterſchrieben fordert auf, die Waffen zu ſtrecken, da

die Ungarn geschlagen sind. Wer ließ Sturm läuten und allarmiren?

Ich ging auf den Stephansthurm. Das Observationskorps war ohne Meinung, schon das zeigte den Stand der Sache. Es ließ sich wenig beobachten. Der Nebel und dann ein Sturmwind, der hohe Staubwolken aufwirbelte, verhinderte solches. Endlich sah man große Truppenmassen, die man noch nicht unterscheiden konnte, gegen die Stadt heranrücken. Der Zettel worauf man solche Nachricht schrieb, wurde in eine runde Kapsel gelegt und diese durch eine blecherne Röhre hinabgelassen. Man zog dabei einen Schellenzug an um der Wachmannschaft im Erdgeschosse anzuzeigen, daß eine Nachricht zur Weiterbeförderung käme. Eine antwortende Klingel zeigte an, daß man die Kapsel erhalten habe. Ueberall wurde von den Basteien gefeuert und das Feuer besonders von der Leopoldstadt her stark erwidert. Dennoch glaubte man, daß die „Kaiserlichen" nicht von dort eindringen wollen und daß nur ein Scheinangriff sei, um die Leute hier zu beschäftigen. Man konnte nicht mehr auf den äußern

Man hinausgehen, denn auch dorthin waren bereits Kanonenkugeln geflogen. Hier oben ließ ſich nichts mehr erwarten, ich ging einem vorausgegangenen Freunde nach auch hinab. Es war gegen drei Uhr. Kaum auf der Straße angelangt, hörte ich plötzlich furchtbaren Kanonendonner von der Burg her. Schlag auf Schlag wie ein riesiges Knochen an einen Felſenberg dröhnte es und über den Häuptern flogen die Brandraketen ziſchend hin. Die auf der Straße gingen, drückten ſich nah an die Häuſer, aber man konnte nicht mehr weiter gehen, denn die Leute warfen in ihrer entſetzlichen Angſt allerlei Waaren aus dem Fenſter; ſie wollten dieſe ſchrecklichen Zeichen des Widerſtandes nicht mehr bei ſich haben. Ich ſtellte mich unter einen offenen Bogengang beim café français. Noch viele Männer und Frauen hatten hier eine Zuflucht geſucht. Da ziſchte eine Brandrakete uns ganz nahe an dem Hauſe des Erzbiſchofs herunter. Sie brannte lange fort auf dem Pflaſter und endlich holten wir ſie. Das leere Blech verbreitete einen mephitiſchen Geruch. Auf dem Platze „der Brand“ genannt, lagen in den dortigen offenen

Baden Hunderte von Gewehren, Säbeln und Pistolen. Ein Student, der bei uns war, rief einen ruhig vorbeigehenden Arbeitsmann an, der eine Hacke auf der Schulter trug; sie hoben mit einander die Steinplatte von dem unterirdischen Abgus hinweg, verbargen da hinein die Waffen, so viel hinein gingen und legten den Stein wieder an seine Stelle. Kaum war das geschehen, da kamen die Umwohner aus den Häusern und schrieen, das werde sie alle verdächtigen; sie hoben den Stein wieder auf und nahmen die Waffen wieder heraus. Während dessen donnerte und krachte es fortwährend aus zahllosen Feuerschlünden. Kugeln und Granaten und Brandraketen flogen hoch hin und plötzlich schrie Alles: Feuer! Man winkte den Leuten, die am Fenster standen, sie mögen heruntergehen, das Haus brennt. In ein Eckhaus auf dem Platze war eine Brandrakete gedrungen, der Dachstuhl begann zu lodern, man drang hinauf um zu löschen. Die Einwohner drängten sich herab und ein junges Mädchen fiel unten angekommen ohnmächtig nieder. Der Brand war bald gelöscht. Die Wirthin aus dem Hause ging nach dem Keller

und stellte allerlei Kläre in Bereitschaft, um die eindringenden Kroaten durch zuvorkommende Bewirthung zahm zu machen. Ein Handwerksbursche kam und zeigte mit thränenden Augen ein Stück von einer Granate, die ihm seinen Kameraden getödtet, den er an der Hand führte. Der rollende Donner des Geschützes dauerte immer fort. Da kam ein Trupp Bewaffneter, unter ihnen war der einäugige Werber. Sie schimpften uns tapfer aus, weil wir so unbewaffnet dastanden. „Die Ungarn sind da," schrieen sie, „sie sind draußen auf der Landstraße, sie haben die Kaiserlichen geschlagen, die sich nun in die Stadt flüchten. Wir müssen sie zurückschlagen; nur noch Einmal Kampf und Alles ist gewonnen!" „Die Ungarn sind da," schrie der Einäugige immer. Als Niemand mitging, zogen sie ruhig ihres Weges.

Der Stephansplatz, von heller Sonne beleuchtet, war wiederum leer. Dort stand eine verlassene Kanone und bald kamen einige Männer und schoben sie fort. Jetzt kam Dr. Becher, er ging mitten in der Straße unbewaffnet, er hatte beide Hände in die Taschen seines rostfarbenen Rockes gesteckt.

Als er mich sah, nickte er und ging weiter. Wieder war Alles leer und draußen donnerte fortwährend das Geschütz: da kam ein hochbeiniger Trommler allein um die Ecke. Er schlug unaufhörlich den wirbelnden Allarm, aber — Niemand kam…

Ich ging wieder nach dem Stephansthurm. Hier herrschte schrecklicher Wirrwarr. Ein Municipalgardist kam und brachte einen schriftlichen Befehl vom Gemeinderathe, daß wir augenblicklich die weiße Fahne aufziehen müssen, widrigenfalls würden alle, die sich im Stephansthurme befinden, standrechtlich behandelt. Wir hatten keine weiße Fahne. Da drangen Einige in die Wohnung der Thurmwächterin, nahmen ein frisches Leintuch und zogen es als weiße Fahne auf. Bald darauf kamen Andere und schrieen: wir seien alle des Todes; die Proletarier und die übergegangenen Soldaten wollen nicht, daß man die weiße Fahne aufziehe, sie werden Alle niedermetzeln, die sie als Urheber dieser That im Stephansthurme finden. Wir ließen den Stephansthurm für sich selbst sorgen und machten uns auf nach einer nahen Weinschenke. Endlich war's, wie ein hohnlachender Haufe unter einem

Hofthore, accompagnirt von dem furchtbarſten Kanonendonner das „Gott erhalte unſern Kaiſer“ anſtimmte und dazwiſchen wieder Pfeifen und die erbittertſten Flüche auf das Haus Habsburg hören ließ. In der gasbeleuchteten gewölbten Weinſtube fanden wir eine große Geſellſchaft. Ein ſtarker Mann mit glänzendem Antlitze ſetzte ſich zu mir und nannte mich beim Namen. Ich kannte ihn nicht, bis mir ſeine Stimme betheuerte, daß es der Dr. Frank ſei. Der wallende Bart war gefallen und in ſeiner ganzen Tracht hatte er ſich dem Paſſe ähnlich gemacht, den er bei ſich trug und demzufolge er ein Opernſänger war. Ein Schriftſteller, der bei ihm war, ſagte mir ganz vertraulich: „Jetzt geht die Zeit der geheimen Verſchwörungen an. Dieſe müſſen uns helfen...“ Ich kann das nicht glauben und es darf nicht ſein. Mit Preßfreiheit und Verſammlungsrecht ſind Verſchwörungen der bare Unſinn. Es wäre ſchrecklich, wenn ſich die Jugend von Alberwitzigen verleiten ließe, auf dieſen Irrweg einzugehen.

Plötzlich klirrt eine Glasthüre. Ein neuer Gaſt ſtürzt herein und ruft: die Soldaten ſind da! Todtenſtille herrſchte in der ganzen Stube. Da ruft endlich einer:

„wenn sie kommen, sagen wir guten Abend.“ Die Zungen waren wieder gelöst.

Wir gingen hinaus. Der Kanonendonner war verstummt. Ich ging nach Hause. Von der Burg her sah man ein großes Feuer. Auch meine Waffen waren während meiner Abwesenheit von meinen ängstlichen Hausleuten auf die Straße getragen worden.

Der Gatte der jungen Frau, die sich mit ihrem Kinde zu unserer Wirthin geflüchtet hatte, kam bald nach mir an. Er war unversehrt und das Wiedersehn des jungen Ehepaars war ergreifend. Nicht lange nachdem sich der glückliche Nationalgardist gesetzt hatte, sagte er: „Frau, weißt du, wonach ich ein großes Verlangen habe? Ich freue mich kindisch darauf, wieder eine gute Musik zu hören. Seit Wochen hört man nichts als bum bum und biff baff. Eine gute Musik ist's, worauf ich mich freue.“

Wär's möglich? Sollte das ein Typus des Wiener Charakters sein, der sich so schnell wieder in sein altes Gebaren und Genießen wieder hinein findet?

Ich wurde nach meinem Zimmer gerufen. Einer der Hauptführer der extremen Tagespresse war da. Ich

begleitete ihn nach seinem Verstecke. Es war ein seltsamer Kontrast, wie der junge Mann hier bebend durch die Straßen ging, in denen Volk und Soldaten laut jubelten.

Die hiesige demokratische Partei war so wenig organisirt, hatte so wenig wirklichen Zusammenhang und festen Boden, daß einer der lautesten Wortführer keine Familie, kein Haus aus seiner Partei kannte, das ihn jetzt in seiner Noth aufzunehmen bereit war. Das ist einer der stärksten Beweise, wie all ihre radikale Agitation hier in die Luft gestellt war. Der junge Mann gehörte nicht zu denen, deren Auslieferung Windischgrätz gefordert hatte, und der Mann, der sich bereit erklärt hatte, ihm ein Versteck zu gewähren, war jetzt unwirsch und mürrisch, da die Sache ernst wurde. Er hatte nicht den Muth, sein Versprechen zurückzunehmen und benahm sich jetzt nur bei Allem was man sagte, verstockt und wortkarg.*)

*) Ich muß hier auch anmerken, daß nach meinen zuverlässigsten Erfahrungen das ungarische Geld, von dem man so viel fabelte, bei den Oktoberhelden nicht vorhanden war. Die Soldaten mögen Einiges und zwar blutwenig erhalten haben, sonst aber mußten sich die Führer bei ihrer Flucht größtentheils Geld borgen.

Als ich zurückkehrend über den Platz „am Hofe“ ging, sah ich dort mächtige cyklopische Gestalten bei Fackelschein mit großen Hämmern arbeiten: es waren Grenadiere. Sie hatten den Kandelaber, an den Lateur gehängt war, zertrümmert. Dort neben lagen die Eisenstücke aufgeschichtet und jetzt arbeiteten sie daran, die Grundpfeiler zu zerschmettern und herauszuheben. Bei jedem Stücke, das sie herausheben, rief ein Volkshaufe ringsum: Hoch! und abermals Hoch!

Die Spur der grausen That sollte vertilgt werden von der Erde. Wer weiß, wie Viele von denen, die hier jauchzen, damals beim Anschauen des Mordes laut aufjubelten!

Die Häuser waren illuminirt bis in den fünften Stock hinauf und überall hingen weiße Fahnen heraus, Vorhänge und Leintücher an Stangen.

Viele ehrsame Bürger hatten weiße Sacktücher um den linken Arm gebunden als Flagge ihrer friedlichen Gesinnung. Sie unterhielten sich mit den Soldaten, die überall auf den Straßen aufgestellt waren, und als diese von ihren Strapazen erzählten, hörte ich oft in aufrichtigem Tone bedauern, daß sie so viel ausgestanden.

Von der Burg her leuchtete eine große Flamme; die Bibliothek und die Auguſtinerkirche ſtanden in Brand.

Die Kroaten ſchwärmten in den Straßen umher und ſuchten zu erhaſchen, was ſie habhaft werden konnten. Einen meiner Freunde, einen bekannten Schriftſteller aus Preußiſch-Sachſen hielten ſie an, um Pulver bei ihm zu ſuchen; ſie durchſtöberten alle Taſchen, endlich fand einer die Taſchenuhr und mit den Worten: Pulver! Pulver! ſprang er mit der Uhr davon.

Männer und Frauen ſpazierten Arm in Arm über die Straßen, man ſchien ſich auf der Straße ſicherer zu fühlen als daheim. Wie mit einem Zauberſchlage war Alles überall mit Soldaten beſetzt; wohin man ging, ſtanden ſchon die Kolonnen. In Aller Herzen war eine gewaltige Aufregung und doch iſt anzunehmen, daß die Soldaten ſich nicht minder vor den Wienern fürchteten als dieſe vor ihnen. Die Soldaten ſchienen zu glauben, daß eine verzweiflungsvolle Partei noch im Hinterhalte laure und plötzlich auf ſie losbrechen werde.

Auf alten großen Bildern ſieht man häufig — während die ganze Verſammlung einer großen Aktion mit angeſpannter Aufmerkſamkeit zuſchaut, oder thätig

daran Theil nimmt — ein Kind im Vordergrunde, das mit einer Frucht, einem lebendigen oder leblosen Spielzeug sich beschäftigt und so selbstvergessen nichts weiß und nichts will von all dem Schauerlichen oder Glänzenden was da geschieht. Es wird uns damit veranschaulicht, daß neben dem erregten Geschlechte noch ein stilles Leben beiher geht, das unbekümmert um die großen Wandlungen sein stilles Sein fortsetzt.

Ich war in einem Zigarrenladen, da trat ein brauner Soldat ein und verlangte Zigarren; man gab ihm eine ganze Handvoll. „Sie," sagte der kleine Sohn der Verkäuferin, „Sie, sein Sie auch von Windischgrätz?" „Nix deutsch!" lautete die Antwort des gebeutelten Kriegers, der davon ging.

„Wenn du größer wirst, kannst du auch kroatisch lernen," sagte die Mutter zu dem Knaben, der von Allem was vorging nichts verstand.

Du wirst's noch lernen, armes Kind, denn von heute Abend ist die Parole gegeben worden: „Nix deutsch!"

Auf den Straßen waren diejenigen ganz glücklich, die czechisch und kroatisch sprechen konnten. Sie unterhielten sich eifrig mit den Soldaten und Mancher, der

da und dort auf gut Wienerisch einen Soldaten anreden wollte, erhielt die allgemeine Antwort: Nix deutsch! Das Wort klang mir an diesem Abend beständig im Ohr und ich konnte es nicht los werden. Nix deutsch!

den 1. November.

Wird Deutsch-Oesterreich das Elsaß des Slavenreiches und Wien das slavische Straßburg werden? Bisher hatte das germanische Element immer eine überwiegende Kraft und wenn heute alle Völker Oesterreichs, die Ungarn und Kroaten mit eingeschlossen, auf einem Reichstage zusammenkämen, könnten und müßten sie die deutsche Sprache wählen. Wird aber von jetzt, nachdem vornehmlich Czechen und Kroaten Wien eroberten, nicht ein neuer Stand der Dinge mit ganz neuen Ansprüchen datiren? Von gestern an beginnt eine neue Geschichtsepoche Oesterreichs. Es werden jetzt starre Anmuthungen neuer oder vielmehr erst sich sammelnder Nationalitäten auftauchen.

Ich wünsche ein falscher Prophet zu sein, sagte mir ein staatskundiger Mann, aber es wird jetzt kommen, daß eine neue absolutistische Politik überall kaum

geahnte Nationalitäten ausheckt, um sie durch Eifersüchteleien gegenseitig zu bändigen und zu binden.

Der Kampf zwischen den deutschen und czechisch-slavischen Nationalitäten ist ein ungleicher. Bei den Deutschen ist das Nationalbewußtsein lässig, eingeschlummert; es hat eine große ruhmreiche Geschichte ohne lebendige Nachwirkung in der Gegenwart, die Geschichte ist mehr in Büchern verzeichnet und im Andenken der Gelehrten; der Neubau des deutsch-nationalen Lebens kann außer seinen geistigen Errungenschaften nichts Triebkräftiges mit hinübernehmen in die Zukunft. Die Masse der Deutschen ist hier in Oesterreich wie draußen ohne jenes gesunde nationale Selbstgefühl, das wir bei den andern selbständigen Völkern finden und die Gebildeten geben sich großentheils dem neuen als hochphilosophisch ausposaunten Kosmopolitismus hin. Sie werden erst fühlen, was das heißt, wenn sie fremdes Gnadenbrot essen.

Das czechisch-slavische Nationalbewußtsein hat sich schon unter Metternich als verdeckte politische Opposition ausgebildet und jetzt ist die erste offene Ausbreitung um so kecker und muthvoller. Die czechisch-sla-

vische Nationalität ist eine aufgestachelte, gespannte, und ohne in den Mitteln wählerisch zu sein, eine nach allen Seiten hin in beständiger Agitation gehaltene. Fehlt es ihr auch gegenüber der deutschen an jenem großen Bildungsinhalte, so weiß sie das an kriegerischer Aufreizung, Eroberungsgelüsten u. s. w. zu ersetzen.

So ist der Kampf der Nationalitäten ein ungleicher an Intensität.

So lange Deutsch-Oesterreich mit dem deutschen Gesammtvaterlande eng verbunden ist, strömt hin und her immer neue Lebens- und Bildungskraft, daß es den czechisch-slavischen Gelüsten unmöglich sein wird, das Deutschthum niederzuhalten oder gar nach und nach zu zerstören. Wird aber Oesterreich von Deutschland getrennt, so ist die nationale Kraft des Deutschthums mehr als in Frage gestellt.

Wenn es möglich wäre, wenn Deutschland zu einer festen Einheit in sich gelangte ohne Oesterreich, Deutschland könnte nie im vollen Wohlgefühle seines Bestehens froh werden.

Ein alter Bibelkommentar erklärt tiefsinnig, warum der so fromme und ergebene Erzvater Jakob sich nie

trösten konnte über den Verlust seines Sohnes Joseph, dessen blutiges Gewand man ihm als Todeszeugniß überbracht hatte. Und es heißt, ein tief verborgenes Gefühl sagte ihm: Joseph ist nicht todt und Trost läßt sich nur finden über den Verlust dessen, der wirklich todt ist.

Trotz des blutigen Gewandes des Bruders Joseph in Oesterreich, ist er nicht todt und wir sollen und wir können nicht Trost finden, bis er wieder eingegangen in die lebendige Familie...

Auf den Straßen ist eine ganz neue Bevölkerung, das allgemeine Demaskiren scheint wirklich vollzogen. Man sieht fast lauter Leute mit Handschuhen, die sehr hell und glänzend, während man diesen Luxus seit Wochen gar nicht mehr kannte, und wie viel Bärte und lange Locken sind seit gestern gefallen! Die deutschen Hüte und Kalabreser sind wieder durch den abgeschmackten Cylinder verdrängt.

Wir wollten nach dem Reichstage. Er ist von Schwarzenberg geschlossen worden. Der Reichstag trat in einer geheimen Sitzung zusammen, vertagte sich bis zum 15., um alsdann wieder in Wien zusammen zu kommen.

Der Reichstag durch Soldaten geschlossen!

Alle erträumte und aufgejubelte Volksfreiheit ist eine illusorische, eitel Gaukelspiel, so lange das Soldatenthum immer bereit gehalten werden kann, dem Debattiren und Verhandeln mit plötzlicher Gewalt ein Ende zu machen.

Darum ist auch der Mittelpunkt des Angriffes bei allen Bewegungen in Deutschland auf den Sturz des Soldatenthums gerichtet. Wir waren und sind durch dasselbe geknechtet. Trotz aller Phrasen von Liebe und Treue, von der Einheit des Volks- und Fürstenwohles ist in Wahrheit der Bestand der Fürstengewalt noch auf die Bajonette gestützt und der Volksgeist allüberall eine mit Waffengewalt vollzogene und besetzt gehaltene Eroberung.

Die Bürgerwehr, wie sie bis jetzt ist, ist nur ein schwacher Nothbehelf; man läßt sie gewähren, so lange es den Herrschern beliebt. Die radikale Umgestaltung des Militärwesens ist die erste Aufgabe des neuen Rechtsstaates.

Wien ist also erobert und es steht auch als äußere Demonstration vor Augen, daß das neue Oesterreich

das alte ist, das seinen Schwerpunkt in dem Militär sucht und findet.

Wird aber der Kaiser je wieder in das eroberte Wien, in die zerschossene Burg seiner Väter zurückkehren können? Das hat man wol nicht bedacht, als man Wien zur Revolution zwang?

Solche Gedanken drängen sich gewissermaßen durch all das Gewirre, das draußen um uns herrscht. Der Staat hat seinen Schwerpunkt im Reichstage verleugnet und ihn in die Soldateska gesetzt. Der Kampf beginnt nun erst aufs Neue.

In der abgelaufenen Periode konnte man bisweilen mit Recht sagen: die einzelnen Menschen und ihre Denkprozesse sind größer als die Verhältnisse. Jetzt ist das umgekehrt. Wie durch eine Urschöpfung bilden sich die Ereignisse heraus. Die ultra-demokratischen lauten Redner, wie die diplomatischen Laurer betrügen sich und Andere, wenn sie vorgeben, das und das gemacht zu haben. Die ganze Kraft besteht jetzt in dem Benützen des Geschehenden. Die Geschichte spielt mit den Männern, die Lenker zu sein glauben; die genetische Nothwendigkeit mit ihrer Negation des absolut

freien Willens, die die Philosophie bisher demonstrirte, lehrt sich jetzt von selbst auf allen Straßen. Wer eine Vorsehung in politischen Dingen will, muß sich mit zu ihrem Vollstrecker machen. Es ist sehr zu fürchten, daß die Diplomatie es besser verstehen wird, das Geschehene zu benützen, als die Demokratie je vermochte...

Welch ein neues Leben überall! Zwischen den geputzten Menschen schleichen überall einzelne Kroaten mit kriechenden Geberden. Einer sagte einem begleitenden Freunde, der Kroatisch verstand: es sei ihnen verboten zu rauben und darum betteln sie. Nur klingendes Geld wollen sie, sie trauen dem Papiere nicht.

Man spricht von den scheußlichsten Gräueln, die sie in den Vorstädten verübt. Mit dem großentheils erlogenen Rufe: Aus diesem und aus diesem Hause ist geschossen worden, drangen sie in die Häuser, mordeten und plünderten nach Lust. Ich will nicht weiter die allgemein verbreiteten gräßlichen Thatsachen aufzählen, die eine Folge davon sind, daß man Barbarenhorden in die deutsche Hauptstadt sendet und sie darin wirthschaften läßt. — Dort ist ein Haus umstellt,

man sucht einen Rädelsführer. In dem Hause eines meiner Bekannten, wo sie einem jungen Manne nachforschten, nahmen die untersuchenden Soldaten alle silberbeschlagene Meerschaumpfeifen mit.

Bei einem Deputirten, den ich selber sprach, hielt ein deutscher Offizier mit einigen Mann Soldaten ebenfalls Untersuchung und ergoß sich in die heftigsten Schimpfworte, als er Thiers Geschichte der französischen Revolution auf dem Tische liegen fand. Er würde es nicht dulden, daß ein Abgeordneter solche Bücher lese, rief er. Der Offizier soll nach Bestätigung des Hausmeisters einen bekannten Namen haben, an den sich im nichtösterreichischen Deutschland die besten Hoffnungen knüpfen.

Ich kann es nicht über mich gewinnen, die allgemein erzählten hunderterlei Großthaten, wie sie von den Wiederherstellern der Ordnung ausgeführt worden, zu verzeichnen.

Am Abend ging's seltsam rührig her auf den Straßen. Auf allen Plätzen sangen die Soldaten bei ihrem Beiwachfeuer. Da konnte man alle Sprachen des vielgemischten Oesterreichs und die fremden

Nationallieder hören. Die Czechen an der Stephanskirche ſangen lärmend das Lied: Schuselka nam pice. Es iſt ein Spottlied auf Deutſchland.

den 3. November.

Schwere, trübe Gedanken! Bleibt es eine ewige Wahrheit, daß ein Volk nur durch ein tragiſches Schickſal frei wird? War die lange Knechtung, das Unterbinden aller freien Lebensſtrömungen nicht tragiſch genug? Müſſen auch noch die offenen Wunden bluten und da und dort ein Riß mitten durch das Herz der Familien gehen? Verlangt alle Erlöſung nothwendig und immerdar ein ſich opferndes Märtyrthum?

Dieſes Oeſterreich hatte ſo ſchön, faſt friedſam idylliſch ſeine freie Bewegung gewonnen. Iſt es ein nothwendiges geſchichtliches Geſetz, daß die ſiegende Revolution fort und fort ſchreitet, bis ſie ihr äußerſtes Ziel erreicht oder eine blutige Niederlage erlitten?

Die Freiheit, die wir in Deutſchland erobert, leidet an einem innern Zweifel, an einem Mißtrauen, an einer Eiferſucht, wie wir ſie im Einzelleben oft

beobachten können, indem der thatsächliche Grund, worauf sie sich stützen will, entweder wirklich vorhanden, oder durch das Mißtrauen die Eifersucht erst hervorgerufen und erzeugt hat.

Wir können noch nicht glauben, daß es den Fürsten aufrichtig ernst ist mit der Neugestaltung ihres Verhältnisses zu den Völkern...

Das muß ich noch berichten. Heute Mittag zog Jelachich umgeben von seinem Generalstabe hoch zu Rosse und geleitet von den Sereczanen und Rothmäntlern im Triumphe in die Stadt ein. Die Sereczanen schrien unaufhörlich: vivat, vivat, vivat! und zu meinem Schmerze muß ich berichten, daß auch aus dem umgebenden Volke der Ruf erwiedert wurde.

Die Wiener haben Eljen, Zivio, Eviva und alles Mögliche gelernt.

Ich will glauben, daß die Leute ihre eigene innere Stimme, die anders lautete, aus Furcht vor sich selber und vor dem Feinde überschrieen. Das Schrecklichste, was sich in solchen Tagen in der Seele festsetzen könnte, wäre die Volksverachtung. Frauen besonders ließen aus allen Fenstern, grüßende weiße

Tücher flattern und Jelachich dankte verbindlich nach allen Seiten. Er iſt ein kräftiger Mann mit einem Geſicht worauf die Spuren vielerlei Erlebniſſe ſtehen. Die Rothmäntler halten in ihrer Erſcheinung die Mitte zwiſchen Zigeunern und Banditen. Eine rothe Mütze auf dem Haupte, ein langer faſt bis an den Boden reichender rother Mantel mit gleichfarbiger Kapotte. Eine rothe Jacke mit Schnüren, die bei den Offizieren von Gold, ein verzierter Gurt um die Hüften, in dem die Piſtolen und ein Dolch ſtecken, eng anliegende gelbe Beinkleider und rothe Schnürſtiefel, ſo marſchirten die Sereczanen daher mit dem Stutzen auf der Schulter.

Als der Triumphzug vorüber war, das Vivat noch fern her ſcholl, kam aus einer Seitengaſſe ein Trupp Soldaten. Sie führten einen Gefangenen in einem braunen Paletot in ihrer Mitte. Der Mann hatte den Hut tief in die Augen gedrückt und hatte den Blick zur Erde geheftet, — in ſeinem Knopfloche war das ſchwarz-roth-goldene Band. Die Umſtehenden wagten es kaum nach ihm hinzuſchauen.

In den Zeitungen, die wir heute durch beſondere

Vermittelung erhalten, lesen wir, daß das Parlament zu Frankfurt die §§ 2 und 3 des Verfassungsentwurfs angenommen, während Jelachich an die Slowanska lipa in Prag geschrieben hatte, daß er nach Wien ziehe, weil dort die Feinde des Slavismus seien, die er besiegen müsse...

Die deutschen Fahnen sind überall verschwunden und vom Stephansthurme herab weht das schwarzgelbe Banner. Niemand geht vorüber, der nicht danach aufschaut und man muß es den Wienern nachsagen, daß Vielen das als das Härteste erscheint, was ihnen Windischgrätz angethan. Sie liebten die deutschen Farben mit treuem Herzen, wenn sie auch nicht recht dafür einzustehen wußten...

Die Statue Kaiser Josephs, in dessen Hand zuletzt noch die zerrissene deutsche Fahne geblieben war, hat nun auch eine neue schwarz-gelbe dafür erhalten.

Ich habe genug über die hiesigen Dinge geschrieben.

den 9. November.

Es ist nicht möglich, es wäre entsetzlich, das kann, das darf nicht sein, es wird so viel gelogen, man darf

nichts mehr glauben! Das waren die Ausrufe bei der ersten Nachricht, daß Robert Blum erschossen worden. Und doch wollte dieser und jener Augenzeugen gesprochen, oder von solchen es aus zweitem Munde gehört haben. Die Haare sträubten sich vor dem Entsetzlichen: Es kann nicht sein! so weit können sie nicht gehen!

Wir hielten diese Ungewißheit nicht länger aus. Die Leiche Robert Blums sollte im Civilhospitale sein. Ich eilte mit einem Deputirten dorthin: Die Leiche ist nicht da, sie ist wol im Militärhospital, dem Josephinum, hieß es. Niemand von den jungen Aerzten wollte mich dorthin begleiten. So fürchteten sich Alle nur durch die Nachfrage nach dem Todten mit in eine heimliche Verhandlung verwickelt zu werden. Es war Nacht geworden, als ich im Josephinum ankam. Der Hof und die unteren Räume waren vom Militär besetzt. Der Aufseher des Leichensaales war nicht da. Ein anwesender Student sagte mir: man könne jetzt nicht hinein und — setzte er hinzu — es ist nichts dort als die Leiche Robert Blums...

So ist es doch wahr! und unabsehbares Elend lebt auf mit dem Todten dort. — Ich erfuhr noch die näheren

Umstände vom Tode Robert Blums. Bis gestern Nachmittag saß er mit Fröbel in demselben Zimmer gefangen. Da wurden sie getrennt. Heute Morgen 5 Uhr wurde ihm das Todesurtheil verkündet. Er sagte ruhig: es trifft mich nicht unerwartet. Der Geistliche vom Schottenthore, zu dessen Sprengel das Gefängniß Robert Blums gehörte, kam, um ihm die Beichte abzunehmen. Blum sagte, daß er nicht beichte, und der Geistliche sagte: er habe das gewußt. Hierauf schrieb Blum einen Brief an seine Frau, worin er sie ermahnte, ihr Schicksal muthig und standhaft zu tragen und seine Kinder so zu erziehen, daß sie seinem Namen keine Schande machen, wie er selber seinem Namen Ehre bringe durch den Tod für die Freiheit. Sodann besprach er sich mit dem Geistlichen über Unsterblichkeit. Mit drei Jägern und einem Offizier wurde er nach der Brigittenau geführt. Als er nach dem Richtplatze ging, stand er mehrmals still und holte tief Athem. Er bat, daß man ihm die Augen nicht verbinde. Der Offizier erwiderte: diesem könne nicht willfahrt werden, es geschehe der Soldaten wegen, und Blum band sich selbst das Tuch um die Augen.

Eine barbarische Prozedur, die ganz das verknöcherte Wesen der hiesigen Zustände bezeichnet, wurde noch mit Blum vorgenommen. Als der Delinquent zum Sterben bereit war, trat der Profos vor zu dem exekutirenden Oberst und sagte nach herkömmlicher Weise: „Herr Oberst, ich bitt' um Gnade für den armen Sünder." „Nein," lautete die Antwort. „Herr Oberst, ich bitt' um Gnade für den armen Sünder," wiederholt der Profos und „Nein" lautet wieder die Antwort. Zum dritten Male ruft der Profos: „Herr Oberst, bei Gott und der Allbarmherzigkeit, ich bitt' um Gnade für den armen Sünder." Darauf sagt der Oberst: „Bei den Menschen ist keine Gnade mehr, bei Gott allein ist Gnade." — Und jetzt wird Feuer kommandirt. Ist es nicht die unmenschlichste Barbarei, mit solchem leeren Formeldienst einen Sterbenden zu quälen? So lange der gnadenspendende Fürst selber bei der Exekution war, hatte diese Form einen Sinn, jetzt ist sie eine in Hohn sich verwandelnde Ceremonie.

Von drei Kugeln getroffen, sank Blum nieder. Die eine traf in die Stirne, die anderen in die Brust.

Sein letztes Wort war: „aus jedem Blutstropfen

von mir wird ein Freiheitsmärtyrer erstehen." Und das Wort wird Wahrheit werden, aber wehe denen, die die verrathenen Völker zwingen, über Ströme Blutes hinweg die Freiheit zu erobern. Wenn man so die Rachegeister alle losbindet, wo bleibt da eine Macht, die ihnen Einhalt zu thun vermag? Wo wird das enden? Welchen entsetzlichen Gräueln sehen wir entgegen!

Im ersten Sturme der Eroberung, mit den heißen Waffen in der Hand, den Widersacher niederstoßen, oder ihn nach kurzem Verfahren zum Tode verurtheilen, das läßt sich mit dem Affecte, mit einer Nothwendigkeit der Sicherung, mit der Abschreckung erklären oder auch entschuldigen, da nun einmal die Menschen nicht davon lassen, das Gewicht ihrer Gründe endlich mit der rohen Gewalt, mit den Waffen zu entscheiden. Aber jetzt, nachdem die Stadt wehrlos, gebeugt in den Händen des Entsetzlichen, jetzt in wenig Stunden, heimlich, ohne Vertheidigung, ohne öffentlichen Zeugenaufruf einen Mann mit der Weihe eines Volkserwählten, unbekannt und ungeahnt in den Tod senden, wer will da auftreten und sagen: das durfte geschehen, weil er in den Tagen allgemeiner gesetzlicher Ethe-

bung gleiches Wort und gleiche Waffen führte mit faſt allen Einwohnern der Stadt?

Wo ſolche Dinge geſchehen, da iſt alles Wort verloren, das geſprochene und das geſchriebene.

Als ich das Joſephinum verließ, kam eben ein Trupp Soldaten. In ihrer Mitte gingen zwei Männer, die trugen eine Bahre, auf deren Deckel ein ſchwarzes Kreuz, drinnen lag wieder ein Mann, den ſie mit raſchem Blei kalt gemacht. Wer mag das ſein? Weſſen Herz hat aufgehört zu ſchlagen?

Ich konnte die Soldaten nicht fragen, denn zitternden Herzens wußte ich, ſie würden antworten: Nix deutſch.

Druck von C. H. Stark u. Comp.

Neues Leben.

Eine Erzählung

von

Berthold Auerbach.

Erſter Band.

Mannheim.
Verlag von Friedrich Baſſermann.
1852.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Erſtes Buch.

MÜNCHEN

Erstes Kapitel.

Waldesdunkel, kühle Schatten, Vogelsang und würziger Kräuterduft, ihr gedeihet still und fraget nichts nach dem zweifarbigen Täfelchen am Waldes-Saume da draußen, das uns selbstgefällig belehrt, daß wir hier eine wissenschaftliche Beforstung, Waldkultur Nr. 72 Jahrgang 1830, vor uns haben.

In solchen Gedanken schritt zu Ende des Monats August ein hochschlanker junger Mann die schöne breite Straße des Bergwaldes dahin. Er war schwarzgekleidet, mit einer Brille behaftet und trug das fast sagenhaft gewordene grüne Ränzchen auf dem Rücken, ein schwarzgebeizter Stock mit großem Messinggriffe und vielen Löchern diente ihm als Wanderstab. Ein harzig schwefeliger Geruch, der aus der tieferen Halde von einem Meiler heraufdrang, schien den jungen Mann zu stören, denn er hüstelte mehrmals und beschleunigte seine Schritte. Jetzt nahm er das Ränzchen ab, stülpte den Hut darüber und lagerte sich am Waldraine unter einem stattlichen Ahornbaume. Kaum einige Sekunden pflegte er so der

Ruhe, als er sich wieder erhob, das Ränzchen aufschnallte und ein dickes Buch herausholte, er legte aber das Buch schnell wieder weg und sagte vor sich hin:

„Ihr Vögel singt den lieben langen Tag und euch macht Niemand eine Freude. Hört mir zu. Ein Schelm giebt mehr als er hat."

Er schraubte die Spitze Zwinge von der Stockflöte und blies nun mit allerlei Trillern die Weisung des Liedes:

Vöglein im Tannenwald
Pfeifen so süß, so süß.
Pfeifen den Wald aus und ein:
Wo mag mein Schätzele sein?

Dann setzte er einen so lustigen Ländler drauf, daß alle Bäume zu tanzen schienen und die Vögel still in sich hineinkicherten. Diese Neßlinge der rationellen Beserlung schienen nichts von den arkadischen Zeiten zu wissen, da solcher Flötenklang nichts Seltenes war. Eine Hummel, die sich, wol in der Vorahnung der kommenden blütenlosen Tage, seit Stunden in dem offenen Kelche einer Distel am Wegraine festgesogen hatte, flog von den fremden Klängen erschreckt murrend auf und summte dem Musikanten an dem Gesicht herum, der nur immer durch Hin- und Herwenden, Neigen und Heben sie abwehrte.

Er schien jetzt des Musizirens müde und nahm das Buch wieder zur Hand; er drückte die Deckel nochmals zwischen beiden Händen zusammen und öffnete das Buch auf Gerathewohl, wie man die Bibel zu einem Wahlspruche oder einem Wahrzeichen aufschlagt; es war aber nicht das Weltenbuch, das unser Reisender vor sich hatte, auch schien er nicht mehr in jenem glückseligen Lebensalter, da man im Schatten eines Baumes gelagert Allesvergessend sich in die Gedankenwelt eines Dichters versenkt — das Buch war nicht mehr und nicht minder als der erste Band des Conversations-Lexikons und der Gegenstand, den der Zufall jetzt zum Lesen gegeben hatte, hieß: Amerika. Freilich schien dabei kaum ein Zufall zu walten, denn die Art wie sich das Buch legte, erwies, daß diese Stelle schon oft aufgesucht ward. Dennoch las unser Reisender so eifrig, als erführe er eine neue Botschaft; nur manchmal schaute er auf, legte die Hand auf die offenen Blätter und seine Lippen schienen Zahlen und Namen zu sprechen, die er sich auswendig lernte.

„Guten Abend" sprach plötzlich eine klangvolle mächtige Baßstimme und aus dem Dickicht glänzenden Maßholders trat ein großer breit-

ſchultriger Mann, der ebenfalls eine große runde Brille trug; nur weniges dunkles Haar begrenzte ein jugendlich-ernſtes Angeſicht, das bartloſe Kinn war ſeltſam zerſchunden, überhaupt ſchien das ganze Antlitz wie aus einem andern gewaltſam herausgeſchnitten. Unter dem Arme trug der Mann einen Stock mit einem Gemshorngriff, die Rechte war mit einem weißen Tuche verbunden. „Ich kann Ihnen wie Götz von Berlichingen nur die linke Hand reichen" ſagte dieſe ausſtreckend der Gewaltige zu dem ſeltſam Verblüfften.

Dieſe Erinnerung an die Bildungswelt verſcheuchte ſchnell den Schreck aus dem Antlitze des Leſers, denn obgleich er in dem wiſſenſchaftlich beforſteten Revier keinen Räuber vermuthete, war er doch von der plötzlichen Erſcheinung ſo betroffen, daß ihm das Buch den Rain hinabgefallen war; er holte es indem er dabei einige unverſtändliche Worte murmelte, dann reichte er die Hand, packte ſeine Habſeligkeiten wieder und machte ſich marſchfertig.

Der Ueberraſchende ſah alle dem lautlos zu, er blickte nur bald rechts bald links, offenbar, weil er nicht wußte, wohin es nun gehen würde. In ſeinem Blicke lag etwas Unſtetes,

Fragendes, das eben sowohl trotzige Raufluſt als ſcheue Furchtſamkeit ausdrücken konnte.

Als ſich der Leſer den Weg waldeinwärts wendete, ſchloß ſich ihm der Gewaltige an und fragte indem er ſeine Stimme zum möglichſt ſanften Ausdrucke ermäßigte: „Wohin geht Ihr Weg?“

„Noch ſieben Stunden, jenſeits des Waldgebirges, Erlenmoos heißt das Dorf. Ich werde es erſt morgen Abend erreichen und im nächſten Orte übernachten.“

„Ich bleibe bei Ihnen.“

Wortlos gingen die Beiden eine geraume Strecke nebeneinander. Der Leſer überdachte, wie ſo eigen der Gefährte ſich ihm anſchloß, es lag etwas unerklärbar Barſches und Zudringliches in deſſen Weſen; bei der Frage war weder das gehörige: „wenn man fragen darf,“ noch bei dem Anſchluſſe das nöthige: „Wenn's erlaubt iſt“ beigefügt worden. Der Leſer fürchtete ſich keineswegs; wie ſollte er das auch am heitern Mittag auf offener Landſtraße. Dennoch nickte er beruhigter als er Peitſchenknallen vom Thale herauf hörte. Er war ſo plötzlich im Leſen verſunken geſtört worden, ein Auerochſe, von dem hier das Buch ſprach und der nun plötzlich aus

dem Blatte herausgesprungen wäre, hätte ihn kaum mehr überraschen können. Der Gewaltige dagegen lächelte schmerzlich vor sich hin, indem er überdachte, wie ihm die Handhaben für ein leichtes harmloses Vernehmen mit den Menschen abgebrochen waren, dabei fuhr er sich stets mit der Hand über Kinn und Wangen als suche er dort etwas.

„Ich bin viel in der Welt herumgekommen" sagte er endlich, „ich habe gefunden, es wäre am gescheitesten, wenn zwei Menschen die in der Fremde einander treffen und eine Zeitlang auf einander angewiesen sind, sich bald nach der ersten Begegnung sagten: das und das bin ich und da und da her. Das Incognitospielen unter unsrer merkmalverwischenden Kleidung, die keinen Stand und keinen Beruf mehr erkennen läßt, ist alberne Wichtigthuerei oder verdammungswerthe Bescheidenheit."

„Sie erlauben, daß ich Ihnen nicht ganz beistimmen kann," entgegnete der Schlanke. „Viele Menschen würden minder frei und unbefangen sich geben und aussprechen, und Viele minder unbefangen den Worten des Andern zuhören, wenn sie wüßten, von wem und zu wem gesprochen wird."

„Das ist allerdings der Fall."

„Und Sie werden auch nicht leugnen, daß man ungekannt einander reinmenschlicher begegnet?"

„Und das Räthseln und Herausholen hat so seinen eigenen Reiz, eine Art Jagdfreude? Ich habe aber schon oft gefunden, daß man bei der Trennung bedauerte, sich gegenseitig nicht schon früher entlarvt zu haben. Freilich, unsere gesellschaftlichen Formen sind so verkehrt, daß ein offenherziges Naturell mitten drin wie ein Mensch mit nacktem Gesichte auf einem Maskenballe sich ausnimmt. Das ist mißlich und keck und die Verlarvten halten sich für superklug, weil sie ihn kennen und Anzüglichkeiten anzubringen vermögen. Ein naher Freund von mir war einst in Civil... ich meine in gewöhnlichen Kleidern, auf einer Rheinreise. In Rolandseck sitzt er Abends auf dem Balkon mit noch zwei Männern seines Alters. Es war die blumenfrische Pfingst- oder vielmehr Maibowlenzeit und die beiden Männer brauen das süßwürzige Getränk mit allerlei Herenkram, den sie dabei deklamiren. Der Freund schließt sich ihnen an und sie zechen und plaudern mit einander bis tief in die Nacht hinein und sie trinken mit einander Smollis und trinken im

Uebermuth mit dem alten Vater Rhein Smollis und sie machen mit einander aus, daß keiner seinen Namen u. s. w. nennen darf, einer ruft den andern nur mit dem Titel: Zeitgenosse! Und so wandern sie drei Tage voll Lust und tiefster Erquickung durch das Siebengebirge und Zeitgenosse! ruft es von den Bergen und Zeitgenosse! aus dem Echo, und Lust und Freude war ohne Maaß. Als sie sich endlich die Hände zum Abschied reichten, da lösten sie den Bann und Jeder nannte seinen Namen. In freudigem Schreck erbebten drei Herzen, die sich einander aufgeschlossen hatten; es hätte ein Freundschaftsbund für's Leben werden können."

„Wie leicht könnte aber auch hier noch das Vertrauen getäuscht werden," sagte der Schlanke, „nicht immer hat man die Dokumente für seine Persönlichkeit in der Tasche. Ich bin nun zufällig in der Lage —"

Er holte mehrere Papiere aus der Brusttasche und gab das mit einem großen Siegel versehene seinem Begleiter. Dieser las nun das Bestallungsdekret des bisherigen Sekundar-Lehrers an der Hauptstädtischen Freischule Nr. 3, Eugen Wilhelm Friedrich Baumann auf die erledigte Schulstelle in Erlenmoos.

„Gleiches mit Gleichem," erwiederte der Breitschultrige, mit einer Verbeugung das Schriftstück zurückgebend, „hier lesen Sie nun auch von mir: Albert Freihaupt, Oekonom aus Birkenhagen in Pommern, und hier mein Schiffsvertrag mit dem Rheder in Antwerpen zur Ueberfahrt nach Amerika."

Der Lehrer nahm die Schriften nicht in die Hand, sondern schaute nur hinein und griff dann wie grüßend an den Hut.

Zweites Kapitel.

Solch eine Vorstellung erheischt immer ein neues Zurechtsetzen. Entweder wird der Fluß der Rede unmittelbar lebhafter, oder er stockt eine Weile. Dieses Letzte trat hier ein. Jeder der beiden Männer suchte sich rasch das Leben des andern aufzuerbauen.

„Mit unseren Dokumenten" sagte Freihaupt nach langer Pause, „sind wir doch Normalgestalten des wiedererstandenen Polizeistaates."

„Ich hätte Sie für einen ehemaligen Offizier gehalten".

„Sehe ich so aus? trotz der Brille?"

„Nach Ihrer ganzen Haltung und — verzeihen Sie, nach einem gewissen commandirgewohnten Tone . . ."

„Und ich hielt Sie für einen Geistlichen oder Verwaltungsbeamten. Was trägt Ihre neue Stelle?"

„Wenn man Alles zusammenkratzt, dreihundert Gulden".

„Sie sind unverheirathet?"

„Ja. Ich bin mit mir selber noch nicht eins."

„Lieben Sie Ihren schönen Beruf nicht?"

„Allerdings, gewiß. Sie sind Landwirth, Sie können nicht wissen was das heißt bei einem Menschen wie ich, der jetzt dreißig Jahre alt ist und sein Leben lang nie mehr als vier Wochen Ferien hatte; von der Schule, vom Seminar, und jetzt vom Amte her vier Wochen, da ist man doch an eine Kette gebunden, wenn auch an eine lange. Ich möchte nicht müßig gehen, ich gestehe Ihnen nur, daß ich der Humanität mein Theil Opfer gebracht habe, ich möchte wenn's ginge, nun auch einmal frei und selbstständig für mich leben".

„Und was bedürften Sie dazu?"

„Wenn ich dreitausend Gulden hätte, würde ich nach Amerika auswandern und dort einen andern Beruf wählen."

„Warum in Amerika und nicht hier zu Lande?"

„Das eben ist das Verknöcherte der alten und das eben das Biegsame der neuen Welt, daß man dort leichter geneigt und im Stande ist einen neuen Lebensberuf zu wählen. Wir sind hier von tausend Rücksichten, Gewohnheiten

und äußeren Bedingungen abhängig, können nicht aus uns heraus und verkommen im Schlendrian."

„Wahr und brav. Hätten Sie Luſt und Muth mit mir hinüber zu ziehen?"

„Wie könnte ich das?" erwiederte der Lehrer erſchreckt. Sollte ſein Gefährte ein Freiwerber für die Urbarmachung eines ungeſunden Landes ſein? Was thut's? Er kann dich ja nicht zwingen mitzugehen — lächelte der Lehrer vor ſich hin.

Man war aus dem Walde herausgetreten, eine fruchtreiche abſchüſſige Thalebene breitete ſich vor den Blicken aus, an beiden Seiten des Weges ſtanden alte Obſtbäume und in den Feldern überall in gleichmäßig vertheilten Zwiſchenräumen. Saftgrüne Wieſen mit hölzernen Stellfallen zur Wäſſerung breiteten ſich im Thale aus, hier war wie man das in den Waldgegenden findet der ſpäte Frühling, während draußen in den Ebenen ſchon der dürre Sommer ſein Ende erreichte. Das Heimchen grillte froh im Graſe, der Abendſtrahl zitterte über die Matten und Alles war wie ein bebender Klang. Aus den einzelnen ſtrohgedeckten Häuſern, die da und dort an den Halden zerſtreut lagen, ſtieg ſchon der abendliche Rauch auf.

„Vom nächſten Hauſe beginnt ſchon die Gemarkung," ſagte der Lehrer, „und wir haben noch ziemlich eine Stunde bis zur Herberge. Sehen Sie dort die Ruine auf dem Vorberge? Dort am Fuße liegt die Kirche, das Schul- und Wirthshaus und das eigentliche Dorf. Das iſt eine der beſten Schulſtellen im Lande, mir ſo lieb als eine geringe Pfarrei. Zwar nur dreihundert Gulden baar, aber mehr als zweihundert Nebeneinkünfte, Holz, Dürrobſt, Korn und Kirſchengeiſt genug. Es kommen nur alte Leute auf die Stelle. Das iſt gut für die Lehrer, aber nicht gut für das Dorf, denn ſie bekommen hier nie eine jugendlich friſche Kraft. Ich habe den letztverſtorbenen Lehrer gekannt."

„Das iſt eine Beſcheerung," rief Freihaupt plötzlich. „In dieſer rauhen Gegend ſind die Wald-Kirſchen jetzt erſt reif. Ich habe dies Jahr noch keine geſehen und gekoſtet."

Flugs war er über den Wegrain hinweg und ſein Gemshorngriff bog ſchnell einen traubenartig behangenen Zweig hernieder.

„Im Namen der Menſchheit," rief der Lehrer ihm nacheilend und mit dem Flötenſtock ſo raſch ſchwingend, daß die Einzeltheile in's Kornfeld flogen. „Im Namen der Menſchheit

brechen Sie die Kirschen nicht ab, Sie zerstören damit die sittliche Weltordnung."

Freihaupt ließ lachend ab, und fragte: „Was meinen Sie?"

„Der Baum mit seinen Früchten hat seinen Eigenthümer. Sie haben kein Recht, sich vom Diebstahl zu emanzipiren. Jeder muß die Ordnung der Dinge hochhalten. Das persönliche Befreien von der Moral, das ist die Schlange, die die verbotene Frucht pflücken heißt. Der eine sagt: ich thu's nur, es schadet nichts. Der andere kommt und sagt: da hat schon ein Anderer sich gelegt, ich darf's auch; und so wird der Baum geleert. Sie lächeln?" fuhr der Lehrer eifrig fort „weiß wohl, kleine Moral! sprechen Ihre lächelnden Lippen. Ja kleine Moral, das ist die ehrliche Scheidemünze, mit der man das tägliche Brod erwirbt. Die große Moral der Weltherren, freilich, da hat man mit Erlaubniß zu sagen das Aftertheil daraus gemacht und besetzt damit ganze Länder und Reiche. Laß dich durch die herrschende Schlechtigkeit nicht verderben! Das muß Jeder sich selbst und das muß man dem ganzen deutschen Volke zurufen."

„Ich kann dir die Rechte nicht reichen, komm an meine Brust," rief Freihaupt seltsam

bewegt. „Mein deutſches Vaterland! Du biſt noch nicht verloren. Wo ſolche Söhne gedeihen, da wird's weder communiſtiſch noch koſakiſch."

Zwei Menſchen ſtanden hier an einem entlegenen Wegraine, weitab lautloſe Stille, und wie die letzte Gluth des Abendrothes ſie in einen Glorienſchein hüllte, ſo erglühten auch ihre Seelen in heiligem Glanze. Zwei Menſchenſeelen hatten ſich jung und kindlichrein erſchloſſen und wie ſie einander aufnahmen, rauſchte der ewige Geiſt aus ihnen auf und über ſie hin.

Es war gut, daß es nach ſolchem Entäußern des innerſten Lebens etwas zu thun gab. Die Beiden ſuchten die Theile der Stockflöte, die ſie erſt nach langen Mühen fanden und Freihaupt mußte über die Empfindſamkeit lächeln, die es ihm leid ſein ließ, daß er das fremde Korn zertreten mußte. Er verſchwieg dies aber, und nun ſchritten die Beiden, die ſich kaum zwei Stunden kannten, wie Brüder und Jugendfreunde ihres Weges fürbaß. Keiner redete ein Wort, jetzt aber nicht, weil ſie einander fremd waren, ſondern weil es keines Wortes mehr bedurfte.

Freihaupt wollte im Zergliedern des Erlebniſſes ihm die entſprechende mindere Bedeutung geben, ja ſogar es komiſch finden; aber er ſchüttelte

mehrmals den Kopf, als ob er zu seinen Gedanken Nein! sagen wollte. Der Lehrer dagegen nahm seine Flöte auf und begann nun Ernstes und Lustiges in den Abend hinein erschallen zu lassen, daß die Leute in den „einödigen" Häusern auf die Söller herauskamen und dem seltsamen Wanderer nachschauten und nachhorchten.

„Es thut mir leid," sagte endlich Freihaupt, „daß ich dich nicht mitnehmen kann in die neue Welt."

„Ich ginge auch gerne mit dir. Glaubtest du mir ein freies Schicksal bereiten zu können?"

„Ich weiß nicht."

„Wie kommt's, daß du in diesem Jahre noch keine Kirsche gesehen oder gekostet?"

„Ich war . . . krank. Nein, ich kann dir nicht lügen und darf dir's doch nicht sagen."

„So liegt auf deiner Vergangenheit ein Geheimniß? Ich könnte nicht leben, wenn ich etwas zu verbergen hätte."

„Für dich taugte das auch nicht."

Die nahen Waldberge am Wege erschienen noch grün, während die zurückstehenden sich schon schwarzblau gefärbt hatten, als die beiden Wanderer in das eigentliche Dorf eintraten.

Drittes Kapitel.

In hochgespannter Stimmung gewinnt leicht Alles eine ungewöhnliche Bedeutung und Eindrucksfähigkeit. So äußerte der Oekonom als sie unter dem Abendgeläute in das Dorf eintraten: was ihm nur in jungen Jahren zu geschehen pflegte, erneuere sich ihm jetzt; ihm sei, als ob Alles was jetzt begegnete, ihm schon einmal vorgekommen wäre, er habe dieses Dorf im Abendgeläute mit allen Einzelheiten schon einmal geträumt.

„Vielleicht warst du schon einmal in Eppenberg?" sagte der Lehrer.

„Jetzt kenn' ich's, das ist ja Eppenberg. Wunderbar, daß du mich gerade hierher führst."

„Hat der Ort für dich eine Bedeutung?"

„Laß das," fuhr der Oekonom plötzlich auf, „Du hast mir eine honigfarbene Idylle vor die Seele gezaubert, das macht weichmüthig und krank. Ich bin ärgerlich auf dich —"

„Auf mich? Das thut mir tief weh."

„Ich sollte eigentlich auf mich ärgerlich sein, und siehst du? du bist schon so mein Freund,

daß ich dich kränken darf, kränken muß. Du sagtest mir, ich könnte dein Leben nicht fassen, dessen Komma und Punktums aus kleinen und großen Ferien besteht. Sieh mich an, da liegt die Welt vor mir mit ihren tausend und aber tausend Thätigkeiten, welche soll mich fassen? Das ist mehr Pein. Wie meinst du? hatte jener stolze Römer recht, der das Wort sagte: Lieber in diesem Dorfe der erste als in Rom der zweite?"

„Ich verstehe dich nicht."

Der Eintritt in die Herberge unterbrach die unverständlichen Ausbrüche einer Menschennatur, deren Urgrund noch so räthselvoll war.

Konnte der Oekonom vorhin in seinem Gefährten das offenbar lüsterne Aufzählen der Dienstemkünfte bei der sonstigen überschwänglichen Art nicht begreifen, so überkam den Lehrer jetzt eine furchtsame Scheu vor dieser Rauflust, die sich gegen das eigenste Wesen kehrt.

Der treffliche Landwein, bei dem die Genossen jetzt erst förmlich Brüderschaft tranken, brachte indeß eine heitere Stimmung. Der Lehrer kam bald wieder aus eigenem Antriebe auf seine Auswanderungslust zu sprechen; der Gefährte, der sich die wunde Hand aufgebunden und nach

der Verletzung in der inneren Fläche geſehen hatte, hielt eben das eine Ende des weißen Tuches zwiſchen den Zähnen, um es wieder zu verknüpfen, als der Lehrer ſagte: „Mir wär's lieb, wenn mich einer zwänge fortzugehen“. Da ſah ihn der Gefährte ſtumm die Zähne übereinander beißend, mit einem heftigen und frohlockenden Blicke an. Als er ſein Werk vollendet hatte widerſprach er: „Du biſt zu ſchwärmeriſch, zu verbeckt, mit einem Worte zu gemüthlich für Amerika. Ich ſchaffe mir noch einen Hund an, der Gemüthlich beißen muß.“

„Dann läuft dir die Gemüthlichkeit überall nach“ erwiederte der Lehrer lächelnd. „Es käme noch auf die Probe an und ich möchte dir beweiſen, welche Kräfte noch in mir ruhen.“

„Laß ſie ruhen in Frieden. Nein, geſtehe ehrlich: Deine Wanderluſt hat nicht blos das Verfaulen Europa's, den reinen allgemeinen Gedanken zum Grunde, es wächſt keine lebendige Blume in den Schubladen des Apothekers und kein grüner ſaftfriſcher Baum aus dem Studiertiſche eines Profeſſors; du wanderſt auch nur aus, weil du noch einen perſönlichen Grund haſt.“

Der Lehrer, der eben das Glas zum Munde führen wollte, ſah über demſelben weg den Ge-

fahren bedeutsam an, dann leerte er das Glas auf einen Zug, sah sich scheu um und sagte endlich:

„Siehst du den sanften Mondenschein drausen auf Feld und Wald? Komm, wir gehen auf die Ruine."

„Soll ich noch zu guter Letzt alle deutschen Narrheiten mitmachen? Was Ahler? Eine romantische Fledermaus müßt ihr in euer Nationalwappen setzen."

„Komm mit."

Sie gingen doch.

„Es ist nicht gut von dir," sagte der Lehrer, „daß du mit so bitterem Hohne von deiner Mutter scheidest."

„Von meiner Mutter? . . . Warum sagst du von meiner Mutter? Ich habe mein Vaterland zu sehr geliebt, seine Stricke haben die Abschiedshand zerfleischt."

„Du bist also . . . ?"

„Frage nichts, ich sage dir die Wahrheit nicht. Ich will nicht von meinem Schicksal reden. Die Menschen sind so verderbt, daß sie aus ihrem Schmerze eine Glorie machen und mit einem gewissen Wohlgefühl um Mitleid betteln. Erzähle, was drängt denn dich fort?"

„Meine Geſchichte iſt ganz einfach. Mein Vater war fürſtlicher Stallknecht, ich erinnere mich ſeiner nur noch als ihm die graue Uniform um den Leib ſchlotterte, ſein Huſten höre ich noch immer; er hatte ſich mit einem arabiſchen Hengſte überſtürzt und das Pferd hatte ihm die Bruſt zerdrückt. Dein muthiges Weſen zeigt mir, daß du keine Ahnung haſt von dem Jugendleben eines Kindes, dem immerdar eingeſchärft wird, ſich demüthig zu beugen und von den vornehmen Kindern Alles gefallen zu laſſen. Mein Vater wurde Thorwart am ſüdlichen Eingange in den Hofbau. Dort ſaß er nun vom Morgen bis zum Abend am Fenſter, und viel öfter als die Schwarzamſel im Bauer über ihm ſang, huſtete er. Eine Ohrfeige, die er mir einſt gab, iſt mir am lebendigſten von ihm in Erinnerung geblieben. Mein Kamerad Wilhelm Vogel, war der Sohn eines Kammerdieners. Mein Vater ſitzt eines Sommerabends vor der Thüre, ich mit dem Wilhelm nicht weit davon; da ſagt der Wilhelm: das Schloß iſt das große Storchenneſt und im Hofbau da ſind die Spatzenmenſchen, die ſich in den Wänden des großen Neſtes anſiedeln. . . Unverſehens bekommen wir beide einen tüchtigen Schlag an den Kopf und vor

uns steht mein Vater und spricht weiter kein Wort.

Das ist die erste Ohrfeige, die ich um den Freiheitssinn Wilhelms bekommen, eine spätere spüre ich noch. Ich war acht Jahre alt, als ich mit meiner jüngeren Schwester in's Waisenhaus kam, meine Mutter war bald nach dem Vater gestorben. Ich war so albern, im Waisenhause Talent zu zeigen. Während ich sonst einen guten Hofdienst bekommen hätte, wurde ich nun zum Schullehrer bestimmt. Ich weiß noch: mein einziger Trost war, daß ich nun doch auch Kleider wie andere Menschen bekam und nicht aus der Waisenkleidung in die Uniform überging. Ich ward Lehrer an der Armenschule, meine Schwester Hausmädchen bei der Oberhofmeisterin von Belgern."

„Wie hieß deine Schwester?"

„Clara, sie wurde aber Christel genannt weil ihre Vorgängerin so hieß. Sobald ich in der Lage war, nahm ich meine Schwester zu mir und führte eigenen Haushalt. Ich legte ihren Lohn, den sie anderswo verdient hätte, regelmäßig auf die Sparkasse. Wir lebten sehr glücklich. Im Seminar hatte ich meinen Kameraden Vogel wieder bei mir gehabt, er war ein

Mensch, schön wie ein griechischer Gott, voll kecken Uebermuths, der uns Alle namentlich vom Turnplatze her beherrschte; er war der beste Mathematikus und ein vortrefflicher Sänger, man nannte ihn nur den Singvogel."

„Er sang Tenor."

„Kanntest du ihn?"

„Erzähle weiter."

„Wilhelm hatte nur Sinn für Melodie und keinen für Rhythmus; das geht vorbedeutend durch sein ganzes Leben. Er war zweifelhaft, ob er zum Theater oder unter das Militär gehen solle. Er trat in die Artillerie, brachte es aber seltsamerweise nicht weiter als zum Oberfeuerwerker, obgleich er die Offizierszöglinge zum Examen einpaukte. Wilhelm besuchte uns oft und — da ist nicht viel zu sagen, Clara war seine Geliebte. Ich drang stets darauf, daß er um eine Civilversorgung nachsuche; er konnte Gerichtsdiener werden, das war eher zur Begründung einer Familie geeignet. Er betrieb die Sache nur lässig, worüber ich oft Hader mit ihm hatte. Als Versöhnung mußte ich dann seinen Gesang zum Klavier begleiten. Damit hätte er noch andere Menschen versöhnt als mich. Wieder tauchte die Theaterlust in ihm

auf. Da kam der Frühling 48. Ein Baum im ſtillen Thalgrunde, wenn er reden könnte wie im Frühling die Säfte durch Stamm und Zweige rieſeln und rollen, wie in allen Knospen Pulſe klopfen, ſo freudeſelig war mir's; ich hätte gern die ganze Welt an mein jauchzendes Herz gedrückt. Ich rufe mir das oft zurück, ich will es nie vergeſſen, nie. Als erſte Begünſtigung des Volkswillens wurden zwanzig Unteroffiziere zu Offizieren befördert."

„Ja ja, man kaufte dem großen Rinde, Volk genannt, ein Spielzeug aus ſeinen eigenen Steuern."

„Wilhelm war der erſte unter den Avancirten. Er kam jubelnd zu uns. Ich aber weigerte ihm die Hand und erklärte ihm unbedingt, daß er nie mehr unſere Schwelle betreten dürfe; als Offizier konnte er meine Schweſter nie heirathen, da an ein Aufbringen der nöthigen Cautions-Gelder gar nicht zu denken war. Er betheuerte, daß auch das abgeſchafft würde. Ich blieb ſtandhaft und meine Clara mußte vor meinen Augen von ihm Abſchied nehmen. Ich ſah ihn nie mit den Epauletten. Seine Batterie mußte bald nach der Grenze. Mitten im Jubel der ganzen Welt war jetzt in meinem Hauſe

ſtille Trauer. — Meine Clara duldete ſtill und demüthig, ſie lächelte mir zu wenn ich kam, aber der alte Friede war dahin. Ich pflegte unbeirrt meines Berufes, ich hielt mich nie wie ſo viele meiner Collegen für geeignet, ein großer Staatsmann zu werden. Ich war nur Einmal in der Verſammlung des Volksvereins."

„Warum?"

„Ich bin mit meinem einzigen öffentlichen Antrage glanzvoll durchgefallen. Ich beantragte, daß die Demokratie es ſich zur Pflicht mache, die öffentlichen Gärten und Anlagen zu ſchützen. Und noch heute iſt es meine Ueberzeugung, daß dieſe Kleinigkeit den Beweis führt, daß wir nicht zu Republikanern taugen; wem es beliebt beſchreitet den Raſen und Niemand will freiwilliger Wächter der Ordnung ſein. Die alten Griechen hatten gewiß keine Schildwachen und Warnungstafeln bei ihren öffentlichen Bildſäulen."

„Wie ging dir's in deiner Schule?"

„In meiner Schule ward mir's ſchwer, der Zuchtloſigkeit nur einigermaßen Meiſter zu werden, an regelmäßigen Beſuch war gar nicht mehr zu denken. Ich lehrte die Kinder das Lied: Was iſt des Deutſchen Vaterland? Ich hatte viel Mühe mit dieſem geſungenen Katechismus,

und gewiß hundertmal mußte ich erklären, daß in dem Verse:

So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt

das Wort Gott hier im Dativ gebraucht ist. Unter sich aber sangen die Knaben das Heckerlied und waren Alle eingefleischte Republikaner. Mehr als ein Dutzend meiner Schüler ließen sich den ganzen Sommer über nicht mehr sehen. Sie standen im Dienste der Propaganda als fliegende Buchhändler und diese Placate und dergleichen spukten immer unter den Schulbänken und drängten ihre Stichworte in die Schreibhefte, deren Decken revolutionäre Gestalten und Worte trugen. Der glücklichste heiligste Tag meines Lebens war der 6. August."

„Du hofftest also damals noch etwas von den traumhaften Staatsweisen der Paulskirche, die zuerst den Feind bewaffneten, und dann mit leerer Hand Gesetze geben und Geschichte machen wollten?"

„Meine ganze Seele war Eine Freude. Ich erklärte den Kindern, daß es an diesem Tage gerade zwei und vierzig Jahre seien, seitdem Deutschland selbst den Namen der Einheit aufgegeben habe. Und als ich mit meiner Schule

hinauszog, wo das ganze Volk mit den Waffen in der Hand seinem selbsterwählten Reichsverweser huldigte, als Tausende und aber Tausende riefen: Hoch das einige freie deutsche Vaterland! als ein Jeder die Hand seines Nachbars faßte und ihn an die Brust drückte wie einen endlich wiedergefundenen Bruder, da mußte ich vor Freude weinen."

„Und du möchtest dennoch auswandern?"

„Ja," fuhr der Lehrer fort, nachdem er sich eine Weile beide Augen mit der Hand gedrückt hatte. „Ich will es kurz machen. Der zweite Frühling kam, die Hoffnungen erstarben in ihm, die bewaffnete Erhebung brach aus. Wilhelm trat als Oberst bei uns ein. Ich war widerstandslos, meine Clara glückselig. Wilhelm war der letzte unter den Flüchtigen; ein Brief aus Straßburg rief meine Clara zu ihm, sie war entschlossen ihm zu folgen. Ich geleitete sie, und an meiner Hand ging sie zum Traualtar. Die Beiden klammerten sich an mich, ich solle mit ihnen in die neue Welt ziehen; ich riß mich gewaltsam los. Ich kehrte zurück in's Vaterland und wurde, weil ich mit Wilhelm zusammen gekommen war, suspendirt und zur Untersuchung gezogen. Ich ward freigesprochen und es gelang

den Bemühungen der Fräulein Theorosa von Schüttenhelm, einer Wohlthäterin, die die Armenschule oft besuchte, in Gemeinschaft mit der Frau des Consistorial-Directors, bei deren Eltern meine Mutter in Dienst gestanden hatte, mir die Stelle zu verschaffen, der ich zuwandre. Ich werde mir Mühe geben, meinen Beruf zu erfüllen, aber meine Seele steht auf der Lauer und blickt hinüber über das Meer. Hier komme ich nie mehr, das weiß ich, zu einem erträglichen Loose, ich stehe auf der schwarzen Tafel und drüben sind die einzigen Menschen, die mein sind."

Man war auf der Ruine angelangt.

„Du würdest also" sagte der Oekonom, „wenn du hier einen Schatz fändest, es ist ja in alten Ruinen möglich, schnurstracks damit an's Meer eilen?"

„Foppe mich nicht."

„Komm hieher in's Licht, hier, kannst du lesen? Nimm und behalte es."

Der Lehrer hielt in zitternden Händen ein Päckchen englischer Banknoten im Betrage von zweihundert Pfund Sterling.

Viertes Kapitel.

„Hat meine Offenherzigkeit das verdient?“ ſagte der Lehrer, das Päckchen zurückgebend, „daß du mich ſo verhöhnſt?“

„Du behältſt das Geld, ich ſchwör' es dir, ich thue den Schwur der Polen: So wahr ich meine Mutter liebe, es iſt mein Ernſt.“

„Biſt du?...“

„Sieh mich an, ich habe keinen Pferdefuß. Sind wir Menſchen nicht die armſeligſten Creaturen! Wir ſprechen mit heißem Herzen einen Wunſch, und vermöchte ein Zauber uns ſolchen zu gewähren, wir ſtünden mit offenem Munde und ſchlaffen Händen da. Friſch auf Bruder! Du ziehſt nach Amerika.“

„Und du?“

„Ich ziehe auf deine Stelle. Gieb her, hier haſt du alle meine Papiere, gieb die deinen. Du heißt Freihaupt und ich bin der Lehrer Eugen Baumann. Hokuspokus Peſtalozzi, ich bin wohlbeſtallter Meiſter Bakel.“

„Heißt du denn Freihaupt?“

„Nein, aber du kannſt nicht leben, wenn du ein Geheimniß haſt und zu deiner Sicherheit darf ich dir nicht ſagen, wer ich bin, wenn ich auch wollte.“

„Wie kommſt du zu dieſem Reiſepaß mit den vielen Viſa's?“

„Das darf ich dir ſagen, dieſer Ablaßzettel iſt nicht älter als zwei Tage. Wir haben hülfreiche Beamten und eigene Amtsſiegel aus allen Provinzen Deutſchlands, ja ſelbſt an geſandtſchaftlichen fehlt es uns nicht... Jetzt frage aber hierüber nichts weiter, du erfährſt nichts mehr lieber Freihaupt.“

„Und warum fliehſt du nicht nach der nahen Grenze?“

„Weil ich in deine Stelle eintrete.“

„Das kann nicht dein Ernſt ſein.“

„Mein heiliger Ernſt. Du haſt es heute geſagt: Niemand hat das Recht, ſich perſönlich vom Gebot der Idee zu emanzipiren. Ich mache nur eine andre Anwendung. Das iſt die Jämmerlichkeit unſrer ganzen Zeitgenoſſenſchaft, daß Jeder auf die allgemeine Umwälzung wartet und nicht mit ſich anfängt. Es gibt Barone und Geldſäcke, die ſich theoretiſch zum Socialismus ja zum Communismus bekennen, das iſt leicht,

weil ſie wiſſen und fühlen, daß nichts daraus wird, und einſtweilen fröhnen ſie der raffinirteſten Genußſüchtelei; es gibt Tauſende, die in Zornes-Flammen lodern über die Zurückſetzung der Menſchen, Gleichheit! Gleichheit! rufen ſie, ſelber aber fühlen ſie ſich gelangweilt ja angeekelt in der Geſellſchaft von Schuſtern und Kattun-Druckern, und muthe ihnen nur einmal zu, daß ihr eigen Hausgeſinde mit an ihrem Tiſche eſſen ſollte. Ich aber habe mit Herz und Hand gelobt, ich will mich meiner Liebe zum Volke, zu dem armen, beſchmutzten, laſterhaften und doch allein noch heiligen opfern; ich bin entſchloſſen, es zu vollführen. Du haſt mit Recht von dir geſagt, du habeſt der Humanität dein Theil Opfer gebracht, mir aber erfüllſt du das heißeſte Verlangen, da du mich eintreten läſſeſt in Deine Stelle."

„Ich kenne dich nun ganz, dein Name ſei welcher er wolle. Bedenke aber, daß es hier leicht gehen kann, wie bei allen ſchwärmeriſchen, raſchen Bündniſſen. Es iſt leicht geſagt: Ich weihe dir den ganzen Inhalt meines Seins, könnte man die Summe der Liebe auf Einmal geben, einem zerſchmetternden Schickſalsſchlage ſich bloßſtellen und vergehen, es wäre leicht;

aber die kleinen ſtets wiederkehrenden Opferungen, die werden dich erkälten."

„Mein einziger Glaube iſt der an die ewige Göttlichkeit des Menſchengeiſtes. Dieſer Glaube ſteht in mir und iſt von keinen Erſcheinungen außer mir abhängig. Die Verderbtheit und Bosheit, ja die Gemeinheit kann manches Außenwerk zerſtören, in das Allerheiligſte hier dringt ſie nicht."

„Und du ſagteſt doch, daß Niemand aus einer allgemeinen Idee ſich zu einer That bringe?"

„Ja und auch ich bin keine Ausnahme. Wer ohne perſönliche Anreizung und Abſicht die Thaten vollbrächte, der wäre der Heiland der Welt. Wer die ganze Welt liebte und vollkommen unſelbſtiſch immer nur für ſie arbeitete, den müßte die ganze Welt gegenlieben und ihm zu Dienſten ſein. Ich geſtehe dir, daß ich weit von dieſer Erhabenheit bin, mich hält noch ein beſonderes Etwas im Vaterland zurück."

„Und das darfſt du mir nicht ſagen? Bedenke, ich bin wenn ich hinüberziehe, wie ein Sterbender, ich habe kein Wort mehr für das Diesſeits. Du ſchweigſt? Willſt du vielleicht an einem Menſchen Rache üben?"

„Nein, es iſt das Heiligſte und Reinſte was mich zurückhält."

„So muß ich es wiſſen, daß es mich befeſtige und tröſte, wenn ich dir willfahren ſoll.“

Der Oekonom zog den Lehrer feſt an ſich nnd ſagte dann mit gepreßter Stimme:

„Ich ſuche meine Mutter. Sie iſt nicht todt, ſie kann nicht todt ſein und doch ſpurlos verſchwunden... Ich kann dir jetzt die Geſchichte meines Lebens nicht erzählen. Damals, wie ich dir heute erwähnte, als ich am Rheine die fröhlichen Zeitgenoſſen fand, war ich auf der falſchen Spur, irregeleitet durch einen habſüchtigen Rheingauer Schiffer. Ich kann dir nicht ſagen, wie mir's war, als ich vor die Frau hintrat, die meine Mutter ſein ſollte; mein Herz ſtand ſtill, meine Zunge war gelähmt, zerſchmettert und beſchämt zog ich von dannen ohne das rechte Wort ausgeſprochen zu haben. Und doch ſie lebt, ſie muß leben, o laß mich nicht weiter erzählen.“

Der Lehrer ſtand erſchüttert, dennoch hatte er noch mancherlei Bedenken, aber alle wurden in einem Tone vorgebracht, der den Wunſch einer Widerlegung beiſchte, die auch leicht gegeben ward. Er ſchien weſentlich beruhigt und einverſtanden, als er plötzlich wieder aufſchrie: „Nein nein, es geht nicht.“ Er deutete nach

der hell vom Monde beleuchteten Thurmwand hin. „Siehst du" fuhr er bebend fort „dort meinen Schatten? Ich komme mir vor wie Peter Schlemiehl, der seinen Schatten verkauft, ich kann nicht, ich kann dir meinen Namen nicht geben."

Ein helles Gelächter widerhallte in den Ruinen. Rasch aber suchte dann der Oekonom wieder die Stimmung des freudigen Ernstes zu erregen, mit der sie die „Wiedergeburt zweier Menschen" begehen wollten. Der Lehrer kam ihm dabei zu Hülfe, sei es, daß er sich seiner eben gethanen wunderlichen Aeußerung schämte und ihr eine höhere Bedeutung zu geben strebte, oder daß dieser Gedanke schon vorher in ihm lebte und nur aus ihm jener Ausruf wie ein sturmgebrochener Zweig sich ablöste, genug er äußerte:

„Jetzt überkommt mich's so schwer, daß ich in Amerika fortleben, einen andern Namen führen, ein neues Dasein gewinnen soll und nicht als Deutscher fortleben, für Deutschland da sein. Das ist wie die von den Philosophen ausspekulirte Unsterblichkeit, ohne persönliches Bewußtsein als Atom des Weltganzen. Es ist gleich, ob ich mich in Nichts auflöse oder bewußtlos, abgetrennt von aller Erinnerung fortschwimme im Weltbrei."

„Wie du nur so reden kannſt, du erbſt ja hienieden eine Unſterblichkeit. Du willſt vielleicht gar noch dann immer Eugen Baumann heißen, wenn einſt dieſe reputirliche Naſe eine wirkliche Kartoffel und dieſe blauen Augen lebendige Veilchen geworden ſind? Biſt du nicht ein Menſch und ſind nicht drüben über'm Meere all' deine ſchönſten Erinnerungen?"

„Ja ja, das iſt's, ja ich komme," ſprach er haſtig als rufe ihn Jemand, dann fuhr er wieder weichmüthig fort: „Halte mir nur meinen Namen in Ehren, ich habe keinen Makel darauf kommen laſſen. Es iſt närriſch, daß ich daran denke, aber thu's mir zu lieb und lach' mich nicht aus."

Er überreichte zitternd ſeine Schriften aus der Bruſttaſche, dann ſagte er fröſtelnd: „komm fort, mich friert, als wäre mir ein Stück aus dem Herzen genommen; aber es iſt Alles gut, ganz gut. Wie heiß ich? ruf mich, daß ich's merke. Freihaupt! Freihaupt!" rief er über die im Mondſchein glänzende Landſchaft hin und es war faſt geiſterhaft, da ein Echo den Namen zurückrief, wie aus einem Verſtecke heraus.

Die Beiden kehrten nach dem Wirthshaus zurück. Der Oekonom beſtellte eine Bowle Glühwein.

Fünftes Kapitel.

Beim dritten Glase des starkgewürzten Trankes lebte der Lehrer wieder auf und machte sich über den Neugebornen lustig, der so tapfer zechen könne.

„Noch ein Glas für den Freihaupt," rief er jetzt. Der Oekonom aber weigerte dies, da sie nicht in das neue Leben hineintaumeln wollten und noch Ernstes zu bereden hätten. Er verlangte vor Allem Nachrichten über die Familienbeziehungen und persönlichen Verhältnisse des Lehrers und vernahm zu seiner Beruhigung, daß er jener fast ganz ledig sei und persönlich einsiedlerisch gelebt habe. Nun wünschte er einige feste Handhaben für den Unterricht der Jugend, da die Verantwortung für das Geistesheil so vieler jungen Menschenkinder keine geringe sei und nicht leichtfertig übernommen werden könne.

Der Lehrer sah den Fragenden geraume Zeit starr an, dann begann er lächelnd: „Die Kunst in drei Stunden ein fertiger Pädagoge zu werden — das Buch fehlt uns noch. Merke

dir vor Allem: Wenn du in die Schule kommſt, da ſitzen die Kinder gekämmt und ungekämmt hinter den Bänken, da räuſpere dich und denke ſtill bei dir: Alles was du weißt iſt nichts nutz, alle deine Methoden von Adam bis auf Wurſt und Becker ſind nichts nutz und jetzt biſt du der beſte Lehrer. Frag deine Kinder aus, ſieh ihre Schreibhefte nach und geh weiter. Macht euch eure Methode mit einander und es gebt Alles gut. Alle abſtrakte Methodik iſt nichts als ſyſtemwüthige Spiegelfechterei, das Beſte was ein Lehrer in ſeiner Schule leiſtet, kommt aus ihm perſönlich, aus dem reinen Naturtriebe."

Trotz dieſer ſcheinbar ſkeptiſchen Bekenntniſſe knüpfte der Lehrer dennoch eine Menge kleiner praktiſchen Kunſtgriffe an ſeine Erörterung. Er gerieth dabei ſo in Redefluß, daß er gar nicht enden zu wollen ſchien; er verbreitete ſich ausführlich über die endliche Erlöſung von der abſtrakten Methode und lachte dabei ſelbſt über ſeinen eigenthümlichen Humor, da er bei Darlegung des Sprachunterrichtes ſagte: „Man iſt endlich wieder darauf gekommen, daß das lebendige Geſchöpf vor der gebackten und logiſch componirten Wurſt da iſt." Der Oekonom war von dem Gehörten ſo befriedigt, daß er dem Redner

mehrmals wieder einschenkte und dieser trank fast ohne Pause zu machen immer wieder rasch aus.

Als der Oekonom fragte, welche kirchlichen Verrichtungen ihm als „protestantischen Lehrer" zukämen, da faßte ihn der Lehrer so heftig an der rechten Hand, daß er vor Schmerz aufschreien mußte, der Lehrer aber überschrie ihn mit den Worten:

„Du bist wol gar kein evangelischer Christ?"

„Ich bin als Christ geboren und erzogen."

Der Lehrer ließ sich in absonderliche Schmähungen auf die deutschen Grundrechte aus, die es verschulden, daß die Confession nicht mehr aus dem Reisepasse ersichtlich sei. Der Oekonom verstand es rasch die Erörterung auf den Kampf zwischen Kirche und Schule überzulenken und hier loderten nun die Zornesflammen des Lehrers über die Knechtung der Schule durch das Pfaffenthum gewaltig auf; es war weniger das kirchliche Prinzip, gegen das er eiferte, als daß nicht Lehrer und nur Lehrer zu den oberen Schul-Behörden aufrücken und so in alten Tagen eine höhergestellte und minderangestrengte Wirksamkeit finden sollten. Plötzlich sprang er auf, faßte den Oekonomen an beiden Armen, ein Gedanke, den er vorhin überhört, stieg jetzt drohend in ihm auf.

„Die Verantwortung iſt zu groß," rief er, „die Seelen der Kinder ſchreien auf nach mir. Gieb mir meine Zeugniſſe wieder, du mußt, wer weiß, ob du nicht ein gemeiner Verbrecher, der auf meinen Namen weiter rauben und morden will. Hier nimm dein Geld, Alles, gib mir mich ſelbſt wieder. Du mußt, du mußt, ich ſchreie Feuerjo! Hülfe! zum Fenſter hinaus."

Schmerzlich lächelnd reichte der Oekonom die Schriften, indem er bald vor ſich hin ſagte: „O das Mißtrauen, das bindet und knechtet mehr als Ketten und Bajonette. Mißtraue dir ſelbſt und du gründeſt die Pfaffenherrſchaft, mißtraue deinen Mitbrüdern und du gründeſt die Fürſten-Herrſchaft. Und glaubſt du das Mißtrauen getödtet zu haben, der Geiſt des erſchlagenen kämpft immer wieder und Schwerter, aus der ungreifbaren Luft geſchwungen verwunden und ermorden dich. Ich könnte dir ſagen wer ich bin, ich bin... nein, ich kann dir's ja nicht beweiſen. Nimm Alles wieder, ich zürne dir nicht, denke, es war ein Traum."

Der Lehrer war auf einen Stuhl geſunken und ſaß mit niederhängendem Kopfe da. Eine lange Pauſe trat ein nach der er vor ſich hin ſprach: „Jakob erhielt den Namen Iſrael erſt

nachdem er mit Gott gerungen, Theſeus hieß erſt von da an ſo als er die Waffen ſeines Vaters unter dem Felſen hervorgeholt hatte; es iſt ſchön ſeinen Namen erſt zu gewinnen durch eigne That."

Man wußte nicht, ſprach er mit ſich oder ſeinem Nachbar als er fortfuhr: „Eugen, ich wäre nicht mehr glücklich in meinem umgrenzten Sein, der Käfig war offen und ich hatte nicht den Muth hinauszufliegen. Ja ja, du biſt angeſtellt und die Beſoldung ſteckt dir drüben und drüben Futter und Trank an den Käfig. Nein, nein. O mein Vaterland!" Laut weinend fuhr er fort: „Clara und Du kecker Singvogel, ihr ſeid meine einzigen Menſchen auf der Welt. Sollen meine Augen euch nie wiederſehen? Lebt ihr auf einem Sterne, geſtorben? Nein, ich konnte zu euch und meine Füße waren feſtgewurzelt, der Boden will mich nicht laſſen. Gebt mir euren James auf meine Arme. Nein du ſollſt nicht James heißen. Ein Deutſcher mußt du werden." Er ſprang auf, umarmte und küßte den Oekonomen und rief voll wilder Freude: „Drüben in der neuen Welt will ich wirken für die Rettung des Deutſchthums. O! es iſt herrlich, es ſoll nicht untergehen in fremder

Bildung, deutſcher Name- und deutſcher Geiſt müſſen hochgeachtet bleiben. Jeder Deutſche muß auf ſein Vaterland zurückſchauen wie die Juden auf Kanaan, ohne Luſt zur Wiederkehr und doch treu gedenkend. Europa iſt der Orient Amerika's. Ja, ich ziehe hin. Verzeih mir lieber Herzens-Bruder. Nun bitt' ich dich nur eins, zwinge mich, thu mir die einzige Liebe, zwinge mich, laß nicht ab, daß ich in dieſer Stunde noch abreiſe."

Der Oekonom war mit Ruhe all den irrlichtelirenden Sprüngen in den Aeußerungen des Lehrers gefolgt, er glaubte anfangs weſentlich die Folgen des ſogenannten trunkenen Elends zu ſehen und ſchalt ſich ob ſeiner Nachgiebigkeit und Vergeſſenheit. Als er nun aber die neue Wendung zur Rückkehr wahrnahm, ſtand es feſt in ihm, jetzt nicht darauf einzugehen; es erſchien ihm nun einerſeits wirklich vermeſſen, mit der Jugendbildung eines ganzen Dorfes einen gewagten Verſuch zu machen, andrerſeits erſchien es als ein Frevel, dieſe weichmüthige Natur, die mit ſo geheimen zarten Banden an das Vaterland geknüpft war, loszureißen und einem wechſelvollen Schickſal zu überlaſſen. Er ſagte daher entſchieden und beſtimmt:

„Unſre Angelegenheit iſt erledigt. Ich ſehe wohl, man kann nicht in einer Stunde einen neuen Menſchen anziehen. Bleibe du ruhig in deinem Berufe, ich ziehe meinen Weg. Rede dir ja nicht ein, du hätteſt in der neuen Welt für das Deutſchthum wirken können. Wer nach Amerika auswandert und an einer Nationalität feſthalten will, iſt ein Narr oder ein Schwärmer. Die Freiheit dort hat den Beruf, den die Kirche erfüllen wollte und nie konnte, ſie hebt die Unterſchiede der Nationalitäten auf und einigt die Menſchen zu Einer Familie. Da müſſen Sprache, Sitten und Gewohnheiten unterſchiedslos verſchwinden."

„Das iſt deine Anſicht und gewiß auch nicht ganz. Du willſt mich durch Widerſpruch nur abwendig machen oder gar..."

„Reizen und locken meinſt du wol? Sieh doch, ich hielt dich für einen kindlich reinen Menſchen, aber du weißt auch von Hinterliſt. Ja ja, es gibt kein Verhältniß auf Erden, das nicht die falſche Klugheit beſchmutzte."

Der Lehrer fiel heftig erregt vor dem Oekonomen auf die Kniee und beſchwor ihn weinend, Alles zu verzeihen und ihm zu willfahren. Der Oekonom aber blieb unnachgiebig.

Der Lehrer ſtand auf, ſchnallte haſtig das Ränzchen auf, nahm ein Buch heraus und als wollte er ein Pfand geben, ſagte er: „Da, nimm das, du haſt ſonſt ein mangelhaftes Exemplar des Converſationslexikons wenn du meine Bücher bekommſt. Hier den Artikel Amerika las ich vorahnend gerade ehe du aus dem Walde traſt. Hör mich ab, ob ich gut gelernt habe. Die vereinigten Staaten Nordamerikas ſind: Maine, Neuhampſhire, Maſſachuſets, Rhode Island, Conecticut, Neu-York, Neu-Jerſey, Penſylvanien, Maryland, Virginien, Georgien, Alabama ...“

„Genug, genug,“ rief der Oekonom lächelnd ob dieſes nach Art eines Schulknaben hergeſagten Penſums.

Mitternacht war längſt vorüber, der Oekonom drang darauf, daß ſie nun ſchlafen gehen müßten. Plötzlich wurden die beiden Männer durch ein Klopfen an die Thür erſchreckt; der Wirth kam mit Entſchuldigungen wegen ſeines ſpäten Eindringens, er ſei eben erſt nach Hauſe gekommen und ſeine Frau habe vergeſſen, den beiden Herren vor Schlafengehen die Päſſe abzufordern, wie jetzt geſchehen müſſe, wenn er nicht in Strafe genommen werden ſolle.

Eine kurze Weile hatte dieſer Zwiſchenfall

die beiden Männer erſchreckt; der Lehrer aber fand ſich am erſten wieder in die frühere Stimmung und ſprach noch aus dem Bette herüber, ihm ſei als ſchwimme er ſchon auf dem Meere, er möchte mit den Schwalben fliegen, die über das Schiff hinziehen. Dann fing er an wie er ſagte, ſein „Teſtament zu machen.“ Die großen Kiſten mit dem Hausrath, mit Kleidern, nachgeſchriebenen Heften und Büchern erbt der Kamerad, nur ein kleines Päckchen Briefe, das kreuzweis mit einem blauen Bande zuſammen gebunden war, ſollte ein Jahr lang unerö̈ffnet bleiben, wenn er bis dahin nicht um deſſen Zuſendung bitte, und noch eins ſchloß er: „die ſilberne Tabaksdoſe meines ſeligen Vaters worin die beiden Trauringe der Eltern in ein rothes Papier eingewickelt ſind, die aufbewahrſt du mir, verkaufſt oder verpfändeſt ſie nie.“ Bei dieſer letzten Zumuthung und Verwahrung richtete ſich der Oekonom auf und konnte ein ſtolzes Lächeln nicht unterdrücken; aus der nach Trödelbude und Pfandhaus gerichteten Furcht und Hoffnung ſah er mehr als aus allem andern den engen Lebenskreis ſeines Gefährten. Dieſer aber fuhr wieder fort ihm zu berichten: Im „Wegweiſer für deutſche Lehrer von Dieſterweg“

werde er viele Bleistiftnotizen finden, die ihm sehr nützlich sein könnten, auch in Jean Paul's Levana, die sein Liebling sei wie Jean Paul überhaupt.

„Das glaube ich," sagte der Oekonom schon halb schlafend. Auf dieses Zeichen der Aufmerksamkeit hin zählte der Lehrer noch all seine Habseligkeiten auf und nahm von jedem einzelnen Stücke Abschied, bis das Bewußtsein von ihm Abschied nahm und er süß entschlummerte.

Als andern Morgens der Wirth die Pässe zurückgab und das Fremdenbuch brachte, das der ewige Belagerungszustand auch hieher geführt hatte, nahm der Lehrer schnell den Paß des Oekonomen, ergriff das Buch und schrieb mit großen sichern Buchstaben hinein: Albert Freihaupt, Oekonom aus Birkenhagen in Pommern. Dann reichte er seinem Kameraden das Buch und dieser schrieb: Eugen Baumann, Lehrer aus Erlenmoos.

Es wurde wenig mehr gesprochen, war ja schon Alles bis zur Verwirrung hin und her erörtert.

Der Oekonom schrieb noch einen Brief, den er dem Lehrer einhändigte, um ihn jenseits der Grenze der ersten Post zu übergeben. Er war an den Kriegsminister in der Hauptstadt adressirt.

Zwei Stunden darauf fuhr ein Bernerwägelein rasch davon der Grenze zu, drinnen saß der Lehrer, er winkte mit seinem Tuche noch oft zurück und pflanzte es zuletzt als Fahne auf seine Stockstöre . . .

Der Oekonom, den wir jetzt als Lehrer vor uns haben, saß hinter dem Tische in halbträumerisches Sinnen versunken, er war voll Müdigkeit wie nach einer Nachtwache bei einem Kranken, wo man fragend in den frischen Tag hineinschaut und nicht fassen kann, wie alle Welt rüstig das morgendliche Leben beginnt. Da kam ein mittelgroßer junger Mann mit jenem bräunlich schmalzigen Gesichte, wie man es so oft bei der oberdeutschen Klerisei findet, sein hellfarbiger Anzug, von Kopf bis Fuß aus graugewürfeltem Sommerzeug bestehend, widersprach jedoch dieser Annahme. Er trat auf den Wirth zu, wobei man ein Hinken an dem rechten Fuße bemerkte, und sagte mit beispielloser Schnelligkeit: „Der Korbmacher hat mich betrogen, die alte Benigna kann nichts als Bücherlieder. War Niemand hier über Nacht? War das nicht euer Fuhrwerk, das mir begegnete? Wen fahrt ihr? Wohin?"

„Was kostet bei euch der Malter Fragsamen?"

„Was meint ihr?"

„Ihr müsset ihn billig haben, ihr könnt ja einem die Milz aus dem Leib herausfragen," erwiederte der Wirth das Fremdenbuch hinreichend.

„Ich habe noch nirgends nach einem Aufenthalt von fünf Tagen so wenig Volkslieder bekommen als hier," sagte der Gewürfelte.

„Ihr kommt auch zur ungeschicktesten Zeit. Es ist jetzt Niemand, bei uns wenigstens, singerig zu Muth."

„Warum?"

Beim Sturmwetter bleiben die Singvögel stumm und wenn's vorbei ist, wagen sie sich auch nicht so bald heraus."

Der Fremde gab das Buch weg und sagte zu Eugen gewendet:

„Sind Sie der Lehrer von Erlenmoos?"

„Mit wem habe ich die Ehre?" erwiederte Eugen.

Der Fragsamenhändler schien auf keinen Tauschhandel eingehen zu wollen, er sagte, daß wenn Eugen eine Stunde ab dem Wege mit ihm gehen oder auf ihn warten wolle, würde er ihn bis Röthhausen begleiten. Eugen dankte und machte sich rasch allein auf den Weg.

Sechstes Kapitel.

„Es war einmal ein wunderschöner junger Prinz, der hatte nichts besseres und schöneres zu thun als immerfort zu wachsen und zu gedeihen, bis er ein streitbarer Recke geworden und als das geschehen war, vernahm er, wie er noch viele Brüder und Schwestern habe, die aber alle von einem bösen Zauberer in Stein verwandelt worden und er zog aus um sie zu erlösen . . .

Das wäre ein mythisch symbolischer Anfang für meine neue Geschichte, ich mag ihn nicht . . .

Arm, hülflos und nackt wurde ein Schiffbrüchiger an's Ufer geschleudert und siehe da, er hatte gleich Ulysses das Vaterland wieder erlangt und er war noch besser dran, als der schlaue Vielgewanderte, denn er hatte ein Anstellungsdekret gerettet."

Noch zu pathetisch, muß besser werden . . . Alter Moz, edler Knochen, wo du auch mit aufgestreiften Hemdermeln sitzest und das große Geschäft der Bier- und Weinvertilgung über

dich nimmſt, du biſt der größte Philoſoph, du biſt jetzt der Pathe eines Neugebornen; mit deinem Wahlſpruche zieht er ein in die friſche Welt: Es giebt kein Geſtern! Alle Vögel ſingen in den blauen Himmel und alle Blumen ſchreiben auf die grüne Erde: Es giebt kein Geſtern ..."

Mit dieſen Worten wanderte der Oekonom, oder wie er jetzt heißt, Eugen Baumann, rüſtig ſeines Weges. Es war ein heller Morgen und die begegnenden Menſchen grüßten in ſo frohem Tone, daß es war als ſpräche die feſte Zuverſicht auf einen heitern Tag, die Freude des Mitgenuſſes aus ihrem kurzen Gruße. Eugen kämpfte all die Beklommenheit und Befangenheit nieder, die ihn beim Eintritt in ein ſo fremdes Daſein überkommen wollte. Es giebt Worte, die uns wie eine angeflogene Melodie Stunden- ja Tagelang umſchwirren und in die Ohren ſummen, man wird ſie nicht mehr los. So erging es auch unſerm Wanderer. Er ſuchte gewaltſam einen Rhythmus in den Worten, da es ihn faſt zwang den Takt ſeiner Schritte darnach zu richten; es gelang nicht. Das aber war ihm geworden, er hatte ſeinen Humor wieder gewonnen, der ihm die Macht gab, über das

Schickſal der Welt und über ſein eigenes zu lächeln; der Humor iſt der Alles beſiegende Herrſcher.

„Ich werde dem hohen Gewichte, das dieſe Dorfcultur in der europäiſchen Civiliſation einnimmt, gebührend Rechnung tragen, im Uebrigen ein wenig Fangballſpiel ſchadet nichts.“ So ſprach er vor ſich hin und dennoch wollten ſeine Mienen nicht ſo heiter werden wie ſeine Worte und Gedanken. — Kein Menſch und käme er juſt von den ſtolzeſten unbetretenen Eishöhen der Speculation und beſchattete der Hut eines Philoſophiedoktors ſeine Denkerſtirne, kein Menſch iſt frei von einem gewiſſen Aberglauben und weigert die Handreichung einem Begegniſſe, das auf unerklärliche Weiſe in das innere Denkleben hineinreicht und es auszudeuten vermag.

Ein Jäger, oder wer ſonſt mit geſpannter Erwartung auszieht in's Weite, um erſt von einer gefundenen Fährte ſich den Weg zeigen zu laſſen, iſt zwiefach geneigt in den Begegnungen eine Verheißung zu erkennen. Das erſte Menſchenbild, das im Thalgrunde dem hellblickenden Auge unſeres Wanderers ſich zeigte, ſchien ein Knabe und ein Mädchen zu ſein, die ſich ſtets bückend hin und her bewegten und wol Blumen

pflückten. Eugen trat auf dieſelben zu und ſah grauenhafte Erſcheinungen, Knollen mit Augen, Füßen und Händen, die Eicheln ſammelten, und als Eugen auf ſeine Fragen nur ein grinſendes Lachen und einige thieriſche Töne als Antwort erhielt, faßte ihn ein Schauder, der ihn die Hände ballen und die Lippen zuſammen preſſen machte. Zum erſten Male waren ihm hier Trotti, ſogenannte Cretinen, begegnet. In ſeiner hochgeſpannten Stimmung ſteigerte ſich ſein Schreck um ſo mehr — das Geſpenſt der verkommenen Menſchheit war ihm erſchienen. Als er des Weges weiter ging, durchzuckte es ihn noch oft wie eine Furcht und er mußte mehrmals zurückſchauen. Je launenhaft kecker ſich der Weg durch das Thal wand, je großartiger nun die Landſchaft wurde, mächtige Felſenzacken an den Bergen aufſchoſſen und der rauſchende Waldbach über Felſentrümmer ſtürzte und maleriſche Buchten und Waſſerfalle bildete, um ſo mehr mußte unſer Wanderer des Elends gedenken, das die Menſchen hier bei dürftiger Nahrung heimſucht.

Es giebt ſchwere Fragen und Sorgen, die man kaum anders los wird, als daß man ſie zur Seite ſchiebt und vergißt.

Unſer Wanderer kam durch das Dorf, wo ihm noch viele ſolche Geſtalten begegneten wie er im Walde getroffen; er ſchritt raſch aber noch immer ohne jene eigenthümliche Geſpenſterfurcht überwinden zu können, vorüber.

Jenſeits des Dorfes als er den Berg hinaufſtieg, der nach einer andern Waſſerſcheide führt, ſagte er faſt laut zu ſich:

„Wir wollten neues Gewand machen, wir wollten der Menſchheit durch die Revolution zu einem naturgemäßen Daſein verhelfen, wir ſind wieder Flickſchneider geworden. Was thut's? Fort mit der Empfindſamkeit! Es muß auch luſtige Flickſchneider geben. Ich habe die Welt bisher nur hoch zu Roſſe und in überſchauendem raſchen Fluge geſehen, jetzt durchwandere ich ſie barfuß. Ich muß über manchen Stein ſpringen, wenn er mich nicht verletzen ſoll."

Wohlgemuth langte er an dem Dorfe Röthhauſen auf der Hochebene an. Schon am erſten Hauſe feſſelte ihn ein liebliches Bild: Auf der überdachten Freitreppe ſaß ein rothwangiges Mädchen von etwa neun Jahren und hielt einen hellaugigen Säugling im Arm, ein Knabe von kaum ſechs Jahren ſtand neben den beiden, er hatte ein Buch auf das Geländer gelegt und

buchſtabirte mühſam, wobei ihm die ältere Schweſter oft freundlich zunickte; der Säugling ſchien das für ein Koſen und Spielen zu halten und griff nach den Augen ſeiner Wärterin. Jetzt veränderte ſich plötzlich die Scene, der Knabe ſprang mit ſeinem friſcheingebundenen Büchlein, in deſſen Beſitz er wol erſt ſeit kurzem gelangt war, raſch die Treppe herab einem Manne und einer Frau entgegen, die aus dem Dorfe kamen; der Vater nahm ihn an der Hand und ſchenkte ihm ein Backwerk, die Mutter aber eilte voraus, nahm ihren Säugling in beide Hände, ihn hoch in die Luft haltend, dann herzte und küßte ſie ihn, ſetzte ſich ſchnell auf die Treppe und reichte ihm die Bruſt; ſie küßte dem gierig Trinkenden ſtets das Händchen, das er ihr an den Mund hielt.

„Der Martin hat's gewußt, daß du bei der Kindtaufe im Lamm biſt," berichtete das älteſte Töchterchen, „er hat bis jetzt geſchlafen."

Der Vater kam und der Säugling ſchien ſeinen Blick zu ſpüren; er ſchaute plötzlich nach ihm um, die Mutter aber winkte dem Manne mit der Hand, er möge fortgehen und das Kind nicht ſtören; ſie durfte nach altem Glauben während des Säugens nicht ſprechen. Der Mann

gab Hut und Rock dem Töchterchen und ging nach dem Stalle, wo ihn ein Brummen der Kühe zu rufen schien. Eine Schwalbe flog ganz nahe am Kopfe der Säugenden vorüber nach ihrem Neste unter der Dachfirste, die Mutter und das Kind schauten mit seltsamen Blicken hinauf nach dem stillen Nachbar, der jetzt aus dem Neste den Kopf herausstreckte und unverwandt sie ansah.

Alles das hatte Eugen mit tiefer Erquickung in die Seele aufgenommen, er war wie festgewurzelt stehen geblieben, und als ihn die Mutter jetzt gewahrte, grüßte er und ging nach dem Dorfe. „O eine Mutter! eine Mutter"! sprach er mehrmals vor sich hin.

Es kam ihm wohl zu statten, daß heute Kindtaufe im Lamm gewesen war, die kräftige Suppe und der Braten waren hier wol auch seltene Gäste, zu denen der etwas herbe Landwein wol mundete.

Wie traumhaft erschien es jetzt dem sinnend und müde Dasitzenden, als ob die ganze Wandlung, die sein Leben seit gestern gewonnen, nur Phantasiespiel sei; er war auf einer vergnüglichen Fußreise und sah sich das Leben und Treiben der Menschen da draußen eine Weile an

und kehrte von einer Landparthie wieder zurück...
„Welch ein Sang! Wo wird geſungen?“

„Drüben in der Schule,“ erwiederte der Lammwirth.

Eugen war erwacht.

Während der Wirth erzählte, daß ſie mitten in der Revolution das neue Schulhaus gebaut hatten, das in der That ein ſtattlicher Bau war, zahlte Eugen ſeine Zeche und ging dann um ſeinen erſten Amtsbruder zu beſuchen.

Siebentes Kapitel.

„Ich ſtürze mich in's heiße Schlachtgetümmel — dieſe tönende Abgangsrede eines verzweifelten Helden hat nur noch den Werth einer Schaumünze; der kühne Degen muß ſich als Rekrut einexerziren und ernüchtern laſſen. Kann man nicht den Tod gewinnen ohne regelrechte Vorbereitung, wie viel weniger ein neues Leben. Da tönt die einſame Stimme aus der verſchloſſenen Thüre, ſo wird bald deine Stimme tönen, Eugen." Er ſtand eine Weile horchend, jetzt trat völlige Stille ein, nur von leiſem Summen und Zwitſchern unterbrochen. Als er angeklopft hatte, trat er ohne das „Herein" abzuwarten in die kindererfüllte Stube.

Nachdem ſich Eugen als Amtsbruder kundgegeben, wollte der Lehrer ſogleich die Kinder entlaſſen, um ihm den freien Nachmittag zu widmen. Eugen bat aber dringend, daß ihm geſtattet würde, beim Unterricht anweſend zu ſein. Nur nach langem Widerſtreben wurde ihm willfahrt. „Meine Schüler," ſagte der Lehrer,

Deeger mit Namen, „ſind nicht für die Parade einexerzirt. Nach Pfingſten hielt der Schulinſpector die letzte Revue. Freilich, ich kann mir's denken, daß ſie von der Stadt in unſere Gegend verſetzt, ſich in einer fremden Welt fühlen. In Ihrer Schule wechſeln die Lehrer ſtundenweiſe. Ja, Alleinherrſcher zu ſein iſt was anderes. Ein Pferd, das allein einen Pflug ziehen muß, liegt ganz anders im Geſchirr als in einem Zwiegeſpann oder gar in der polniſchen Wirthſchaft eines Dreigeſpannes. Auch werden Sie einen großen Unterſchied finden. Die Dorfkinder ſind noch wirkliche Kinder, während ſie in der Stadt, wenn ſie in die Schule kommen, längſt keine Kinder mehr ſind, wenn ſie es überhaupt je geweſen."

Eugen betrachtete ſich ſeinen Amtsbruder genauer. Er war ein Mann am Ende der dreißiger Jahre von unterſetzter gedrungener Geſtalt, die weitaus gewölbte Stirne hatte offenbar ſchon etwas vom Grenzgebiete ſich erobert, denn die röthlichbraunen ſchlichten Haare bedeckten nur mit einer dünnen Schichte das Vorderhaupt, unter röthlichbraunen buſchigen Brauen ſchauten lichte blaue Augen hervor, in deren Blick ebenſoviel biedere Treuherzigkeit als welt-

erfahrene Klugheit sich kundgab, um die Mundwinkel spielte jener Sarkasmus, der eine trotzige Ueberlegenheit über die Menschen anzukünden schien. In seinen Bewegungen war bei Deeger der ausgebildete Turner unverkennbar, der breitspurige matrosenartige Gang, das seltsame gleichzeitige Heben und Senken beider Arme, als ob er ein Ruder regiere, und dazu noch in manchen Bewegungen ein Ansprung, als wollte er über Reck und Barren setzen.

In der That sprang er jetzt auch in rascher Folge mit seinen Schülern durch verschiedene Gegenstände des Wissens. Anfangs übergab er Eugen die Bücher mit der Bitte, er möge fragen, da dies aber wohlweislich und beharrlich abgelehnt wurde, fragte Deeger selber und Alles ging auf Druck und Schlag, obgleich Deeger bemerkte, daß seine besten Schüler bei der letzten Confirmation entlassen wurden. Eugen wollte dem raschen Wechsel der Gegenstände Einhalt thun, aber es gelang nicht, und er hatte so wenig Ausbeute von dem Ganzen als man etwa von einer Dampfreise in unbekannter Gegend hat.

Eugen gerieth mehrmals in Verlegenheit, weil er die Bücher, die ihm in die Hand gegeben wurden, nach Titel und Inhalt so genau

betrachtete. Deeger, der ihn darüber befragte, ſchüttelte den Kopf zu den ſtotternden Entſchuldigungen, die er vernehmen mußte. Sollte der Stadtlehrer wirklich ſo unwiſſend ſein oder wozu ſollte die heuchleriſche Maske?

Das ganze Auftreten des Menſchen ſchien nicht geheuer. Deeger war aber der Mann, der ſich vor keiner Fährlichkeit fürchtete, vor Dünkel und Hochmuth am allerwenigſten. Er ließ ſich nicht leicht imponiren oder verblüffen, denn er hatte den Grundſatz: Mit all ihrer wiſſenſchaftlichen Großthuerei bringen die Menſchen nicht mehr heraus als der einfache geſunde Verſtand und darin ſtelle ich meinen Mann.

Eugen ſah ſich hier zum erſten Male in der zweideutigen Lage, in die er nun gerathen war; ſein Leben war trotz des edeln Zweckes doch eine Lüge, und jede Lüge will zehn andere zum Futter haben, wenn ſie nicht ſterben ſoll. Die Corruption, gegen die er ſich zeitlebens gewehrt, war nun doch über ihn gekommen.

Unſere Zeit hat nicht nur keine blanke That ohne hin- und herzerrende Vorbereitungen, die entweihende Zweifelſucht dringt ſogar in die innerſte Geburtsſtätte des Gedankens.

Eugen war froh, daß er auf die Frage was

er denn bisher unterrichtet habe, die Antwort geben konnte: Mathematik. Das war in gewissem Sinne eine Wahrheit.

Eugen sah hier den kleinen Knaben, den er heut Vormittag am ersten Hause des Dorfes bemerkt hatte, er fragte nach seinen Fortschritten und Deeger erwiederte:

„Der Engelbert ist für mich noch nicht schulpflichtig und hat noch wenig Unterricht, er soll nur erst das Sitzen lernen!"

Die Kinder wurden entlassen, Eugen reichte dem kleinen Engelbert die Hand, indem er in sich hineinlächelte, daß sie gleiches Schicksal hätten; auch Eugen mußte erst sitzen lernen.

Achtes Kapitel.

Während Eugen am Fenſter ſtand und nach der Straße ſchaute, zog Deeger ſeine Turnjacke aus und den „obſervanzmäßigen“ ſchwarzen Rock an, wobei er nicht umhin konnte zu bemerken, daß es ihm um die Verlorenſchaft der gleichmachenden Turnerkleidung faſt am leideſten ſei; dieſe hatte die Menſchen mehr nahe gebracht als man glaube, und wir hätten die patriarchaliſche Zeit wieder erleben können, in der die Hausfrau die Gewänder ſelbſt wirkte.

Eugen hörte nur wenig auf die ausführlich dargelegten Bemerkungen, denn er horchte raſchen Pferdetritten und ſchaute nach den Reitern, die durch die lange Dorfſtraße dahergeſprengt kamen; es war eine Dame ganz in Schwarz gekleidet und ein alter Herr in Militärrock ohne Epauletten, ein Livreebedienter, ein chokoladefarbener Windhund, ein ſchwarzer Hühnerhund und ein zierliches Reh an der Leine, das ein breites Sammtband um den Hals trug, folgte den Reitern.

Vor dem Schulhauſe hielt die Reiterin ihren Rappen kunſtgerecht an und mit ihrem Begleiter ſprechend deutete ſie mit dem Bernſteinſtile ihrer Reitpeitſche hinauf nach Eugen, auch das Reh blickte ſtarr hinauf, nur der alte Herr ſchüttelte den Kopf und ließ ſich wie es ſchien nicht bewegen, hinaufzuſehen. Der ſchwarze Hühnerhund blieb aber auf der Straße ſtehen und ſchaute winſelnd nach Eugen auf, als ſeine Herrin bereits fortgeritten war. Der Bediente kam zurück und jagte das Thier davon.

„Wer iſt die Reiterin?“ fragte Eugen in's Zimmer zurückkehrend.

„Unſre Gutsherrin, die Baronin Hunold.“

Deeger führte ſeinen Gaſtfreund nicht in ſeine Wohnung, ſondern forderte ihn auf mit in das Wirthshaus zu gehen. Eugen bat einige Tage hier bleiben zu dürfen, um ſich die Unterrichtsweiſe auf dem Lande näher anzuſehen, Deeger ſollte in ſeiner gewohnten Art fortfahren, ohne ſich um ſeine ſtete Anweſenheit zu kümmern. Mit verwundertem Blicke willigte Deeger ein.

Eugen mußte lachen, da der Wirth ihn als Gaſt freundlich bewillkommte und dabei bemerkte, daß er ihn ſchon über alle Berge geglaubt.

Eugen hatte auch schon dem großen Vaterlande seine Zeche bezahlt und war zu ihm wiedergekehrt — wenn es ihn nur auch so willkommen hieß, wie der fröhliche Mann hier.

Wohlgemuth saßen nun die beiden Amtsbrüder beim Glase. Ein rothwangiges Mädchen, das eben erst in der Schule gewesen war, bediente die Gäste mit bedachtsamem Ernst, setzte sich dann an das Fenster, vor dem blühende Nelken standen und las in einem Schulbuche; der Wirth ging leise ab und zu aus der Kammer, wo die Wöchnerin lag.

Es war eine friedsame Ruhe im Hause, die Eugen besonders wohlthat; denn er dachte sich oft die ganze Welt in all ihren Verhältnissen so erschüttert und beunruhigt wie sein eignes Wesen. Eugen erkannte ein ganzes Charakterbild daraus als Deeger bei der zweiten Flasche sagte: „Ich werde Ihnen und mir keine Zerrereien machen mit Freihalten oder nicht. Sie bezahlen das Ihrige und ich das Meine. Dabei sind und halten wir uns beide frei.“ Das ganze frisch entschlossene und straffgehaltene Wesen Deegers offenbarte sich ihm hieraus und aus anderen Aeußerungen immer mehr.

Das Gespräch kam bald auf die Marter und

Zweifel, die jetzt jedes vaterlands- und menschenliebende Herz quälen und Deeger äußerte:

„Ich kenne den Feldzugsplan nicht, der jetzt in der Weltgeschichte ausgeführt wird, der große Feldherr, den die Einen Gott, die Anderen Weltgeist nennen, hat mich in seine Strategie nicht eingeweiht; ich bin ein gemeiner Soldat und thue meine Schuldigkeit auf meinem Posten, fall' ich oder helf ich noch zum Siege, ich behaupte meinen Posten. Das muß genügen."

„Wohl dem, der wie Sie sich so frei von Wind und Wetter machen kann."

„Sie haben Recht. Mit dem Einfluß der Zeitereignisse geht's gerade wie mit dem des Wetters. Wir haben jetzt noch oft heiße Tage, geben Sie sich nach und setzen sich müßig in eine Stube; je mehr Sie thun und denken die Hitze abzuwehren, um so mehr werden Sie davon belästigt. Wer aber draußen im Felde oder daheim unter Dach und Fach unverdrossen seine Arbeit thut, wischt sich wol einmal den Schweiß von der Stirne, weiß aber sonst nicht viel von der Unbill des Wetters. So geht's auch mit den Zeitverhältnissen. Mir ist nichts verhaßter, als die Verzweiflung aus Lust am Müßiggang, der sich jetzt so Viele hingeben."

Das Gespräch wurde unterbrochen, denn es war plötzlich als ob ein Wirbelwind Bänke und Stühle und die Menschen im Hause ergriffen hätte; der junge Weltbürger in der Kammer schrie, die Wöchnerin rief und der Wirth übertobte sie Alle.

Vor dem Hause hielt ein Reitknecht drei Pferde, die Baronin Hunold schlenderte, das lange Reitgewand über den linken Arm haltend, mit dem alten Herrn auf und ab, lachte und bog sich auf und nieder und peitschelte mit ihrer Reitgerte.

Es gibt Menschen, die sich so mit Salben und Düften schmieren, daß sie beständig eine eigene Atmosphäre um sich her verbreiten, zu diesen gehörte die Baronin und Deeger sagte scherzend, er hätte sie eigentlich schon wittern können; sie verstand es aber auch wo sie eintrat, das ganze Haus zu allarmiren und mit der scheinbar größten Anspruchlosigkeit Jeden sich dienstlich zu machen.

Die Baronin hatte befohlen, daß man Tisch und Stühle auf den Rasenplatz am Hause bringe und während der Wirth keuchend Alles auf Einmal nehmen wollte, rief er: „Dorle, gang' 'nein zur Mutter, die Base muß jetzt warm

Waſſer machen und ſoll ein friſch Tiſchtuch langen, Dorle, lauf ſchnell im Dorf 'rum und frag, wer heut buttert hat, die Baronin will tägige Butter, halt Dorle, und ruf die Ammrei, ſie ſoll ſchnell melken."

Das kleine Mädchen ſtand ganz verblüfft, denn es ſah wie die Baronin zwei der ſchönſten Nelken von dem Fenſterbrett pflückte und an jeder hingen noch zwei Knospen.

Der ſchwarze Hühnerhund kam jetzt durch die offene Thüre, ſprang an Eugen hinauf und legte ſeinen Kopf ſtill auf deſſen Knie. Eugen ſtreichelte das Thier ein wenig, dann hieß er es ſchnell hinausgehen. Der Hund folgte, ſich oft umſchauend.

Der Lammwirth ſchalt über die Saumſeligkeit des Kindes und während des Scheltens kam ihm der Hund vor die Füße, ein Stuhl, den er auf den wegzutragenden Tiſch geſtellt, fiel polternd zu Boden. Die Baronin rief nach einem Glas Waſſer, mit einem „Sehr wohl!" ließ der Wirth Alles ſtehen und rannte davon. Draußen hatte indeß der Reitknecht ein Leberläſtchen vom Pferde abgeſchnallt und ſtellte es auf die Bank, er half nun Alles ordnen, lief im Hauſe umher, holte Bretter um ſie als

Schemel zu Füßen der Baronin auf den Rasen zu legen; die Baronin setzte sich auf einen Stuhl, auf den der alte Herr einen Schawl ausgebreitet hatte, dann befahl sie ihm noch einen Schawl zu holen und legte denselben um ihre Kniee.

Sie rief dann laut: „Treu! Fingal!“ der Ton der Stimme klang so anfeuchend und hell, daß Eugen in der Stube sich unwillkürlich dahin wenden mußte. Die Angerufenen kamen schnell, Fingal der Windhund legte sich zu Füßen und Treu der Hühnerhund legte seinen Kopf auf die Kniee der Herrin, sie sich freilend seine Ohren durch die Hand laufen. Das Reh stand daneben und schaute sich verwundert um. Kaum hatte der Diener das offene Theekästchen vor der Baronin aufgestellt als sie dem Reh ein Zwieback reichte. Das Thier schnurrerte mit seinem glänzenden Schwanze an der Seite, spitzte seine im Sonnenschein fast durchsichtigen Ohren und wendete sich verschmähend ab, die Dame führte ohne Weiteres den Zwieback in den Mund und kaute und knarrte ihn mit Behagen.

„Welche Kannibalin!“ sagte trocken in der Stube Eugen, der allen Vorgängen lächelnd zugeschaut hatte.

„Sie irren ſich in der Baronin“ erwiederte Dreyer, „ſie iſt gewiß mit dem Vorſatze in das Dorf gekommen, recht gemüthlich unter den gemüthlichen Landbewohnern zu ſein. Sie hat ſo viel von dem Volksgemüth gehört und möchte es gar zu gerne auch koſten; ſie möchte gerne Waldteufeln finden, aber gleich mit Zucker und Rothwein zubereitet. Die Baronin hätte zur Zeit der vornehmen ſeidenen Schäferſpiele leben ſollen.“

„Ich kenne dieſe Naturen“ erwiederte Eugen, „ſie ſprechen ſtets von ihrer Sehnſucht nach ruhigem Stillleben und vor dem vierſpännigen Geräuſch, das ſie ſelbſt verurſachen, gibt es gar keine Stille; ſie ſuchen die Vogelneſter der Gemüthlichkeit und ärgern ſich, daß die ſcheuen Waldſänger ihr Heimweſen ſo verbergen, daß es nur gefunden, nicht geſucht werden kann; ſie möchten gerne, daß man von den Kühen gleich Schlagrahm melken könnte.“

„Die Baronin iſt eine incommenſurable Größe“ lächelte Dreyer.

„Wer iſt der alte Herr?“ fragte Eugen.

„Der Baronin Oheim und Oberpudel, ein gewöhnlicher penſionirter Sakramenter. Die Tante, die beſtändig eben auf dem Schloße ſitzt

und nur manchmal zur Kirche fährt, macht die Honneurs des Hauses und zwar auf die wundervollste Weise, sie spricht nämlich fast gar nichts. Die Tante ist ein Original, sie liest jahraus jahrein jeden Tag, den Gott gibt, ihren Band Roman, strickt dabei einen Strumpf und verschmaßt eine Tüte Bonbons. Sie liest von jedem Roman zuerst das Ende, um sich das Herzgespann zu nehmen, dann strickt sie ihn ruhig ab. Es ließe sich eine Charakteristik der Dichter daraus machen, wie schnell oder langsam dabei gestrickt und wieviel Bonbons dabei verzehrt werden. So ruhig und schweigselig die Tante, so unruhig und redelustig ist die Nichte hier; sie ist wie ein Kanarienvogel, der je larmender das Gespräch, je lauter singt."

„Hübsch ist sie, ein stolzer Leib wie das Volkslied sagt, aber etwas fremdländisch."

„Ihre Mutter war eine Polin."

„Ich hätte sie eher für eine Spanierin gehalten, sie hat schwermüthig nichtsnutzige Augen, aber statt Preciosa möchte man sie Pretentiosa nennen. Sehen Sie, wie sie sich von dem alten Herrn bedienen läßt."

„In dieser Abneigung stimmen Sie mit Ihrem Vorgänger, der nennt die Baronin nur

ſtets die lackirte Barbarin und behauptet, ſie fräße im Geheimen rohes Fleiſch; von ihm rührt auch das Wort her, daß die Baronin die Flitterwochen ihres Wittwenſtandes hier auf dem Lande verlebe und dem Herrenhauſe hier gab er den Spottnamen: Schloß Nervenruh."

„Sie kennen meinen Vorgänger? Erzählen Sie mir von ihm."

„Er iſt ein verſtürmter Geiſt und wäre wie ich glaube, in anderen Verhältniſſen geboren, eine Zierde der vornehmen Geſellſchaft geworden, denn Brilliren, mit Vollblutphraſen über Barrieren ſetzen, iſt ſeine beſondere Luſt. Von Haus aus eine mächtige Natur, iſt er einer von jenen Menſchen, die durch die Niederträchtigkeit unſerer Zuſtände theils verkrüppelt, theils ausgerenkt ſind, ſo daß ſie auch im freieſten Staate keine geſunden Glieder deſſelben werden könnten. Sie bekommen in Erlenmoos eine verwilderte Jugend, denn Kaidl hat die Kinder glauben gemacht, oder wenigſtens glauben laſſen, in der Republik brauche man auch nicht mehr in die Schule geben, wie die Erwachſenen meinten das Steuernzahlen ſei dann vorbei. Sie bringen aber abgeſehen von allem andern einen großen Vorzug mit, der Ihnen viel helfen wird, Ordnung herzuſtellen."

„Ich? Welchen?“ fragte Eugen verwundert.

„Ihre stattliche Gestalt, die noch mächtiger ist als die Kadl's. Ja, lächeln Sie nur, wir Kleinen wissen, was das zu bedeuten hat, und Sie werden es auf dem Lande auch bald erfahren.“

Der Oheim kam und bat Deczer und seinen Freund zum Thee zu seiner Nichte, Eugen war Willens abzulehnen aber Deczer bedeutete ihn, daß das unstatthaft sei.

„Also zur Tafel befohlen,“ sagte Eugen lächelnd über diese Miniaturausgabe der Hoffitte und folgte dem Freunde.

Die Baronin empfing mit freundlicher Handbewegung ihre beiden Gäste. Als ihr Eugen vorgestellt wurde, sagte sie mit etwas fremdländischer Betonung:

„Sie erinnerten mich als ich Sie en passant sah an einen jungen Mann, den ich vor drei Jahren am Hofe zu * * gesehen, er war aber größer als Sie und junger, er hatte braunes Haar.“

„Es ist sinniger Frauen Art, Aehnlichkeiten zu suchen und zu finden,“ entgegnete Eugen.

„Warum nur der Frauen Art?“

„Weil Frauen sich gerne rasch das Fremde und Flüchtige heimisch und wohnlich machen.“

„Geistreich! Aber ich sage Ihnen auch Ihre Stimme klingt ähnlich.“

„Sie dehnen Ihre Freundlichkeit weit aus, da Sie durch handreichende Erinnerungen mir die ersten Schritte der Annäherung erleichtern wollen,“ entgegnete Eugen sich ungezwungen und leicht verbeugend.

Die Baronin sah ihn betroffen an und fuhr dann zu Deeger gewendet fort:

„Was sagen die Bauern dazu, daß die Stellvertretung beim Militär wieder eingeführt wurde?“

„Man kümmert sich gar nichts mehr um Staatseinrichtungen.“

„Gnädige Frau,“ nahm Eugen das Wort, „der Staat hat die Stellvertretung und die Wiedereinsetzung der Todesstrafe gewiß nur aus Rücksichten für die Poesie, rein ästhetisch hervorgerufen. Was sollte ein Poet mit einem tragischen Helden oder mit einem verzweifelten Liebhaber anfangen, wenn es keine Todesstrafe und keine Anwerbung mehr gäbe? Die Reaction erkennt ihre Aufgabe als Erhalterin der Cultur und Poesie.“

„Ließe sich nicht noch ein anderer ernster Grund finden?“ entgegnete die Baronin. „Sehen Sie hier den jungen Apfelbaum mit seiner dürren Stütze; zum Wachsthum eines veredelten jungen Stammes muß ein wilder Waldbaum sterben —“

„Und man tödtet diese Wildlinge aus fremden Forste“ schaltete Deeger ein, nur für Eugen hörbar.

Dieser hatte kaum Zeit sich über sich selbst zu ärgern und Vorwürfe zu machen, daß er sich von dem Kitzel der Geistreichigkeit hatte verleiten lassen, nach vornehmer Art Dinge von Ernst und Bedeutung als gesprächsames Redespiel zu verwenden — eine neue Erscheinung, welche den Fingal auf die Beine stellte und den Troll knurren machte, so daß ihn die Baronin an sich niederdrücken mußte, versetzte den kleinen Kreis plötzlich in eine veränderte Bewegung.

„Willkommen Herr Doktor Meyer,“ rief die Baronin dem Ankommenden zu, in dem wir den Fragamenthändler von heute früh erkennen.

„Ich bitte um meinen rechten Titel,“ erwiederte der Doktor, „das edle Volk, die hohe Akademie des naiven urzuständlichen Dreschflegels hat mir den Titel Liedernarr gegeben, Liedernarr! Ich möchte das Wort auch aus Ihrem

Munde hören, gnädige Frau. Von Dorf zu Dorf fliegt mein Ruf voraus und überall heißt's: Der Liedernarr kommt, der Liedernarr ist da, und alle breiten Mäuler — sonst Rosenmund genannt — werden noch breiter. So lohnt das Volk dem, der die Gebeine seiner Vorfahren in eine Urne sammelt, um sie neu zu beleben. O meine Gnädige! ich habe viele Ausbeute und wir können Alle beim souveränen Rüpel in die Schule gehen, um Verschmitztheit und Verschlagenheit zu lernen."

„Sie haben ja heute auch einen neuen Namen bekommen," sagte Eugen neckisch.

„Ja wohl, danke für die Erinnerung. Sie wissen gnädige Frau, daß man sich mit dem Volke nicht anders unterhalten kann, als indem man es ausfragt; nun nannte mich heute der Wirth in Eppenberg Fragsamenhändler. Ich werde mich unter diesem Titel künftig selbst einführen."

Die Baronin lächelte freundlich und der Fragsamenhändler erzählte nun mancherlei Geschichten, wie er auf seinem Liedersange von Männern und Mädchen betrogen und gehänselt wurde; die Baronin sagte, sie müsse das Alles noch näher hören, der Doktor müsse sie auf dem

Schloß besuchen und dieser nahm das Anerbieten freudig an mit dem verbindlichen Zusatze „Ich will auf der freien Höhe der Bildung wieder mich selbst fühlen, ehe ich abermals in die primitive Urkraft hinabsteige.“

Deeger hatte sich alsbald nach Ankunft des Doktors entfernt, auch Eugen empfahl sich nun, und die Baronin lud ihn gleichfalls auf das Schloß ein, da sie ihm Aufträge an den Baron Kronauer in Erlenmoos zu geben habe.

Als Eugen wegging, lief ihm Trell nach und mußte gewaltsam zu seiner Herrin zurückgescheucht werden.

So ansprechend auch für Eugen das Bestreben des Doktors war, empfand er doch einen unüberwindlichen Widerwillen gegen dessen Person und Auffassungsweise. Waren diese geschraubten Ausdrücke wirkliche Empfindung oder nur Maske und Tändelei? Begegnete ihm hier auf der Schwelle seines neuen Lebens die Parodie desselben? Schon die Art wie der Doktor seine wohlconservirte Hand hin und herwendete, und beim Sprechen seine Nägel betrachtete ohne den Menschen in's Auge zu sehen, war unleidlich. Der Doktor war für Eugen einer jener Menschen geworden, von denen uns eine innere Stimme

bei der ersten Begegnung sagt, daß wir ihnen einmal feindselig gegenüberstehen können und wir wissen doch nicht warum.

Eugen schalt sich über seine Empfindsamkeit, aber das gab ihm noch nicht die Kraft ihrer Herr zu werden. Die Baronin und der Doktor blieben ihm unheimliche Begegnungen. Er fand endlich den glücklichen Ausweg aus seinem düstern Sinnen und ging nach dem Hause, wo des kleinen Engelberts Eltern wohnten.

Neuntes Kapitel.

Auf der reich mit Blumen geſchmückten Altane unter der Hängelampe am Marmortiſche ſaß die Baronin und der Doktor. Dieſer hatte ſeine eroberten Lieder vorgeleſen und dazu die Schilderung der beiſteuernden Perſonen gegeben. Mit dem Nachteſſen, das jetzt aufgetragen wurde, erſchien auch der Oheim Major.

„Diesmal, guter Oheim," rief ihm die Baronin entgegen, „dürfen Sie mir meinen Plan nicht durchkreuzen."

„Welchen?"

„O! er iſt herrlich. Ich habe mit Herrn Doktor Merker ausgemacht, ich laſſe die Kunde in alle Dörfer und Hütten ergehen: wer ein Lied ſingen kann, möge auf's Schloß kommen und für ein noch unbekanntes erhält er gute Belohnung. So ſpanne ich meine Netze aus. Jeder Wanderburſche, der des Weges zieht, muß herauf zu mir und mir vorſingen. Ja, lachen Sie nur, guter Oheim, die Zeiten unſeres Ahnherrn, des alten Raubritters Wolf von Hunold,

kehren wieder, wir wegelagern, aber nur um den Armen ihre klingenden Lieder abzunehmen. Ich freue mich kindisch mit dem Plane. Ich durchschaue nun bequem das offene Herz des Volkes."

„Und den leeren Magen. Narrenspossen."

„Sie machen mich böse, Oheim. **Es** ist mein völliger Ernst."

„Gut, meinetwegen, du bindest dir damit eine Ruthe auf den Buckel, die du nicht so bald loswirst. Glauben Sie mir Herr Doktor, meine Nichte, so ungläubig sie ist, hat große Lust Herrgottchens zu spielen, aller Menschen Wohlthäterin zu sein. Wenn ich nicht Einsprache thäte, hätten wir schon längst nichts mehr, und unsere Häuser würden bis zum Taubenschlage von verwahrlosten Kindern und den Cretins aus dem Gebirge bewohnt."

„Davon aber lasse ich mich nicht abbringen, daß ich dem Lehrer Deeger unaufgefordert aus aller Noth helfe. Mit tausend Gulden ist der Mensch glücklich, ich lasse mich dünken, ich hätte sie an einen schlechten Schuldner verloren und ich bin nicht ärmer dadurch."

„Wie du willst. Du bist unumschränkte Herrin. Du willst dem Deeger mit der Summe helfen? Gut, deine Grundsätze zwingen dich

dazu, du mußt conſequent ſein. Warte nur, es kommen Andere und wieder Andere, die eben ſo würdig und noch bedürftiger ſind, auf jeden Schritt kannſt du ſie holen. Du haltſt inne, du kannſt nicht weiter; warum haſt du begonnen? Laß dich nicht auf die Conſequenz ein und du brauchſt nicht davon abzulaſſen. Ich weiß was ich weiß: die Humanität iſt gut für die Theorie aber paßt nicht für die Praxis."

„Grundſätze werden für die Parade einexerzirt und nie mobil gemacht," lachte Stephanie und fuhr zu dem Doktor fort: „Wiſſen Sie auch ſchon, mein Oheim läßt ſich von jedem Knecht, den er dingt, einen Revers unterſchreiben, daß er ihn vorkommenden Falls ohne Widerrede prügeln dürfe."

„Ein Blatt Papier zwiſchen ihm und ſeinem Volke," lachte der Doktor.

„Conſtitutioneller Onkel heißen Sie künftig."

„Ja lacht nur," erwiederte der Major, „ich hab's ſchon bewieſen, daß ich kein Verfaſſungs- oder Kartenkönig bin." Es ſchien ihm indeß doch unlieb, daß ſich das Geſpräch hieher wendete, er fuhr daher fort: „Du willſt die Schutzheilige der Volkslehrer ſein, ich will dich nicht hindern; wenn du wie gewiß, zur

Heiligen gesprochen wirst, bekommst du als Patronin der Schullehrer den Namen der heiligen Scholastica."

„So? Onkelchen möchte noch gern" scherzte die Baronin, „daß der Dorflehrer mit steifen Bücklingen an der Spitze seiner Heerde bei solennen Gelegenheiten ein gepudertes Carmen an die Gutsherrschaft deklamirte, und beim Schmause wäre dann der Dorfmagister der unbezahlte Hofnarr, den man mit einem gnädigen Haarbeutel fortschickte."

„Jene Zeiten waren besser und fröhlicher für uns, für das Volk und die Lehrer. Doch, ich will nur gleich morgen mit dem Gelde für Deeger auch das Gleiche deinem neuen Schützling aushändigen, damit er nicht zu spät kommt."

„Wen meinen Sie?"

„Den frechen Menschen, den Professor von Erlenmoos."

„Warum nennen Sie ihn frech?"

„War sein Benehmen anders?"

„Allerdings, mehr als etwas sicher, keck, er erlaubte sich —"

„Ha ha! hab ich dich," rief der Major mit schallendem Gelächter, „da seht mir die demokratische Gleichmacherin! Der Mensch that

nichts mehr, als er behandelte dich als Seinesgleichen. Das willst du ja? Und doch verdrießt dich's wieder, wenn Niedergestellte ohne Stottern und Zagen sich als Pairs dir gegenüberstellen. Ich bin gewiß, dein Truthahn ist nicht anders."

„Damit meint der Oheim Proudhon," ergänzte die Baronin, mit den Zähnen die Lippen beißend. „Der Oheim ärgert sich doch nur, weil er mir selber gestehen mußte, daß im ganzen Benehmen und in der Gestalt dieses Lehrers etwas Imponirendes liegt, er hat mich selber darauf aufmerksam gemacht, daß der räthselhafte Mann eine so fein gebaute schlanke Hand hat, wie Christus auf dem Titianischen Zinsgroschen."

Sie erklärte dann dem Doktor, wie sie Eugen auffallend an einen jungen Mann gemahne, den sie vormals bei Hofe gesehen. Der Doktor erkundigte sich auf's Genaueste nach allen Einzelheiten der Muthmaßung, er legte dabei die Hand auf ein Buch, das er in der Brusttasche hatte als wollte er sich erinnern, das nicht zu vergessen. Der Oheim schalt auf die neue Zeit, die es den niederen Ständen gestatte, Umgangsformen anzunehmen, die ihnen nicht

gebührten; ihm war die Familiarität des Doktors mit seiner Nichte ebenso zuwider, und er ließ die Gelegenheit nicht entgehen, hier nach seiner Liebhaberei Schläge auszutheilen, die nicht parirt werden konnten. Er polterte dann dagegen, man solle den Menschen in seine Schranken zurückweisen, statt ihn auszuspioniren. Die Baronin indeß hörte nichts von allem dem und verfolgte mit träumerischem Blicke die räthselhaften Irrgänge eines abentheuerlichen Menschenlebens. Aus einer ihr selbst nicht klaren Ursache weigerte sie allem Drängen des Doktors ihm den Namen des Doppelgängers zu nennen. Vielleicht wollte sie selbst die Fäden in Händen behalten.

Verstimmt begab sie sich plötzlich in ihr Schlafgemach, sie war vielfach aufgeregt und noch stundenlang mußte ihr, wie das oft geschah, ihr Kammermädchen das Haar kämmen, während sie dabei las.

Ein braves Sprüchwort sagt: Der Weg nach der Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert; die brennendste Hölle ist die des Zerfalls und der Unzufriedenheit mit sich selber. Die Baronin schien mißmuthig, ihre hochfliegenden Plane wurden stets so rasch zunichte.

Deeger hatte wol Unrecht, als er den Major den Oberpudel der Baronin nannte; war es Zufall oder Absicht, daß er ihr als Hemmschuh angelegt war, von dem sie sich nicht befreite?

Zehntes Kapitel.

Während dieses Abends saß Eugen in dem ersten Hause am Dorfe und fühlte sich dort wohlig angeheimelt.

Wie leicht und zwanglos ist es, sich in eine Dorffamilie einzuführen, man spricht mit einem Kinde und tritt an seiner Hand in die Stube und bleibt nach Gelüsten; die Menschen wissen noch, daß wir ja eigentlich Alle in Liebe auf einander angewiesen sind oder sein sollten.

Die „gardinenlose Existenz" wie die Baronin sagen würde, das Leben des Landmanns, liegt seinem Wesen nach offen da, wie seine Kraft draußen im Felde arbeitet und sein Thun nicht in todte Wände eingeschlossen, sondern unter freiem Himmel waltet.

„Wohin noch einmal?" rief die Frau mit dumpfer Stimme aus den Garben heraus dem Manne zu, der eben abgeladen hatte und sich nochmals fuhrfertig machte, „es ist gleich Essenszeit."

„Der Krautschneiderle will seine paar

Garben auf dem Buckel 'reintragen und da hab ich ihm gesagt, er soll warten, ich führ's ihm auf Einmal 'rein."

„Bist müd genug, das hätt morgen Zeit; der Jedermanns Knecht ist der Jedermanns Narr, und die Supp verprotzelt mir."

„Will keine, richt' mir eine gestandene Milch," und fort rollte der Wagen mit dem knallenden Fuhrmann an der Leiter.

Dieses Gespräch hatte Eugen belauscht, als er sich dem Hause näherte und er dachte, wie frisch und frei diese Menschen alles was sie sind und haben, ihre Arbeitskraft und Zeit, der Wohlthätigkeit widmen. Er spürte so zu sagen diesen nährenden Gedanken auf der Zunge, so wohl war's ihm und er sagte nun in die Scheune eintretend:

„Gebt Mir die Suppe Eures Mannes."

„Das kann schon sein, aber Ihr seht nicht darnach aus, daß Ihr sie nöthig habt."

„Da habt Ihr Recht, es ist mir auch nicht so um die Suppe, als um den gutherzigen Blick zu thun, der sie darreicht."

„Vielleicht hab ich den nicht," erwiederte die Frau trotzig, griff rasch zu ihrer Arbeit und schien gar nicht Willens auf die Anmuthungen

des sonderbaren Gastes einzugehen; sie beachtete ihn ferner nicht mehr.

Da kamen die Kinder, der Knabe reichte Eugen die Hand und das Mädchen erzählte der Mutter, das sei der Lehrer von Erlenmoos, der heute bei ihnen in der Schule war.

„Warum habt Ihr nicht gleich gesagt, wer Ihr seid?“ rief die Frau mit freundlichem Unwillen. Eugen entschuldigte sich und wollte helfen die Garben schichten, die Frau aber sagte, das habe keine Eile und ging mit ihm und den Kindern nach der Stube. Alle Bitten und Mahnungen Eugen's, seinethalb keinerlei Aufwand und Mühewaltung zu machen, waren vergebens; denn die Frauen lassen sich's einmal nicht nehmen, die Ehre ihres Hauswesens darzustellen. Ein frisches, gewiß selten gebrauchtes Tischtuch wurde aufgelegt und ein Krug Obst-Most aus dem Keller geholt.

Eugen wollte mit den Kindern bei der Mutter in der Küche bleiben, aber das wurde nicht geduldet und während er die Schul- und Schreibebücher des Mädchens genau durchsah und manche Frage stellte, hörte er draußen in der Küche etwas im Schmalze brodeln, das endlich als eingeschlagene Eier auf einem blumigen Teller

erſchien. Nur mit Mühe gelang es Eugen, die Mutter zu bewegen, daß ſie ſammt den Kindern ihre Suppe mit ihm verzehrte. Der kleine Engelbert hatte kaum das letzte Wort des Tiſchgebetes geſprochen, als die Frau an das Fenſter ſprang und ihrem Manne, der mit leerem Wagen heimkehrte, zurief, er ſolle tapfer heraufkommen, der Lehrer von Erlenmoos ſei da.

„Der Büchſenranzen?“ hieß es von unten.

„Nein, der neu' Lehrer,“ erwiederte die Frau.

Eugen erfuhr nun, daß ſein Vorgänger in der ganzen Gegend den Unnamen Büchſenranzen hatte, weil er ſtets mit dieſer altmodiſchen Jagdtaſche über Feld ging und einſt in einer Volksverſammlung geſagt hatte: die Welt ſei ſo lange nichts nutz bis jeder ſolch' einen voll Kronenthaler habe.

Der Bauer bewillkommte Eugen nicht beſonders freundlich, er hob und ſenkte die Augenbrauen mehrmals raſch, vielleicht ſtörte ihn der ungewöhnliche Aufwand; denn als Eugen betheuerte, daß er ſeine Lippen nicht benetze, wenn der Hausvater nicht mit ihm eſſe und trinke, griff der Bauer wacker zu und ward ſichtbar freundlicher.

„Wenn ich's nur wieder wett machen könnte," sagte Eugen, „aber ich habe keine Frau."

„So?" scherzte die Bäuerin „das wird den Erlenmooser Madle just recht sein. Ihr habt gewiß schweren Familienanhang, Herr Lehrer, daß Ihr noch nicht geheirathet seid. Suchet euch eine vermögliche, des Schäufler-David's Marie ist die reichste."

Die obersten Lebenskreise wie die niedergestellten haben in gewisser Beziehung dieselbe Gesprächsform; der Bauer wie der Fürst, beide halten sich in Fragen und Wiederfragen. Das dachte Eugen, als hier Mann und Frau ihn mit allerlei Forschungen so rasch bedrängten, daß er anfangs gar nicht zu Wort kommen konnte, und es fiel ihm schwer auf's Herz, daß er auf diese unmittelbaren Fragen jetzt zum ersten Male Kunde über Person und Familie geben sollte, die doch eine erlogene war. Den Leuten kann ja aber die sich zeigende Figur gleichgiltig sein, die Verhältnisse sind ja wahr. Trotz dieses Trostes, den er sich einredete, brachte er die Schilderung dennoch stotternd hervor und der Bauer schnitt die Fragen seiner Frau rasch ab, indem er sagte:

„Ihr habt's jedenfalls beſſer als unſer Lehrer hier.“

„Ich kenne ſeine Verhältniſſe nicht.“

„Der wohnt im Gotterbarms ſieben Klafter tief im Elend, es nimmt einen Gotteswunder, daß noch ein ganzer Faden an ihm iſt.“

Vor lauter Ausrufungen und Beileidsſprüchen erfuhr Eugen das Thatſachliche nicht, und als er es darauf brachte, mußte er erſt durch Vor- und Rückwärtsfragen das Eigentliche erkunden, das ſich darin zuſammenfaſſen ließ: Der alte Deeger war Kameralbeamter in N. geweſen, ein wohllebiger ſtolzer Mann, der außer dem einen Sohne nur noch zwei Töchter hatte. Der Sohn war auf Univerſität, als der Vater wegen Unterſchleif verhaftet und auf fünf Jahre in's Zuchthaus gebracht wurde; eine raſche Verſorgung that Noth, Deeger erhielt die Schulſtelle hier im Dorfe, wo er nun ſiebzehn Jahre lebt und noch nie wegen Kränklichkeit einen Tag Schule verſäumt hat. Der alte Kameralverwalter, „dem man alles Eſſen doppelt ſchmalzen muß,“ wie die Bäuerin ſagte, lebt ſeit zwölf Jahren auch im Dorfe, raucht und faullenzt und zankt zur Abwechslung mit ſeiner ſtocktauben Frau, mit der er in beſtändigem Hader lebt,

weil sie stets heiter ist, rund aussieht und dem Alten manchmal im Kartenspiel ein paar Pfennige abgewinnt. Die beiden Töchter sind in Dienst; die eine bei der Baronin Huneld als „Kammjungfer," die andere in der Hauptstadt und der Lehrer muß nun noch eine Magd bezahlen. Wenn er sich in der Schule die Lunge lahm gesprochen, muß er noch Mittags und Abends mit seiner tauben Mutter schreien, mit der der Alte oft ganze Tage aus Bosheit kein Wort spricht und da ist der Alte noch eifersüchtig, weil der Sohn die Mutter lieb hat. Während der Revolution hatte Dreger seinem Vater mehrere Wochen lang alle Röcke eingeschlossen, denn der Alte wollte stets fort; jetzt sei Gerechtigkeit in der Welt, jetzt müsse Er regieren. Zwei Mal bat er vorübergehende Bauern, ihm einen Rock zu leihen; als er beide Mal ausgelacht wurde, versteckte er sich stets, wenn Jemand am Fenster vorüberging. Großes Halloh und Lachen erregte es einst im Dorfe, als eines Morgens zwei Soldaten mit einer wunderlich aussehenden Frau in's Dorf kamen; es war der Kameralverwalter im großblumigen Sonntagsrocke seiner Frau, in dem er als spionirensverdächtig auf den Schub gebracht worden war.

Die Bäuerin hatte während dieſer Berichte die Kinder zu Bette gebracht. Als ſie wieder kam ſagte ſie: „Unſer Lehrer muß einen beſonderen Stuhl im Himmel kriegen.“

Der Bauer erzählte noch, daß der Lehrer ſich's jetzt leichter mache im Amte als ehedem; mit einem Selbſtgefühle ſetzte er hinzu: „Er kann das wohl, er hat jetzt ſchon das zweite Geſchlecht hinter den Bänken. Mir giebt's allemal einen Herzſtoß, wenn ich ihn dabei ſehe, wenn eines ſeiner Schulkinder heirathet. Du armer Tropf! was haſt denn du verſchuldet, daß du zu keinem eigenen Hausſtand kommſt? Ich kann's keiner Söhnerin verdenken, daß ſie nicht zu den alten Amtleuten mag.“

Er zeigte nun Eugen die unter Glas und Rahmen aufgehängten Lobzeugniſſe, die er und ſeine Frau vormals bei der Entlaſſung aus der Schule von Dreger erhalten hatten und knüpfte daran eine ausführliche Darlegung von Dreger's Verfahren, der die ſeltene Kunſt verſtand, ohne Körperſtrafen feſte Schulzucht zu erhalten.

Als Eugen dem Bauer eine Zigarre anbot, ſchob er dieſelbe in die Taſche. „Ich will mir ſie auf Sonntag aufheben,“ ſagte er und ſtopfte ſich ſeine Pfeife. Jetzt ſchilderte er

ſeine eignen Verhältniſſe und wie er zu ringen und zu kämpfen habe, damit ihm nicht ein Stoß „von Haus und Acker kupfe.“ Die Frau ſchalt über ſolche Rede, der Bauer aber ſagte: „ich mach' mich nicht größer als ich bin; ſie ſind auch ſchon an mir geweſen, ich ſoll auswandern, aber es kann doch auch bei uns wieder beſſer werden.“

Nun ging's an ein Erzählen aus der Revolutionszeit und was man da ausgeſtanden. Der Bauer war ſelber mit im zweiten Aufgebot geweſen, war aber nicht zum Kampfe gekommen, ſein Bruder, der bei der Artillerie ſtand, war als Flüchtling in der Schweiz. Wie Vieles war da zu beklagen und Eugen freute ſich, daß über dem vielen einzelnen Elend doch auch das Große erkannt iſt; erſchüttert wurde er aber, als er den Vorwurf der ſo gewiſſenloſen Reaction hier als aufrichtige Wahrheit hören mußte, indem er aus dem Munde des Bauern die Worte vernahm: „Wiſſet Ihr, warum die Revolution ſchief gangen iſt? Weil ſie eine Lüge war! Da haben ſie geſchrieen, die Reichsverfaſſung wollen ſie haben, und nichts als Republik und Theilen haben ſie gewollt.“

Eugen ſuchte auch die reinen Beweggründe darzuthun, die vielen edeln Menſchen die Waffen

in die Hand gegeben und erklärte, daß nachdem man einmal für die Reichsverfassung wider ihre Gegner kämpfen mußte, von der Besiegung der Gegner die Republik eine nothwendige Folge war. Oder sollte man da noch einen Fürsten zwingen, Kaiser zu werden? Der Bauer nickte einverständlich und zeigte auf einen großen Tintenfleck am Boden, den er die Karte von Schleswig-Holstein nannte. Die Frau erklärte, daß ihr Mann an jenem Abende, als er das Endschicksal Schleswig-Holsteins erfuhr, das Tintenfaß der Kinder vom Tische nahm, fluchend auf den Boden schmetterte und ausrief: lern' nicht deutsch schreiben, deutsch sein ist jetzt eine Schande. Als sie nun wie entschuldigend hinzusetzte, daß sich der schwarze Fleck schwer austilgen ließe, rief der Mann:

„Und der wahre Schandfleck ist gar nicht mehr zu tilgen, laß den nur auch zum Angedenken."

Mitten im kummervollen Gespräche über das Geschick der einst so hell begrüßten nordischen Brüder, empfand Eugen doch wiederum die Freude, daß es ruchlose Thaten giebt, die tief im Andenken des Volkes wurzeln. Es giebt alte Bäume, die eine Wurzelbrut ansetzen, aus

dem weit im Boden hinausragenden Geäste treibt ein Keimauge und erhebt sich aus der alten Wurzel zu einem neuen Stamme.

Als Eugen wegging, schüttelte ihm der Bauer mächtig die Hand und hieß ihn auch oft wiederkommen.

Mit reicherfülltem Herzen ging Eugen durch das schlafende Dorf, und aus allen schweren Gedanken heraus pries er sich glücklich, daß er so auf neuen Lebensboden gekommen und gelobte still in sich hinein, nie wankend zu werden. Wie frei und ganz hatten sich ihm die Seelen dieser Menschen erschlossen! Die Kunstgärten sind mit Zäunen von Eisen und Stein eingehegt, die Feldblume schaut frei hinauf zum Himmel und zum Auge des Wanderers, der sie findet. Das war der Gedanke, in dem er heiter entschlief.

Elftes Kapitel.

Mit einer faſt andächtigen Verehrung begrüßte er am andern Morgen ſeinen Amtsgenoſſen Deeger, er war nahe daran, ihm ſein ganzes Schickſal zu enthüllen und ſagte doch nur: „Es giebt in Mährchen gutmüthige aber wunderliche Weſen die man nichts fragen darf, nicht nach Herkommen u. ſ. w., man muß an ſie glauben, ihnen vertrauen. Ich bitte Sie lieber Freund, gewähren Sie mir das und laſſen Sie ſich durch nichts an mir irren oder ſtutzig machen.“

Deeger ſah ihn verwundert an und drückte ihm auch die lange gehaltene Hand. Während die Kinder ſich in der Schulſtube ſammelten, ſagte er dann zu Eugen:

„Neun und neunzig Schulmeiſter Hundert Narren ſagen die Bauern hier zu Lande. Es reitet jeder von uns ſein Steckenpferd, das Ihrige iſt wahrſcheinlich noch ein ideales Flügelroß, das meinige, ich will's Ihnen nur unverhohlen vorreiten. Meine Liebhaberei iſt: Die Kinder ſprechen zu lehren.“

„Wie denn?“

„Vor Allem lautgerechtes und ausdrucksvolles Sprechen, der entschiedene Vollklang und der lückenlose Einsatz der Worte, das führt nothwendig zu einer festen geschlossenen Haltung der Seele und zu einer ebenmäßigen Bewegung der Gedankenglieder. Der Mensch weiß nur das wirklich was er aussprechen und ist nur das was er darstellen und zur That bringen kann. Bedächten wir dieses letzte als Einzelne und als Volk, wir würden uns weniger im Mitleidsspiegel ansehen. Ich habe in meiner Schule, ohne daß ich's ahnte, unter meinen Bauern einen Volksredner ausgebildet, der nach kurzem Ruhme gräßlich unterging. Ich will Ihnen die Geschichte ein andermal erzählen. Sprechenlehren ist mir die Hauptsache, das holt den Geist aus sich heraus und die Elementargegenstände, die aufgepfropft werden müssen, gedeihen fröhlich auf dem Urstamme. Ich bin dadurch auch von dem grammatisirenden Sprachunterricht fast ganz befreit.“

„Wollen Sie damit die bräuchliche Mundart ganz auflösen?“

„Zum Theil, aber wie jede Landschaft, so bildet sich jedes Kind beim Sprechenlernen seine

eigene Mundart, das erstemal, daß es auf fremde Mahnung ein gewohntes Wort sich selbst berichtigt, hat es gelernt Meister und Lehrer seiner selbst zu werden."

„Gestattet Ihnen die Oberbehörde freie Bewegung in solchen Dingen?" fragte Eugen.

Unser früherer Schulinspektor schenkte mir Vertrauen: Jetzt muß ich natürlich auf die Prüfung hin besonders arbeiten und was mich besonders erfreut, zu meinem Selbstgenüge leisten."

Eugen erfreute sich so sehr an der gewandten und sichern Lehrweise Deegers, daß er oft seinem hingebenden Wohlbehagen Einhalt thun und sich besinnen mußte, daß er Alles das nicht blos zu genießen, sondern auch zu lernen habe.

Die Kinder waren jetzt am Morgen viel frischer als gestern am Mittag und Eugen sah hier zum erstenmale wie beschwerlich es ist, ermattete Kinder nach der allgemeinen Schulordnung die bestimmte Stundenzahl festzuhalten."

Ein Mann kam und bat sich seinen Knaben aus, weil er ihn zum Ackern brauche. Deeger hieß dem Knaben sogleich seinem Vater folgen und als Eugen verwundert aufschaute sagte Deeger: „Ich habe die geringsten Schulver-

säumniſſe im ganzen Bezirke, weil ich den Leuten ihre Kinder überlaſſe, wenn ſie ſie nöthig haben. Dadurch hört die Schule auf, für Eltern und Kinder eine ungebührliche Laſt zu ſeyn."

Eugen erzählte bei einer Pauſe wo er den geſtrigen Abend zugebracht und Deeger ſagte: Außer einem Verlornen ſei ihm der Lehnert ſein liebſter Schüler und treueſter Anhänger.

Eugen fand auf dem Pulte Deegers zwei Worte mit großen lateiniſchen Buchſtaben geſchrieben, ſie hießen: LIEBE, GEDULD, und als er darnach fragend aufſchaute ſagte Deeger: „Es waren vergangene Oſtern ſiebzehn Jahre ſeitdem ich dieſe Worte hier angeſchrieben, ich ſtand damals noch in dem Alter, wo ſich der Geiſt wie ein Kind gern an äußere Handhaben hält. Die Stunde iſt mir unvergeßlich, als ich dieſe Worte hier ſchrieb, ich war damals ſo voll Liebe zu den Kindern und allen Weſen, daß ich gerne mein ganzes Herz hingegeben hätte und dieſe Worte, die mir täglich beim Eintritte in's Auge fielen und mir oft in Unmuth und Gram ſich wieder vor die Augen rückten, haben mir viel geholfen. Ich habe das noch Niemanden geſagt als Ihnen, aber ich meine, ich darf es, Sie verſtehen mich."

Eugen ſah dieſe metallene Natur weich werden, die Stimme Deegers, ſonſt ſo feſt und trocken, klang zitternd und lind.

Als die Beiden die Schule verließen, kam ein Diener der Baronin mit der Nachricht, daß ſie Eugen heute gegen Abend erwarte.

„Ich mag aber nicht hingehen," ſagte Eugen zu Deeger.

„Sie müſſen, Sie ſind ſonſt unartig."

„Unartig? höchſtens unhöflich."

„Unhöflich ſind nur Gleichgeſtellte, ein Untergeordneter der eine Freundlichkeit nicht dankbar aufnimmt iſt unartig."

Eugen preßte die Lippen, er empfand zum erſtenmale die Demüthigungen, die als Nebeneinkünfte ſeines Berufes ihm zufielen.

„Und mir zu Liebe" ſagte Deeger," müſſen Sie meinen Pfarrer beſuchen, er iſt mir gram, wenn ich ihm einen Beſuch nicht zuführe und nun gar einen Lehrer, deſſen Schuldigkeit es iſt. Sie müſſen ſich anders kleiden."

„Ich habe nichts bei mir, der Bote bringt meine Sachen."

„Wie gerufen kommt er." In der That kam der Stellwagen, der von der Eiſenbahn aus eine Verbindung mit dem Binnenlande

unterhielt, gerade daher. Eugen verlangte nun gleich beim Wirthshause nach seinen Kisten, der Fuhrmann sah ihn betroffen an und erst auf die Versicherung Deegers, daß das wirklich der Lehrer von Erlenmoos sei, wurden ihm die Kisten abgeladen.

Als Eugen schwarz gekleidet in die Wirthsstube kam, hieß ihn der Lammwirth willkommen und fragte freundlich, ob er einen Schoppen Alten oder Neuen wünsche, wobei er nach seiner Gewohnheit sechser-achter-zehner-zwölfer mit großer Zungenfertigkeit sprach. Eugen lachte laut, weil man ihn nicht erkannte und für einen Fremden hielt. Es war aber auch eine seltsame Veränderung mit ihm vorgegangen. Der lange verknitterte Rock, aus dem die Arme weit über die Handknöchel hinauf herausſahen, die schwarze Weste bis an die weiße Halsbinde zugeknöpft, ließ kaum die frühere Gestalt mehr erkennen.

Während die Reisenden mit eisenbahngewohnter Eile das Essen verzehrten und der Abfahrt harrten, erzählte der Fuhrmann gemächlich, daß ein Hauptvogel aus dem Käfig entkommen sei, nahm die Zeitungen aus der Tasche und überlieferte sie dem Lammwirth, um sie an Schultheiß und Pfarrer abzugeben.

Eugen durchlas haſtig die Blätter, er ſaß allein an einem Tiſche und als er einen Steckbrief las, vergrub er ſein Antlitz in das Blatt, ſo daß Niemand ihn zu ſehen vermochte. Sobald es ohne bemerkt zu werden, geſchehen konnte, löste er das Beiblatt ab und ſteckte es in die Taſche. Seine lächelnden Mienen ſchienen zu ſagen: Wenn ſie dich jetzt fangen, haben ſie gleich dein Signalement bei der Hand.

Zwölftes Kapitel.

Es giebt in der sogenannten Gesellschaft eine Schichte verlebter Menschen, die das Tanzvergnügen, das sie Fahnrichen und jungen Assessoren überlassen, doch noch einmal aufnehmen würden, wenn man damit einen besondern Reiz verbände, etwa in einem allmälig brennenden Hause den Tanz anordnete; natürlich müsse die Rettungsmaschine vorher gesichert und erprobt sein.

In solchen Gedanken ging Eugen nach dem Schlosse, er wünschte sich des Wildschmacks der Flüchtlingschaft los zu sein, für ihn bedurfte es zur thatigen Belebung keines pikanten Reizmittels; und doch, war es Leichtsinn oder Treue gegen das einmal Vorgesetzte? Er schwankte keinen Augenblick in seiner gefahrvollen Lage auszuharren.

Auf der Landstraße begegnete Eugen der Maier zu Pferde, bei dem raschen Gruße Eugens scheute das Pferd und der Alte bedurfte aller seiner Kraft um sattelfest und der Zügel Herr zu bleiben, er sprengte über den Graben in ein

Steppenfeld und sprengte dann noch mehrmals an Eugen vorbei indem er ihn im Halbkreise in gestrecktem Trab umritt, er grüßte Eugen jedesmal und dieser dankte, verwundert, was das zu bedeuten habe, bis er lachend gewahrte, daß der Alte den Apfelschimmel dressire und den schwarzen Fußganger schnell als Scheupfahl verwende; auch kleine Kinder, die vom Aehrenlesen heimkehrten, und Weiber die Schubkarren führten, mußten sich trotz Zittern und Zagen als feste Wendungspunkte benutzen lassen. Die Schnitter auf den Feldern riefen einander an und deuteten auf den Reiter.

Wer mag es Eugen verdenken, daß er nicht in der besten Stimmung von der Straße ab den Bergweg nach dem Schlosse einschlug?

Das Schloß, oder vielmehr das Herrenhaus, war modisch zugerichtet, nur der gestaffelte Giebel, auf dessen Spitze seltsam ein Wagenrad gebefestigt war, zeigte einen älteren Ursprung. Während aber das Schloß wenig Alterthümliches mehr hatte, war der Weg mittelalterlich steil. Die mächtige Lindenreihe hüben und drüben hatte schon vielen auf- und abwandelnden Geschlechtern willkommnen Schatten geboten. Das Schloß war im Viereck gebaut, eigentlich nur ein

ansehnlicher Meierhof, man sah nur das einfache Wohnhaus, Stallungen, Scheunen, und in der Mitte des Gehöftes prangte der mächtige umzäunte Düngerhaufen, auf dem gerade die an Stallfütterung gehaltenen Kühe frische Luft schöpften.

Eugen wurde von einem Diener durch das westliche Thor in den dort hart an das Schloß grenzenden Wald eine Anhöhe hinan geführt, dort stand eine mit Tannenrinden bekleidete und von sieben Tannensäulen getragene Einsiedelei. Das Kammermädchen, unverkennbar Deegers Schwester, das in der Vorhalle nähte, meldete Eugen und er trat in einen großen geschmackvoll verzierten Saal, in dem eine Dame vor einer Staffelei saß ohne sich umzuwenden, sie war weißgekleidet und das ganze Haupt umflossen glänzend schwarze Locken, die sich von dem weißen Nacken prächtig abhoben. Eine ältere Dame, die an einem kleinen mit Reseruit versehenen Tischchen saß, strickte und las, sie sah beim Eintreten Eugens nur flüchtig auf, dann fuhr sie in ihrem Doppelgeschäfte ungestört fort. Eugen stand betroffen.

„Nur näher" rief die Malerin „ich bin gleich zu Diensten. Stellen Sie sich nur hieher."

Ihr Blick ward erschreckt als Eugen ihr gegenüber stand, sie schien ihn auch kaum mehr zu erkennen. Auch Eugens Auge war betroffen auf sie gerichtet, sie stand auf, groß und maiestätisch mit Palette und Malstock in der einen und dem Pinsel in der andern Hand, wie befehlend und doch zutraulich sagte sie:

„Sagen Sie mir aufrichtig, was denken Sie jetzt?"

„Ich wußte nicht, daß Sie so schön sind," erwiederte Eugen stotternd.

„Mehr galant als wahr, wenn auch wahr" lachelte die Baronin „Wie heißen Sie mit Ihren Vor- und Zunamen?"

„Eugen Baumann."

„Darin liegt etwas. Mir sind Namen wie Farben, ich habe darin ein gewisses Bild von einem Menschen, es giebt Namen, die sind grau, blau, blond, grün, es giebt Namen, die sind wie Falkenruf, andere wie Gezwitscher und Gekrachze. Da waren drei alte Jungfern, die diesen Sommer sich in Erlenmoos zusammengenistet hatten. Die eine hieß Blanka, das paßt, Bertha geht auch noch, aber die dritte heißt Amanda, denken Sie sich eine sechzigjährige Amanda mit blauer Hornbrille. Solche Namen müßte man im Alter

ablegen. Es ist sehr schön, daß die Nonnen andre Namen annehmen. Ihr Baron Kronauer in Erlenmoos heißt Gideon. Es ist schade, daß er nicht sein eigner Großvater war, bunt gestickter Atlasrock, gepudertes Haupt, tugendhaft und weise, da haben Sie ihn. In seinem Hause schließen alle Thüren geräuschlos und exact und so ist's auch in seinem ganzen innerlichen Wesen. Wenn Sie wissen, daß er Gideon von Kronauer heißt, kennen Sie ihn schon halb."

„Noch nicht. Darf ich indeß fragen, gnädige Frau, wie Ihre frühere Farbe war, wie Sie als Mädchen hießen?"

„Warum das? Kannten Sie mich? Ich heiße Stephanie Hunold und habe seit meiner Trennung meinen Familiennamen wieder angenommen." Sie trat ganz nahe auf Eugen zu und sagte fast zornig gebieterisch: „Wie hießen Sie ehedem?"

Sie faßte Eugen scharf in's Auge, dieser aber entgegnete ohne eine Miene zu zucken, starren Blickes: „Ich verüebe Sie nicht gnädige Frau."

„Gut, gut, sei's. Immerhin, täuschte ich mich oder bin ich auf der rechten Spur, ich versprechе Ihnen" sie reichte die Hand, die Eugen

zogend ergriff. Sie sollen jederzeit jedwede Hülfe von mir anſprechen können und ſei es mit Gefahr meiner eignen Sicherheit. Sind Sie der, den ich meine, gut, wo nicht, ſoll es Ihnen entgolten werden, daß Sie mich an eine ſchöne Zeit erinnerten, wenn auch jetzt minder als geſtern. Hatten Sie nicht Luſt Förſter zu werden? Ich glaube, Sie würden ſich dafür mehr eignen."

„Mir iſt mein Beruf heilig."

„Ich geſtehe Ihnen, ich kann eigentlich die Schulen nicht leiden, man ſollte die Menſchen eher wild machen als zahm. Und mir iſt überhaupt nichts zuwiderer als das Kindergethue. Die ganze Welt will ſich jetzt zur Kinderſtube machen. Ich möchte den Philiſtern immer die Perrücken zerzauſen, wenn ich ſie ſagen höre: beſſere Volksbildung muß helfen. Unſere Bauern und Handwerker ſind ſo gebildet als die franzöſiſchen und engliſchen, ja die Bauern noch gebildeter, aber immer heißt's: das kommende Geſchlecht muß die Erlöſung bringen. Das kommende Geſchlecht iſt ja auch wieder ein heutiges; es iſt nichts als Feigheit, die ſich immer auf morgen vertröſtet, da kann man ewig und noch drei Tage warten, wie das Volk hier zu Lande ſagt."

„Denken Sie ſich gnädige Frau“ erwiederte Eugen, „daß Ihre Worte wirklich den Lebenskern eines Menſchen trafen, dem Sie damit die ideale Strebekraft zerbrächen. Warum ſagen Sie mir das?“

„Wer in einer Stunde zerbrochen werden könnte iſt nichts Beſſeres werth,“ erwiederte Stephanie feſt, ihre Stimme klang eiſenhart. Kopfſchüttelnd entgegnete Eugen:

„Sie wollen ſich abſichtlich härter darſtellen als Sie ſind. Erlauben Sie mir Ihre Worte als jene verzeihliche Fahrläſſigkeit zu betrachten, die weniger an den Angeredeten als an ſich denkt; es kann doch aber nicht als ritterliche Jagdluſt gelten, auf einen angebundenen Vogel geiſtreiche Bolzen zum Amuſement abzuſchießen.“

„Sie ſind keck, doch iſt mir das lieber als Kriecherei. Ich habe für meine Anſicht noch beſondere Gründe, denken Sie einmal darüber nach:

Kein anderes Volk der Erde hat das Wort und die Sache Bildung. Was iſt Bildung? Es iſt nicht savoir faire nicht intellect, es iſt eben deutſche Gemüths- und Gedankenbeſeelet.“

Sie ſchien keine Antwort zu erwarten, denn ſie rief nach dieſen Worten laut: „Jeni!“ Das

Kammermadchen kam, öffnete den großen Kachelofen, der sich in dem sonst gar nicht winterlich eingerichteten Saale seltsam ausnahm, und siehe da, der Ofen war in der That nur ein maskirter Schrank, aus dem Erfrischungen mancher Art entnommen wurden. Eugen wurde erst jetzt der strickenden Leserin, der Tante, Frau Majorin von Sabelsberg vorgestellt, die Matrone neigte den Kopf, aber Eugen hörte kein Wort von ihr.

Man sprach über das Bild, einen theatralisch koketten Rauber, von dem die Baronin Stephanie eine Skizze in Italien gemacht, die sie nun ausführte, und als Eugen sich zum Weggehen anschickte, ließ sich Stephanie ihren Schäferhut geben und geleitete ihn nach dem Gehöfte.

„Sie müssen etwas Zutrauen erweckendes haben, die Hunde haben dafür eine feine Witterung. Sehen Sie," sagte sie auf den begleitenden Hühnerhund deutend, „sehen Sie wie mein Trell sich Ihnen anschmiegt; er ist sonst ein Misanthrop und eifersüchtig wie Othello, ich wollte ihn auch schon oft so nennen, er haßt Jeden, dem ich freundlich begegne."

Eugen betrachtete den Hund und preßte dann kaum merklich die Lippen zusammen.

„Ich will Ihnen hier einige Bücher für meinen Vetter Kronauer mitgeben," ſagte die Baronin wieder, „leſen Sie auch franzöſiſch?"

„Ein wenig."

„So müſſen Sie auch Bastyat leſen. Sie werden viel daraus lernen, es liegt ein eigenthümlicher melancholiſcher Reiz in der Beſchäftigung mit der ſocialen Frage und ſchon auf der franzöſiſchen Sprache liegt ein Parfum, den wir Deutſchen nie erreichen werden."

„Dafür weht über unſrer Sprache ein friſcher Walduft."

„Darum ſollte man im Salon franzöſiſch und im Walde deutſch ſprechen."

„Sie gebrauchen nur dieſe ſpielende Wendung, ſie gefällt Ihnen, ohne daß Sie ſelbſt daran glauben. Witz geht über Wahrheit, iſt die Deviſe des high life."

„Ich weiß nicht, ſind Sie mehr pedantiſch oder mehr keck."

Eugen ſuchte ſich zu entſchuldigen. Stephanie ging ſchweigend neben ihm und begann nach langer Pauſe:

„Was wollte ich Ihnen noch ſagen? Heirathen Sie nicht! Nie, nie. Sie verſumpfen in der Familie. Oder minnen Sie ſchon eine

sinige Maid mit weißem Gewand und rosarother Schleife, einziges Kind einer armen Wittwe, die sie mit ihrer Hände Arbeit ernährt und dabei ein Blumenbeet vor ihrem Fenster hegt?"

„Sie verstehen es meisterlich gnädige Frau, den Extract aus Romanen auf Flaschen zu ziehen."

„Sie ärgern sich und darum machen Sie mir ein schielendes Compliment. Nicht wahr ich verstehe Sie? Solche Romane liebt meine Tante Bonbonniere am meisten." —

Eugen hatte nicht Zeit seinem Erstaunen nachzuhängen, denn wildschnaubend, Kopf und Schweif hochtragend kam im raschen Galopp der reiterlose Apfelschimmel dahergesprengt, Eugen warf sich dem Pferde entgegen, erhaschte es am Zügel, wurde aber noch einige Schritte geschleift, ehe er das wilde Roß zum Stehen brachte.

„Der Onkel, der Onkel!" schrie die Baronin in lautem Schmerze auf: schickte die herbeigeeilten Knechte dem Vermißten entgegen. Dieser kam bald darauf hinkend und an dem Knie blutend.

„Sind Sie vom Pferde gestürzt, lieber Onkel?" rief die Baronin ihm entgegen eilend.

„Wann bin ich gestürzt?" schrie der Alte heiser sich auf eine Bank niederlassend „Pfui!

von Bauerhänden vom Pferde gerissen. Euch den Grundrechten, die uns die Gerichtsbarkeit genommen, es sind fremde Schnitter aber sie müßten mir Alle im Thurme verdorren. Was gaffen Sie mich so an, Sie hochweiser Volksprofessor? Da habt ihr die Früchte eurer Bildung, aber sie sollen mir's büßen, schwer büßen."

Stephanie eilte hin und her dem Verletzten Hülfe bringend, dessen Kopfwunde unbedeutend war, sie entschuldigte den heftigen Oheim bei Eugen und dieser entfernte sich bald.

Dreizehntes Kapitel.

Es schien fast ein anderer Mensch, der jetzt den Schloßberg herabritt, er ging stolz und aufrecht und blickte manchmal wie herrschend über das weite Gefilde und doch war es unser Eugen, in dem sich aber Gedanken und Pläne bewegten, wie man als Gutsherr hier leben und walten könne. Das war doch ein anderes als von unten heraufkommen, lenken fast selbst mühsam ziehen.

„Wie finden Sie die Baronin?“ fragte Dreger, an dem Eugen eben ohne ihn gesehen zu haben vorübergehen wollte.

„Sie ist das neueste pikante Gericht: in Honig und Syrup eingemachte Brennnesseln,“ erwiderte Eugen und mit diesem Spotte fand er sich selbst wieder und hörte kaum wie Dreger seine Bemerkung „boshaft“ fand. Man sprach nun von dem Unfalle des Majors und Dreger erzählte, daß der Maier einen kleinen Knaben umgeritten hatte und sich eben davon machen wollte, als die Schnitter vom Felde herbeieilten,

ihn vom Pferde riſſen, wacker durchhäuten und ſtets dabei riefen: „Du haſt uns nichts ſchriftlich gegeben, daß wir dir Prügel geben dürfen, du kriegſt ſie aber doch auf dein ehrlich Geſicht hin.“

„Welches Kind wurde verletzt?“

„Sie kennen es, der kleine Engelbert, man ſagt die Liebe zu ſeinem Schulbuche trage die Schuld daran; der Knabe hatte ſeine bunte Fibel feſt an die Bruſt gedrückt mit auf's Feld genommen, er wich dem raſchen Pferde richtig aus, verlor aber dabei ſein Buch, eilte nochmals zurück um es zu haſchen und wird da von dem Hufe des Pferdes getroffen. Der barſche Major iſt ſo zum Theil unſchuldig aber es geſchieht ihm doch recht, der Engelbert ſoll am meiſten geſchrieen haben, als er ſein ſchönes Buch voll Blutflecken ſah.“

„Wo iſt er verwundet?“

„Es ſcheint ihm nur die Stirnhaut geritzt, man hat ſogleich einen reitenden Boten an den Wundarzt geſchickt.“

Wie durch eine ſympathetiſche Wirkung fühlte Eugen plötzlich einen ſtechenden Schmerz in ſeiner noch nicht geheilten Hand, er erinnerte ſich, daß er durch Anhalten des Pferdes wol das kaum Vernarbende wieder aufgeriſſen habe

und machte sich mit verdoppelter Eile in das Haus des kleinen Engelbert.

Frauen, Männer und Kinder, was nicht auf dem Felde war, war dort versammelt, die Kinder hatten sich alle Beete und Obst in der Hand, das sie von den Eltern erhalten, gleichsam als Dank- und Freudenopfer, daß sie ihnen solch Herzleid erspart, wie drinnen im Hause herrsche. Natürlich war hier viel die Rede davon, wie die Hausthüre Engelberts ganz aufgeschlossen sei, so daß man das offene Thor schlagen höre und wieder Andere wußten zu erzählen, wie gräßlich es war, als die Mutter das blutrieselnde Kind in die Arme schloß und mit ihm zu Boden sank. Der Wundarzt kam und kam durch seinen Anblick beruhigt zu sein, drauben alle Weiber in lautes Wehklagen aus und trockneten sich mit der Schürze die Thränen.

Erst jetzt als Eugen durch das Gedränge in's Haus wollte, bemerkte er, was die Dorfleute schon verwundert gesehen hatten, daß ihm Trell vom Schlosse gefolgt war, er hieß den Hund hier außen warten und trang in das Haus.

Wie war das friedsame Bild von gestern Abend hier verschwunden. Der Knabe lag leichenblaß auf blutigem Kissen, das Schwesterchen

weinte laut, der Säugling ſchrie und Alles übertönte der Schmerzensruf der Mutter, die ihr Söhnchen wach rufen wollte, plötzlich beſann ſie ſich, preßte die Lippen zuſammen und legte den Säugling an ihre Bruſt, aber eine andere junge Frau entriß ihr denſelben mit den Worten: „Das darfſt jetzt nicht“ und reichte ihm ſelbſt die Bruſt.

Der Wundarzt ſorgte vor Allem dafür, daß die mit Menſchen vollgeſtopfte Stube leer wurde. Männer und Frauen wichen zurück, kamen aber wieder leiſe hereingeſchlichen und ſchauten mit angehaltenem Athem dem Thun des Wundarztes zu. Todtenſtille herrſchte, da ſchrie eine mächtige Stimme: „Der Mörder muß von meiner Hand ſterben!“ Es war der Vater, der vom Felde heimgekehrt war, er warf nur einen Blick auf ſein Kind und ſprang wieder fort und holte ſeine Holzaxt. Nur mit Mühe gelang es mehreren Männern, ihn zu halten, er ließ ſich die Axt nicht nehmen, trat nochmals in die Stube, wo der Wundarzt den Knaben wieder ins Leben brachte und verſicherte, daß wenn nichts Ungewöhnliches eintrete, keine Hirnerſchütterung ſich vorfinde, die man nicht ſehen könne, die Wunde gefahrlos ſei.

Der Vater war still auf die Bank gesunken, das kleine Mädchen hatte sich an seine Knie gedrängt und die Mutter reichte ihm mit einem dankbaren Blicke nach oben die Hand.

Eugen ließ nun auch seine Wunde verbinden, die er, nicht ganz der Wahrheit zuwider, beim Einfangen des wilden Pferdes erhalten haben wollte.

Je mehr es nun Abend wurde und die Bauern heimkehrten und ihre heißen Sensen im Dorfweiher abkühlten, um so unruhvoller wurde es auf der Straße, bis sich endlich vor dem Wirthshause und in der Wirthsstube wildlärmende Haufen sammelten.

„Unsere Sensen lassen sich wieder gradauf schmieden."

„Auf! Nach dem Schlosse."

„Der Baron muß auch einmal im Thurm sitzen."

„Wenn einer von uns ein Baronenkind übergeritten hätt', er säß' schon in sieben Ketten."

„Der Schultheiß hält's mit dem Baron."

So riefen die Stimmen durcheinander.

„Was da!" ertönte jetzt eine Stimme von einem noch jungen behabigen Manne, der mit Berger daher kam: „Ich halt' es mit Niemanden

als mit der Gerechtigkeit. Haben wir nicht tausendmal geklagt, daß wir für jede Lumperei gleich eingesperrt worden sind? Der Baron entlauft uns nicht, Draufgeld hat er."

„Aber er gehört vor's Schultheißenamt."

„Die Zeiten sind vorbei, wo die Barone unsere Herren gewesen."

„Das Standrecht ist für die Standesherren," so scholl es entgegen und der Schultheiß erwiederte:

„Weil der Baron jetzt nicht mehr Recht hat als wir, soll er aber auch eben so viel haben; es soll ihm Gerechtigkeit werden, von uns, vom Gemeinderath. Wenn ihr rebelliren wollt, könnt' ihr Execution und Einquartierung haben, wenn's euch darnach gelüstet."

Das half. Weil man aber einmal im Wirthehause war, machte man sich die Gelegenheit zu Nutzen, zechte nach Wohlgefallen und ergoß sich weidlich in Klagen und Schimpfreden, wobei es aber an tapferen und mannhaften Gegenreden auch nicht fehlte.

Eugen glaubte aus all dem Stimmgewirr heraus dennoch einen einheitlichen Charakter des Dorfes und in manchen Zügen ein offenbares Abbild von dem Wesen Deegers zu erkennen.

Als er solches gegen seinen Amtsbruder äußerte, sagte dieser: „Kann wohl sein, die jungen Männer hier alle sind meine Schüler, ich bin schon Großvater der hiesigen Dorfbildung. Unser Dorf kann wenigstens auf eins stolz sein, während ringsum überall das Denunciantenwesen in höchster Blüthe steht, haben wir bei uns kein Beispiel davon. Unsere Einrichtungen mit dem Versetzt- und Abgelöstwerden sind nicht gut, dadurch bildet sich im Lehrer und seinen Schülern eine Unsteetigkeit und Heimathlosigkeit; der Staat sollte den auf seiner Stelle Verbleibenden mit der Zeit höher lohnen."

Eugen, der einem andern Gedankengange gefolgt war, sagte darauf: „Mag die Gewalt jetzt auch noch so sehr rasen, die innere Thatsache in den Gemüthern, das Bewußtsein, daß eine Revolution war, daß das Volk wollen kann, das vermögen sie nicht mehr auszurotten, sie wischen die drei Farben nicht mehr aus der Erinnerung."

„Das Volk ist müde und die einfache Aufgabe ist zur verwirrten gemacht" versetzte Decker, „ich kenne andere Länder nicht, so viel aber weiß ich, daß das „Raisonnal," was Viele ohne dabei zu denken im Munde führen, bei

uns ganz gewiß eintritt, wenn man dem Adel wieder seine Patrimonialgerichtsbarkeit herstellen wollte. Das greift dem Bauer an's Leben und würde einen Kampf herbeiführen, gegen den der Bauernkrieg Kinderspiel war.

An dem lärmenden Wirthshause vorüber schlich eine scheue Gestalt, tief verhüllt, die Kapuze gleich einer Tarnkappe auf dem Haupte, fast geisterhaft anzuschauen, sie eilte nach dem letzten Hause des Dorfes. Troll hatte an der Thür gewinselt, ein Bursche gab dem Schloßhund einen Tritt und machte ihm die Thüre auf, der Hund eilte der verhüllten Gestalt nach.

Vierzehntes Kapitel.

Als Eugen am Morgen seinen kleinen Freund Engelbert aufsuchte, war er nicht wenig erstaunt die Baronin Stephanie hier zu finden. Sie saß eben mit den Bauersleuten und dem Töchterchen an dem Tische und aß mit ihnen die Morgensuppe aus einer Schüssel. In ihrem weißen Gewande mit den dunkeln Locken, die aufgelöst auf dem lichten Nacken ruhten, mit ihrem jetzt blassen Antlitze erschien sie fast wie ein unirdischer Genius, der sich dazu bequemte unter den Menschenkindern zu weilen und ihre Sitten und Bedürfnisse anzunehmen. Trell sprang freudig an Eugen hinauf, den Stephanie lächelnd willkommen hieß, während der Bauer ohne aufzustehen, ihn einlud, es „mitzuhalten." Eugen dankte und ging zu dem Knaben, der in dem großen Himmelbette aufrecht saß und ihm die schönen Bilder zeigte, die ihm „Base Stephanie gemacht" habe. Es waren allerlei Gethiere, Menschen, Bäume, die leicht und zierlich hingeworfen waren und der Knabe erzählte: Base

Stephanie habe ihm ein noch viel ſchönres Schuldbuch verſprochen als ſein blutiges geweſen war. Nachdem abgegeſſen und gebetet war, wobei Stephanie ihre feinen Hände feſt in einander faltete und ihre Lippen bewegte, aber ſo gleichmäßig, daß ſie offenbar keine Worte ſprach, ſagte der Vater:

„Wenn nur mein Engelbert ſeinen Verſtand behält, wir haben noch nie einen Trottl in der Familie gehabt, ich mag nichts davon wiſſen, daß das einer Familie Glück bedeuten ſoll, wenn ſie ihn gut behandelt.“

„Voila la superstition de ce peuple“ ſagte Stephanie, Eugen winkte ihr raſch verneinend, denn er ſah die erſchreckten Mienen der Bauersleute bei dieſen fremden Klängen, Stephanie ließ ſich aber nicht abhalten, ſondern fuhr fort: Hier je suis devenue un miracle, lorsque j'entrais les gens croyaient voir un spectre, nommé Wichtele ou Waschweibl, qui devait laver et habiller les enfants. Ce petit garçon a vraiment un talent d'artiste, je ferai les dépenses pour son éducation. J'ai reconnu pendant cette nuit le nonsens et le bonsens du peuple.“

„Ne continuez pas à parler français. Si vous voulez protéger cette famille, payez les

delles de ce paysan, qui reposent sur sa petite terre. Je m'informerai exactement."

„Bien, faites cela, je —"

Der kleine Engelbert fing plötzlich an laut zu ſchreien und zu klagen als läge er abermals unter der Hufe des Pferdes. Dieſes ſchnelle Hin- und Herwerfen fremder Worte machte ihm unſägliche Angſt, daß er am ganzen Leibe zitterte; wenn ſich ihm Eugen oder Stephanie nahten, ſchrie er immer wieder lauter und ſchlug mit Händen und Füßen nach ihnen. In dem Gebaren des Knaben ausprägte ſich nur auf offenkundige faßliche Weiſe, was mit ſtillem Beben die Herzen der Seinen bewegte, ihm erſchienen die Menſchen, die ſo redeten als fremde ſchreckhafte Weſen, während die Eltern ſich verfremdet und tiefverletzt vorkamen, da man in ihrem Beiſein und gewiß über ſie ſprach und doch nicht ſprach, ſie waren wie taube Menſchen, die ſtarr und fragend, halb mitleidig bittend halb zornig fordernd in das Antlitz der Redenden und Hörenden ſchauen.

Eugen, der das Alles bemerkt hatte, betheuerte, daß die Baronin nur zu ihrem Guten geſprochen habe, er glaubte ſeine Worte fanden noch unbezweifeltes Vertrauen während er durch

dieſen Vorfall einen großen Theil davon eingebüßt hatte.

„Kann ſein, kann ſein," entgegnete Lehnert und zerrte raſch mit beiden Händen an den Batten ſeiner Jacke als wollte er ſich dadurch abhalten, anderswo zuzugreifen, dann hielt er ſie feſt in der krampfhaften Hand und fuhr fort: „kann ſein, aber das iſt mein Haus, mein Stub, wer da vornehm ſein will — vor der Thür iſt draußen, verſtanden? Ich red deutſch, kann nicht welſchen," er riß gewaltig an ſich herum, die Zornesader ſchwoll ihm mächtig auf der Stirne, die Frau ſuchte ihn zu beruhigen, er aber ſchüttelte trotzig ihre Hand ab; da trat die Baronin auf ihn zu, reichte ihm die Hand und ſagte:

„Das gefällt mir, es iſt ein ehrenwerther Stolz, daß er ſich das nicht gefallen läßt; es iſt nicht gerne geſchehen und ſoll auch nicht mehr vorkommen."

Statt aller gegenſeitigen Entſchuldigung ſagte Lehnert: „Ich muß jetzt auf's Feld." Eugen hielt ihn zurück und wollte ihm das Verſprechen abnehmen, daß er keine Klage gegen den Baron anhängig machen wolle, dann werde auch dieſer die Mißhandlung durch die Schnitter auf ſich

beruhen lassen. Lehnert war sich zu wol bewußt, in welch' günstiger Lage er dem Baron gegenüber war und schien nicht gewillt, sie ohne Vortheil aufzugeben, er gab ausweichende Antwort und machte sich davon.

Stephanie hatte während dessen für den kleinen Engelbert das Waschweibl gezeichnet, eine beflügelte Fee die drei liebliche Kinder streichelte und wusch. Der Knabe freute sich dessen überaus und Stephanie sagte triumphirend:

„Wie einst die Kirche Heiligenbilder vertheilte, so muß jetzt die freie Kunst Schönheit in allen Hütten erwecken und ausbreiten. Was sagen Sie dazu, wenn ich mich zum Apostel der bildenden Kunst machte?"

„Die bildende Kunst ist nur für die Satten, und es ist überhaupt gefährlich, nur ästhetisches Interesse am Volke zu nehmen."

„Sie sind ein Pedant" schmollte Stephanie. Eugen erkundigte sich bei der Mutter, wie es komme, daß hier, wo Doeger schon so lange Lehrer sei, noch solcher Aberglaube herrschen könne wie der vom Waschweibl.

„Das ist kein Aberglaube erwiederte die Frau mit zuversichtlicher gläubiger Miene: „Wir haben in der Gegend ein leibhaftiges Wichtel-

weible oder Waschweible wie man's heißt, ihr werdet sie schon kennen lernen."

„Ich? Wo denn?"

„Man darf nicht frei davon reden, sie kommt einem sonst verklagen. Es muß jetzt einige zwanzig Jahr her sein, da hat mir meine Mutter erzählt, daß ein Mann ein Waschweible aus dem Wasser gefischt hat, es war ein kleines Kind wie ein Mädchen von fünf, sechs Jahren und hat ein Flimmerkleid an wie von lauter Silber, der Mann trägt's heim legt's in's Bett und am Morgen ist es schon viel größer geworden und es schläft drei Tag und drei Nacht und thut kein Aug auf, und wie es endlich erwacht und aufsteht, ist es ein erwachsenes Mädchen, aber so zierlich und fein wie eine Puppe und so weiß, und fein und zart, daß man sieht auf die hat nie eine Sonne geschienen und die hat kein rauh Lüftchen berührt. Der Mann hat das Waschweible geheirathet und hat lauter Glück im Haus, aber die Frau geht nie aus dem Ort, zehn Gaul bringen sie nicht davon weg, man sagt, sie sei an den Ort gebannt, weil sie unter den Menschen bleiben ist."

„Und ich werde die Frau kennen lernen?"

„Ja, ihr dürfet mich aber nicht verrathen,

es ist die Bachmüllerin von euerm Ort, wo ihr Schulmeister werdet."

Eugen preßte die Hand an die heiße Stirne. Sollte er hier auf der Spur seiner Mutter sein, die unter der schützenden Hülle des Wunderbaren sich verborgen hielt? Sein Herz erbebte, er war wie in einen regellosen Traum gehüllt.

„Was traumen Sie?" weckte ihn die Baronin „lassen Sie im Hypothekenbuche nachsehen, damit wir das Besprochene in's Reine bringen. Verschaffen Sie mir dann auch aus dem Dorfe einen gepolsterten Stuhl, hier im Hause sind lauter magere knochendürre. Dem Himmel Dank, daß ich es dahin gebracht habe, daß diese Leute das ewige Feuer im Ofen ausgehen ließen und ein Fenster öffneten."

Eugen versprach Alles zu besorgen und ging, aber noch immer wie von einem Taumel erfaßt. Gewaltsam kämpfte er die Aufregung in sich nieder als eine unberechtigte; die Sorglosigkeit, mit der er bisher hier im Orte weilte, kam ihm jetzt unbegreiflich vor, er meinte, er müsse fort, noch in dieser Stunde unaufhaltsam nach seinem Bestimmungsorte. Er bezwang sich indeß und fand einen ruhigen Ableiter seiner brausenden Stimmung in einem Besuche bei dem Pfarrer.

Eugen wollte gemäß der überwundenen Umständsmacherei der freieren Weltütte seine Verzögerung gar nicht entschuldigen, er wurde aber nach dem Empfange anderen Sinnes und bat wegen seiner Fahrlässigkeit „bei Hochwürden“ um Verzeihung, worauf ihm erst jetzt ein Stuhl angewiesen wurde, auf dem er indeß nicht lange ausharrte, denn als er viel über die Residenz ausgefragt wurde, machte er sich bald wieder auf, um den Rathsschreiber aufzusuchen.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Rathsschreiber war Niemand anderes als Deeger. Eugen traf den sonst keineswegs zutraulichen, dabei aber gleichmäßig freundlichen Mann heute etwas gereizt, denn er sagte:

„Ich glaubte schon, Sie hätten das summarische Verfahren über meine Unterrichtsweise bereits geschlossen und seien mit mir fertig.“

Eugen suchte sich zu entschuldigen und seinen aufrichtigen Worten gelang es, bald wieder das alte Verhältniß herzustellen; er fand heute die Kinder ungewöhnlich plauderhaft und unruhig und als er dies äußerte versetzte Deeger:

„Die Geschichte mit dem Engelbert spukt in allen Köpfen. Wenn so ein unruhiges Gewitter in der Luft steht, will alle Disciplin und alle Sammlung aus Rand und Band gehen, die Kinder sind dann gerade wie die Vögel vor einem wirklichen Gewitter, die scheu und oft ziellos hin und herflattern.“

„Sie hätten heute Vacanz geben sollen.“

„Gerade das Gegentheil. Man muß die

Menschen daran gewöhnen, mitten in allen Unruhen und Tagesplackereien die Pflicht des Lebens stets im Auge zu behalten. Ich bin in solchen Tagen um so strenger. Die meisten Menschen gehen daran zu Grunde, daß sie, wenn Ungemach und Unruhe sie heimsucht, lahm und lässig alle ihre Obliegenheiten verabsäumen und so neues und verschuldetes Mißgeschick auf sich häufen. Ich gewöhne meine Kinder daran, mitten in Allem was vorkommt, stramm und straff zu sein."

„Das muß sehr anstrengen, Sie und die Kinder."

„Ich heische von Anderen nicht mehr als ich mir selbst auferlege. Wenn ich den Widrigkeiten und Zerstreuungen des Lebens nachgäbe, hätte ich noch nie drei Tage ordentlich Schule gehalten. Ruhe Kinder!" schloß er laut.

Die letzten Worte Deegers trafen Eugen mitten in's Herz, er sah wie leicht er sich durch Begegnisse von seinem geraden Wege ablenken und zerstreuen ließ. Er hatte sogleich wieder zur Baronin Sternhaime zurückkehren und sich dann baldmöglichst nach seinem Bestimmungsorte aufmachen wollen, jetzt blieb er nicht nur beim Unterrichte und schärfte seine Aufmerksamkeit auf denselben, sondern er gelobte sich auch noch mehr

rere Tage zu verweilen, theils als Selbstbeherrschung gegen seine Unruhe, theils um noch festere Handhaben für seinen Beruf zu gewinnen.

Erst als die Schule zu Ende war, brachte Eugen sein Anliegen wegen des Flurbuches vor. Decger rief schnell noch einigen Kindern nach, sie sollten es verkünden, daß heute Nachmittag keine Schule sei, dann fuhr er zu Eugen gewendet fort:

„Das hatten Sie mir gleich sagen müssen, bei der Baronin darf man keine Minute versäumen, sonst ist sie mit ihren guten Versätzen entschlüpft. Wie vielmal hat sie schon das und jenes thun wollen und nie ist etwas daraus geworden. Aber diesmal halten wir sie. Die Baronin weiß nicht, da ihr Oheim ihr Vermögen verwaltet, daß sie selbst die Gläubigerin ist. Ich will sogleich die Cession machen und den Gemeinderath zusammenrufen. Diese Freude macht mich doppelt glücklich," sagte er die Schulstube schließend, „denn sie hebt mich über schweren Kummer hinweg."

„Was ist Ihnen?"

„Sie müssen noch mehr als ich von der gestrigen Zeitung getroffen sein."

„Von was?“ fragte Eugen erschuttert, ein Schauder überkam ihn, daß ihm die Haare zu Berge ſtanden.

„Sie haben es wol noch nicht geleſen; die Retter der Civiliſation wollen jetzt die Schullehrerſeminarien reformiren d. h. verderben. Wir ſollen jetzt ſchuld an all den Umwalzungen ſein, darum weder mit der Bildung, Drill-Maſchinen der und ausgediente Unterofiziere. Dabiy müſſen ſie noch. Es iſt mir nicht um meinetwillen, obgleich es mein höchſter Wunſch war, einſt Lehrer an einem Seminar zu werden. Laß ſie nur machen die rationellen Volkswirthe, die da meinten, daß der Baum nicht mehr Blüthen tragen ſoll als er Früchte haben muß, ſie verrechnen ſich doch und ſie vergeſſen, daß die Pflanze eben ſo viel Nahrung aus der Luft wie aus dem Boden auffaugt. Sie glauben jetzt Alle mit dem Oeſtreicher, die Donau in Wien bleibe aus, wenn ſie an der Schenne da drüben die kleine Quelle zuhalten; von allen Seiten ſtrömen aber lebendige Ströme herzu. Halbe Menſchen ſollen ganze bilden! Sie wiſſen noch immer nicht, daß die größte Klarheit und umfaſſende Kenntniß dazu gehört ein Kind zu lehren.“ So ließ ſich Decker in heftigem Selbſtgeſpräche vernehmen und Eugen ſagte lächelnd:

„Jetzt ist es doppelt verwerflich, daß solche Köpfe aus den bösen Verhältnissen heraus sich zu Volkslehrern machen.“

„Der einzige Vorwurf, den ich mir zu machen habe,“ sagte Deeger, die buschigen Brauen stark einziehend „ist der, daß ich nicht freiwillig Lehrer geworden bin. Zeigen Sie mir den Mann, der von der gemütlagerischen Höhe des Lebens herabstieg und Lehrer in einem verborgenen Dorfe wurde und ich will ihn anbeten.“

Das Antlitz Eugens erstrahlte von einem eigenen Glanze, er betrachtete unwillkürlich oder sei es, daß er den Blick Deegers fürchtete, seine rechte Hand, hier war noch eine Wunde verborgen und die Hand verbunden, wann wird er die geheilte und freie offen reichen dürfen, wie sein wirkliches Sein? Er faßte sich schnell und sagte unbefangen:

„Ich würde die völlige Aufhebung der Schullehrer-Seminarien für kein Unglück ansehen, da sie so viele unpraktische Menschen erzeugen; es würden sich dann wieder mehr Männer aus gereiften Lebensstellungen den Schulen widmen.“ Da rief Deeger heftig:

„Viele von unserer Partei wissen nicht, was sie wünschen und thun. Ihr wollt mit der

Reaction die große Errungenschaft Pestalozzis verschleudern, die Kette großer Erfahrungen und Einrichtungen zerreißen. Kommen Sie," sagte er abbrechend, „wir wollen zum Gemeinde-Rath."

Die Cession wurde in aller Form Rechtens ausgefertigt und als Stephanie solche dem Lehnert überreichte, war nach dem ersten Schreck die Freude und der Jubel unermeßlich. Stephanie entzog sich bald dem überschwänglichen Danke, und da gar keine Gefahr für Engelbert mehr zu besorgen war, kehrte sie ermüdet wieder nach dem Schlosse zurück. Eugen geleitete sie durch das Dorf. Der Wagen folgte ihnen.

„Sie scheinen doch ein Psycholog zu sein," begann Stephanie „sagen Sie mir, warum ist nach einer vollbrachten guten That meine Freude geringer als in der Stimmung, da ich sie erst thun wollte? Die Menschen, die ich beschenkt habe, sind mir gleichgültiger, ich möchte sie gern weit aus den Augen haben. So geht mir, wie dem Baume hier, er hat den Apfel lieb und hält ihn fest, so lang er ihm was mittheilen kann, ist das vorbei, läßt er ihn fallen. Ich bin nach einer Wohlthat immer wie ein geschüttelter Baum, kahl und leer."

„Gut, wenn Sie sich in diesem Bilde gefallen, so denken Sie nun auch an das Sprüchwort: Der Baum trägt für sich selbst keine Aepfel. Aber fragen Sie sich, ist Ihre jetzige Stimmung nicht eine eingeredete Bizarrerie?“

„Sie sind von einer erschreckenden Naivetät. Nein, ich glaube mir hätte es wohler gethan, wenn ich dem Manne hätte das blanke Geld statt eines beschriebenen Papiers in die Hand geben können.“

„Man darf beim Wohlthun nichts für sich haben wollen, das Gute nicht hauptsächlich thun, um uns von dem Schmerze zu befreien, den die Erkenntniß fremden Uebels und Mangels in uns erregt. Alles Edle ist überhaupt nichts weiter, als das aufgeputzt Ehrliche, die einfache Ehrlichkeit, die Pflichterfüllung mit ungewöhnlichen Kräften oder Hindernissen. – Da giebt es kein Heldenthum mehr, der Feldherr und der Soldat ist gleich. Es wird heut zu Tage mit dem Wohlthun und dem Mitleid viel zu viel Selbstgefälligkeit und empfindsame Genußsucht getrieben.“

„Ich bin keine Wohlthätigkeitsanstalt. Aber ich habe Ihnen Unrecht gethan, Sie sind kein

Idealpolitiker, kein Pedant. Wissen Sie was mehr ist als ein Pedant?"

„Ein Narr."

„Nein, das wollte ich nicht sagen. Ein Schulmeister."

Sie ließ den Wagen halten, stieg verdrossen ein und fuhr rasch nach dem Schloß. —

Von dem letzten Hause des Dorfes aus verbreitete sich die Kunde von dem glücklichen Ereigniß bald auf der Straße und in allen Häusern. Einen hatte die Benachrichtigung, viele besonders jüngere Leute zu seiner Assistenz gekommt zu sehen. Manche aber auch waren griesgramig und neidisch, hatten allerlei zu mäkeln; gönnten dem Lehnert sein Glück nicht und sagten immer, es sei keine Gerechtigkeit im Himmel, denn der Lehnert habe es gar nicht so nöthig und sie schimpften auf ihn theils in halben Worten, theils offenkundig. Eugen erkannte hierin einen tiefen Grundzug in der Natur des Menschen: wenn sie einem andern nichts von seinem Glücke nehmen können, wollen sie es wenigstens an seinem Charakter abwaschen und ihn in den Augen der Welt unwerther machen. Wie ein alter Provinzialer im Wirthshause sagte: „Wenn mir der Baron meine Schulden bezahlte, gäbe

ich ihm ein Viertelduzend Kinder zum Todtreiten," sprach ihm der Wirth schnell sein Urtheil, indem er erwiederte: „Schlecht genug bist, aber du lügst doch in deinen Hals hinein und jetzt marschir' dich!" Er nahm den Widerstrebenden beim Arm und führte ihn nicht eben sanft zur Thüre hinaus.

Eugen ließ einen Schoppen bringen und trank ihn mit dem Wirthe auf das Wohl der Baronin und Aller, die so handeln wie sie.

Der Lammwirth bestellte noch eine „Halbe vom Besten" und Eugen erfreute sich an dem zutraulichen Wesen des Mannes, der ihn wegen seiner geschickten Vermittelung lobte, dann aber auch sagte, er könne einen „Kuppelpelz verdienen," wenn er es zuwege bringe, daß sein jüngster Bruder, der gerade hier sei, um Kälber zu kaufen, des Schäufler Davids Marie in Erlenmoos zur Frau bekäme, der Bursch und das Mädchen seien einverstanden, aber der Alte sei „überwendling genäht" und doch könnte in Erlenmoos noch ein zweiter Metzger wohl auskommen.

Das Staunen Eugens, daß man ihm solche Unterhändlerschaft zumuthete, verwandelte sich bald in Nachdenken, wie geschickt der Bauers-

mann im Verwenden der Begegnisse ist, er kennt und will kein bloßes geistiges oder gemüthliches Verhältniß, Alles soll zum tragbaren Acker werden. Eugen war weit entfernt, diese ausnutzende Klugheit zu schelten, sie erschien ihm als die Einheit von That und Empfindung. Aus dieser Betrachtung heraus lächelte er dem Lammwirth freundlich zu und als der rothwangige Metzgerbursch eintrat und dem „neuen Lehrer von Erlenmoos“ vorgestellt wurde, reichte ihm dieser traulich die Hand. Der Lammwirth mochte darin ein Versprechen sehen.

Sechszehntes Kapitel.

Man macht oft einem andern Vorwurfe, weil er mit einer Stimmung oder einem Urtheil vorausgeeilt ist, wozu man schließlich selber gelangt; man beschönigt sein Unrecht damit, daß man jetzt thatsächliche Gründe habe, wo der andere nur eigenwillige Voraussetzungen hatte. Im großen Ganzen unserer vaterländischen Zustände haben wir das in dem vergangenen Jahre genugsam erfahren, Eugen erfuhr es jetzt im Kleinen der Dorfverhältnisse; etwas von der müden Oedigkeit der Baronin Stephanie überkam auch ihn. Im Dorfe war nach der an sich ergebnißlosen Aufregung eine verdrossene Ernüchterung eingetreten, im Hause Lehnerts schien man wie nach einem jubelnden Hochzeitstage nicht frisch bereit das gewohnte Leben wieder aufzunehmen, während noch die hellen Tanzweisen im Ohre nachtönen. Dieses letzte schien Eugen nur so, weil er selber erst lernen sollte, daß der Inhalt eines Lebens mit dem schnellen Athem

In dieser Stimmung traf ihn Deeger, der ihn aufsuchte; er verstand Eugen nicht als dieser sagte:

„Jedem Heimsteuernden lauern verlockende Sirenen am Ufer. Und doch, schön und erquickend ist der Naturgang des einsamen Bergbewohners, schöner, nachhaltig schöner aber wenn wir einer musikalischen Fertigkeit begegnen, da versteht ein Jedes dieselben räthselhaften Zeichen und nach einem flüchtigen Blicke stimmen sie an den harmonisch gesetzten Wechselgesang. Das ist die Bildung."

Deeger, der in diesen Worten nur eine Sehnsucht nach den verlassenen hauptstadtischen Gewohnheiten und Umgebungen sah, war nicht gewillt, darauf einzugehen; solche Ausrenkungen des Verlangens mußten nach seiner Ansicht nicht durch fremdes Zurechtlegen, sondern durch eigenes straffes Zusammennehmen aufgehoben werden. Es war in jeder Beziehung wohlgethan, daß er den Freund aufforderte, mit ihm heute nach Lezweiler zu gehen, wo sie ein Original von einem Amtsgenossen, den sogenannten Kopfrechner, finden sollten.

Eugen wußte bald wieder wo er war und wer er sein sollte, es war ihm erwünscht auch

nach dieser Seite hin seine Stellung und seine Beziehungen immer näher kennen zu lernen.

Als sie das erste Dorf ansichtig wurden, sagte Deeger: „Hier dominirt das gerade Gegentheil von unserm Manne, den wir heimsuchen; ich weiß den Lehrer Lutz nicht besser zu bezeichnen als mit seinem Spitznamen, man nennt ihn den Schnörkel; wenn er seinen Namen unterschreibt, fenzt er ihn wie ein Urwäldler seine Felder in eine verschlungene Hecke frei gezogener Arabesken ein; er war früher Schreiber bei einem Advokaten, kennt von da die Formalitäten der Eingaben und dergleichen und ist als Winkelconsulent viel beschäftigt. Geld verdienen ist sein Lebenszweck, Schönschreiben sein Steckenpferd. Dabei ist er ein nicht übler Zeichner. Vor seinen Bauern gebahrt er sich stets wie ein den Wolken entstiegener Zeus, wegen seiner hochtrabenden Worte behaupten sie dagegen, er habe einen Sparren zu viel; er geht geistig immer auf Stelzen und glaubt dadurch den Schmutz des Lebens von sich fern zu halten. Sein Pfarrer, ein gichtbrüchiger Invalid, kümmert sich gar nicht um die Schule. Uebrigens ist Schnörkel ein guter Kerl und den Behörden gegenüber windelweich. Schnörkel und ich waren Ihre Haupt-

mitbewerber um Erlenmoos, Schnörkel hatte viel Anhang durch den Kirchbauer oder vielmehr durch die Kirchbauerin, deren älteste Tochter er heirathen wollte. Ich bin zwar ein Gegner aller Verlegungen, ich hatte aber Ihre Stelle gerne gehabt, weil mir der Baron Kronauer Schreibereibeschäftigung für meinen Vater versprochen hatte; auch hat man in Erlenmoos gebildete Aussprache satt wie in einem Stadtchen. Geben Sie mir durch das Gäßchen, so überraschen wir den Schnörkel, ohne vorher gesehen zu sein."

Sie traten in das Schulhaus, ein Summen und Surren tönte ihnen dort entgegen wie von einem Lindenbaum im Juli. Schnörkel saß auf dem Katheder und zeichnete. Es war zum Lachen wie der lange spitznasige Mann beim Eintritte der beiden wie angeschossen auffuhr, er sah satt nicht auf die Ankommenden, sondern auf seine Kleidung, die aus einem ausgedienten Schlafrock, sogenannten Bummelhosen, niedergetretenen Pantoffeln und quastiger Cerevismütze bestand. Er hatte kaum die beiden Ankömmlinge bemerkt, als er rasch den Kindern zurief, sie könnten gehen, und mit großen Sätzen rannte er nach der Kammer, die er hinter sich verschloß. Die Kinder entfernten sich mit Jubel und Gerausch und

Schnörkel rief aus der Kammer, „die Kameraden möchten sich's einstweilen „kommode machen," er werde sich bald wieder ordonnanzmäßig zu ihnen in Reih und Glied stellen." Eugen fragte Deeger: „Ist es Sitte bei Ihnen, sich untereinander Kamerad zu nennen?"

„Herr College ist gewöhnlicher. Der da drinnen führt noch gerne die Reden, die er als Leitmann der hiesigen Bürgerwehr sich angewöhnt hat. Sie hätten ihn mit dem Schleppsabel sehen sollen. Bei der Waffenauslieferung war gewiß nirgend mehr Trauer als hier."

Sie sprachen noch leise davon, welch ein seltsames tragikomisches Verhältniß es sei, einen in Ueberschraubtheit und Unnatur sich gefallenden Menschen der Natureinfalt der Kinder gegenüber als Lehrer gestellt zu wissen, da trat Schnörkel mit „Gruß und Heil" sonntäglich geschmückt in die Schulstube; er sah ganz stattlich aus, eine goldene Kette mit vielen Bammeln zierte seine Weste, nur schien er noch mit seinem aufrecht stehenden steifen Hemdkragen etwas im Widerstreit. Er reichte Eugen, als er ihm vorgestellt wurde, zwei Finger, an deren einem ein großer goldner Siegelring prangte. Als man sagte, wohin man gehen wollte, rief er:

„Ich freue mich auf breitester Basis, daß drei Burschе auszogen um den Kopfrechner in ultima Thule aufzusuchen. Als ich das letztemal bei ihm einsprach, war ein Wetter, man soll keinen Hund vom Ofen locken.“

Eugen sah erstaunt auf und Decger bemerkte: „College Lutz liebt es, widerspenstige Sprüchwörter zusammen zu fechen und damit seine Bauern zu foppen.“

Noch vor dem Hause kehrte Schnörkel abermals um mit den Worten: „Halt! ich habe die letzte Waffe der Deutschen vergessen.“ Er kam bald wieder mit seinem rothen Regenschirme und rief: „Kinder und Narren haben kurze Beine.“

Schnörkel balancirte sich hierauf beim Gehen noch stolzer, er wiegte stets seinen Kopf hin und her, wie eine Kugel. Eugen freute sich an dem wunderlichen Menschen, der wie er sich dachte, theils aus Uebermuth, theils aus Verdruß und Stolz sich aus dem Elend des Lebens herausheb. Als er ihn fragte, ob er noch ledig sei, antwortete er:

„Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er seinen Deckel findet.“ Er gab dann mit mächtiger Stimme dem Walde allerlei Opernarien und Lieder zu hören, dann sagte er: „Ich

hatte heute ohnedieß die Tendenz hieher und wäret ihr nicht gekommen, hätte mir faſt die Weltgeſchichte das mehrfache Zu ſpät! entgegengedonnert. Der Rattenfänger, der kühne Sänger, hat heute ſeine literariſche Mauſefalle dort aufgeſtellt. Unkraut kommt durch's ganze Land, und wem Gott ein Amt giebt, der verdirbt nicht. Singt wem Geſang gegeben, laßt den Geſang vor unſerm Ohr im Saale wiederhallen."

Erſt nach mühſamen Fragen erfuhr man, daß der Doktor, der ſogenannte Liedernarr, heute Alles nach Letzweiler eingeladen hatte. Eugen äußerte offen, wie zuwider ihm der Menſch ſei, Dezger ſtimmte ihm bei, Schnörkel dagegen vertheidigte ihn, indem er ſagte:

„Sphärenharmonie! Wenn einſt, wo die großen Prachtgebäude in den breiten Straßen ſtehen, die Spülmagd am Waſſerſteine und das perlgeſchmeidige Fräulein am Flügel dieſelbe Zunge ſingen, dieſelben Lieder ſchallen: Das iſt die Zeit der Verheißung, wo die Lämmer mit den Hirten weiden und à la Nebukadnezar Alles Gras frißt und die Nahrung als Stoffwechſel weiß."

Wenn Schnörkel nicht redete und ſang, dann pfiff er unausgeſetzt Potpourris und wie ſich

nicht verkennen ließ, ebenso zusammengeschweißt wie seine Sprüchwörter. Es war gut, daß man jetzt aus dem Walde tretend eine neue Begegnung hatte, wer weiß zu welcher Laune Schnörkel noch seine Manier getrieben hätte. Die Begegnung war eine dünne Mannesgestalt in schwarzem Gewande, die weißen Stoppeln eines Wochenbartes gaben dem abgehärmten Gesicht noch etwas besonders herbstlich Trübes.

„Willkommen vieltheurer Kreuzfahrer!" rief Schnörkel, „ihr seht ja aus Vielgetreuer als ob euer wohledles Gespons zwei Junge geworfen. Was seh ich? Wolken lagern auf dem Libanon deiner Stirne, bist du gar ein Leichenbitter?" So fiel Schnörkel mit hastigen Worten die Gestalt an, diese rief endlich sich losreißend:

„Du hast heute wieder einen zuchtlosen Tag. Herr verzeihe meine sündigen Worte!" setzte er hinzu, die Spitzen der Finger auf einander legend, den Kopf beugend und den Blick nach oben gewendet.

„Ich werde mir's merken," erwiederte Schnörkel, „wem Gott ein Amt giebt, krümmt sich bei Zeiten."

Der Salbungsvolle reichte, den Stock in der Hand haltend, unsern beiden Freunden den

kleinen Finger und hieß sie „Willkommen in dem Herrn."

Eugen bemerkte bald die seltsamen Abstufungen, die er in der Handreichung seiner Amtsgenossen erfuhr; der Fromme reichte nur den kleinen Finger, vielleicht wollte er nur möglichst wenig mit den Weltkindern in Berührung kommen. Der Fromme, Weiland mit Namen, erzählte unter vielen salbungsvollen Phrasen und nach öfteren Unterbrechungen Schnörkels wie er zum Neuntenmale „vom Herrn mit einem Kinde gesegnet worden," und daß er nun den Bruder Lindner in Lezweiler zum Pathen bitten wolle."

„Der Kopfrechner hat einen steifen Daumen, sein Blut ist magnetisch für Geld und läßt's nicht los. Wo nichts ist hat der Kaiser seinen Bart verloren, vom Pathengeschenk geb' heim und sing an der Wiege: Mein Kind, mein Kind s'ist Nebelrauch," rief Schnörkel lachend, worauf Weiland die Hand auf's Herz legend erwiederte:

„Er soll nur der Vater des Mädchens sein vor dem Herrn, das ist die beste Mitgabe."

„Ein Mädchen!" rief Schnörkel, „fürwahr! ich aber sage dir, daferne dein Cerebralsystem nicht mit Schuhnägeln beschlt ist, so wäre dir das beste, du gingest hin und bötest die Schul-

conferenz zu Gevatter, dann hatten wir eine Tochter der Conferenz."

Die vier waren im Schulhause angekommen, sie fanden die Schulthüre offen, eine Schaar junger Hühner lief in der Schulstube umher und die Kinder waren beschäftigt Mücken zu fangen, ihnen die Flügel auszureißen und sie den Hühnern vorzuwerfen, dabei hörte man mitunter aus dem Lärm einen Vers aus dem Gesangbuche, den sie auswendig zu lernen hatten; an dem Pulte saß selig entschlummert ein Graukopf mit spitzem Gesichte in einen Schafpelz gekleidet.

Bruder Weiland weckte ihn rasch und möglichst sanft auf, der Erwachte aber griff unwillkürlich nach dem Stocke zu seiner Rechten, Bruder Weiland hielt ihn fest und jetzt erst bemerkte der Alte wer da war. Vor Allem griff er dann nach seiner Dose und nahm eine erkleckliche Prise. Mit Verwünschungen über die Hitze und über das Schulhalten zur Sommerszeit, und mit Klagen über Kränklichkeit, die sich durch ein pfeifendes trocknes Hüsteln von selber ankündigte, hieß er Alle willkommen und als Weiland seine Bitte vorbrachte sagte er mit verzogener Miene: „Geh ume, frag' Sie und sag gleich, Sie soll einen Wein 'rüberschicken."

Der Alte schickte die Kinder nicht fort, das that er nicht vor seinen Bauern, er hielt seine Stunden bis zum Schlage, er gab nur noch einen weiteren Vers zum Auswendiglernen auf und trank dann behaglich. Schnörkel neckte ihn mit allerlei Muthwille, wobei besonders der auffiel, daß er den Alten jedesmal in Harnisch brachte, wenn er statt Kopfrechnen Denkrechnen sagte und dabei bemerkte, daß die neuen Methoden mit Recht diesen Ausdruck festgesetzt hätten. Man kam nun von selbst auf die neueste Aufgabe, die bei der letzten Schulconferenz zur Ausarbeitung gegeben wurde, zu sprechen, sie lautete: Welches ist die beste Methode bei den Denkübungen. Der Alte schimpfte weidlich über das ewige Examen, aus dem die Lehrer gar nicht heraus kämen.

„Ich wüßte die rechte Antwort, aber ich darf sie nicht schreiben," sagte der Kopfrechner, „die beste Unterrichts-Methode lernt man im Stall."

Alles lachte und Schnörkel rief: „Wem Gott ein Amt giebt, darf für den Spott nicht sorgen."

Erst auf vieles Bedrängen erklärte sich der Kopfrechner dahin:

„Gut füttern iſt ein Vortheil und eine Kunſt, man muß darauf ſehen, daß man viel in die Thiere hineinbringt und daß ſie wenig verderben. Eine Hauptſache iſt: lange füttern, das heißt in kleinen Portionen geben, dann freſſen ſie immer rein auf. Und ſtreng muß man auf Ordnung halten. Es giebt Thiere, die gerne das Futter von der Raufe abreißen, auf den Boden werfen, von da auffreſſen und halb verderben. So geht's bei den Rindern und ſo bei den Kindern."

Schnörkel ließ ſich's nicht nehmen, über dieſe „Weisheit von der Raufe" zu ſpötteln und Bruder Weiland trat eben wieder ein, als Deeger unter eifrigem Zuhören der andern bemerkte: „Man will ſtets und jetzt am eifrigſten die alleinſeligmachende Methode finden, aber es giebt dieſe nicht und wäre ſie da, müßte ſie jeder Lehrer in jeder beſonderen Schule anders machen. Ich ſage mit unſerm alten Freunde hier: es giebt keinen beſten Pflug, der überall und für jede Bodenbearbeitung der tauglichſte wäre, und ſo giebt es auch keine beſte Lehrmethode."

„Die Erziehung im Glauben giebt die höchſte Denkkraft" entgegnete Weiland, worauf Deeger heftig auffuhr:

„Die Religion iſt die Spitze am Baue der Bildung, die man nicht zum Grundſtein machen kann. Ein Kind, das die Kenntniß des Lebens erſt beginnt, kann nicht ſchon an ſeinem Ende ſtehen, wo der Glaube ſich bietet; man will ein Aufgeben der Erkenntniß, bevor die Erkenntniß da geweſen oder kaum begonnen. Unſer Aller Meiſter hat den höchſten Grundſatz der Pädagogik in den ſchlichten Worten ausgeſprochen: Laſſet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht. — Ja laßt ſie kommen, laßt ihren Drang nach höherer Erkenntniß gewähren, aber ſtoßt und drängt ſie nicht; laßt ſie kommen mit ihren natürlichen Fragen, aber gebet nicht zu ihnen, reißt ſie nicht an euch und katechiſirt eine fremde Welt in ſie hinein.“

Die Verhandlung wurde zu einem Zweigeſpräch zwiſchen Deeger und Weiland, Schnörkel hörte ruhig zu, er wollte vielleicht keine Anſicht ausſprechen: nur Einmal raunte er Eugen in's Ohr: „Die Rede Deegers iſt wie ein Tropfen Waſſer auf einen groben Klotz. Narrenhände kann man nicht weiß waſchen.“

Endlich mahnte er zum Aufbruche und ſetzte noch hinzu: „Haſt recht Deeger. Wie man in den Wald hineinſchallt, ſieht man die Bäume

nicht. Der Bannerspruch auf meiner Standarte heißt: Grau ist alle Theorie, doch Grünes muß Heu werden."

Es war Abend geworden als man jetzt nach dem Wirthshause ging, Weiland trennte sich und zog heimwärts.

In der Wirthsstube war großes Halloh, da saßen Manner, Frauen und Mädchen wie auf einem Jahrmarkte und hatten vollauf zu trinken. Schnörkel ward von dem Doktor, der hier Alles bewirthete, freundlich bewillkommt, unsere beiden Freunde wurden kühler begrüßt. Der Doktor erregte gewaltiges Erstaunen bei den Bauern, indem er ihre Lieder mit den Zeichen der neuen Schnellschreibkunst rasch zu Papier brachte, sie wollten's nicht glauben, daß er das so schnell machen könne, bis er ihnen das Vorgesagte und Gesungene vom Blatte vorlas. Die Art, wie der Doktor mit Frauen und Mannern scherzte, erschien Eugen immer widerlicher und Deeger gab ihm darin Recht.

Da sagte, als eben eine Pause eingetreten war, der Kopfrechner zu Eugen: „Waren Sie nicht der Lehrer von Erlenmoos, wollte ich einen körperlichen Eid darauf schwören, Sie sind der Offizier, der vor fünf Jahren bei mir in Eppenberg gewesen ist.

„Lächerlich, lächerlich," unterbrach ihn Eugen.

„Was wollte der Offizier?" fragte der Doktor und noch ehe es Eugen verhindern konnte, antwortete der Alte: —

„Er hat mir ein schwer Stück Geld versprochen, wenn ich ihm Nachricht gebe über eine vornehme Frau, die ein vornehmes Kind in Eppenberg geboren hat und beide sind verschwunden."

„Laßt die Geschichten, die nicht hierher gehören," befahl Deeger.

„Wie hieß der Officier?" fragte der Doctor, sich zu dem Alten drängend.

„Fragsamenhändler," schrie Eugen und riß den Doctor so gewaltsam von dem Alten weg, daß er ihn taumelnd in die Stube zurückwarf. Die ganze Stube lachte und Alles wies auf den Doctor mit dem Rufe: „Fragsamenhändler!" Dieser aber trat mit geballten Fäusten auf Eugen zu und knirschte die Worte:

„Er soll meine Fauste in seinem Antlitze spüren." Eugen hatte sich rasch aufgerichtet und stand zur Abwehr bereit, da legten sich Schnörkel und Deeger dazwischen und trennten die Streitsüchtigen. Eugen mußte unwillkürlich lachen als

Schnörkel rief: „Jugend ſchützt vor Thorheit nicht.“ Er ließ ſich leicht beruhigen und der Kopfrechner gab ihm die Hand und verſprach ihm heilig, daß er nie, zu Niemand mehr ein Wort von der Geſchichte ſprechen wolle. Dennoch war es Eugen nicht wohl zu Muthe, er ſaß in ſich verſunken ſtill, er hörte nichts von allen Reden um ihn her, er war mit Deeger gekommen, um die Weiſe des Alten, der ein Lehrer gewordener Bauer war, kennen zu lernen, und als dieſer nun mit Behagen von ſeinem Feld- und Viehſtand erzählte, hörte Eugen nicht mehr davon, als man im innern Nachſinnen von dem Plätſchern eines Springbrunnens hört, zumal der Alte ſtets in gleichmäßigem Tone ſprach. Erſt als Deeger das Glas ergreifend ſagte: „Ich bin älter und darf das Du anbieten,“ leuchtete ſchnelle Heiterkeit aus den Mienen Eugens. Die beiden tranken aus und machten ſich auf den Heimweg, Schnörkel blieb zurück und rief ihnen noch nach: „Wer zuletzt lacht, löſcht's Licht aus.“

Bald eine Stunde gingen ſie mit einander lautlos durch die ſtille Nacht, als Deeger endlich ſagte:

„Dein Aufbrauſen gegen den Doctor iſt mir unbegreiflich.“

Eugen reichte die Hand und sagte: „Hier meine Hand, sie ist wieder gesund, ich will von morgen an bei dir Orgel spielen lernen.“

„Ist das die Antwort, die ich verdiene?“

„Glaube an mich, vertraue mir.“

Nach einer großen Strecke Weges fragte Eugen wieder:

„Die Art, wie du heute in eine einfache Conversation Christi ein Princip hineinpreßtest, ist ein theologisches Verfahren, das uns ewig abhängig macht; statt zu sagen: mein Kleid sitzt mir auf dem Leibe, sagt ihr lieber: es hängt an einem historischen Nagel. Dein Gedanke ist wahr und schön, warum ihm aus dem natürlichen Parallelismus der orientalischen Redeweise gewaltsam eine Autorität schaffen?“

„Der alte Jehovah,“ erwiederte Deeger, „hat nach dem bedeutsamen Worte dem Menschen den Geist eingeblasen, Alles war von außen kommendes Gesetz, Christus, der zweite Schöpfer, hat den Geist aus dem Menschen herausgeholt und ihn auferstehen geheißen. Was du hier einfache Conversation Christi nennst, das ist grade das Höchste. Du wirst es stets finden: wo man nicht predigt und nicht lehrt, spricht sich grade das natürlich Echte und Allgemeine

aus, das ist der anspruchlos einfältige Ausdruck der Lebenswahrheit, der mehr Ewigkeit in sich schließt als alles Geistreiche."

„Ich könnte fast sagen," erwiederte Eugen, „ich hasse das Geistreiche, weil es sich zum wirkungslosen Spiele hergiebt. Wir sind aber hier an einen Punkt gelangt, wo der letzte Verschluß des Individuellen beginnt und da bricht jeder logische Dietrich. Sage mir nur, bist du in der Religion wirklich so gläubig?"

„Ich bin vollkommen unkirchlich, aber ich glaube an die Gründe des Glaubens, daß diese gerechte, natürliche sind, trotzdem sie nicht logisch, sondern nur geschichtlich bewiesen werden können."

„Und dein Bibelglaube?"

„Ich glaube nicht an die Bibel. Ich weiß nur, daß sie uns in vielen wesentlichen Lebensdingen den rechten Weg andeutet; die Bibel ist das erhabenste Volksbuch, weil besonders in den Evangelien keine Fürsten und durch die Untergebenheit Anderer sich hervorthuende Persönlichkeiten, sondern Menschen aus dem Volke die Helden sind. — Die Bibel lehrt in der Erziehung, daß wir uns an die Natur des Kindes halten sollen; welches aber diese Natur sei, wie sie zu ergründen

und zu lenken, das lehrt uns die Bibel nicht, das ist hier wie in allen anderen Dingen Aufgabe der selbstständigen stets sich weiter erhellenden Wissenschaft."

Das waren die letzten Worte, die zwischen den Freunden laut wurden, dann trennten sie sich mit stillem Händedruck.

Siebzehntes Kapitel.

Am frühen Morgen ſaß Deeger mit Eugen auf der Orgel und lehrte dieſen die erſten Uebungen. Eugen war ein fertiger Klavierſpieler, aber das Orgelſpiel wurde ihm ſchwer, dieſes Arbeiten mit Händen und Füßen machte ihn ganz unanſtellig. Deeger gemahnte ſtets zur Ruhe. Eugen aber war innerlich verſtört, denn nach Ueberwindung aller äußeren Hinderniſſe glaubte er noch in ſeiner Seele einen unlöslichen Widerſpruch gegen ſeine Befähigung zum Volkslehrer zu finden. Aus dieſen Gedanken heraus ſagte er pauſemachend:

„Mir zittert das Herz im Leibe, da ich die Orgel berühre, meine Hände ſind profan, meine Gedanken ſind für alle die Unſichtbaren da unten gottlos. Und doch, Lüge und Gemeinheit herrſchen in der Welt, in der man Religion predigt, die Welt kann nicht ſchlimmer, ſie kann nur beſſer werden, wenn man ſie entreligioniſiert.“

„Und was ſollen die Menſchen dann Höheres wollen und thun?“

„Sich der Geſammtheit hingeben, unſelbſtiſch ſein.“

„Das iſt Bürgertugend, die an ſich die Religion nicht erſetzen kann und das iſt auch kein ewiger beſtimmter Inhalt.“

„Es giebt nichts feſteres als die reine Humanität.“

„Was man ſo nennt iſt wandelbar. Du mußt einen Maaßſtab im Innern des Menſchen ſuchen und zwar einen ewigen.“

„Der liegt im Gewiſſen, im Charakter, der ſeinen Schwerpunkt in ſich hat. Sieh dir die Menſchen an, ihre Handlungen ſind unabhängig von dem, was ſie über Gott u. ſ. w. glauben, ſie handeln nach inneren Eingebungen oder Gewohnheiten.“

Nach dieſen Worten begann Eugen wieder rüſtig ſeine Arbeit, und ſie gelang ihm jetzt ſo ſehr, daß Deeger beifällig nickte. Eugen hörte plötzlich mit einer ſchrillen Diſſonanz auf und ſagte:

„Haſt du nicht Jemand die Treppe heraufkommen gehört?“

„Nein, laß dich nicht ſtören. Der tolle Schnörkel hat geſtern doch eine Wahrheit geſagt: es muß dahin kommen, daß Vornehm und Gering dieſelben Lieder ſingt. Der Riß, der durch

unſer Nationalleben gibt, daß das ganze Denkleben der Gebildeten ſo weit ab iſt von dem des Volkes, als waren ſie durch Meere oder Jahrhunderte geſchieden, der ließe ſich nur heilen durch eine erneuerte Religion; da wäre der höchſte Geiſt wieder ein poſitiv gemeinſamer."

„Das iſt vorbei. Die Denkweiſe der Menſchen wird ſtets individueller und ſo ſchwindet nothwendig die religionsbildende Kraft. Es gibt heute nicht zehn Menſchen, die daſſelbe glauben, aus denſelben Motiven und mit denſelben Modifikationen. Im Staate kann der Menſch nicht unbedingt frei ſein, die nothwendige Rückſicht auf die freie Ausbreitung des andern iſt ſeine Schranke. Im Gebiete des reinen Denkens aber muß man unbedingt frei ſein. Machte du die reinſte Erkenntniß zu einem dogmatiſch Gemeinſamen und das Verbindende wird ein Bindendes, die unbedingte Freiheit, die nur eine individuelle ſein kann, iſt verloren; ſie kann und darf nur ihre Grenze in meinem eigenen Gewiſſen haben."

„Gibt es denn aber nicht ein allgemeines Gewiſſen und muß es nicht ein ſolches geben?"

„Das allgemeine Gewiſſen ſoll Princip der Staatsgeſetze werden, weiter nicht."

Man hörte jetzt wirklich ein unterdrücktes Huſten, Eugen behauptete, es käme von der Treppe her, Deeger ſagte, das ſei von den balgtretenden Knaben und zwang Eugen weiter zu ſpielen, und als er trotz mehrmaligem Verſuche immer in Diſſonanzen gerieth, ſagte er ſich zurücklehnend: „Dieſe Diſſonanz ſtört jedes Ohr, und ſo glaube ich müßte ſich auch die menſchliche Seele rein erhalten und ausbilden laſſen, daß ſie jede Schlechtigkeit und Bosheit als Diſſonanz empfinde.“

„O nein!“ ſagte Deeger, „in der Muſik haſt du gerade ein übelgewähltes Beiſpiel. Ueberſieh einmal das ganze Bereich des Geiſtes. Die Wiſſenſchaften ſind nichts als Erläuterungen der Natur im weiteſten Sinne, von der Mikroſkopie bis zur Sternkunde, die umgebende Natur bleibt ihr Maaß; bei den Künſten iſt der Menſch das Maaß, woran wir ihre Ergebniſſe und Hervorbringungen meſſen, ſo bei der Dichtkunſt, Malerei und Bildhauerei, bei der Baukunſt iſt das Maaß deſſen, was wir ſchön, d. h. frei natürlich finden ſollen, kein ſo feſtes mehr, das Zweckentſprechende in der Verwendung des Stoffes und der dadurch gebildeten Räume bringt Verſchiedenheiten bei Einzelnen und ganzen Völkerſchaften, die Baukunſt

nähert ſich hier, wie man ſchon oft geſagt, der Muſik, die mathematiſchen Geſetze ſind in beiden nur die Sproſſen, welche von den Ranken willkürlich überkleidet werden; die Muſik hat durchaus keine zwingenden Bedingungen mehr, dem einen iſt hier wahrer Ausdruck der Empfindung, wo der Andere nur Unnatur, Gemachtes und Zierererei findet."

„Und in unſerm Berufe der Menſchen-Erziehung haſt du da ein unwandelbares Urmaaß?"

„Ich nenne ſie die höchſte Kunſt, von der alle anderen nur Einzelheiten, Glieder ſind, die ihr dienen; läßt es ſich denken, daß wir in ihr kein feſtes Urbild haben, ſo feſt wie der ebenmäßig gegliederte menſchliche Körper?"

„Das Ideal."

„Nein, das Ideal als ſolches iſt wandelbar, von den einander verdrängenden Syſtemen der Philoſophie und dem ſogenannten Zeitgeiſte abhängig. Der Maaßſtab in der höchſten Kunſt, der Menſchenerziehung und Bildung, iſt der menſchgewordene Gott, Jeſus Chriſtus."

„Das iſt nicht der wirkliche, der Sohn des Joſeph und der Maria, der bei all ſeinem Schönen auch die böſen Geiſter in die Säue getrieben hat; du meinſt doch nur das Ideal des

reinen Menſchen, wie es die Menſchheit ſich ausgeträumt und ausgedichtet und mit jenem Namen benannt hat. Die reine Uniform des Vollkommenen, des vollendet Schönen in Geiſt und Leib, exiſtirt nirgends leibhaftig in einem Einzelnen, das Vollkommene iſt vertheilt in Alle. Ihr ſagt: wir Alle ſind verkrüppelte Darſtellungen des ewigen Vollkommen, die Welt iſt unvollkommen, — das iſt wahr; wir ſagen: in und Allen iſt die erfüllte Erſcheinung des Vollkommen, die Welt iſt vollkommen — und das iſt auch wahr. Ich liebe und verehre auch Chriſtus, aber ich ſehe in ihm wie in Sokrates, in Ariſtides, in Luther, in Franklin und Washington auch die Mängel, die die Bedingungen ihrer Zeit mit ſich bringen."

Die Mienen Tregers verfinſterten ſich auffallend indem er ſagte: „Du entbehrſt der ſchönſten Kraft und Freude, voll und ganz verehren zu können. Ich bemitleide dich."

„Laß dein Mitleid," entgegnete Eugen und ſeine Stimme hob ſich indem er hinzuſetzte: „und frage dich: waren denn die Griechen, die Chriſtum nicht kannten, keine ſchönen Menſchen?"

„Nein, ſie waren ſchöne Griechen, aber keine ſchönen Menſchen."

„Glaubst du, daß ein Jude heutigen Tages ein so vollkommener Mensch werden kann wie ein Christ?“

„Möglich, denn der Jude hat in der ganzen Zeitbildung Christum, ohne sich zu ihm zu bekennen.“

„Da hab ich dich also, es ist nicht der persönliche Christus, sondern der ideale, den man haben muß. Du weißt, daß schon der Grieche Euklid darthut: es giebt keine Linie und keinen Punkt in der Wirklichkeit der Natur, und dennoch sind diese idealen Abstractionen die festen und richtigen, nach denen wir alle Dinge messen und bestimmen. Du glaubst an Christum, ich an das Ideal des reinen Menschen und erscheint es mir auch, wie ich wohl weiß, nie sichtbar vor den Augen; du glaubst an das Jenseits, ich glaube an das Diesseits, an die Vollendung der Menschheit hienieden und an ihre unverwüstliche Güte; du glaubst an Gott und verzweifelst nicht an ihm, wenn dir auch seine Wege und Thaten unerklärlich und unerforschlich sind, ich glaube an die Menschheit, an die Vollendung ihres Berufes zur Heiligkeit und Schönheit, wenn auch Knechtsinn und Knechtschaft mich darin wankend machen wollen. Tausende glauben an die Güte

Gottes, deſſen unmittelbare Thaten ſie nicht kennen; ich will ſie darob nicht tadeln, aber ſie ſollten ſich auch beſcheiden, wenn wir an die Güte der Menſchheit glauben, von der ſo manche hochherzige That lebendiges Zeugniß giebt. Ja der Glaube iſt das Unzerſtörbare, er bedarf keines Lichtes, das von außen kommt, er ſtrömt aus ſich das Licht wie jenes Wunderkind auf dem Bilde von Correggio. Du wirſt nicht meinen, meine Glaubenskraft ſei gebrechlich, weil der Gegenſtand, worauf ſie gerichtet iſt, ein gebrechlicher ſei; dieſe Kraft kann aber von keinem Einzelmenſchen, von keiner Nation getilgt werden. Die Aſtronomie lehrt uns, daß die Sterne nicht da ſtehen, wo wir ſie mit unſeren Werkzeugen ſehen, ſo auch iſt es mit den Menſchen, mit dem Lichtkern ihrer reinen Pſyche. Ich achte die Menſchen höher als ſie ſich ſelbſt achten, denn ich achte ihr höheres Selbſt in ihnen, das ſie ſo oft verleugnen. Ich erkenne keinen Menſchen über mir und keinen Menſchen unter mir. Darum laß uns nicht ſtreiten über die Gegenſtände unſeres Glaubens, ſondern die Kraft des Glaubens üben und darin einander beweiſen, wer der mächtigere iſt."

Die Stimme Eugens dröhnte laut hinab

in die leere Kirche, er predigte einer unsichtbaren Gemeinde, er selbst war fast erschreckt als er den Widerhall seiner Worte hörte; er stand auf und fuhr sich mit der Hand über das glühende Antlitz. Die beiden Freunde sprachen kein Wort mehr. Da tönte von unten eine zarte Stimme, die da rief: „Eugen Baumann, du bist der erste echte Mensch, den ich gefunden."

Die Stimme klang wie die eines Engels so lieblich und warm, und die beiden Freunde zuckten vor Schreck zusammen wie von einem elektrischen Schlage berührt, Eugen hielt sich die Hand fest auf die Augen gedrückt, Dreger aber bog sich über das Emporgeländer hinab und rief: „Wer ist da?"

Statt der Antwort hörte man Jemand einige nahe Stufen der Treppe heraufkommen und die beiden Freunde sahen erstaunt die schlanke Gestalt der Baronin mit leuchtendem Antlitz sich emporheben.

„Verzeihen Sie," sagte sie demüthig die Augen niederschlagend und beide Hände auf die Brust legend, „verzeihen Sie, daß ich mich in Ihr Heiligthum eingeschlichen, aber ich danke Ihnen, noch nie war ich in solchen Mauern so andächtig als heute. Herr Baumann, nochmals meinen Dank für Ihre edle Empfindung, die Sie

so schön ausgesprochen.“ Sie reichte mit diesen Worten Eugen einen Strauß von Feldblumen, Eugen empfing ihn mit dreinstarrendem Blicke; die letzte Bemerkung der Baronin, — daß er schön gesprochen — hatte bei allem warmen Ausdrucke doch für ihn noch etwas Erkältendes, alltäglich Gesprächsames, so daß er sich plötzlich in jene Gesellschaftsregion versetzt sah, wo man nur unterhalten hat, wenn man in heiligem Apostelamt zu stehen glaubte. Erst als die Baronin sich an die Orgel setzte und mit großer Fertigkeit eine Fuge spielte, und wie sprudelnde Springquellen die Töne dahinströmten und brausten, da leuchtete sein Antlitz wieder. Die Töne grollten und kämpften, Stephanie nahm Thema und Mittelstimmen in die rechte Hand und die Bässe in der Linken murrten dagegen und mußten sich doch fügen und endlich mit einstimmen als die Flötentöne immer herrschender wie Seraphklänge wurden. Mit einem mächtigen Satze in unbeweglichen Bässen, wobei die höheren Töne wie Wellen ineinander spielten, schloß sie endlich und strich sich mit beiden Händen die Locken aus der Stirne.

Nach Frauenart hatte sie trotz der Vollendung ihr eigenes Spiel zu tadeln und klagte

über Deeger, der es verhindert habe, während der Pfarrer gar keine Einwendung gemacht hatte, daß sie öfter auf der Orgel spiele, sie liebe die Orgel so sehr, das gebe volle umfangreiche Töne, nicht so dünne wie das Klavier. Deeger bekannte offen, daß er nicht zugeben dürfe, das gottesdienstliche Instrument, das dem Volke heilig sein und ihm beim Lautwerden stets eine Rührung erzeugen müsse, zu künstlerischen Uebungen zu verwenden.

„Zumal einer Ketzerin, die nie zur Kirche kommt," lächelte die Baronin. Deeger erwiederte nichts hierauf, sondern sagte Eugen, daß er auf dem Schlosse der Baronin eine Physharmonika finde, wo er sich am besten üben und die vollendetste Lehrerin haben könne. Stephanie ging willig darauf ein und lud die beiden Freunde zu Tische. Eugen nahm die Einladung an, während Deeger sie ablehnte.

„Er kommt nie außer in Geschäften," sagte sie zu Eugen gewendet und sie hatte Recht, denn Deeger hatte sich vorgesetzt, sich durchaus in kein gesellschaftliches Verhältniß zur Baronin ziehen zu lassen und hielt streng an seinen Vorsätzen. Die Thurmuhr schlug acht. Mit der Bemerkung Deegers, daß er nun nach der Schule müsse, verließen die drei die Kirche.

Eugen mußte der Aufforderung willfahren, die Baronin nach dem Hause Lehnerts zu begleiten, wohin sie eben hatte gehen wollen, als sie durch das Orgelspiel in der Kirche aufgehalten wurde.

Lehnert und seine Frau waren im Felde, das älteste Mädchen in der Schule, der kleine Engelbert, der wieder frisch und munter war, hütete und wartete sein kleines Brüderchen. Eugen und Stephanie sahen sich verwundert an als sie so abgeschieden in der kleinen Behausung mit den Kindern allein waren.

„Ich errathe Ihre Gedanken," sagte Stephanie „Sie denken: könnten nicht zwei Menschen wie wir auf solch einem kleinen Bauergütchen glücklich sein?"

„Und wenn ich das dächte, ist es unwahr?"

„Amour et Chaumière! Sie sind ein Schwärmer. Ich habe Ihnen schon gesagt, Sie dürfen nie heirathen, Sie würden sich in die kleine Existenz verpuppen."

Stephanie sagte dem Engelbert, daß er sie oft besuchen müsse. Erst durch vieles Zureden und die inständigen Bitten Eugens, daß sie den Knaben sich nicht zu einem Spielzeug machen und vielleicht verderben solle, gab sie

endlich nach, indem ſie ſagte: „Ich ſage mein Wort nicht, aber ein Monſtrum ſind Sie doch.“

Eugen erzählte unter Lachen von einem andern Monſtrum, von Schnörkel, und wie ein Kind in die Hände klatſchend rief Stephanie:

„Der muß meine Jetti, das Kammermädchen, das Sie geſehen haben, heirathen; ſie hatte eine unglückliche Liebe mit einem preußiſchen Feldwebel, und gebrannte Kinder kann man nicht weiß waſchen,“ ſezte ſie ſchnell im Geiſte Schnörkels hinzu.

Achtzehntes Kapitel.

In den reichverzierten Gemächern des Schlosses, mit der Aussicht über den Wald und die weite Landschaft, fühlte sich Eugen plötzlich wie in anderer Atmosphäre.

Aus hohem, mit schönen Bildern und Statuetten geschmückten Saale, durch blanke mannshohe geschliffene Scheiben, sieht sich doch die Landschaft und der Himmel ganz anders an als aus niederen dumpfen Stuben mit halbblinden Gläsern, die noch dazu durch die vielen Einrahmungen den Ausblick durchschneiden; beschirmt vor jeder Unbill des Wetters, betrachtet man hier die Natur draußen doch wie aus freier Lufthöhe.

Das dachte Eugen, als er allein vor dem Balkone stand, nachdem er sich eine Weile auf der Phisharmonika geübt hatte.

Er hatte sich heute über alles kleine Sein hinausgeschwungen und die Sternkundigen behaupten, über der Schichte unserer Erdatmosphäre sei eine so dünne Luft, daß wir nicht in

ihr leben könnten oder ewig schwebend darin gehalten blieben. „Ich lebe mitten in der Welt und will in ihr leben," sagte er sich fassend und setzte sich wieder an die Physharmonika.

„Stört Sie der Lori nicht?" fragte die eintretende Stephanie und reichte dem weißen Papagei, der auf seiner Stange saß, ein Stück Zucker. Eugen verneinte und Stephanie fuhr fort:

„Ich studire den Lori, er sitzt meist stumm und gedankenvoll und sehen Sie was er für ein ernsthaftes Gesicht macht. Jedes Thier hat doch etwas Gespensterhaftes und gäbe es wirkliche Gespenster, ich würde sie aufsuchen, wenn ich ihre Adresse wüßte."

„Machen Sie sich nicht gewaltsam bizarr?" fragte Eugen, Stephanie schüttelte den Kopf verneinend und lächelte. Sie führte dann Eugen durch die in geschmackvoller Pracht eingerichteten Gemächer, in denen es aber auch an blos seltsamen Spielereien nicht fehlte.

Eugen zeigte sich von alledem weder verblüfft noch verwundert, und als streife er mit gleichgültiger Hand die Nippsächelchen von Schränken und Glasgestellen, sagte er:

„Je unfreier und politisch träger eine Nation ist, um so mehr vergeuden die Arbeitenden ihre

Kraft an mühsame Spielereien, statt schöne Nützlichkeiten zu bilden, und die Genießenden haben auch nichts als privaten Müßiggang, alle diese Causeusen, Sylphiden- und Wiegenstühle zeigen doch nur, wie mühsam man ein unthätiges Leben verbringt."

„Sie haben recht," fiel Stephanie schnell ein „mein Oheim — er läßt Sie grüßen, er ist ins Bad gereist — mein Oheim neckt mich noch oft über ein Wort von mir. Als ich mit unsäglicher Mühe all den Plunder hier herbeigeschafft und aufgestellt hatte, war ich einmal Abends davon so müde, daß ich sagte: Ich wollt', ich wär ein frischer Tyrolerbub und hätt' ein gut paar gemslederne Hosen an und säß bei meinem Schatz auf der Ofenbank."

Eugen mußte laut lachen über Ton und Art dieses Wunsches.

In dem einfenstrigen mit grüner Seidentapete überzogenen und durch die unsichtbaren Tapetenthüren schön abgeschlossenen Lesekabinet saß die Tante Bonbonniere, strickte, schmatzte und las; sie dankte dem Gruße der Eintretenden nur mit stummem Kopfnicken. Eugen fiel hier ein seltsamer Hausrath auf, es war dies ein offenbar gebrauchter Kniestuhl mit schönem Schnitz-

werke, der wol aus einer Kirche stammte; mehrere Bücher lagen auf dem gepolsterten Simse desselben aufgeschlagen.

„Beten Sie hier oder was ist das?" fragte Eugen.

„Ein sehr gescheites Machwerk," erwiederte Stephanie. „Die katholische Kirche ist die klügste, sie versteht Seele und Körper am besten. Probiren Sie's eine zeitlang und Sie werden sehen, es gibt keine angenehmere, den Körper erfrischendere Stellung als das Knieen. Wenn ich im Sitzen und Liegen ermatte, knie ich eine halbe Stunde oder länger und ich bin wieder frischauf. Ludwig Feuerbach wird sich's nicht träumen lassen, daß er knieend studirt wird."

„Nun wird nichts mehr von Ihnen überraschen, ich bin auf Alles gefaßt!" sagte Eugen, und die unwilligen Blicke Stephanie's erheiterten sich, als er auseinandersetzte, wie fruchtreich und erquickend unser Dasein wäre, wenn zu jeder Stunde die in uns ruhende Kraft die entsprechende Thätigkeit gewänne, während wir jetzt immer nur momentan und mit unserm halben Leben arbeiten. Stephanie wollte die Befürchtung Eugens nicht gelten lassen, daß wir uns dann wohl auch zu rasch aufreiben würden,

ſie dankte ihm mit aufrichtigen Worten, daß er manchen unklaren Gedanken ihr erhelle.

Als ſie in die glasbedeckte und reich mit Blumen geſchmückte Veranda gekommen waren, hatte es Stephanie darauf angelegt, Eugen zu einer Wiederholung ſeiner Apoſtrophe in der Kirche zu bewegen. Eugen aber ſagte: daß man hier nicht da capo verlangen könne, wie bei einer Bravourarie mit einſtudirten Gurgeleien, es war ihm überhaupt zuwider, den momentanen Erguß jetzt weiter geführt zu ſehen, er ſuchte abzulenken, indem er ſagte:

„Alles Echte iſt individuell, ja ſogar momentan individuell. Die Litanei war in dem erſten Entſtehen ein natürlicher perſönlicher Ausdruck, ſie ward erſt durch Wiederholung zum Singſang, zur Formel, überhaupt zur Litanei. Sobald man über das Individuelle hinausgeht, beginnt das Mechaniſiren, deſſen Vollendung und reinſte Conſequenz die katholiſche Kirche iſt.“

„Das freut mich, daß Sie auch ein Feind der Conſequenz ſind“ rief Stephanie.

„Wie denn?“

„Die Conſequenz iſt nichts als der lächerliche Ahnenſtolz der Gedanken oder Thaten. Da will kein Gedanke ſagen: ich bin da und es geht

euch nichts an, woher ich ſtamme, nein, er beweist uns, daß ſein Vorfahr ſchon ein tapferer Degen war und auf einem Concil oder bei irgend einem akademiſchen Turnier ſiegreich gefochten habe."

„Und im Leben anerkennen Sie auch keine Conſequenz?"

„Nein. Ich bin kein Pferd im Mühlrad. Das Leben iſt eine Reiſe, ich ſehe einen Gedanken und einen Ort heute zum erſten und letztenmale. Die Conſequenz wird meiſt zur Heuchelei vor ſich ſelbſt, man zwingt ſich heute dieß zu ſein, weil man geſtern das war. Sie glauben z. B. Schullehrer bleiben zu müſſen, weil Sie es einmal ſind. Das ewig Geſtrige zieht uns hinab. Wenn ich mir meine Vergangenheit denke, komme ich mir wie mein eigenes Geſpenſt vor. Darum bin und denke ich immer was ich mag. Nicht wahr, das iſt doch individuell?"

Eugen hatte viel Mühe, ſeine Ausſprüche vor Mißverſtändniß zu bewahren und darzuthun, daß durch die Verlegung des Schwerpunktes in den individuellen Charakter die Haltung, das Geſetz nicht aufgehoben, vielmehr lebendig begründet werde.

Als er von Ebbe und Fluth in dem Gemüthe ſprach, wendete Stephanie das Bild zu ihren Gunſten, erſt als er den Ausſpruch des Sokrates bei Plato erwähnte, daß die wandelbaren Empfindungen und Gefühle wie die Bildſäulen des Dädalus davonlaufen und daher durch Erkenntniß gefeſtigt werden müſſen — erſt da gab Stephanie nach. Wie er geſagt hatte, es gab von Stephanie nichts Auffallendes mehr und immer mußte er mit getheilter Empfindung die ſeltſamen Energien dieſes Weſens beobachten. Sie war eine meiſterhafte Lehrerin und Eugen machte raſche Fortſchritte unter ihrer Leitung. Sie wollte ihn für ihren Plan gewinnen, auf den Dörfern umherzureiſen und den Bauern Orgelconcert zu geben. Eugen hatte aber ſchon gelernt, daß es ihr faſt mehr darum zu thun war, Plane zu haben und ausführlich darzulegen, als ſie in der That in's Werk zu ſetzen; ſie hatte an dem Gedanken daran ſchon zum größten Theil ihr Genüge. Als ſie ihm jetzt den Plan vorlegte, das ganze Land zu einem offenen ſinnreichen Buche zu machen, indem man jedem Dorfe einen Wahlſpruch, ein Wahrzeichen gebe in einer Aufſchrift, die man aus den Sinnſprüchen unſerer Dichter wähle, betheuerte ſie,

die Metallbuchstaben auf eigene Kosten prägen und an Rathhäusern und Schulen befestigen zu wollen.

„Wäre es nicht gerathener," spottete Eugen „diese Propaganda auf die Devisen in den Knallbonbons anzuwenden?"

„Sie sind doch ein häßlicher Mensch" entgegnete Stephanie ernsthaft böse, „Ihre eigenen Capricen sind lauter Heilige, die man adoriren muß; aber fremde Plane gelten nichts vor dem Angesichte des Herrn Baumann."

Sie zürnte ernstlich. Eugen fand indeß bei der erbetenen Vorzeigung der gesammelten Wahrsprüche Veranlassung genug, sein hartes Verfahren wieder auszugleichen und Stephanie sah ihn wohlgefällig an, als er dann entschuldigend hinzusetzte:

„Die Entschlüsse sind wohlthuender, als die Ausführung, weil wir bei Entschlüssen und Planen uns im Vollgefühl unserer scheinbar unendlichen Kraft empfinden; bei der That aber werden wir sehr unserer Endlichkeit und unseres Mangels inne."

Das rückhaltlose Wesen Stephanie's, das bei aller scheinbaren Koketterie doch wiederum nichts davon hatte, und gar keine Rücksicht auf

Gefallen bei Anderen nahm, gab Eugen viel zu denken und zu grübeln. Stephanie lenkte wie natürlich noch oft das Gespräch auf die Aeußerungen, die sie von Eugen in der Kirche vernommen hatte, und wie sie begierig sei, deren Bethätigung im Leben zu sehen. Trotz der gemachten Erfahrungen ließ sich Eugen von ihrer lebhaften Theilnahme zu der Darlegung hinreißen:

Wir müssen dazu kommen, über die Opposition und die Zerstörung des Alten hinweg neue schöne Formen für unser wirkliches Denken und Empfinden zu gewinnen. Wir müssen wieder naiv genug werden für die neuen innerlichst gehobenen Stimmungen Festgewänder zu wirken und anzulegen. Die Religion hat ihre Symbole auf die Hochpunkte des Daseins gestellt, wo der Mensch nach äußerlicher Kundgebung seines Innern sich sehnt; bei der Geburt eines Kindes, bei dem bewußten Eintritt in's Leben, bei der Einswerdung mit einem andern, bei der Hochzeit und bei dem Abscheiden aus dem Wirken und Empfinden, beim Tode, da hält die Kirche ihre festen Formen bereit; es gilt, daß die Humanität gleiche gewinnt, die der lebendige persönliche Ausdruck des hocherregten Herzens sind. Erst dann wird die Freiheit eine wirkliche!

Es gibt Menſchen, die eine ſo eigene tempelhaft heilige Regung empfinden, daß ihre Worte von den Hörenden in ihre gewohnte Bedeutung überſetzt, unmittelbar einen andern Inhalt gewinnen, ſo daß keine noch ſo eifrige Erklärung und Darlegung ausreichen will. Das fühlte Eugen, als er auf die vielen Einwendungen der Baronin ſich den Mund ſchäumend geſprochen und endlich abbrechend hinzuſetzte:

„Es läßt ſich Niemanden etwas ganz geben, jeder verſetzt Speiſe und Trank mit ſeinem eignen Speichel.“

Stephanie ſchalt ihn über das unſchöne Bild und wußte ihn ſo in neue Erklärungen zu verſtricken, daß er einmal ſagte:

„Ich meine, es ſollte Niemand mehr guten Morgen und dergleichen ſagen, keine angenommene Form, ſondern nur das ausdrücken, was er eben gerade empfindet. Dadurch allein wäre die Lüge im Großen und Kleinen zu zerſtören.“

Mit dieſem Kleinſpalten ſeiner ausgreifenden Plane hatte er Stephanie eine handliche Nippfigur übergeben, die ſie poſſirlich umkleidete und allerlei Reden an ihren Vater Don Quixote halten ließ.

„Sie haben Recht," ſagte ſie: „machen Sie Propaganda gegen das abgeſchmackte Deutſche: Wie geht's? Ich habe mir eine Sammlung von Grußformen angelegt. Der Franzoſe ſagt: wie tragen Sie ſich? Der Engländer: was thun Sie thun? Der Italiener: wie ſteht's? In der Republik Argentina rufen die Nachtwächter den großen Gruß bei jeder Runde, der auch bei jedem Begegnen gebräuchlich iſt und im Knopfloch auf Band gedruckt getragen wird: viva la confederacion argentina! Mueran los salvages unitarios; der Irokeſe ſagt: wir ſind gekommen, der Spanier: mit Gott, a Dios, der Ruſſe: wie führen Sie ſich? Der Deutſche ſagt: wie geht's? Er thut nichts und trägt nichts, er kommt nicht, ihm geht's blos."

Eugen mußte lachen über die poſſirlichen Abſprünge der Baronin. Eine Minute darauf konnte man aber wieder Ausſprüche eines kindlich reinen und hohen Herzens von ihr hören und jetzt ſchien ſie das was Eugen wollte, plötzlich zu begreifen, denn ſie ſagte:

„Ihr Verlangen nach neuen auf den Leib angemeſſenen Prieſtergewändern und neuen individuellen Weiheformen iſt doch weiter nichts als ein ſentimentales Heimweh nach Angewöh-

nungen von der Kirche her. Die brauchen wir nicht mehr. Sehen Sie dort die Kirchthurmspitze? Das ist die erste unterste Stufe, da stellen wir uns hin und fliegen hinan in den freien Aether.

So fühlte sich Eugen angezogen und abgestoßen fast zur selben Zeit.

Wenn er vom Schlosse herab in das Dorf kam, war es ihm, als ob er aus einem Zauberbann in die wirkliche Welt trate. Was wußten und wollten alle die Menschen, die hier ihrem Tagewerke nachgingen, von all den Heyladen und Koboldsspielen eines müßigen Denkens?

Deeger war verschlossener als je, er gestand dem dringenden Eugen, daß er nach den erfahrenen Grundverschiedenheiten sich das Verhältniß zu ihm neu aufbauen müsse; von seinem Aerger über die Hinneigung Eugens zur Baronin glaubte er nicht reden zu müssen.

Am Sonntag Morgen spielte Eugen zu großer Verwunderung Deegers beim Gottesdienste fast ohne Fehler. Es hatte Aufsehen erregt, daß die Baronin heute in die Kirche gekommen war, sie lobte beim Ausgange Eugen und wollte ihn mit zu Tische nehmen, sie hatte noch mehrere Gäste. Eugen hielt die beiden

Kinder Lehnerts, die sich ihm vertraulich angeschlossen, büßen und drüßen an der Hand; er erklärte, daß er bei Lehnert zu Gaste sei und verabschiedete sich [illegible] freßig bei der Baronin.

Troll, der vor der Kirchenthüre gewartet hatte, war Eugen wiederum gefolgt, und als er ihn nun der Baronin zurückbrachte, wollte diese ihm den Hund schenken. Eugen dankte, da solche Geleitschaft für ihn nicht schicklich sei. Durch diese Umkehr und den herzlichen Dank für das Anerbieten hatte der Abschied noch einen gewissen innigen Ausdruck gewonnen. Stephanie hatte ihm etwas schenken wollen, was ihr täglich Vergnügen bereitete, das war mehr als eine gewöhnliche Gabe.

Seinen Gastfreunden folgend überdachte Eugen, daß Troll doch vielleicht sein Schatzhauser sein könne, den er vor einem Jahre noch besessen hatte; er hatte absichtlich vermieden, darnach zu fragen, weil ihn der kleinste Umstand verrathen konnte. Eugen mußte in sich hineinlächeln bei dem Gedanken, daß der Hund, wenn er reden könnte, ihn bei seinem Namen rufen würde.

Bei Lehnert ging's lustig her, er hatte sich seine rechte Freude wie die von Eugen geschenkte Cigarre auf Sonntag aufgehoben.

Nur ein eingeborner Magen kann ermessen, wie wohl es in Oberdeutschland bei Sauerkraut und Spähle und dem „süffigen" Landwein zu Muthe ist, und Eugen konnte es nicht verhindern, daß oft und oft auf das Wohl seiner Zukünftigen angestoßen wurde und Lehnert und seine Frau versprachen ihm, zur Hochzeit zu kommen.

Als er nach der Mittagskirche im Wirthshause Abschied nahm, reichte ihm Alles mit eben so aufrichtigem Bedauern als Glückwünschen die Hand.

Eugen wußte es erst jetzt, und das noch nicht ganz, wie heimisch er hier geworden war. Es giebt Menschen, denen man so gerne Alles thut, man weiß nicht recht warum, liegt es im Klang ihrer Stimme, oder in der Art, wie sie etwas heischen. Die Wirthsleute und die Dienstboten hatten Eugen lieb und waren ihm willfahrig; er hatte für sie etwas Anheimelndes, das noch erhöht wurde, da man es von seinem gebieterischen Ansehen nicht so erwartet hatte.

Wie von den Grüßen und Segenswünschen der Einwohner getragen ging Eugen das Dorf hinaus; Deeger geleitete ihn. Als er gegen diesen äußerte, wie er in den acht Tagen seines Hierseins hier sich so zu Hause fühle, daß er

wünsche, statt seiner hier bleiben zu dürfen, entgegnete Derger:

„Laß dich das nicht irren, es sind gute und schlechte Menschen, du würdest gleich in einem ganz andern Verhältniß zu ihnen stehen, viel rauhere Seiten kennen lernen, wenn du hier Lehrer würdest. Vergiß das nicht, wenn du nach Erlenmoos kommst und — du kommst aus der Stadt, nimm meine Erfahrungen an: das Landvolk verträgt es nie auf die Dauer, daß man sich als seinesgleichen hinstellt; vermeide das ja und du bewahrst dich vor den üblen Consequenzen."

So schwer es ihm auch wurde, Eugen durfte und konnte eine Wahrheit in dieser Bemerkung nicht anerkennen, es that ihm wehe, daß auch Derger eine gewisse Aristokratie für nöthig hielt, dennoch dankte er diesem für seine getreue Hingebung und sagte nun:

„Wir sind eigentlich nahe Nachbarn, ich lasse mich dünken, wir wohnten in einer meilengroßen Stadt, ich werde dich oft besuchen."

„Glaube dir das ja nicht," erwiederte Derger kopfschüttelnd, „wir Gebildeten können oft nicht begreifen, daß man auf dem Lande die Entfernungen so hoch anschlägt und sich fast nie

aus dieser Geschlechtsneigung aufsucht! Wer aber keine andere Gemeinde hat als Schwärmer und Narren, macht bald an sich die Erfahrung, daß er nicht leicht vom Flecke kommt, und das hat auch sein Gutes, man muß sich in seinem nächsten Umkreis genügen, um wahrhaft heimisch zu werden an die Scholle gefesselt sein."

Eine vorweg genommene und als unabänderlich hingestellte Erfahrung hat für den, der sie aufnehmen soll, immer etwas Abstoßendes, so daß man sie gern in Zweifel zieht. Das fühlte auch Eugen.

Dreger stand jetzt stille und sagte:

„Ich möchte dir gern noch so viel mit auf den Weg geben."

„Nur zu," ermunterte Eugen, und Dreger fuhr fort:

„Ich classificire nicht gern und sperre die Menschen nicht in das Gehege einer Kategorie, aber du bist offenbar ein Idealist und mußt dich vor den Nachtheilen dieser Richtung hüten; der Idealismus hat wissenschaftlich und moralisch, intellectuell und thatsächlich in der Regel kein [illegible] [illegible]."

„Wie meinst du das?"

„Er kennt leicht [illegible] [illegible] und auch

selbst vollbringen, aber nicht leicht zweckentsprechend das unscheinbar Einzelne; ihr habt kein klein Geld."

Eugen fühlte sich von diesen Worten wiederum schmerzlich berührt. Das Auge zuckt zusammen, auch wenn eine Freundeshand ihm zu nahe kommt. Erst nach einer Weile sagte er:

„Wir wollen sehen. Die That ist die beste Beweisführung."

„Darf ich dir noch etwas sagen?" fragte Deeger wieder.

„Du wirst mich stets dankbar für alles Wohlgemeinte finden."

„Ich frage nicht nach deinen Schicksalen, die sind dein. Wie ich dich aber zu kennen glaube, merke dir für den Unterricht deiner Kinder: Man kann in fremdem Körper bereitetes Blut nicht einem andern als Lebensaft einströmen, man kann ihm nur Speise geben, die er selbst organisch verarbeiten muß. Und nun leb' wohl und verzweifle nie."

Sie schüttelten sich die Hände und trennten sich.

Auf dem Berge am Saume des Waldes saß Eugen und schaute hinüber nach dem Schlosse, wo jetzt die Baronin vor ebenbürtigen Standesgenossen ihre geistigen Balletsprünge machte,

vielleicht mußte der biedre Schulmeister von Erlenmoos darin als komische Person auftreten. Nein, das kann sie doch nicht — sagte Eugen, schaute hinab nach Rothhausen, da lagen die Häuser so friedlich zusammengedrängt haben und drüben wie aufgereiht an der Schnur, die die hohle Straße bildet und rings umher dehnen sich die nahrungbietenden Felder. Eugen überdachte, welch' ein reiches Leben zwischen und in den Häusern sich bewegt, und wie hier still verborgen ein hochherziger Mensch sein Dasein vollendet. Dort weiter hinaus liegt das Dorf Schnörkels und dort schaut der Kirchthurm von Leyweiler aus dem Vorberge hervor und immer weiter schaaren sich Menschenwohnungen bis an die blauen Berge.

O weite schöne Welt, wer faßt deine ganze Kraft mit all den tausend Leben! Er gedachte an seine eigene thätig stille Zukunft, und freudig erglühten seine Wangen, jenseits dieser Wälder stellte er eine neue Heimath sinken, er wäre ihr gerne einige en geflogen wie einer Braut, er begriff jetzt nicht, wie er so lange auf dem Wege zögern und weilen konnte und vergaß, wie er das Alles wußte; ihm war's, als grüßten ihn von ferne liebe Menschenstimmen, Glockenklang und jubelnder Sang rief ihm willkommen.

So hochgeschwellt ist ein Menschenherz, in dem freudiges Bewußtsein der Kraft und Lust zu rechtschaffenem Thun lebt.

Muthigen Schrittes zog Eugen seines Weges, die Schwalben über ihm in der blauen Luft zwitscherten hell in ihrem kreisenden Fluge; wenn alle Vögel verstummt sind und die Zeit des Wanderfluges naht, da ist es, als ob die Schwalbe, die zur sichern Sommerszeit fast stille ist, jetzt mit sich selbst spräche; seiner neuen Heimath zusteuernd, redete Eugen mit seinen eigenen Gedanken und leichtbeschwingt erhob sich die freudige Hoffnung in seiner Brust.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Im Morgenschimmer am Felsenrand sitzt ein kleiner Vogel, schaut hin und schaut her, drunten rauscht der Bach, gehüllt in leichten Nebel, die Dörfer schlafen noch und Gras und Blume glitzert im Thau, gegrüßt vom Sonnenauge, der Vogel drückt die Füßchen an und hebt die feuchten Schwingen; er fliegt herüber über das Thal, wer weiß, wo wird er sich setzen? Und wo er auch sich niederläßt, sei ruhig und ohne Sorgen, er faßt mit sichrem Fuß den Zweig, bangt nicht ob seines Schwankens. O! Wer so fest sich schwange, so fest sich hielte!

So stand Eugen betrachtend beim ersten Morgenstrahl am Bergweg und schaute hinauf nach dem Felsen, wo der Vogel weggeflogen. Er hob die Hände hoch empor, als grüßte er in Andacht eine unfaßbare Welt, dann schritt er rüstig und hellen Blickes in den Wald hinein.

Er hatte nichts bei sich als den unversiegelten Pack Bücher, die ihm Steyhamme nebst einem Briefe an den Baron Krenzner mitgegeben,

das war hinderlich im Gange, er löste den Pack auf und ſteckte die Bücher ohne hineinzuſehen in die verſchiedenen Taſchen.

Noch einmal kam der Zweifel über ihn und Stimmen riefen: laß ab, noch iſt es Zeit, was ſoll dein tollkühnes Verfangen? Wie willſt du unter immer drohenden ſchweren Gefahren einen Beruf vollenden, zu dem dir noch alles Geſchick abgeht? Und iſt es nicht Schwärmerei und Gefallen am Abenteuerlichen und opferſt du dich nicht ſchließlich der bloßen Phraſe: Ich will mich dem Volke hingeben? Darum fleh! Noch iſt es die höchſte Zeit . . . Eugen ſtand ſtill und horchte der andern Stimme, die da ſprach: Gehorſam dem feſten Verſatze, dem eingeborenen Sohne der Erkenntniß, die Stirne, die in freudiger Zuverſicht glänzt, die ziert der Siegeskranz gewiß, und berührte er erſt die todten Schläfe: Dort iſt mein Beruf, der mich mir ſelbſt getreu macht, ich wandle in den Fußſtapfen meiner Mutter . . . und fände ich dich nicht, aus dem tiefſten Grunde quillt mir die Gewißheit: Ich kann nicht untergehen auf meinem jetzigen Wege, auf dem Wege zur Mutter . . .

In dieſer Selbſtgewißheit, die ſich aus geſundem Jugendmuthe und aus jenem von Sokrates

ſo genannten Dämonion bildete, verfolgte Eugen ruhig ſein Ziel. Er hatte nicht umſonſt vor wenigen Tagen den Schwerpunkt im Gewiſſen ſo ſehr betont, er hatte an ſich erfahren, daß ihn dieſes noch nie getrogen, die Gefahren, die jetzt noch nicht von ihm gewichen ſind, hatte er ſich zugezogen, da er im Widerſpruche mit ſich ſelbſt und weſentlich durch Zureden und Einwirkung von außen gehandelt hatte. Dennoch zürnte er mit ſich über die nächſten vergangenen Tage, er hatte ſich in Gebiete hineinziehen laſſen, die er zur Seite laſſen wollte. Die grübelnde zerfaſernde Reue wollte er aber nicht kennen, ſondern wendete feſt ſeinen Blick der Zukunft zu. „Es gibt kein Geſtern“ lächelte er wieder vor ſich hin und die Menſchen die ihm begegneten, dankten ſeinem Gruße herzlicher als gewöhnlich, ſie mochten in dem Klang ſeiner Stimme einen Inhalt herausfühlen, der mehr ſagte, als die einfachen Worte.

Mitten aus aller Beklommenheit ſeines Herzens gewann er den freien geiſtigen Ausblick, daß er bunten Sandſtein, Muſchelkalk und Keuper, all die Mannigfaltigkeit und ſchöne Scenerie beobachten konnte, die ſich immer da aufthut, wo das Gebirge die Ebene berührt.

Es war Mittag, als Eugen auf der letzten Anhöhe unter einem gestützten Apfelbaume stand, der Baum war schon seiner schweren Früchte beraubt, aber die Stützen standen noch. Weit öffnete sich die Landschaft und dort an jener Ecke von Rebenhügeln waren die ersten Häuser von Erlenmoos sichtbar. Die weiße Kirche mit ihren schimmernden glasirten Ziegeln ragte über dem Hügel frei heraus, sie ruhte wohl auf einer andern Anhöhe, die man von hier aus nicht sah und es war, als würde sie von unsichtbarer Hand in die Luft gehalten, so frei hob sie sich am blauen Luftkreis ab. Zwei Pappeln, die am Fuße des Hügels standen, von dem ein altmodisches großes Gebaude berniederschaute, kündeten sich wie ein Wahrzeichen unter dem sonst niedern Gehölze an. Kopfweiden standen hüben und drüben am Bache, der sich durch die Thalwiesen hinzog und da und dort blinkte das Wasser vom Sonnenstrahl getroffen. Eugen hatte sich unter den Baum gesetzt und schaute lange hinaus.

Es fliegt ein wilder Falke vom Walde über das Thal, er trägt ein winselnd Küchlein hinüber nach der Höh und klagend, bittend, flehend folgt des Jungen Mutter. Wer hört ihr Klagetönen? Sie kann nicht weiter fliegen, die Schwinge

iſt ermattet und wie geworfen ſinkt ſie plötzlich in das Thal und weiter rauſcht der Falke, verloren iſt das Junge, wie wird's der Mutter gehen? Hier im Apfelbaum hält ein Diſtelfinke eine junge Biene, die zum Honigſammeln ausgeflogen, gefangen in dem Schnabel.

„Was macht dich denn heute zum römiſchen Vogeldeuter?“ ſagte Eugen ſich aufraffend „das darf dir nichts bedeuten. Und daß die Worte von dem ſeligen Frieden in der Natur nur Redeneart ſind, wußteſt du ſchon lang. Des Einen Tod, des Andern Brod, lehrt der entſagende Volksmund ... Die Menſchen ſind meine Brüder, ihnen will ich helfen.“

Das ward ihm ſogleich gegeben. Als er ſich umſchaute, ſah er im Stoppelfelde einen Bauern im ſchmutzigen Hemde und grauleinenen kurzen Hoſen, der neben dem mit zwei Kühen beſpannten Garbenwagen ſtand, er nahm ſich eben den dreieckigen Hut ab, wiſchte ſich mit dem Ermel den Schweiß von der Stirne und kratzte ſich verzweifelt hinter dem Ohre: „Nur noch einmal tapfer!“ rief er jetzt einer Frau und einem barfußigen buckligen Mädchen zu. Die drei ſtemmten ſich an die Räder, ſchoben und ſchrieen, der Mann ſchob und peitſchte die Kühe

zugleich, aber der Wagen gieng nicht von der Stelle.

Mit dem Gedanken der Hülfe durchflog es auch zugleich wie ein Blitz Eugen: da hast du deine persönliche Weihehandlung für den Eintritt in das neue Leben. Er warf schnell Hut und Rock ab, und seiner mächtigen Kraft gelang es, das Fuhrwerk flott zu machen und den Rain herauf nach der Straße zu bringen.

„Ich danke euch," sagte er wol noch im Andenken an die schöndeutige Handlung, die sich ihm hier zum Eintritte in das Dorf dargeboten hatte; er wußte selbst nicht, wie das Wort seinen Lippen entfuhr.

Der Bauer ward darob stutzig und sagte verdrossen:

„He he, laßt mich nur vorher ausschnaufen, ich bin gebrechlich und kann mich nicht so schnell verschnaufen, ich hätt' meinen Bedank nicht vergessen, brauchet mich nicht daran gemahnen."

„Das wollte ich nicht."

„Ja ja, die vornehmen Herren meinen, wenn sie einem einmal ein bisle aufhelfen, man soll jetzt nur gleich schnell wieder zum Dank vor ihnen auf die Kniee fallen."

„Ich bin kein vornehmer Herr, ich bin euer neuer Lehrer.“

„So?“ dehnte der Bauer und drückte den Hut, den er bei den letzten Worten aufgesetzt, noch fester in den Kopf, „So? Ihr seid wol von Wartenweiler gebürtig?“

„Ich bin aus der Hauptstadt. Ich verstehe euch nicht.“

„Werdet's schon verstehen, wenn ihr in's Dorf kommet. Behüt's Gott“ schloß der Bauer und fuhr ab, während Eugen zurück nach Hut und Rock ging.

Die erste Begegnung schien bereits nicht so willfährig, wie in Röthhausen, und Eugen gedachte jetzt, daß die gewohnten Umgangs- und Grußformen doch ihr Gutes hätten, man kann ja nicht immer den Menschen die ganze Breite der Empfindung erklären, aus der sich ein einzelnes Wort ablöst. Darum hatte ihn der Bauer so grob mißverstanden. Wenn aber Alle diesem ähnelten, so herrschte von der Revolution her ein aufrührischer Sinn, der sich im Kleinen und ohnmächtig verbissen nach innen kehrte. Eugen hatte ein eigenes Urtheil gewinnen und sich kein fremdes impfen lassen wollen, darum hatte er sich weder bei Dreger noch sonst auf

unmittelbare Kundſchaft über die Zuſtände ſeines Dorfes gelegt. Jetzt wäre das doch von Nutzen geweſen.

Wie war es ſo ſtill auf der Straße, die Menſchen ſaßen da und dort unter einem Baume und aßen oder ruhten eine Weile nach dem Eſſen. Auf dieſem Acker waren ſchon dunkle großſchollige Furchen gezogen und die Sonnenſtrahlen durchdrangen den nahrigen Boden, und während man auf dem benachbarten Acker erſt erntete, wurde auf dem andern ſchon Repo geſäet für den nächſten Frühling und zwar nicht breitwürfig, ſondern auf aufgepflügten Erddalken. Die Naturbedingung eines gedeihlichen Feldbaues, wenn man als ſolche gelten läßt, daß es keinen Acker geben ſolle, auf dem nicht ein geladener Wagen umwenden kann, ohne des Nachbars Gebiet zu berühren — dieſes Erforderniß ſchien hier oft überſchritten. Indeß fehlte es auch nicht an großen Ackerflächen. Die Aehrenlagen, wie die Stoppelreihen zeigten, daß man hier mit der Gabelſenſe die Aehren ſchnitt und ſich nicht mehr mit der Sichel niederbeugend abmühte.

Allem dem war die Aufmerkſamkeit Eugens zugewendet, denn es war nicht nur an ſich von Bedeutung, ſondern konnte auch ſchon die Ge-

sichtszüge und den Charakter der Dorfbewohner erkennen und ausdeuten helfen.

Es war nicht sonntäglich in der Landschaft und eben das freute Eugen, er hatte es absichtlich so eingerichtet, daß er die Seinen nicht zuerst am Sonntag geschmückt und in Ruhe kennen lerne, sondern am rauhen Werkeltage, ohne alle täuschende Verschönerung; er überraschte sie „mitten im halben Tag," wo es kein müßiges Sein und Aufschauen giebt.

Die Gemarkung schien groß, denn es dauerte noch eine gute Weile, bis Eugen das erste Haus erreichte.

Zweites Kapitel.

Der kleine Bach, der wol hinter dem Hause aus dem Hügel quillt, springt wie durchleuchtetes Krystall über das Mühlrad, die Mühle klappert.

Da muß ja das Waschweibl wohnen!

Das Herz Eugens pochte schneller als dort die Mühle.

Hinter dem Garten, der von einem lebendigen frisch geputzten Zaune umhegt war und für einen Bauerngarten einen ungewöhnlichen Blumenreichthum zeigte, aus dem jetzt die Astern aller Farben hervorstachen, dort an der offenen Scheune, deren tiefdunkler Hintergrund wie eine Höhle in den lichten Tag hinein sich öffnete, dort saß eine stattliche wohlbeleibte Frau von einer Schaar Kinder umgeben, die allerdings nur einem phantastischen Auge wie Genien erscheinen konnten, obgleich die hellgrünen Ranken, die sie in wunderlichen Verschlingungen umgaben, hierzu genugsam Anhalt boten. Große Körbe standen vor ihnen, in die sie von Zeit zu Zeit das Abgelesene schütteten, sie zupften Hopfen und ein

ſchmackhaft harziger Geruch drang jetzt zu Eugen hinüber, der betrachtend am Zaune ſtand und da er eben bemerkt ward, unwillkürlich rief:

„Grüß Gott Frauele. Iſt das Erlenmoos?“

„Grüß Gott! Jo freili!“

Die Stimme berührte Eugen im Innerſten. Die Frau ſtand raſch auf, ſchüttete behend den Hopfen in ihrem Schooße in den Korb, nahm die obere Schürze ab, die ſie über einer helleren getragen hatte, ſtrich mit einer eigenthümlich zierlichen Handbewegung die Haare aus der Stirne zurück, ging durch den Garten nach dem Zaun, hinter dem Eugen ſtand, ihre Lippen bewegten ſich, ſie hatte wie es ſchien etwas ſagen wollen, aber die Art wie Eugen mit gefalteten Händen vor ihr ſtand, blaß und ſchwimmenden Blickes ſie anſtarrte, mochte ihr das Wort von den Lippen gebannt haben.

„Fehlt euch was?“ fragte ſie jetzt.

„Nein, nichts . . . Ihr habt wunderſchöne und ſeltene Blumen im Garten.“

„Das iſt brav, daß euch das freut und ich glaub's euch, daß ihr keine Redensarten machet. Da,“ ſie bückte ſich, brach eine feuerfarbene Nelke, einen Rosmarinzweig und eine Staude des feinen wohlriechenden Gartenheils ab, „da

nehmet das zum Angedenken. Ich möcht', wenn es nur möglich war', gern jedem Wandersmann, der vorüberzieht und sich vielleicht unnöthig das Leben schwer macht, ein freundlich Angedenken mitgeben."

„Das ist der guten Geister Art," platzte Eugen heraus; die Frau richtete sich höher auf, sie schien größer zu werden, ihre milden Züge gewannen eine versteinerte Härte und schnell setzte Eugen hinzu: „Ich muß euch doppelt danken, denn ich weiß, wie ungern man auf dem Lande eine Blume im Garten abpflückt; ich bin aber kein Wandersmann, ich bin der neue Schullehrer von hier, ich werde euch aber diesen Willkommen nie vergessen und es soll mir eine wahre Wohlthat sein, wenn ich euch einmal einen Gefallen erweisen kann."

„Das kann schon sein," erwiederte die Frau und faßte die dargebotene Hand. „Nochmals Willkommen. Kinder!" rief sie laut nach dem Hause zu und öffnete die Gartenthüre, daß Eugen eintreten konnte, „ihr Kinder, kommet Alle her, aber ordentlich und verschüttet kein Hopfen."

Nahezu ein Dutzend offenbar noch schulpflichtiger Kinder umstand alsbald die beiden und steckte die Köpfe empor.

„Wer iſt das?“ fragte die Frau. Die Kinder ſahen noch ſtutziger drein. „Rathet einmal, nur frei heraus.“

„Das iſt der Doktor,“ rief ein ganz kleines Mädchen und verſteckte ſich ſchnell hinter einem größeren.

„Nein, das iſt ein Soldat,“ ſagte ein Knabe und warf trotzig die Lippen auf.

„Warum? Nun ſag warum? ſag's doch.“

Erſt nach vielem Drängen erklärte der Knabe unter ſich ſchauend und von dem Andrängen faſt zum Weinen gebracht:

„Er geht grad ſo bockſteif wie des Melchiors Medard.“

Alles lachte.

„Sag du, wer ich bin,“ frug Eugen indem er ſeine Hand auf das runde Köpfchen eines Mädchens legte.

„Der Förſter von Rödernberg, der ſeinen Bart abgemacht hat.“

„Nein, das iſt euer Willi, der erſchoſſen iſt,“ rief ein Knabe die Hand der Frau faſſend, und dieſe ſchloß endlich:

„Schweig ſtill. Ihr errathet's nicht. Das iſt euer neuer Lehrer.“

Hui! Wie war auf einmal die Gruppe

ganz verändert. Die Kinder trippelten wie in einem Käfig gefangen wo sie standen hin und her.

„Wie sagt man? Schön willkommen, sagt man, gebt die Hand," ermahnte die Müllerin, aber die Kinder folgten unwillig und brachten den Gruß kaum hörbar und mit niedergeschlagenen Augen hervor. Der muthwilligste Knabe, der auf den Soldaten vermuthet hatte, riß einen Gefährten an der Hand und sprang in kecken Sätzen davon, die andern sagten alsbald nach und sich duckend und in sich hineinlachend folgten die Mädchen. Von der Scheune her vernahm man ein helles Gelächter, das bald von lautem Weinen eines Einzelnen unterbrochen wurde. Das kleine Mädchen, das auf den Willi gerathen hatte, war allein bei der Müllerin geblieben und hielt sich an deren Schürze, sie schickte es nun zu den Andern, indem sie ihm nochmals einschärfte:

„Gieb acht, daß sie die Dolden gut von den Reben abpflücken, nicht abstreifen und zerreißen und keine großen Stile daran lassen;" dann bat sie Eugen mit ihr in die Stube hinaufzukommen.

„Ihr bekommt eine zuchtlose verwilderte Schule," sagte sie zu Eugen und hieß ihn vorausgehen, sie käme sogleich nach.

Eugen trat in die Stube, ſie war ſauber und nett, wenngleich ohne allen Schmuck außer einem mittelgroßen Spiegel in ſchwarzem Rahmen und in gleichem Rahmen rechts das Bildniß Heinrich Gagerns und links das Friedrich Heckers. An der Wand nach der Kammer zu über dem mit einem weißen Tuche belegten und taſſengeſchmückten Klaviere hingen die Grundrechte des deutſchen Volkes mit Schrödter's Verzierungen, eben nicht ſehr geſchmackvoll in dreifarbig zuſammengeſetzte Leiſten ſchwarzrothgold eingerahmt. Auf einem kleinen an der Wand befeſtigten Simſe lag ein dickes Buch in ein weißes Tuch eingeſchlagen, es war die Bibel. Eugen ſchlug auf und las Ev. Math. 19, 16: „Und ſiehe, einer trat zu ihm und ſprach: Guter Meiſter, was ſoll ich Gutes thun, daß ich das ewige Leben haben möge? Er aber ſprach zu ihm: was heißeſt du mich gut? Niemand iſt gut, denn der einige Gott. Willſt du aber zum Leben eingehen, ſo halte die Gebote. Da ſprach er zu ihm: welche? Jeſus aber ſprach: du ſollſt nicht tödten, du ſollſt nicht ehebrechen, du ſollſt nicht falſch Zeugniß geben. Ehre Vater und Mutter, und du ſollſt deinen Nächſten lieben als dich ſelbſt. Da ſprach der Jüngling zu ihm: Das habe ich Alles gethan

von meiner Jugend auf, was fehlet mir noch? Jeſus ſprach zu ihm: Willſt du vollkommen ſein, ſo gehe hin, verkaufe was du haſt und gieb es den Armen, ſo wirſt du einen Schatz im Himmel haben und komm und folge mir nach. Da der Jüngling das Wort hörte, ging er betrübt von ihm, denn er hatte viel Güter . . .

Eugen hatte kaum Zeit hiervon die ſo naheliegende Anwendung auf ſich zu machen, und ſein Blick ſtreifte nur die vorderen Blätter der Bibel, auf denen die Familienereigniſſe eingeſchrieben waren und zwei mit ſchwerer Hand geſchriebene Kreuze hervorſtachen, da hörte er in der Kammer die Weiſung des Liedes: Heute ſcheid' ich, heute wandr' ich ꝛc. pfeifen, er wollte eben das Klavier öffnen um die Weiſung zu begleiten, aber beſſer war's er pfiff ſelbſt die zweite Stimme. Nach einem kurzen Anhalten pfiff man drinnen weiter und Eugen hielt gleichen Takt bis zu Ende. Da öffnete ſich die Thüre, ein großes Mädchen mit dunklen Augen, die geweint zu haben ſchienen, ſchaute heraus, und als es Eugen bemerkte, lachte es laut und hell auf, ſchlug ſchnell die Thüre wieder zu und verriegelte ſie von innen.

Drittes Kapitel.

Die Müllerin kam mit einem Kruge Meth. Sie entſchuldigte ſich wegen ihrer Zögerung und Eugen glaubte zu finden: daß ſie die vielländiſche Mundart mit jenem fremdklingenden Tone ausſprach, den ſelbſt die gebildeten Kreiſe der Eingebornen nicht ganz verleugnen können.

„Ihr könnet mir's nicht verübeln," ſagte ſie, wenn ich euch ſage, daß ihr einen verwelt ſchweren Stand im Dorfe kriegt."

„Wie ſo?"

„Ihr kommet um gut acht Tage zu ſpät, den Meiſten iſt das eigentlich einerlei und ſie ſind nur froh, daß ihr ſchon was auf der Kreide habt; es giebt aber auch Brave, die nichts ungerner haben, als daß die Kinder ſo verwildern. Wenn man ſo auf Jemand wartet, da geht's mit den guten Gedanken für ihn, wie mit der Speiſe, die für ihn auf dem Heerde kocht, ſie verbraten und verderben beide. Wer in der Ferne zögert, der weiß nicht, wie es dem zu Muthe iſt, der auf ſeinen Platz wartet; da

berche man hinaus, wird ungeduldig, ſchimpft, ſucht Entſchuldigungen und läßt ſie gleich wieder nicht gelten, bis ſich ein galliger Aerger feſtſetzt und der will nicht fort, auch wenn der Erwartete eintrifft, es iſt wie wenn der erſchlagene Geiſt in unmuthsvoll vergangenen Stunden ſich oben an den gedeckten Willkommenstiſch ſetzen thät!“

Eugen dankte nur zerſtreut, denn dieſe eigenthümliche Art einen Seelenzuſtand zu durchdringen und im Allgemeinen auszudrücken, gab ihm mancherlei zu denken. Die Müllerin aber ward durch dieſes ſtarre Anblicken verſcheucht.

Der Vogel auf dem Baume weiß und will nichts davon, daß du ihn nur beſchauen und ſeine Art und Weiſe erkunden willſt, er fliegt davon, ſobald er dein betrachtendes Auge trifft.

Eugen ſprach ſeine Verwunderung aus, die Bilder der beiden ſo gegneriſchen Männer hier zu finden, und die Müllerin erklärte, daß die preußiſche Einquartierung, die ſie gehabt hatten, die beiden habe verſöhnen wollen, daß aber ihr Mann ſich ſcharf dagegen geſetzt habe „den Bayern hat er eine Zeit lang ſo hoch gehalten wie einen Apoſtel und der Hecker, da hat er den Preußen geſagt, iſt noch der aus der Zeit, wo er hätte

Miniſter werden können; unter uns aber ſagt er oft: der Herr hat Recht gehabt, nur zu früh."

„Und wer zu früh Recht hat, wird allemal gekreuzigt." Die Frau ſchwieg bis Eugen wieder fragte:

„Iſt das Mädchen in der Kammer eure Tochter?"

„Ja freilich."

„Euer einziges Kind?"

„Ja unſer einziger Sohn iſt in Holſtein erſchoſſen worden, wir wiſſen nicht einmal wo er begraben iſt."

„Wie alt iſt eure Tochter?"

„Herr Lehrer, ihr ſeid faſt wie der Doktor, der ſich ſelbſt den Namen Fragamenthändler giebt und der geſtern im Dorf geweſen iſt."

„Verzeiht gute Frau, aber ihr müßt mir ſchon erlauben, daß mir's bei euch aufrichtig wohl iſt und daß ich's ſpür, wir werden gute Freunde und über gute Freunde ſpreche nie mit anderen Menſchen und frage nichts über ſie. Was ich zu wiſſen habe, können ſie mir ſelber ſagen."

„Das iſt nicht unrecht: Nun meine Bittere wird juſt morgen fünfundzwanzig Jahre alt."

„Da ſind wir ja an Einem Tage geboren."

„Aber ihr seid um ein paar Krautherbst älter?“

„Das sieht man“ erwiederte Eugen, der sich erinnerte, daß in seinem Bestallungsdekret sein Alter auf dreißig Jahre angegeben war. Er preßte die Lippen zusammen, alle Vermuthungen die er an die Erscheinung der Bachmüllerin geknüpft hatte und die ein geheimer Zug seiner Seele bestätigen wollte, waren plötzlich vernichtet; Vittore war auf den Tag hin gerade so alt wie er selbst.

„Wenn ihr morgen Mittag zu uns kommet,“ sagte die Frau nach längerer Pause „sollt ihr auch ein gut Stück Geburtstagskuchen haben. Da wird die Vittore ihr närrisches Einsperren aufgeben haben und ihr treffet auch meinen Mann.“

Eugen versprach nur halb, er wußte ja nicht, welche neue Beziehungen ihn festhalten könnten. Die Müllerin erzählte, ihr Mann sei mit dem Baron Kronauer auf das Repsfeld gegangen, wo sie eine spaßige Geschichte vorhätten; schon zweimal hätten Schnecken die Repssaat aufgefressen und das ganze Feld glitzert; durch Taglöhner die Schnecken einsammeln lassen, koste zu viel und ruinire das Feld. Jetzt habe der Baron ein halb Hundert Enten gekauft und

ſie auf das Feld gejagt, die freſſen die Schnecken ſauber weg und die Männer ſeien eben hinaus um das mitanzuſehen „der Baron iſt gegen meinen Mann wie ein Bruder, ſeitdem ihm die Regierung den Poſſen geſpielt hat.“

„Was iſt das?“

„Mein Mann iſt ehrlos wie ſie's nennen und aller Bürgerrechte verluſtig erklärt worden, weil er's mit der Revolution gehalten hat, und das geht ihm doch näher, als er's eingeſteht und haben will. Er iſt zehn Jahr Schultheiß und dreimal Landſtand geweſen. Wir haben einen Müllerknecht gehabt, der beim Nachmitzen Unterſchleif gemacht hat und wie ihn mein Mann dabei ertappt, will er ihn den Gerichten übergeben. Ich bitte und bettle noch für den Menſchen, daß er ihn freigiebt, aber die Bittore hat Recht gehabt, ſie hat gewollt, man ſoll dem Geſetz den Lauf laſſen. Mein Mann giebt mir nach und ſchreibt nur dem Franz in ſein Zeugniß, daß er nicht zufrieden mit ihm ſei. Und was thut der Franz? Er geht hin und zeigt bei Gericht an, daß mein Mann Flüchtlinge bei ſich verborgen gehabt hat und dafür hat er drei Monate Gefängniß bekommen. Ich möcht' gern alle Menſchen bitten, daß ſie ihm zeigen, daß

es doch keinen rechteren Ehrenmann giebt, als er iſt, und daß wir nicht nöthig haben nach Amerika zu ziehen und fortzugehen von einem Ort, wo man doch ſo zufrieden und ruhig gelebt hat und jeder Baum einem in die Seele gewachſen iſt. Wie nun ſieht's denn jetzt in der Hauptſtadt aus, ihr kommet ja von daher?"

Eugen ſchilderte das Leben ſo traurig, wie er ſich's dachte.

„Das iſt mir jetzt faſt lieb, ſo üb[illegible] es auch iſt," ſagte die Bachmüllerin, „darum möcht' mein Mann auch gern nach der Hauptſtadt ziehen, wo er vom Landtag her viele rechtſchaffene Freunde hat."

„Es wäre nicht gut" ſagte Eugen, „wenn die Stadt alle tüchtigen Kräfte aufſaugte; tapfere Männer ſind auf dem Lande, wo ſie heimiſch ſind, viel beſſer an ihrem Platz."

„Da habt ihr Recht" rief die Frau freudig, „ſaget das nur auch meinem Mann, das wird ihm viel helfen und ich will euch dafür erkenntlich ſein. Ihr dürfet's aber Niemand, keinem Menſchen ſagen," ſetzte ſie mit ſtockender Stimme hinzu, „daß ich euch das vertraut habe. Die Menſchen ſind gar ſchlecht und ſchlagen am liebſten auf den Fleck los, wo ſie wiſſen, daß

es am wehesten thut; ich hab das Zutrauen zu euch und schäme mich nicht zu sagen, daß es mir das Herz abdruckt, daß er nur noch der halbe Mann ist und so oft still da sitzt und kein Wort von sich giebt."

Wie gerne versprach Eugen, dem Manne, der mitten im Vaterlande in die Verbannung verwiesen war, alle Liebe und Ehre zu erweisen. Vielfach innerlich bewegt verließ Eugen die Mühle. Er betrachtete sich genau jedes Haus, jede Hecke, jeden Baum, das war ja fortan die Welt, die die seine geworden war.

Viertes Kapitel.

Die Welt iſt ſo groß und weit und was iſt die große Welt? Eine Sammlung von zahlloſen Menſchen, Häuſern, Thieren und Bäumen. An dieſem ſtillen Fleck Erde will ich einwurzeln mit meinem ganzen Sein, und die ganze Welt iſt mein eigen worden. Was iſt es denn an dem Einfluſſe auf die Menſchen? Nicht die Zahl erhöht das Bewußtſein, ſondern die Art und Macht der Thätigkeit für ſie, und je kleiner die Zahl, um ſo inniger umfaſſender die Kraft. Wenn ich ehedem auf der Eiſenbahn dahin rollte und die Menſchen zur Seite beobachtete, dachte ich oft: wie iſt es möglich, daß man ſich auf ſo engem Raume einbegt und nicht fortfliegt über die weite Erde, bis man die Ruheſtatt findet im Grabe. Das Wandern und Ziehen iſt aber doch nur eine Flucht vor ſich ſelbſt. Lieber in dieſem Dorfe der erſte, als in Rom der zweite — ich nehme es an, aber nicht wie Cäſar meinte; unſre Herrſchaft über die Menſchen ſoll nur die des Denkens ſein, die Herrſchaft über die Eindrücke

des Lebens und die Erhebung derſelben zu Allgemeingedanken.

In ſolchem Sinnen gieng Eugen durch das Dorf und ſpähte bald da bald dorthin. Die Häuſer lagen weit von einander und nur in der Nähe der Kirche hatten ſich mehrere angeſammelt. Er ſah in manchen offenen Hofraum, in dem nur der Hausbahn bei ſeinem Eintritt ſchätterte, aber kein Menſch zu ſehen war, und er gewahrte oft Unordnung und Unſauberkeit. Mit einem einzigen Tagwerk, mit einer einzigen Steinfuhre wäre hier Nettigkeit herzurichten geweſen, aber viele Leute ſteigen lieber fahraus, fahrein über eine Pfütze vor ihrer Hausſchwelle, ehe ſie ſich die Mühe nehmen, einmal Ordnung herzuſtellen. Wie wird es bei ſolcher Fahrläſſigkeit im Innern des Hauſes und des Herzens ausſehen?

Eugen hatte nicht gehofft, ein honigfarbenes ſogenanntes Muſterdörfchen Friedenheim oder Seligenthal zu finden, aber ſolches hatte er doch nicht erwartet. Um ſo erfreulicher war wiederum an manchen Häuſern der behäbige Anblick.

Da wo der Bach eine raſche Biegung machte, auf einem verſandeten Stückchen Wieſe, war ein offener Heerd für einen Keſſel eingemauert, und nicht weit davon ſtand eine junge

Linde von einem Gepege frischer Balken beschirmt. Eugen sah es als ein gutes Zeichen an, daß man hier noch eine Dorflinde für die Zukunft pflanzte.

An der Schmiede begegnete er dem gebrechlichen Bauern, den er beim steckengebliebenen Fuhrwerk kennen gelernt hatte und den man den Mäuerleswerner nannte, er trug eine schadhafte Pflugschaar in die Schmiede. Eugen begleitete ihn. Sie trafen noch mehrere Männer in der Schmiede, und als der Mäuerleswerner sagte, das sei der neue Lehrer, zwinkerten einige mit den Augen und paften noch schneller aus ihren kurzen Pfeifen, andere nickten nur kurz mit dem Kopfe und nur ein einziger hob die Mütze, verbesserte aber sich umschauend diese Höflichkeit schnell, indem er sich hinter dem Ohre kratzte. Eugen setzte sich zu den Versammelten auf die umherliegenden Pflüge und Karren.

„Ich bekomm' zu Michäle meinen neuen Knecht," sagte ein hagerer Bauer und strich sich dabei das Kinn „wenn mir der Bursch zu spät kommt, nehm' ich die Geißel von der Wand und hau ihn durch, daß er meinen soll, sein letztes Brod sei gebacken."

„Und ich", sagte ein andrer Bauer von untersetzter Gestalt, vergnüglich schmunzelnd, ich

habe förnd*) einen neuen Knecht bekommen, iſt der Kerl ſo frech und kommt erſt Nachts um achte ſtatt Morgens früh, und ich muß tränken, und füttern und miſten. Ich ſag zu meinem Weib: laß mich nur machen, dem will ich's eintränken. Ich ſtell' ihm das kalte Eſſen von Mittag hin und ſag: ſä, das hat man dir aufgehoben, warum kommſt ſo ſpät? Er frißt's nicht, aber hat doch gemerkt, wo der Gaul ſteht und der Zaum hängt. Ich geb ihm am andern Morgen und am andern Mittag das nämliche Eſſen wieder und weiter nichts. Mit dem Kerl hat man von da an fahren können ungeſalbet, er hat griffige Reden brauchen wollen, ich hab ihn aber heimgeigt und da iſt er ſo geſchmeidig und lind worden, wie wenn er Seife gefreſſen hätt."

Alles lachte und der Mäuerleswerner ſagte zu Eugen: „Die Schlingel ſticheln auf euch, gebet nur nicht luck."**)

„Dank ſchön," erwiederte Eugen halblaut, „ich kann, wenn's nöthig iſt, den Stil umkehren und mit dem Peitſchenſtecken zuhauen. Es wird aber nicht nöthig ſein."

---

*) voriges Jahr.

**) weich.

Er ſah in dieſen Auslaſſungen nur eine rohe Art ſich über einen eigentlich gerechten Unmuth Luft zu machen. Die Conſiſtorialvorſehung hatte den Leuten ihren Lehrer geſchickt und da ſie ſich deshalb an die Behörde nicht auslaſſen konnten, nahmen ſie den Aufgedrungenen vor.

„Schmied“ ſagte jetzt der Unterſetzte wieder, indem er ſeine linke Hand in den breiten Hoſenträger ſteckte und mit der Rechten die ſilberbeſchlagene Pfeife ab und zu aus dem Munde nahm, „Schmied, du haſt doch Pferdeverſtand, rath mir: Auf dem letzten Hirlinger Markt bin ich im Handel geſtanden um einen Droſchkengaul aus der Stadt, er iſt gar nicht übel, mißt gut ſechszehn Fauſt, aber die Vorderbeine ſind nichts nutz, die ſtellt er grad wie man die Finger hinlegt, wenn man ſchreiben will, und am Gaul kauft man die Füße, ſagt man im Sprichwort. Da ſagt mir der Handler: Der Gaul kriegt wieder geſunde Beine, wenn er vier Wochen auf weichem Boden beim Bauer geht. Sag, iſt das möglich?“

„Gewiß“ entgegnete ſchelmiſch der Schmied: „Auf dem Pflaſter halt's nur einer aus, der leicht trabt und ſo obendin tänzelt, greift er ein, kriegt er Platthufe und die Sprunggelenke werden

lahm und die kann er ſich freilich beim Bauer wieder erholen."

Alles ſchaute mit zuſammengezogener Naſe auf Eugen, der nur ruhig aufſtehend ſagte:

„Er kann aber auch ausſchlagen und die Hochnaſigkeit bluten machen. Nicht wahr, ihr Männer, es iſt immer ſo? Wer an Ehre und Anſehen zum Bettelmann geworden iſt und unter des Herrn Fuchtel ſteht, der probirt's, ob er nicht einen findet, gegen den er den Herrn ſpielen kann. Guten Abend beiſammen." So ſchloß Eugen und verließ die Schmiede, gefolgt von den verdutzten Blicken der Bauern. „Der Rainbauer ſieht aus wie ein Bub, dem die Hühner das Butterbrod gefreſſen haben."

„Der Lehrer iſt mit Hinterſtichen genäht."

„Dem geht's vom Maul weg wie abgehaspelt."

„Der hat dem Kalb in's Aug geſchlagen," ſo ſagten ſie unter einander und machten ſich davon.

Eugen ginz nach dem Pfarrhauſe. Unter dem Nußbaume im Garten vor dem Hauſe, ſtand ein roſagekleidetes Mädchen, mit bloſen Armen, aber behandſchuht, da ſie die Nüſſe auflas, die mehrere Knaben, die auf dem Baume waren, mit Stöcken herabſchlugen.

Als Eugen eben vorüberging, rief sie den Knaben zu:

„Nehmt euch in Acht, daß ihr keine nußschwarze Hände bekommt, sonst klopft euch der neue Lehrer auf die Pratzen.“

„Der neue Lehrer bringt nicht gleich einen Sack voll Schläge mit,“ rief Eugen über den Zaun in den Garten, überließ die Verblüfften ihrem Schreck und ging nach dem Hause. Er traf den Pfarrer nicht, die kleine bebende Pfarrerin aber, die im Gemüsegarten arbeitete, geleitete ihn nach der Wohnstube und verstand es, ihn in gesprächsamer Weise festzuhalten: sie fragte über allerlei Zustände und Personen in der Hauptstadt und wußte geschickt einzuflechten, daß ihr Vater Finanz-Ministerialbeamter sei, natürlich erfuhr man nicht, daß er nur Registrator war, sie schien von den Auskünften Eugens wenig befriedigt; sie sprach nie von ihrem Manne, sondern sagte stets „der Herr Pfarrer“ sei unwillig über das lange Ausbleiben Eugens und müsse solches an die obere Behörde berichten, wobei sie indeß tröstlich hinzufügte, daß solches wol nichts zu bedeuten habe, da der „Herr Lehrer“ in der Consistorial-Direktorin ja eine Gönnerin habe. Eugen erzählte, daß er durch

eine Verwundung an der Hand beim Einfangen eines wilden Pferdes in Röthhauſen aufgehalten worden ſei und ſchnitt alle weiteren Fragen ab, indem er um die Angabe des beſten Wirthshauſes im Dorfe bat. Die Frau Pfarrerin ließ den Engel, die Sonne und das Waldhorn die Muſterung paſſiren, wobei Eugen erfuhr, wie oft man von dort und da zur Communion kam. Die Sonnenwirthin wurde am meiſten gelobt, über ihn gab's nur ein Achſelzucken und Eugen ging ſich höflich verabſchiedend nach der Sonne. Seine letzte Verbeugung hatte ihm, ohne daß er es wußte, das Wohlwollen der Pfarrerin gewonnen, das war doch wieder einmal eine hauptſtädtiſche Art, ſo etwas lernen die Menſchen auf dem Lande nie, dachte ſie, ihm von dem erhöhten Tritte am Fenſter, in dem vor dem Fenſter angebrachten Straßenſpiegel nachſchauend.

In Nachdenken verloren, ging Eugen ohne aufzuſchauen dahin, die Uebernahme all der perſönlichen Beziehungen eines fremden Menſchen trat plötzlich mit all der verwirrenden Läſtigkeit vor ſein Bewußtſein. In wie unzählige ſchiefe Lagen konnte er durch ein Verhältniß kommen, das mit der eigentlichen Bedeutung ſeines Berufes gar nichts zu thun hatte.

„Bon soir“ redete ihn jetzt ein Mann an mit trotzigem Geſichte und wildem Barte, „willkommen! Ich bin dein Vorgänger, Lehrer Raidl von hier!“

Eugen faßte nur zögernd die dargereichte Hand des Mannes, der barhaupt und hemdermelig, ohne ein anderes Zeichen der Begrüßung, die Cigarre im Munde behielt und fertrauchte. Minder dieſe Unhöflichkeit, als der daraus entſtehende Ton der Sprechſtimme, der etwas gedämpftes, wie die Stopftöne eines Fagotts bekam, war Eugen zuwider, wenn gleich auch ihm als an gehaltene Formen Gewöhnten, der Mangel derſelben auffiel.

Die ganze Erſcheinung Raidls machte einen gemiſchten Eindruck. Dieſe kernkräftige Geſtalt, wie für den Harniſch geboren, dieſes runde, wie in ſteter Aufregung gerötbete Antlitz mit den vollen Wangen, den blauen blutdurchlaufenen Augen, das graue, in wildem Flacken aufſtarrende Haar, Alles das zeigte einen Menſchen, der in aufgeregtem Sprunge ſich befand!

„Kommſt ſpät, aber noch immer zeitig genug, die jungen Hunde auf Suchverloren! einzupauken. Suchverloren! ruft jetzt zum Aſchermittwoch die Geſchichte dem ganzen deutſchen Volke zu“ ſagte Raidl.

Das Du und die ganze Redeweiſe Kaidl's verblüffte Eugen, der aber ſchnell erwiederte, er habe eine ſchlimme Hand gehabt, wegen deren er unterwegs bleiben mußte. Kaidl wollte nun Eugen mit „in den Bierhimmel" nach dem Wirthshauſe zum Engel nehmen, wo einige ſeiner Mitauswandernden auch hinkämen, Eugen ſagte, er müſſe nach der Sonne und Kaidl verſprach, ihn bald aufzuſuchen.

Glücklicherweiſe fand jetzt Eugen in ſeinem Gedächtniſſe nachſtöbernd, daß Kaidl auf die Bedingung hin begnadigt war, daß er nach Amerika auswandere. Er hatte nicht gewußt, daß er ihn noch in Erlenmoos treffen würde.

Der Poſtwagen, der eben durch das Dorf fuhr, hielt an demſelben nicht an. An dem Wirthshauſe zur Sonne ſtand ein Knabe mit ausgeſtreckten Armen harrend, der Schaffner warf ihm ohne Aufhalt einen geſchloſſenen Beutel zu und fort rollte der Wagen.

So ſpendet die ferne Welt doch auch ihre Kunde unmittelbar hieher . . .

Fünftes Kapitel.

Von dem rundlichen bemdermeligen Sonnenwirthe, der die eigenthümlich aufgestülpte grünsammtne Mütze der Braumeister auf dem Haupte trug, wurde Eugen freundlich bewillkommt, es war hier fast wie in Röthhausen; selbst die Art, wie sich der Wirth breitspurig und die Hände in die Seite gestemmt hinstellte, und in gelegentlicher Rede seinen Gast von Kopf bis Fuß musterte, hatte etwas unbefangen Offenes und Treuherziges. Ein mehrmaliges Nicken mit dem Kopfe schien zu sagen, daß er mit der Erscheinung des neuen Lehrers nicht unzufrieden sei. Er holte dann schnell eine Flasche Rießling mit zwei Gläsern, schenkte ein, stieß mit Eugen „auf Wohlsein" an und setzte sich neben ihn indem er bemerkte:

„Der Wein kostet euch nichts, den geb ich euch zum Einstand."

„Danke schön," erwiederte Eugen, dem diese unbefangene Art, die Gastlichkeit zu bekennen, wohlthat und der sie eben so unbefangen

aufnehmen wollte; der Sonnenwirth mochte wol ein Ablehnen und Nöthigenlassen erwartet haben, denn er bewegte mehrmals die festgeschlossenen Lippen und sagte endlich:

„Es ist von meinem besten sechs und vierziger, es hat mich immer gottsträflich geschnellt, wenn die Preußen, die bei uns gelegen sind, den Wein nicht anders als mit Zucker trunken haben."

„Die Preußen haben eben unsern Landwein und den Charakter unseres Landvolkes, eines so wenig wie das andere verstanden. Sie sind an Schnaps und Zuckerbäckerwaaren gewöhnt und haben den natürlichen Wein auch in Zuckerbäckerwaare verwandelt."

„Manierliche Leute sind's doch, wenn sie einmal wissen, daß nicht ein Jeder zum Lumpenpack gehört."

Ein Handwerksbursche kam mit seinem Ränzchen; der Wirth eilte ihm schnell entgegen und setzte ihn an einen andern Tisch, wo eine alte bucklige Frau Kornsäcke nähte.

Die Stube war äußerst geräumig, acht Tische standen an den Seiten und ein runder um die Säule, die den Durchzugsbalken in der Mitte stützte. Eugen saß just unter dem Bilde des Landesfürsten und der Fürstin an dem Eck-

tiſche, über welchem in laternenähnlichen Käſtchen die bänderverzierten Innungszeichen verſchiedener Gewerke hingen.

Jetzt wurde auf dem Tiſche in der Nähe des großen Kachelofens ein Tuch ausgebreitet und zwei Schüſſeln geſtellt und bald darauf kam das Hausgeſinde und die Schnitter, aus elf Perſonen beſtehend. Voraus ging der Geißelmaier (Oberknecht) mit dem großen rothen Wolfshund, ihm folgten die andern, Männer und Frauen verſchiedenen Alters. Der Geißelmaier wiſchte ſich mit dem rothen Sacktuche den Schweiß von der Stirne, dann preßte er das Tuch in die gefalteten Hände und betete vor mit lauter Stimme, die Männer begleiteten ſeine Worte leiſe murmelnd, die Frauen mit hellerem Tone, jedes hielt ſich im natürlichen Klang ſeiner Stimme und doch tönte es in einander, wie das Zuſammenklingen von geſtimmten Glocken. Der Geißelmaier ſetzt ſich an das obere Ende des Tiſches, da wo in der Bretterwand in einem Riemen Löffel und Gabel ſteckt, er holt dann das Meſſer aus der Taſche, ſchneidet Brod, giebt den Laib weiter und jeder thut desgleichen. Jetzt holt ſich der Geißelmaier bedächtig einen Löffel voll aus der Schüſſel und auf dieſes

Zeichen beginnen Alle. Es ging schweigsam bei Tische her, nur ein dickes Mädchen mit heller Gesichtsfarbe, das am andern Ende des Tisches dem Geißelmaier gegenüber saß, schien manchmal Scherze zu erregen. Der Wolfshund wandelte zwischen dem Mädchen und dem Geißelmaier hin und her.

Wird eine neue Weltanschauung diese harten Stimmen so schön binden und schmeidigen können, wie hier zum Gebete? Wie wird das freie Selbstbewußtsein die schwieligen Hände in einander falten und das eigene Sein in Frohmuth fassen lehren? Oder soll der Genuß der Speise, diese frohe Lebenserneuerung, einst aller Weihe bar sein? . . . In solchen Gedanken schaute Eugen hinüber nach dem Gesindetische und war fast erschreckt, da sich jetzt alle Blicke nach ihm wendeten, als fühlten sie, wie er mit seinem Denken den Urgrund ihrer Seele aufwühlte, um ihn neu zu bilden.

Die vollwangige Magd hatte ein neues Gericht aus der Küche geholt und als sie es auf den Tisch stellte dabei die neue Nachricht verbreitet: „dort drüben am Gewerkstisch sitzt der neue Lehrer."

Als jetzt der Geißelmaier die Gabel vor

dem offenen Munde haltend ſtarr und lange nach Eugen herüber ſchaute, war es dieſem als habe er die Geſtalt ſchon einmal geſehen, dieſe trägen dicken Lippen, dieſe ſchwammigen Züge, dieſe luſtigen Augen, die wie in weiten Säcken lagen und doch blinzelten, dieſe flache Stirne mit dem kleinen Schädel, dieſe ganze fette Geſtalt war ihm ſo bekannt, die Aehnlichkeit iſt ſo täuſchend, aber wie iſt das möglich? Und doch, iſt dein jetziges Sein minder wunderbar?

„Bürger Sami, einen Schoppen" rief der eintretende Raidl dem Sonnenwirth und fuhr fort: „Ein glücklicher Tag! heute ſteht in der Zeitung, daß der entflohene Graf Falkenberg in Havre angekommen iſt. Nun muß ich fort, ich ziehe mit ihm nach Amerika.

„Sie kennen ihn wohl genau?" fragte Eugen.

„Mein beſter Freund. Etwas Schwärmer, aber kreuzbrav, der einzige Adlige, den ich nicht hätte hängen laſſen, wenn man mir gefolgt hätte und wir im Blute geſtanden hätten bis an die Zäume der Pferde."

Er wollte eben noch viel von dem Grafen Falkenberg erzählen, der als Major bei dem Freiheitsheere gedient habe, ſeine Rede wurde aber

dadurch unterbrochen, daß der Geißelmaier aufstand und von einem andern das Nachgebet sprechen ließ, wobei sich Alles in der Stube still verhalten mußte.

Zum Wirthe gewendet und doch dabei Eugen scharf betrachtend, sprach der Geißelmaier von einem Pferde, das er leihen müsse, um die Frachtfuhre, die heut Nacht ankommt, weiter zu befördern, faßt rückwärts gehend verließ er das Zimmer.

Sechstes Kapitel.

„Da wo du sitzest, stand die Rednerbühne. Hier hatten wir unsern Volksverein, über dreihundert Mitglieder stark, ich war Obmann. Meine Aloisiver Holzhauern waren die äußerste Linke. Das waren Zeiten! Sie kommen nie wieder."

Mit diesen Worten hatte sich Kaidl zu Eugen gesetzt. Als dieser schwieg, fuhr er fort: „Ich bin froh, daß ich fortkomme. Wir alten Demokraten sind nutzlos verschossener Flintenspieß, es ist ein alter Aberglaube, daß die Kugeln das nächste Mal gut treffen, wenn man sie sammelt; nein, sie sind zerdrückt und passen nicht mehr in den Gewehrlauf der Zukunft. Die Welt braucht nicht nur frisch Pulver, auch frisch Blei. Pfui! ich gehe ... Ich passe schon lange nicht daher, mit Zeloblöcken kann man nicht Straßen pflastern, man muß sie zerschießen und da verdienen dann die Angestellten, die Straßenknechte, auch etwas."

Eugen konnte nicht anders glauben, als Kaidl müsse schon vom Weine erregt sein, aber

die ruhige, behaglich ſchmeckende Art, wie er nachgeß, widerſprach dieſer Vermuthung. Die Stube füllte ſich nach und nach ganz von ankommenden Bauern, das mußte jetzt zur müden Erntezeit auffallend erſcheinen und die Art, wie ſie Kaidl mit Kopfnicken und Augenwinken willkommen hieß, mochte ahnen laſſen, daß ſie auf Commando beſtellt waren. Die Wendung, die Kaidl alsbald dem Geſpräche gab, ließ den Zweck errathen.

„Recht ſo," ſagte er, „daß du in der Schmiede dem hungerleideriſchen Bettbruder, dem Rainbauer, eins in's Geſtäß gegeben."

„Ich bin bereit," erwiederte Eugen, „Jedem zu Wohlgefallen zu leben, der mir ein Gleiches thut."

Die Bauern nickten einander zu und murmelten unter einander, bis einige riefen: „ſtill, horchet, jetzt nimmt er ihn am Gripe," denn Kaidl fragte:

„Wie willſt du die Kinder erziehen?"

„Wie meinſt du?"

„Willſt du die Kinder fromm, geſetzlich machen?"

„Wer hat dich zu meinem Prüfungscommiſſär beſtellt? Soll ich hier vor einem Ge-

ſchwornengerichte ſtehen? Wie nun, wenn ich dir nicht antworte?"

„Dann weiß ich ſchon, wer du biſt."

„Ich aber antworte dir, nicht aus Furcht oder Einſchüchterung, ſondern aus Achtung vor dieſen Männern hier, die mir ihr Beſtes anvertrauen. Sie haben mich nicht frei gewählt, ich aber unterwerfe mich einer freien Verſtändigung mit ihnen. So ſage ich: Ja, ich will die Kinder fromm und geſetzlich machen."

Ein allgemeines Trommeln, Pfeifen, Schreien und Grölen, das eine Uebung der Anweſenden in der freien Kunſt der Katzenmuſik bekundete, erfüllte die Stube. Der Fragſaamenhändler ſchlich ſich während deſſen ſtill herein und ſetzte ſich in den Schatten an der Ofenbank.

Es wollte Eazen nicht gelingen zu Wort zu kommen, bis er den alten Pfiff fand und ſchrie, er wolle eine Geſchichte erzählen; man rief jetzt „die Geſchichte, die Geſchichte," und die das riefen, wurden wieder von anderen bedeutet, ſie ſollten doch ſtille ſein, und die da Stille geboten, wurden wieder von anderen zurechtgewieſen, da ſie ja dadurch noch größeren Lärm machten.

Endlich ſchlug Kaidl auf den Tiſch und

guter Ruhe. Es trat neu Stille ein. Alles setzte sich wieder. Da begann Eugen: „Ihr müßt mir's aber nicht übel aufnehmen, und merkt euch wohl: Nur wer nicht hören mag, wie ich erklären will, was ich meine, nur wer das nicht mag, auf den paßt die Geschichte."

„Aufgehört! Ruhe! Es ist genug geschwatzt!" erscholl es wieder aus den Versammelten und Eugen erzählte:

„Zu einem Manne, der auf einsamem Gehöfte wohnte, kam ein Gast und blieb bei ihm bis tief in die Nacht. Als er endlich fortgeht, spricht der Gastfreund: Ich will dich über meinen Hof geleiten, denn meine Hunde sind von der Kette und könnten dich zerreißen; der Gast aber sagt: Ich weiß einen Spruch, der sie bannt. Er geht allein. Nach einer Weile hört der Gastfreund Jammergeschrei, er eilt hinaus und der Fremde ist fast zerfleischt. Warum hast du denn deinen Spruch nicht angewendet? fragte er. O! klagt der Fremde, das nützt hier nichts, diese losgelassenen Kerle lassen ja einen nicht zu Wort kommen."

Wie wildes Sturmesbrausen wogte es auf Eugen heran, Fäuste drohten ihn niederzuschmettern und eine Flasche flog über seinem

Kegle weg und prallte lärmend von der Wand zurück. Der Sonnenwirth aber deckte seinen Gast wie ein Schild und drohte jedem die Knochen zu zerbrechen, der nicht Ruhe gebe; auch der Geißelmaier stand plötzlich wie aus dem Boden gewachsen neben Eugen. Sei es, daß Kaitl sich des leichten Triumphes erfreute, den er den Bauern doch gönnte, oder, daß er es nicht so weit führen wollte und einen Ausbruder vor tollen Zaufern schützen mochte, er faßte die Hand Eugens und sagte lächelnd:

„Du schlägst aus, wenn man dir nach dem Niemenzeug fährt, du hast mehr Muth, als sonst die Pietisten."

„Ich bin kein Pietist" rief Eugen. Es trat Stille ein und er fügte hinzu: „Nur wer mich nicht hören wollte, auf den paßt die Geschichte, Ihr aber hört mich und so erkläre ich euch: unter fromm sein verstehe ich, daß jeder etwas Höheres verehren muß, stehe das nun im Katechismus oder anderswo. Wer nichts Höheres mehr in sich erkennt und verehrt, der soll sich zu seinem Ochsen an den Pflug spannen, ihn nicht lenken wollen. Jeder Mensch, wer er auch sei, es ist keiner zu gering, hat Augenblicke, ja Stunden, in denen die Heiligkeit und Majestät

in ihm aufleuchtet, und es giebt Menſchen, die dieſe erhabene Stimmung über ihr ganzes Leben ausbreiten. Die Hohen in uns und außer uns verehren, das nenne ich fromm ſein. Sage mir, was du achteſt, und ich ſage dir, was du zum Theil biſt und ganz ſein möchteſt. Geſetzlich gehorſam muß der Menſch von Jugend auf gemacht werden, damit er ein's ſich ſelbſt gehorchen lerne und den Staatsgeſetzen, die er ſelbſt geben wird. Habt ihr ſchon geſehen, wie man Steinhammer ſchmiedet?"

„Nein."

„Und wir brauchen's auch nicht."

„Dummes Geſchwatz da."

„Da wird man überdrüſſig."

„Stille! Ruhe!" ſo rief es von allen Seiten und Enzen fuhr fort:

„Der gemeinſte Hammer, den man zum Steinklopfen braucht, muß aber und abermals geglüht und geſchmiedet werden und wie er durchleuchtet iſt, ſieht er ſchöner aus, als alles Edelgeſchmeide der Welt und gleicht dem Morgenroth am Himmel. So muß auch das jugendliche Menſchenherz in einer Gluth durchleuchtet werden, die nichts an Pracht überſtrahlt und dann gehärtet werden, daß es feſt und tapfer ſei.

Es iſt leicht geſagt: die Welt muß beſſer werden. Das iſt gewiß. Vor Allem aber müſſen auch wir, wir Alle beſſer werden. Es muß eine Erziehung geben, die gewaltſame Revolutionen unnöthig macht, die keine Gefängniſſe und Zuchthäuſer mehr kennt, wo es keine Geſetze von außen mehr giebt, wo Jeder nicht anders kann, als das Geſetz aus ſich finden, wo Jeder ihm nachleben muß, ſo nothwendig, als er athmet."

Ein ſeltſames Hin- und Herwenden der Köpfe unter den Verſammelten ward bemerklich, ſah und heiß überkam es Eugen, wie die reinſten Worte von Rednerbühnen und Kanzeln ſchon ſo verbraucht und mißbraucht ſind, daß man keiner gewiſſen Bedeutung mehr ſicher iſt, auch die Zuhörer hier konnten unter ſeinen Worten Anderes verſtehen, als er wollte. Er ſetzte daher athemholend hinzu:

„Ich verſpreche euch heute, ihr Alle ſollt Zeuge ſein, wenn ihr in einem Jahre mit mir unzufrieden ſeid, der Wahrheit nach, ſo will ich ohne Widerrede die Stelle verlaſſen. Darauf gebe ich mein Manneswort."

Eugen fühlte mit Unbehagen, daß er ſeine tieferen Gedanken hier nicht heraufſchöpfen konnte, er konnte den reinen Begriff der Obrigkeit gegen-

über dem gewohnten Beamtenthum hier nicht zur Anschaulichkeit bringen, er war daher froh, die letzte Wendung zu finden, die ihn mindestens äußerlich in ein durchsichtiges freies Verhältniß zu dem Dorfe setzte. Noch wollten einige rumoren, aber Eugen hatte bereits einen Anhang gewonnen und die Widerspenstigen wurden still, als Kaidl mit Eugen anstoßend sagte:

„Hab dir Unrecht gethan, verzeih mir. Du erkennst die Schule als Gemeindeanstalt. Die Jammerzunft der provisorischen Kameeltreiber in Frankfurt, die mit dem Flederwisch den Stall ausfegen wollten und dem Volke Kinnketten anlegten, die haben Alles versumfeit. Es wird nicht besser in Deutschland, bis einmal die Zeit kommt, wo die Spatzen in der Ernt' verhungern. Denkt an meine Prophezeiung. Dann wird die Rache mit gewaffneter Faust anklopfen an die Burgen und mit Pechkränzen hineinleuchten, und blutlechzende Lippen werden aufschreien und nicht die Schreienden, sondern die Hörenden werden von den Worten Halsweh bekommen; die ganze Menagerie der Knasterbärte wird in die Luft gesprengt."

Eugen war eben daran, diesem Toben eine ruhige Erörterung entgegenzusetzen, als ihn der

Geißelmaier plötzlich am Rocke zupfte, mit dem Bedeuten, es sei Jemand draußen, der ihn sprechen wolle. Eugen folgte. Draußen in der sternglitzernden Nacht sagte der Geißelmaier:

„Es ist Niemand da, ich bin's, ich hab euch nur warnen wollen, nichts weiter zu reden; laßt den Kaidl machen, der geht fort, aber der Fragsamenhändler sitzt drin auf der Ofenbank, der treibt vielleicht noch ein Nebengeschäft. Der Kaidl ist gut Freund mit dem Fragsamenhändler, weil er ein Demokrat gewesen, aber wer weiß, was er jetzt ist. Gut Nacht."

„Warum habt ihr mich heut so angesehen? Kennt ihr mich?"

„Morgen, es hat Zeit, jetzt muß ich schlafen," schloß der Geißelmaier und ging davon.

Erstaunt über den seltsamen Freund, ging Eugen nach der Stube zurück, vor der Thüre hörte er noch drinnen über sich sprechen, die einen lobten ihn, die andern schalten ihn; einer rief laut: „Eine Stimme und ein Wesen hat er wie ein General," und allgemeines Lachen entstand, als Kaidl sagte:

„Er ist einer von denen, die das Feld der Politik mit Gemüthsjauche düngen, und wißt ihr, was daraus wächst? Gefühlspitze." Kaidl

war heut Abend wieder im Zuge, er schien sich in der Bewunderung seiner Kneipgenossen zu gefallen und zu genügen, und Eugen bedauerte bei manchen treffenden Bemerkungen, daß sich eine tüchtige Kraft zu ungeheuerlichem Tyrannenthum aufschraubte; die Art jedoch, wie Karl auf das deutsche Volk „die hartmaulige Schindmähre" schimpfte, war Eugen im tiefsten zuwider, er hielt jedoch der Warnung eingedenk an sich und engagirte nur:

„Es ist ein weibischer Tugendtrumpf, auf unser Vaterland zu schimpfen. Wahr ist's, wir sind jetzt elender vor uns und vor der ganzen Welt, aber jetzt ist nicht immer, und die verlorene Ehre kann dereinst wieder erobert werden. Ich will euch wieder einmal eine Geschichte erzählen."

„Noch eine."

„Wieder eine Hundegeschichte."

„Wir haben genug," lärmte es von allen Seiten.

„Eine ganz friedliche," beschwichtigte Eugen, „Ihr kennt die Geschichte von jenem Manne, der ausging um das Gruseln zu lernen, ihn schauderte eben, als man todte Fische in frischem Wasser über ihn schüttete. So ging wieder ein Mann durch das Vaterland voll Vertrauen auf

ſein Volk und wollte das Fürchten lernen. Er kam zu einem Stamme, der war gebunden und geknechtet und knirſchte in ſich hinein und er ſagte: Es gruſelt mir nicht, dieſe werden ſich retten. Er kam zu einem andern und da fand er einen unbegreiflichen Stolz mitten in aller Schmach und er ſagt: es gruſelt mir nicht, dieſe werden zur Erkenntniß kommen. Und er kam wieder zu einem, der war ſtumm und verzweifelte, und er ſagte: es gruſelt mir nicht, auch aus der Verzweiflung kann noch Rettung kommen. Endlich kam er zu einem Stamme, der verhöhnte und verſpottete ſich ſelbſt und ſeine Zukunft, da rief er: Es gruſelt mir, dieſe ſind verloren."

Dieſe Erzählung brachte eine friedſame Stimmung über die Verſammelten und viele ſetzten ſich näher zu Eugen und thaten zutraulich mit ihm. Als endlich Raidl mit Allen davonging, war es Eugen, als ob das wilde Heer vorüber gebrauet wäre.

„Trinkt Raidl viel?" fragte Eugen den zu Bette leuchtenden Sonnenwirth.

„Nicht viel, aber oft," lautete die Antwort aus lächelndem Munde.

„Ich habe euch noch nicht gedankt, lieber

Sonnenwirth. Hab ich's recht gemacht mit den Leuten?“ fragte Eugen.

„Wäre nicht nothig geweſen, ihnen den Finger in's Maul ſtecken, die beißen drauf.“

„Ich meine im Gegentheil, ich habe gebiſſen, da ſie mir auf den Zahn fühlen wollten.“

„Iſt auch wahr, aber ihr ſeid doch noch zu unerfahren und zu gut; der gröſt' Theil von denen die da geweſen, ſind Amerikaner, die geht's von Haut und Haar nichts an, was ihr hier machet. Nun gut Nacht. Laſſet euch was Gutes träumen.“

Siebentes Kapitel.

Ja, wenn man nur immer beſtellen könnte, welche Gebilde uns im Traume erſcheinen ſollen.

Das dachte Eugen, als er jetzt unruhvoll die Thüre verriegelte, kaum aber hatte er ſich niedergelegt, als er wieder aufſprang und den Riegel zurückſchob. Eugen hatte die Eigenheit, ſelbſt in der Fremde nicht bei verſchloſſener Thüre ſchlafen zu können, dieſe Abgeſchloſſenheit beklemmte ihn; das hatte ihn ja auch die erſten Nächte der Gefangenſchaft mit doppelter Qual erfüllt, ſo daß er ſich wie lebendig eingeſargt vorkam. Als er jetzt dieſe Eigenheit wieder gewahrte, mußte er über deren ſinnbildliche Bedeutung lächeln: er konnte ſelbſt ſein unbewußtes Leben nicht hinter verſchloſſenem Ein- und Ausgang fortſetzen.

Menſchen von der Doppelnatur des unmittelbaren Fühlens im dunklen Drange des Affekts und die wieder im Stande ſind, die unwillkürlich entſtandene Empfindung in das Licht des Bewußtſeins zu ſtellen, ſolche Naturen

bleiben ſich ſelbſt lange ein Rathſel und ſind es den Andern faſt immer, weil ſie die Gegenſätze ſolchen Lebens nicht vereinbaren können. Wer zur Erforſchung der menſchlichen Natur überhaupt, wie ſeiner beſondern, ſeinen eigenen unwillkürlichen Athmungsprozeß beobachtet, der glaubt es leicht, ſich und anderen, daß während des bewußten Beobachtens eben dadurch ſich jener natürliche Rhythmus des Athmens verändere, bis er es durch Uebung und Gewohnheit dahin bringt, die Thätigkeit des reinen Seins und des beherrſchenden Beobachtens parallel gleichzeitig feſtzuhalten. Bei den meiſten Menſchen durchſchneiden und verwirren ſich die Linien beider.

Rückſichtslos hingegeben an die Welt und ihre Begegniſſe konnte ſich Eugen doch raſch wieder auf einen freien Punkt außer und über ihr oder vielmehr in ſich ſammeln und ein einziges feſtes Ziel verfolgen; hierin fand er das, was Andere in dem unerſchütterlichen Felſen eines Dogmas finden. Hinwegſchauend über Alles fragte er ſich darum im Tiefſten: Kannſt du, mit der Ueberzeugung, daß das Beſte nicht zu lehren, ſondern nur aus ſich ſelbſt zu ſchöpfen iſt, kannſt du Lehrer ſein? Die Andern haben's

leicht, ſie haben ein feſtes Wiſſen weiterzugeben. Und doch, der letzte und einzige Zweck iſt Erziehung, ein Handführen der unſteten Kraft, ein Handreichen den unbehülflichen Gedanken, ein Leiten des in ſich gehaltenen Ganges. Gut Nacht," ſchloß er laut ſich ſelbſt zurufend . . . Wer die Möglichkeit und Folgerichtigkeit dieſes an ihn ſelbſt gerichteten Rufes verſteht, der verſteht den Charakter Eugens.

Im Halbſchlafe gedachte jetzt Eugen des Mannes, von dem der weiſe Spruch: „Es giebt kein Geſtern" ſtammt. Der Geißelmaier im Hauſe hatte durch ſein ganzes Weſen heute wieder an ihn erinnert. Der zwölfſemeſtrige Studioſus Motz, genannt Knochen, hatte eine Scheu vor jeglichem Staatsexamen, die faſt ſeiner Liebe zum bairiſchen Bier gleichkam; endlich, da kein Geld mehr vom Vater kam, gelangte das alte Haus zu der Ueberzeugung, daß man dieſem nichtsnutzigen Staat überhaupt nicht dienen dürfe, und er ging zum Landtage, aber er thronte über ihm als ſtenographiſcher Berichterſtatter für die radicale Zeitung. Die Parteimänner gründeten ein beſonderes Landtagsblatt und da ſie ſelbſt viel zu erhaben waren, ihre europäiſchen Reden, die ſie indeß nachträglich aufputzten, durch den

Druck zu verkünden, ward der fette Motz zum Strohmann, d. h. zum Redakteur erſehen. Der Regierung aufbrummen, ohne daß ſie die Freiheit der Kammerdebatte antaſten durfte, das war für Motz ein Gaudium. Auch auf patriotiſche Reiſen wurde Motz geſchickt, um Stimmen zu werben für eine Erſatzwahl. Im Lande herumfuhrwerken, in den Wirthshäuſern predigen, das war ein Leben für ihn; wenn ihn bisweilen Schmeichler gemahnten, ſelber Abgeordneter zu werden, lehnte er's beſcheiden ab, denn Motz hatte wol zu achtende Grundſätze, er war Republikaner und wollte nicht der Verfaſſung ſchwören; übrigens vollzog er unbedingt, was das Parteioberhaupt ihm befahl. Solch ein Landtag dauert aber nicht ewig und Motz übernahm die Stelle eines Correctors und Expedienten bei einem mehr als gemäßigten Blatte, und hier war's, wo ihn Eugen kennen lernte. Gegen vier Uhr Nachmittags kam Motz mit dem noch naſſen Blatte in die gewohnte Bierſtube und that ſehr weiſe als wohlunterrichtete Quelle und er behauptete ſeine Stellung bis Mitternacht vorüber und das auf morgen vorgedruckte Zukunftsblatt ſein berechtigtes Datum hatte. Natürlich, daß ein ſo wohlgeſchulter Mann eine Rolle in der

Revolution ſpielte und als Civilcommiſſär mit rother Schärpe regierte.

Iſt's Wachen oder Träumen? Können innere Geſichte ſo lebendig werden? Da ſitzt beim Umwenden der luſtige Kamerad.

Mit warmem Hauche fühlte ſich Eugen die Worte in das Ohr ſprechen: „Graf Falkenberg!“

„Alter Knochen,“ rief er ſich die Augen reibend, „biſt du's wirklich?“ Eine breite rauhe Hand verdeckte ihm den Mund.

Achtes Kapitel.

Die vom Monde hell beschienene Gestalt begann jetzt mit gedämpfter Stimme:

„Laß uns leise thun, der Fragsamenhändler schnarcht im Nebenzimmer und ich glaub, der Kerl kann Schnarchen heucheln, ich glaub dem Kaidl nicht, ich will mein Lebtag meine Kehle trocken halten wie eine Scheune, wenn dem Kerl zu trauen ist."

„Ich kann's noch immer nicht fassen, bist du der alte Knochen und du der Geißelmaier hier im Hause?"

„Ja, und daß du's weißt, ich heiße Bartelmä Knochenhauer, schlechtweg Bartelmä und bin von Windenruthe gebürtig. Wenn's Gelegenheit giebt, spielen wir unsern Tarok aus, in dem wir auf dem Vorposten unterbrochen worden sind. Ich habe gerade die beste Karte, zehn Tarok und du hast alle Farben wie ein Stieglitz, und hättest du nicht im vorigen Spiel renonce gemacht, ich hätt' dir und dem Mäuslebeiß, dem Knöpfleschwab, ein schwer Stück Geld abgewonnen."

„Ja, Lieber, das ist jetzt unsere ganze Welt: während die Karten neu gemischelt werden, über das abgethane Spiel hin und herreden. Du bist ein Philosoph und ich hab in diesen Tagen viel an dich gedacht.“

„Weißt vom Mäuslebeiß?“

„Er sitzt im Pensylvanium. Erzähle mir von dir. Wo warst du? wie kommst du hieher?“

„Bin in der Schweiz gewesen in einer Haarölfabrik.“

„Du, der Feind aller Parfumerien?“

„Bin als höchst gefährlich und weil man den Menschen demokratisches Oel in den Kopf schmiere, ausgewiesen worden. Du kannst dir nicht denken, was das für ein Kummerleben ist als Flüchtling; heute vor die Polizei citirt, morgen internirt, übermorgen escortirt und dann wieder anderswohin spedirt und jeder Ganshirt am Weg und jeder Hudelbub sieht einen drauf an, daß er ein großer Mann ist und einen ernährt. Und wenn man zu den Kameraden kommt, da möcht' man blutige Thränen weinen; da sitzen die prächtigsten Menschen, an denen der Herrgott selber seine Freude haben müßte; da sitzen sie und lassen die Köpfe hängen und können nichts als fluchen und die Zähne auf einander knirschen,

nirgends daheim, zusehends absterben, von brennendem Grimmzorn verzehrt, weil die Freunde im Vaterlande nicht losschlagen, daß man den großen Kehraus tanzen und wieder heimkehren kann, und dann wieder dumme Hoffnungen, und dann wieder die Lust, sich selbst zu Grunde zu richten. Von allen gemüthlichen deutschen Dummheiten ist das Heimweh die dümmste. Ich muß mir das Alles aus dem Sinn schlagen, wenn ich nur eine Minute vergnügt sein soll. Ich hab nicht gewußt, was ich thu, ich hab mich unterschrieben, ich will mich nach Amerika bringen lassen. Ein Landjäger hat mir das Geleit gegeben und ich hab es deutlich an mir dargestellt, daß der Freiheitsmann der Regierung immer um drei Schritte vorausgehen muß. Im Lande der grande nation bin ich zum erstenmale in Ketten gelegt worden, der König Gaminus, den sie gewählt haben, hat so befohlen. Es war am Sonntagsmorgen, die Glocken haben geläutet und ich habe mit meinen Ketten den Takt dazu geschlagen. In der Nacht drauf bin ich entsprungen. Wohin? in das große Gefängniß, in's Vaterland zurück; ich habe meine Strafe antreten wollen, aber vorher hätte ich noch gerne einen Mord auf mich geladen, damit sie mich umbringen. Ich hab mich durchgeschlichen

bis nach Röthhausen zum Lehnert, dem habe ich von seinem Bruder Nachricht gebracht und da hat mir die Baronin Hunold, die ich von früher her kenne, Bauernkleider und einen Heimathschein verschafft, auf den bin ich hier, kennt mich Niemand als der Kaidl, kennt er dich auch?"

„Nein, hast ja selber beim Nachgebet gehört, wie er sagte, er sei mein bester Freund und wolle mit mir in Havre auf's Schiff gehen."

„Gut. Also du bist der Lehrer —"

„Nein, erzähle mir wie du lebst."

„Hab seit Ostern nichts Gedrucktes gesehen, weiß gar nicht mehr ob ich lesen kann, brauch's nicht wissen. Hast recht mit dem Kartenspiel, der Russ hat die Haupttrümpfe in der Hand und spielt bald den Schellenkönig bald den Herzbub aus. Geht mich Alles nichts mehr an. Früher hab ich gesagt: es giebt kein Gestern, jetzt hab ich einen noch bessern Spruch: es giebt kein Morgen. So provisorisch, auf der Wurfschaufel leben, ist doch was Prächtiges, man lebt wie ein Wilder, fragt nicht wohinaus und macht keine Plane. Guter Eugen, ja, wie heißt du denn eigentlich?"

„Ich habe wieder denselben Vornamen, du thust mir eine Liebe, nenne mich, wenn wir allein

ſind, bei meinem Vornamen, aber erzähle mir: wie findeſt du dich denn in dein verändertes Sein?"

„Ich? Ich kann alle Strapazen entbehren, Hunger und Durſt, nur den Schlaf nicht; meine acht Stunden Schlaf muß ich haben wie ein Angeſtellter. Kannſt dir's hoch anrechnen, daß ich für dich jetzt den Schlaf breche." Er faßte die Hand Eugens, führte ſie über die innere Fläche ſeiner eigenen und fuhr fort: „Spürſt das Sohlleder? Thut nichts mehr weh, es giebt jetzt keine Blaſen mehr. Fuhrwerken war mein Lebtag mein Gaudium, ich hab vier Gäul und fahr all Woch zweimal den Frachtwagen. Der Menſch iſt innen hohl, aber es iſt eins, was man 'nein thut, wenn's nur die gehörige Fracht iſt; Eſſen und Trinken ſchmeckt mir jetzt beſſer als in Olims Zeiten. Die Fenſter vor den Augen, meine Brille, hat mir am wehеſten gethan, ich bin in der erſten Zeit wie taumelig herumgelaufen, weil ich ſie nicht mehr auf der Naſ' gehabt hab."

„Und den Feldbau verſtehſt du?"

„Bin ja eines Bauern Sohn. Mein Vater hat ja als Schaffkipperer all ſein Vermögen verloren. Was red' ich aber ſo lang von mir. Wie kommſt denn du zu deinem Amt?"

Eugen erzählte ſeinen Tauſch mit dem Lehrer

und wie er eben im Walde ſehr mühſam ſeinen langen Bart abgenommen hatte, als er den Leſer überraſchte, da regte ſich plötzlich etwas im Nebenzimmer und Bartelmä, ſelbſt die Lippen zuſammen beißend, verdeckte wieder ſchnell mit der Hand den Mund Eugens und noch leiſer als ſonſt ſagte er zu Eugen:

„Wenn ich merke, daß der Kerl etwas erhorcht hat, dreh ich ihm den Kragen 'rum.“

Eine geraume Weile ſaßen die Beiden ſtille und Eugen hielt die raube Hand des Gefährten, der ihm ſo wunderbar plötzlich geſchenkt war.

„Du biſt für mich ein doppeltes Glück,“ ſagte er endlich, „Bauernknecht werden, das iſt noch mehr als ich thue.“

„Nein Bruder, nein, ich hab's leichter als du, hab mit Niemanden zu thun, als mit meinem Herrn. Ich hab gemeint, unſer Herrgott braucht mich, ich muß ihm regieren helfen, er hat mich summa cum laude durch's Examen und durch die Revolutionspraxis fallen laſſen; thut nichts, jetzt bin ich ein Cincinatus.“

„Mir iſt ſo wohl, da ich mit dir von mir ſelber reden kann, als wäre ich jetzt erſt aus dem Gefängniſſe gekommen. Iſt dir der fremde Name nicht auch ein Gefängniß?“

„Spüre nichts davon.“

„Mir iſt er wie eine innere Gefangenſchaft, das Bewußtſein iſt der Kerkermeiſter eines Eingeſperrten; mit dir kann ich meinen wirklichen Menſchen doch manchmal frei herauslaſſen und frei athmen. Und jetzt in dieſem Augenblick kommt mir unſer Leben vor wie Nachtwandlerei, wir wandeln auf gefährlicher Höhe und ſtürzen in den zerſchmetternden Abgrund, wenn man uns bei Namen ruft.“

„Wer ſich fürcht't, den fangt die Patrouille, ſagen die Sachſenhäuſer, und wer in's Feuer bläst, dem fliegen die Funken in die Augen, das ſag' Ich. Darfſt mich nicht zu viel kennen, wär' nicht gut für uns beide. Wenn du überflüſſig Blech haſt, kannſt mir's geben, daß dir's die Mäuſ' nicht freſſen.“

„Hab' leider ſelber nichts,“ erwiederte Eugen mit den Zähnen die Lippend ſchärfend, als wollte das Wort nicht heraus und ein widriges Mißbehagen, faſt wie ein Gefühl körperlicher Schwäche, überkam ihn; er krampfte die Fäuſte auf und zu. Zum erſtenmale erfuhr er, was es heißt, eine bedürftig ausgeſtreckte Hand aus eigenem Mangel und nicht blos aus Bequemlichkeit abweiſen zu müſſen; nicht ſchenken zu können, das

fiel ihm ſchwer in's Herz. Er gedachte kaum der Entbehrungen, die er ſelber in ſolcher Lage erfahren mußte, er ſetzte daher raſch hinzu: „Ich werde dir bald dienen können.“

„Brauch auch jetzt nichts,“ entgegnete Knochenbauer, „und — mir iſt mein Leben gar nicht verleidet, aber wenn du einmal einen Kerl brauchſt, der ſich für dich todtſchlagen laſſen oder einen für dich todtſchlagen ſoll, pfeif nur dem Bartelmä. Jetzt behüt dich Gott. Morgen kennen wir uns nicht.“

„Du könnteſt mir viele Fingerzeige über die Menſchen hier geben,“ wollte Eugen den Aufſtehenden noch zurückhalten, dieſer aber ſagte:

„Es iſt Alles nichts als Narrenſpiel. Aber ich muß jetzt ſchlafen. Das beſte auf der Welt iſt ein tüchtiger Schlaf. Gut Nacht.“

Er hörte nicht mehr, als Eugen ihn fragen wollte, wie denn die Baronin Stephanie zu ihrer Gönnerſchaft komme.

Neuntes Kapitel.

Nicht lange Zeit war Eugen am andern Morgen vergönnt, daß er sich wie ein von den Wellen an's Ufer Geworfener fragen konnte: wo bist du? Kaidl überraschte ihn und suchte seine Probestellung von gestern Abend jetzt dahin zu erklären, daß er sie zu Gunsten Eugens gemacht, er habe ihm damit Gelegenheit geben wollen, sich mit Einemmale in ein entschiedenes Verhältniß zu den Dorfbewohnern zu setzen.

„An dir ist ein Diplomat verloren gegangen," versetzte Eugen lächelnd, „der den verunglückten Schlag nachträglich für ein bloses assout ausgiebt. Halt, du könntest mir einen großen Gefallen thun."

„Sag nur frei womit, ich bin in deiner Schuld."

„Es erregte großes Aufsehen, als die russische Prinzessin, die den Fürsten von ** heirathete, gleich nach ihrer Ankunft alle Leute am Hofe und in den höchsten Stellen so behandelte, als

ob sie schon Jahre lang sie kenne. Niemand errieth das Geheimniß, das darin bestand, daß ein liberaler Advokat, durch dritte Hand ersucht, ihr nach alphabetischer Ordnung eine kurze Charakteristik aller Persönlichkeiten gemacht hatte; ein Aehnliches sollteſt du mir hier von dem Dorfe anfertigen."

„Nicht übel, du wirst mein Erbe und kommendes Geschlecht! vergiß nicht unsere Erfahrungen. Ich kann aber deinen Wunsch nicht vollführen, und wenn ich's thäte, ich bin schon Amerikaner genug, daß ich nichts mehr für germanisch christlichen Vergeltungen thue. Kaufe mir mein Klavier und meine Bücher ab und ich schreibe dir das schwarze Buch. Es thut mir ohnedies wehl, noch wenn ich fest die meine Hand an der Gurgel dieser Kaffern zu halten."

Er erklärte nun Eugen, daß er in der festen Zuversicht auf ihn gewartet habe, er werde ihm sein Klavier, die Bücher und anderes abkaufen und ließ nicht undeutlich merken, daß er ohne die rechte Verwerthung dieser Sachen nicht gut reisen könne.

Eugen ward es wiederum schwer, das Wort auf die Zunge zu nehmen, daß er kein Geld habe, aber doch nicht so wie zu Bartelmä, der

da wußte, wer er war; dabei empfand auch Eugen, daß die einmal ausgesprochene, frisch empfundene Mißlichkeit bei der Wiederholung bald zur kalten Thatsache wird, die man faßt als ein fremdes und äußerliches berichten kann.

Kaidl nahm die stockende Erwiderung als ein gutes Zeichen. Da kam das kleine Mädchen, das unsern Freund gestern für den erschossenen Willi gehalten hatte, mit einer großen Brezel und einem Blumenstrauße; zaghaft und stotternd drückte es den Glückwunsch der Müllerin zum Geburtstage aus. Die erste Empfindung Eugens war Schreck, er hatte seinen wirklichen Geburtstag verrathen und glaubte, Kaidl könnte wissen, wann der des Eugen Baumann sei; Kaidl aber scherzte über die Bekanntschaft mit den Müllersleuten. Eugen ging rasch darauf ein, daß er über sie nichts aufzeichnen brauche, worauf Kaidl bedauerte, daß er über den einzigen rechtschaffenen Mann im Orte nichts schreiben dürfe, sie seien zwar Feinde, „Er hat eine harte Hand, aber eine weiche Herz," sagte er. „Wie sie für die Prozeßkosten meine Sachen hier im Dorf zur Versteigerung ausgeschrieben haben, hat der Bachmüller dem Schütz auf der Straße Einhalt gethan und für mich

bezahlt. Er gehört eigentlich zu uns, er ist der Sohn des verstorbenen Schulmeisters."

Die Beiden gingen nach dem Schulhause und Eugen nahm ein groß Stück Bretzel für die Frau Schulmeisterin mit. Diese war eine kleine, etwas ältliche, in Bauerntracht gekleidete Frau, die sich auffällig bemühte, hochdeutsch zu reden und die fünf Knaben, die wild in die Stube stürmten, zur Höflichkeit anzuhalten, indem sie sie auszankte, daß sie sich noch nicht ordentlich angekleidet hatten; sie vertheilte die mitgebrachte Bretzel unter sie und genoß selber keinen Bissen, sie blickte fragend nach ihrem Mann und dieser sagte:

„Es ist abgemacht, der Lehrer kauft mir das Klavier, die Bücher und die großen Schränke ab und nun können wir bis Sonntag 'naus zum Loch."

Eugen wußte nicht, was er sagen sollte als ihm die Frau mit erheitertem Blick berichtete, wie viele Kleinigkeiten, Besen und dergleichen sie ihm zurücklasse, wofür er nichts zu bezahlen brauche; er war noch nicht fertig mit der Ueberlegung, ob er Einsprache thun solle, als Kaidl die Frau fortdrängte, um etwas zum „Aufwarten," einen Imbiß zu holen. Nun erklärte er

unſerm verdutzten Freunde, er müſſe die Sachen übernehmen, er könne ſie auch, wenn er ſie nicht brauche, gelegentlich beſſer verwerthen als das jetzt möglich ſei; das Geld, das wolle Kaidl ſchon machen, müſſe der Sonnenwirth oder der Bachmüller vorſtrecken, er ſolle nur ihn dafür ſorgen laſſen, den Schuldſchein in Geld umzuſetzen. Eugen war nicht geneigt, ſich überrumpeln zu laſſen; im Andenken an die bekümmerte Frau, nach Einſichtnahme der Gegenſtände und der mäßigen Summe, willfahrte er dennoch, da ein gewiſſer Uebermuth in ihm zuletzt noch ſprach: „Du mußt auch erfahren, wie ſich's mit Schulden lebt.“

Kaidl gerieth hierauf ſchnell wieder in ſeinen kraſſen Humor, er ſetzte ſich an das Klavier und ſang mit tapferer Bierſtimme das Afrikalied von Schubart, das er arg verketzerte. Er führte ſodann Eugen in den Zimmern umher. Die große Schlafſtube war über und über mit Druckpapier verklebt und als Eugen näher ſah, waren es die ſtenographiſchen Berichte aus der Paulskirche.

„Das iſt des heiligen römiſchen Reichs Schlafſtube“ erklärte Kaidl, „was ich nicht brauchen konnte, hab ich den Bauern abgeliefert, daß ſie ihre Fenſter damit verkleben, ſo macht man

Propaganda mit unſerer makulaturgewordenen Erhebung; das Studentenparlament in der Paulskirche hat ſich nicht zehn Monate lang umſonſt heiſer geſprochen. Bei den verklebten Fenſtern des Saubirts in Alsfeld kannſt du ſehen, was ich ihm zutheilte und die ſchwunghafteſten Reden der Staatsweiſen laſſen meine Jungen als Papierdrachen ſteigen. Von der Stunde an, wo ich amerikaniſchen Boden betrete, ſchwöre ich keinen deutſchen Buchſtaben mehr zu leſen. Mir ſollen die Augen erblinden, wenn ich das nicht halte. Ich weiß, was ſie daheim machen: die profeſſoriſchen Marodeurs kommen und rauben die gefallenen Ideen auf dem Schlachtfelde aus und erwerben damit Ruhm und Geld."

Trotz mancher Uebereinſtimmung widerten die Auslaſſungen Kaidis Eugen doch im Tiefſten an und faſt zornig fragte er:

„Und du warſt auch als Kämpfer für die Reichsverfaſſung verurtheilt?"

„Ich habe dieſe Lüge nie mitgemacht, ich will kein gekröntes Schickſal, ich will keinen Kaiſer und wenn ihn das ganze Volk auch wollte; ich war verurtheilt wegen einer hiſtoriſchen Thatſache, weil ich auf einer Volksverſammlung geſagt hatte: Ein Volk, das noch an

keinem Fürſten ein Todesurtheil vollzogen, iſt noch kein Volk und hat noch keine Geſchichte, das zeigt England und Frankreich; erſt von da beginnt das bewußte Sein des Volkes."

Eugen war nicht gewillt, auf dieſe Erörterung einzugehen.

Als ihn Kaidl durch das Dorf begleitete, war es ihm, als ſchaute ihn Jeder ganz anders an, da er geſtern das Verſprechen gegeben hatte, ſich ihrem Urtheile zu unterwerfen; hätte er die Reden hinter ihm gehört, ſo hätte er vernommen, daß von Allem nichts im Gedächtniß geblieben war, als daß er die Hänfelnden mit der Hundegeſchichte bewirthet habe.

Zehntes Kapitel.

„Nimm's als gutes Zeichen," begann Kaidl unweit der Kirche, „daß uns die alte Frau dort, die jetzt hinter der Hecke verschwindet, zuerst begegnet. Die 81jährige Sepperle stellt sich als Titelbild vor dich hin und sagt dir: ich kann nicht lesen und kann nicht schreiben und bin gesünder und gescheidter als Alle im ganzen Dorf, eure Volksschulen machen die Welt nur fieberkrank mit verkrüppelten Nerven. Die Alte hat so lang sie lebt noch nie bei hellem Tag geschlafen und hat überhaupt keine Nerven. Sie geht mit uns nach Amerika."

„Schildre mir nicht die Auswandernden, sondern die Heimbleibenden," sagte Eugen nicht ohne Aergerlichkeit.

„Gut, paß auf. In dem Hause dort mit dem roth angestrichenen Gebälk, dort wohnt dein Nainbauer, ein capitelfester Bibelheld, hält sich für gescheidt und Alles, was Andre machen, für nichts nutz und Alle, denen es nicht so gut geht wie ihm, für Lumpen; er giebt gerne zu

freſſen, aber nur ſeinen Schweinen, geht unzerufen in die Häuſer und verſetzt die Bienen, bringt ihnen Königinnen, macht zwei Schwärme aus einem, oder wenn ſie arm ſind mediatiſirt er einen und ſchlägt die Unterthanen zum andern Reich, ſchneidet und putzt die Stöcke und ißt und trinkt dabei, weil er ſich daheim nicht ſatt frißt; ſein Sohn, das einzige Kind, iſt grad ſo habſüchtig wie der Alte, hätt gern des Bachmüllers Vitore haben mögen, jetzt iſt er Bräutigam mit eines reichen Flößers Tochter von Trenzlingen; er weiß, daß das Mädchen einen Forſtknecht lieb hat und zu der Heirath gezwungen iſt, aber was liegt ihm daran? Wenn ſie nur ihr Geld mitbringt.

Da in dem kleinen Haus wohnt der Mäuerleswerner, ein abgehauster luſtiger Kerl, der für einen Schoppen Wein drei falſche Eide ſchwört, hat nichts zu beißen und breckt ſeiner Frau jeden Tag, den Gott giebt, eine Prügelſuppe ein; ſie iſt eine Schnalle oben'raus, ſie kommt einmal zum Schultheiß und verklagt ihren Mann, und ſo hat er mich geſchlagen, ſchreit ſie und ſchlägt ſich dabei auf den Mund, daß Blut herausſtieht; da ſagt der Bachmüller, der war damals Schultheiß: geh heim und waſch dich, du

bist auch dein Theil hitzig. Das einzige Kind, eine Tochter, die sie haben, hat der Mäuerleswerner krumm geprügelt."

„Laß ab vom Erzählen, ich kenne den Mann, er war der erste, dem ich gestern begegnete," rief Eugen, dem es war, als würde ihm die Kehle zugeschnürt; war er denn unter eine Horde von Unmenschen gerathen? Kaidl war aber nicht Willens, darauf einzugehen, er hatte einmal in Volksvereine, da man ihn nicht ausreden lassen wollte, sich auf der Tribüne für permanent erklärt und stand in dem Tumult ruhig oben, so fuhr er auch jetzt fort:

„Der Mäuerleswerner ist wegen Meineid im Zuchthause gewesen und jetzt ist seine Hauptfreude, daß das ganze Dorf meineidig ist, sie haben ja Alle der provisorischen Regierung geschworen. Recht so, die ganze Welt muß in Grund hinein verderben werden, ehe es besser werden kann."

„Und du bedenkst nicht, wie aller sittliche Halt im Volke zerstört wird?" fragte Eugen. Kaidl aber erwiederte:

„Schau, dort das wichtigste Haus im Dorf, dort aus den grünen Fensterrahmen schauen sechs feurige Augen auf dich herab, - das sind das

Kirchbauern Töchter, drei schöne stolze Mädchen und singen zusammen wie die Orgelpfeifen. Der Kirchbauer hat den größten Einfluß im Dorfe; weil er so nah wohnt, halten sich die Leute vor dem Gottesdienste und vor Gemeindeversammlungen bei ihm auf. Ich habe das Haus das Vorparlament getauft. Dort hinter dem Rebengeländer gückelt der Kreuzschnabel, das dicke Faß, die Kirchbäuerin heraus; sie hat schon zwanzig Jahre einen bösen Fuß und ist nicht vom Fleck gekommen, aber sie beobachtet die Menschen durch und durch. Mit der Gewissenhaftigkeit eines Astronomen zählt sie neun bei der Geburt eines ersten Kindes und ist oberster Friedensrichter in allen Ehestreitigkeiten. Der Kirchbauer ist ein Pietist, dabei aber rechtschaffen, dumm, fleißig; er hat's gut, daß er stottert, da sagt er ohne Mühe das Vaterunser dreimal für einmal. Der Kaffer hat oft so müde Stiefel, daß er fast nicht vom Felde heimkommen kann. Der Rainbauer hat ein Kunkellehen von Erbweisheit von der Kirchbäuerin, sie sagt: er sei der gescheidteste Mann im Dorf, und er sagt: sie sei die gescheidteste Frau in der Welt. Was sie im Orte ausführen will, läßt sie durch den Rainbauer in's Werk setzen."

Eugen bat nun Kaidl, ihm das versprochene Buch nicht alphabetisch, sondern nach der Reihenfolge der Häuser, vom äußersten angefangen, zu schreiben. Kaidl aber behauptete, nicht so gut schreiben als sprechen zu können und bat nur noch den „Kaffer" schildern zu dürfen, der ihnen eben grüßend begegnet war.

„Das ist der Speicherbauer, auch Schäufler-David genannt, ein Kornkipperer, so dürr wie er aussieht, so geizig ist er; er kann nicht lesen und nicht schreiben und beschummelt doch die ganze Welt, er hat eine Winkelwirthschaft und macht die Kornbauern betrunken, daß sie das Geldzählen nicht mehr verstehen. Er ist so geschickt, daß er die Hälfte von einem Ei stehlen und den Teufel im freien Felde fangen kann; er kümmert sich aber um gar nichts, als um sein Geschäft. Gegen jedes Bettelweib hat er ein freundlich Wort, aber nicht was man im Aug leiden kann, gibt er. Wo der Kerl auf eine Wiese speit, da wachst Saueramper. Er ist eigentlich der einzige Freigeist im Ort, aber er sagt: ich thu, was die Religion verlangt, dann bin ich die Religion los und brauch nicht darüber zu denken. Er hat noch eine ledige Tochter, wenn du die kriegst, kannst den Schulsack an

den Nagel hangen; wenn du aber eine von des Kirchbauers heirathest, kannst sicher sein, daß wegen dem Kreuzschnabel fünf Stund landauf und landab Niemand wagt, etwas über dich zu sagen, du magst thun was du willst. Du mußt dir die Kirchbauerin ohnedem zahm machen, denn sie ist deine lauernde Feindin, sie hat den Schnörkel im Ort haben wollen, der die Sabine heirathen soll."

Wie eine Sturzwelle schlugen alle diese Berichte auf Eugen ein, er sah sich den Athem benommen; bald aber erkannte er wieder, daß ruhiges Abwarten und allmälige Erfahrung ihn schon wieder frei machen würde und der Vorsatz befestigte sich in ihm, die Aufzeichnungen Kaidl's erst nachdem er selbst die Menschen unbefangen kennen gelernt, von Zeit zu Zeit nachzusehen.

„Ich sehe dir's an," nahm Kaidl das Wort, „du willst auch von Tugend hören. Gut, zieh den Hut ab, dort wo die zwei Schlüssel an's Haus gemalt sind, dort wohnt eine Römerin. Wenn sie vor zweitausend Jahren gelebt und lateinisch gesprochen hätte, würden die Professoren gelehrte Bücher über sie schreiben. Die Kirchen- und Kanzleiverwandten heulen immer: nur das

Gesindel, das nichts zu verlieren hat, habe mit gethan. Heißt denn sein eigen Leben und das Glück von Frau und Kindern einsetzen, nichts zu verlieren haben? Der Schlosser Vinzenz war der einzige, der sich beim ersten Aufgebot frei gestellt hat, und wie er vom Rathhaus heimkommt, sagt seine Frau: Das hast du brav gemacht, Vinzenz, und wenn du, was Gott verhüte, sterben mußt, stirbst für deine Kinder und ich will dir sie aufziehen so gut ich kann. Der Vinzenz ist aber nicht gestorben, ist heil heimgekommen und hat wieder in seinem Handwerk und im Feld gearbeitet wie je. Da schickt er eine Magd aus dem Dienst, weil sie preußische Einquartierung hat, sie geht, aber was thut diese lebendige deutsche Einheit in der Mannigfaltigkeit? Sie zeigt den Vinzenz an und er bekommt fünf Jahre Zuchthaus. Jetzt sitzt er und es giebt keine rechtschaffenere Haushaltung im Dorf als die von des Vinzenzen Margareth, und die Frau ist hochschwanger; ihr ältester Bub, das wirst du finden, ist der beste in der Schule. Denke dir die Zukunft vom Kinde der Angeberin und der Verrathenen und du hast die einstige Geschichte Deutschlands vor dir."

Sie kamen jetzt bei der Biegung um einen Rebenhügel vor das Pfarrhaus:

„Da warst du schon gestern," sagte Kaidl, „und hast sie gesprochen, oder wie sie die Kaffern heißen: die Frau geistlicher Herr. Er war früher Professor an einem Gymnasium, da hat er sich die Gallensucht angeärgert und jetzt kränkelt er immer, weil seine Galle nicht in Thätigkeit ist. Er ist kurzsichtig und vergeßlich und übertreibt das noch gern, weil es ihm einen gelehrten Anstrich giebt und auch bequem ist; er braucht tausend Sachen nicht zu sehen und nichts dafür zu thun, er stellt sich als ob er kein Geld zählen könnt und hat's wahrscheinlich auch wieder vergessen; wenn er ausgeht, läßt er sich von seiner Frau einige Groschen geben. Bei der Fahnenweihe unserer Bürgerwehr selig hat er eine unbezahlte dreieinige Rede gehalten und die Tochter hat ein selbstgestricktes Gedicht gesprochen. Manchmal ist er auch in unsern Volksverein gekommen und hat für seinen Liebling, die deutsche Flotte, geredet. Kannst dir denken, wie die Bauern Maul und Nase aufgesperrt haben, wie er Themistokles aufstellte und Plato zitirte, der in seinem Buche über die Republik für preiswürdig hielt, „standhafte

Wehrmannen zu Schiffahrern und Seeleuten zu machen.“ Jetzt iſt die deutſche Flotte wieder nichts als der Federkiel, der in die Dintenſee ſticht. Der Lieblingsſpruch des Pfarrers iſt: Wir ſtehen im Zeitalter der Alexandriner, es geht mit der europäiſchen und deutſchen Bildung zu Ende und es bleibt uns nichts, als ſchreiben was geweſen iſt, wir können nichts Neues machen. Und was thut der einſichtige Alexandriner? Er ſchreibt ſelber ein dickes Buch auf's andere. Das beſte am Pfarrer iſt ſein Pudel, der Hector iſt ein frommes Spielzeug für alle Kinder.“

„Und was denkſt du von der Pfarrerin?“ fragte Eugen, den nachgerade dieſes Verfahren, Menſchen zu ſchildern, ergötzte.

„Wenn ſie nicht ſo herrſchſüchtig wäre, ließe ſich nichts an ihr ausſetzen. Sie hat auch jeden Sommer ihre gebildete Geſellſchaft. Siehſt du die bunten Vorhänge dort am Taubenſchlag? Dort wohnten dieſen Sommer drei alte Jungfern als hochäſthetiſche Seidenhaſen. Schade, daß du nicht vorgeſtern gekommen biſt, da wurde da drinnen ein heidniſches Feſt, der Geburtstag des großen Heiden und kleinlichen Lakaien gefeiert und die blauäugige, d. h. blaubrillige, bekränzte

seine Büste mit frischem Efeu und zum Kaffee wurde beziehungsreiche Frankfurter Brante eingestippt."

„Dein Spott ist hier am unrechten Orte, es muß erfreuen, daß der Cultus des Genius selbst in verborgenen Dörfern einen Tempel aufschlagt."

„O gewiß, cultiviren ist ein angenehmer Zeitvertreib, die Bildung ist allverbreitet; in eurem Deutschland speist man in dem einen Hause gebildetes Eis mit Vanille bereitet und der Nachbar daneben schnattert und friert vor wirklichem Eis. In dem Dachstübchen da oben, just am Giebel, das wir den Taubenschlag nennen, geht's auch zu jahraus jahrein wie in einem Taubenschlag, da wohnt immer eine alte Jungfer oder sonst ein schicksalsvolles Weibsbild, jede vier Wochen ein anderes."

Wie eine leuchtende Offenbarung kam es plötzlich über Eugen, daß er gewiß hier, wenn nicht unter den Einwohnerinnen selbst, doch gewiß unter den Zugvögeln mit gebrochener Schwinge seine Mutter oder ihre sichere Spur finden mußte; er bat Naidi ihm alle zu schildern, die er kenne und dieser fuhr mit Behagen fort:

„Unter den vierjährigen stand die geistreiche

Pythia, eine leibarme Person, oben an. Sie liebt Jean Paul Friedrich Richtern und hier war wol noch die einzige Stätte, wo der Wunnesiedler gelesen und angebetet wird. Die Blaubrillige vergöttert Göthen und die dicke Blanka destillirt nicht Aesthetik, sondern wirklichen Magen-Liqueur, bereitet jauzbenhaften Ziegenkäse und klassisches Einmachobst und schwärmt wahrscheinlich für Schillern; dabei dilettirt sie bisweilen im Artikel wohlthätige Fee und hilft den Leuten auf die Strümpfe, auf veritable wollene nämlich."

Eugen verabschiedete sich rasch bei Kaidl. Er wollte heute die Marksteine aufsuchen, um dann frisch und froh auf seinem Acker zu arbeiten; er war bereits des ledigen Kennenlernens müde und sein ganzes Wesen sehnte sich darnach, morgenden Tages sein Werk zu beginnen. Dort in der Schule war er allein mit seinen Kindern und schon aus dem Gedanken an sie grüßte ihn etwas wie das feste Land den Seereisenden, wie der nährige Brodem, der aus der frischgepflügten Erde zum Ackersmann emporsteigt.

Zwei alte hochschlanke Pappeln, deren langstilige Blätter eben im leisen Windhauche rauschten, bezeichneten den Aufgang nach dem Schlosse, eine Doppelreihe von breitästigen Nußbäumen

führte bis an das Haus, ein graues Nußhaberpaar flog mit schnarrendem Kreischen herüber und hinüber; die Vögel schienen sicher, daß sie hier auf dem gangbaren Wege nicht geschossen wurden.

Eugen ging zu dem Baron von Krenauer.

Elftes Kapitel.

„Herr Kronauer iſt drüben in der Scheune“ berichtete eine Magd, die an dem großen Röhrbrunnen Waſſer ſchöpfte. Eugen ſah ſie verwundert an; er hatte nach dem Baron gefragt und hörte den einfachen bürgerlichen Namen. Als er abermals fragend durch einen offnen Thorweg ging, in dem ſich zahlloſe Schwalbenneſter wie die Waben eines Bienenſtockes zuſammengefügt hatten, bedeutete ihn ein Knecht, der eben Ochſen ausſpannte, nach dem Pferdeſtall. Eugen nahte ſich leiſe, und als er hineinſchaute, bemerkte er einen breitſchulterigen unterſetzten Mann mit vollem grauen Barte und nur dünner Haarſchichte auf dem Oberhaupte, auf einem Futtertroge ſitzen und ein Buch leſen, ein Beſteck chirurgiſcher Werkzeuge in grünem Leder lag offen neben ihm. Das Antlitz des Mannes, der wol in der Mitte der vierziger Jahre ſtand, war wohlgebildet, die Naſe frei und kühn, die Stirne vornüber gewölbt. Er trug ein blaues Ueberhemd und einen ſchwarzglänzenden Gürtel um den Leib. Als Eugen

höflich grüßend herantrat, schaute ein tiefbraunes Auge nach ihm auf und Eugen bemerkte noch rasch, daß das Buch, das der Aufstehende jetzt zuschlug und in den Futterkasten legte, mit lateinischen Lettern gedruckt war. Kronauer reichte Eugen die Hand und bat um Entschuldigung, daß er ihn jetzt nicht in die Stube führen könne, er habe so eben einem Pferde zur Ader gelassen und müsse noch warten; er dankte für die gestern heraufgeschickten Bücher und bemerkte, daß Eugen an seiner Cousine Stephanie eine Gönnerin habe. Eugen ging nicht darauf ein, sondern sprach über die Beschaffenheit der Pferde und den Zustand des Patienten, daß Kronauer nicht umhin konnte, seine Sachkenntniß wohlgefällig zu beloben. Eugen gedachte lächelnd, wie ihm seine Kavaliererfahrungen nun auch eine Brücke schlügen; und warum sollten vornehme Herren, denen der Mensch, seine Neigungen und Bedürfnisse weit unwichtiger ist als das Studium eines Racenpferdes, warum sollten sie nicht durch hippologische Sympathie sich eben so gut als Brüder desselben Zeichens erkennen, wie die Männer der Idee?

In diesem Sinnen schaute Eugen hinauf nach der Decke des Stalles.

„Sie wundern sich wol über die vielen Spinnweben da oben," sagte Kronauer.

„Ja, sie widersprechen der großen Sauberkeit und Freundlichkeit hier."

„Ich kann es meinen Knechten nicht nehmen, sie halten den Aberglauben fest, Rind und Roß gedeihen besser, wenn man die Kreuzspinnen nicht vertreibt."

„Ich kannte diesen Aberglauben nicht, aber es liegt wol diesem, wie sehr vielem Aberglauben ein natürlicher gesunder Gedanke zu Grunde; die Kreuzspinnen haschen Mücken und Bremsen. Die Menschen sind so seltsam, daß sie lieber einem geheimen Bangen, einem mystischen Unbegriffenen gehorsamen, als einer hellen Erkenntniß."

„Gradaus: die Furcht und nicht die Einsicht regiert die meisten Menschen," setzte Kronauer hinzu, „aber es freut mich, daß Sie diese Gedanken haben, ich hätte das, offen gestanden, aus Ihrer Freundschaft mit dem Schwarmgeist, wie Luther diese Menschen nannte, aus Ihrem Verhältniß zu dem Kaidl nicht vermuthet."

Eugen fühlte sich durch diese Rede unangenehm berührt. Er konnte sich noch nicht daran gewöhnen, das beifällige Nicken, das gönnerische

Geltenlaſſen als eine nothwendige Zuthat ſeiner Stellung anzuerkennen. Woher haben dieſe Menſchen das Recht, die Anſichten eines Volkslehrers mit jenem beleidigenden Lobe aufzunehmen? In dieſem Zorne vertheidigte er ſich auch nicht gegen die zugemuthete Freundſchaft mit Kaidl und ſagte nur: „Der Ausdruck der Ueberkraft erſcheint leicht als Renommage.“

Eine helle Glocke läutete vom Wohnhauſe — es iſt ja ein Baronenrecht, eine eigne Thurmuhr zu haben — drunten im Dorfe läutete es von der Kirche, es war elf Uhr, der große Einſchnitt im Tagesleben des Bauern, wo alle Lippen ſich zum Gebete regen, um dann die Speiſe zu empfahen.

„Sie eſſen mit uns,“ ſagte Kronauer zu Eugen und rief dann einem Knechte zu: „Peter, bleib über Mittag im Stall und reib den Rappen noch einmal ein.“

Mit großer Haſt nahm er das Etui, holte das Buch aus dem Trog und eilte nach dem Hauſe. Eugen hatte nicht die Faſſung gefunden, um auf die barſche Einladung gehörig zu erwiedern, er ging mit, und als ihn Kronauer unterwegs fragte, ob er auch Latein leſe, bejahte er, worauf ihm Kronauer anbot, Tacitus Ger-

mania, die er eben vorgenommen habe, in Freistunden mit ihm zu lesen.

Als man durch den Thorweg mit den vielen Schwalbennestern ging, sprach Eugen seine Verwunderung aus, im Dorfe solche fast gar nicht zu sehen.

Kronauer erzählte nun, daß Raidl vor Zeiten — d. h. vor 48 — mit Lust die Leute dazu angereizt habe, die Schwalbennester an ihren Häusern zu zerstören; er freute sich, solch alten Aberglauben ausrotten zu können und man habe auch entdeckt, daß die Schwalben Ungeziefer nach sich ziehen. Des Rainbauern Karle, ein wilder Bursche und vormaliger Trabant Raidl's, sei eine Zeit lang als Schwalbenschütze berühmt gewesen, er habe in der That mit wunderbarem Geschick die Vögel in ihrem unberechenbaren Fluge, in dem sie Haken machen können, zu treffen verstanden. Die Bienenzüchter seien überhaupt den Schwalben feindselig, nicht ganz mit Unrecht, aber man werde erst nach ihrer Vertreibung finden, wie viel Ungeziefer sie aus der Luft wegfräßen.

Diese mit schöner Stimme und in gelassenem Tone vorgetragenen Mittheilungen gaben Eugen eine ruhige Empfindung, so daß er ohne Widerspruch dem gastlichen Manne in das Haus folgte.

In der geräumigen, aus einem ehemaligen Bruderhaus bestehenden, im Jesuitenstil erbauten Wohnung war in der weiten getäfelten Hausflur ein langer Tisch gedeckt, Knechte und Mägde waren versammelt, ein Mädchen und ein Knabe von etwa acht und neun Jahren standen bei einem alten Manne in Schweizertracht, den Kronauer besonders grüßte.

Das Mädchen betete vor und nun setzte sich Alles gemeinschaftlich zu Tische. Eugen erhielt den Platz zwischen Kronauer und dem Alten, der als Schwiegervater vorgestellt wurde. Es wurde wie üblich bei Tische wenig gesprochen. Des Sonnenwirths Knabe brachte während des Essens zwei Briefe, Kronauer legte sie ruhig neben sich ohne sie anzusehen und aß weiter. Erst als abgegessen und gebetet war und für ihn und Eugen schwarzer Kaffee gebracht wurde, öffnete er die Briefe und sagte zu dem Knaben:

„Richard, der Onkel Leo kommt nächsten Winter und bleibt bei uns. Bring den Brief der Mutter."

Der Knabe und das Mädchen sagten zuerst Eugen Adje und eilten dann springend nach der Stube.

„Es wäre wol gut," sagte Eugen, „wenn

ich oft an den Tischen der Eltern säße, ich lernte dadurch das innerste Leben der Kinder kennen. Wie meinen Sie, wenn ich mich manchmal bei den Bauern zu Tische lade?"

„Ich glaube, daß durch Ihre Anwesenheit die Art und Weise der Menschen sich veränderte und aufputzte; aber ich will nichts gegen Ihr Vorhaben sagen, probiren Sie's."

Der Oberknecht kam und fragte, ob man die Gerste im Hohlfeld schneiden solle, es sei noch so viel grün. Kronauer befahl, sie solle noch stehen und die Schnitter sollten einstweilen dreschen.

Kronauer nannte den Oberknecht „Herr Rudolph" und als dieser fortgegangen war, drückte Eugen seine Freude darüber aus, worauf Kronauer scherzend entgegnete: „Mir schadet's nichts und ihm thut's wohl und nützt ihm bei seinen Untergebenen."

Eugen sah, daß er die Geschäftigkeit des Mannes störte und entfernte sich, nachdem ihn Kronauer noch eingeladen hatte, so oft er wolle ihn zu besuchen. Eugen konnte mit sich über den Eindruck, den er von Kronauer mitnahm, nicht einig werden und doch fühlte er, daß hier eine metallene Natur sei, an der sich die weicher organisirte schleifen und schärfen müsse.

Zwölftes Kapitel.

„Guten Tag, Herr Lehrer!“ grüßte den Träumenden eine helle Stimme, er ſah auf, es war Vittore, die ihm die Hand reichend ſagte: „Jetzt erſt Willkommen, verzeihet mir das Lachen, wie ich euch zuerſt geſehen hab, es war mir gewiß nicht luſtig zu Muth, aber ich hab nicht anders können; es iſt mir geweſen, wie wenn ein Anderes aus mir lachen thät. Nicht wahr, ihr verzeihet mir? Ihr dürfet auch einmal einen Unſchick machen, er ſoll euch im Voraus vergeben ſein.“

„Bittet ihr immer ſo gerne um Verzeihung?“

„Ich gehe Sonntag zum heiligen Abendmahl und da möcht' ich nicht, daß ich Jemand beleidigt hätte, der mir's nicht verzeiht.“

Eugen ſah betroffen auf und entgegnete: „Ihr habt nichts um Entſchuldigung zu bitten, ich ſollt' im Gegentheil durch das ganze Dorf gehen und jedem ſagen: nimm's nicht übel, daß ich um acht Tage zu ſpät komme. Es giebt

eine falsche Stellung zu den Menschen, wenn man sich gleich von jedem muß einen Fehltritt schenken lassen."

„Das meine ich grad verkehrt. Wenn eines dem andern was vergiebt, das bringt die Menschen gut zu einander, besser als Alles."

„Aus euch spricht die Weisheit eurer Mutter."

„Ja, warum seid ihr nicht zum Mittagessen kommen? Sie hat euch ja eingeladen und wir haben auf euch gewartet."

Eugen schlug sich auf die Stirne, er hatte das rein vergessen. Er brachte allerlei Entschuldigungen vor, aber er wußte selbst kaum was er sprach, denn sein Blick war starr auf Bittore gerichtet und schien sich in einem Wohlgefühl zu sättigen. Diese ungewöhnlich hohe Gestalt mit den braunen Armen hatte etwas überaus Stattliches. Das gebräunte volle Antlitz mit dem ruhig glänzenden Auge schien nicht Sorge, nicht Kummer zu kennen und nur der in die Höhe gepreßte Mund schien eine schmerzliche Frage zu bergen. Bittore trug ihr lichtbraunes Haar in einer einzigen ungeflochtenen Welle auf dem Hinterhaupte und wie sie so dastand, den allemanischen breiten Strohhut mit

den ſchwarzen Bändern am Arme hängend, in der andern Hand über die Schulter gelegt den Rechen haltend, war ſie wohl einer genaueren Betrachtung würdig, die ſie ſich wie es ſchien, auch unbefangen gefallen ließ. Kronauer, der nach dem Felde ging, begrüßte Vittore und beglückwünſchte ſie zum Geburtstage, das Mädchen wurde brandroth als auch Eugen das Gleiche that; ſie ſagte aber ſchnell Kronauer, der Vater wolle heut Abend zu ihm kommen und wegen der Schultheißenwahl reden, fragte dann wie es der Frau gehe und als Kronauer den Kopf ſchüttelte, ging ſie raſch nach dem Hauſe.

Eugen ſtand eine Weile in Sinnen verloren bei den zwei Pappeln und während ſich im Hintergrunde ſeiner Seele etwas anderes von ſelbſt dachte, war es ihm als ſähe er dieſen hochſchlanken Baum zum erſtenmale: da ſtreben die Aeſte gleich Baumſtämmen in die Höhe und breiten ſich nicht wagrecht aus, ſo daß der Baum mit der Fülle ſeines Gezweiges in ſich geſchloſſen in majeſtätiſcher Ruhe ſich hält, und wie jetzt der von den Bergen kommende Wind die anderen Bäume hin und her ſchüttelt, wiegt ſich die Pappel in ſich und ſcheint kaum bewegt zu werden . . .

Besser die früchtetragenden Aeste dem Sturme preisgeben, als in selbstischer Majestät sich zusammenschließen.

Die Bachmüllerin hatte ihr Heimathgefühl damit ausgedrückt, daß ihr jeder Baum des Feldes in's Herz gewachsen sei. Eugen glaubte ein lebendiges Wahrzeichen in der Pappel zu finden.

Bei den alten Völkern suchte man im äußern festen Naturleben Zurufe und Handhaben in dem verwirrenden Menschengetriebe und fand sie in Orakeln; uns ist nur die Vernunft in der Natur zur forschenden Erkenntniß geblieben. Daraus schneidet man sich geistig abstract oder handgreiflich einen stützenden Stab. Eugen mußte über sich lächeln, daß er sich einen so riesigen ausgesucht.

Es war gewiß nicht wohlgethan, daß Eugen schnurstracks nach dem Pfarrhause ging, aber längst war er von dem Straßenspiegel eingefangen und schon stand er auf der Treppe, wo er aus einem Nebenzimmer ein mühsames Ueben auf dem Klavier vernahm, als er seiner ungewöhnlichen Erregung inne ward und eine Weile anhielt. Hast du nicht genug Wirrwar, daß nun auch noch zwei feurige Mädchenaugen mit dir

irrlichtern dürfen? In dieſer Frage ſich ſelbſt aufrichtend und ſammelnd ſtand er eine Weile auf dem ſaubern Hausflur, wo eine große Reihe verbundener ſogenannter Einmachgläſer von der Sonne beglänzt und von Bienen umſchwärmt war, die zu wiſſen ſchienen, welche Süßigkeiten hier verſchloſſen waren. Ein ſchwarzer Pudel, der in der Sonne lag, richtete den Kopf ein wenig auf, ſchaute Eugen an und legte ſich dann wieder die Augen ſchließend nieder; er lag gerade unter einer Tafel auf der die Worte ſtanden: „Geſegnet ſei Dein Eingang.“ Ein dürrer Eichenkranz umrahmte die Tafel.

Eine gaſtfreundlich ſchmunzelnde Magd, die äußerſt nett und behäbig ausſah, hatte ihre Küchenſchürze im Hausflur abgelegt und Eugen gemeldet. Sie hieß ihn nun eintreten. Er klopfte an, ſeine Verbeugung und Anrede war eckig und ſcheu, ſo daß der Pfarrer aus ſeinem Lehnſtuhle, aus dem er ſich nur ein wenig erhoben hatte, ſchelmiſch lächelnd zu der Pfarrerin auf dem erhöhten Siz aufſchaute.

„Nehmen Sie Platz,“ ſagte er dann zu Eugen, der ſich ſelber einen Stuhl holen konnte; er wurde nun bedeutet, daß er ſich wegen ſeiner Verwundung in Röthhauſen ein amtlich

beglaubigtes Zeugniß vom Wundarzt verschaffen müsse, das dem Berichte an die obere Behörde beizulegen sei. Eugen antwortete nur mit stummem Kopfnicken, er sah sich mitten in den Verschienungen und Verhandelungen eines niederen Bediensteten. „Rauchen Sie auch?“ fragte der Pfarrer, indem er den Stumpf seiner Cigarre in ein bereitgehaltenes Röhrchen steckte.

„Ja Hochwürden,“ antwortete Eugen, das letzte Wort ginz ihm schwer von den Lippen. Er stellte seinen Hut auf den Boden neben sich und erwartete nichts anderes, als eine Cigarre angeboten zu bekommen. Die Pfarrerin aber rief ihm, er möge den Hut nur auf die Kommode stellen und der Pfarrer warnte ihn davor je in der Schule zu rauchen, es sei das streng verboten und er würde es nicht dulden. Eugen athmete tief in sich hinein. Er wurde nun väterlich vor Kaidl gewarnt, der wie es scheine, durch zudringliche Vertraulichkeit ihm seine Stellung im Dorfe aufdrängen wolle, überhaupt, da einmal die vorschriftsmäßige Zeit nicht eingehalten sei, möge mit dem Beginne der Schule bis nächsten Montag gewaktet werden, bis dahin habe Kaidl das Schulhaus verlassen und seien überhaupt die Lärmmacher aus dem Dorfe, die noch,

bevor ſie wegzögen, ſich toll benähmen, doppelt burſchikos, bevor ſie auf die hohe Schule harter Erfahrung kommen, die ſie wol in Amerika machen würden. Eugen hörte ruhig zu und verneigte ſich nur hin und wieder. Zuletzt wurde ihm noch geſagt, daß man gehört habe, er verſtehe franzöſiſch, er könne, wenn er fertig ſpreche und einen guten „Accent“ habe, der Tochter des Hauſes in Gemeinſchaft mit Blanka Kronauer Unterricht geben.

„Parlez donc un peu français“ hieß es zuletzt.

„Das hat ja Zeit“ beſchwichtigte die Pfarrerin, die eine Verlegenheit Eugens zu bemerken glaubte.

„Les Français,“ erwiederte Eugen ſich aufrichtend, ont un manque de galanterie de n'avoir point d'expression pour Frau Pfarrerin. Je vous suis extrèmement obligé ma chère madame pour votre affable arrangement. Permettez monsieur le pasteur, cela m'est comme à un garçon ouvrier sans travail que je dois flaner quelque jours dans les rues et dans l'auberge.“

Eugen fühlte ſich, da er franzöſiſch ſprach, plötzlich als wäre er hoch zu Roſſe, frei und kühn, er ſetzte über alle Barrieren der Hoch-

würden hinweg und Alles erschien ihm wie ein lustiger Scherz; ein spöttischer Uebermuth spannte sein Antlitz, er sprach kein Wort deutsch mehr und erklärte, obgleich er es nicht ganz sagen konnte, wie es ihn mit Mißbehagen erfüllte, daß er noch warten solle: dieses Schweben im Zwischenreich, diese Stellung mit ausgestreckter Hand zur That sei peinlich. Der Pfarrer verstand nicht recht, was er mit der That meinte und glaubte, dieß käme von dem nicht ganz entsprechenden französischen Ausdruck her. Der Pfarrer sprach ein Französisch, das sich Eugen zuerst in's Französische übersetzen und dann deutsch denken mußte und dabei war Eugen schelmisch genug, den Hochwürden im unsteten Suchen der Wörter zappeln zu lassen. Endlich entließ ihn der Pfarrer mit einigen höflich gemurmelten Worten. Auf der Treppe mußte Eugen an sich halten, um nicht laut aufzulachen, und rasch sprang seine Stimmung dann in Wehmuth über. Das sind die deutschen gebildeten Stände, die lohnbedientenhaft eine fremde Sprache üben, um einen Fremden in seiner Redeweise unterhalten zu können und die Töchter lernen französisch um französische Bücher lesen zu können und lesen wieder die Bücher, um die Sprache nicht zu vergessen, da

frißt die Urſache den Zweck auf und umgekehrt. Deine ſchönſten Jugendſtunden mußt du armes Kind dann noch am Klimperkaſten vertändeln — freilich auf dieſem Wege bleibt die Nation ewig in ihrer Bildung zerriſſen und die ſogenannten Gebildeten kehren ſchwer wieder zurück in ihre eigne Heimath und lernen da die Schönheit erfaſſen, die ihr Blumenauge zu ihnen aufſchlägt und aus den eingeborenen Sangesweiſen der Menſchen ſie umtönt.

Eugen vergaß indeß nicht des Vortheils, den ihm dieſe Sprachſtunde bei ſeinem Vorgeſetzten einräumte und mit friſcher Laune begrüßte er die Bachmüllerin, die ihm jetzt eben mit dem Rechen auf der Schulter begegnete. Als ſie ihn vorwurfsvoll anblickte und ſich raſch wieder abwendete, traf ihn das, er wußte nicht wie, in's tiefſte Herz, er bat ſie begleiten zu dürfen und ſie erwiederte, ſie gehe auf's Feld um Grummet einzuthun.

Dreizehntes Kapitel.

Eugen entſchuldigte ſich wegen ſeines Ausbleibens am Mittag und behauptete, nicht ſicher verſprochen zu haben.

„Ich will euch was ſagen, ihr dürfet mir's aber nicht übel nehmen, ich könnt' ja euer' Mutter ſein," begann hierauf die Bachmüllerin.

„O wie gerne würde mein Herz euch Mutter ſagen" rief Eugen und ſtand wie feſtgebannt, ſeine Arme breiteten ſich aus, auch die Müllerin ſtand ſtille und ein ſtrahlender Blick drang aus ihrem Auge; ſie nahm ſchnell den Rechen auf die andere Schulter und ſagte im Weitergehen:

„Drum weil ich's gut mit euch mein', gewöhnet euch's an, kürzſchweg Ja oder Nein zu ſagen, wenn man euch was anbietet; nicht ſo halb das und halb das, weil ihr meinet, ihr dürfet eine Gutheit nicht abweiſen, weil ihr meinet, ihr kränket damit."

„Das freut mich, daß ihr mich ſo erkennt."

„Man muß auch die Courage haben, Nein

zu ſagen. Gucket, mit eurer halben Red, von der ich nichts gewußt hab, habt ihr uns den heutigen Mittag verdorben. Mein Mann iſt beſonders genau mit der Eſſenszeit, mit dem Glockenſchlage darf's nicht fehlen. Wie ihr nun um elf noch nicht da ſeid, lüg' ich euch zu lieb und ſag, ich ſei noch nicht fertig; weil heut der Geburtstag unſerer Vittore iſt, ſagt er nichts und pfeift nur ſo leiſe vor ſich hin, er geht 'nunter auf die Straß bis an unſer Krautland, um nach euch zu ſehen, mein' Vittore guckt ſich aus dem Fenſter ſchier die Augen aus, es wird ein Viertel, es wird Halb, ihr ſeid noch immer nicht da; wir ſetzen uns an den Tiſch, wir ſchöpfen euch 'raus, aber wer nicht kommt, das iſt der Lehrer. Mein Mann iſt ganz ſturm und es ſchmeckt ihm nicht und ich und die Vittore müſſen ihm die beſten Worte geben, daß er euch nicht unſer Haus auf immer verbietet und die Vittore ſagt, ſie hab euch beleidigt und deswegen ſeiet ihr nicht kommen."

Schmerzvoll ſah Eugen hier in ein kleines Leben hinein, das er durch ſein ſelbſtvergeſſenes Gehenlaſſen geſtört hatte, er bekannte ſeinen Fehler offen und daß er bis jetzt zu ſehr nach ungebundener Laune gelebt; er verſprach ſich zu beſſern

und bat, daß ihn die Bachmüllerin ſtets darauf aufmerkſam mache.

Der aufrichtige warme Ton ſchien der Frau ſo zu Gemüthe zu gehen, daß ſie gerne auf anderes überlenkte. Eugen erzählte, wo er zu Mittag geweſen und indem er überlegte, daß dieſe Frau wol beſſere Kundſchaft geben könne, ſagte er, daß Kaidl ihm das Dorf zu ſchlecht ſchildere und fragte nach dem ſeltſamen Schwiegervater des Barons und deſſen Frau.

„Da habt ihr recht," ſagte die Frau, „der Kaidl iſt, wie man im Sprüchwort ſagt, ein geſchickter Maler, gerathen ihm die Engel nicht, macht er Teufel draus."

Eugen konnte nicht umhin, dieſe treffende Bemerkung zu loben, die Frau aber fuhr ruhig fort: „Was den Kronauer angeht, er will's nicht, daß man ihn Baron heißt, er hat im Freiheitsjahr den Adel freiwillig abgelegt und das in die Zeitung ſetzen laſſen. Die Leute ſind's aber einmal gewohnt Baron zu ſagen und ſo iſt das wieder da, und er mag auch nicht Jedem nachlaufen und ſchreien: heiß mich nicht Baron. Der Kronauer iſt ein ſeltener Menſch, er kann auch hitzig und zornig werden, aber in der Regel hat er eine ſo ſchöne Ruhe und eine Herrſchaft

über sich, daß man Respekt davor haben muß. Vor vier Jahren ist der Kronauer Wittwer geworden, von der verstorbenen Frau sind die zwei Kinder da. Auf einer Reise in der Schweiz lernt er ein armes Bauermädchen kennen, die soll so schön gewesen sein, wie eine Apfelblüthe, und stark und kräftig; wie wir sie als Frau gesehen haben, hat sie schon gekränkelt und ist zusammengefallen. Er hat das Mädchen zu einer Pfarrwittwe in die Lehre gethan und nach einem Jahr holt er sie und heirathet sie; aber bei dem Studiren hat sich die Anni verdorben, sie hat sich zu grausam angestrengt und hat Alles auf Einmal lernen wollen und davon ist sie krank worden, daß sie jetzt nur noch ist wie der Schatten an der Wand; ich fürcht', ich fürcht', die hört den Kukuk nicht mehr schreien, wenn sie nicht schon mit dem dürren Laub abfällt. Eine bessere Seele giebt's nicht auf der Welt als sie ist. Sie hat von Anfang einen schweren Stand gehabt. So sind die Menschen, weil sie ein armes Mädchen war, haben Knechte und Mägde geglaubt, sie brauchten ihr nicht zu gehorchen und dürften sie wie ihresgleichen behandeln; sie hat aber mit Liebe und Güte Alle gewonnen, daß sie durch's Feuer für sie laufen. Mein' Bittore ist ihre

beſte Freundin und es gutet ihr, wenn ſie bei ihr iſt, mehr als alle Doktor's, die ihr nicht helfen können. Der Kronauer hat ſeinen Schwiegervater zu ſich genommen und da haben ihm die Menſchen ſeine Gutheit wieder übel ausgelegt. Das arme Bäuerlein will ſein Brod nicht umſonſt eſſen und verſteht doch nichts als den Feldbau, und da ſchafft es im Feld wie ein anderer Knecht. Darüber ſchimpfen die Leut und wie ſollt' es denn der Kronauer anders machen? Soll er den Vater von ſeinem einzigen Kinde wegthun, damit nur Niemand ſieht, wie er eben iſt was ein anderer, und hat er's nicht bei ihm am beßten? Wer's der ganzen Welt recht machen wollte, müßt' ſich zuletzt die Naſ' im Geſicht verſchnipfeln. Die Leut' ſagen, der Baron hätt' ſeine Frau nehmen ſollen wie ſie geweſen iſt und er macht ſich gewiß Vorwürfe genug, daß er das nicht gethan und ſie ſich mit dem vielen Studiren krank gemacht hat, aber wenn er das pure Bauermädchen genommen hätt, wär's auch nicht gut geweſen; mit einer Frau, die nichts gelernt hat, könnt' ſo ein Mann nicht glücklich leben und wer nicht ein Buch leſen mag und auch einmal was Fremdes denken, mit dem kann man nicht viel reden."

„Ihr leſet wohl auch?"

„Ja wohl, manchmal, beſonders im Winter, Sommers will ſich's nicht geben."

Unter dieſen Geſprächen war man auf der Wieſe angelangt, wo eben das Grummet in Schwaden zuſammengerecht und auf den Wagen geladen wurde. Der Bachmüller, eine hohe markige Geſtalt, begrüßte Eugen mit ſtummem Nicken, Vittore ſchaute nur einmal nach ihm um und rechte weiter, ihre volle große Geſtalt ſah unter dem breiten Hute noch mächtiger aus, ſie hatte die ſchwarzen Bänder um das Kinn gebunden und dieſer dunkle Rahmen hob ihr Antlitz noch friſcher heraus. Eugen warf ſchnell ſeinen Rock ab und faßte einen Rechen, er wollte eben auch den Hut ablegen, als ihm der Bachmüller rief, er könne ſich Schaden thun; Eugen kam ſich gar zu lächerlich vor, hemdermelig mit dem runden Modehute bei der Feldarbeit; er bat den Bachmüller, der im Schatten des Wagens ſtand und die Pferde am Zügel hielt, ihm ſeinen breitkrempigen zu leihen; lächelnd gab ihm der Bachmüller denſelben und als ſich Eugen ſo der Vittore vorſtellte, hörte er wieder jenes herzliche Lachen von geſtern, das gar nicht aufhören wollte. Einmal ſtand ſie auf ihren Rechen gelehnt und

aus dem ſtillen Ernſt ihres braunen Auges, das auf Eugen gerichtet war, ſprach jene Ruhe, jenes Gefühl des Heimiſchen, das uns beſinnen macht, ob denn das wirklich ein fremdes ſei, da das Geſicht immer bekannter und längſt gewohnt erſcheint. Auf ihrem eigenen Grund und Boden ſchien ſich Vittore den Lehrer erſt recht zu betrachten und wenn Eugen nach ihr aufſchaute, blickte ſie ihn ruhig an, ſie lenkte ſein Auge nicht auf ſich aber ſie verſcheuchte es auch nicht, er konnte ſie erſchauen wie eine Blume. Und warum ſoll ein ſchönes heitres Menſchenantlitz der herrſchenden Gefallſucht auszuweichen, ſich eine Befangenheit aufnöthigen?

Plötzlich entſtand ein Kichern und Aufſchreien unter den Mähderinnen; ſie hatten eine Blindſchleiche unter einem Heuſchober hervorgerecht und nach der ſeltſamen Mädchengewohnheit neckten und reizten ſie nun das Thier in kindiſcher Weiſe und ſchreckten einander damit. Vittore ging ruhig herzu und ſchleuderte das Thier mit ihrem Rechenſtil in einen Graben.

Die Leute wunderten ſich, wie Eugen ſo anſtellig bei der Arbeit war, wie er dann große Heuwellen auf die lange zweizinkige Gabel nahm, ſie frei und gerade trug und auf den Wagen ſchleuderte,

und es war ein eigenthümlicher Triumph, daß Eugen größer als alle Knechte war und noch Heu hinaufbringen konnte, wo die anderen ihres kleinen Maaßes wegen ablassen mußten. Eugen war es so wohl bei der Arbeit, er war so voll Heiterkeit und Laune, daß er sich innerlich wünschte, Bauernknecht statt Schulmeister zu sein. Der Knochenhauer hatte doch Recht gehabt.

Als der letzte Wagen geladen und geschichtet dastand, war Vittore unversehens auf denselben geklettert und hatte sich rücklings gesetzt, sie schaute nach ihren Eltern, mit denen Eugen heimwärts ging.

Der Bachmüller schien den größten Theil seines Zornes über den nicht wortgetreuen Schullehrer vergessen zu wollen, wenn es ihn gleich noch ärgerte, daß dieser nichts darüber sprach.

Eugen verstand es, durch das Lob des Heues, das nicht so ausgebleicht, sondern dürr und grün war, den Bachmüller vollends zu beschwichtigen und als er auf die Mittheilung, daß das eine „dreischürige" Wiese sei, seine offene Bewunderung ausdrückte, hatte er den Bachmüller zum Freunde gewonnen, der ihm nun gerne Auskunft über die Schultheißenwahl gab, von der er heute gehört hatte.

Vierzehntes Kapitel.

Die Schultheißenwahl, das war auch der Gegenstand lebhafter Verhandlung der vielen an der Schmiede Versammelten. Die meisten Stimmen neigten sich dahin, daß man den Bachmüller wählen müsse, man sei ihm das schuldig und den Ausschlag gab der Zusatz, daß man der Regierung zeigen müsse, was man von ihren Verurtheilungen halte. Der herzugetretene Eugen erklärte, was er so eben vom Bachmüller gehört, daß dieser solch ein Verfahren höchlichst mißbillige, die Gemeinde käme dadurch nur in Ungelegenheiten, die zuletzt zur Exekution führen könnten. Eugen mußte mancherlei Stichelreden hören, daß er dem Bachmüller heuen geholfen hatte; Andere bemerkten, er sei noch keinem geringen Bauern über die Schwelle gekommen, blos zum Baron und zum Bachmüller, da sehe man's, wer er sei, er halte sich an die reichsten.

Eugen fühlte selbst etwas Wahres an diesem Vorwurfe, er sah jetzt, wie er fast unwillkürlich in diese seltsame Stellung gerathen war, das

Wort erſtarb ihm daher auf der Zunge, das er auch nicht recht vor Mißverſtand zu wahren wußte, wie es leider noch ſo in der Welt ſei, daß die Beſitzenden ſich die meiſte Kenntniß der Gemeindeintereſſen aneignen und die meiſte freie Zeit dafür verwenden könnten. Ein Witzwort verdeckte ſchnell das ſonſt auffällige Schweigen Eugens, indem Einer halb im Scherz, halb im Ernſt die Meinung Kaidls über die neue Wahl vorbrachte. Alles lachte, ſpitze Reden flogen hin und her und ſogar einige, die Eugen als ſeine botmäßigen Anhänger von geſtern Abend erkannte, ließen es an Naſerümpfen und Achſelzucken und ſelbſt an derben Witzeleien nicht fehlen. Eugen erkannte in Kaidl einen jener Menſchen, die Alles für ſich erregen, wenn ſie zugegen ſind, nach denen aber eigentlich Niemand verlangt oder ſich nach ihnen ſehnt; wie ſeine Stimme Alles übertönte, ſo herrſchte er auch, aber nur unmittelbar, nicht auch in jener unſichtbar geiſtigen Weiſe, die einen ausgezeichneten und gehaltenen Charakter noch aus der Ferne und Abgeſchiedenheit wirken läßt. Das zeigte ſich jetzt im Gegenſatz, da ſich die Beſprechung auf Kronauer wendete, der den Zuberfranz, einen wackern, aber armen Mann, der bisweilen ſogar taglöhnerte,

zum Schultheiß vorgeschlagen hatte. Man war eher geneigt, Kronauer seine bevorzugte Stellung zum Vorwurf, als zum Vortheil anzurechnen und dennoch war eine gewisse ehrfurchtsvolle Scheu vor ihm in allen Reden und Mienen nicht zu verkennen. Eugen stand — war es absichtlich oder zufällig geschehen — plötzlich ausgeschlossen aus dem Mädchen, das sich zur Berathung gebildet hatte.

Ein Mensch, bei dem vorherrschend das Ehrgefühl nach außen geweckt und gehegt wurde, der noch im Knabenalter einen Degen an die Seite bekam und stets bereit und geneigt war, für die kleinste Verletzung und Rücksichtslosigkeit den Degen zu ziehen; solch ein Mensch, und dieß war Eugen, trägt es unsäglich schwer, die Demüthigungen, die eine untergeordnete Stellung mit sich bringt, auf sich zu nehmen. Die Fäuste Eugens ballten sich und er wäre gern unter die rohe Horde hineingesprengt, um sie für die Beleidigung zu züchtigen, aber nicht das Gefühl der ihm gegenüberstehenden leiblichen Uebermacht, sondern eine höhere Macht entballte seine zornige Faust. Sie haben recht, sagte er sich wegschleichend, ein Agitator, ein Wühler für allgemeine Interessen könnte hier Stimme gewinnen, in Gemeindesachen ist nur

der Eingesessene zum Worte berechtigt, hier ist noch etwas von der alten Urkraft des Patriarchenthums und des selbständigen Volkstages. Ist es auch nur das Bewußtsein der Rohheit und die Lust an derselben, die mich aus dem Kreise dort ausschließt, ihr wißt es nur nicht, daß eine edlere Macht euch dazu berechtigt, deren ihr einst inne werden sollt.

In diesem Siege der Humanität über leidenschaftliche Aufwallung und den Eindruck menschlicher Verkehrtheit fühlte sich Eugen frei gehoben, ihm war hier eine Bethätigung jenes Satzes gegeben, den er in seiner Allgemeinheit zu Deeger ausgesprochen, er achtete die Menschen höher, als sie sich selbst achten, und lebendig trat ihm vor die Seele, wie er bisher stets nur allgemeinen Ideen, den Menschheits- und Nationalinteressen gelebt; die Gemeinde, das ist der feste Boden, von dem alles lebendige Dasein Nahrung gewinnt; er fühlte sich glücklich, sich ganz in eine Gemeinde einleben zu müssen, hier sich einordnen und einfügen, das heißt in der faßbaren Gemeinsamkeit leben.

Als er so dahinschritt, hörte er aus einem niedern Hause jämmerliches Schreien und Winseln, die klagende Stimme einer Frau und das

Weinen eines Kindes; die Leute gingen sorglos vorüber und schauten kaum um. Eugen fand nun Gelegenheit, über die Schwelle eines Armen zu kommen. Als er in die Stube trat, sah er, wie der Mann Alles zertrümmert hatte, was in der Stube war, Bänke, Töpfe, Teller, er hob eben einen Stuhl nach der Frau auf, die mit dem Kinde weinte, als ihm Eugen in den Arm fiel; das Kind, es war dasselbe, das ihm heute das Geschenk der Müllerin gebracht, schmiegte sich an den Retter, der Mann, offenbar betrunken, taumelte auf den Boden und lallte nur einige unverständliche Worte. Die Frau erzählte, wie ihr Mann stets rase und wüthe, weil sie abgewehrt hatte, daß man noch diesen [illegible] mit den anderen auswandere, da sie bis [illegible]meß ihre schwere Stunde erwarte; ihr Mann wüthe und rase gegen Alles, er schlage das Kind bis auf den Tod, weil es so viel bei der Müllerin sei, während er ihm doch weder Kleider noch Schuhe anschaffe und sie froh sei, das Kind außer dem Hause zu wissen, damit es die steten Händel nicht sehe.

Eugen hatte die schwere Aufgabe, Ruhe und Frieden in der Familie herzustellen, und tief im Herzen trauernd, verließ er das Haus. Die

Sterne am Himmel glitzerten und Alles rings im weiten Aether athmete Milde und Weichheit.

Im Wirthshause zur Sonne war großer Lärm, man hörte schon die ganze Straße herauf die Stimme Kaidls. Eugen kehrte vor demselben um und ging hinaus vor das Dorf.

Fünfzehntes Kapitel.

Am Gartenhag, dort wo er am hellen Mittag die ersten Blumen empfangen, die aus dem Beden seines Dorfes erwachsen waren, dort saß jezt Eugen in der Nacht. Reseda und Rosmarin duftete so würzig, das Laub in den Baumen wurde bisweilen von einem Windhauche wie zu leisem Flüstern bewegt, hie und da raschelte ein welkes Blatt nieder und wieder schlief Alles in stiller Ruhe, nur der Mühlbach dort strömte klingend über das gestellte Mühlrad. Eugen schaute hinauf nach den waldbekränzten Höhen, wo jezt ein dunkles Spatgewitter aufzog und wie ein Genosse des dort aufzuckenden Blizes rauschte ein rascher Wind von den Bergen nieder in das Thal. Eugen starrte hinauf, er wollte sich zwingen, dem Blize in's Auge zu schauen, aber immer schloß sich zuckend seine Wimper und wie getroffen mußte er das Haupt senken. Mit der Hand das Antliz verdeckend saß er da, jezt hörte er hinter sich liebende Stimmen, er horchte schärfer hin und vernahm die Stimme Bittores.

„Mutter," sagte sie, „es ist doch was Schönes, daß die Katholischen beichten können."

„Wie meinst? Was willst?"

„So einem alten braven Mann, der mit der Welt fertig ist, sein Herz ausschütten, das muß wohl thun. Ich hab's gesehen, wie ich mit dem Vater im Münster war und einer im Beichtstuhl gelegen und dann so erheitert aufgestanden ist. Gott kann ja nicht selber zu einem reden und einem sagen: Kind, du hast dich genug grämt, laß jetzt gut sein, gieb deinen Kopf her, ich will dich segnen; aber wenn so ein rechtschaffener Mann seine guten Hände einem auf's Gesicht legt, das muß allen Kummer und allen Gram daraus wegziehen, daß auch keine Spur davon bleibt und man hat Alles hinausgesagt und hat's nicht mehr so in sich."

„Mädle, du erschreckst mich, was hast denn? Du bist doch heut so heiter gewesen? Bin ich dein' Mutter nicht mehr? Darfst mir nicht mehr Alles sagen?"

Ein Schluchzen, das von einem an fremdem Körper verborgenen Munde kam, ward vernehmbar und darauf nach geraumer Pause die Stimme der Müllerin:

„Es wird nichts so Arges sein, erzähl' mir nur."

„Es iſt ärger als ihr glaubet," antwortete es und jenes Schluchzen wurde vernehmbar, wie wenn ſich Jemand die Thränen trocknet, um frei aufzuſchauen und zu reden. Enzen biß die Lippen, um ſich durch keinen Laut zu verrathen; er wollte aufſtehen, denn es ſchien ihm ein Frevel, zum Diebe an dem innerſten Geheimniß einer Seele zu werden, aber theils die Furcht, daß er durch ſein Aufſtehen verrathen könnte, wie er die Kunde des vorhandenen Geheimniſſes erfahren, theils eine unbezwingliche Macht, die weit anderes als bloße Neugier war, hielt ihn feſt und Bittere berichtete:

„Ihr habt Recht Mutter, ihr habt oft geſagt, ich ſei ſeit einem Jahr verändert, ich hab's euch und mir nicht eingeſtanden und es iſt doch ſo geweſen. Heut iſt's ein Jahr da hab ich's gemerkt und hab doch nicht gewußt, was es iſt. Damals hat der Kronauer anfangen wollen Sie zu mir ſagen und da hab ich geweint und hab geſagt ich leid's nicht und da hat er haben wollen, ich ſoll ihn auch dutzen und da iſt mir's wie Flammen zum Geſicht herausgeſchlagen, und wie mir da des Kronauers Anni ſagt: du biſt ja meine Schweſter! da hab ich gemaint, der Boden muß ſich aufthun und muß mich von der Sonne

wegnehmen. O Mutter! Ich bin schlecht gewesen und hab's nicht wissen und hab's nicht glauben wollen, daß ich's bin; und wenn er mir mit der Hand manchmal die Backen gestreichelt hat, ist mir's siedigheiß worden und wenn er mich manchmal gelobt hat, da ist mir's gewesen, als müßt' ich in die Welt hinausfliegen wie ein Vogel. O Mutter! Und ich bin so verdorben gewesen und hab's immer noch nicht wissen wollen und hab mir allerlei Ausreden gemacht und bin auf's Schloß gangen und bei der Anni blieben, und im ganzen Haus hab ich nichts gehört als seinen Tritt. Nach Ostern, wie die Anni kränker worden ist und man gemeint hat, man muß ihr bald auf ihr End warten, da hab ich oben gewacht und wie sie einmal so schwer bustet, da ist mir's gewesen, wie wenn mir einer mit einem Zentnerstein auf die Brust schlägt und da hab ich's plötzlich vor mir gesehen, wer ich bin. Da liegt die Kranke und du pflegst sie, du? Und wie wär dir's, wenn sie sterben thät? Du könntest dann den Kronauer . . . Mutter, in der untersten Höll' kann man nicht ausstehen, was ich da ausgestanden hab und ich hab nicht los können und ich hab nicht bleiben können und nicht fort, Tage

sind kommen und Nächte und immer war ich wie vor's Hirn gestoßen. Jetzt wisset ihr, warum ich oft so vergeßlich gewesen bin und nicht gehört hab, bis man mich dreimal ruft. Ich bin wieder auf's Schloß gangen und hab mir eingeredet, es sei Alles nichts und hab's probirt mit dem Lustigsein; aber je näher der Tag herankommen ist, wo er hat Sie zu mir sagen wollen, je ärger ist's wieder da, und ich bin mir schlechter vorkommen als alle Menschen, die im Zuchthaus sitzen. Da hab ich euch gestern bittet, ihr sollet mir den Tag schenken und mich um nichts fragen, was ich thun und wo ich bleiben will. Ich hab mich in die Kammer eingesperrt und die Mutter droben bittet, sie soll mir helfen und da hat's auf Einmal in mir gesprochen: geh nicht vom Platz, rühr dich nicht, bis du alle schlechten Gedanken aus deinem Herz heraus hast. Und da ist mir's gewesen, wie wenn mir Jemand den Schwur vorsagt und ich hab es heilig geschworen: Wenn die Anni stirbt, nie, nie heirathst du den Kronauer. Jetzt ist mir's plötzlich so leicht worden wie neugeboren; aller Leidmuth ist von mir weg. Das war am Morgen und da bin ich hinaufgesprungen zur Anni, als müßt' ich's ihr sagen, ich hab's aber still in mich hinein

verdruckt, und wie ich zur Anni in's Zimmer komm', sagt sie: „Vittore, du siehst aus wie die Sonne, o wie thut mir das so viel wohl, sieh mich nur recht an, so, das macht mir wohl warm, und es hat mich eben gefroren!“ Mutter! Mein heiliger Schwur macht die Anni gesund, ich weiß es gewiß und ich bin erlöst. Ich bin den ganzen Tag allein blieben, mir war so himmelwohl und Nachmittags ist mir die Geschichte mit dem Lehrer passirt. O Mutter! Jetzt hab ich Alles beichtet. Nicht wahr, mir ist vergeben? Redet doch auch.“

Ein Blitzstrahl erleuchtete die Mutter, die aufgestanden war, jetzt ihre Hände auf das Haupt der Vittore legte und sagte:

„Ich spreche im Namen der Mutter droben. Du hast schwer gefehlt, du hast schwer gerungen, du hast in dir selbst Erlösung und Reinigung gefunden, auf dir ruht ein neuer Segen, du kannst nimmer straucheln und fallen, du wirst glücklich sein.“

Eugen hielt beide Hände auf die Brust gedrückt, sein Herz bebte, die Schmerzen und die Siegesfreuden eines andern waren in ihm eingezogen .... Es ist erlogen, was man so oft einreden will, daß die Herzen aus dem Volke ohne

Geschichte in friedsamer Ruhe, wie die Blumen ihr Schicksal vollenden, auch hier bricht sich schäumend der Strom des Lebens seinen Weg und hat nicht, wie in regulirtem Bett oft nur leises Wellenkräuseln, die Felsen sind noch nicht zerschellt in kleine Kiesel.

„Nun kann ich mir's denken," sagte die Mutter „warum du von dem Bernhard von Trenzlingen nichts hast wissen mögen; sei nur getrost, halt' dich jetzt nur ruhig, dann ist Alles gut."

Als jetzt das Gewitter näher heran kam und die Frauen in das Haus gingen, machte sich auch Eugen von dannen.

Als er über den Steg nach dem Fußwege ging, begegnete ihm der Bachmüller.

„Seid ihr in meinem Haus gewesen?" fragte er.

„Nein, ich war im Felde."

„Ich hab den Kronauer dahin gebracht, wenn's nicht anders geht, nimmt er die Wahl an, das wird der Schule auch zu gut kommen. Haltet euch nur an ihn."

„Das will ich."

Mit einem freundlichen „Gut Nacht!" schieden die beiden. In Eugen tobte es noch ge-

waltig, er entblößte sein Haupt dem herniederströmenden Gewitterregen. Könnte es das Ziel seines ausgreifenden Strebens sein, sich still eine Heimath zu gründen; das in heißem Kampfe erhöhte Herz Bitterens wäre für ihn ... Aber weit weg wies er solchen Gedanken. Wäre es nicht Frevelmuth, an ein so schwankendes Dasein ein neues Leben zu knüpfen? Und was ist mit dem Bernhard von Trenzlingen? Und was war denn das von der Mutter droben? ... war das überbliebene katholische Redeweise? ...

Sechzehntes Kapitel.

Am andern Morgen erhielt Eugen einen Brief, er war von dem Ausgewanderten aus Antwerpen, er überschickte das Verzeichniß seiner Habseligkeiten, das er zu übergeben vergessen hatte und in dem Briefe hieß es:

„Ich weiß jetzt sicher, wer du bist, aber ich werde das Geheimniß bewahren, ich wage es nicht, deinen Namen diesem Briefe anzuvertrauen, ich heiße stets, wie ich hier unterzeichnet bin. Aus den Gesprächen der Flüchtlinge, die mit uns hier auf den Abgang des Schiffes warten, erfuhr ich deinen Namen. Wenn das Sprüchwort wahr ist, muß es dir in den Ohren geklungen haben. Viele schimpften auch über dich und behaupteten, du verstündest nichts von der sozialen Frage; ich wurde erst recht aufmerksam, als der Advokat B. — der auch viel ausgelacht wird, weil er sich tief im Herzen grämt, daß er sein Ehrenwort gebrochen — von deinem Suchen der Mutter erzählte. B. ist, wie du dich erinnern wirst, mehrere Monate mit dir in derselben Zelle ge-

ſeſſen, und als einer dich einen Phantaſten nannte, rief er mit glühendem Antlitze: Ihr verſteht den G. F. nicht, er wäre zu jeder Zeit in der vorderſten Reihe derer geſtanden, die der Epoche ihren Charakter geben; im Mittelalter wäre er Kreuzfahrer geworden, jetzt kämpft er um das heilige Grab der Humanität in den Menſchen, um es zu ſchirmen.

Ich dachte dabei in mich hinein: Und ihr wißt es nicht, wieviel leichter es iſt, Türkenſchädel ſpalten, als harte Köpfe bildſam machen. Ich weiß jetzt nur zwei Momente aus deinem vergangenen Jugendleben, daß du bis zum vierzehnten Jahre Bettelknabe warſt und dann in einer Jeſuitenſchule vornehm erzogen wardſt. Von dieſen gegebenen zwei Punkten aus ſuche ich die entſprechende Linie auszudenken, wer aber kennt die Verſchlingungen des Denkens und Fühlens?

Man erwartete dich mit Beſtimmtheit hier zur Ueberfahrt. Es gehen viel Sagen über dein plötzliches Verſchwinden. Ein luſtiger Kauz wollte wiſſen, eine verliebte Fee habe dich in ihr Zauberſchloß als Tannhäuſer entführt. Ich ſchweige. Verzeihe, daß ich dir Alles das ſchreibe. Sei verſichert, daß Alle dich verehren und die ſpotten

wollen, thun es nur, weil es ihnen lästig ist, etwas verehren zu müssen. Die Armen! — Ich bin jetzt doppelt froh, daß ich so abgeschieden von der Welt gelebt, du hast wenig Beziehungen, die dich in Verlegenheit bringen können, nur das wisse noch: der Bruder meines verstorbenen Vaters ist Kanzleidiener in M.; ich glaube nicht, daß er dich belästigen wird, er hat sich nie um uns Kinder bekümmert und seit ich in Ungnade bin, wird er nun gar thun, als ob ich nicht auf der Welt wäre. Meine Gönnerin, die Stiftsdame Theorosa von Schüttenhelm, die mir die Stelle verschaffte, wird im Frühling nach Erlenmoos kommen, ihr mußt du dich alsbald frei offenbaren und wie ich sie kenne, wird sie dich in aller Weise zu fördern suchen, ihr übergiebst du auch, wenn ich es bis Ostern nicht verlange, das Packet Briefe mit dem blauen Bande. Ich vertraue dir, daß du es nicht öffnest. Ihr werdet Freunde sein." Nun kamen noch viele, theils überschwängliche theils in Selbstspott eingehüllte Klagen um das verlassene Vaterland und die zurückgelassenen Habseligkeiten. Zuletzt hieß es: „Der Gedanke an dich macht mich größer! Du vollführst eine That, größer als alle gepriesenen Heldenthaten auf dem Schlachtfelde. Ich bin

hier mit den Friedensaposteln zusammen getroffen und werde mit ihnen die Seereise machen. O wie jämmerlich verkehrt ist die ganze Weltgeschichte! Das Blut deines Bruders Abel schreit wider dich zum Himmel. Und die Welt verklärt den Mord, weil er nach strategischen Gesetzen und Listen geschieht. Darf ein Mensch den andern morden? Eugen! Ich fühle etwas von Seelenwanderung, deine Seele ist in mich eingezogen. Du vollführst Heiliges, zage nie, und wenn du bange bist, denke daß du Allen, die von dir wissen und einst von dir hören werden, den Glauben an die Menschheit, an die schönste Opferthat geben wirst; du darfst, du kannst nicht untreu werden, ermatten und abfallen, du zerstörtest damit den schönsten Glauben und würdest zum Verräther an den Herzen, die an dir sich erbauen werden. Vergiß nie deinen heiligen Beruf, der weit, weit über dein enges Schulzimmer hinausragt. Der Flug deines Geistes erhebt sich mit Adlerschwingen — verzeihe, daß ich das letzte Wort durchstrichen habe, ich habe mir fest vorgenommen, nie mehr ein Bild zu gebrauchen von einem Dinge, das ich nicht mit meinen Sinnen wahrgenommen, und ich habe mit meinen Augen noch keinen fliegenden Adler gesehen, der zahme d. h. aus-

gestopfte, gilt nichts. Ich bitte dich, dieses Verfahren bei den Kindern festzuhalten. Es ist ein großer Schritt zur Wahrhaftigkeit und zum Abthun alles erborgten falschen Flitters. Freund, wie nichtig ist Alles, was ich dir zu sagen habe. Du bist ein Simson und oft wird es heißen: Philister über dir, Simson; aber die Haare deines Hauptes sind strahlende Gedanken, nicht zu fassen von Messer und Scheere. Ich preise mich glücklich, in dem Jahrhunderte zu leben, wo wiederum Erdengötter zu Menschen werden. Gräme dich nicht ob der Lüge, mit der du dich deckest; wenn Götter unter Menschenkindern wandelten, mußten sie die Maske der gewohnten Erscheinung annehmen, eine fremde Gestalt borgen, um sich zu offenbaren. O wie gerne möchte ich dir dienen und dir jeden Tag in anderem Sinne als jener Sklave dem Titus zurufen: Bedenke, wer du bist! erhaben über allen Menschen. O vergiß nicht, sondern beherzige die Worte deines dich in Wahrheit anbetenden

Albert Freihaupt.

P. S. Vergiß nicht, mir die silberne Dose meines seligen Vaters mit den Ringen zu bewahren."

Diese überschwängliche Anrufung, über die sich ein Lächeln nicht unterdrücken ließ, verfehlte doch auch nicht auf Eugen einen erhebenden Eindruck zu machen; er hielt das Schreiben noch vor sich und schaute es an ohne die einzelnen Schriftzüge zu lesen, und nicht die Anrufung, sondern vor Allem der Gedanke, daß wir zur Erklärung unseres Denkens kein Bild gebrauchen sollen, das wir nicht selbst geschaut, beschäftigte ihn noch lange. Ja, das brächte eine tiefe nachhaltige Wirkung hervor, alle Tradition würde abgestreift ... Noch eines war fast wunderbar: aus der genauen Angabe der Stunde, in welcher der Brief abgefaßt war, ergab sich, daß er just damals geschrieben wurde, als Eugen mit Deeger in der Kirche zur Darlegung seines höchsten Strebens sich erhob. Weit hinaus folgte der Blick Eugens dem Fernwandelnden und seine Gedanken wohnten in der Brust, die jetzt auf dem Meere athmet. Da trat Kaidl ein. Eugen zuckte erschreckt zusammen.

Es geht dem geistigen wie dem leiblichen Auge, ist es gespannt im Ueberschauen nach der Ferne, in die ungemessene Weite, so prallt der Beschauer wie getroffen zurück, wenn sich ihm plötzlich ein Gegenstand ganz nahe rückt.

„Was haſt du?“ fragte der eintretende Kaidl den heftig Zuſammenfahrenden.

„Nichts, nichts, ich träumte.“

„Du haſt geſtern beim Baron gegeſſen“ rief Kaidl „da kann ich alſo die Dinte für ihn ſparen, du haſt's geſehen, der Geizkragen frißt mit ſeinen Dienſtboten am ſelben Tiſch, denſelben ſchlechten Fraß, er lebt überhaupt mit dem Volke nicht wie Andere in einer von Tiſch und Bett geſchiedenen Ehe. Mit zwei Worten iſt er geſchildert: er ſchneuzt ſich wie ein Bauer und nimmt dann ein ſeidenes Sacktuch. Dazu iſt er ein Weibermann.“

„Was verſtehſt du darunter?“ fragte Eugen ſichtbar betroffen, indem er Vittore's gedachte.

„Das Frauenzimmer, gebildet und ungebildet, vergöttert ihn; er raucht nicht, er ſchnupft nicht, er ſpielt nicht Karten, geht in kein Wirthshaus und ſchwatzt mit den Weibern die ernſteſten Dinge. Das gefällt ihnen. Ich haſſe ihn aber ſchon als Protektor der Religion.“

„Vielleicht iſt er religiös?“

„Nichts da, er ſtiefelt als engliſirter Deutſcher des Sonntags mit der faſſiangebundenen Andacht unterm Arm in die Kirche, um den Kaffern ein gutes Beiſpiel zu geben.“

„Wenn du ſo frei denkſt, ſollteſt du gerade mehr Haltung bewahren; nichts verunehrt das Prinzip der Freiheit mehr, als wenn ſeine Bekenner ein ungebundenes Weſen zeigen. Es ſollte dahin kommen, daß man, wie jetzt von den herrnhutiſchen Brüdern, von uns ſagen müßte: der Mann iſt ungläubig, ah, dem darf man auf's Wort trauen."

„Du biſt lächerlich. Pfui! Das Leben iſt nicht werth, daß man ſich ſo viele Mühe drum giebt. Mir iſt das Auswandern auch ſchon verleidet. Warſt geſtern Abend beim Kloſemichel? Haſt unſre neueſte Oper, die unheimliche Ehe, aufführen ſehen? Glaub mir, Frieden ſtiften mit leeren Händen hilft von elf bis Mittag. Hunde, die ſich beißen, muß man ſchlagen, und den Menſchen, die Händel haben, muß man Geld in die Hand drücken können, dann iſt Alles gut. Der Kloſemichel iſt nur bös, weil's ihm ſchlimm geht. Juſt neben dem Kloſemichel wohnt der Birebaſche! Die Geſchichte des Hauſes iſt die beſte Rezenſion eurer Leihbibliothekenwelt: die beiden Leute ſind gerichtlich gezwungen worden ſich zu heirathen, ſie hat ihn verklagt, er hat die Kuh mitſammt dem Kalb bekommen, und jetzt leben ſie wie tauſend andere und ſieben

Kinder segnen den Bund, der im Himmel geschlossen wurde. Pfui über die ganze Welt, sie ist aus lauter Lüge und Gewohnheit zusammengeleimt und die ganze gebildete Menschheit blendwerkt ihr Lebelang und geht geschminkt in's Bett und streckt sich mit tugendhaften Schönpflästerchen in's Grab."

Kaidl ging hievon auf die heftigsten Auslassungen über Kirchenthum und Glauben-über und konnte nicht genug derbe Kraftworte finden, um seinen Abscheu auszudrücken. Eugen, dem nichts mehr zuwider war, als der renommirende Atheismus und die burschikosen Großsprechereien, suchte darzuthun, daß es gelte, für den freien Geist neue lebenfassende Formen zu gewinnen. Kaidl stand am offenen Fenster und antwortete nicht, ja er pfiff ein Lied zum Fenster hinaus, als ob er gar nicht hörte, bis er plötzlich in so heftige Ausbrüche über alle unsere Zustände gerieth und dabei die Fäuste ballte und mit mächtiger Stimme so sehr sich in Aerger hineinredete, daß er zu weinen begann.

Eugen sah mitleidsvoll auf den Hocherregten und reichte ihm still die Hand.

„Lipp, komm 'rauf," rief jetzt Kaidl auf die Straße hinaus und sagte dann zu Eugen gewendet: „Ich will dir noch einen Menschen

vererben. Der Bursche will sich nicht umbringen und da mußt du ihm verhelfen, weiter zu leben: die rettenden Thaten der frommen Spitzkugeln haben ihm den Arm zerschossen, und die Civilisation hat ihn amputirt und am Leben erhalten. Komm herein Reichsverfassungskrüppel."

Ein einarmiger junger Mann mit röthlichem Barte trat in das Zimmer und grüßte Eugen militärisch, indem er seine eine Hand an das entblößte Haupt legte.

„Ich halt' mein Versprechen Lipp," fuhr Kaidl fort, „der Herr Lehrer wird für dich sorgen, er wird an seine Gönner in der Hauptstadt schreiben, daß sie einen Wohlthätigkeitsball für den Reichskrüppel geben. Sei lustig Lipp! Sie tanzen für dich."

Eugen konnte nicht umhin, Kaidl seinen Unmuth über die Art auszusprechen, wie er ihm Verpflichtungen aufhalse, er versprach indeß dem Reichskrüppel alle nur mögliche Unterstützung. Immer schwerer empfand er, was es heißt, mit leeren Händen Menschen helfen zu wollen. Er nahm den Lipp mit in die Wirthsstube und ließ ihm dort etwas zu essen geben. Der Sonnenwirth, der sich anheischig gemacht hatte, für Eugen seine Schuld an Kaidl zu bezahlen, schüttelte über

dieſe Freigebigkeit bedenklich den Kopf. Das ging Eugen wie ein ſcharfer Schnitt durch die Seele, er legte die Hand auf den Brief in der Bruſttaſche und dachte in ſich hinein: Du kannſt doch nicht ermeſſen, was zu ertragen iſt.

Siebzehntes Kapitel.

Bartelmä brachte Heiterkeit über Eugen, er kam mit einer Fuhre von vier großen Kisten und der Sonnenwirth ward freundlicher, als er der vielen Habe Eugens ansichtig wurde. Nun räumte Kaidl ein Zimmer im Schulhause und Eugen hatte den Tag über vollauf zu thun Alles auszupacken; er mußte sich oft besinnen, wer er sei, da er hier auch äußerlich das Erbe eines fremden Menschen antrat. Zu seinem Leidwesen bemerkte er, daß er durch den voreiligen Ankauf bei Kaidl jetzt zwei Klaviere und Betten und von vielen Büchern Dubletten besaß. Bartelmä war bei der Hülfeleistung guter Laune.

„In dem Bett darf ein Graf schlafen," sagte er einmal und Eugen mußte ihm scharf zunicken, denn Kaidl ging mustern aus und ein; Bartelmä blieb stumm, bis sich Kaidl endlich ganz entfernte, dann brach er los:

„Hab gemeint, so eine Revolution verändert die ganze Welt und noch drei Dörfer und jetzt schlafen die Leute wieder in ihren alten Betten,

war nichts als eine Paukerei, am andern Tag büffelt man wieder und trinkt sein Quantum Stoff. War doch ein herrlich Leben! Das Bier gut und stets eine gesattelte Lokomotive im Stall, landauf, landab, ist aber doch nicht so vergnüglich, wie eine offene Kalesche mit zwei Schimmeln, wo man nur mit der Zunge schnalzt und brr! rennt's auf der offenen Landstraße dahin. Requisition ist die schönste Erfindung der Welt, kostet wer's zahlt. Ich meine immer, es sei Alles nur Spaß und der Kronenwirth drunten in der Hauptstadt nimmt's nicht so ernst, aber die Kameraden, die erschossen sind und die Flüchtigen gemahnen doch, daß es anders ist. Bin noch immer wie eine Fliege, die aus der Buttermilch kommt, schad't nichts. Hör einmal, Bruder, verschreib mir deine Sachen da; wenn sie dich fangen, nehmen sie Alles für Prozeßkosten."

Eugen hörte kaum den lustigen Schelm, denn er hatte sich in dieses und jenes Buch vertieft, er blätterte in Dinter's Unterredungen über den Katechismus und in anderem und sah, daß man immer mehr darauf hinarbeitet, einen Beruf, der wesentlich Naturgabe sein muß, in erlernbare Fertigkeit umzuwandeln. Er wendete sich zu

anderm und hörte eben jetzt die Stimme Fichte's in ſeinen Reden an die deutſche Nation; erſt als Bartelmä ihm auf die Schulter klopfte und ſagte:

„Du haſt zwei gerichtete Betten, du mußt jetzt heirathen," erwachte Eugen wie aus einem Traume, er ſchaute ſich um, da hörte man plötzlich das klirrende Anſtellen eines Gewehres, die Thüre öffnete ſich und in ſtarrem Schreck erblickten die beiden dort einen Gendarmen.

„Sie ſollen mit mir kommen, Herr Lehrer," ſagte der Gendarm.

Eugen ſtand ſprachlos. Sollten ihn die Häſcher auf der Schwelle des neuen Daſeins ſchon erreichen? Wer hatte ihn verrathen? Bartelmä gewann aus ſeinem Schreck bälder die Sprache. „Was giebt's?" fragte er. Der Arm der Gerechtigkeit wußte aber nichts weiter als ſeinen Auftrag. Bartelmä wollte Eugen etwas in's Ohr flüſtern, aber dieſer ſagte mit ruhiger Faſſung: „Bartelmä, er bleibt hier, er geht nicht von der Stelle und ſpricht mit keinem Menſchen, bis ich wiederkomme."

Eugen fürchtete nicht mit Unrecht ein fahrläſſiges Wort Bartelmä's, der in ſeiner Angſt Alles verrathen konnte, wo vielleicht die Gefahr

noch abzuwenden war. Bartelmä ſchaute verwundert durch das Fenſter Eugen nach, der ſichern Schrittes und in ſtolzer Haltung mit ſeinem Geleite das Dorf hinaufging. Eugen war ſich nur des Einen bewußt, daß er ſein Schickſal mit Würde vertreten wolle; jeder Nerv in ihm ſpannte ſich. Am Rathhauſe aber, von wo man großen Lärm hörte, verließ der Scharwächter plötzlich unſern Freund und dieſer ſchaute ſich und die Welt verwundert an; er hatte ſich von einer Einbildung peinigen laſſen. Als Kronauer auf ihn zukam und ihn fragte, ob er das Rathsſchreiberamt bei der Gemeinde übernehmen könne, antwortete er nicht, es ſtand jetzt lebendig vor ihm, wie er zwiſchen Schwertſpitzen ſich hindurch zu bewegen hätte.

„Warum hat man mir einen Gendarmen geſchickt?“ fragte er.

„Das hat unſer fauler Dorfſchüz gethan,“ erwiederte Kronauer, „der glaubt, nicht vom Flecke zu dürfen, wühlen zu müſſen, damit er einen Meiſter nach ſeinem Geſchmack bekomme.“ Er erklärte nun Eugen, daß falls er in dem Geſchäftsgang noch unerfahren ſei, er ihm Anleitung dazu geben wolle, es handle ſich nur noch um ſeine Einwilligung, dann bekäme der Züberfranz das

Mehr und Eugen werde mit seinem Schultheiß gewiß zufrieden sein. Kronauer erklärte noch, wie zu den traurigsten Folgen der neuen Knechtschaft gehöre, daß keiner der Angesehenern und Reicheren aus Ekel an den Hudeleien von oben die Stelle annehmen wolle, und wenn man den Zuberfranz nicht bekäme, würde das Mehr dem übelberufenen Krämer Maier im untern Dorf zufallen; es sei überdieß ein schöner Sieg, wenn man dem armen Manne die Stelle verschaffe.

Es hätte nicht so vieler Zureden bedurft, Eugen willigte mit Freuden ein. Er trat nun in die Rathsstube, wo der Amtmann tagte, gab seine Einwilligung, eilte zu Bartelmä zurück und verkündete ihm was vorging. Die alte Haut wußte sich vor Freude fast gar nicht zu fassen und Eugen hatte Noth, sich von den Umarmungen Bartelmä's loszumachen. Als er wieder in die Rathsstube kam, hörte er die Rede Kronauers, der betheuerte, daß kein anderer Grund ihn zur Ablehnung bestimme, als seine Allen bekannten traurigen Familienverhältnisse; er empfahl nochmals in warmen Worten den Zuberfranz und dieser wurde nun auch gewählt und mit Eugen zugleich vom Amtmann feierlich beeidigt.

In der Narbe an der rechten Hand Eugens zuckten Pulse, als er sie zum Gelöbniß darreichte.

So war nun auch Eugen in die Regierung des Dorfes eingetreten, bälder als er geahnt hatte.

Achtzehntes Kapitel.

In der Einordnung seiner Habe, in der Uebung auf der Orgel, so wie in der Einsichtnahme von den Obliegenheiten seines neuen Amtes war Eugen so vollauf beschäftigt, daß er von dem andern Leben im Dorfe gar nichts wußte. Die Erinnerung an die Erzählung Vittore's tauchte nur manchmal auf wie ein verschleierter Traum und von den Vorkehrungen der Auswanderer im Dorfe erfuhr er fast gar nichts. Er hatte es vergessen, daß er einen solchen Wunsch geäußert, als Kaidl am Samstag Abend mit der Erfüllung desselben kam und ihm die versprochenen Aufzeichnungen brachte, er hatte ihnen den Titel gegeben: „Der Straßenspiegel von Erlenmoos, oder das Kaffernbuch. Ein Vermächtniß von Alexander Kaidl." Es verdroß Kaidl sehr, daß Eugen nicht mehr Aufhebens davon machte, sondern es ruhig in die Tasche steckte. Eugen mußte versprechen, ihm andern Morgens, da er „abflattern" wollte, noch ein Stück Weges das Geleit zu geben.

Als kaum der Tag anbrach, herrschte schon lebendiges Treiben im Dorfe, Wagen waren mit den angestrichenen Kisten bepackt, in allen Häusern war man wach, Männer und Frauen, Bursche und Mädchen gingen von einem zum andern und Thränen standen überall in den Augen. Endlich waren die Wagen bespannt und ein großer Zug bewegte sich das Dorf hinaus, alte Leute wurden mit Zipfelmützen in den Fenstern sichtbar und riefen nach: „Glück zu!“ Einige Burschen wollten das Heckerlied anstimmen, aber sie wurden zur Stille verwiesen und lautes Schluchzen wurde hörbar. Vittore stand mit ihrem Manne am Gartenzaun, sie küßten die Schulmeisterin, die vor Schmerz kaum mehr gehen konnte, und gaben den andern die Hand. Eugen ging mit Kathi und Barbara, die Kinder gingen Hand in Hand hinter ihnen. Kathi, der seinen berühmten Büchsenranzen umgehängt hatte, wanderte schnell, er sprach fast kein Wort, nur einmal sagte er halb in sich: „Das Einzige, was mich schon jetzt an Amerika ärgert, ist, daß sie sich auch dort so viel mit Pfaffen und Kirchen zu thun machen. Neun und neunzig Hundertstel der Menschen hat nicht mehr, daß ein christlicher Rest sie anbetet.“ Der Zug glich fast einem

Leichenbegangniſſe, denn dieſe Menſchen ſchieden auf ewig von einander.

Als man auf der Höhe angekommen war, dort an jenem geſtützten Apfelbaume, wo Eugen vor wenigen Tagen geſeſſen hatte, warf Raidl die brennende Cigarre weg und rief mit mächtiger Stimme: „Halt!“ Alles ſtand ſtill. Raidl ſtellte ſich auf die Erhöhung an dem Baume und ſprach:

„Hier, ihr Bruder und Freunde, hier iſt eure Gemarkung, hier laßt uns Abſchied nehmen. Hört noch einmal meine Worte, ſie ſollen euren Seelen die Hand reichen auf ewig. Deine Führer, o deutſches Volk, ſind vertrieben; du mauſerſt dich deutſcher Adler, deine Schwungfedern ſind dir ausgeriſſen. Laß ſtärkere nachwachſen. Fluch der Wehmuth! Vergeſſet nicht, was uns forttreibt, wer uns forttreibt. Fluch ihnen! Ich ſcheide auf ewig. Was kann ich euch anderes verkünden wollen als die Wahrheit? Darum was ich euch ſage, laſſet in euer Herz flammen und in das eurer Kinder. Geſchrieben ſteht: einſt im ewigen Frieden werden ſich die Schwerter in Pflugſcharen verwandeln — ich aber ſage euch: bevor das geſchieht, müſſen die Pflugſcharen zu Schwertern werden, dann wird der Feind vertilgt ſein! Gehet

hinein zu eurem Pfarrer, dieses Wort des Propheten Jesaias wird er euch nicht verkünden, denn es heißt: Die, so das Getraide einsammeln, sollen es auch essen, und die den Wein einbringen, sollen ihn trinken, sie sollen nicht umsonst arbeiten, noch unglückliche Geburt gebaren. O Deutschland! Deine Nachtwächter, deine rechnungtragenden Packesel werden dir das Gegentheil verleiern; ich aber sage euch: Noch lange, bis Alles geschlichtet ist, gilt der Ruf: Unruhe ist die erste Bürgerpflicht! Wenn wiederum die Würfel rollen, müßt ihr zweimal drei Hundstagen werfen, dann ist das Spiel gewonnen. Vertilgen, bis auf's letzte Glied ausrotten müßt ihr — "

„Ruhe! Du bist unser Gefangener," riefen plötzlich sechs Gendarmen, die mit angelegten Gewehren aus dem Wald hervorbrachen. Ein Tumult entstand, die Gendarmen waren unversehens von einer großen Menge umringt, die Weiber heulten, die Kinder schrieen, sterben wollten die Burschen alle, aber Raidl nicht gefangen nehmen lassen. Eugen beschwor Alle Ruhe zu geben und es gelang ihm, die Gendarmen dahin zu bewegen, daß sie Raidl freigaben, wenn er nicht weiter rede. Mit den Worten: „Gut Nacht Deutschland, schlaf wohl, das sind deine Cherubim, die

über dich wachen," ſtieg Raidl auf den Wagen, er ſagte noch ſchnell zu Bartelmä:

„Mich hat nur der Fragſamenhandler verrathen, ich hab es Niemanden geſagt, daß ich hier reden will, als ihm. Nimm dich in Acht, der kann ein Spion ſein."

„Und wenn er zwölf Leben hat, ſchlag ich ihn dreizehnmal todt," entgegnete Bartelmä. Der Wagen fuhr raſch davon, alle anderen folgten mit dem tumultariſch Aufgeſtiegenen. Eugen ging mit Bartelmä nach Hauſe, ihm brannte der Kopf vor ſolcher Aufregung am frühen Morgen nach Tagen voll ſchwerer innerer Arbeit.

„Der Raidl iſt doch ein ganzer Kerl," ſagte Bartelmä, „er hätte groß werden können, er iſt ein echter Volkommn."

„Was nennſt denn du Volk?"

„Alles was geſchmierte Stiefel trägt und traumlos ſchlaft."

„Iſt auch eine Definition," entgegnete Eugen lächelnd. „Ich denke auch beſſer von Raidl als die Anderen. Im gewöhnlichen Leben ſpricht er zu nachdrucksvoll und verfehlt darum den Eindruck, er überbaut ſich wie beim Fechten und trifft die Luft und fällt faſt ſelbſt um. Der Raidl hätte Großes wirken können, aber weil er ſich

im Worte übernimmt, ist er hoh, daß er ganz abblitzt und die Halblinge ihm gegenüber als gescheit dastehen. Was sagst du aber zu Kaidl's Volksverachtung?"

„Ist just nicht nöthig, schadet aber auch nicht. Ist oft besser als zu viel Liebe, wie du sie hast."

„Ich? wie meinst du?"

„Du hast beim Herausgehen die Bittere so angesehen, daß ich fast fürcht', du gehst mir in's Gau."

„Dir? du hast ja Bekanntschaft mit dem Käthcrle, das hab ich am ersten Tag gesehen, wie der Hund zwischen dir und ihr hin und her gelaufen ist."

„Ich will's nicht laugnen mit dem Käthcrle, aber die Bittere möcht ich heirathen; ich war ein schöner Müller und der Bittere gehört ein echter Freiheitsmann, sie hat mehr gethan als wir Alle."

„Wie das?"

„Ein Mädchen, das als die schönste im schönsten Putz glänzen kann und nicht mag, thut mehr als alle Heldenthaten. Vor drei Jahren haben unsre Kammerherren, die Landstände, darauf angetragen, die Fürstin soll nicht immer in fremde Bäder reisen und das Geld außer Landes ver-

ſchleppen, und weil ſie Geld bewilligt haben zur neuen Quellenfaſſung im Hubelbad, jetzt Aurorenbad genannt, zwei Stunden von hier, iſt die Fürſtin dahin gegangen und hat den Sauerling getrunken, und hat zu ewigem Heil der Menſchheit verordnet, daß die Bademuſik alle Morgen mit einem Choral anfangen muß und nicht mit einem Hopſer oder Walzer. Wo eine von den ſittſamen Prinzeſſinnen zu ſitzen geruht hatte, ſind jetzt Waldblößen und da iſt ein landesfarbiger Pfahl mit einem Täfelchen aufgeklebt, darauf geſchrieben ſteht: das iſt die Feckerenhöhe und das die Louiſenruhe und das der Mathildenbuckel. Der Amtmann von St. hat der Fürſtin eine beſondere Huldigung machen wollen und hat zu ihrem Namenstage einen Zug von Bauern und Bäuerinnen in den verſchiedenen Trachten veranſtaltet, natürlich Alte fein ſauber und weihgenaht, mit idylliſchen Zufriedenheitsbacken in den heiteren Sonntagsgeſichtern. Das war ein ſchönes Geſchäft für ihn, auf die Beſchau herumzureiſen und ſich die ſchönſten auszuſuchen und ihnen Bänder und allerlei Flitter zu ſchenken. Die Bäuerin hat er auf dem Rathhauſe auserwählt, daß ſie die Anführerin ſein und einen Kranz überreichen und ein Gedicht in Bauernkleidern,

ich meine im Dialekte, sprechen soll. Meine Vittore sagt aber frischweg: Nein, ich will nicht. Sag ehrlich, ist das nicht mehr als wir Alle gethan haben? Drum heirath ich sie auch, auf Einer Seit ist's schon richtig."

„Kannst du mir nicht angeben," fragte Eugen, „wer der Bernhard von Trenzlingen ist?"

„So? Weißt auch schon von dem? Das ist mit uns beiden der dritte Prinz, der um die Vittore freit; er ist ein Prachtbursch, ein Doktor, versteh mich recht, ein Mühlendoktor. Der Bernhard ist ein echter Prinz, denn sein Vater ist der Waldkönig von Trenzlingen da drüben, der Flötzer trinkt dir seine zwölf Schoppen auf Einem Fleck und macht die Nagelprob so gut wie ein anderer König; er ist der reichste Waldbesitzer und Holzhändler und hat sechs dreigebissige Sägemühlen, die kauen ihm die Bäume zu Brettern. Der Bernhard war ein Jahr in der polytechnischen Schule und hat seines Vaters Mühlen neu hergerichtet, er kommt, wie ich höre, nächsten Winter auf länger hierher, um dem Bachmüller ein Turbinenrad in sein Klapperwerk einzurichten. Der Bernhard verarbeitet zu seinen Rädern nur Kernholz. Und ein hübscher Bursch ist der Bernhard auch. Wir Alle, wenn wir einen ganzen Bart

haben, ſehen doch nur aus wie unraſirte Menſchen, der Bernhard hat wie Simſon nie ein Meſſer in's Geſicht gebracht. Einer von uns muß die Bittere holen, eh wir vom Bernhard geradert werden. Ich bitt dich, thu mir den Gefallen und laß' ſie mir. Der Mühlbach hat Prachtforellen, die ſchmecken wie fleiſchgewordener Waldbach, aber die prachtigſte iſt doch meine Bittere und mit leerer Hand ſo ſchwer zu fangen wie eine Forelle, wenn man ſie nicht gleich beim Kopf kriegt. Meine Bittere, ja, die iſt ein Kernmadle, die hat ein paar Backen, denen ſieht man's an, daß ſie ſchnalzen, wenn man ſie kneift."

Dieſe Erzahlung, die Bartelmä behaglich ausſpann, gab Eugen wieder ſo viel Ruhe, daß der Larm des Morgens faſt ganz verklungen war. Er bedurfte dieſer Ruhe wohl auf dem Empor an der Orgel. Er hatte erwartet, der Pfarrer würde einen Nachruf an die Ausgewanderten ſprechen; dafür kam eine Huldigungspredigt für den wegen der Ernte in der Mitte der Woche hier nicht gefeierten Geburtstag des Fürſten. Sprüch. Salom. Capitel 16 V. 8:

„Fürchte Gott mein Sohn und den König und laß dich nicht mit Aufrührern ein," war der Text, den nach herkömmlicher Weiſe für

diesen Tag der Fürst selber ausgewählt hatte, aus derselben Bibel, aus welcher Kaidl auf offenem Felde einen andern Spruch verkündet hatte.

Eugen hatte gehofft, daß er mindestens in der Nachmittagskirche der Gemeinde feierlich vorgestellt würde, er täuschte sich auch hierin. Nach dem Gottesdienste ließ ihn der Pfarrer rufen und sagte ihm, er solle morgen allein die Schule beginnen, er reise noch heute zu dem ausgeschriebenen Kirchentage. —

In dem Wirthshause zur Sonne lernte Eugen jetzt zum Erstenmal in friedlicher Weise den Gemeinderath und die angesehensten Bauern des Dorfes kennen. Es schien ihm jetzt, daß er ehrerbietiger behandelt wurde als bei den ersten Begegnungen, er deutete solches dahin, daß man die entsprechende Achtung einem nun selbst verliehenen Amte zollte. Der neuerwählte Schultheiß ließ sich nicht dazu bewegen, einen Freitrunk für seine Wahl zu setzen und schien vorerst seine Würde darin zu behaupten, daß er fast gar nicht sprach und sich still das Kinn streichelte. Man redete von den Auswanderten, aber von einer gemüthlichen Beziehung zu ihnen, die nun abgerissen war, ließ sich nichts ersehen; die Aecker,

die man von den Abgeschiedenen gekauft hatte, und wie dieser und jener Dünger genug haben und die Zieler bezahlen wolle, war Hauptgegenstand des Gesprächs. Die Rede Raidl's, die zwischen hinein erwähnt wurde, ward rasch übergangen und so oft das Gespräch an Staatsangelegenheiten streifte, brach man plötzlich ab. Es hatte sich hier offenbar eine Verschüchterung und ein Mißmuth festgesetzt. Eugen, der von dem Drange geleitet wurde, seine Ueberzeugungen überallhin auszuspenden, sich selber jedem klar zu machen und zugleich einen Jeden aus seinem innersten Wesen zu erforschen, warf manchmal einzelne Bemerkungen hin, aber sie schienen wie Stimmen aus einer fremden Welt aufgenommen zu werden, und er selber erschien sich wie aus fremder Welt kommend. Er hatte sich's leicht und lehrreich gedacht, die Menschen aus freier Höhe, gleichsam naturforschend zu betrachten und ihnen zugleich lebendig theilnehmend beizustehen; jetzt wurde er gewahr, daß nur ein flüchtig Reisender die wandelnden Menschenerscheinungen und ihre Besonderheiten als psychologische Präparate ansehen mag. Wer die Welt sein eigen nennen will, muß ihr ganz angehören und alle stolzen Hochburgen,

die den Rückzug decken können, abbrechen. Es gilt die That, die alle Lebenskraft aufbrennende, und nicht ein vom geborgenen Daſein ſich ablöſendes Wort . . .

Mitten unter den Geſprächen über Alltägliches hatte ſich Eugen hinausgeſchwungen in's Weite und ſtellte ſich in die Reihe aller Derer, die ihr Leben ihren Mitmenſchen opferten.

Als er ſich jetzt zum Weggehen anſchickte, ſagte der Bachmüller: „Ihr ſehet aus, als ob ihr Heimweh habet.“

„Ja wohl Heimweh,“ erwiederte Eugen, er konnte nicht ſagen, welches er empfand.

Ueber'm Schulhauſe und auf der Kirche ſammelten ſich die Schwalben in großen Schwärmen zum Wanderfluge. Eugen ſah ihnen eine Weile zu, dann ging er hinein in ſeine Siedelei, die er ſich mitten unter den Menſchen erobert hatte.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Mannheim.
Schnellpreſſen-Druck von Heinrich Hegrefe.

Neues Leben.

Eine Erzählung

von

Berthold Auerbach.

Zweiter Band.

Mannheim.
Verlag von Friedrich Bassermann.
1852.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Drittes Buch.

Stadt...
MÜNCHEN

Erſtes Kapitel.

Am Abend vor der Schlacht Kriegskunſt und Kriegsgeſchichte nachleſen und ſich einprägen, das erſcheint lächerlich, und doch, wer nicht beten, nicht zu einem unbegriffenen Weſen außer ihm ſprechen kann, findet in feſtſtehenden Thatſachen am füglichſten die Sammlung in ſich und damit ein Hinausheben über die augenblickliche innere Bewegung, das ja auch als ein weſentlicher Zweck alles Gebetes gilt. Hier ſtehen die Geſetze, innerhalb deren Schranken du dich bewegen und halten mußt, hier ſtehen die vergangenen Thaten der Sieger und Beſiegten — und was du unternimmſt, wozu erſt die muthige Kraft die Hand ausſtreckt, wird vor deinem Auge zur abgethanen kalten Nothwendigkeit; du haſt im Heute das Morgen erobert und kommt der Morgen, friſch auf! dein Geiſt ſteht ſchon jenſeits am Abend und auf der Zinne des Baues, zu dem du erſt den Grundſtein legeſt.

So war Eugen am Sonntag Abend einſam in ſeiner Schulwohnung und durchwandelte die

Stube, bis er ſich endlich ruhig ſetzte und ein Buch ergriff, es war das Leben Peſtalozzi's. Mit Begierde durchlas er die Schickſale des werkthätigen Jüngers Rouſſeau's und empfand dabei nichts von jener Wehmuth, die einſt Oeger um ihn ausgeſprochen, indem er Eugen bedauerte, daß er nie ein Weſen finden werde, das er vollkommen und in allen Beziehungen verehre; er konnte das Hohe erkennen, rein empfinden, ohne ſich die Gebrechen zu verleugnen, die Jeglichem anhaften. Der Zuruf Peſtalozzi's an ſich ſelbſt: „Ich will Schulmeiſter werden," ward für Eugen ein aus eigenem Herzen entſprungenes Wort. Die Selbſtanklagen, die der haſtig ergriffene Meiſter der neuen Erziehungskunſt ausſprach, mußten betrüben und Eugen erkannte mit Befriedigung, wie die Grundſätze des Meiſters ſchon dermaßen Gemeingut und Lebensluft der neuen Zeit geworden, daß ſelbſt er, der dieſem Bereiche ſo fern geſtanden war, den entwickelnderziehenden Unterricht im Gegenſatze zu dem dogmatiſchen blos lehrenden als unumſtößliche Wahrheit kannte. Freilich war mit der Erkenntniß des Grundſatzes die Methode noch nicht gewonnen, die erſt mühſam erworben werden mußte. Das aber ſtand auch feſt, daß hier wie in allem Echten,

in aller Kunst besonders, das Beste und Wesentliche nicht gelernt und gelehrt, sondern nur aus sich geübt werden konnte. Der Meister war sich seines Widerspruches mit allem Kirchenthume, mit allem Ueberkommenen, nicht vollauf inne geworden und Eugen sah hinein in die Kämpfe, die bewußt und unbewußt gegen den natürlich entwickelnden Unterricht sich auftun müssen; denn statt Wahrheiten zu geben, Offenbarungen verkünden, lief ja Alles darauf hinaus, die Kinder die Wahrheiten finden zu machen und sich selbst zu offenbaren. Eugen war so froh erhellt, daß er, als Mitternacht vorüber war, nach einem neuen Buche griff; es waren Fichte's tapfere Reden an die deutsche Nation. Solcher Geisterbesuch in still einsamer Nacht erweckt das Leben zu frischer Schnellkraft und wohl den Menschen, die den Geistern, die da umgehen bei Tag und bei Nacht, Rede stehen, um sie zu erlösen durch Bethätigung ihrer noch schattenwandelnden Gedanken.

Den Anforderungen Fichte's, daß man die Kinder den Eltern entnehme und in National-Erziehungshäusern für die Gemeinsamkeit bilde, konnte Eugen — dem die Individualität über Alles galt — nicht sich unterordnen, und doch

ſah er hierin und in der Vereinigung mit dem familienhaften Grundſatze Peſtalozzi's die Pfahlwurzel wie die ſich weithin ausäſtelnden am Baume des neuen Menſchenlebens. Was Fichte in der umfaſſendſten und reinſten Bedeutung des Wortes als letztes Ziel der Menſchenerziehung hingeſtellt: die „Mündigkeit," das iſt der Granitkern alles geſunden Staats- und Völkerlebens. Ein frohmuthiges Geſchlecht ſtieg vor dem nächtlichen Denker herauf, durchädert von den zarteſten Familienregungen und gefeſtigt von der ſtählernen Kraft des Gemeinſinns, Eugen ſah es lebendig wie eine glänzende Schaar heranziehen und ihm vorauf leuchtete das Zwiegeſtirn der Männer, die es gelehrt hatten, die Welt aus ſich ſelbſt zu ſchaffen.

Endlich mußte ſich Eugen die ſo nöthige Ruhe gewähren. Draußen auf der Straße ſang eben der Nachtwächter:

Hört ihr Herren, laßt euch ſagen,
Unſre Gleck hat Zwei geſchlagen,
Zwei Wege hat der Menſch vor ſich:
Herr den rechten führe mich!

Menſchenwachen kann nichts nützen,
Gott wird wachen, Gott wird ſchützen,
Er durch ſeine große Macht
Geb uns eine gute Nacht.

Dieſer einſame Zuruf aus nachtiger Stille drang Eugen an's Herz, wie gerne hätte er ſich kindlich anſchmiegend in den ausgebreiteten warmen Mantel gläubiger Ergebung gehüllt, aber er konnte nicht, durfte nicht laſſen von dem ſchmerzvollen Ringen, die Welt aus ſich zu ſchaffen und zu bilden.

Tapfrer Fichte und ihr Philoſophen Alle, ihr habt Syſteme auf Syſteme gethürmt und der Volksgeiſt weiß nichts davon, er hält ſich an ſeine gewohnten Weiſen. Wird die Nation immerdar geſpalten bleiben und das Licht der beſten Geiſter nur die Höhen überglänzen und nicht auch die Niederungen durchleuchten? . . . Noch im Traume wiegten ſich die Gedanken Eugens auf den hochgehenden Wellen und mitten im ſelbſtvergeſſenden Schlafe war es ihm, als ob ein leuchtendes Wort wie ein Schildſpruch ſich ihm gegenüber ſtellte und ſich ſelbſt ſprache. Als er erwachte, wollte er aus dem Grunde der Traumwellen das Wort herausgraben, er fand nichts als das einfache Wort: „Entwickeln," und doch war's ihm, als hätte er's bisher noch nicht gekannt.

Es geſchieht erregten Gemüthern leicht, daß ſie dem in Dunkel Gehüllten quälerisch nach-

ſpüren, und oft iſt das, was im Finſtern ein glänzendes Meteor, eine ſchimmernde Empfindung ſchien, am hellen Tage nichts als ein Stück leuchtendes Holz, das man in der Hand hält.

Es tagte. Eugen ging hinaus um die erſten Sonnenſtrahlen zu grüßen und noch höher als der Geiſtergruß in der Nacht ſeine Bruſt ſchwellte, hob ſie ſich jetzt im friſchen Hauche des jungen Tages. Der volle Mond ſtand noch im Weſten, man meinte unſerm Planeten näher, er war gelblich angehaucht, wie ſich im Oſten ein breiter gelber Streif zwiſchen Wolken als Herannahen des Morgens kundgab; die Sperlinge auf den Bäumen in den Dorfgärten zwitſcherten in tollem Lärm, auf den ſchon roſtfarbenen Zweigen der Weide am Bach ließ ein Goldammer ſeine Töne erklingen, ſonſt war Alles ſtill als wollte es die beginnende Herbſtruhe der Erde nicht ſtören. Eugen gehörte gewiß nicht zu den baumverehrenden Menſchenverächtern und dennoch konnte er ſich einer gewiſſen Wehmuth, die aus dem Herbſtesnahen ſprach, nicht erwehren; aber er richtete ſich bald wieder auf in dem Gedanken, daß er den Menſchen vor Allem angehören müſſe.

Eine wonneſelige Luſt kam über den Wandernden, der durch die Felder ſtreifte, in deren

Furche da und dort umgelegte Pflüge wie ſchlafend lagen, und jetzt fand er plötzlich das Traumwort, das er in ſeiner Behauſung vergebens geſucht hatte. „Untergrundpflug, ja das iſt's, es muß neuer Grund an die nährende Oberfläche, der ſogenannte wilde Boden, der unter der Schichte der Ackerkrume liegt, muß bedachtſam aufgepflügt werden; dorthin ſchicken die Pflanzen und Bäume, die das Jahr überdauern, ihre Wurzeln.“ Still friedlich wanderte er dahin. Die Stieglitze pickten luſtig an den Diſtelköpfen und die Staare, die ſich jetzt ſchon in großen Flügen ſammelten, verſpeiſten ruhig, was ſie in den gelockerten Furchen fanden und flogen vor dem Wanderer kaum auf, als wüßten ſie, daß 'er nicht ihr Störer ſein wolle. Eugen war's als hätte ſich ſein ganzes Weſen in friſche Morgenluft aufgelöſt, und mit der Ruhe, die ihn durchſtrömte, ſagte er ſich, daß ſein Beruf keiner aufregenden Anſpannung bedürfe; war ja keine That zu vollbringen, die das Einſetzen der ganzen Daſeinskraft in Einer Stunde erforderte, es galt keine That, ſondern viele Thätigkeiten. Gleichmuth war Alles und dieſen gelobte er ſich. Mit erheitertem Sinnen gedachte er des Ausdrucks „klein Geld,“ in dem Deeger den Mangel des Idealismus bezeichnet hatte.

Die Kirchenglocke grüßte jetzt den neuen Tag und mälig wurde es lebendig auf den Feldern, hier wurde zu schneiden begonnen, dort wurde Dünger ausgeführt und dort gepflügt, die Menschen arbeiteten für ihre Erde.

Eugen sah an einer Feldblume am Wege zwei weiße Schmetterlinge mit zusammengeklappten Flügeln wie Blumenblätter hangen . . . es ist nicht des Menschen Geschick, so still vergessen am Leben zu haften, sein Blick grüßte die weite Ferne.

Ein Ackersmann kam eben mit seinem Pfluge und zog die erste Furche mitten durch ein Feld, in welchem schimmernde Spinnfaden sich von Stoppel zu Stoppel gezogen hatten; er begann nicht am Marksteine, wo ihm das Nachbarfeld hatte Richtung geben können, sondern nach einem schnellen Blicke in der Mitte. Wer seiner festen sichern Hand am Pfluge und des stetigen Ganges der Pferde gewiß ist, verfehlt die gerade Linie nicht.

Der Reif auf den Gräsern am Wege verwandelte sich in Thau und glitzerte hell.

Die Begegnenden dankten Eugen's Gruße freundlich, und als er sich auf den Heimweg machte, traf er Bittore, die mit der Haue zum Kartoffelhacken in's Feld ging.

„Ich wünsch' viel Glück zum heutigen Schulanfang," sagte sie; sie war die Einzige, die von Allen daran gedacht hatte.

Der Goldammer auf der Bachweide sang bei der Heimkehr noch auf derselben Stelle gleichmäßig wie beim Ausgange. Die Natur um uns her will und kennt nichts von unseren innersten Herzensbewegungen; der Mensch ist der Genosse des Menschen und das Wort sein Erlöser.

Zweites Kapitel.

Als die Glocke zur ersten Schulstunde lautete, bebten die Töne in Eugens Herzen nach. Er saß allein in seiner Stube. Er war zweifelhaft gewesen, ob er die Kinder im Schulzimmer erwarten solle oder sie erst sich sammeln und ordnen ließe, er hatte letzteres gewählt und hörte nun neben sich schnattern und lärmen, weinen und lachen.

Endlich trat er ein. Eine feierliche Stille herrschte.

„Willkommen ihr lieben Kinder!“ rief er, sie überschauend, mit offenem Munde glotzten ihn Alle an und nur einige Mädchen blickten scheu auf die Bank vor ihnen.

„Wie sagt man, wenn man Jemanden grüßt?“ fragte Eugen.

„Grüß Gott“ antwortete ein Knabe mit einer Hasenscharte, sogenannten Hasenmaul, der in der ersten Bank saß.

„Und ihr Alle, wie sagt ihr?“ fragte Eugen wieder.

„Grüß Gott! Grüß Gott!“ rief es nun von allen Seiten, ſie wollten gar nicht damit aufhören. Als Eugen ſie bedeutete, es ſei jetzt genug, folgte noch ein Kichern und Piſpern und ein Aufſchrei einzelner Geſtoßenen.

Eugen faßte die Hand des erſten Knaben und des erſten Mädchens und ſagte dann:

„Stehet Alle auf. Jedes reiche dem Nachbar hüben und drüben die Hand.“

Mancherlei Hin- und Herfragen, mancherlei Unordnung und Unfug gab es noch bis das Befohlene bewerkſtelligt war; Eugen fing ſchon an dieſes Vorhaben zu bereuen, aber der erſte Schritt durfte nicht gleich wieder rückgängig gemacht werden. Hand in Hand ſtanden die Kinder und Eugen ſagte feierlich: „Kinder! Wie ich hier die Hand dieſer Beiden halte und eure Hand wiederum ſie faßt, ſo halte ich euch Alle. Sagt: Habt ihr den lieb, der euch lieb hat?“

„Ja!“ erſcholl es laut und lang.

„Nun denn, ſo werden wir gut miteinander auskommen. Tüchtig lernen und luſtig ſein, ſo wollen wir's halten.“

Es iſt leichter, ſolch eine ungewöhnliche Szene anordnen, als ſie wieder auflöſen, das erfuhr Eugen; denn es zeigte ſich offenbar, daß

die Kinder nicht wußten, was das sein und wo das hinaus solle. Eugen sagte daher schnell zu dem Knaben, den er an der Hand gehalten: „Bete vor.“

„Welches Gebet?“

„Welches du willst.“

Während die Kinder die gefalteten Hände auf die Tische vor sich gelegt, dem Vorbeter leise nachsprachen oder ihm blos zuhörten, sah Eugen die Worte auf Deeger's Pulte vor sich: Liebe, Geduld.

Endlich mußte nun doch der Unterricht beginnen. Eugen ging mit gefalteten Händen in raschen Schritten die Stube auf und ab; er fragte nach dem Stundenplane, Niemand hatte einen solchen, wie die Verwilderung überhaupt gewaltig schien; er gab nun den Kindern auf, jedes solle auf ein Zettelchen den Namen dessen schreiben, den es von seinen Mitschülern für den bravsten halte und von dem es sich am liebsten etwas befehlen ließe. Er mußte noch lange erklären, daß er mit diesen zwei Eigenschaften nicht zwei Personen meine, und wie sie bei ihrem Ausspruche keine Rücksicht auf Reichthum u. s. w. nehmen sollten, und nun mußte er nochmals erklären, daß ein Kind reicher Eltern nicht ausgeschlossen sein dürfe, und jetzt schrieen Mehrere, es fehlen

Viele und ob man auch die nicht da ſeien aufſchreiben dürfe. Eugen verneinte. Des Kloſemichels Mareile, in deren Elternhauſe wir den heftigen Streit ſahen, fragte Eugen ſchüchtern, ob die Mädchen für ſich auch ein Mädchen wählen dürfen. Eugen bejahte; der Kopf war ihm ganz wirbelig von dem vielen Getoſe, es war ihm, als ob die Kinder leibhaftig an ihm zerrten; nachdem nun aber der Gleichſchritt einmal aufgelöst war, mußte in ſolchem feſt an's Ziel geführt werden.

Als er endlich die Zettel einſammelte, fiel ihm ein, daß die Kinder ja auch ſingen könnten und lächelnd rief er: „Kinder ſingt, Mareile fang' ein Lied an," und luſtig brauste der Klang dahin. Die Kinder ſangen das Hölty'ſche Lied: „Ueb immer Treu und Redlichkeit." Was iſt das, den jungen Seelen zuzurufen: „Weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab?" Wie weit liegt dieſe Welt von jenem natürlichen Wege, wo dem jungen Gemüthe das Rechtſchaffene als Natürliches und Nothwendiges erweckt iſt. Man ſtellt Preisfragen auf über die Verbannung der abſtracten Methode und die ganze Sittenlehre bewegt ſich in hohlen Allgemeinheiten. Eugen befahl immer weiter zu ſingen,

bis er das Mehr in den Zetteln herausgebracht hatte. Die Zuversicht Mareile's hatte ihr die Gunst ihres Wahlkreises zugewendet, sie war fast einstimmig gewählt worden; unter den Knaben schwankte die Wahl zwischen Franz Metzler und Dagobert Steinhäuser, bis sich endlich zuletzt für Dagobert das Mehr herausstellte. Als Eugen ihn aufrief, erwies sich der Hasenschartige als der Inhaber dieses Namens und Eugen erfuhr, daß dies der Sohn des im Zuchthause sitzenden Schlossers sei. Eugen erklärte nun, daß er die beiden Gewählten vorerst als seine Gehilfen annehme, bis er selber die Kinder alle kenne; er berief noch den Franz, den er als Sohn des Sonnenwirths kannte und befahl, daß ein Verzeichniß der fehlenden Kinder gemacht werde. Es waren nur zweiundneunzig Kinder zugegen und doch waren hundertzweiunddreißig als schulpflichtig bezeichnet.

Eugen ließ hierauf die Kinder nacheinander jedes einzeln an sein Pult herankommen und fragte nach dem Namen. Selbst diese einfache Frage mußte er oft mehrmals wiederholen, bis sie ihm beantwortet wurde. Die Gefragten wurden oft durch wiederholtes Drängen zum Weinen gebracht, so daß die Umstehenden ihre

Namen angeben mußten. Eugen wußte ſich mit dieſer Blödigkeit, denn als ſolche mußte es doch gelten, nicht zu helfen. Viele waren nachläſſig gekleidet, ungewaſchen und ungekämmt, ſolches wurde ſtreng gerügt mit der Drohung, daß künftig jedes Unordentliche ſogleich wieder heimgeſchickt werde. Die Kinder merkten bald wie durch einen Naturtrieb, daß die Strenge wie die Leutſeligkeit Eugens eine Wahrheit in ihm ſei und eine gewiſſe Bewegung in den Gemüthern war unverkennbar; hier und dort wehrte eines das andere ſtill ab, das mit ihm plaudern wollte.

Als Dagobert und Franz fragten, ob ſie auch die ausgewanderten Kinder aufſchreiben müßten, empfand Eugen plötzlich, welch ein Riß auch hier in dem Kinderkreiſe und den Kinderherzen durch die Auswanderer entſtanden ſein müſſe; er ſprang ſchnell von dieſer Empfindung ab und nachdem er über den Ort, wohin die Ausgewanderten gezogen waren, gefragt und ungenügende Antworten erhalten hatte, erſchien es ihm angemeſſen, jetzt bei den hiefür offenen Seelen einen geographiſchen und geſchichtlichen Unterricht daran zu knüpfen. Er ſchilderte genau an der Weltkarte die Reiſe der Auswanderer, ſodann die Entdeckung von Amerika, die Be-

ſchaffenheit des Landes u. ſ. w. Sein Vortrag wurde voll Wärme und die Kinder hörten ihm mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu, worauf er zuletzt der erſten Klaſſe die Aufgabe ſtellte, das Gehörte aufzuſchreiben, während er ſich mit den Kleinen beſchäftigte, ſie leſen und buchſtabiren ließ.

Es war bald Mittag, als endlich der Schultheiß kam; er räuſperte ſich lange, dann ſprach er: „Kinder! Jetzt höret, was ich ſag: Folget dem Herr Lehrer, ſonſt fahret ihr dem Teufel lebendig in den Rachen.“ Was ſollte Eugen gegen dieſe Rede thun? Er hatte ſchon viele Mühe, den Schultheiß von dem Vorſchlage abzubringen, daß man den Kindern als Feier des Schulanfangs heute Mittag frei geben ſolle. Eugen fand nur ſchwer Eingang mit ſeiner Darlegung, daß eine Feſtesfeier nicht darin beſtehen könne, ſich deſſen zu entledigen, was man eben feiere. Mit abermaligem Geſang endete der erſte Schulmorgen. Wie aus brauſenden Meereswellen auftauchend athmete Eugen, als er in's Freie trat.

Auf der Bank vor dem Schulhauſe harrte ſeiner der Reichskrüppel, er nahte ſich nun Eugen und fragte, ob er etwas für ihn ausfindig ge-

macht habe. Eugen wünschte nichts sehnlicher, als daß ihn die ganze Welt jetzt ungestört ließe, denn es war sein fester Wille, sich ganz in seinen Beruf und die Befähigung für denselben zu versenken; es ward ihm schwer, daß hier noch ein Verlassener seiner harrte, den er nicht durch einmalige Gabe von sich abschütteln durfte. Er versprach dem Lipp, später seiner bedacht zu sein und trug ihm auf, jetzt für ihn nach dem Nachbardorfe Alsfeld zu gehen und von dem dortigen Lehrer den Schulplan zu holen; denn Eugen ersah, daß er ohne diese Richtschnur zu keiner Ordnungsmäßigkeit gelangen würde. Lipp machte sich mit einem erbetenen Zehrpfennig auf den Weg zu dem Alsfelder Lehrer, der während Kaidl's Anwesenheit nicht in's Dorf gekommen war, weil er wie Kaidl sagte, „ein Miethgaul sei, der nichts mehr fürchte als die Schmitze der Staatskutscher." Eugen rief Lipp noch nach, er solle vor zwei Uhr wieder zurück sein und Lipp versprach's.

Der Sonnenwirth war ausnehmend freundlich gegen Eugen, hatte dieser ja seinen Sohn vorgezogen; hätte aber Eugen im Dorfe umher horchen können, wo man in allen Häusern fragte: wie der Lehrer sei, hätte er rasche Antworten

vernehmen können, ganz anders als in der Schule; die einen sagten, der neue Lehrer sei gut, während andere nicht genug von seiner Bosheit und Strenge erzählen konnten.

Heute stellte Eugen keine Betrachtungen über den einstigen Ersatz des Gebetes am Gesindetische an, er kämpfte den Neid um das Geschick Bartelmä's durch den Gedanken nieder, daß ein Abwenden von den Menschen doch nur eitle Flucht und Feigheit sei.

Eugen ging dem Lipp eine Strecke Weges entgegen, aber wie weit er auch ausschaute, er sah ihn nicht. Wie war jetzt Feld und Wiese und die weite Landschaft ganz anders als heute am Morgen, da seine Seele noch so hell und klar war wie der Thautropfen am Halme, den der erste Morgenstrahl farbig erglänzen macht. Es giebt Stunden, in denen ein wirres Geräusch die Seele erfüllt, daß man sich selbst und den Gedanken des eignen Seins kaum mehr zu erfassen vermag. Es ist gut, daß wie in solchen Zeiten der Körper ungestört seine Pflichten erfüllt, so auch eine Pflicht dem Geiste gebietet, in ruhigem fast willenlosem Verlaufe sein Werk zu vollführen. Eugen empfand, wie es kommen könne, daß das Mechanische als äußere Erfüllung die

Oberhand gewinne; denn nicht immer ist es möglich, aus zusammengerafften Selbstbestimmung sich allstündlich das Leben neu zu schaffen.

Da die Schulzeit wieder herankam, kehrte Eugen ruhigen Schrittes in das Dorf zurück. Am Bachstege traf er den Lipp, der den steilen Wiesenweg hinter der Bachmühle daher kam und mit Flüchen berichtete, wie ihn der „Alsefelder Schwanzwedler" mit Schimpfworten empfangen und gesagt habe, wenn der Erlenmooser etwas von ihm wolle, solle er selbst kommen und ihm nicht einen „gezeichneten verganteten Demokraten" schicken, der ihm nicht über die Schwelle kommen dürfe.

Die Nachmittagsschule ging mit allerlei Prüfungen vorüber, wobei Eugen nur zu beklagen hatte, daß noch mehr Kinder als am Morgen fehlten, so daß er mit der Kenntnißnahme Aller noch viel Zeit verlieren mußte. Zu seiner Freude merkte er, daß er schon viele Namen der Kinder kannte; es galt ihm das als äußeres Kennzeichen, daß er bald mit seinem ganzen Berufskreise vertraut sein würde. —

Ein Vogel, der eben den Bau seines Nestes vollendet hat, bleibt nicht darin in stiller Ruhe, er fliegt auf und kreisend hin und her über dem

Baume, drin ſein Heimweſen ruht. Iſt's die alte Gewohnheit, ſeinen Bauſtoff zu ſuchen, die ihn noch jetzt nicht raſten läßt, oder will er aus freier Höhe die Heimath überſchauen? Und wie er ſich niederläßt auf anderem Baume, wo Andere wohnen, kündet ſein Sang den nachbarlichen Gruß. Das Neſt iſt da und aus warmem Brüten fliegt bald ein neues Geſchlecht auf.

Eugen ſaß in ſeinem Garten am Berge hinter dem Schulhauſe. Der Garten war wüſt, Kaidl hatte nicht gepflanzt und Unkraut wuchern laſſen, weil er doch bald dieſen Boden verlaſſen mußte. Das iſt deine Schule. Eugen war voll Unruhe, er konnte ſich noch nicht dreinfügen, daß die kommenden Tage ohne äußere Ereigniſſe und Wandlungen und Alles blos ein ſtilles Entfalten des Geſetzten ſein müßte. Wie oft hatte er ſich nach ſolch geſchloſſenem Sein geſehnt, und jetzt, da es ihm geworden, kam ihm das Dorf da unten ſo fremd vor, da war kein Menſch, der nach ihm fragen mußte; er war in eine fertige Welt eingekeilt, wo jeder ſeine feſten Beziehungen hat und was er dem Fremden bietet iſt ein freies Almoſen. Eugen gewahrte, wie ſeine Gedanken dem Gefährten über das Meer folgten; er ward inne, wie ſchwer es iſt, von einem Hinausſtreben

in's Uferloſe ein Fährmann zu werden, der im engen Flußthale die Menſchen von einem Ufer an's andre überſetzt.

Sich ſelbſt bekämpfend wanderte Eugen nach Alsfeld.

Der Vogel fliegt waldaus von ſeinem jungen Neſte, wird er aus der Fremde dankbar in ſeine ſtille Behauſung zurückkehren?

Drittes Kapitel.

Eugen war der Fahrſtraße gefolgt, obgleich er von Lipp den Fußweg erfahren hatte, der jetzt im Herbſte durch die abgemähten Wieſen gangbar war. Er traf ſeinen Collegen in Alsfeld nicht zu Hauſe, dafür aber berichtete deſſen Frau, die trotz ihrer vorgerückten Jahre noch ſchön zu nennen, deren Ton aber zänkiſch und laut war: „der Lehrer iſt auf ſeinem Kartoffelfelde. Wir haben eine Hungerſtelle, auf der man arbeiten muß, da kann man nicht wie ein Erlenmooſer mit dem Spazierſtöckle herumlaufen. Wenn noch Gerechtigkeit im Himmel wäre, müßten gediente Leute ſolche Stellen haben, aber freilich, wer in der Hauptſtadt bei den Conſiſtorialräthinnen herumlauft und wer auf dem Vetterles- und Baſeswe von Station zu Station befördert wird, der bekommt es beſſer.“ Dabei knuffte ſie die Kinder, die während ihrer Rede die Kartoffeln aus dem Topfe geſtohlen hatten.

Eugen erfuhr hier zum erſtenmale, daß er auch Gegenſtand des Neides ſei und wir dürfen es ihm wol zur Ehre anrechnen, daß ſeine erſte

Empfindung bei dieſen Auslaſſungen Schmerz über die dürftigen Zuſtände dieſer Menſchen war, die ſie zur Bosheit gegen ſich und die Welt aufſtachelten; erſt in zweiter Reihe erheiterte ihn der Gedanke, daß ihm doch noch ein glückliches Loos gefallen ſei.

Die Befugniß, auf des Nachbars Acker den Pflug zu wenden, das ſogenannte Anwandrecht, iſt ein altes Herkommen. Es gilt auch in geiſtiger Beziehung.

Die Frau hieß den Gaſt nicht einmal ſich niederſetzen und Eugen hatte Luſt zu erproben, ob er aus dieſem ſchrill gellenden Gemüthe nicht auch den reinen Ton hervorlocken könne, der in ihm ruht; faſt unwillkürlich brach er aber in die Worte aus:

„Sie heißen mich wol nicht niederſetzen, weil ich ſo gut angeſtellt bin?“ Und je weiter er nun in dieſem Tone fortfuhr, um ſo geſchmeidiger wurde die Lehrerin, ſo daß ſie als endlich der Lehrer kam, dieſem nach den erſten Begrüßungen ſagte: an dem Erlenmooſer könne er ſich ein Beiſpiel nehmen, der ſei manierlich, ſo kame man in der Welt fort „du aber“ ſetzte ſie hinzu „bleibſt dein Lebenlang in dem verfluchten Neſt, wo nichts reif wird als Vogelbeeren und verbuzelte Zwet-

ſchen und wo der der vornehmſte iſt, wer im Winter ein paar Schuhe hat, um in den Wald hinausgehen und Holz ſtehlen zu können. Ja, mach nur dein fromm Geſicht, dein Herrgott kümmert ſich ſo wenig um dein Plärren als dein Fürſt, daß du ihm immer das Wort geredet haſt. Was thun ſie für dich? Sie laſſen dich hier ſochen und verdorren. Verzeih mir's Gott, man wird noch ganz gottlos bei dem Mann."

Der Ausgeſchimpfte erwiederte mit der Ruhe eines Sokrates:

„Ich habe dir heute morgen ſchon geſagt: es geht vielen Leuten noch ſchlimmer als uns, dank' Gott für das was wir haben; man muß auch unter ſich und nicht immer über ſich ſehen. Nicht wahr, Herr College?" Eugen beſtätigte und der Alofelder erzählte, offenbar weil er Eugen als Wetterableiter betrachtete, daß die Kartoffeln faſt Alle krank ſeien und jetzt ſchimpfte die Frau von Neuem, daß ihr Mann ſo unordentlich daher käme, da ſolle er ſich den Erlenmooſer zum Muſter nehmen u. ſ. w.

Es mußte ſchon weit mit dem ehelichen Zerfall dieſer Leute gekommen ſein, da ſie ſich nicht mehr ſcheuten, ſolchen vor den Kindern und ſelbſt vor einem Fremden darzulegen.

Der Lehrer folgte Eugen gerne in die Schule, um ihm den Stundenplan zu geben; der abgehärmte Mann mit grauen Haaren blickte faſt gar nicht auf und ſagte nur:

„Meine Frau iſt wieder in anderen Umſtänden und da iſt ſie immer etwas jähzornig. Sie weiß wohl, daß ich darauf verzichtet habe, in eine beſſere Stelle aufzurücken; ich kann in meiner jetzigen Lage nicht ſo viel auf meine Fortbildung verwenden, daß ich mich bei der Concurrenz dem üblichen neuen Examen unterwerfen kann. Meine Hoffnung war, einſt eine Patronatsſtelle zu erhalten, aber die Grundrechte haben ja das Adelsrecht aufgehoben. Denken Sie nicht bös von meiner Frau, ſie iſt in einer Stunde wieder gut."

Eugen merkte wohl, daß es in dieſem Hauſe heute ſchon mächtig gewettert haben mußte und das was er vernahm nur noch das Grollen des abziehenden Gewitters war. Mit dem Stundenplane und noch einigen Tabellen ausgerüſtet machte er ſich wieder heimwärts. Der Alsfelder begleitete ihn eine Strecke und ſprach wiederholt ſeine Hoffnung aus, daß durch Aufhebung der Grundrechte ihm doch noch eine Patronatsſtelle werden könnte. —

Ein kurzes Verlaſſen des Beſtimmungsortes

und die Wiederkehr in denſelben macht ihn erſt neu zur Heimath; dort ſind die Menſchen, die Häuſer, die Bücher, alle die lebenden und lebloſen Gegenſtände die unſrer zu warten ſcheinen, und grüßen ſie auch nicht, ſchon daß wir ſie kennen bildet ein geiſtiges Band zu ihnen.

Eugen ſtand in dieſen Gedanken plötzlich ſtill, er ward eben inne, wie in dieſen Tagen eine Weichherzigkeit über ihn gekommen war, die er ſchwächlich ſchalt; mit kecker Laune wie er die Schulmeiſterin zahm gemacht, ſo mußte das Leben gefaßt werden, der Ernſt wird ſich ſchon von ſelbſt geltend machen. Ein Sklave iſt, wer ſich von Jedem eine Stimmung geben läßt und ſo die Summe des augenblicklichen Seins in fremde Hand legt.

Auf einem Baumſtumpfe im Walde überlas Eugen nochmals den Stundenplan und jetzt überblickte er heitrer dieſe vorgezeichnete Zukunft, obgleich er noch nicht wußte, wie er die vielen Religionsſtunden ausfüllen würde.

Immerdar rauſchte der Wald, von fernher kam ein Brauſen, ſtrömte zu Häupten hin und hinab in das Thal; droben in den Zweigen brauſte der Wind, die Stämme aber ſtanden ruhig und unbewegt, nur eine Kiefer, die auf einem Felſen

wurzelte, bog ſich ächzend hin und her, ſie hatte viel mit dem Winde gerauft, der ihr die Aeſte verrenkt hatte; da und dort knackte ein dürrer Zweig im Windesrauſchen ab und fiel raſchelnd zu Boden. Ein grüngefiederter Specht huſchte beim Aufblicke Eugens vom Baume tiefer hinein in den Wald. Da ſchreckte Eugen plötzlich zuſammen, es ſprang etwas an ihm herauf, ſieh da, war's Troll oder Schatzhauſer? Das Thier geberdete ſich voll Freude und bald ſah Eugen durch den Wald zwei Reiter daher kommen, die Reiterin im blauen Gewande auf dem Rappen das iſt die Baronin Stephanie und ihr Geleitsmann Gideon von Kronauer.

Stephanie ſtreckte Eugen vom Pferde die Hand entgegen und er mußte ihr helfen abſteigen, ſie nöthigte auch Kronauer ihr zu folgen, der nachreitende Diener faßte ſchnell die Zügel der drei Pferde.

„Was dachten Sie gerade als Ihr Freund Troll Sie überraſchte? Bitte, ſagen Sie mir das," fragte Stephanie jetzt Eugen.

„Darf ich mit einem Bibelſpruche antworten?"

„Mit welchem Herr Baumann?"

„Meine Gedanken ſind nicht eure Gedanken, ſpricht Gott durch den Propheten Jeſaias."

„Und ich möchte Ihre Waldgedanken wissen. Sehen Sie diese stattliche weiße Orchidea hier? sie ließ sich's nicht träumen, daß ein Menschenkind, daß Ich sie brechen würde; so möchte ich auch die stillblühenden Gedanken der Menschen haschen, plötzlich, unversehens."

„Die Blume und der Gedanke verwelkt schnell ohne die Wurzel."

„Sagte ich's nicht Gideon, er ist geistreich?" wendete sich Stephanie an Kronauer, dieser nickte mit finsterem Gesichte. Stephanie pflückte Blumen und Zweige am Wege und band sie in einen Strauß, sie hatte die beunruhigende Gewohnheit, fast nie etwas allein zu treiben, sondern stets etwas noch beiläufig; während sie sich jetzt bald bückte bald höher streckte und wieder Eugen eine Aster vom Felsen holen ließ, berichtete sie dabei, wie sie Alsfeld liebe, hier sei noch echte Waldromantik, mit mälerisch zerstreuten Hütten und die Berge seien wie Versetzstücke im Theater in einander geschoben. Eugen erwiederte, daß die Menschen, die hier wohnen, nicht so denken, ihnen wäre eine fruchtreiche Ebene lieber; er erzählte von der Lehrerin und Kronauer sagte:

„Lassen Sie sich das zur Warnung dienen. Ein großer Theil der Lehrer verkommt durch

falſche Heirathen, ſie nehmen ein dralles Bauermädchen, dem nichts mehr zuwider iſt als Geld für bedrucktes Papier ausgeben, oder ſie holen ſich eine Rahmamſell aus der Stadt, die ſtets klagt, daß man auf dem Lande ohne gebildete Geſellſchaft leben müſſe. Ihr Vorgänger Kaidl z. B. der ſich in letzter Zeit ſo verrannte, daß er lieber die ganze Welt zu Grunde gerichtet hätte, ehe er ſeinen politiſchen Waſchzettel änderte, war urſprünglich ein tüchtiger Menſch und verlam beſonders dadurch, daß er ein ſogenanntes Naturkind heirathete. Er mußte alle Erholung außer dem Hauſe ſuchen, und außer dem Hauſe heißt in's Wirthshaus."

„Der Lehrer könnte ja aber ſein Naturkind bilden," ſagte Stephanie.

„Naturkind!" verſetzte Kronauer, „das iſt eines eurer Worte aus den Mädcheninſtituten. Haſt du bei uns hier noch nicht ſo viel gelernt, liebe Couſine, daß es gar kein Naturkind nach eurem Begriffe von einfältiger Natur mehr giebt? Alles auf der Welt iſt entweder gebildet oder verbildet und in beiden Klaſſen giebt es ſolche, die leſen und ſolche die nicht leſen können. Die meiſten Männer, die zu hoch über ihren Frauen ſtehen, verkommen durch ſie, während umgekehrt

höherſtrebende Frauen in nicht homogener Ehe noch bisweilen ſteigen."

„Das iſt einer Ihrer Denkzettel, Vetter Gideon, der etwas Wahres hat."

„Ein Lehrer überhaupt," nahm Kronauer wieder das Wort, „dem ſein Amt eine Religion iſt, der ſollte, wenn er ſich ſtark fühlte, den Rath befolgen, den der Apoſtel den Korinthern giebt."

„Sehen Sie," rief Stephanie, „ich hielt Sie ſchon in Röthhauſen für einen Korinther und rieth Ihnen, nie zu heirathen."

„Ich dachte nie, daß ich ſo viel holde Fürſorge für meine Verheirathung habe," ſagte Eugen und ſetzte ſcherzend zu Gideon hinzu: „Sie könnten ja auch eine heidniſche Autorität anführen. Epaminondas blieb unverheirathet aus Liebe zum Vaterlande."

Eugen war der barſche patronatsmäßige Ton Kronauers im tiefſten zuwider, es kränkte ihn, wie dieſe vornehmen Menſchen mit zudringlichem Wohlwollen in die innerſten Angelegenheiten eines Niedergeſtellten hineinredeten, als verſtände ſich das Recht dazu von ſelbſt. Aber vielleicht hat dein Stellvertreter auf der See eine landkundige Liebſchaft und die Leute haben ein Recht dich zu warnen? Das wäre mehr

als Spaß, wenn plötzlich eine Braut daherkäme. Nein, sagte sich Eugen und legte wie zur Betheuerung die Hand auf die Brusttasche, wo der Brief des Meerfahrers lag — nein, du hast nur die Jungfrau Europa sitzen lassen, keine andere.

Man ging schweigend dahin, bis man im Thale bei einem rauchenden Meiler angelangt war, da rief Stephanie:

„Dieser Meiler ist ein Bild Deutschlands. Von innen entzündet, läßt man so viel Luftlöcher, daß es fortbrennt und nie zur Flamme herausschlägt, so verkohlt Alles innerlich und die deutschen Professoren sind glücklich, daß sie bestimmen können, das war im Leben hartes Holz und das weiches oder gar, das war Eiche, das Buche und das Erle. Ich empfehle mich Ihrer Majestät," schloß sie, sich dem Köhler in der Tiefe verbeugend, „unsere Regierungsmeister sind alle nur Kohlenbrenner."

Sie schaute nach dieser Rede vergnügt um sich, Eugen lächelte während Kronauer nach den Pferden ging, die hinter ihnen hielten. Stephanie sagte noch, daß sie Eugen in seiner Schule besuchen wolle, sie möchte sehen wie er lehre. Eugen verbat sich das eben so höflich als entschieden. Die Reiter trabten rasch davon, Troll

war wieder bei Eugen verblieben, bis er ihn fortjagte.

Sie iſt doch eine Stiefſchweſter Kaidl's — ſagte ſich Eugen — Er begnügte ſich wenn nicht anders mit dem Ruhme in der Kneipe und ſie mit dem Brillieren vor einem Landjunker und einem Schulmeiſter im einſamen Walde.

Viertes Kapitel.

Am Eingange des Dorfes begegnete Bartelmä unſerm Freunde und rief ſchon von ferne:

„Gratulire.“

„Wozu?“

„Du mußt die Baronin Hunold heirathen. Sie hat ſich im ganzen Dorfe nach dir erkundigt und iſt dir nach Alefeld nachgeritten. Schick mich, ich will ihr ſagen, wer du biſt! Das wird prächtig. Als Erſatz, daß ich für dich werbe, mußt du mir die Bittere verſchaffen.“

Eugen mußte laut lachen, daß auch Bartelmä ihn verſorgen wollte, der noch hinzuſetzte, daß man im ganzen Dorfe ſtolz auf ihn ſei, weil er eine ſo hohe Gönnerin habe, die auf ſein Anrathen dem Lehnert in Röthhauſen fünfhundert Gulden ſchenkte. Eugen war überraſcht und betrübt zugleich, daß er durch fremdes Anſehen eine gewiſſe Geltung im Dorfe gewinnen ſollte. Erſt als Bartelmä fortfuhr, daß man im Dorfe ſage, die Baronin habe ſich von ihrem Manne ſcheiden laſſen, um Eugen zu heirathen, da merkte

dieſer, daß er von dem dicken Schelm zum Beſten gehalten wurde. Eugen war auf ſogenannte Neckereien nie gefaßt, er vertraute den wildſten Zumuthungen und grübelte ernſthaft ihrem Urſprunge nach; es half nichts, daß er ſich ſelbſt über dieſe Leichtgläubigkeit oft ſchalt, ſeine ſtrenge Wahrhaftigkeit ließ ihn auch nie ein leichtes Spiel mit derſelben in Anderen vermuthen. In dieſer Beziehung, mußte er ſich ſagen, hatte die Baronin Recht, wenn ſie ihn einen Pedanten hieß. Er verbot nun Bartelmä ernſtlich, etwas von ſeinen Schelmereien unter die Leute zu bringen, in ſich aber faßte er den Vorſatz, ſich von Stephanie nicht zu ihrem Unterhaltungsobjekten machen zu laſſen.

Am andern Morgen ſchlug er eine Einladung auf das Schloß zum Mittag rundweg ab, die wiederholte Aufforderung, nach der Mittagsſchule zu kommen, erhielt die gleiche Erwiederung. Wozu ſoll all das Tändeln und Exerciren der Gedanken? Es iſt deſſen genug in der Welt; ein einziger Lichtſtrahl in die Kinderſeele geworfen, eine Empfindung geweckt, bringt mehr Nutzen nach Außen und Erquickung im Innern. In dieſem Zuruf an ſich widmete ſich Eugen den Kindern. Sie machten den warmen Athem ſeiner

Seele fühlen, denn sie waren erweckt und zutraulich. Noch immer kam er nicht an das eigentliche Lehren, er blieb mit dem Erforschen der Kenntnisse und Fähigkeiten beschäftigt und schon zeigten sich die ersten festen Spuren der Methode, die er gewann; sie bildete sich von selbst aus den gegebenen Verhältnissen.

Der Quacksalber bringt einen fertigen Heilsaft mit, der denkende Diener der Natur erforscht das Wesen des Heilsbedürftigen und bietet der selbstarbeitenden Gesundheit die Mittel zum Siege über das Störende — aber freilich, diese Mittel erst draußen suchen, während der Hülfsbedürftige darnach lechzt, das ist zu spät. Eugen konnte sich getrösten, daß ihm die Mittel, die Kenntnisse nicht fehlten, und erfrischend muthete ihn der Gedanke an, daß er durch seinen voraussetzungslosen Eintritt in das Lehramt Fingerzeige zu naturgemäßen Umgestaltungen gewinnen könne, die hier und in weiteren Kreisen segenbringend sein mögen.

Erschien er sich als ein Robinson auf seiner Berufsinsel, so hoffte er auch in sich und nach außen ungekannte Mittel zu entdecken. Die Schüler waren heute fast vollzählig und Eugen ersah, daß der gestrige Tag für die Anwesenden

ein freudiger gewesen sein mußte, denn er kannte die unbelauschte Propaganda der Spielplätze.

Die Schulzucht war schwer zu handhaben, ermahnendes Hinführen zur Erkenntniß wollte nicht haften; Eugen ging entschlossen von seinem Vorsatze ab, den Gehorsam auf Erkenntniß zu gründen, er forderte ihn unbedingt als Vertrauen und Nothwendigkeit.

Auch die Reinlichkeit hatte sich durch keine Ermahnungen herstellen lassen, Eugen fand bei seiner Einzelmusterung dieselbe Fahrlässigkeit von gestern, er schickte die Kinder nach Hause und einem Knaben, dem er gestern schon gerügt hatte, daß seine Mutter zu träg Knöpfe anzunähen, ihm Hosenträger und Beinkleider fest zugenäht hatte, trennte der Lehrer mit dem Messer die Naht und fort mußte er; plärrend und schreiend lief der Knabe die Hosen in der Hand aufhaltend das Dorf hinauf. Alles das störte Eugen nicht in seiner frischen Begeisterung, denn er war in der Stimmung, in der man mit innerer Schnellkraft über alle in den Weg sich drängenden Hindernisse und Störungen hinwegsetzt.

Als es Mittag ward, fühlte er sich fast körperlich satt, so wohlthätig erfüllend hatte heute sein Beruf auf ihn gewirkt. Erst als er in's

Freie trat, empfand er einen durchaus nicht idealen Hunger.

Auf der Bank vor dem Hause saß wiederum der Reichskrüppel wartend, er hatte noch einen Gefährten erhalten, denn Troll war dem einladenden Bedienten nicht auf's Schloß gefolgt, sondern hier geblieben, er lag neben Lipp auf der Bank und stand mit ihm auf, als Eugen kam.

„Ich wollt' ich wär der Hund da," sagte Lipp und diese einfältigen Worte schnitten Eugen in's Herz. Er versprach dem Lipp gleich für ihn zu sorgen, er wollte Stephanie für ihn angehen, aber auf dem Wege fielen ihm die Scherzreden Bartelmä's ein, die dadurch wahr werden könnten; er sagte den Hund, der ihm gefolgt war, nach dem Schlosse, bog seitab über den Bach und ging zu seinem Schultheiß, der eben seine Kühe vom Pfluge abspannte.

Eugen hatte gestern dem ersten Wunsche des Schultheißen nicht willfahren können und heute wollte er ihm Zeit sparen und trug ihm beim Essen die Angelegenheit Lipp's vor. Er hatte eigentlich gehofft, daß man ihn zu Gaste bitte; da das nicht geschah, saß Eugen ruhig neben dem Essenden und seiner Familie. Der

Schultheiß war unwillig und ſagte ohne ſich auf weiteres einzulaſſen, Eugen möge die Sache Lipp's morgen Abend in der Gemeinderaths-Sitzung vorbringen, es werde ihm aber nicht wohl bekommen, daß er ſobald den Advokaten mache und ſich für Andere an den Laden .lege; es ſei überhaupt vorbei, daß die Lehrer Advokaten ſein könnten. Eugen hatte geglaubt, daß ihm ſeine uneigennützige Theilnahme mindeſtens kein Mißwollen zuziehen könne; hatte er ſich ja in der unordentlichen Schulwohnung eingerichtet ſo gut es ging, ohne Anſprüche auf Herſtellung und dergleichen zu machen. In dem Benehmen des Schultheißen und beſonders in ſeiner wiederholten Betonung des Wortes „Advokat" glaubte er aber einen verhaltenen Grimm gegen die fruchtloſen Schmerzen der vergangenen Jahre zu erkennen, deren Erregung man jetzt gerne jenem Stande und denen zuſchrieb, die ſich ihm anſchloſſen.

Vom Schultheißenhauſe weggehend, brach Eugen einen Buchenzweig von dem Gartenzaun und indem er die Blätter in zerſtreutem Unmuthe zerpflückte, bemerkte er jetzt die kleinen Thürmchen an den Blättern, darein die Gallweſpe ihre Larven legt, und innehaltend ſprach es in ihm: bevor die Blätter abfallen, werden

viele zu Geburtsstätten der Gallwespen und jede in's Stecken gebrachte Weltbewegung erzeugt das Geschmeiß neuer Vorurtheile. Was thut's? Der Baum läßt sich nicht abhalten, im Frühling wieder fröhlich zu knospen.

Gegen Abend suchte Eugen den Lipp in seiner Wohnung, diese war in dem sogenannten Gutleut-Haus in der ehemaligen Behausung des Todtengräbers auf dem alten Kirchhofe, man hatte einen neuen außerhalb des Dorfes angelegt.

Wer wäre nicht mit Eugen erstaunt, als er die Gruppe betrachtete, die sich ihm beim Eintritt in die Stube darbot! Da saß Stephanie auf der Bank, vor ihr stand eine seltsam gekleidete Frau mit einem rothen Tuche um den Kopf und hielt die nackte Hand der Baronin in der ihrigen; auf einem vielfach zerrissenen Laubsack am Boden lag ein tiefbrauner Bursche mit dunklen Augen und bläulich glänzenden schwarzen Haaren, die ihm weit über die Stirne hereinfielen, neben ihm stand ein Storch und bewegte seinen Schnabel hin und her.

„Sie wußten, daß Sie mich hier bei dem letzten Stück Romantik finden," rief dem Eintretenden Stephanie lachend entgegen „eure Welt

voll Chemie, Philanthropie und Mikroskopie ist doch zu langweilig."

Eugen betheuerte, daß er nichts von ihrer Anwesenheit gewußt und nach ihrer Gewohnheit schärfte sich Stephanie die Lippen rasch mit den Zähnen, wobei sie jedesmal ihr sonst so schönes Antlitz fast fratzenhaft verzerrte, bald aber fuhr sie wieder leichtscherzend fort:

„Sagen Sie mir, Sie Doktor der Weltgroßheit: warum sind wir Frauen so erpicht darauf, die Zukunft zu entschleiern? Ich leugne es nicht, ich habe mir wahrsagen lassen, glaube ich auch nicht daran, es reizt mich doch. Woher kommt dieses Drängen in's Unbekannte?"

„Haben Sie in Ihrer Jugend, ich meine in Ihrer Kindheit, viel Märchen und wunderbare Geschichten gelesen?"

„Gewiß. Wollen Sie mich examiniren?"

„Nein, aber hierin liegt die Lösung. Ihr Mädchen gebildeter Stände werdet zu sehr in eine eingebildete Welt versetzt, und die wirkliche, der heutige Tag genügt euch nicht, ihr meint stets, es müsse etwas Neues ganz Außerordentliches kommen; das schöne bunte Spielzeug, das ihr vornehmen Kinder bekommt, ehe ihr die Wirklichkeit kennt, eure schöngemalten Bauern-,

häuschen, Hirten und Heerden, die findet ihr nicht in der Welt und ihr sucht vergebens darnach, aber ihr sucht immer."

„Es ist fast beleidigend, wie Sie auf jede hungrige Frage eine gargekochte Antwort haben. Sie haben auch stets wie die Zimmerleute eine Schmiege, einen aufzuklappenden Taschenmaasstab; aber Sie vergessen Herr Philosoph, daß Ihre Wissenschaft Ihnen eben so buntes aufgeputztes Spielzeug giebt, wie unsere Kinderstube, lauter blanke Ideen, die Sie in dieser besten Welt auch nie wirklich finden."

Eugen war betroffen von diesen Worten.

„Wir haben gestern viel über Sie gelacht, daß Sie die Bauernjungen hier zu Sanscülotten machen" fuhr Stephanie fort und nun erzählte sie in französischer Sprache, wie sie sich freue, hier noch eine Zigeunerin gefunden zu haben, das sei wie ein Waldbaum, der mitten in den prosaischen Ackerfeldern stünde, um zu zeigen, daß einst hier tiefe Waldeinsamkeit und Wildniß war, nur sei das Rusele — so hatten die Bauern den Namen Rosalie verketzert — auch eine Philisterin; statt frei zu wandern hocke sie sich hierher, weil sie hier heimathsberechtigt sei und sei eine gute Christin geworden. Das Rusele klagte,

daß ihr einziger Sohn gelähmt sei und kein Arzt ihm helfen könne, der braune Bursch auf dem Boden bettelte und sprach ein Vaterunser und der Storch klapperte dazu rasch mit seinem Schnabel.

„Das Rusele" sagte Stephanie „weiß nicht, welch' einen geheimen Zug es zu seinem östlichen Heimathsgenossen hat. Ich selber habe durch die Störche zum erstenmale erfahren, daß ich ein Vaterland habe. Ich war zwei Jahre bei meiner Schwester in Athen. Ich fuhr einst nach Beirut und dort sah ich die Störche in großen Trupps zur Auswandrung nach Europa, nach Deutschland versammelt, da überfiel mich ein unsägliches Heimweh. Ich wäre gerne mit ihnen geflogen, dorthin, wo die Luft deutsch athmet. Ich habe, wie Sie gesehen haben werden, in Röthhausen ein Rad auf die Dachfirste heften lassen; aber die eigensinnigen Störche wollen dort nicht nisten. Lassen Sie sich doch die Geschichte von diesem Storche erzählen," schloß sie.

In wenig eigenthümlicher Art und nur in jener gurgelnden Betonung der Kehllaute, wie sie bei den deutschredenden Slaven gewöhnlich ist, erzählte nun Rusele, daß des Rainbauern Karle diesen Storch gefangen und ihm die Flügel

geſtutzt habe; der Vogel ging ganz traurig unter den Hühnern und Gänſen im Hofe umher und ſchaute auf nach dem Himmel, wo ſeine Gefährten zogen, da ließ das Ruſele mit Betteln nicht nach, bis man ihm den Storch ſchenkte „und jetzt" ſchloß ſie, „iſt er meinem Chriſtoph ſchon wie eine Hand. Sehen Sie." Sie gab dem Storch ein Stück Brod in den Schnabel und er hielt es dem Chriſtoph hin, daß dieſer es biſſenweiſe aß, erſt auf ein Kopfnicken des Burſchen verſchluckte der Storch den Reſt.

Ruſele befahl nun ihrem Sohne, daß er „den Herrſchaften" ein Stückchen vorpfeife. Der Knabe pfiff ſo meiſterlich, daß Eugen und Stephanie einander verwundert anſahen und wieder auf den Pfeifer ſchauten, deſſen dunkles Auge immer heller glänzte, je kecker er ſeine Weiſen ertönen ließ. Der Storch machte ſeinen Schnabel auf und zu wie es ſchien vor Bewunderung, und Ruſele erklärte, der Vater des Chriſtoph ſei der beſte Clarinett- und Geigenſpieler.

Stephanie wollte nun, daß ſich Eugen auch vom Ruſele wahrſagen laſſe, aber er weigerte dieß und gab nicht nach, als ihn Stephanie damit neckte, daß er ſich hinter ſeine pädagogiſchen Rückſichten nur verſtecke, weil er ſich doch fürchte

eine Wahrheit zu fischen, die keinem logisch geknüpften Netze in's Garn käme; sie sagte dann, daß sie diese Zigeunerfamilie gerne mit nach Röthhausen nähme, wenn sie nicht fürchte, daß sie ihr bald langweilig würde. Eugen hatte fast vergessen, warum er eigentlich hergekommen war, jetzt erinnerte er sich dessen und abermals kam ihm der Gedanke, Stephanie zur Patronin Lipp's zu machen, er verwarf dieß aber schnell wieder, denn er fürchtete das Gerede der Menschen. Er stieg auf die Bodenkammer und traf dort Lipp ebenfalls auf einem Laubsack weiße Rüben verspeisend, die er sich mit den Zähnen schälte, dabei hatte er ein militärisches Ehrenzeichen und ein großes Blatt vor sich liegen in dem er las. Er wollte das letzte beim Eintritte Eugens schnell verstecken, aber dieser hob es auf und fand einen jener Aufrufe mit dem Wahlspruche: „Freiheit, Bildung und Wohlstand für Alle." Lipp erzählte, daß er das Blatt von einem Kameraden geerbt habe, der neben ihm im Lazarethe gestorben sei, er bat Eugen dringend, es ihm zu lassen und dieser gab es zurück mit der Warnung, solches geheim zu halten. Lipp wickelte schnell wieder das Ehrenzeichen in das große Blatt und klagte über sein schlechtes Lager, wobei ihm

ſein Armſtumpf ſo ſehr ſchmerze. Eugen verſprach ihm ein Stück Bett, das er Abends im Schulhauſe abholen könne, er habe dann noch mehr mit ihm zu reden. Das ſonſt trotzige Antlitz Lipp's war von Rührung erweicht, indem er Eugen dankte, daß er den „zerſchoſſenen Hund" aufgeſucht habe, und als er ſich jetzt aufrichten wollte und Eugen ihm die Hand dazu reichte, trat in die Augen Lipp's ein feuchter Glanz; er preßte ſchnell athmend die Lippen zuſammen und ſprach kein Wort mehr.

Beim Wiedereintritt in die Stube traf Eugen die Baronin eben im Weggehen, er begleitete ſie durch das Dorf. Als er es ablehnte, mit auf das Schloß zu gehen, ſagte ſie:

„Ich dachte mir, Sie würden ſich mit meinem Vetter Gideon ſchnell befreunden."

„Ich muß mich vor Allem mit meinem Berufe, ich wollte ſagen mit meinen hieſigen Verhältniſſen befreunden. Ich darf in meiner Stellung nicht erwarten, daß mir der Herr Baron einen Gegenbeſuch mache; wir warten beide ein gelegentliches Zuſammentreffen ab."

Stephanie ſah ihn bei dieſen Worten ſcharf an und ſchwieg. Eugen war verlegen, er glaubte ſich verrathen zu haben, indem er etwas ſagte,

was seiner Stellung nicht ziemte. Das Schweigen war peinlich. In solcher Stimmung spricht man leicht Dinge, die man eigentlich für sich behalten wollte; Eugen berichtete nun die verlassene Lage Lipp's.

„Mir gehts mit dem Elend des Volkes wie mit dem Trinkwasser," sagte Stephanie.

„Ich verstehe Sie nicht."

„Als ich zum erstenmale im Sonnenmikroskop sah, welche Ungeheuer wir im krystallhellen Wasser verschlingen, konnte ich lange keins mehr genießen, und als ich das Elend des Volkes nahe kennen lernte, konnte ich keinen Spazierritt, keine Lustfahrt mehr machen; ich mußte stets an die Noth in den Hütten denken. Ich habe wieder gelernt, sorglos Wasser trinken und spazieren reiten. Ich kann der Welt nicht helfen."

Eugen sah hierin trotz Allem auch wieder das edle und ehrliche Herz und ward erheitert. Am Schloßberge bei den zwei Pappeln verabschiedete er sich von Stephanie.

Fünftes Kapitel.

Bartelmä war wieder der erste, der den nächtlich wandernden Eugen anhielt und ihm zurief:

„Recht so, du hast beim Rusele ein Stelldichein mit der Baronin gehabt. Ich freue mich schon, auf deiner Hochzeit wieder einmal zu schmecken, wie Champagner auf der Zunge bitzelt."

Eugen wollte wieder Alles nur für Scherz ansehen, aber Bartelmä schwur „beim Barte Heckers," daß im ganzen Dorfe von dieser Bestellung die Rede sei; glaubte nun auch Eugen solches nicht, so konnte er sich doch nicht verhehlen, daß hier ein Ansatzpunkt zum allgemeinen Gerede gegeben sei und als er einem großen Trupp junger Bursche begegnete, die laut lachten, mußte er annehmen, sie spotteten und lachten über ihn. Es hatte Eugen doch bisweilen verdrossen, daß sein Amtsantritt wie sein ganzes Hiersein so unbeachtet geblieben war, der Abzug der Auswanderer hatte dieß wol in den Hintergrund gedrängt; denn diese Menschen zumal, die

von kleinen Einzelereigniſſen leben, werfen die begierig gehaſchten Blumen ſchnell wieder weg, wenn ſie neue finden. Jetzt merkte Eugen zu ſeinem Leidweſen, wie er doch noch als Gegenſtand der Beachtung feſtgehalten wurde. In grämlicher Verſtimmung ging er dahin. Warum durchkreuzte ein vagabundirender Ausreißer aus der gelangweilten Oedigkeit der vornehmen Welt ſeinen Weg? Was will dieſe Stephanie? Neue Aufregungen, die ihr die Hetzjagden der Literatur nicht mehr bieten . . . Der Byronismus, das lüſterne Abenteuern, parfumirt und kokett aufgeputzt mit Weltgedanken und Weltſchmerzen, auch er iſt nicht weggeſchwemmt durch die letzten Revolutionsjahre. Und doch, es iſt ein edlerer Trieb in dieſer Unruhe der Baronin. Mit dir aber, mit dem Schullehrer, ſpielt ſie nur wie mit einem Geſchöpfe niederer Gattung, wie mit einem ihrer Hunde; ich kenne dieſe vornehme Welt genug, um zu wiſſen, daß ſie kein poſitives Verhältniß zu einem Niedergeſtellten denkbar halten . . . Hat aber dieſer Baron Kronauer nicht ein Bauernmädchen geheirathet? . . . Ich will ihr ſchreiben, ſie ſoll meinen Berufskreis nicht ferner ſtören. Nein, das wäre lächerlich und anmaßend . . .

Erſt ſpät kehrte er nach Hauſe und war nicht wenig betroffen, auf der Bank den Lipp zu finden, der feſt ſchlief. Er weckte ihn und ſagte:

„Komm mit, ich will dir von meinem überzähligen Bette geben.“

„Der Nachtwächter hält mich für einen Dieb an, wenn ich ſo ſpät mit dem Bett über die Straße gehe; laßt mich heut da bleiben.“

Eugen willfahrte lächelnd; es muthete ihn heimiſch an, nun doch noch einen Menſchen bei ſich zu haben.

Lipp war ganz glückſelig, er wollte Eugen die Stiefeln ausziehen und vergaß, daß er nur Einen Arm hatte; er lief in den Zimmern hin und her und ſuchte, ob er nicht irgend Dienſte thun könne und war ganz betrübt, als er nichts fand.

Eugen lobte innerlich ſein Geſchick, das ihm doch noch gönnte, einem andern Menſchen hülfreich zu ſein. Als er ſchon zu Bette lag, kam Lipp noch einmal, kniete vor ſeinem Bette nieder und beſchwor ihn, er möge für immer dableiben dürfen, er wolle nichts als das trockne Brod und im Winter ein warmes Eckchen in der Stube oder die Kammerthüre ein wenig

„gekläfft," daß etwas Wärme hineinziehen könne; seine Kleider werde er sich durch Botengehen verdienen und Eugen solle die alte Brigitte, die ihn jetzt bediene, abschaffen, er könne schon Alles übernehmen. Eugen wollte den aus dem ersten Schlafe erweckten und darum seltsam erregten Menschen zur Ruhe schicken. „Du mußt mir morgen deine Lebensgeschichte erzählen," schloß er.

„Die wisset ihr noch nicht?" rief Lipp, „lasset mich erzählen, dann schlaf ich doppelt wohl in meinem Bett, ich weiß, ihr nehmet mir's nicht wieder. Ich bin hier im Dorf geboren, hab keine Eltern und keine Geschwister, der Mäuerleswerner ist mein Ohm; bei ihm bin ich aufgewachsen mit mehr Schläg als Kartoffeln, und wenn man das Holz, das ich für ihn gestohlen hab, verkauft hätt', wär' doch ein gutes Kostgeld herauskommen. Thut nichts, das war doch meine lustigste Zeit und die Bachmüllerin hat mir jeden Herbst ein Paar Schuhe geschenkt und die Lene aus dem Pfarrhaus drei Paar Strümpf' und die Bachmüllerin hat mir sonst viel Gutes gethan, die müßt ihr recht kennen, wenn ich Wunder glauben könnt', so hielt' ich sie auch wie viele Andere thun, für keinen Menschen. Ich bin Kühbub beim Kronauer geworden,

der Schweizer neben mir hat mich aber so auf's Blut geplagt, bis ich ihn einmal geschlagen hab, daß ihm das Blut zu Maul und Nase herausgelaufen ist. Da hat uns der Kronauer beide fortgeschickt. Der Kronauer ist aber doch ein kernbiederer Mann, der brayste, den es giebt. Wenn der ein Stückle Vieh verkauft, sagt er ganz genau alle Fehler, die es hat und ein Wort von ihm ist ein geschworener Eid, da kann man ein Haus drauf bauen. Ich bin jetzt unter's Militär gangen. Da ist mir's wohl gewesen, da hat Niemand keinen Vater und keine Mutter und ist Niemand daheim und für Alles ausgesorgt. Im Frühjahr 48 bin ich zum zweitenmal eingestanden und bin Unteroffizier geworden und da bin ich mit acht Tagen Urlaub hierher und hab in der Sonne logirt und die Leute haben gesehen wer ich bin. Der Kaidl hat eine besondere Freude an mir gehabt, er ist mein Lehrer gewesen und hat mir Gutes gethan so viel er vermag, wie ich noch klein gewesen bin. Er hat jetzt schon probirt, ob was mit mir zu machen ist und fragt mich einmal, ob ich auf ihn schießen thät, ich sag: Nein, außer wenn's kommandirt wird. Wie ich nachmals vernommen hab, hat er das in die Zeitung setzen lassen.

Ich hab, eh' mein Urlaub ausgewesen iſt, wieder zum Regiment müſſen, weil's in Frankreich losgangen iſt. Von da an iſt der Kaidl oft in die Garniſen kommen und ich und meine Kameraden ſind luſtig mit ihm geweſen und was er ſagt, hat Händ und Füß gehabt, aber wir ſind Soldaten und haben nichts drein geredet. Jetzt haben wir auch Bücher und Schriften bekommen und auch geſcheite Rekruten, und da iſt's uns doch nach und nach aufgangen, wie's in der Welt ausſieht und eigentlich ausſehen ſollt'. Ich will euch da nicht weiter viel erzählen, ich bin in der Revolution Hauptmann geworden und hab's tauſendmal in Grund und Boden hinein verflucht; denn es hat Niemand kein Appell mehr haben wollen von den Gemeinen, und Lumpenpack, das nichts verſteht, hat immer drein reden wollen. Ich hab's nie recht glauben wollen, daß Tauſende von Ungarn und Franzoſen uns zu Hülfe kommen und, lieber Herr! ich hab gemeint, wenn einmal die Freiſinnigen am Ruder ſind, da wird Alles ſo friſchweg und ſo herzeinig gehen, daß es eine Freude iſt, aber jetzt, da hat keiner vom andern ein gut Wort geſagt. Verräther! Aufhenken! hat's immer geheißen. Wie ich geſehen hab, daß das mit der Freiheit ſo lang

dauert, hab ich schon gemerkt, es wird nichts draus. Es geht da wie beim Fischfangen. Wenn ich einen starken Barben an der Angel hab, reiß' ich ihn nicht gleich heraus, er zerreißt mir die Schnur; ich lass' ihn hin und hertreiben bis er matt ist. Und so haben's die Fürsten mit der Freiheit gemacht. Die Preußen haben mir den Arm zerschossen und ich bin in der Festung gelegen bis sie übergeben worden ist und weil ich nur einen Arm gehabt hab und sonst elend gewesen bin, haben sie mich springen lassen. Da bin ich gestanden, aber wohin jetzt? Ich war ein lediges Kind, da hab ich's aber doch gemerkt, wie ich heimgewachsen bin und bin hierher. Noth und Kummer überall und ich kann mir keinen Kreuzer verdienen. Ich hab's probirt und bin eine Zeit lang Hirt gewesen beim Herr von Thurn, drei Stunden von hier, er ist ein guter Herr und hat mir noch einen Gulden geschenkt, wie ich fort bin; ich hab's doch nicht bei ihm ausgehalten, ich wäre narrisch geworden und gestorben vor langer Weile so allein beim Vieh im Feld. Ich bin sieben Jahr in der Caserne gewesen mit so viel hundert Menschen und da jetzt so allein, und wenn ich Hunger sterben muß, ich muß unter Menschen sein.

Tausendmal hab ich Gott gefragt, warum er mich nicht auch hat erschießen lassen; es kann mir keiner sagen warum, und selber Hand an mich legen kann ich auch nicht. Ich bin jetzt wieder hier und verdiene mir meine Lebsucht mit Botengehen und Fischen. Ich bitt', nehmt mich zu euch."

Eugen versprach dem fast Weinenden, sein Möglichstes zu thun.

Sechstes Kapitel.

Am andern Morgen wurde Eugen durch einen Lärm auf dem Hausflur erweckt, er hörte einen heftigen Streit zwischen Lipp und der alten Brigitte, wobei es an saftigen Schimpfwörtern beiderseits nicht fehlte. Lipp bewährte im Fluchen eine fertige Uebung vom Exerzierplatze her und pfiff dazwischen immer lustige Parademärsche. Jetzt glaubte Eugen den Namen der Vittore zu hören mit dem Beisatze: „für die ist so ein hergelaufener Krüppel zu schlecht, als daß sie die Schuhe an ihm abputzt.“ Ein Schlag und ein Poltern folgte darauf, das bald durch ein Jammergeschrei übertönt wurde. Eugen sprang rasch herzu und schlichtete den Streit, er verwies dem Lipp strenge sein Verfahren und sagte der stets fortbellenden Brigitte, er bedürfe ihrer nicht mehr und werde ihr morgen das Weitere sagen lassen. Nun ging's an ein neues Zetern. Mit Lärmen packte die Brigitte die Besen und Bürsten zusammen, die ihr gehören sollten; denn die alte Schulmeisterin habe sie ihr geschenkt. Eugen war nicht gewillt, sich von jedem, dem es beliebte, be-

rauben und übervölpeln zu laſſen; mit Gewalt mußte er ſich ſein Eigenthum wieder erobern, und noch von der Gaſſe herauf hörte er die Brigitte, die bisher lauter geiſtliche Worte im Munde geführt hatte, ſchimpfen und fluchen. Der ehedem willfährige und demüthige Dienſtbote geräth nach der Entlaſſung leicht in eine kecke und gehäſſige Stimmung gegen den ehemaligen Dienſtherrn; es iſt als ob die willenloſe Abhängigkeit, die unterdrückte Selbſtbeſtimmung, jetzt aufſchnellend in ihr Gegentheil umſchlage. — In ſolchen Allgemeingedanken ſuchte ſich Eugen über die Mißſtimmung zu erheben und es gelang ihm.

Lipp war wunderbar anſtellig zu jeglichen Dienſtleiſtungen, ſeine ſchönen Zähne erſetzten ihm die faſſende Hand und als ihm Eugen lächelnd zuſchaute, ſagte er: „Ein Vogel braucht ja auch ſeinen Schnabel wie eine Hand, warum nicht auch der Menſch?“

Wenn einem am frühen Morgen ein zänkiſches Weib begegnet, gibts einen böſen Tag, vielleicht iſt doch etwas Wahres an dieſem Aberglauben.

Als Eugen von ſeinem unabänderlichen morgendlichen Spaziergange in die Schule kam, fand er von Lipp Alles wohlgeordnet.

Der kleine Sanscülette von geſtern trat während des Geſanges ein und blieb ſcheu zur Erde blickend, an der Thüre ſtehen. Eugen nickte ihm freundlich zu, denn die Knöpfe ſaßen wirklich an der rechten Stelle. Kaum war der Geſang beendet, als ein handfeſtes Weib in verwahrloſtem Anzuge hereinſtürzte und ehe noch Eugen zu Worte kommen konnte, ihn mit einer Fluth von Scheltworten übergoß. Erſt der äußerſten Strenge Eugens gelang es, dem Jetern und ausgiebigen Schelten Einhalt zu thun. Es ergab ſich nun, daß ſie die Mutter des Sanscülotten war, und dieſer hatte daheim berichtet, daß der Lehrer geſagt habe, ſeine Mutter müſſe ein „faules Schindluder“ ſein, da ſie ihm keine Knöpfe annähe. Ein unausſprechlicher Schmerz preßte die Lippen Eugens zuſammen, als er dies hörte; er fragte den Knaben, ob er das wirklich von ihm gehört habe, aber keine Bitten, keine Drohungen halfen, man brachte keinen Laut aus dem Knaben heraus. Eugen betheuerte nun der Frau, daß ihm ein ſolches Wort nie in den Sinn gekommen ſei, er könnte die Kinder zu Zeugen anrufen, wenn er das nicht für unpaſſend hielte; für ihr Benehmen werde ſich aber die Mutter vor dem Schulconvent verantworten müſſen. Die Frau wollte

nochmals aufbegehren, aber eine entſchiedene Handbewegung Eugens wies ſie aus der Thüre. Da ſtand nun der kleine Lügner und blieb trotz aller Mahnungen verſtockt und wortlos. Mit wehmüthigem Herzen erklärte Eugen allen Kindern ſeinen Kummer, daß er heute ſchon ſtrafen müſſe und warnte und beſchwor ſie, ihm und ſich ſolch Leid nicht anzuthun. Er ſperrte dann den Sanscülotten in die leere Küche.

Ein lügneriſcher Kindermund! Was giebt es ſchrecklicheres auf Erden? Und doch, wer kann ermeſſen, wie unſchuldig dieſes Kind an ſeiner Verſtocktheit iſt, wie es die Lüge thatſächlich vor ſich geſehen und preiſen hörte?

Deine Betrübniß, daß du zum erſtenmale ſtrafen mußteſt, dürfen die anderen Kinder nicht fühlen — in dieſem Zurufe an ſich vermochte es Eugen ſich ſeiner Aufgabe mit erhöhtem Eifer zu weihen, und gerade weil ihm jetzt zum erſtenmale die Freude an ſeinem Berufe getrübt war, ſuchte er die Pflicht derſelben ſich um ſo gebieteriſcher zu vergegenwärtigen.

Schon mehrmals hatte Eugen Lärm vor dem Hauſe gehört, er kehrte ſich nicht daran; jetzt hielt ein Wagen am Hauſe, der Lärm wurde lauter, Stephanie und Kronauer traten in die

Schulſtube. Stephanie konnte vor Lachen nicht reden und Kronauer erzählte, droben auf dem Schornſteine ſtehe der Sanscülotte und ſchreie das Dorf hinab: „Der Lehrer hat mich in ſeine leere Küche geſperrt und will mich in Rauch hängen.“ Eugen eilte auf die Straße, aber kein Bitten und keine Drohungen halfen, der unbändige Sanscülotte lachte ihn aus und kam nicht herab, bis ihn zwei Männer auf der von Lipp herbeigeholten Feuerleiter herabtrugen. Stephanie entſchuldigte ſich bei Eugen über ihr Lachen und es lag ein Herzton echten Wohlwollens in ihren Worten als ſie ſagte:

„Folgen Sie mir und verlaſſen Sie dieſen Poſten, Sie ſind eher zum Forſtmann geboren und ich kann Ihnen eine ſolche Stelle geben.“

„Ich danke Ihnen. Sie haben eine Sammlung von Wahrſprüchen. Schreiben Sie auch das Wort dazu, das Demoſthenes den Athenern zurief: Verlaßt den Poſten der Tugend nicht! Ich glaube, daß Tugend weſentlich nur gegen Menſchen geübt werden kann und nicht gegen Bäume und wilde Thiere.“

„Er iſt ein Athener und kein Corinther,“ ſagte Stephanie leiſe ſcherzend zu Kronauer und fuhr zu Eugen gewendet fort: „Sie ſind mehr

als tapfer. Bleiben Sie mir gut und wenden Sie ſich an mich, wenn ich Ihnen dienen kann."

Mit dieſen Worten verließ ſie die Schule und ſchnell raſſelte der Wagen das Dorf hinaus. Kronauer blieb bei Eugen zurück und wieder wehte es Eugen kalt an, als er ihm ſtrenge Züchtigungen anrieth. Eugen wußte nicht, was er erwiedern ſollte und faſt unwillkürlich ſagte er, er wolle es durch Liebe verſuchen. Er ließ den Sanscülotten neben ſich an dem Pult ſitzen. Kronauer verließ ihn mit kurzem Gruße.

Siebentes Kapitel.

Am Mittage fand Eugen über die Familie des Sanscülotten nachſchlagend folgende Worte Kaidl's in dem Kaffernbuche: „Melchior Kölblin, Hanstaps, ſogenannter Gemüthsmenſch, trinkt ſich beim Sonnenwirth eine große Zeche an's Bein und muß ſich nun von ihm eine arme Verwandte aufſchwätzen laſſen, die bei ihm Frau Magd war; das iſt eine Rippe, Pochel genannt, kann zehn Regimenter gegen einander hetzen, Münchhauſen ein Stümper im Lügen gegen ſie, ſäuft, der Mann nimmt die Kellerſchlüſſel, ſie bricht die Latten auf, er trifft ſie und prügelt ſie mit den Latten durch; gehen Sonntags ſtets zweimal in die Kirche, manchmal in die Betſtunden.“ — Eugen ſchlug das Buch zu, er hatte Luſt, es dem Feuer zu übergeben; war er ja in einer Colonie der verruchteſten Menſchen, wenn er dieſen Worten glaubte, ja nur eine Beachtung widmete. Er verſteckte indeß das Buch ſchnell, als der Sonnenwirth zu ihm an den Tiſch trat und von der Sitzung heute Abend ſprach. Eugen bat um ſeine Unterſtützung in der Angelegenheit

Lipp's und erhielt Zusage, aber die beharrliche Weigerung, selber einen Antrag darauf zu stellen; der Sonnenwirth behauptete, da Eugen einmal die Sache dem Schultheiß vorgetragen, dürfe sie kein anderer vorbringen, er spielte noch darauf an, daß Eugen den Lipp hätte bei „seiner Baronin" versorgen sollen; die Ablehnungen Eugens wurden mit Lächeln erwiedert.

Der herzliche Ton Stephanie's widerklang in den Ohren Eugen's. Giebt es eine Freiheit der Seele, die nur den freiherrlich Gebornen und Gebildeten möglich ist?... Wer kann die dunkeln Wurzelverbindungen hell aufdecken, die Eugen jetzt plötzlich von diesem Gedanken auf Vittore hinleiteten. Wie im Traume ein Bild erstiebt, dessen Erinnerung das wache Auge nur gestreift, so tauchte jetzt die Gestalt Vittore's vor ihm auf. Wie lange hatte er sie nicht gesehen, und sein schnelles Athmen mußte ihm sagen, daß er sich nach ihr sehne. Sie lebte da draußen, weitab vom Dorfe, still wie die Blumen des Gartens dort auf ihrem Grunde sich selbst genügend weiter blühen, allzeit bereit, das Auge des Kommenden zu erfreuen. Die alte Brigitte hatte dem Lipp vorgeworfen, daß er die Vittore liebe. Armer Lipp!

Im Hinausgehen nach der Mühle fühlte Eugen, daß er ſich nach der trefflichen Mutter faſt noch mehr ſehnte, als nach der Tochter; in dem Herzen, deſſen Wohlthun Alle prieſen, war er gewiß unvergeſſen. Was mußte ſie von ihm denken, daß er die treuherzige Zuvorkommenheit ſo ſchnöde vergaß? Als er die Mühle ſah und ſchon das Rauſchen des Baches hörte, ſtand er ſtill und ſagte ſich in Selbſtanklage, daß er doch nur zwiſchen Stephanie und Vittore vergleichen möchte, ja er glaubte zu entdecken, daß er durch ein Anſchließen an Vittore das alberne Gerede über Stephanie ablenken wolle. Du haſt kein Recht, ein ſchuldloſes Weſen zum deckenden Schilde zu machen; es iſt frevleriſches Spiel mit deinem Herzen und mit fremdem, und dein ganzes Herz muß deinem Berufe geweiht ſein.

Langſamen Schrittes kehrte Eugen um. Lipp kam ihm entgegen mit einem andern Burſchen, der auffallenderweiſe ſchon von ferne die Mütze abzog und ſeine kräftige Geſtalt ſeltſam zuſammenkauerte. Lipp brachte nun deſſen Anliegen vor, das im Geſuch um das Ortsbürgerrecht beſtand, wofür ſich Eugen in der heutigen Sitzung verwenden ſolle. Der Burſche mit einem etwas verkniffenen Antlitz und liſtigen grauen Augen

ſprach faſt kein Wort, ſondern beſtätigte nur die Ausſagen Lipp's, und Eugen mußte lächeln, daß man Lipp ſchon als ſeinen befürwortenden Kammerherrn anſah.

Die Mittagsſchule ging mit Schreiben der Erwachſenen hin, Eugen lehrte die Kleinſten buchſtabiren; er that dies mit einem beſonderen Behagen, denn nicht nur erfreute ihn das poſitiv ſichtbare Wachsthum, das hier deutlicher vor Augen lag als bei höheren Gegenſtänden, er fand noch einen beſonderen inneren Triumph darin, ſich an den mühſamen Aufbau von unten zu gewöhnen, wie er ſich überhaupt verſetzte, das was erſt in entfernter Verbindung mit der freien Geiſtesentfaltung ſtand, um ſo unverdroſſener und hingebender zu behandeln. Die höheren Anregungen ſind der freie Duft der entfalteten Pflanze, das fröhliche Einführen der Ernte. Wie jetzt draußen in der herbſtlichen Natur, ſo iſt hier in der Schule Ernte und Ausſaat neben einander.

In der Rathsſtube dauerte es lange bis die Gemeinderäthe ſich verſammelt hatten und als ſie endlich vollzählig waren, gab es noch viel Gerede darüber, wer eine Kuh, ein Schwein oder ein Pferd auf die große Viehausſtellung

nach der Reſidenz ſchicke; dann wurden andere Sachen vorgebracht, bis endlich der Schultheiß ſagte: „Wir wollen in Gottes Namen anfangen. Mir iſt's lieb, daß das erſte was wir zu thun haben für das Gotteshaus iſt.“ Er erklärte nun, daß der Pfarrer ihn noch vor ſeiner Abreiſe daran gemahnt habe, daß das Kirchendach mit glaſirten Ziegeln neu gedeckt werden müſſe. Nach vielem Hin- und Herreden wurde beſchloſſen, die Arbeit im Abſtreich zu verſteigern und fünf Jahre Gewährſchaft aufzudingen. Nun kam die zweite Sache. Es war ein Anſchreiben vom Amt da. Der Kloſemichel — der Vater des Mareile, wo Eugen vor wenigen Tagen die Händel geſchlichtet hatte — ſollte vergantet werden. Der Schultheiß erklärte, daß er dazu nicht ſo ſchnell bereit ſei; man müſſe einen Vergleich zu gewinnen ſuchen. Der Kloſemichel wurde hereingerufen und ſagte, daß er nicht anders Geld aufbringen könne, als durch eine Hypothek, dieſe wolle aber ſeine Frau nicht; die Frau wurde gerufen und weinend klagte ſie, daß ſie, ſo gerne ſie möchte, ihr Zugebrachtes wegen der Kinder nicht auch noch auf's Spiel ſetzen könne; ſie redete kein Wort von den Mißhandlungen, die ſie ausſtehen müſſe, und Eugen ſah ſie darob

mit leuchtenden Blicken an. Man gab dem Schultheiß Vollmacht, die Sache zu ordnen. Nun kam die Angelegenheit der Ansäſſigmachung, es nahm ſich Niemand des Burſchen an, als der Kirchbauer, bei dem er Knecht war; ſelbſt die Kirchbäuerin mußte ſich von einer Sache, deren Ausgang ſehr zweifelhaft war, losgeſagt haben, denn der Rainbauer ſchwieg trotz der wiederholten Aufforderung des Vetter Kirchbauers. Eugen erlaubte ſich zaghaft, dieſen zu unterſtützen, das Geſuch wurde aber verworfen; man habe Leute genug, die der Gemeinde auf dem Buckel liegen und jetzt erfuhr er, daß dies derſelbe Knecht ſei, der den Bachmüller bei den Gerichten angegeben hatte. Mit einſtimmigem Ja wurde dagegen des Rainbauern Karle die Heirathsbewilligung gegeben.

Eugen ſaß zum erſtenmale in einem berathenden Collegium und mit getheilter Empfindung ward er inne, wie hier die Selbſtgewißheit der Ueberzeugung eine harte Probe zu beſtehen habe.

Der Sonnenwirth winkte Eugen und dieſer brachte nun das Anliegen Lipp's vor, aber Alles ſchrie wider ihn, man habe dem faulen Burſchen die Stelle eines Gänſehirten geben wollen, warum

habe er ſie nicht angenommen? Man dürfe den Leuten, die hier freiwillig ausgezogen und denen man's verſprochen habe, nichts geben, wie komme der Lipp dazu. Eugen erkannte an manchem Blick und Wort, wie übel er gethan, ſich dieſer Sache anzunehmen.

Mit den Kindern in der Schule war es ihm leicht geworden, eine Methode zu gewinnen, hier ſchien es ſchwerer.

Als die Sitzung geſchloſſen und Eugen als Rathsſchreiber die Abfaſſung mehrerer Schriften aufgegeben war, begleitete ihn der Sonnenwirth und ſagte:

„Ich hab euch gewinkt.“

„Ich hab es ja auch vorgebracht, ihr habt mich aber nicht unterſtützt.“

„Ich hab euch ja gewinkt, ihr ſolltet's nicht vorbringen.“

„So? Da hab ich's falſch verſtanden. Ich behalte den Lipp nun doch.“

„Wie ihr wollt, ihr ſeid euer eigner Herr.“

Achtes Kapitel.

Kronauer hat zwar verſprochen, Unterweiſung in der Rathsſchreiberei zu geben, aber der Bachmüller war ja zehn Jahre Schultheiß, er wird die praktiſche Anleitung mit minder gönneriſcher Anmaßung geben. In dieſem Vorſatze treffen wir Eugen Abends in der Mühle. Die Müllerin und Bittore ſaßen auf der Bank vor dem Hauſe und waren damit beſchäftigt, Welſchkorn-Kolben (Mais) auf lange Bindfaden zu heften und Eugen ließ ſich's nicht nehmen, auf die Leiter zu ſteigen und mit Nagel und Hammer die ſchön aufgereihte gelbe Frucht ſo aufzuhängen, daß ſie faſt die ganze Vorderſeite des Hauſes bedeckte. Er brachte das Abwehren der Frauen erſt dadurch zum Schweigen, daß er ſagte: er wolle ſich ein Abendbrod bei ihnen verdienen. Es muthete ihn gar erquicklich an, daß er dieſen Menſchen wiederum bei der Arbeit hülfreiche Hand bieten konnte. Noch mehr als vereintes Wandern über Berg und Thal einigt gemeinſame Arbeit, es iſt, als ob in dem ſo Be-

wirkten die vertheilte Kraft des Daſeins ſich elektriſch begegnete und faßte . . . Du ſtehſt doch auf der Leiter vom Boden der Alltäglichkeit weg, ſagte ſich Eugen in dieſem Sinnen. Als er nun fertig war und Bittore ihre Freude an den zierlichen Wellenlinien und Figuren ausdrückte, die er aus den Kolbenkränzen gebildet hatte und dankend hinzuſetzte: „Siehſt Mutter wie ſchön er's gemacht hat? Aber unſre Arbeit iſt doch auch dabei," da zuckte Eugen unwillkürlich zuſammen; war das nicht die Fortſetzung ſeiner Gedanken auf der Leiter?

Die Mutter warnte Bittore, ſie ſolle Niemanden ſagen, wer die Kornkränze aufgehängt habe, indem ſie ſchloß: „und laß dich's nicht gereuen, wenn wir die ſchönen Figuren da abthun und verbrauchen müſſen."

„Nein biole, ich eſſ' einen ſchönen Apfel noch viel lieber, weil er ſchön iſt, das iſt brav von ihm, daß er das Aug erfreut; aber er iſt doch zum Eſſen da," erwiederte Bittore, holte zwei Aepfel aus einem danebenſtehenden Korbe, reichte einen davon Eugen und verſpeiſte ſelber den übrigen mit ſchmatzendem Behagen. Es ſprach Eugen wieder freundlich an, wie dieſes freie Weſen in geſunder Freude am Schönen

ſich weit über die Nipptiſchwelt erhob, die ſich neben dem rein Geſchmackloſen mit gebrauchloſer Schönheit umgiebt. Gewiß war hier auch die innere Welt der Gedanken und Empfindungen nicht blos Spielerei des Nipptiſches. Indem er den Apfel von Bittore empfing, ſagte er ſcherzend:

„Ihr könntet Eva heißen und das der Apfel vom Baume der Erkenntniß.“

„Bei uns heißt man dieſe Aepfel Schafnaſen,“ entgegnete Bittore laut lachend, „heißet ihr mit dem Taufnamen Adam?“

„Nein, ich heiße Eugen,“ erwiederte dieſer ebenfalls herzhaft lachend.

Die Müllerin, die den Korb mit Aepfeln aufgenommen hatte, ſtellte ihn plötzlich nieder und ſchaute nach den Lachenden um.

Eugen konnte ſich nicht enthalten, nochmals über das Welſchkorn zu ſprechen und die Betrachtung daran zu knüpfen, daß dieſe fremdländiſche Frucht hier ſo gedeihe und wie ſehr es zu wünſchen ſei, daß die Früchte fremden Geiſtes auch immer ſo willigen Boden fänden.

„Man kann das Welſchkorn auch nicht überall pflanzen,“ entgegnete Bittore, „es braucht kräftigen Boden und genaue Arbeit und wird in

manchen Gegenden gar nicht reif; aber was ihr da saget, ist grad' wie aus den Stunden der Andacht."

„Leset ihr das Buch?" fragte Eugen.

„Ja, wir haben's eigen, und Winters am Abend und Sommers am Sonntag lesen wir jedesmal darin."

Man hörte jetzt ein Poltern im Stall, Vittore eilte dahin, Eugen folgte ihr.

„Ho ho!" rief Vittore, „hast dich losgerissen? Rubig!" Sie faßte schnell einen kräftigen Grauschimmel, der bei ihrem Rufe die Nüstern aufblies, am Halfter, drängte ihn in seinen Stand zurück und band ihn wieder fest.

Aus dem Kuhstall hörte man ein Brummen.

„Sie haben mich gehört," sagte Vittore und ging zu den Kühen. Alle fünf wendeten sich nach ihr.

„Versteht ihr selber das Vieh?" fragte Eugen.

„Nein, aber ich habe die Aufsicht. Die schwarze da mit den hochstehenden Hörnern, die versteht jedes Wort. Nicht wahr, Amsel?"

„Haben die anderen auch Namen?"

„Freilich. Die Scheck heißt Fleckle, die da Stern und daß das ein Bleß ist, seht ihr, die

graue da heißt Muskate, des Kronauers Anni hat ſie ſo genannt, die verſteht, wie man die Thiere behandeln muß."

Vittore freute ſich ſehr, als Eugen ihre Fütterung lobte, indem er aus einem Faſſe eine Handvoll mit Kleie angebrühten Häckſels nahm. Sie führte dann Eugen auf ſeine Bitten durch das ganze Hausweſen bis hinauf zu dem Taubenſchlage. Ueberall herrſchte Sauberkeit und feſte Ordnung. Das Haus war noch eines jener altväteriſch behäbigen mit unbarmherzig ſteilen Treppen und verſchwenderiſchem Flur, die Fußböden waren nur gebrettert, ſo daß Schritt und Tritt jedes Einzelnen im ganzen Hauſe gehört wurde.

Vittore war ganz glücklich, daß Eugen ſich am Einblicke ſolch eines ganzen vollen Lebens erfreute; ſie berichtete, daß der Vater trotz aller Mahnungen nicht neu bauen wolle und beantwortete dann alle Fragen Eugens bündig und beſtimmt; vieles Weitergehende war ihr unbekannt, aber was ſie wußte, wußte ſie ganz; ſie nahm die Belehrungen Eugens ebenſo unbefangen hin, als ſie die ihrigen mittheilte.

Solch ein Hausweſen kennen lernen iſt, wie ein mit Bedacht geſchaffenes harmoniſches Kunſt-

werk in wenigen Stunden in ſich aufnehmen, und iſt es nicht auch für ſich betrachtet ein Kunſtwerk?

Dieſen Gedanken ſuchte Eugen mit möglichſter Umſchreibung Vittore klar zu machen, ſie ſchien ihn nicht zu faſſen und nickte erſt zufrieden, als er hinzuſetzte, er fühle ſich jetzt hier heimiſch, da er das ganze Leben und Weben im Hauſe kenne.

Als die Beiden in die Stube traten, die jetzt ſchon geheizt war, däuchte es Eugen, er kehre mit Vittore von einer großen Reiſe zurück und als habe ſie ihm ſtille Geheimniſſe geoffenbart, während ſie ihm doch nichts geſagt hatte, was man nicht Jedem und überall mittheilen durfte.

Auch Vittore mußte noch weiter über Eugen gedacht haben, denn ſie ſagte:

„Uebermorgen backen wir, kaufet Mehl und ich will euch euer Brod backen; ihr kommet billiger dazu und krieget's beſſer als vom Bäcker, der macht es immer zu naß und ſchwer.“

Eugen bejahte.

Die Müllerin ſprach faſt kein Wort, ihr Blick ruhte beſtändig auf Eugen und dieſen durchſchauerte es mehrmals, als er dem Strahle ihres

Auges begegnete, eine Ahnung ſtieg wieder in ihm auf und überglühte ſeine Wangen; aber iſt nicht Vittore juſt auf den Tag in gleichem Alter mit ihm?

Um ſeine Befangenheit los zu werden, öffnete Eugen das Klavier, er bat Vittore zu ſpielen, aber mit ſchmerzvoll niedergeſchlagenem Blicke ſagte ſie, das Klavier ſei ein Erbſtück des Großvaters, der auch Schulmeiſter geweſen ſei, ſie habe von ihm zwar ein wenig darauf ſpielen gelernt, aber ſeit fünf Jahren, ſeit ihrem Unglück habe ſie nie mehr geſpielt. Das letztemal habe es der Bernhard von Trenzlingen aufgemacht und ſie hätten dazu geſungen. Eugen war betroffen von dem, was er hörte: von einem Unglück, vom Bernhard, aber ſchnell gefaßt ſpielte er die Weiſung des Liedes, das ſie einander unſichtbar gepfiffen hatten und Vittore ſchaute verwundert drein, als er die Weiſung variirte und ſie aus allerlei ſeltſamen Wendungen bald getheilt, bald ganz hervorſpringen ließ.

Die Müllerin hatte während deſſen den Abendtiſch hergerichtet und kaum ſchlug die Schwarzwälder Uhr an der Wand und ſchrie es Kukuk in dem Gehäuſe, als der Bachmüller eintrat; ihm folgten zwei Mühlknappen und zwei Knechte

so wie die Magd, die eine große Schüssel trug und auf den Tisch stellte. Der Bachmüller reichte Eugen die Hand, dann faltete er schnell die Hände, betete vor und man setzte sich zu Tische.

Die Bachmüllerin hatte wegen Eugens keine Umstände gemacht wie die Frau Lehnert in Röthhausen, und doch mundeten Eugen die „gebrägelten Spätzle*)" fast noch besser. Es konnte als bezeichnend für das Eheleben hier gelten, daß der Bachmüller sich nichts herausschöpfte. Als er aufgegessen hatte und die Bachmüllerin ihn fragte:

„Willst noch Anton?" erwiederte er den Teller binhaltend:

„Ja, wenn ich noch was bekomme."

Eugen brachte während des Essens sein Anliegen vor, daß ihm der Bachmüller Anleitung zur Abfassung der Schriften geben möge, er habe mehrere Schuldklagen zu beantworten und — der Bachmüller schnitt ihm das Wort ab und sagte, er solle damit warten bis nach dem Essen; er habe schon gehört, daß er auch den Schultheiß beim Essen mit allerlei überlaufen habe, das gehe hier zu Lande nicht.

*) Eine in Fett gebackene oberdeutsche Mehlspeise.

Eugen hatte sich auf seine Menschenkenntniß etwas zu Gute gethan, er wußte, daß nichts die Menschen so freundlich stimmt als wenn man sich von ihnen unterweisen läßt, er wollte sich dadurch den Bachmüller geneigt machen; jetzt sah er zu seinem Leide, daß er durch unzeitiges Vorbringen dieß gestört habe. Er lenkte auf einen andern Gegenstand über und sprach davon, daß man gar kein Lied mehr auf der Straße höre, da rief der Bachmüller den Löffel auf den Tisch werfend:

„Ja und wenn's weiter nichts gewesen wäre als das, schon darüber hätte das Volk, wie man's nennt, Mord und Todschlag anrichten dürfen. Die Pfaffen und Beamten haben das Singen verboten und bald wird kein Mensch mehr ein Lied kennen; in Tyrol hab ich mir sagen lassen, haben die Pfaffen schon alle Lieder stumm gemacht. Wenn die Herren könnten, den Vögeln in der Luft thäten sie das Singen verbieten; die Unterthanen sollen wie die Hühner und Gänse stumm sein und sich rupfen und fressen lassen."

„Mann, sei ruhig" rief die Müllerin, dem Aergerlichen zu, dem alles Blut zu Kopfe geschossen war, so daß seine Stirne glühte „sei

ruhig, es thut dir doppelt nicht gut, wenn du dich beim Eſſen ärgerſt."

„Haſt recht, ja. Habt ihr auch ſchon gehört, daß die Pochel heut über'm Lehrer geweſen iſt?" Er erzählte nun das Eindringen der Sansculotten-Mutter.

Die Bachmüllerin ermahnte Eugen nur nicht abzulaſſen, indem ſie ſagte:

„Wenn die Diſtel im Ackerfelde noch klein iſt, kann man ſie ausjäten und es ſchadet dem Korn nichts, ſpäter geht's nicht mehr und ſie verdirbt das Korn."

„Du gehſt nicht weit über Land nach deiner Weisheit," ſcherzte der Bachmüller.

Man ſtand heiterer vom Tiſch auf, als es den Anſchein gewonnen hatte.

Neuntes Kapitel.

Nach dem abermaligen Gebete ſchickte der Bachmüller Frau und Tochter aus der Stube fort und ſagte nun Eugen, er möge ſeine Sache vortragen, indem er ihn noch ermahnte, nie vor irgend Jemand von ſolchen Angelegenheiten zu ſprechen; als Rathsſchreiber könne er die ganze Gemeinde in der Hand haben, beſonders die in Prozeſſen und Klagen ſtecken und die meiſt die leſeſten ſeien; wiſſe man nun ſeine Verſchwiegenheit, ſo werde ihm Jeder zu Gefallen zu leben ſuchen, damit er nichts über ihn verrathe. Eugen dankte aufrichtig für dieſe Erinnerung und bat um Entſchuldigung, daß er ihn mit Sachen behellige, die ihm doch verleidet ſein müſſen. Der Bachmüller erklärte, daß er ſich durch die Regierung ſein Leben nicht verbittern laſſe, ſie habe ihm weder Leben noch Ehre gegeben und könne ſie ihm auch nicht nehmen; er laſſe ſich überhaupt von Nichts und von Niemanden zur Verzweiflung bringen.

Wie erfriſchenden Athem ſog Eugen dieſe

Worte ein: ja, auf der Volksſchichte, die nie verzweifelt, ruht unſre letzte Hoffnung. Das Phlegma, das wir in heißen Kampfestagen oft verwünſchen, iſt es doch wieder, was Einzelmenſchen und ganzen Völkerſchaften die Kraft der Ausdauer verleiht.

Eugen ſuchte nach den Worten, um dieſe Gedanken in „klein Geld“ zu verwechſeln, es kam nicht dazu. Aus der Küche vernahm man vierſtimmigen Geſang:

„Das ſind meine Weibsleut und die Knechte,“ ſagte der Müller und gab, während es draußen immer heller klang, dem Lehrer die trefflichſten Anweiſungen. Als dieſe zu Ende waren, nahm der Bachmüller die Zeitungen auf, die während des Geſpräches ein Knecht mit einem Gruße von Kronauer gebracht hatte. Schon fernhin ſichtbar waren manche Stellen einfach und manche doppelt angeſtrichen. Mit Klagen über den engen und kleinen Druck holte ſich der Bachmüller ſeine Vergrößerungsbrille und ſagte, er würde den Lehrer bitten, ihm vorzuleſen, wenn er ſich nicht denken könnte, daß ſeine Junge müd ſein müſſe. Eugen bejahte und nahm das dargereichte Beiblatt, er heftete den Blick auf die Zeilen, aber er las nicht, denn draußen wurde geſungen:

Ein Ding liegt mir im Sinn,
Für Gleut möcht' ich weinen,
Wenn ich denke, was ich bin.

Was hatt mich ein neues Haus,
Darinnen thut's köstlich wohnen?
Man trägt mich bald heraus.

Was hatt mich ein neuer Tisch,
Darauf ist gut Essen und Trinken?
Es währet aber nicht lange mit mir.

Was hatt mich ein neues Kleid,
Mit Hoffarth thu ich's tragen?
Nach Hoffarth kommt greß Leid.

Was krieg ich mit auf meine Reis'?
Nichts als vier harte Dielen,
Dazu ein weißes Kleid.

Was krieg ich unter meinen Kopf?
Nichts als ein paar Hobelspäne —
Da liegst du armer Tropf.

Eugen gedachte still, wie so seltsam die Menschen mitten im Behagen des Seins sich das Ende vorrufen, wol um dann befreit sich des Lebens zu erquicken. Der Bachmüller sagte aufschaurend:

„Sonst liest mir meine Bittere oder die Mutter vor, aber es ist gut, daß sie heut einmal singen. Seht, da steht was, worüber ich heut mit dem Kronauer gestritten hab; er ist hös auf den Advokat B., der auf sein Ehrenwort

aus dem Untersuchungsgefängniß entlassen, sich davon gemacht hat, der Kronauer sagt: das richtet die Welt zu Grund, man muß auch dem Feinde Wort halten. Ich aber sag: Alles gut und schön, aber ich kenn' den B. vom Landtag, der giebt sein Herzblut für die Menschen hin, ich weiß, wie weh es ihm gethan hat, sein Wort zu brechen, aber hat man's uns nicht auch gebrochen? Die Zeitung da spricht wie der Kronauer, aber noch viel schärfer und mit Schimpfworten auf die Liberalen."

Eugen war eben daran, dem Kronauer recht zu geben und darzulegen, daß man sich durch Schlechtigkeit Anderer nicht dürfe verderben lassen, da hörte er draußen Viktore sagen:

„Mutter, heut singet mir zu lieb mit das Lied von des Pfalzgrafen Tochter." Sie stimmte mit schöner Diskantstimme an und alle Anderen fielen ein:

Es wohnt ein Pfalzgraf an dem Rhein,
Der hatt' drei schöne Töchterlein.
Zwei Töchter sind betrauen weg,
Die dritte hat ihn in's Grab gelegt.
Dann ging sie singen vor Schwester Thür:
„Ach, brauchst du keine Dienstmagd hier?"
„Wer brauchen, wer brauchen vor meinem Thor?"
„Es ist eine arme Dienstmagd davor."

„Eine arme Dienstmagd, die wollen wir nicht,
Die ißt unser Brod, die brennt unser Licht.“

„Eine arme Dienstmagd bin ich zwar,
Doch will ich nur trockne Rinden fürwahr.“

„Ei Mädchen, du bist viel zu fein,
Du gehst gerne mit den Herrlein.“

„Ach nein, ach nein, das thu ich nicht,
Meine Ehre mir viel lieber ist.“

Sie dingt das Mädchen ein halbes Jahr,
Sie dient bei ihr wol sieben Jahr.

Und als die sieben Jahr ume war'n,
Das Mädchen fing zu kränkeln an.

„Ach, Mädchen, wenn du krank willst sein,
So sag, wer deine Eltern sein.“

„Mein Vater war Pfalzgraf an dem Rhein,
Meine Mutter ist Königs Töchterlein.“

„Ach nein, ach nein, das kann nicht sein,
Sonst wär'st du mein jüngstes Schwesterlein.“

„Und wenn du mir's nicht glauben willst,
So geh nur an meine Kiste hin.

Und lag, was droben geschrieben steht,
Du kannst du's mit den Augen sehn.“

Und als die Kiste aufgebrochen war,
Da liefen ihr die Thränen die Backen 'rab.

„Ach, Mädchen, hätt'st du's schon lang gesagt,
In Seid' und Sammt hätt' ich dich kleid't.

Ach bringt mir Wick, ach bringt mir Wein,
Es ist mein jüngstes Schwesterlein.“

„Weg, weg mit Wecken und weißem Wein,
Will nur ein kleines Särgelein.

Macht mir mein Todesgrädelein,
Darin will ich begraben ſein.“

Träumeriſch verſunken hörte Eugen dem Liede zu. Ja, das alte Volkslied dichtet noch von irrenden Königskindern; der Gegenſatz iſt gar zu lockend: Menſchen, die ſtets ſorglich behütet und willfährig bedient waren, nun auf ſich ſelbſt geſtellt und Anderen dienſtbar zu ſehen und dazu dieſe ſtille Selbſtverläugnung bis zum Tode...

„Der Graf Falkenberg,“ rief plötzlich eine Stimme und eine Hand legte ſich auf die Schulter Eugens.

„Ja. Was wollen Sie? Was ſoll's?“ rief Eugen haſtig aus dem Traum erweckt.

„Was habt ihr? was zittert ihr ſo?“ fragte der Bachmüller ruhig, der neben ihm ſtand, „nichts will ich, ich hab' euch nur ſagen wollen, daß der Graf Falkenberg zum Tode verurtheilt iſt, da ſteht's, gebt mir euer Blatt, ich will die Zeitung wegthun.“

Eugen riß das Blatt an ſich und las — ſein eigenes Todesurtheil, ſeine Hände zitterten doch, er drückte ſich mit der Hand die Augen zu, als er das Blatt zurückgab.

„Jetzt iſt mir's lieb, daß ich die Zeitung allein geleſen hab'," ſagte der Bachmüller, „meine Frau, ich will ſagen die Weibsleut, hätt's doch wieder grauſam erſchreckt. Das Todesurtheil iſt doch nur ein Schuß, den die Wache dem Entſprungenen nachſchickt, der längſt aus der Schußweite iſt; aber ich kann's nicht leugnen, es hat mich doch auch geſchüttelt und euch auch, wie ich ſeh, ihr ſeid ja ganz kreideweiß. Habt ihr den Grafen Falkenberg gekannt?"

„Ja, ja wohl," ſagte Eugen ſtotternd.

„Ihr müſſet mir ein andermal, wenn wir allein ſind, davon erzählen," ziſchelte der Bachmüller noch ſchnell, während Mutter und Tochter in die Stube traten. Eugen hörte kaum, wie der Bachmüller ſeine Frau über ihr trauriges Ausſehen ſchmälte; ſie hätte der Bittore nicht nachgeben und nicht ſingen ſollen.

Eugen verließ raſch das Haus.

Zehntes Kapitel.

Im nächtlichen Streifen durch Feld und Wiese war es Eugen immer, als hörte er hinter sich dreinrufen: Zum Tode verurtheilt! Entfliehen? Du hast erst heute das Wort ausgesprochen: Verlaßt den Posten der Tugend nicht. Was ist denn jetzt mehr geschehen als ehedem? Du kanntest deine Verurtheilung, ob zu Tod oder tödtendem Kerker. Besser der Tod ...

Der Herbstwind brauste über die Flur, pflückte welke Blätter von den Bäumen und riß sie rauschend fort und durch die Gedanken Eugens klang eine Strophe des Liedes:

Was trieg ich mit auf meine Reis'?
Nichts als vier harte Dielen,
Dazu ein weißes Kleid.

Die Welt ist untergesunken, Alles todt, aus jagenden Wolken blicken glitzernde Sterne auf und Sternschnuppen fliegen hin und her und verschwinden ... Ich halte fest, und freudiger als das Sterben auf dem Schlachtfelde grüß ich dich, o Tod, hier auf meinem Acker-

felde, wo ich junge Menſchenherzen erwecke und bilde, und fällt das Beil, das über mir ſchwebt, mein Tod wirkt Leben in den Herzen hier und weiter hinaus. Ich halte mich nicht zu klein, als Martyrer in die Schranken zu treten mit allen Blutzeugen des Glaubens.

Eugen kehrte gefaßt und froh in das Dorf zurück. Am erſten Hauſe vernahm er den Sang des Nachtwächters:

Hört ihr Herren und laßt euch ſagen:
Unſre Glock hat eilf geſchlagen.
Eilf iſt der Apoſtel Zahl,
Die da lehrten überall.

Ja, ihr frommen Helden, unter ſtändigen Todesgefahren habt ihr eure Wahrheit verkündet; unſre Wahrheit weicht euch nicht am Muth ihrer Bekenner. Giebt es keine vollkommene Wahrheit, ſo iſt doch der freudige Tod einziges und höchſtes Zeugniß der innern Wahrhaftigkeit und die Wahrhaftigkeit macht uns frei ...

Der Nachtwächter grüßte verwundert den ſpätwandelnden Eugen und dieſen ſtörte es nicht im geringſten, in dem Manne, deſſen Zuruf ihn nun ſchon zum zweitenmale in's Herz hinein getroffen hatte, den Kleſemichel zu erkennen. Die Mahnung bleibt in ihrer Kraft und käme ſie

aus der Betrachtung von Pflanze und Thier oder aus einem ſeiner Menſchenwürde vergeſſenen Munde.

„Ich hab' gemeint, ihr ſtudiert noch, es iſt noch Licht im Schulhaus," ſagte der Kloſemichel und Eugen eilte nach Hauſe. Es war ihm lieb, daß noch ein Menſch ſeiner harrte. Der ſchlaftrunkene Lipp war ganz glückſelig, daß Eugen ſtatt ſeine Eindringlichkeit zu ſchelten, ihm freundlich die Hand reichte und ſagte, daß er immer bei ihm wohnen könne. Durch Lipp gedachte Eugen jetzt der Bittore und fragte, was der Vorwurf der Brigitte gegen ihn bedeute und welches Unglück denn Bittore gehabt habe.

„Das kann ich Alles genau berichten," ſagte Lipp, „ich will's nicht leugnen und ich kann's auch nicht, daß ich die Bittore gern hab; von kriegen kann ja kein' Red ſein, daraus wird ja keinmal und nimmermehr etwas; deßwegen kann mir's aber doch Niemand wehren, daß ich ſie lieb hab. Ich hab mir's ſchon oft gewünſcht, daß ſie auch arm wär wie ich, aber das wär wieder letz; dann hätten wir ja beide nichts und nichts iſt gut für die Augen, ſagt das Sprichwort, und ſo geht mir's auch. Jetzt weiß ich,

was es heißt, er ſieht das Madel gern; ich ſeh ſie nur gern, weiter will ich nichts von Gott und der Welt. Ich hab euch ſchon geſagt oder auch vergeſſen, daß ich ein Jahr lang, eh ich unter's Militär gangen, Müllerburſch auf der Bachmühle geweſen bin; der Oberknapp, Konrad von Eſterdingen hat man ihn geheißen, der hat die ſchönſte Forelle aus dem Mühlbach weggefiſcht, die Bittore hat ihn gern gehabt. Der Alte hat's nicht leiden wollen, aber die Müllerin, die Leut ſagen, ſie ſei eine Engländerin, engliſch iſt ſie gewiß, hat's zuweg bracht. Der Konrad, das war ein Menſch, ſo ſchön und groß wie eine Tanne und ſtark wie keiner, der hat ein Malter Gerſte drei Treppen hinaufgetragen und dabei geſungen und gepfiffen, auch gutherzig iſt er geweſen, aber ſtolz, grauſam ſtolz und das iſt er noch mehr worden, wie er mit der Bittore verſprochen geweſen iſt. Ich hab einmal auf dem Theater Wilhelm Tell mitgeſpielt, ich und meine halbe Compagnie waren als alte Oeſtreicher verkleidet, und wie ich da den Tell und ſeine Frau geſehen hab, war's gerade, wie wenn man den Konrad und die Bittore bei einander ſähe, ſo ſchön und groß — "

„Was war's denn mit dem Unglück?"

unterbrach Eugen den Lipp, der sich offenbar auf seine Theaterlaufbahn etwas zu gut that.

„Ja, das war so. Dazumal hat der alte Pfarrer hier einen reichen Kaufmannssohn im Haus gehabt, der hat Korn gebeißen und war närrisch und wo er gangen und gestanden ist, hat er mit sich selber gewelscht in lauter fremden Sprachen und darum hat man ihn hier das Welschkörnle gebeißen. Er hat Niemand nichts zu Leid than und hat immer seine Nägel abgebissen. In der Bachmühle da hat er seinen Aufenthalt gehabt, da ist er immer hingangen vom Pfarrhaus und da hat er geschafft was man ihn geheißen hat, besonders wenn's die Bittore gesagt hat. Der Bachmüller hat's nicht leiden wollen, daß er da seinen Aufenthalt hat, aber die Bachmüllerin, die ist gar gescheit, die hat gesagt: dem Simpel ist's wohl in der Mühle, wenn das so rauscht und die Mühle geht, ist ihm das immer wie ein schön Spielzeug. Die Simpel sind immer gern in den Mühlen und so ist der Welschkörnle auch blieben. Er hilft jetzt einmal Heu abladen und da zankt ihn der Konrad, der Bräutigam gewesen, und sagt, er soll mehr auf die Gabel nehmen und nicht so faul sein. Da schreit der Welschkörnle: Du hast mir nichts zu

befehlen und rennt dem Konrad die eiſerne Heugabel durch den Leib, daß er noch am ſelben Tag geſtorben iſt. In der Heuet waren's fünf Jahre, daß das geſchehen iſt."

Im Verſenken in ein fremdes ſo trauriges Geſchick fand Eugen die volle Ruhe in ſich wieder. Er verſtand jetzt die ſeltene Kraft Vittore's noch beſſer; einſt hatte ihr das Geſchick ein Verhältniß zerſtört, das zu Kronauer hatte ſie aus freier Selbſtbeſtimmung muthig in ſich überwunden. Welch eine Naturkraft gehört dazu, um nach allem dieſem ſo harmlos und unzerſtückt im Leben zu ſtehen.

Elftes Kapitel.

In aller Frühe, als eben Eugen vor dem Hauſe war um ſeinen Morgengang anzutreten, kam der Bachmüller und brachte ihm die Schriften, die er geſtern Abend bei ſeinem haſtigen Weggehen in der Mühle hatte liegen laſſen. Der Bachmüller war ſeltſam befangen. Sie waren ſchon eine gute Strecke mit einander dahingeſchritten als er jetzt ſagte:

„Ihr müßt mir's nicht übelnehmen, wenn ich euch gemahne, daß ihr euch mehr an den Kronauer halten ſolltet; er kann euch beſſere Unterweiſung geben und hat's euch ja auch verſprochen. Ihr kennet den Kronauer noch nicht, in dem iſt kein böſer Blutstropfen; ich bin ſonſt nicht ſo, aber dem thu ich ungefragt nach was er thut, und wenn ich ſeine Handſchrift ſehe, ſo unterſchreib ich ohne nachzuleſen was oben ſteht."

Eugen nickte willfährig und doch konnte er es noch zu keiner freundlichen Gewärtigung mit Kronauer bringen. Es giebt Menſchen und Beziehungen, wo Alles eine unberechenbar verkehrte Deutung gewinnt; ſo ſah Eugen in den hinge-

benden Ausſprüchen des Bachmüllers eine verwerfliche Beugung unter eine Autorität und er mußte ſich noch ſagen, daß der Baron und reiche Gutsbeſitzer hierbei ungehörige Geltung habe, der Bachmüller hätte ſich von einem Nichtadeligen und Armen nicht ſo geſchmeichelt und gefangen gewußt. Auch zürnte Eugen noch dem Kronauer wegen Vittore, er hatte es doch nicht vergeſſen, daß Kaidl ihn einen „Weibermann“ genannt hatte und war überzeugt, daß er ſein gut Theil Schuld an dem ſchweren Kampfe Vittore's trug, die er durch onkelhafte Zutraulichkeiten ſo elend gemacht hatte.

„Ihr ſeid alſo ganz einig mit dem Kronauer?“ fragte Eugen.

„Nicht ganz, er iſt noch immer conſtitutionell, es mag gehen wie es will, er will immer noch einen König für Deutſchland und ich bin offen geſtanden Republikaner. Wenn die Menſchen ſo ſchlecht ſind, wie der Kronauer und die mit ihm ſind meinen, ſo können ſie auch einmal auf eigene Hand ſchlecht ſein; ſchlimmer als es jetzt iſt, kann's nicht werden. Aber daß ich's nicht vergeſſe, ihr habt mir ja vom Graf Falkenberg erzählen wollen. Jetzt ſaget, was wiſſet ihr von ihm?“

„Wie kommt's, daß ihr nach dem Flüchtling so eifrig fragt?"

„Der Graf geht mich just nichts an, aber mein Sohn, der in Schleswig-Holstein geblieben ist, hat von ihm geschrieben, daß er so absonderlich gut gegen ihn gewesen sei; der Kaidl hat gesagt, er kenne ihn auch, aber wenn dem für jede Lüge ein Haar ausging', müßt' er schon lang eine Perücke tragen."

„Ihr habt euch von Kronauer auch gegen den Kaidl einnehmen lassen," entgegnete Eugen und suchte möglichst das Gespräch abzulenken, „der Kaidl ist, wenn er sich auch manchmal übernimmt, doch ein Mann der Wahrheit, der die herrschende Niederträchtigkeit tief im Herzen erkennt; ihr solltet auch gut von ihm sprechen."

„Ja, ja, ich hab nichts gegen den Kaidl, er ist in Amerika, todt für uns und von Todten soll man nur Gutes reden und ich kann das auch in Wahrheit thun. Der Kaidl hat sein Lebtag ein gutes Herz gehabt, den Bissen aus dem Mund hat er hergeben; auf seinen Vortheil war er gar nie bedacht, und hat immer lieber geben als genommen. Es ist aber jetzt gar nicht vom Kaidl die Red, wollet ihr mir

vom Graf Falkenberg berichten oder nicht? Saget's nur frei heraus."

Da war Eugen wieder die Piſtole auf die Bruſt geſetzt und die Zähne mit den Lippen ſchärfend ſagte er:

„Ja, ja, ich ... ich kannte ihn, ich will euch nur Einen Charakterzug von ihm erzählen, da kennt ihr den ganzen Menſchen. Als er noch auf der Schule war, las man einſt eine ſchauerliche Reiſebeſchreibung, worin die Qualen des Waſſermangels aufs Gräßlichſte geſchildert waren und der Knabe nahm ſich vor, ſich in Entbehrungen zu erproben und genoß im hohen Sommer zwei Tage lang keinen Tropfen Flüſſiges, bis er in der Schule von einer Ohnmacht überfallen wurde."

Der Bachmüller war überzeugt, daß der Lehrer den Grafen nur von der Schule her kannte; er fragte daher Eugen nicht weiter und ſie ſchlenderten ſtumm mit einander. Eugen empfand ſchon äußerlich in dieſem gemeinſamen Wandern ein prickelndes Mißbehagen, er war an einen feſten taktmäßigen Schritt gewöhnt und der Bachmüller ſchlurfte ſo ungleichmäßig dahin und hob die Füße kaum.

Vor dem Dorfe miſchte ſich der Bachmüller

unter mehrere ſonntäglich geputzte Bauern, die ihm mit Pferden, Kühen, Ochſen und Kälbern begegneten; ſie zogen zur Viehausſtellung nach der Reſidenz und der Bachmüller verkündete den Ruhm Kronauers, der nichts dahin ſchickte. „Die größeren Gutsbeſitzer," habe der Kronauer geſagt, „ſollten nicht mit um den Preis ringen, ſie können ſo viel Salz füttern und in Anſchaffungen ſo viel aufwenden, daß es gar kein Verdienſt iſt, wenn ſie den Preis gewinnen, d'rum müſſen ſie das den kleineren Bauern überlaſſen."

Eugen fand kein Gehör mit ſeinem Einwande, wie es auf dieſe Art aber auch leicht kommen könne, daß kein rechter Mann mehr etwas ſchicke, nur um auch für einen großen Gutsherrn zu gelten.

Als Eugen in das Dorf zurückkehrte, ward er ſchon am erſten Hauſe vom Straßenſpiegel der Pfarrerin aufgefangen, ſie ließ ihn heraufkommen und berichtete ihm, daß der „Herr Pfarrer" geſchrieben habe, er bleibe noch vier Wochen in der Hauptſtadt, um dort die zweite Auflage ſeiner gelehrten Abhandlung über den Hebräer-Brief ſelber zu corrigiren; er ſchicke einen Vikar, den er überhaupt behalten wolle, und nachträglich berichtete ſie, daß das Conſiſtorium

die acht Tage, die Eugen mit seiner verspäteten Ankunft versäumt habe, ohne Rüge hingehen lasse. Eugen dankte lächelnd, er hatte es längst vergessen, daß er noch diesen Schuß in der Luft fliegen hatte.

In der Schule war es ihm leicht und frei, er hatte ja, wenn auch nur noch kurz, eine Schule wie sie die Zukunft heischt, selbständig und ohne anmaßliche Ueberwachungen der Kirche. Die beiden Hauptpunkte, die Disciplin und die Lehrform, lernte er immer leichter handhaben. In der Schulzucht nicht zu viel thun, nicht die Zügel zu straff halten und wenn sich das unthunlich erweist, zu nachgiebig werden und die Zügel aus der Hand lassen, das lernte er nun und seine Mitregenten halfen ihm getreulich. Der Sanscülotte ward milder behandelt, denn es zeigte sich, daß das Lügen ein sehr verbreitetes Laster geworden war. Eugen verkündete allgemeine Amnestie mit der Drohung schwerer Ahndung für die Zukunft. In der Lehrform gelangte er zu der Einsicht, daß man zu leicht glaubt, die Kinder verständen etwas noch nicht und man erklärt es ihnen so lang und so breit, daß man die Kinder langweilt, ja sogar durch vieles Erklären verwirrt; denn haben sie das

Erklärte gefaßt, so macht sie das Dreschen auf das Stroh wieder irre, oder sie glauben auf manche Worte nicht aufmerksam sein zu brauchen und das schadet für später.

An zwei Worte, die heute in der Sprachlehre vorkamen, knüpfte er abgehende Betrachtungen, die viel Aufmerksamkeit erregten; das eine Wort hieß: „rechtschaffen" und er erklärte, wie schön und herrlich der Ausdruck und die Sache sei, daß man das Rechte schaffe; das andre Wort hieß „ausgemergelt" und an die Erklärung des Mergels knüpfte er eine Hindeutung auf die Bodenkunde, zu deren näherer Kenntniß er dadurch reizte. Er wußte wohl, daß es den Kindern nichts nützt, wenn man ihnen sagt: Der Mergel enthält ein Zehntheil kohlensaures Ammoniak; das sind Worte für ein Wort. Er wies auf die verschiedenen Kräfte des Mergels überhaupt hin und seine entsprechende Mischung von Thon, Kalk und Sand und wie Alles darauf hinauskomme, die Zersetzungsthätigkeit des Bodens zu fördern und seine Bündigkeit zu lösen. Die Kinder waren erstaunt, wie Eugen ihre gewohnte Welt mit neuer Erkenntniß durchdrang, und wie schon die Redeweise ausdrückt, daß der Erstaunende Mund und Auge aufsperrt, so öffnen

sich auch die verborgenen Thore der Seele und hier liegt das Geheimniß, daß die sogenannten Wunder den versteckten Sinn der Menschen aufsprengen und die Offenbarungen in ihn eindringen machen. Von der Bodenkunde überleitete Eugen wieder auf das Sittliche und wenn er auch wohl fühlte, daß er das Bild hier nicht ganz ausführen könne, durfte er doch erklären, wie es auch hier gelte, die verschiedene Naturkraft in jedem Boden zur Bewegung und Thätigkeit zu fördern, zu verbessern, den innern Acker so zu bestellen, daß er stets das Entsprechende hervorbringe — rechtschaffen sei.

So übte er von selbst den großen Grundsatz Jacotot's: „Alles ist in Jedem. Lerne Etwas und beziehe Alles Andere darauf."

Es war ein frischer regsamer Geist in der Schule.

Eugen wußte wohl, daß nicht Alles was er gesprochen und gewollt, in den Seelen der Kinder haften blieb, er getröstete sich an dem Bilde der Natur draußen: wie jetzt ein Herbstregen herniederrauscht und Berg und Thal befeuchtet, nicht jeder Tropfen fördert ein Wachsthum, vieles versickert fruchtlos und verflüchtigt sich zu Gas, das in anderer Gestalt wiederum

das Leben erhält; aber da und dort saugt ein Keimchen begierig die helle Fluth und eine Knospe zieht sie in sich und sie vermag die welken Blätter abzustoßen, um im Frühling selber aufzugehen.

Darum ging auch Eugen von dem Vorsatz ab, das was er so eben vorgetragen hatte, von den Größeren sogleich aufschreiben zu lassen; das Beste was im Menschen waltet, hat er oft still und unbewußt in sich hineingesogen und ist zu einem Theil von ihm selber geworden, so daß es erst nach geraumer Zeit in festem Bilde zu erkennen ist.

Die Vereinsamung mit dem Aufgenommenen gehört zu den wirksamsten Triebkräften der Seele. Wie eine daguerreotypisch zubereitete Platte die Gegenstände in sich einspiegelt und dann eine Weile in's Dunkel gebracht werden muß, so ergeht es auch mit der lebendigen Einspiegelung der Gedanken in die Seele.

Als die Schule zu Ende war, leuchtete das Antlitz Eugens in hellem Glanze, als wären die Strahlenblicke der Kinder, die zu ihm aufschauten, dran hangen blieben.

Zwölftes Kapitel.

Es war anſprechend, daß Eugen den Lipp um ſich hatte und doch brachte auch dieſer neue Qual. Eugen hatte ſchon oft Bediente gehabt und ſich um weiter nichts als um ihre Dienſtobliegenheiten und ihr Wohlergehen gekümmert, im Uebrigen aber nicht an ſie gedacht. Jetzt, da er dem Einzelleben der Menſchen ſo nahe getreten war und ſich in das innerſte Sein eines Jeden zu verſenken trachtete, war es ihm in ſeinem eigenen Hauſe als führte er ein Doppelleben; er lebte den Wechſel der Stunden auch in Lipp, der in der Kammer ſaß. Oft mitten in Studien zur Befähigung in ſeinem Amte mußte er hinausdenken: was treibt jetzt der Lipp? wie füllt er ſich die trägen Stunden aus? Lipp aber, wenn er nicht am Bache ſtand und mit der Angel fiſchte, lag oft ganze Tage auf ſeinem Bette, pfiff und ſummte vor ſich hin. Eugen gedachte, ihn in der Schule beim Unterrichte der kleinſten Kinder zu verwenden, aber er wagte aus Furcht vor der Schulbehörde nicht, dieß

auszuführen. Er konnte ſich denken, welch ein Gerede es im Dorfe machte, daß er den Lipp zu ſich genommen hatte; er mußte jeden Anlaß zu berechtigten Eingriffen vermeiden. Durch das Soldatenthum war Lipp an einen bewegten Müßiggang, an Paraden und Pritſchenleben gewöhnt; das erkannte Eugen nach Urſache und Wirkung, und er ging weiter und ſagte ſich, daß eine weichmüthige Verkehrung aller Lebensverhältniſſe, eine falſche thränenſüchtige Humanität ſich daraus erzeugt, wenn wir die Anforderungen unſeres verfeinerten Denklebens in werkthätige Menſchen übertragen und die ganze nervöſe Aufgeregtheit unſerer Bildung zum Geſammtcharakter ausdehnen wollen. Der arbeitende Bauer im Felde iſt minder geplagt von den Mückenſtichen und minder empfindlich gegen dieſelben als der feinhäutige Städter. Dieſer Lipp z. B. empfindet nichts von der öden Qual müßiger Stunden, die ihn verzehren würde. Die Menſchen zum Leben erwecken und daß ſie doch ohne Verweichlichung im Kreiſe ihrer Thätigkeit verharren, das iſt's! Und in's Unbegrenzte ſchweiften die Gedanken und es fiel Eugen ſchwer in's Herz, wie es ſich nicht will fügen laſſen, das Einzelleben ſo vieler Menſchen, die ihm jetzt nahe

gerückt ſind, thätig zu erfaſſen, zu Friede und Schönheit auszugleichen und doch wiederum den Blick auf das groſse Ganze gerichtet zu halten. Immer das Nächſte thun, rief er ſich zu, und aus den gemeißelten Steinen fügt ſich der Bau. Wie der Steinmetz ſich zu ſeinen Hammerſchlägen ein Liedlein pfeift zu eigenem Ergötzen, ſo umtönte Heiterkeit alles Thun Eugens; verſchwunden waren alle die Gefahren von auſsen und zur Ruhe eingeſungen alle quälenden Gedanken im Herzen. Die Menſchen wuſsten nicht, warum der Lehrer immer ſo wohlgemuth dreinſchaute und ſein Antlitz ſo froh geſpannt war, als ob er eben erſt gelacht hätte; die Kinder aber empfanden es, daſs ein heiteres ganzes Herz ſie umfing.

Es geſchieht oft, daſs vorübergezogene trübe Stürme und innere Grübeleien eine heitere Durchleuchtung des ganzen Menſchen zur Folge haben, und daſs äuſsere glückliche Ereigniſſe faſt wie ein in ſich nothwendiges Ergebniſs im Gefolge erſcheinen. Die Welt ſcheint da den innerſten geheimen Wünſchen entgegen zu kommen, als kennte ſie den Ruf des frohen Herzens.

Der Vikar, ein wiſſenſchaftlich wohlausgeſtatteter und rüſtiger junger Mann, etwas unbehülflich in ſeinem äuſseren Benehmen, dabei

aber von schönem Freimuth der Seele und saß kindlicher Anschmiegsamkeit, hatte sich Eugen rasch angeschlossen und übernahm es auf dessen Wunsch sämmtlichen Religionsunterricht in der Schule zu ertheilen. Mit schwerem Bangen hatte Eugen immer hieran gedacht, er konnte sich diesem Lehrgegenstande nicht entziehen, dessen Feststellungen doch so vielfach seinen Ueberzeugungen widersprachen; ihm graute vor der Corruption, die er hiebei an sich üben müsse und die ihm sein ganzes Dasein und seinen Beruf verleiden konnte, während er wohl fühlte, daß er seinen Ueberzeugungen folgend, etwas lehren müsse, das nicht nur im Widerspruche mit den Anordnungen von oben, sondern auch mit dem unmittelbaren Leben des Dorfes stand, in dem die Kirche wie äußerlich so auch innerlich der Mittelpunkt war. Es ist leicht, fern von den Menschen, in logisch hochgethürmter Denkerzelle sich über die in Geltung stehenden Anschauungen und Gewohnheiten hinwegzusetzen; anders ist es, wenn man der Menge sich leibhaftig entgegengesetzt fühlt. Eugen gestand sich nach schwerem Kampfe, daß es nicht Schwäche, sondern Achtung vor einer ausgeprägten Gemeinsamkeit war, die ihm in der Kirche, wenn er die Gemeinde überschaute, seinen

Gegensatz schwer empfinden ließ; er fühlte da fast leibhaftig jene Empfindung, die den überkommt, der durch einen entgegengesetzt rollenden Menschenstrom seinen Weg sucht; er ließ nicht ab von seiner Richtung und doch schien jede Menschenbrust ein Wehr auf seinem Wege.

Durch die Ankunft des Vikars war er jetzt all der äußeren und inneren Kämpfe mindestens für die Schule entledigt und er mußte sich nur zurückhalten, die Freude hierüber laut werden zu lassen. Er preßte sie in den frohen Dank zusammen, den er dem Vikar nach dem Unterrichte ausdrückte, daß er die Kinder nicht mit metaphysischen Räthseln quäle, und bei manchem kernigen Bibelspruche, den er jetzt vernahm, mußte er sich sagen, daß wenn er auch seine äußere Autorität als Offenbarung verwarf, doch eine schöne menschliche ewige Bedeutung darin ausgedrückt bleibe.

Am Sonntag predigte der Vikar für die Bauern wol etwas zu gelehrt, für Eugen aber gedankenerregend, daß keines der alten Völker die Liebe als Naturnothwendigkeit erkannt und zum Lebensgesetz erhoben habe, wie das Christenthum. In der Sakristei sagte dann Eugen zu dem Prediger:

„So sollten sich die Christen Menschen der Liebe nennen und Alles was von Dogmen d'rum und d'ran ist, über Bord werfen."

„Es wächst und hilft sich nichts Organisches ohne Schale und Rinde. Wenn einmal Mehl und Wein ungemahlen und ungekeltert vom Ackerfelde in Truhe und Faß sich ergießen, dann sollen Sie auch reinen Geist pflanzen," so entgegnete der Vikar und Eugen fuhr fort:

„Aber freilich, es nutzt nichts, sich Mensch der Liebe zu nennen, die Handlungen erfolgen in letzter Instanz doch nicht aus einer Offenbarung oder aus einem Gesetze, sondern aus der reinen unmittelbaren Naturanlage." Die beiden Männer stritten sich heiß und trotz mancher Gegensätze erkannte Eugen doch mit Freude, daß er nun einen Kameraden habe, mit dem er die flüchtigen Gedanken tauschen könne und nicht mehr zu Selbstgesprächen verdammt sei. Diese Gewohnheit, die er aus einem vereinsamten Leben mit in das Gefängniß genommen und dort noch natürlich gesteigert hatte, hoffte er jetzt ganz zu überwinden.

Auf dem Wege zum Mittagstische traf er den Lipp und wollte ihn mitnehmen, Lipp weigerte dieß und Eugen ward fast zornig über die

verſmäßige Umſtandsmacherei, Lipp aber entgegnete:

„Ich gehe nicht mehr in die Schenke, um da für euer Geld zu eſſen; der Schenkwirth ſchimpft, darüber und that als ob er euer Vormund ſei. Gehet nur allein, ſeid verſichert, ich verhungere nicht.“

Eugen ward bloß vor Zorn und Wehmuth als er auf ſein weiteres Dringen hörte, was ſich der Schenkwirth über ſeine Verſchwendung zu ſagen erlaubte; er fragte den Lipp, ob er nicht kochen könne, und als er verneinte, trug er ihm auf, es zu lernen. Lipp ſprang in die Höhe vor Freude, als er vernahm, daß er Eugen einen Haushalt führen ſolle; er ſagte, des Pfarrers Matrikle — hiemit war die Köchin gemeint — ſei Meiſterin und werde ihn Alles lehren und eilte in's Pfarrhaus. So war denn auch für eine entſprechende Beſchäftigung Lipp's geſorgt.

Dreizehntes Kapitel.

Ein Regensonntag hat schon im Worte etwas Widerspenstiges und diese Empfindung steigert sich bei dem Dorfbewohner noch zu einer besondern ärgerlichen Unruhe, denn hier fehlen so viele Mittel des sinnreichen Zeitvertreibs, in dem die Menschen so erfinderisch sind. In den Wirthshäusern wurde tapfer geraucht, gekartelt und „geknöchelt," der lederne Würfelbecher rollte gar wunderlich. Trotz seiner Unkirchlichkeit fühlte sich Eugen nicht geeignet zu einsamer Geistesarbeit — wir sind abhängiger von der allgemeinen Stimmung als wir uns oft bekennen wollen — er verlangte nach Freude und Freiheit, wie sie der Tag verhieß. Eben wollte er mit seinem großen ererbten Schirme nach der Mühle gehen, als der Vikar kam und ihn zu einem Besuche in des Kirchbauern Haus mitnahm. Die drei stattlichen Töchter des Kirchbauern hatten es verstanden, mit lockenden Blicken und Grüßen den Vikar in's Haus zu „zeiseln," sie hatten ja auch ein Anrecht auf ihn als mit

die Fürnehmſten im Dorfe und beſonders als Nachbarinnen der Kirche. Kaidl hatte des Kirchbauern Haus ſpöttiſch das Vorparlament genannt und in der That zeigten die ungewöhnlich vielen Stühle und Bänke, daß hier Vorverſammlungen ſtattfanden. Man hatte dem Kirchbauer ſchon oft gerathen, er ſolle ſich die „Wirthſchaftsgerechtigkeit“ erwerben, aber die Frau lehnte das beharrlich ab; ſie erhielt dadurch ihrem Hauſe den eigenen Charakter, daß es ſich als eine Freiſtätte auszeichnete vor allen anderen geſchloſſenen Familienwohnungen, und daß die Beſuchenden doch nicht auf ihre Zehrung pochen konnten, ſondern ſtets dankbar und willfährig ſein mußten. Man kam und ging hier frei aus und ein und wer ſich hier ausgeſchloſſen wußte, fühlte ſich im Dorfe wie in der Verbannung, ſo ſehr er auch darüber ſpotten mochte; Manche gingen mindeſtens allwöchentlich hin und thaten freundlich mit der Kirchbäuerin, nur um ſich ihr Wohlwollen und das ihres Hauſes zu ſichern. Den großen Lehnſeſſel, in dem die allgemein Gehuldigte ſaß, nannte man ſpottweiſe den Beichtſtuhl, und doch drängte ſich Alles dorthin; es gab kein Liebesverhältniß im Dorfe, das nicht dort verkündet wurde und es gab faſt keinen Eheſtreit, wo nicht

mindeſtens der eine Theil dort ein Schiedsgericht oder Tröſtung ſuchte. Die Familie des Bachmüllers allein weigerte den Zoll der Huldigung, ſie war dafür mit voller Vergeſſenheit beſtraft, wenn man nicht Schadenfrohes zu berichten hatte. Auffalliger Weiſe hatte die Kirchbäuerin noch keine ihrer drei Töchter verheirathet und doch war es ſchon ſo, daß „das Grummet über das Heu wachſen wollte," die jüngſte, Chriſtina mit Namen, im Hauſe „der Huſchel" genannt, war ſchon vollauf heirathsfähig. Man erklärte ſich das Unerklärliche verſchieden, die einen ſagten, ſie wolle mit ihren Töchtern zu hoch hinaus, während Andere meinten, die jungen Burſchen fürchteten ſich vor der Herrſchaft der Mutter. Die ganze Bedeutung dieſes Hauſes hatte Eugen theils von Kaidl, theils von Lipp erfahren. War es nicht ein ſtreng zu ahndendes Vergehen, daß der Lehrer, deſſen Abhängigkeit doch außer Frage war, bis jetzt die Huldigung eines Beſuches verweigert hatte? Als er jetzt in die Stube trat, mußte er dafür büßen, daß er keine Autoritäten anerkannte; man erwiederte ſeinen Gruß mit ſtummem Kopfnicken und während alle drei Mädchen ſprangen, um dem Vikar einen gepolſterten Stuhl zu bringen, konnte Eugen

ſelber ſehen, wo er Platz finde. Als Töchter eines vielbeſuchten Hauſes war die Unſchüchternheit derſelben unverkennbar. Sabine, die älteſte, eine ſchlanke Geſtalt, mit braunen gekräuſelten Haaren, waſſerblauen Augen und länglich ſchönem Antlitze mit einem Anfluge eines Schnurrbärtchens auf der Oberlippe, hatte in ihren raſchen feſten Bewegungen eine ſichere Anmuth, während die ihr ähnliche Suſanne etwas Scheues in ihrer Haltung hatte, ſie trug den Kopf ſtets gebeugt, wol um das kleine Kröpfchen an ihrem Halſe zu verbergen; wie ein Kreiſel aber hüpfte ſtets die jüngſte, Chriſtine, ein helles kraftvolles Kind mit ſchelmiſchen nußbraunen Augen.

Eugen glaubte in dem Gebaren der Mädchen jenen züchtigen Anhauch zu vermiſſen, den er ſich bei Familientöchtern des Dorfes gedacht hatte. Dort ſaß die Mutter in dem großen Lehnſeſſel, eine unbändig breite Geſtalt mit aufgeworfenen Lippen und ſchiefſitzender Naſe, die ihr von einem Geſichtsſchmerze verzogen war; ſie winkte Eugen mit der Hand zu ſich und hieß ihn auf einem Stuhle neben ihr Platz nehmen. Eugen gehorchte. Die Kirchbäuerin nickte mit dem Kopf und warf die wulſtigen Lippen noch höher auf, wie wenn Jemand ausdrücken will:

„Gar nicht ſo übel.“ Sie mochte in der That bedenken, daß dieſer Eidam faſt noch beſſer ſei als der Schnörkel, der nun einmal die Stelle nicht bekommen habe. Sie ſagte zuerſt Eugen, daß er ſich wol bald ins Dorfleben eingewöhnen und finden werde: „es ſei überall gut Brod eſſen,“ dann bemerkte ſie mit huldvoller Herablaſſung, wie ſie viel Gutes von ihm gehört habe und daß ſie ihn, auch wenn er ſie nicht beſucht habe, immer vertheidigt hätte gegen den Vorwurf, daß er ſich nur an reiche Leute halte und mit der Baronin von der Stadt her eine Liebſchaft habe; ſie ſehe es den Menſchen ſchon von weitem an, wenn einer brav ſei, und das ſei er. Auf die dankende Erwiederung Eugens ging nun die Kirchbäuerin auf die Stempelung des Schulverfahrens über, ſie lobte ihn, daß er Kinder reicher und armer Leute zu ſeinen Beihelfern genommen habe.

„Es iſt nicht mehr wie in der Revolution,“ ſagte ſie mit kluger Miene, „wo der vermögliche Mann am wenigſten gelten hat, wo man immer auf die geſchimpft hat, die keine Lumpen ſind; aber jetzt muß man auch die Armen nicht unterdrücken, die Revolution iſt noch nicht vorbei, die Kirche iſt noch nicht aus. Freilich,“ ſetzte

ſie lauernd hinzu, „die rechten Leute, die auch was haben, von denen hört man nie ſo viel Schlechtes als von dem Bettelpack, und unſer Herrgott hat's einmal ſo eingerichtet, daß die einen mehr gelten ſollen als die anderen, wir dürfen's nicht ändern."

Eugen ging nicht auf Ablegung irgend eines Glaubensbekenntniſſes ein, er lenkte vielmehr auf ſeine Wahrnehmungen über die ſittlichen Eigenſchaften der Kinder. Mit ſtolzem Selbſtgefühl erklärte die Kirchbäurin:

„Von meinem Stuhl aus ſeh ich mehr als Viele, die auf Eiſenbahnen reiſen. Glaubet mir, gut und bös und was man ſo heißt, ſind leibliche Geſchwiſter und werden in einem Hafen gekocht. Das einemal hat der Eigenwille recht, das andremal nicht. Der Spatz, der die Raupen frißt, frißt auch die Kirſchen."

Sie erklärte auf die begierigen Fragen Eugens dieß näher und als er mit aufrichtigen Worten ihre Weisheit lobte, erwiederte ſie huldreich, daß auch er ein „geſcheiter Menſch" ſei.

Ein freundliches Verhältniß ſchien hier geſchloſſen und Eugen freute ſich noch innerlich, daß er nun auch lerne, Andere zu erforſchen, ſtatt wie er ſich oft anklagte, ſtets ſich zu geben.

Er war aber noch nicht erlöst, denn die Kirchbäuerin bezeigte ihm jetzt ihre Zuneigung damit, daß sie ihn recht viel über sich ausfragte, so unruhig er auch dabei war. Sie legte ihr Gesicht in Mitleidsfalten, als sie erfuhr, daß Eugen gar keinen „Familienanhang" habe; sie beklagte das gebührlich und setzte hinzu, daß das doch auch wieder sein Gutes habe: bekomme man nichts zu erben, so brauche man sich auch nicht von den Verwandten umreißen lassen und für eine Frau sei das besonders gut. Sie ermahnte nun Eugen, er solle sich mit dem Heirathen nicht zu sehr übereilen, er solle sich überhaupt an die rechten Leute halten, die im Dorfe und in der ganzen Gegend was zu bedeuten haben, dann könne er hier ein groß Glück machen. Als Eugen wiederholt darauf drang, zu erfahren, worin dies außer einer Frau bestünde, vertraute sie ihm endlich: „Der Zuberfranz kann ja nicht Schultheiß bleiben, das wär ja eine Schande; er ist's nur so, wie jetzt Alles in der Welt, so für einstweilen, so zu Faden geschlagen. Wenn ihr euch recht haltet, könnet ihr Schultheiß werden und ihr werdet's dann, so gewiß ich da sitz, verlaßt euch auf mich."

Ein helles Gelächter zog sich von der Straße

herauf. „Huſchel was haſt?“ rief Sabine zum Fenſter hinaus.

„Der Hauptmann will nicht hinauf,“ hieß es von unten.

Ein Poltern und Quiken auf der Treppe wurde laut, die jüngſte Tochter ſchob den Lipp zur Thür herein und berichtete lachend: „der Hauptmann Lipp iſt Mundkoch beim Lehrer geworden.“

Madlenle die Pfarrköchin, viele andere Mädchen und Burſchen, aus denen des Schäufler-Davids Marie am beſten bewillkommt wurde, traten jetzt ein.

Es iſt eine nicht genug beachtete Erfahrung, wie ein gemeinſames Lachen am ſchnellſten eint. Die Mädchen banden dem Lipp eine Schürze um, ſetzten ihm eine Haube auf und gaben ihm einen Kochlöffel in die Hand. Lipp ließ ſich gerne zum beſten haben und lachte weidlich mit, ebenſo wie Eugen, der nun nach dem Vorgange der Mutter freundlicher behandelt wurde. Eugen freute ſich, daß der Lipp ohne Scheu vor ihm, der doch eigentlich ſein Herr war, an der Luſtbarkeit Theil nahm und Lipp ſtaunte, daß er ihn aus dieſem Gedanken heraus einmal Kamerad nannte. Der Ton übermüthiger Heiterkeit war

angeſchlagen und wollte nicht ſobald verklingen. Sabine war mit des Schäufler-Davids Marie nach der Kammer gegangen und kam jetzt auf den Zehen tänzelnd wieder mit einem runden Männerhute, daran ein Taſchentuch als Schleier flatterte, ſchief auf dem Kopfe, den blauen Mantel ihres Vaters hatte ſie wie ein Reitkleid umgethan und ſpielte nun ſo mit Knixen und Welſchen die Baronin Hunold. Die Kirchbäuerin hatte nicht gelogen als ſie rief: „Mein' Sabine kann's an Schönheit und Verſtand und Brayheit mit jeder Baronin aufnehmen.“ Leiſe ſetzte ſie noch für Eugen hinzu: „So wie meine Sabine, im Ausſehen und in allen Gedanken, ganz ſo bin ich in meiner Jugend geweſen.“

„Sie kann froh ſein, wenn ſie auch im Alter ſo iſt wie ihr,“ erwiederte Eugen, der dieſen Wink wohl verſtand. Eugen erwarb ſich die Gunſt der Sabine, daß er nicht nur keine Empfindlichkeit zeigte, ſondern ſein Wohlgefallen an ihrem Scherze äußerte.

Chriſtine, der Huſchel, kam jetzt auch, nicht ohne Koketterie als Zigeunerin Ruſele verkleidet; ſie wahrſagte allen Anweſenden aus der Hand und legte dann jedem, der es wünſchte, die Karten. Eugen war ganz betroffen, als ihm der

Huſchel verkündete: „Ihr glaubet euer Schickſal ſei über dem Waſſer, es iſt aber nicht dort.“ Seine Gedanken ſchweiften weit hinaus über das Meer und er konnte nicht begreifen, woher dem Mädchen die Ahnung davon kam. Er ſann über das wunderſame Orakelſpiel nach und vergaß, daß der Huſchel nur auf Vittore gezielt hatte, die jenſeits über dem Bache wohnte. Der Vikar erzählte — vom Schickſal Lipps angeregt — das Mährchen vom Rieſen Einarm und fand willige Zuhörer. Nach und nach fanden ſich noch mehr Mädchen und Burſchen in der Stube ein und es war Singen und Scherzen ohne Ende. Die drei Töchter des Kirchbauern ſtimmten zuſammen wie die Orgelpfeifen, der Huſchel ſang die erſte Stimme, Sabine und Suſanne begleiteten ſie. Madlenle, die Pfarrköchin, nahm dann in den Geſprächen eine anerkannte Ehrenſtellung ein; ſie wendete ſich auch beſonders oft an Eugen und den Vikar, ſie gehörte ja mit zu den Vornehmen des Dorfes. Des Schäufler-Davids Marie benahm ſich gegen Eugen auffallend ſchämig und doch annähernd, ſo daß die Kirchbäuerin darob große Augen machte.

Eugen hatte ſich vorgenommen, bald wieder von hier weg nach der Bachmühle zu gehen,

wo man, wie er hoffte, ihn erwartete. Das war aber jetzt zu spät und er gab sich ganz dem Wohlbehagen hin, das Alle in dem freien Sammelhause empfanden. Er glaubte jetzt gerechter zu erkennen, warum diesem Hause so frei gehuldigt wurde und sein tiefer Ausdruck der Freude hierüber gegen die Kirchbäuerin fand dankbares Gehör und erregte schöne Hoffnungen.

„Ja," sagte die Kirchbäuerin „meine Kinder sind wie die Tauben; wenn sie beim Regen nicht ausfliegen können, sind sie munter im Schlage."

Als später der Kirchbauer kam, erhielt die übermüthige Lustigkeit einen Dämpfer, er sagte laut, es sei schon spät; die fremden Burschen und Mädchen machten sich fort, bis auch endlich der Vikar und Eugen, die man noch eine Weile zum Dableiben genöthigt hatte, sich entfernten.

Auf dem Heimwege sagte Eugen zu dem Vikar: „Alles hier will mich verheirathen. Es hat das auch seinen allgemeinen Grund. Man kann sich auf dem Lande keinen heirathsfähigen ledigen Mann ohne in eine Familie eingeschlossen zu sein, denken. Hier ist noch die Familie Wurzel alles Lebens. Sei man Hausssohn, Knecht oder Geselle, man gehört an einen bestimmten Tisch, in eine geschlossene Hausordnung. In den großen Städten,

da iſt das zahlloſe Heer der Beamten, der ſelbſtſtändigen Herren, die Arbeiter in ihrer Canzlei oder Fabrik thun ihr Tagewerk und ſind dann für ſich. Ich habe nun noch einen weitern Grund für meinen Haß gegen die Vergrößerung der Städte mit ihrer geſchützten Unnatur und Laſterhaftigkeit."

Das war nun doch ein heller Regenſonntag geweſen. Wer weiß was für muntre Geſchichten ſich die Vögel im Neſte zuzwitſchern, wenn ſie vor dem Unwetter nicht in's Weite fliegen können!

Wie ſein Schatten folgte Eugen ſtets der allzeit wohlgemuthe Bartelmä, er war wieder der erſte, der am Montag früh, als er in's Feld ging, unſern Freund über ſeine „Kirchbauerei" zur Rede ſtellte und zwar nach ſeiner Art nicht auf die gelindeſte Weiſe.

„Da möcht' man ja die Excellenz kriegen. Du biſt profeſſorendumm und verdienſt den Titel Geheimrath," rief er zornig, „wenn du deine Baronin Hunold dir per läßſt. Ich fürcht, du biſt auch einer von denen, die die Natur vergöttern und in jedem Bruder Zwillich lauter Natur ſehen. Dieſe froſchkalten Kaffern haben nichts als bornirte Pfiffigkeit und ſouveränen

Blödſinn. Meinem Sonnenwirth fehlt nur der Titel Excellenz, er thut nichts Schlechtes, außer wenn's ihm Vortheil bringt; er hat ſein Gewiſſen hinter die Geldkiſte geworfen. Es giebt oben und unten keine rechtſchaffenen Maleſizkerle mehr, die Menſchen haben nur noch die Courage Lumpen zu ſein. Weißt du denn nicht mehr, daß die Bauerntrachten nichts als veraltete Hoftrachten ſind? Wo haſt du denn deine Naſ'? Du mußt doch gerochen haben, daß des Kirchbauern Töchter am Sonntag ſich gerade ſo mit Riechwaſſer einſchmieren, nur mit ſtinkenderem, als die Baronin alle Tag?"

Eugen bejahte lächelnd, daß er allerdings dieſe Unſitte auch hier gefunden habe; er lobte indeß die Kirchbäuerin und behauptete, daß wenn dieſe Frau auf einem Throne ſäße, ſie von großer weltgeſchichtlicher Bedeutung ſein würde.

Bartelmä ſtellte ſeine Hacke auf den Boden und ſtützte ſich darauf, daß er vor Lachen nicht umfiel.

„Danke dir" ſagte er endlich nach donnerndem, halb wirklichem, halb gezwungenem Gelächter, „ſo hab ich ſchon lang nicht mehr gelacht. Du betrachteſt jede Pferdeſchwemme aus dem Geſichtspunkte der Weltſchöpfung. Du ſiehſt in jedem

Menſchen ein Urweſen, ein Ideal, und kleideſt dir's um und putzeſt dir's auf, wie die Kinder ihre Puppen. Aber was geht uns die Alte an? In der Baronin iſt mehr Race, mehr Natur als man in ſieben Dutzend Dörfern findet. Sei geſcheit und nimm ſie friſchweg, eh' es zu ſpät iſt. Wenn es gegen deine Grundſätze iſt, ſo viel Vermögen zu haben, kannſt theilen, aber natürlich nur mit mir. Ich ſtell' dir ein Schriftliches aus, daß du ſchon einmal getheilt haſt und Niemand mehr beim Nächſtenmal was von dir fordern kann. Thu's mir zu lieb und heirath' die Hunold."

Er erzählte nun, daß die Baronin mit einem alten Oberſt verheirathet war, ſie gefiel ſich eine Zeitlang darin, erſte Garniſondame, Sonne der uniformirten Wandelſterne zu ſein, die viel kokettirte und Niemanden begünſtigte, ſie hatte darum auf der ungeſchriebenen Rangliſte den Titel: Mutter des Regiments. Nach der Revolution ließ ſie ſich von ihrem Manne ſcheiden.

Alles das erzählte Bartelmä, während er mit der Hacke auf der Schulter nach dem Kartoffelfelde ging und nach einer derben Ermahnung an Eugen begann er jetzt ſeine Arbeit und Eugen ging weiter.

Das falbe Laub flog von den Bäumen über die Wieſen hin, auf denen die einſame Zeitloſe blühte und immer flog das Laub wieder fort, als ſchiene es ſich gegen das Verfaulen in der Ruhe am Boden zu wehren; man merkte kaum den Wind, der die Blätter dahinjagte, die doch endlich in den Rainen und zwiſchen den Stoppeln der Felder liegen bleiben mußten. Die Lerche in den Lüften war längſt verſtummt, hier und dort erhob ſich noch eine und zwitſcherte unruhig am kahlen Boden hin; ſie hatte das ruhige Verſteck noch nicht gefunden. Nur der Goldammer, den man das Heimchen des Baumes nennen kann, ließ ſeine melancholiſch langgezogenen wenigen Töne vom kahlen Aſte vernehmen. Die Sperlinge ſchoſſen luſtig zwitſchernd ſchaarenweiſe hin und her; wenn Alles fortzieht oder ſich zur Ruhe legt, bis das Leben wieder erwacht, fühlen ſie ſich um ſo wohliger in den verlaſſenen Neſtern, die Fremde mühſam erbaut haben.

In der Seele Eugens lagerte ſich etwas von dem Herbſtnebel, der draußen den Weitblick verhüllte. Von allem was Bartelma geſprochen, haftete nichts in ihm als die Wahrnehmung, die er ſelbſt gemacht, daß auch hier Unnatur und falſcher Schein die Menſchen verkehrt und

ihm bangte um das Schickſal der Menſchennatur, die aller Selbſtehre baar nach glänzendem Flitter und Tand haſcht oder ſich ſelbſt genügend mit ihrer Rohheit ſtolzirt.

Vom Berge her ſchallte Glockengeläute der weidenden Kühe und Geſang des Hirtenknaben. Iſt das nicht wie Grabgeläute und Grabgeſang des ſterbenden Sommers?

Die höher ſteigende Sonne ſchickte mächtige Strahlen in den Nebel, er qualmte auf und zerriß in Wolken; auch im Geiſte Eugens leuchtete es auf: Und dennoch muß hier allein uns Rettung werden, hier kann noch eine erkannte Wahrheit die entſprechende That erzeugen. Die da drüben, die Vornehmen, wollen nur geiſtreich ſein, eine neue Habſucht, ſich verfeinern, um noch mehr genießen, noch mehr ſpielen zu können. Ein Heiland ſelber, wenn er unter ſie träte, ſie würden nur eine intereſſante Erſcheinung in ihm finden, aber den Schwärmer belächeln, der ihnen zumuthet, das Joch der Niederträchtigkeit und der falſchen Genußſucht abzuſchütteln. Sie wiſſen Alles und wollen Nichts. Die rauhe Hand folgt noch getreulich der Erkenntniß. Es gilt die wahre Selbſtehre zu gründen und Lüge und Unnatur ſind beſiegt.

Freudigen Schrittes ging Eugen dahin und ohne es gewollt zu haben, ſtand er jetzt bei dem ſingenden Hirtenknaben, der ihn nicht bemerkte, da er neben ſich liegende Hanfſtauden von den Engerlingen ſäuberte und ſich aus den gewonnenen Fäden eine Peitſchenſchnur flocht. Es war Niemand anders als der Sanscülotte. Nach dem erſten Schreck ward der verſtockte tückiſche Burſch ungemein zutraulich und offenherzig. Hier bei ſeiner Heerde und in den Antworten auf die Fragen, die Eugen in Bezug auf dieſelbe ſtellte, fühlte ſich der Burſch ganz in ſeiner Selbſtherrlichkeit, eine Munterkeit und muthwillige Friſche ſprang aus allen ſeinen Reden hervor, er rannte ab und zu, um ſeine drei Kühe und zwei Ziegen — von denen er die eine Ruſele hieß, weil ſie der Zigeunerin gehörte — zuſammen zu halten, er ſtellte ſich immer raſch wieder bei dem Lehrer ein und antwortete behend auf Alles. Er erzählte, daß er noch eine Kuhkalbin habe, die zum Volksfeſt ſei, um den Preis zu gewinnen, und wenn Eugen ſich eine Ziege anſchaffen wolle, wie der alte Lehrer, wolle er ſie ihm hüten. Als Eugen die Peitſche mit dem aus ſechs Weidengerten geflochtenen Stile aufnahm und damit tapfer knallte, nickte ihm der Burſche beifällig zu und wollte

ihm die Peitsche schenken. Eugen dankte und als er fragte, woher er den Hanf zu der zweiten Peitsche habe, sagte der Bursche halb verlegen, so viel dürfe man sich von jeder Spreite nehmen; er war ganz verwundert, daß der Lehrer statt zu tadeln ihn lobte, daß er das offen gestand. Als Eugen schon das Thal hinab war, rief ihm der Sanscülotte nach, er gebe die neue Peitsche des Rainbauern Karle, dann habe er seinen Hanf wieder.

Eugen war ganz glücklich, daß er diesen hartschlägigen Burschen so gewonnen hatte und er mußte viel darüber denken, wie schwer es ist, in der Schule das innere Leben der Kinder zu fassen; man müßte ihnen nachgehen können in all ihrem Thun und inmitten der Arbeit gelegentlich die Erkenntniß wecken. Weit, weit hinaus lag das Ideal, daß einst die Schule sich wieder auflöse und wesentlich jeder Vater im Thun und Denken Lehrer seiner Kinder sei.

Von seinen Morgengängen brachte Eugen stets ein frisches helles Auge und einen Athem der Feldluft in die Schulstube. Die Nebel standen jetzt oft tagelang auf den bewaldeten Anhöhen und wenn sie wichen, zeigte sich wie sie das Laub immer falber gemacht hatten. In

Eugen aber war's wie sprossender Frühling. Er widmete sich freudig seinem Berufe, er vergaß die ganze Welt draußen und erschien sich oft gleich einem Einsiedler, der ein umhegtes kleines Ackerland bebaut, grabend, säend, erntend, eng umschlossen, nichts wollend von der weiten Welt draußen. Dazu kam jetzt eine Bescheidenheit und Demuth über ihn, indem er bei den Vorbereitungen die Lücken seiner Kenntnisse gewahr wurde und beim Ueberschauen des Gelehrten erkannte, daß er manchen Gedanken in sich und vor den Kindern noch nicht zur vollen Durchsichtigkeit und Bestimmtheit herausgearbeitet hatte. Gideon Kronauer war ganz erstaunt, als er hierauf bezügliche Aeußerungen Eugens vernahm, die dieser mit den Worten schloß: „Wer in der Waldirre tastend den Weg zu seinen Füßen sucht, der kann sich nicht am freien Augblick über die Landschaft ergötzen; in solcher Erregtheit sieht das ängstlich forschende Auge aber manche Gegenstände der Nähe deutlicher in ihren Merkmalen als je dem harmlosen Blicke gelingen will."

Vierzehntes Kapitel.

Zwei Stoffe, die sich chemisch nicht einen können, werden durch einen entsprechenden dritten gebunden. So gelangten Eugen und Kronauer erst durch den Vikar in die rechte Beziehung und Alle drei schienen Freude an einer Unterhaltung zu finden, die sich über das Bereich der Kinder und Bauern erhob, wo alles Gespräch doch vornehmlich in Beantwortung der gestellten Fragen besteht.

Die drei gingen eines Tages nach einem Teiche Kronauers, den man eben abließ. Der Vikar klagte über die Engherzigkeit des Schultheißen und setzte hinzu:

„Die Reaction scheint uns in die platonische Republik zu versetzen, wo nach Plato die Regierenden gezwungen werden müssen, ihr Amt voll schwerer Verantwortlichkeit anzunehmen. Es scheint aber, daß sich nur die borniertesten zwingen lassen. Das Volk will überhaupt seiner Idee nicht entsprechen."

„Aus euren Hörſälen kommend," entgegnete Kronauer, „denkt ihr nur: was ſoll das Volk? Ihr ſagt nicht wie Carteſius: Ich denke, alſo bin Ich. Ihr ſagt: ich denke die Welt, darum iſt ſie und gerade ſo. Ihr wollt nur das finden, was ihr mitbringt; der Naturforſcher nimmt aber die Dinge wie ſie ſind. Ihr ſolltet erforſchen, was iſt das Volk und was kann es demzufolge wollen. Dadurch würdet ihr nicht immer die Rechnung ohne den Wirth machen, und dieſer Wirth iſt der wirkliche Volksgeiſt. Die ſogenannten ſchönen brillanten Ideen in der Wiſſenſchaft ſind daſſelbe was die eitlen Menſchen in der Geſellſchaft, ſie wollen beide nur ſich geltend machen, ſich finden, ſich hören, ſtatt die Dinge zu erkennen wie ſie ſind und erſt daraus die Ideen erwachſen zu laſſen."

„Es iſt etwas Wahres daran," verſetzte der Vikar und dieſe Redensart empörte Eugen in tiefſter Seele. Das iſt die hochnaſige Großthuerei, die einen Gedanken oder eine Anwendung deſſelben, der überraſchen müßte, mit vornehmer Handbewegung gleichgültig begrüßt.

„Ich danke Ihnen herzlich," ſagte er deshalb zu Kronauer, „für dieſe Worte; ſie ſind mir die Offenbarung einer geſunden Lebens-

methode; es ist nicht nur etwas Wahres daran, sondern sie sind ganz wahr. Ja, man muß die Bodenbeschaffenheit des Ackers untersuchen, damit man weiß was man ihm zumuthen darf, in ihm liegt sein Gesetz. Nur erlauben Sie mir noch hinzuzufügen, daß die ideale Wissenschaft höhere Anforderungen stellen muß, und um ihnen gerecht zu werden, gilt es zu meliorieren und neue Bedingungen zu schaffen. Erobern war der Feldruf der Römer, sie wollten stets neues Land gewinnen; wir müssen im nationalen Boden neue Urkräfte hervorrufen."

Niemand ist so unabhängig und selbstherrlich, daß nicht die begeisterte Aufnahme seines Ausspruches ein Wohlgefühl in ihm erzeugte, das sich zum Wohlwollen für den Empfangenden ausdehnt. So erging es auch Kreusner. Nur als Eugen hinzusetzte, daß er sich stets bereit halte, die Wahrheit als Erlösung in sich einziehen zu lassen, konnte er sich eines Mißmuthes nicht erwehren. Alles Enthusiastische, Ueberschwängliche war ihm von Natur widersprechend.

Als sie eben bei dem Teiche angekommen waren, sagte daher Kreusner mit etwas spöttischer Miene: er wolle kommenden Winter beim Frosse aus diesem Sumpfe Moorerde, ein soge-

nanntes Humuslager, herausschürfen lassen, um damit neue Urkräfte für lettige Felder zu erobern."

Eugen wollte nichts von dem Spott wissen, der auch in diesen Worten lag, und Kronauer freute sich sehr, als er vernahm, wie unterrichtet Eugen in der Ackerbauchemie war; er hatte jetzt einen Gefährten für sein kleines Laboratorium.

Wie glücklich war nun Eugen, daß er zwei Menschen hatte, an denen sich sein Wesen ergänzen konnte und diese freudige Spannung ging naturgemäß auf seine Schulthätigkeit über.

Wer mit schmiedeneuer Pflugschar den Urboden umpflügt, der erquickt sich der frischen und mühsamen Arbeit und des nährigen Brodems, der aus den schöpfungsjungen Schollen aufsteigt; oft sind es aber auch böse Fieberdünste, die den schweißtriefenden Arbeitsamen um so heftiger ergreifen. Beides empfand Eugen bei seinem Unterrichte. Der Sanscülotte war nicht nur wieder rückfällig geworden, sondern hatte auch eine große Zahl Gleichstrebender. Noch weit mehr als früher von der wahrgenommenen Lüge ward Eugen jetzt erschüttert, als er in mehreren Kindern das Laster der Heuchelei entdeckte. Dieses schlaue Verbergen des bewußten Unrechts, dieser Miß-

brauch der Unschuldsmienen in einem Kinde — nun ist das Herbste erfahren. Das Tückische, jene unfaßbare Mischung von List und Dummheit, zeigte sich in seiner ganzen Fratzenhaftigkeit. Der Sanscülotte stand wieder voran; er hatte Eugen mit sanften Formen zu täuschen verstanden und doch war er der Urheber eines mühsam entdeckten wahren Verbrechens. Eugen war ein Buch Schreibpapier und mehrere andere Kleinigkeiten abhanden gekommen, nur mit der größten Mühe brachte er den Urheber heraus, der viele Mitwisser hatte. Eugen war über die Scheu vor rückhaltloser Angabe mehr erbittert, als über die That selber. Er erkannte, wie sich schon von der Schule aus eine sittliche Auflösung, eine Auflehnung und Diebeshehlerei gegen die Uebertretung des Gesetzes in den Gemüthern festwurzelt; das Angeben, „Petzen" genannt, galt für die höchste Ehrlosigkeit. Wo soll da im größeren Leben jene Bürgertugend sich ausbilden, die jeden Einzelnen zum freiwilligen Wächter der Gesetze macht?

Eugen suchte die Achtung vor dem Gesetze zu erneuen, indem er keine Strafe verhängte, ohne sie mit den Auserwählten berathen zu haben. Dennoch ging er in diesen Tagen tief-

betrübt umher, Zorn und Wehmuth erfüllten ihn, daß der größte Theil unsrer Lebensarbeit in der Abwehr des Widernatürlichen verbraucht wird und so wenig übrig bleibt, die freie Schönheit gedeihen zu machen.

Die Strenge, die Eugen stets hatte ahnen lassen, stellte er nun in den Vordergrund; die Schule sollte den Kindern ein Vorbild des Lebens und seiner unerbittlichen Nothwendigkeiten sein; dabei behielt er noch Freiheit der Seele genug, um die Lichtblicke mit Liebe aufzunehmen, ohne in das verweichlichende Kosen zu verfallen.

Daneben widmete er sich den Gemeindeangelegenheiten mit emsigem Eifer. Der Schultheiß hatte einen einzigen Gedanken in Garnison, der hieß: Nur nicht verganten! Manchmal änderte er auch die Parole und dann hieß sie: Nur nicht in den Donnerstag. An diesem Tage stand nämlich allwöchentlich das große Verzeichniß der in Gant gerathenen Familien in der Landeszeitung. Diese Sterbeliste des ökonomischen Todes fürchtete er fast mehr als die des wirklichen. Mit diesem einzigen Gedanken suchte er den Haushalt der Gemeinde zu leiten und es gab viel Hin- und Herschreiben zwischen ihm und dem drängenden Amte. Der Einwand Eugens, den der

Sonnenwirth unterſtützte, daß dadurch die Gemeinde in Creditloſigkeit verfalle, wußte er damit zu beſeitigen, daß wer einmal vergantet ſei, nie mehr aufkomme; man müſſe daher gelegenen freiwilligen Verkauf abwarten, dann bleibe ſtets Erkleckliches übrig, daß man ſich wieder aufkratteln könne. Eugen lud ſich viele Schreibereien auf, indem er in die Häuſer der gerichtlich Anhängigen ging und die Ordnung ihrer Angelegenheiten in die Hand nahm. Je tiefer er in Alles hier Einſchlägige drang, um ſo mehr befeſtigte ſich in ihm die frohe Zuverſicht, daß es ihm einſt gelingen werde, mit überſchauender Kraft Erſprießliches zu fördern.

Während er im Laboratorium mit Kronauer den Humus aus dem Teiche chemiſch unterſuchte, ſprach er dieß gegen Kronauer aus und dieſer beklagte, daß ſein Plan zu einer Grundcreditbank in den letzten Jahren nicht aufgekommen war. Er ſetzte Eugen weitläufig auseinander, daß der ehemalige feudale Grundverband ein Schutzmittel gegen Verarmung war und hiefür jetzt die Gemeinde eintreten müſſe, welcher doch am Ende der Arme zufällt; der Adel habe ſich durch ſeine Creditbanken vielfach den Beſitz geſichert und viel ehemals freies Bauerngut werde wiederum

Adels- und künftiges Lehngut; die kleinen Bauern aber sind noch dermaßen in den Händen von Wucherern, daß Viele so überschuldet werden, daß sie immer mehr in's Abwesen kommen und nothwendig dem Untergange verfallen sind.

Alles ließ sich darnach an, Eugen ein lebendig angeregtes Leben zu bereiten und dennoch konnte er eine gewisse Schwermuth nicht los werden. Es war nicht die Furcht vor dem Todesurtheile, das hatte er fast ganz vergessen; er war ohne einen ersichtlichen Grund reizbar und schreckhaft. Er hatte sich mit Begierde in die Wellen des hiesigen Lebens gestürzt und jetzt fand er kaum mehr Ruhe zum freien Aufathmen. Vom frühen Morgen an immer auf dem Posten stehen, den unruhigen Geist so vieler Kinder beschäftigen, lenken und bilden, dann als Armenadvokat heimgesucht von Bittstellern aller Art, dazu noch die Unruhe und Zweifelsucht in den Vorbereitungen zu seinem Berufe — es ist leichter auf dem Scheiterhaufen verbrennen, als langsam in kleinen unscheinbaren Thätigkeiten seine Lebenskraft verbrauchen. So rief er sich zu und es bedurfte des ganzen Aufgebots seines festen Vorsatzes, um nicht wankend zu werden.

Er ging öfters mit dem Vikar in des Kirch-

bauern Haus. Die hier herrschende Scherzhaftigkeit that ihm wohl, und die Kirchbäuerin sah seine Besuche mit offenbarer Zufriedenheit.

Was sonst als Anmaßlichkeit hätte abgelehnt werden müssen, nahm das zagende Herz jetzt als fürsorgende Güte auf. Die Kirchbäuerin wußte Alles, was Eugen that und sie ermahnte ihn besonders rücksichtlich der Kinder: „Man muß nicht nach allen Mücken klatschen, lasset auch manche fliegen. Haltet euch mehr an die kleinen, die größeren sind schon einmal nichts nutz; man kann über die Raupen nur Meister werden, so lang sie noch nicht ausgekrochen sind, später nimmer.“ Sodann ermahnte sie ihn, den Bachmüller nicht zu verabsäumen, den müsse man an der Hand haben. In dem ganzen Wesen der Kirchbäuerin lag etwas natürlich herrschendes und sie wußte nicht anders, als daß sich Niemand ihrer Gunst entziehen dürfe.

In das Haus des Bachmüllers kam Eugen in der That jetzt nur selten. Dort fühlte er sich stets in eine innere Regsamkeit versetzt, hier aber wurde ein egoistisches Ausruhen in sich nicht nur gewährt, sondern fast gefordert. Eugen fand es in seiner jetzigen Gemüthsverfassung sehr bequem, sich nicht allzeit auf den Posten gerufen

zu ſehen, obgleich er ſich ſagen mußte, daß er beim Weggange aus der Bachmühle ſich ſtets beſſer und innerlich erquickt vorgekommen ſei.

Eines Morgens ſagte der Lipp, er habe nun genugſam kochen gelernt, heute ſei Jahrmarkt in N., Eugen möge ihm Geld geben, um das Küchengeräthe zu kaufen. Eugen ging ſogleich zu dem Sonnenwirth und um die Mißlichkeit ſeines Verlangens zu verdecken, bat er in ſcherzhaftem Tone um ein kleines Darlehn, indem er den Zweck anzab. Der Sonnenwirth erklärte, daß man dafür kein baar Geld brauche; er brachte ſchnell allerlei Geſchirr zuſammen und ſagte, daß er das übrig habe und für den „Spottpreis von dreißig Gulden“ Eugen geben wolle. Dieſer lehnte entſchieden ab und ließ ſich auch nicht bewegen, irgend ein „Gebot zu thun.“

Der Sonnenwirth zog die Stirn zuſammen, bewegte mehrmals die geſchloſſenen Lippen als ſuchte er nach dem rechten Worte, endlich ſagte er, er habe wol Geld, es ſei aber nicht ſein Brauch, den Leuten Geld zu geben, damit ſie ſich einen Bedienten halten können; er verlange im Gegentheil die hundertfunfzig Gulden, die er dem Kaidl gegeben, zurück, er wolle dem verſchuldeten Klofemichel einen Acker „aus freier Hand“ ab-

kaufen, da sei's besser angelegt. „Jucken und Borgen thut wohl, aber nicht lange," schloß er, rief seine Frau und sagte ihr, daß der Lehrer sich einen eignen Haushalt einrichte und daß sie schon auf heut Mittag nicht mehr für ihn kochen brauche. Eugen stand ganz erstarrt vor Zorn, er mußte an sich halten, denn er überlegte wohl, daß er sich nur einen schadenfrohen Feind mache.

Das konnte heute ein schlimmes Schulhalten werden, aber Eugen hatte Kraft genug sich über diese Armseligkeit hinwegzuschwingen; es erschien ihm als ein heitrer Probeversuch, wie sich Schule halten läßt, wenn man nicht weiß, ob man zu Mittag zu essen haben wird. Er lud sich bei Lipp zu Gast und verzehrte mit ihm die Kartoffeln, die Lipp als vollkommener Meister zu sieden verstand.

Es giebt Verlegenheiten, die dem innern Bewußtsein als so ungehörig erscheinen, daß man mit übermüthiger Zuversicht erwartet, sie müßten sich ohne unser Zuthun durch ein bereitwilliges Ereigniß schlichten, das nicht einmal unsern Zuruf abwarte. In dieser Jugendlaune war Eugen am ersten Tage. Als aber Tage kamen und gingen und nichts sich zeigte und als der Sonnenwirth durch seinen Franz sagen ließ, der

Lehrer möge das Verſprochene ſchicken, da fühlte Eugen was es heißt unter einem erbärmlichen kleinen Geſchicke zu leiden. Eugen merkte nicht wie die Kinder jeden Morgen nach ſeinem Antlitze aufſchauten, als müßten ſie erkunden, was für Wetter heute ſei; es war ihm ſo ſchwer, jetzt erweckend auf ſie zu wirken. Was er ſonſt als kindliche Heiterkeit und jugendlichen Leichtſinn zu beſchwichtigen geneigt war, darüber konnte er jetzt in Jähzorn gerathen, und gewaltſam mußte er ſich von Uebereilungen und harten Strafen zurückhalten.

Des Rainbauern Karle, deſſen Trauung in Trenzlingen ſtattgefunden hatte, hielt Nachhochzeit im Dorfe. Eugen wußte kaum davon, und als er auf dem Tanzboden war, neckte ihn der Huſchel über ſeine traurige Miene und Sabine ſah ihn verſtohlen und fragend an. Eugen empfand nur die eine Freude, daß dieſe Menſchen nach all den Stürmen und Drangſalen ſo jauchzend luſtig ſein mochten; er ſelber konnte nicht daran Theil nehmen. Man muß mitten im Taumel einer Bewegung ſtehen, die erhitzten Pulſe in ihr hüpfen laſſen, um den krauſen Lärm nicht unbegreiflich, ja ſogar erſchreckend zu finden; das ſagte ſich Eugen und er lachte mit, als die tolle

Lust vieler Burschen und Mädchen die bucklige Tochter des Mäuerleswerner, mit der Niemand tanzte, in allerlei Weise neckte.

Als er weggegangen war, gab ihm noch eine Betrachtung viel zu denken: draußen in Wald und Garten blühten noch Herbstblumen, aber die Menschen dort hatten sich zu ihrer Lust mit steifen, künstlichen bekränzt, an denen die Flittern blinkten. Wann wird die Zeit kommen, da man sich wieder mit den natürlichen Blüthen seines Bodens zur Freude schmückt? Wird das Gemachte ewig den Vorrang haben, weil es in drückender Hitze nicht welkt?

Die Welt ist nur ein Spiegelbild unserer selbst, unserer Gemüthsverfassung. Wer kennt nicht die Stimmungen, in denen selbst die angeschaute Freude sich in Trauer verwandelt.

Eugen fühlte sich stets schwer bedrückt. Um der Kinder willen schon mußte das ein Ende nehmen. Was Eugen ehedem belächelt hatte, geschah jetzt, er ließ durch Lipp die silberne Dose und die beiden Trauringe verpfänden; er mußte bessere Nahrung haben, wenn er seinen Beruf erfüllen sollte. Jetzt verstand er die Klagen der Lehrer um auskömmliches Gehalt mehr als zur Genüge.

Das Traurigſte in gedrückten Verhältniſſen liegt nicht ſowohl in der unmittelbaren Noth, als in der daraus folgenden Abtödtung der Energie, in dem Hinſiechen an nie völlig gelöster Bedrängniß. Eugen konnte ſich nicht entſchließen, bei wem er die neue Anleihe machen müſſe; er ſagte ſich, daß in ſolchem Zaudern nutzlos verkümmerte Tage vergingen und doch kam er zu keinem Entſchluſſe.

Fünfzehntes Kapitel.

Es hätte zu manchen Betrachtungen Veranlassung geben können, daß Eugen jetzt gemeinschaftlich mit dem Reichskrüppel in des heiligen römischen Reichs Schlafstube — wie sie Kaidl genannt hatte — die mit den stenographischen Berichten der Paulskirche verklebten Wände mit grüner Farbe überpinselte. Eugen dachte aber meist nur, wem er die Ehre einer Anleihe zukommen lasse. Die Baronin erbot sich da zuerst, aber er fühlte, daß er hier nicht anklopfen konnte. Kronauer? Kaum hatte sich zu ihm ein festes Verhältniß zu bilden begonnen, das durfte nicht in ein anderes verkehrt werden. Der Kirchbauer? Der würde ein Handgeld für den Eidam darin sehen. Es bleibt Niemand als der Bachmüller; hat ja sogar Kaidl von ihm gesagt, er hat eine harte Hand und ein weiches Herz. Dennoch verschob Eugen diesen Gang, bis er abermals von dem Sonnenwirth gemahnt wurde. So ward es Samstag Abend bis er nach der Bachmühle ging; er wurde nicht eben freundlich em-

pfangen und dem zagenden Herzen ſchien es faſt, als wüßte man ſein Begehr. Eugen bat, den Hausherrn einige Augenblicke allein ſprechen zu dürfen, die Frauen entfernten ſich raſch. Nicht mehr ſo heiter wie beim Sonnenwirth, ſondern niedergeſchlagenen Blickes brachte Eugen ſein Anliegen vor. Der Bachmüller rieb ſich die Hände, als ob ihn friere und ſchüttelte den Kopf verneinend; als er aber den traurigen Blick Eugens ſah, ſetzte er hinzu, daß er viel Gerſte gekauft habe und auch Geld zu der neuen Einrichtung der Mühle brauche, die der Bernhard von Trenzlingen dieſen Winter mache. Eugen gab ihm recht und ſuchte die unbefangenſte Miene zu gewinnen. Er blieb noch, als die Frauen wieder kamen, es galt ja, keine Verletztheit zu zeigen. Bittore mochte jedoch etwas in dem Angeſichte Eugens entdeckt haben, denn ſie ſagte:

„Herr Lehrer, jetzt ſind wir weit, ihr habt meinen Unſchick bezahlt gemacht.“

„Wie ſo? Was hab ich gethan?“

„Schwätz nicht, ſei ſtill,“ rief der Vater.

„Man kann dir's anders auslegen,“ wehrte die Mutter.

„Davor fürcht' ich mich nicht,“ ſagte Bittore, „meinetwegen können des Kirchbauern ſagen was

ſie wollen. Ich hab's euch doch nicht vergeſſen, Herr Lehrer, daß ihr an dem Lipp ſo brav ſeid. Das bleibt, wenn ihr auch ſonſt einen Unſchick gemacht habt."

„Was hab ich denn gethan?" fragte Eugen wieder.

„Laß doch ſein," rief Vater und Mutter wie aus einem Munde.

„Ich glaub, daß man mit dem Lehrer glattweg reden kann," beharrte Bittere, „und er iſt hier fremd und es muß ihm am liebſten ſein, zu wiſſen, wie er mit den Menſchen dran iſt. Drum hat er ſich ja auch anpoppeln laſſen und hat im Gemeinderath für den Vigil gut geſprochen, er weiß nicht was für ein grundverderbener Menſch das iſt und daß ihn die Kirchbauerin nur uns zum Poſſen in Dienſt genommen hat. Herr Lehrer, es iſt nicht recht, daß ihr Sonntags nicht zu uns kommen ſeid; wen man mitten in der Woche überlauft, den muß man auch in der Sonntagsruhe heimſuchen, und wir haben dieſen Sonntag gerade die erſten Ernteküchle geſſen, und meine Mutter hat ſo gewiß auf euch gerechnet, daß ſie euch davon und auch ein Stückle Fleiſch vom Mittag aufgehoben hat."

Die Mutter ſchalt über dieſe Redſeligkeit und der Vater ging brummend die Stube auf und ab; Eugen aber dankte Bittore über dieſe „wahre Gutherzigkeit," die ihm einen Verſtoß ohne Hinterhalt vorrückte und ihn ſo in ein klares Verhältniß ſetzte. Als er hinzufügte, wie ſchön und echt das Leben wäre, wenn alle Menſchen wahrheitsgetreu ſich begegneten, rief Bittore in die Hände klatſchend:

„Seht ihr Mutter, wie ich recht hab? Meine Mutter hat mich oft darüber ausgelacht, daß ich nicht gerne zu einem Menſchen guten Morgen ſage, dem ich nicht von Herzen einen echten rechten guten Morgen wünſche. So oft man einem begegnet, ſollte man's ihm merken laſſen, wie man zu ihm iſt."

Betroffen ſah Eugen auf Bittore. War das nicht, als ob er ſelbſt redete? Bittore aber ging raſch von den Allgemeinheiten ab, ſie bog mit der Hand ihre Naſe und ahmte täuſchend den „Falſchheitsgruß" der Kirchbäuerin nach. Vater und Mutter verwieſen ihr das ſtrenge und als gerade die Zeitung vom Schloſſe kam, ließ ſich's Eugen nicht nehmen, dieſelbe heute vorzuleſen.

Als Eugen ſpät in der Nacht heimzing,

hatte er faſt vergeſſen, wie er mit ſeinem Anliegen abgewieſen war, ihn beſchäftigte nur der Gedanke an Bittore und wie das ſo offenbar ſeelengute Mädchen mit Luſt ſogleich ihr Wahrheitsſtreben zur Abwehr des Mißliebigen verbrauchte.

Am Morgen überkam Eugen der Schmerz über ſeine kleinliche Hülfloſigkeit mit doppelter Schwere; er blieb daheim und horchte hinaus auf jedes Geräuſch, gewiß kommt der Bachmüller und bietet jetzt von ſelbſt das Gewünſchte dar. Er kam aber nicht, ſondern immer ein Bittſteller nach dem andern, für den Eugen Gevatterbriefe und Gerichtsſchreibereien fertigen ſollte und er mußte an ſich halten um ſeine Leutſeligkeit zu bewahren; er ſollte Allen Alles ſein und ihm wollte Niemand hülfreiche Hand bieten. Der Vikar predigte über Tim. 9. „Und weiß ſolches, daß den Gerechten kein Geſetz gegeben iſt, ſondern den Ungerechten und Ungehorſamen, den Gottloſen und Sündern ꝛc.“ Die Worte, die der Vikar hieran knüpfte und die wol zu anderen Zeiten erhebend in Eugen eingedrungen wären, verhallten jetzt faſt ſpurlos und er gewahrte, wie ſchwer es wird, ſich aus niederen Bedrückungen zu allgemeinen Gedanken aufzu-

raffen und wie das Menſchenwort darin einſam läßt gleich der ſtummen Natur.

An dieſem hellen Sonntag blieb Eugen in ſeiner Studierſtube und doch konnte er es nicht erreichen, ſo oft er auch mit Dichtern und Philoſophen abwechſelte, ſich in ein Buch zu verſenken. Es will nicht gelingen, mitten unter Sorgen ſeinen Geiſt frei zu entfalten und weiter zu bilden.

Als er ſpät in der Nacht von dem Wächterrufe erweckt wurde, ſprachen ſich aus Eugen's Herzen die Worte:

Um Mitternacht
Bin ich erwacht,
Und fragte mich ſtill und leiſe:

Du irrer Gaſt,
Wo fand'ſt du Raſt
Auf deiner wirren Reiſe?

In fremdem Haus,
In Nacht und Graus,
Lieg ich hier gebettet in Leiden.

Und ſtürb' ich jetzt,
Keine Wange netzt
Eine Thräne um mein Verſcheiden.

Um Mitternacht
Bin ich erwacht,
Und weinte ſtill und leiſe.

Mit einem wehmüthigen Lächeln schrieb er dann diese Worte auf, hatte er ja diese Gewöhnung aus vergangenen Zeiten längst abgethan geglaubt im thätigen Leben. Er wollte nichts mehr von einer Verfeinerung der Empfindung in sich, Alles sollte in lebendigem Worte hingegeben sein den lebendigen Menschen.

Mit Anspannung all seiner Willenskraft mußte er sich zum Schulhalten bestimmen. Jedes kleine Geräusch erschreckte ihn, jede nicht rasche Folgsamkeit machte ihn unwillig. Eines Morgens mußte er sich gestehen, was er nicht bekennen wollte, er war krank; ein mächtiges Fieber hatte ihn erfaßt und hin und her wogten seine Gedanken und übersprangen alle Dämme, die der bewußte Wille ihnen gesetzt. Mit Schauder wurde er solches gewahr, daran hatte er nie gedacht, wie es werden solle, wenn er krank würde. In der Angst, daß er im Fieber sein ganzes verborgenes Leben verrathen könne, steigerte sich dasselbe nur noch mehr und als der herbeigerufene Vikar kam, schickte er sogleich nach dem Arzte, der täglich die Frau Kronauer besuchte. Eugen wollte es nicht dulden, daß er krank sei, aber er konnte nicht mehr wehren und bald versank er in willenloses Hinbrüten.

Lipp bewährte ſich als ſorglicher, allen Launen fügſamer Krankenwärter. Der Vikar hielt an Eugen's Stelle regelmäßig Schule und Alles ſchien einen ruhigen Verlauf zu nehmen, als ein neues Unzefähr Eugen auf's Höchſte ſteigerte. Draußen hatte die fröhliche Weinleſe begonnen; Piſtolenſchüſſe knallten von den Bergen und in den Gaſſen und von dieſen Tönen erweckt ſchrie Eugen nach ſeinem Pferde, nach ſeinen Waffen und commandirte die Schlacht, ſchickte Adjutanten ab und antwortete auf Rapporte und ſchrie wieder laut auf, da er Kameraden neben ſich ſinken ſah. Ein andermal rief er: „Schlecht getroffen! Warum verbindet ihr mir die Augen? Sehen will ich den Tod, Achtung! Feuer!“

Bartelmä löſte den Lipp ab in den Nachtwachen. Man redete viel im Dorfe davon, daß der dicke Geißelmaier des Sonnenwirths ſo gut gegen den Lehrer ſei, und daß dieſer ſich von ihm beruhigen laſſe wie ein Kind von der Mutter.

Die Krankheit Eugens hatte noch außerdem eine ſeltſame Bewegung im Dorfe erregt. Die Kirchbäuerin ſah ſich als erſte verpflichtet, die Pflege des kranken Lehrers zu überwachen; ſie ſelber konnte nicht vom Fleck und ihre Sabine ließ ſich durchaus nicht dazu bringen, in das

Schulhaus zu geben; sie schickte daher ihren Mann mit allerlei Anerbietungen, die aber Bartelmä, der sich das Hoheitsrecht im Hause angeeignet hatte, barsch abwies, gelinder lehnte er die Anerbietungen der Bachmüllerin ab und nahm nur von der Pfarrerin das Gewünschte an. Beim Wachen in der Nacht entschloß sich Bartelmä zum erstenmale wieder, etwas Gedrucktes vorzunehmen; aber sei es, daß sein Auge oder sein Geist widerspenstig war, er las keine drei Seiten und kartelte dann ganze Nächte mit Lipp.

Die Bachmüllerin und die Pfarrerin hielten sich viel in der Nebenstube bei Eugen, und dieser rief einmal wie aus dem Traume aber mit so markerschütterndem Tone, als wäre ihm das Herz gesprungen: „Mutter! Meine Mutter!“

Die Frauen kamen erschreckt herein und sahen wehmüthig auf den Kranken. Die Bachmüllerin fühlte sich selber unwohl und Vittore stellte sich freiwillig als ihr Vikar ein. Als einst Eugen mehrmals nach Lipp rief und dieser schlaftrunken ihn nicht hörte, ging Vittore in das Krankenzimmer und reichte dem mit der Zunge lechzenden Kranken einen Trunk.

„Du giebst mir Thau,“ sagte Eugen nachdem er getrunken und sein Auge wurde größer.

Er faßte die Hand Vittore's und ſagte: „Stephanie, leg deine Hand auf meine Stirn.“ Vittore gehorchte und als Eugen eingeſchlummert war, ſchlich ſie wieder weg.

Die Krankheit brach ſich jetzt.

In ſtillen Stunden ſchaute Eugen oft wehmüthig nach den aufgeſtellten Büchern; da drinnen ſind geſchloſſene Lichtreihen feſtgehalten, nicht zu faſſen von dem kranken Auge. Stundenlang konnte er ſich damit quälen, ſein ganzes Denkleben als eine ſpieleriſche Selbſtbetäubung zu betrachten und oft kam er ſich vor, wie von großer Reiſe zurückgekehrt, plötzlich wieder hineinverſetzt in ein faſt vergeſſenes Treiben, wo tauſend Fäden abgeriſſen ſind, die ſich nicht wollen weiter ſpinnen laſſen. In ſolcher Beklemmung rief er dann Lipp, daß er mit ihm ſpreche. Er mußte wiſſen, was er ſei.

Der Zuſtand Eugens beſſerte ſich, ſeine kräftige Natur erholte ſich bald wieder. Der Vikar und Kronauer leiſteten ihm abwechſelnd Geſellſchaft und als Eugen die Theilnahme erfuhr, die man ihm in ſeiner Krankheit gewidmet hatte, ſagte er ſchwerſeufzend: „Wenn nur die Menſchen den Geſunden ſo liebreich wären wie den Kranken.“

Nicht nur die alten Befreundeten bewährten ſich in thatreicher Weiſe, auch einen neuen Menſchen gewann Eugen durch ſeine Krankheit. Dieß war der Amtsarzt Doktor Hahn. Er gehörte der neueſten Schule der Nihilopathen an und half Eugen glücklich aus ſeinem Nervenfieber ohne einen Tropfen Medizin. Sei es dieſe Siegesfreude oder eine Anziehungskraft im Weſen Eugens, der Arzt ſchloß ſich ihm freundſchaftlich an und verbrachte manche Stunde bei ihm, wobei er oft darauf hinwies, daß die Krankheit Eugens nur ein vorübergehendes Welken bei der Verpflanzung und geiſtigen Acclimatiſirung ſei; er wollte ſtets in das vergangene Leben Eugens dringen, und während dieſer ſolches ablehnte, fanden ſie beiderſeits viel Austauſch in dem Gedanken, daß die Menſchen individuell behandelt werden müßten, und wenn es möglich wäre, alle zuſammenwirkenden Kräfte in ihrem Kernpunkte zu packen, ſie geiſtig und körperlich zu erfriſchen wären.

Eine ſtille Schwermuth, ein Gefühl der Hülfloſigkeit war trotz alledem Eugen von ſeiner Krankheit zurückgeblieben; er ging faſt immer ſchweigend umher, er, der ſonſt für Jeden eine freundliche Anſprache hatte. Von ſeinen Fieber-

phantaſien war ihm nur die in Erinnerung geblieben, daß ihm ſeine Mutter gerufen habe, ſie lag im Dunkeln, er konnte ſie nicht ſehen, aber ihre Hand leuchtete, ſie hatte die Arme nach ihm ausgeſtreckt. Die tiefe Trauer um den heißeſten Wunſch ſeiner Seele erneute ſich in ihm.

O wenn die Mutter wüßte, wie ihr Kind ſo verlaſſen war und noch immer iſt . . .

Sie zu finden, ſtand er in täglichen Todesgefahren, und doch was ließ ſich thun, um jetzt die Spur ihres Lebens zu entdecken?

Als Eugen wieder zum erſtenmale Schule halten konnte, führte ihn der Pfarrer, der indeß angekommen war, feierlich bei den Schülern ein; er ſchien die ganzen vergangenen Wochen als nicht vorhanden zu betrachten, die Schule, dieſe „Tochter der Kirche," erhielt erſt von ihrer Mutter die Weihe ihres Daſeins. Der Pfarrer war überaus freundlich gegen Eugen und wiederholte mehrmals, daß er in der Hauptſtadt viel „Vortheilhaftes" von ihm gehört habe, beſonders von ſeiner Gönnerin, der Stiftsdame Thereſa von Schüttenheim, die nächſtes Frühjahr zum Beſuche hieher kommen werde.

Sechzehntes Kapitel.

Es giebt Menſchen, deren Gedenken uns anmuthet, als faßten wir eine getreue biedre Hand. So war's Eugen, als er Deezer's gedachte, er wußte zuverſichtlich, daß dieſer Rath ſchaffen würde. Der Sonnenwirth mahnte zwar nicht mehr, das durfte aber nicht abgewartet werden.

Was Eugen damals beim Abſchiede von Deezer nicht hatte glauben wollen, hatte ſich nun doch bewahrheitet; die Entfernungen auf dem Lande ſcheinen ſich zu vergrößern. Die beiden Freunde hatten ſich jetzt ſeit Monaten nicht wieder geſehen.

Barthelmä war voll fröhlicher Laune, als er von Eugen vernahm, daß er einen Beſuch in Röthhauſen machen wolle; er erzählte, daß er morgen Abend mit ſeiner Frachtfuhre auch durch Röthhauſen käme und Eugen ſolle ihm vom Verlobungstiſch eine Flaſche Champagner als Signalrakete in das Lamm ſchicken.

Mit einem Urlaub von zwei Tagen, die

ihm jetzt als eine endlose Zeit erschienen, bestieg Eugen das Pferd, das ihm Bartelmä verschafft hatte. Aller Augen schauten verwundert auf, wie der Reiter so sicher und keck davon ritt und den muthigen Hengst tänzeln ließ. War es das Vollgefühl der Wiedergenesung oder sein erhöhter Standpunkt? Eugen erschienen die Häuser, die Menschen viel hellfarbiger und heiterer, als er so dahin ritt und rechts und links grüßte, bald dankte, bald durch seinen zuvorkommenden Gruß zu einem solchen herausforderte. Vor des Kirchbauern Haus ließ er das Pferd mehrmals steigen und mußte in sich hineinlächeln, daß er dem Erlenmooser Salon die entsprechende Cavaliereshuldigung brachte. Die Kirchbäuerin nickte ihm freundlich zu und der Huschel, der hinter der Sabine zum Fenster heraussah, sagte: „Das schwarze Sturmband um das Kinn steht ihm doch prächtig und er ist in der Krankheit noch viel schöner geworden, meinst nicht auch Sabine? Ich lauf' schnell hinten durch die Gass', ich muß sehen, was er bei der Mühle macht." Bei der Mühle war aber Niemand zu sehen und zu hören, die Müllersleute waren Alle im Nebengebäude, wo der Bernhard von Tremsingen ein neues Werk schuf; besonders Vittore war ganz

glücklich, sich nun einmal den Mechanismus der Mühle genau erklären zu lassen, sie war von Jugend auf daran gewöhnt und konnte ihn doch nicht vollkommen. Der Mühlenbesitzer Bernhard war nicht lang mit seinen Erklärungen und die Eltern sahen diese natürliche Beziehung als eine glückliche Verheißung an; sie winkten sich eben mit den Augen zu, als Vetter so nah bei Bernhard stand, der ihr gerade eine Zeichnung erklärte, da trat Eugen ein, der sein Pferd an dem Hause angebunden hatte. Er sprach seinen schönsten Dank aus für die Pflege, die man ihm hatte angedeihen lassen. Als er berichtete, daß er im Begriffe sei, nach Nikolausen zu reiten, um dort einen Freund zu besuchen, war das Auge Vetters's streng auf ihn gerichtet, das dann den Blick zur Erde senkte. Der Mühlenbesitzer war ein stattlicher junger Mann von überaus kräftiger Gestalt mit einem starken Anflug, dessen unterer Theil von den Augen an braun aussah, während die Stirne blendend weiß war. Eugen bewillkommnete ihn in herzlicher Weise und bat um seinen ferern Umgang. Als er davon ritt, schaute ihm Niemand nach als der verborgene Huschel.

Es wimmelte bereits stark, eine bunte Schaar-

decke lag auf der gefrornen Erde, aber die Sonne blickte ſo hell vom blauen Himmel und überall glitzerte und blinkte es; die Bäume am Wege breiteten die Zweige voll glänzenden Geſchmeides ſo ruhig und unbewegt, als hielten ſie ſtille an ſich und freuten ſich ihrer Pracht. Der ſchwarze Tannenwald auf der Bergböhe ſchnitt ſich ſcharf ab von dem weißen Grunde. Der Braune griff ſo tapfer aus, als wäre er ſtolz auf ſeinen ſichern Herrſcher. Eugen war es ſo wohl zu Muthe, daß er gerne in die Welt hineingeſungen hätte, wo Alles ſchwieg und nur bisweilen ein Rabe krächzte. Den ſchwarzen Geſellen ärgerte wol das weißglänzende Gewand der Erde.

Ein Eisvogel mit ſeinem blauſchimmernden Gefieder ſtand auf einem Felſen am zugefrornen Bach und wendete den langſchnabeligen Kopf nach dem Reiter. Jetzt wechſelte ein Rehbock über den Weg, die Jagdluſt wachte wieder auf, es tönte lockender Waldhornklang und rief zur fröhlichen Jagd. Eugen ritt raſch dahin und ihm war's in der Seele, als ritte er einem verborgenen Glücke entgegen. Er forſchte dieſer gehobenen Stimmung nach und fand zu ihrer Begründung nichts, als die Reiterluſt und das Vollgefühl der Geſundheit. Er lehnte es ſtill

ab, daß das Wiederſehen Stephanie's mitwirke, ja er gelobte ſich, ihr auszuweichen.

Wie er ſo dahinritt und die ſchnellfüßige Kraft des Pferdes ſein eigen machte, überkam ihn etwas von der Luſt nach ausgebreitetem Beſitze; über ſolchen ſchalten und herrſchen, das heißt das eigene Selbſt mit neuen Mächten ausrüſten, tauſendfaches Leben gewinnen. Und jetzt, welch armſelige Noth bedrückt dein ganzes Weſen!

Eugen jagte noch ſchneller dahin, als fliehe er vor den Einflüſterungen des Verſuchers. Auf der Anhöhe von Röthhauſen begegnete ihm der Metzgerburſche, der in einem Bernerwägelein ſaß; ſie hielten beide eine Weile die dampfenden Roſſe an und Eugen wußte nicht war's Spott oder Ernſt, als er den Dank für ſeine Verwendung beim Schäufler-David vernahm.

Er ritt raſch fürbaß. Der Lammwirth in Röthhauſen hieß den Gaſtfreund hoch willkommen, als dieſer aber nach Deeger fragte, erfuhr er, daß groß Leid in deſſen Hauſe ſei; die Mutter ſei gefährlich krank und es wäre doch geſcheiter, wenn der Alte in den Himmel käme, der hier unten nichts mehr zu thun habe. Dem plötzlich verſtörten Anblick Eugens begegnete der Lammwirth mit dem Zuſatze, daß die Mutter wol noch

davon kommen werde, es koſte nur ein Heidengeld, das man an die 99 prozentigen Apotheker hinauswerfen müſſe.

Es gehört zu den ſchmerzlichſten Empfindungen, einen Freund, den man jubelnd an die Bruſt drücken wollte, unverſehens gramgebeugt zu treffen. Wie an dem aus freier Luft in die Krankenſtube Tretenden ein friſcher Feldathem haftet, ſo wird es dem freudig geſpannten Herzen ſchwer, plötzlich den Gram und das Mitleid in ſich aufzunehmen. Nur wenige Augenblicke war Eugen von dieſem peinlichen Gegenſatze beherrſcht, denn plötzlich überkam ihn wieder ſein tiefſchmerzliches Verlangen nach ſeiner Mutter, das ja ſein ganzes Leben unruhvoll beherrſchte. Deeger war gerührt von der innigen Theilnahme Eugens, aber er konnte doch nicht umhin die Ueberſchwänglichkeit zu dämpfen, da Eugen äußerte: er würde ſein halbes Leben darum geben, wenn es ihm vergönnt wäre, auch nur ſeine kranke Mutter zu pflegen. Deeger war gefaßt und ruhig. Eugen wollte ſein Anliegen gar nicht vorbringen, aber der Freund zwang ihn dazu und Eugen erzählte, wie er in dieſe Verlegenheit gekommen ſei. Deeger konnte ein gewiſſes Meiſtern nicht laſſen, er ſchalt Eugen über ſeinen Leichtſinn, der ihm un-

nöthige Sorgen aufgebürdet habe. Eugen ward unwillig, er hatte ja ſchon genug gelitten, wozu noch dieſe Strafpredigt? Deeger nahm Papier und Bleiſtift indem er ſagte:

„Berichte Alles, was du ſonſt ſchuldig biſt, kein Flickwerk, ganz geſund und frei mußt du dich machen.“

Als Eugen entgegnete, daß er ſonſt keine Schulden habe, wurde hin und her überlegt, wie zu helfen; Deeger war einverſtanden, daß nur im äußerſten Falle, wenn auch, was er nicht glaube, Kronauer verſage, man ſich an die Baronin wende.

„Verſuch's beim Lehnert,“ ſchloß er, „der könnte dir helfen und dann muß dir Schnörkel dein zweites Klavier abkaufen, der hat baar Geld. Mach dich um jeden Preis frei. Nichts iſt jämmerlicher, als ſich mit einer drückenden Laſt wie mit einer Kränklichkeit hinſchleppen, das Meſſer her, Hungerkur her, nur heile dich ganz.“

In dieſer reſoluten Aufhebung aller ſchlaffen Hängewei war Deeger völlig in ſeinem Elemente und Eugen fühlte jetzt leibhaftig die kräftige Freundeshand, ja noch mehr, wie der lebendige Anblick eines ſich in feſter Haltung bewegenden

Menſchen den Nachläſſigen aufrichtet, ſo fühlte ſich Eugen erkräftigt.

Im Hauſe Lehnerts war große Freude bei der Ankunft Eugens; der Engelbert hatte ihn ſchon beim Lamm geſehen und zu Hauſe die Botſchaft verkündet. Deeger hatte es übernommen, den Lehnert zu beſtimmen und dieſer fand ſich wider Erwarten willfährig, als „Bürge und Selbſtzähler" zu unterſchreiben, wenn der Lammwirth das Geld gebe. Auch dieſen übernahm Deeger und kam bald mit dem überraſchenden Jawort. Er verkündete jedoch Eugen, daß der Lammwirth ſich nur aus der Rückſicht zu der Anleihe verſtanden habe, daß nun die Heirath ſeines Bruders mit des Schäufler-Davids Marie eifriger betrieben werde. „Ich glaube aber auch," ſetzte er dann hinzu, „daß der Lammwirth dich für einen Nebenbuhler hält und dich dadurch beſeitigt glaubt."

Eugen lächelte über die ſeltſamen Verſchlingungen, die das Leben knüpft.

Voll Freude ritt er nun hinüber zu Schnörkel, von dem er auch das Verſprechen erhielt, daß er auf dem Wege zur nächſten Conferenz nach Erlenmoos kommen und ſich eines der Klaviere auswählen wolle.

Von Schnörkel weg ritt er dann pfeilschnell nach Letzweiler zu dem Kopfrechner. Vielleicht hatte der Alte doch die Spur der Mutter entdeckt. Der Braune flog dahin aber für den schnellathmenden Eugen noch immer nicht rasch genug. Er traf den Kopfrechner nicht zu Hause, und getröstete sich, daß es wol besser sei, den Argwöhnenden unbefangen und leichthin bei der Conferenz auszufragen.

Dreger war ganz glücklich, daß er dem Freunde so hatte beistehen können und dieser konnte nicht umhin, ihn an's Herz drückend auszurufen:

„Das heißt gelebt! Solch eine Stunde, in der man ein thätiges Freundesherz an sich schließt, macht das Leben wieder werth, man freut sich des Daseins. Könnte ich dir nur durch eine schöne That beweisen, wie glücklich du mich machst, mit dir selbst und damit, daß ich dich habe."

Dreger nickte still ohne eine Hand zu reichen oder durch irgend ein anderes Zeichen zu erwiedern.

„Man hört immer und immer, daß die Frauenliebe das höchste Glück sei," sagte Eugen als er mit Dreger beim Weine beisammen saß, „ich glaube, daß die Alten recht hatten, die

Freundſchaft höher zu ſtellen; ſie iſt die reine Männertugend eines thätigen Volkes. Wir haben keine ſo ſchönen Thaten mehr wie die Alten und doch ſind die leitenden Gedanken bei uns nicht minder ſchön; unſere Furien ſind jetzt nichts als dumme Geldſchulden, unſer befreiender Tempel eine Discontobank. Stoß an Pilades. Nur in Glaubensdingen ſind wir verſchieden wie Oreſt und Pilades im Todeskampf. Cetera par concors et sine lite fuit ſagt Ovid."

Die Gläſer klangen hell.

Siebzehntes Kapitel.

Mit einem eigenthümlichen Behagen der Unabhängigkeit ging Eugen andern Tages nach dem Schloß, um die Baronin Stephanie zu beſuchen; er hatte ſich von ihr ſchon abhängig geſehen und fühlte ſich jetzt um ſo freier. Er wurde in den Mittelſaal geführt und ſollte ſie hier erwarten. Schon dieſes Warten verſetzte Eugen in eine andere Welt, von der er ſich auch äußerlich umgeben ſah: dieſe Hängeampeln mit Schlinggewächſen, dieſe Statuetten und Albums waren ihm jetzt ſo fremd; auffallend waren noch mehrere zierlich gearbeitete Staffeleien mit angefangenen und halbvollendeten Landſchaftsbildern; am Fenſter ſtand ein kunſtreich gearbeitetes Spinnrad vor einem einarmigen Stuhle. Stephanie trat ein und empfing Eugen mit vieler Herzlichkeit; die aufrichtige Theilnahme, die ſie über das abgehärmte Ausſehen Eugen's äußerte, machte dieſen die Augen niederſchlagen, da ſie ihm beide Hände entgegenſtreckte und ihn fragte, was ihm fehle. Als Eugen jetzt den Blick erhob und zum erſten-

male in dem großen Spiegel seine ganze Gestalt sah, war er betroffen über seine eigene Erscheinung. In dem süßduftenden teppichbelegten Zimmer, das von hellem Kaminfeuer durchwärmt wurde, ward Eugen rasch wieder in den zauberischen Bannkreis Stephanie's versetzt.

„Es ist so schön," sagte er, als er mit Stephanie an der freien Gluth saß, „es ist so anmuthend, daß die Cultur das ursprünglich naiv Dagewesene verschönert wieder aufnimmt."

„Was meinen Sie?"

„Das freie Heerdfeuer des Anfangs ist hier wieder da, und wie lieblich ist's, die lebendige Flamme vor sich zu sehen, statt die abstracte Wärme aus dem verschlossenen Ofen zu haben."

„Das Kamin würde mir aber nicht genug Wärme geben, der Ofen ist auch geheizt, es geht nicht anders bei unserm Klima."

„Darum kann man unserm Volke auch nicht das Doppelte zumuthen. Ich komme eben aus der dumpfen Stube Lehnerts. Sie waren diesen Winter noch nicht dort?"

„Nein, das Volk ist im Winter abscheulich. Die Raupe ist nur schön, wenn sie Schmetterling geworden. Ich wollte den Engelbert unterrichten, ich ließ es aber wieder; ich kann mir's

eigentlich nur denken, daß es eine Luſt iſt, geniale Kinder zu unterrichten."

„Es fragt ſich nicht um Luſt, ſondern um Pflicht, es liegt gerade in der beſondern Aufgabe unſres Berufes — "

„Ihres Berufes?" unterbrach Stephanie „Sie haben einen ganz andern. Sie ſollten mit dem elektromagnetiſchen Telegraphen über die Welt hinſprechen und mühen ſich ab, Taubſtummen Zeichen des Verſtändniſſes beizubringen. Das paßt nicht für Sie." Da Eugen ſtill vor ſich niederſah, fuhr Sie fort: „Das einzig Erhebungsvolle was unſre Zeit hervorgebracht hat, iſt doch der elektromagnetiſche Telegraph. Ich ſtudire jetzt dieſe lautloſe Nervenſprache und habe einen Apparat. Wenn heute ein Prophet, ein Erlöſer erſtünde, müßte er ſich in's Centrum ſtellen und dieſes Nervengeflechte über alle Hauptpunkte der Welt mit ſeinem Worte beherrſchen."

„Und die kleinen Dörfer, an denen die Botſchaft ſtumm vorüberzieht?" fragte Eugen.

„Die erhalten die Kunde ſpäter oder auch gar nicht, die folgen ſtets den Hauptſtädten nach. Sie könnten mir einen großen Gefallen erweiſen," ſchloß ſie plötzlich aufſtehend, als richtete ſie eine

Botſchaft in die Höhe „Wollen Sie? Verſprechen Sie mir. Geben Sie mir charte blanche.“

„Was ſoll ich thun?“

„Sie bleiben heut Mittag bei mir zu Tiſche.“

„Und das iſt Alles?“

„Nein, Sie müſſen mir erlauben, Sie unter fremdem Namen vorzuſtellen. Was ſehen Sie mich ſo ſtarr an? Was iſt Ihnen?“

„Unter welchem Namen?“ fragte Eugen bebend.

„Unter welchem Sie wollen. Sie ſind Baron. Meinetwegen Baron Baumann, vom Rhein, aus Weſtphalen, aus Thüringen, woher Sie wollen.“

„Und wozu ſoll dieſe Maskerade?“

„Zu nichts Schlimmem, au contraire. Ich habe heute mehrere Gäſte, es ſind einige Cabinetsſtücke darunter, die Sie amüſiren werden, Sie aber brauche ich für meinen Vetter Leo, einen Bruder unſres Erlenmooſer Kronauer. Leo verachtet hautement alle Beſtrebungen für's Volk und Sie ſollen mir ihn bekehren helfen.“

„Danke für die Aufgabe, aber warum wollten Sie mich nicht zu dieſem Zwecke als ſimplen Lehrer vorſtellen?“

„O Einfalt der Weltweisheit,“ lachte Ste-

phanie, „Sie kennen die ſogenannte Geſellſchaft noch nicht, ich muß Sie daher als einen Sonderling ſchildern. Wüßte Leo, daß Sie Dorfſchullehrer ſind, würde er Sie kaum anhören; ſind Sie Baron, iſt das ganz anders.“

Eugen lächelte und Stephanie richtete ſich hoch auf, da ſie geſiegt zu haben glaubte, aber Eugen machte noch den Einwand:

„So leid es mir thut, ich kann Ihnen nicht willfahren. Vielleicht kann Deeger, wenn auch ſeine Mutter ſchwer krank, ja, nehmen Sie doch Deeger, der iſt ſtahlfeſt und viel mehr geeignet und berechtigt.“

„Nein, der iſt ein Igel, er borſtelt und rollt ſich zuſammen, wenn ich ihn faſſen will und er iſt mir langweilig. Pudel, Turner und Fürchtegott Gellert das ſind drei Dinge, die ich nicht leiden kann. Deeger würde auch nichts nützen, er iſt zu dürr und rauh, er und Gideon ſind nicht geeignet, nein, gar nicht; ihre Reden ſind wie engliſche Wieſen, lauter grünes Futtergras, keine Blumen. Sie, Sie allein ſind geeignet. Ich bitte, thun Sie mir den Gefallen. Ich übernehme jede Verantwortung.“

„Glauben Sie, daß Deeger, abgeſehen von alledem, Ihnen willfahren würde?“

„Nein, und darum ſollen Sie's. Was geht Sie Deeger an? Sind Sie an irgend eine Autorität gebunden? Gerade weil er's nicht thut, iſt es Ihre Sache; oder haben Sie Ihren Grundſatz vergeſſen, daß der frei iſt, der aus ſich nach ſeiner Individualität handelt?"

„Die Frauen ſind in der Regel perſönliche Feinde der Logik, mit der Ausnahme, wenn ſie ihnen convenirt," entgegnete Eugen, „ſie gehen mit durch alle Schlußfolgerungen und bleiben am Ende doch an ihrem Ausgangspunkte ſtehen. Nun denn, glauben Sie, daß Mauern von Poſaunenſtößen einſtürzen, und glauben Sie, daß ein Mann durch ein einziges Geſpräch bekehrt werden kann?"

„Nein, aber erſchüttert und das iſt ſchon viel, mein geehrter Herr von Katechismus. Sie ſind noch mehr Schulmeiſter geworden, ſeitdem Sie in Erlenmoos ſind."

„Ich rathe dennoch zu Deeger, leider iſt er jetzt von Kummer und Noth heimgeſucht."

„Und Sie wollen nicht für ihn bitten? Gut. Ich verſpreche Ihnen, wenn Sie mir willfahren, Deeger anonym eine beträchtliche Summe zu ſchicken, die ihm aus aller Noth hilft. Iſt es ritterlicher, für einen Freund auf der Menſur

ſich einer Klinge, einer Kugel bloßſtellen, oder für ihn einen geiſtigen Wettſtreit ausfechten? Ich will Ihre Gefälligkeit damit nicht bezahlen, keineswegs, aber ich helfe Decger doch nur, wenn Sie auch mir willfahren."

Eugen ſaß eine Weile ſtill vor ſich niederſchauend, dann ſagte er wie im Selbſtgeſpräch:

„Darf ich mit meinen heiligſten Ueberzeugungen eine Komödie machen, ein Maskenſpiel aufführen? Nein, nein, das wäre laſterhaft."

„Sie überſchreiten alle Grenzen. Sie machen mich ernſtlich böſe. Was iſt das für ein Wort? Muthe Ich Ihnen etwas Derartiges zu?" ſagte Stephanie, mit raſchen Schritten das Zimmer durchmeſſend. „Das iſt unerhört, unerhört," wiederholte ſie oft und biß die Lippen.

„Gut," entgegnete Eugen, „ſo nennen Sie es frivol oder gar pikant. Nicht wahr, das iſt geſellſchaftsfähige Sprachtoilette? Ich verwerfe aber abſichtlich die kupplerische Sprachweiſe, in der man Schlechtes mit annehmlichen Worten beſchönigt und einſegnet. Sie ſelber verachten ja die ſogenannte Geſellſchaft, wo man einen Ehebruch eine liaison, einen Lüderjan einen roué oder blasé nennt, wo der betrügeriſche Heuchler

ein intriganter diplomatiſcher Kopf getauft wird. Ich haſſe dieſe Art — ich weiß wohl, man darf in guter Geſellſchaft nicht ſprechen: ich haſſe, ſondern nur: das iſt mir odiös — ich haſſe die Manier, in der man über das Verwerfliche einen beſchönigenden lüſternen Reiz wirft und den Geſtank der moraliſchen Fäulniß mit parfümirten Worten einbalſamirt. Darum iſt meine ganze Redeweiſe nicht geſellſchaftsfähig. Sie ſelber mit Ihrem Streben nach Wahrhaftigkeit und mit Ihrem verhaltenen Abſcheu ſind eben damit eine Einſiedlerin mitten in der Geſellſchaft, mich aber laſſen Sie weg aus einer Welt, der all mein Denken und Thun nur lächerlich wäre ... Das iſt mein größter Triumph."

„Sie brauchen keine Entſchuldigungen, Sie ſind ein edler Menſch!" ſagte Stephanie zum großen Erſtaunen Eugens und legte ihre Hand auf ſeine Schulter, „Sie geben und ſind mir mehr als Sie nur ahnen können. Und jetzt willfahren Sie mir auch. Sie ſollen ja Ihre Ueberzeugungen ausſprechen, ganz wie ſie ſind, nur ſich einen Talar oder eine wächſerne Naſe borgen, weiter nichts als einen Adelstitel. Oder ſind Sie auch einer der großartigen Freiſinnigen, die nur mit Gleichgeſtimmten verkehren wollen?"

Da Eugen noch immer zögerte, fuhr ſie fort und ihre Wangen glühten:

„Nicht wahr, um einen bornirten Bauern zu bekehren, maskirt ihr euern Geiſt und eure Denkweiſe in ſeine Sprache; vor einem Mann von Welt tretet ihr zurück, weil ihr euch, die Hand auf's Herz, doch fürchtet. Gehet hin und prediget auf allen Gaſſen, ſteht geſchrieben; ja freilich, auf den Gaſſen predigen, das iſt leicht, da ſeid ihr Meiſter. Ihr müßt hinein in den Salon, könnt ihr dort triumphiren, dann ſeid ihr Sieger."

„Es ſei," ſagte Eugen, „aber nicht in Hoffnung auf Sieg; man engagirt auch einen Kampf, nur um dem Gegner Achtung vor dem Muth einzuflößen."

„Sie haben echten Muth, das Lob können Sie im Voraus nehmen," entgegnete Stephanie freudig.

Eugen lächelte, er konnte ja nicht ſagen, wie leicht es ihm ward, die äußere Aufgabe der Rolle anzunehmen, und eine gewiſſe übermüthige Kampfluſt reizte ihn mit geſchloſſenem Viſir in die Schranken zu treten.

Stephanie machte ſich nun ſogleich daran, das Verſprochene für Deeger in eine Briefdecke

zu legen. Eugen ſchrieb mit verſtellter Handſchrift die Adreſſe darauf und übernahm es, auf Umwegen die Sendung zu beſorgen, indem er unverbrüchliches Schweigen gelobte. Er hatte wol falſch geſehen, da er zu bemerken glaubte, daß die Geberin dieß nicht ſo ſtrenge heiſchte?

Als Eugen zu Deeger in die Schule kam, war er zerſtreut, ihn bewegte doch ein gewiſſes Bangen vor dem heutigen Mittag; wie war dort eine andre Welt, ein andrer Menſch als hier; dazu konnte er eine gewiſſe Unruhe nicht verbergen, weil er eine anonyme Sendung an den Freund in der Taſche hatte. Die eigenthümliche neue Lehrweiſe, in der Deeger die kleinen Kinder leſen und ſchreiben zugleich lehrte und ihnen Gegenſtand und Wort auf die Tafel zeichnete, dieſe wieder an die unmittelbare Anſchauung ſich anſchließende und alle Grundthätigkeiten zu gleicher Zeit anregende Methode, hätte die Aufmerkſamkeit Eugens zu jeder andern Zeit vollauf beanſprucht, heute bemerkte er ſie nur oberflächlich und er hörte anfangs kaum als ihn Deeger fragte:

„Haſt du nicht auch die ſchönſte Freude im Unterricht der jüngſten Kinder? Da offenbart ſich noch ihre eigene Welt, während die älteren

meiſt das vom Lehrer Gehörte reproduziren. Es gehört leider zu den Naturordonnanzen des grünen Tiſches, daß die Kinder im Frühling in die Schule eintreten müſſen ſtatt im Herbſt, wo Feld und Wald ſie in die Stube weiſt."

„Das erſte Frühlingsgrün," beſtätigte Eugen, „iſt am hellſaftigſten und man freut ſich, daß es doch wieder grün iſt und denkt nicht daran, daß es auch Unkraut wird."

Deeger bemerkte wohl, daß die Baronin den Freund in Unruhe verſetzt haben mußte, aber bei aller Hülfebereitſchaft miſchte er ſich nicht leicht ungerufen in fremde Händel.

Eugen verabſchiedete ſich bei Deeger und beſtellte ſein Pferd nach dem Schloſſe.

Als er dort angekommen war, hörte er bereits auf dem Hausflur das Durcheinanderreden und begrüßungspflichtige Lachen vieler Anweſenden. Die Baronin mußte angeordnet haben, daß ſeine Ankunft ihr gemeldet werde, denn der Bediente öffnete nicht, ſondern ſie kam raſch aus dem Saale, zog Eugen nach einem andern Zimmer und wollte ihm dort ein Ordensband in das Knopfloch heften. Eugen wehrte dies entſchieden ab, Stephanie reichte ihm den Arm, die Flügelthüren öffneten ſich und Eugen wurde

feuerroth, als ihn Stephanie der gesammten Gesellschaft mit den Worten vorstellte: „Mein Freund, Herr Baron Baumann aus Thüringen.“

Es konnte Eugen nicht entgehen, wie sehr er schon Gegenstand des Gespräches gewesen sein mußte. Welch ein Mährchen hatte die Baronin über ihn ausgedichtet? Er verwünschte jetzt doch seine nachgiebige Vermessenheit. Stephanie ließ ihm keine Zeit zu Grübeleien, sie winkte einem stattlich aussehenden jungen Manne mit blondem Schnurrbart und einer breiten Narbe durch die Mitte der rechten Wange, die seinem Antlitze etwas Schiefes gab; der junge Mann näherte sich mit offenbar militärischer Haltung und Stephanie sagte:

„Dieß, Herr Baron, ist mein Vetter Leo, ausreißender Hauptmann der Kürassiere, zukünftiger Cincinnatus.“ Sie betrachtete mit offenbarer Neugierde die beiden Männer. Eugen war breitschulterig und doch schlank, sein längliches Antlitz mit den feingeschnitzelten Zügen und dem auffallend kleinen Munde hatte etwas Elegisches und doch wieder unvereinbar Kühnes, während das trotzige Angesicht Leo's, die Art wie er den Kopf in den Nacken warf, die Augen wie zielend manchmal einkniff und

das robuſte Weſen überhaupt ſich rauſtuſtig und vornehm nachläſſig ausnahm. Er ſah aus als wäre er im Feldlager eben vom Pferde geſtiegen und bereit beim erſten Trompetenſchall wieder aufzuſitzen. Dazu knickte er beim Gehen wie es ſchien gefliſſentlich in die Kniee und ſchnellte ſich wieder empor, wodurch ſein ganzes Behaben etwas Selbſtbewußtes und ſich ſtets bereit Haltendes gewann. Schon die Art wie Leo bei der Verbeugung die ſporenklirrenden Ferſen aneinanderſchlug, hatte den Reiterhauptmann in ihm erkennen laſſen, während die Erwiederung Eugen's durch die Beklommenheit in ihm eine „ſublime Haltung" verrieth, wie mehrere Beobachter aus der Geſellſchaft, des Grundes unkundig, bemerkten. Eugen faßte ſich ſchnell und begann zu Leo:

„Es iſt eine Freundlichkeit der gnädigen Frau, die ſteife Ceremonie der Vorſtellung durch einen Scherz in heitere Bewegung zu verſetzen."

Die verdroſſenen Mienen Leo's verwandelten ſich in Lächeln. Stephanie miſchte ſich in die Geſellſchaft, überall anregend und belebend. Leo begann:

„Ich finde es auch, Sie ſehen auffallend dem Bilde ähnlich, das wir von Lord Byron haben."

„Ich danke für dieſe Freundlichkeit, aber ich möchte nicht Byron ähnlich ſein.“

„Warum?“

„Wenn er nicht ein ſo großer Dichter wäre, könnte ich ihn haſſen. Er iſt Ergebniß und Urſache der geiſtigen engliſchen Krankheit, eines Uebels, das Wundenmale den Händen einprägt, die zu ausdauerndem Thun ſich regen ſollten. In der Sucht nach Aufregungen, in dieſem Sehnen in ödem Ueberdruß, im Weltſchmerz überhaupt ſteckt viel Weltfaullenzerei.“

Leo ſetzte mit vieler Gewandtheit den Dichterwerth Byrons auseinander, den Eugen gar nicht beſtritten hatte.

„Aeſthetiſirender Junker, Schöngeiſt der Garniſon“ dachte Eugen vor ſich hin, als ihn Leo verließ. „Ihr verzeiht dem Lord ſeinen Freiheitsdrang, weil er abenteuerlich bunt und ſchließlich doch nur vornehmes Belieben, Emotionsſucht war, die keinerlei ausharrende Pflicht und Hingebung ſtatuirt. Wer ein echter Vertreter der höchſten Wahrheiten und ihrer Pflichten wäre, müßte von euch gehaßt ſein; das wäre ein Triumph, größer als der von eurer öden Vornehmigkeit gontirt zu werden.“

Der Oheim Major, der heute in voller

Galla war und zwei Orden auf der Bruſt trug, dankte dem Gruße Eugens nur mit ſtummer Verbeugung; er ſchien ihn offenbar zu vermeiden und dadurch ſeinen Unwillen und ſeine Nichtbetheiligung an dem loſen Streiche ſeiner Nichte zu bekunden. Tante Bonboniere wagte es gar nicht zu Eugen aufzuſchauen, ſie ſchlug ſtets die Augen nieder, wenn ſein Blick ſie traf. Der Fragſamenhändler aber lächelte Eugen als vertraulich Eingeweihter zu, ohne jedoch weiter eine Bekanntſchaft mit ihm zu verrathen. Nur einmal raunte er im Vorüberſtreifen: „Daniel in der Löwengrube.“

„Die Löwen der Geſellſchaft ſind auch manierlich,“ erwiederte Eugen in gleichem Tone, und wie er jetzt durch den Saal ſchritt, ſuchte er den Humor ſeiner Lage mit friſchem Muthwillen zu erfaſſen.

Der Speiſeſaal öffnete ſich. Eugen erhielt am obern Ende des ovalen Tiſches den Platz zur Rechten Stephanie's, zu deren Linken Leo ſaß. Sie ſuchte die beiden Männer in allerlei Geſpräche zu verwickeln, aber es wollte nichts verfangen; denn Eugen hatte ſich vorgeſetzt, ſeine Ueberzeugungen nicht zur Feuerwerkerei verpuffen zu laſſen. Als Stephanie fragte, wie man in

der Garniſon die Abneigung der deutſchen Farben aufgenommen habe, berichtete Leo lachend, wie die Soldaten jubelnd die „ſtudentenfarbigen“ Kokarden mit Füßen getreten hätten. Eugen ſchoß alles Blut zu Kopfe, der Biſſen im Munde wurde ihm zu Wermuth, aber er ſchwieg.

Leo neckte die Baronin wegen ihrer „Deutſchthümelei.“

„Giebt es eine andre Nation, die für die nothwendige Liebe zu ſich ſelbſt einen ſolchen Spottnamen hat?“ fragte Eugen. Leo, der dieſe halbgemurmelten Worte nicht recht verſtanden hatte, bat um deren Wiederholung; Eugen erſuchte ihn, ſich nicht unterbrechen zu laſſen und Leo forderte Stephanie auf ihm einen „deutſchnationalen Namen“ für ſeinen Grauſchimmel, ſein neues Reitpferd zu geben. Er ſchilderte das Thier mit ſeinen blutrothen Nüſtern, der weißen Stirne und den weißen gleichgezeichneten Füßen als eine wahrhaft ätheriſche Erſcheinung, dem er den proviſoriſchen Namen Titania gegeben.

„Dieſe Menſchen alle“ mußte Eugen denken, „kennen die brennende Schmach des Vaterlandes und ſie converſiren, ſie ſcherzen und wohlleben, als wäre überall Friede und Ehre. O eine Sündfluth! um das ganze Geſchlecht zu vertilgen.“

Alle wiederholte Bemühung Stephanie's Eugen zum Reden zu bringen, war vergebens, er fühlte, daß er jetzt nur Fluch und Wehe rufen könnte und die Baronin schien endlich ihr Vorhaben aufzugeben. Der Champagner perlte im Glase, Eugen hätte gerne Vergessenheit getrunken.

Die Gesellschaft, die bisher in Zwiegesprüche zerfallen war, erhielt plötzlich einen gemeinsamen Gegenstand lebhafter Verhandlung. Man sprach von einem jungen Manne, der das große Loos in der Lotterie gewonnen und sich in der Nachbarschaft angekauft hatte.

„Themistokles," sagte der Fragsamenhändler zu einem stattlichen Manne gewendet, „ließ bei einem Gutsverkaufe ausrufen, er habe einen guten Nachbar."

Der Angeredete dankte mit stillem freundlichem Lächeln.

Vor Allem fragte es sich um die politische Gesinnung des Neulings. Der Fragsamenhändler berichtete mit vielem Behagen, daß er die Ehre habe, Herrn von Blesch als einen männlich gereiften besonnenen Mann zu kennen. Der Leumund des Fragsamenhändlers schien in diesem Kreise nicht ohne Geltung. Eine rundliche kleine Frau bemerkte mit obligatem Lächeln, zu dem

gar kein Grund ersichtlich war, daß sie auch schon sehr Vortheilhaftes von dem neuen Nachbar gehört habe. Eine große wohlbeleibte aber noch schöne Frau sagte:

„Es hat für mich etwas Widriges, daß ein Mensch, weil er in der Lotterie gewonnen hat, nun ein Gutsherr ist. Man sollte eigentlich Boden und Bäume nicht für Geld kaufen können, so wenig man Menschen kaufen kann. Es ist schön, daß im biblischen Alterthume alles Erdreich Gott allein zum Eigenthümer hatte und nicht verkauft werden konnte."

Es gab viel Scherz und Neckerei über diese Betrachtung, bis ein stattlicher Mann mit fast kahlem Haupte aber vollem braunen Barte ablenkte, indem er unter aufmerksamen Zuhören Aller sagte:

„Es ist traurig, daß gerade so viele marode Gemüther oder schlaffe, ruhesüchtige, in die Landwirthschaft flüchten, die doch die gesundeste Spannkraft erfordert. Die Invaliden aller Berufsarten glauben noch Landwirthe werden zu können."

Auf diese Worte strömten die Einzelbäche der Unterhaltung in ein rauschendes Meer zusammen. Eugen wollte überall hinhorchen, aber

Stephanie fand dieſen Lärm gerade bequem, um ihm die Geſellſchaft zu ſchildern.

„Der Invalidenfeind, der eben ſprach,“ ſagte ſie, „das iſt ein Mann, an dem Sie Gefallen haben werden. Er hat nur den einen Fehler, daß er ſo horribel ſchnupft; ſehen Sie, wie er ſtets ſeinen Bart putzt wie eine Katze? Er und die ſchöne Blondine dort neben meinem Oheim, die theokratiſche Dame, die den Herrn von Sonne und Regen auf Zion und Himmelsburg zum allgemeinen Gutsbeſitzer machen möchte, das ſind die einzigen Menſchen, die ich eigentlich lieb habe. Sie müſſen Herrn von Thurn näher kennen lernen. Er war vier Wochen Miniſter, zur Zeit als die Germania die galoppirende Excellenz hatte; er iſt ein liberaler Ariſtokrat, aber grundehrlich, ſie, eine geborne Sabelsberg, eine Nichte meiner Tante, iſt eigentlich eine Pietiſtin, aber wahrhaft gut, von unbegrenztem Wohlwollen. Die runde Frau, die vorhin den neuen Nachbar lobte, von dem ſie ſo wenig weiß als wir, iſt das Geſpons Ihres Gegenüber, ſehen Sie, des Mannes mit dem Orden, der ſtets de rigueur gekleidet iſt und Nachts mit aufgewickelten Locken ſchläft; er ſtand in holländiſchen Dienſten und hat ſich ein fabelhaftes Ver-

mögen erwerben, ſie haben fünf tanzende Töchter, von denen erſt eine ſich während der Mobiliſirung raſch mit einem Hauptmann verheirathete; man nennt dies die mobile Ehe und böſe Jungen nennen den Vater den Sklavenhändler. Dort das ſtets tadellos raſirte Fiſchgeſicht mit permanenter weißer Halsbinde und ohrenklemmendem Hemdkragen, das iſt der engliſirende Graf Kaudling, er ſchreibt ſich mit ow, master humbug genannt; die dritte Dame auf Ihrer Seite, die mit dem terniſterblonden Haare iſt ſein wife. Das Ebenbild Gottes dort, der lange dürre Herr mit dem Stachelſchnurrbart, der eben ſo wohl gewichſt iſt wie ſeine borſtigen Augenbrauen, das iſt der Herr von Interim, denn er ſpricht ſchon ſeit zwanzig Jahren, daß er ſein Gut verkaufen wolle und thut es doch nie. Das decolltirte Gerippe dort iſt ſein Ehegemahl. Ich glaube, wenn ſie zu dem eiſernen Vieh auf ſeinem Gute eingerechnet würde, er hätte ſchon längſt verkauft à tout prix. Sehen Sie ſie an, ſollten Sie glauben, daß das eine Jeanne d'Arc des Abſolutismus iſt? Sie hat ſich keinen geringen Gegenſtand des Haſſes auserkoren, noch vor einer Stunde ſagte ſie: man muß an der Gerechtigkeit Gottes zweifeln, ſo lange er die Peſt-

beule der Welt, dieſes Amerika mit ſeinen Republiken beſtehen läßt. Iſt das nicht koloſſal? Der Herr von Interim hatte im Jahre 48 ſtark roth aufgelegt und weil er ſich vor ſeinen Bauern fürchtete, ließ er ſich als Gemeiner bei ihnen in die Bürgerwehr einreihen und ging ſtets in Blouſe und rother Halsbinde; jetzt iſt er Hochtory und behauptet, daß der Adel und nicht die Dummheit des deutſchen Volkes uns gerettet habe. Am amüſanteſten iſt der runde Herr dort neben meiner Tante, der mit dem ſatten Lächeln, ſieht der Herr von Traktätlein nicht aus wie gebackene Pommade, ſo glanzig ſchwammfettig? Er will mich ſtets bekehren, verſchenkt Miſſionsberichte unter das Volk und führt die Religionsvirtuoſen auf ihren religiöſen Kunſtreiſen in den Dörfern umher. Helfen Sie mir doch ihm einen beſſeren Namen geben."

„Wer Sie ſo hörte," entgegnete jetzt Eugen, „könnte glauben, daß Sie die Mediſance lieben; Sie freuen ſich aber nur, pikant charakteriſiren zu können. Sie ſind beſſer als Sie ſich geben wollen."

Stephanie lachte laut, dann ſcherzte ſie: „Bekennen Sie nur auch ehrlich: die Fehler der Menſchen dienen zum Amüſement, ihre Tugenden ſind meiſt langweilig."

„Und langweilig ſein iſt das größte Laſter,“ gab Eugen zurück. Der Wein perlte, eine Sprühkette von Scherzen wand ſich zwiſchen Eugen und Stephanie hin und her, ſie ſchienen zu vergeſſen, daß noch außerdem Geſellſchaft im Saale ſei.

Tante Bonboniere erhob ſich und ließ die Stuhlfüße brummen; man ging nach dem Glashauſe, um dort den Kaffee einzunehmen.

Achtzehntes Kapitel.

Eugen erfuhr jetzt erſt im Geſpräche mit Thurn und dem Herrn von Interim, daß Stephanie berichtet hatte, ſie ſei in Athen mit ihm zuſammengetroffen, wohin er eine wiſſenſchaftliche Reiſe gemacht habe. Er lenkte das Geſpräch raſch von den Erkundigungen nach den griechiſchen Zuſtänden ab und ſchaute hin und her, ob nicht bald Jemand die Geſellſchaft verlaſſe, dem er folgen könne. Hatte Stephanie ihn auch durch ihre Spöttereien und Scherze zerſtreut, er konnte doch eine gewiſſe Schwermuth über die allgemeinen Zuſtände und eine Befangenheit über ſeine perſönliche Stellung nicht los werden; er war jetzt froh, wie er ſicher glaubte, ſo leichten Kaufes aus der „Löwengrube" fortzukommen.

Es war anders beſchieden.

Stephanie hatte ſich mit Leo in der Mitte des Glashauſes an dem Springbrunnen, der rings von Sitzen umgeben war, niedergelaſſen. Jetzt rief ſie Eugen und Herrn von Thurn mit lauter Stimme als Schiedsrichter zu ſich. Alles drängte

ſich um den Springbrunnen und Stephanie begann:

„Sie ſollen entſcheiden. Mein Vetter Leo ſchilt mich ſentimental, weil ich geſagt habe: ich möchte die Wärme, die dieſe ausländiſchen Blumen und Pflanzen hier zum Wachsthum treibt, lieber einheimiſchen frierenden Menſchen gönnen."

„Sie vergeſſen noch den weitern Zuſatz," fiel Leo ein, „Sie haben behauptet, daß alle unſere Wintergärtnerei widernatürlich und beleidigend, und frevelhaft und verbrecheriſch ſei. Sie haben gegen dieſe Blumen den ganzen Criminalcoder erſchöpft. Die Blumen ſind Ihre Freunde und Sie wiſſen, der Menſch kränkt am leichteſten ſeine Freunde."

„Nichts von Galanterie jetzt," rief Stephanie unwillig ihre Locken ſchüttelnd, „entſcheiden Sie, meine Herren."

Eugen wollte eben antworten, aber er hielt noch raſch an ſich und ließ Thurn das Wort, der bedächtig entgegnete:

„Es iſt Brennmaterial genug in und über der Erde, ſo daß Niemand zu frieren braucht, und wir ſind wohl berechtigt fremde Culturpflanzen zu erhalten."

„Couſine Stephanie mit ihren phyſikaliſchen Studien wird noch den Verſuch machen, im Winter die Atmosphäre zu heizen," rief Leo und Alles lachte. Stephanie ſah wie hülfeſuchend auf Eugen, der nun begann:

„Wir wollen nicht die Luft heizen, ſondern einem Jeden zu ſo viel Nahrung und Kleidung verhelfen, geiſtig und leiblich, daß er perſönlich warm iſt in Wohlſtand und Bildung. Wir betrachten die Zierpflanzen —"

„Wir ſchweifen ab," unterbrach Leo, den das Wir in dem Eugen ſprach, zu ärgern ſchien, während Stephanie ihm freundlich dankend dafür zunickte.

„Ich bin nur Ihrer Fährte gefolgt," erwiederte Eugen gelaſſen. „Wenn ich mir erlauben darf, den Gedankengrund der gnädigen Frau zu erklären, ſo wollten Sie wol ſagen, daß wir geiſtig und materiell zu viel Kunſtgärtnerei treiben, Kübelpflanzen hegen, während wir nur berechtigt und verpflichtet ſind, das zu fördern, was das natürliche Klima phyſiſch und geiſtig hervorbringt oder in ſich heimiſch machen kann. Auf dem andern Wege beleidigen wir allerdings die wahre Natur."

Eugen hatte in ſo ruhigem, überzeugungsfeſtem

Tone geſprochen, daß Aller Blicke an ihm hafteten; Stephanie reichte ihm dankend die Hand und hieß ihn ſich niederſetzen, indem ſie ſagte:

„Sie haben mir ein brauchbares Wort gegeben, Kübelpflanzen, das werde ich mir merken, und die Welt iſt heutigen Tages ſo heuchleriſch, daß ſie nach Pankraz die Kübelpflanzen in die Erde eingräbt, daß man meint, ſie ſeien im Freien geboren und erzogen."

Leo aber war nicht ſo ſchnell gewonnen, denn er begann wieder:

„Verſtecken Sie nicht ein hölzernes Schwert in buntausgelegter Bilderſcheide? Sie wollen alſo nichts gelten laſſen, was nicht heimiſch iſt — "

„Oder ſich heimiſch machen, das heißt in freier Natur gedeihen kann," ergänzte Eugen.

„Aha!" lachte Leo, „jetzt verſteh' ich, alſo volksthümlich, allgemeine Blouſe, Düngerhaufenglorie — " Stephanie verwies ihm dieſen Ton und er fuhr begütigend fort: „Ernſtlich, Sie werden doch nicht beſtreiten, daß in dieſer Blumenkultur eine höhere Kunſt liegt, etwas genial Berechtigtes. Wir erfreuen uns an Duft und Farbe der Blumen fremder Zone, wie wir uns an den Gebilden des klaſſiſchen Alterthums erquicken. Sie nennen wol auch die gelehrten

Schulen Treibhäuser und grollen dem Gelehrten, der wol auch Kübelpflanzen hegt?"

Eugen war betroffen, sich in der Stellung eines Examinirten zu sehen, er war wider Willen mitten im Turnei, er durfte eine Entgegnung nicht mehr vermeiden, hoffte indeß eine Antwort zu geben, die Alles abschloß, indem er sagte:

„Das klassische Alterthum hat für uns so viel Anspruch auf Kraftverwendung, als es befruchtend auf unser heimisches Leben wirken oder selbst darin Wurzel fassen kann. Wenn Sie die Erquickung als das nehmen, so lasse ich sie auch gelten."

Leo schien nicht damit zufrieden, daß sein Gegner ihm das Feld räumen wollte, er schien es auf einen Sieg abgesehen zu haben, denn er fragte wieder:

„Allen höhern Luxus, oder Alles Geniale, Unvolksthümliche wollen Sie also aufheben?"

„Wenn es exklusiv ist, allerdings. Die Welt ist nicht der Genies wegen da, die Menschen müssen vor Allem gesund, satt und froh sein."

„Das ist zu weit gegangen" nahm Thurn das Wort, „ein Sophokles, ein Shakespeare, ein Goethe und Schiller ist für die Menschheit von größerer Bedeutung, als tausend Schult-

heißen, die tauſend Dörfer gut in Stand bringen. Die Offenbarungen des Genies ſind ewige Sonnen, die nie verbraucht werden und die kommende Geſchlechter erleuchten und erwärmen; wer für ein Zeitbedürfniß wirkt, und ſei es noch ſo wohlthätig, vergeht mit ſeiner Epoche wie das zeitliche Feuer, das ſich von gegenwärtigem Holze nährt und woran die Bedürftigen kochen und braten."

„Und erlauben Sie," drängte ſich der Fragſamenhändler ein, „das was Sie Menſchheit nennen, iſt nur ein neuer Götze, ein Götze der Abſtraction, dem man ſich opfert. Jeder muß zunächſt für ſich leben, wie das wahre Genie thut."

Eugen ſah ſich mit Widerwillen von allen Seiten angegriffen und in ein Geſpräch verwickelt, deſſen Schlangenwindungen ſich gar nicht abſehen ließen. Nicht ohne Mißmuth ſagte er daher zuerſt zu dem Fragſamenhändler: „Wer wahrhaft für ſich ſelber leben will, muß für die Menſchheit leben; nur durch Andere empfinden wir ja uns ſelbſt." Dann wendete er ſich gegen Thurn und fuhr mit gepreßter Ruhe fort: „Ich bin nicht ſo vermeſſen, die Sonnen meiſtern zu wollen. Wir gingen von der Wärme und den

Blumen hier aus und auf das Geiſtige über, und da behaupte ich, Herr von Thurn, daß es erſprießlicher ſei, überallhin Schönheit zu verbreiten, heimiſche Blumen zu hegen, geiſtige Feuer zu entzünden, an denen der Arme ſich wärmt und Nahrung bereitet. Ich will nur, daß die geiſtigen Glashäuſer zertrümmert werden, daß die einſiedleriſche Abſonderung der Bildung aufhöre. Die Nation ſoll eine lebendige geiſtige Einheit ſein, es ſoll nicht eine Bildung für die einen und eine für die anderen geben."

„Spartaniſche Schwarzbrodſuppe mit etwas communiſtiſchem Salz," ſchaltete Leo ein; Eugen ließ ſich nicht unterbrechen, ſondern wendete ſich mit Luſt und Feuer an Thurn: „Es muß eine geiſtige Nahrung geben, in der ein feinerer Gaumen mehr Einzelnes koſtet, woran aber auch der derbere ſich befriedigt. Was wir von Schönheit und Kunſt beſitzen, iſt in der Stube und bei Lampenlicht geſchaffen und kann nur dort fortleben, es muß eine Schönheit erſtehen, die in freier Luft geboren und heimiſch iſt."

„Der Prophet in der Wüſte verwandle zuerſt unſern Sandſtein in Marmor," ſpöttelte Leo. Eugen dankte heiter lächelnd für dieſe ſchöne Aufgabe und nur auf das Bedrängen Aller und

beſonders Stephanie's, die Leo jede fernere Unterbrechung ſtrenge verbot, ließ ſich Eugen bewegen, weiter zu erklären:

„Die Fürſten ſagen: durch ihre vielen Reſidenzen ſei die Temperatur der Bildung in Deutſchland gleichmäßig verbreitet. Das mag noch bewieſen werden. Sicher aber iſt, daß viele rechtſchaffenen Gebildeten den Granithöhen hier in der Gegend gleichen, die in ſich alle Bedingungen der Fruchtbarkeit haben, die aber das Klima daran hindert, es iſt zu hoch; wohlan denn, wenn ſich Reſidenzen der Bildung in tapferen thätigen Menſchen überall anſiedeln, geht von da aus eine geſunde Erneuerung der Welt."

„Bildungstitanen, die die Berge umſtürzen und den Olymp ſtürmen," ſcherzte Leo und Eugen fuhr noch immer ungeſtört fort:

„Es muß der Anhäufung und ſtets ſich ausbreitenden Vergrößerung der Städte entgegengearbeitet werden; durch ſie entſteht eine Verkehrung alles Menſchendaſeins voll unabſehbaren Elends. Es geht ein herzdurchbohrender Hülferuf durch die ganze jetzige Welt. Der Gott, der in der Menſchheit lebt, ruft: „Wo iſt dein Bruder Abel?" Der verbrecheriſche und der nichtsthueriſche Egoismus ſagt noch immer mit

seinem Erzvater Kain: „Bin ich der Hüter meines Bruders?“ Ja, das bist du, das mußt du sein. Die Gebildeten müssen sich zerstreuen, nicht mehr für sich leben und an ihre Verfeinerung denken, sondern sich auf einen bestimmten Menschenkreis beschränken, den sie kennen und grüßen und ihm jegliche Ansprache gewähren; so für Andere arbeitend, sie durch Erkenntniß beherrschend und lenkend, formiren sie die friedlichen Cadres in dem großen Heere, das sich selbst ernährt und schützt und Lebendiges schafft. Wenn es möglich wäre, sollte man hiezu einen förmlichen Bund stiften.“

„Das wäre ein Bettelorden für die geistige heilige Armuth,“ scherzte Leo.

„Es bedarf hiezu keines ausdrücklichen Bundes,“ sagte Thurn, Eugen die Hand reichend, „das freie Bewußtsein genügt.“

„Sehr gut,“ schnurrte Graf Kaudling, „ich hab's immer gesagt: in England hat die Aristokratie darum eine unangefochtene Position, weil sie sich auf dem Lande verbreitet, das macht sie geistig und körperlich fest und gesund. Man ist nur in der Season in London und der Umgang mit dem Volke hat etwas Freies, Natürliches. Hab ich das nicht immer gesagt, Ellen?“ schloß er und die Frau nickte bejahend.

„Nur die wahrhaft Religiösen können das Salz der Welt werden," keuchte Herr von Traktätlein und der Fragsamenhändler, der Eugen im Siege sah, bemerkte beistimmend:

„Sie geben auch dem Volkslied eine große Zukunft."

Die Wangen Eugens glühten, als er den Zudringlichen, der ihm vertraulich auf die Schulter klopfte, entgegenhielt:

„Es handelt sich jetzt nicht mehr um die Lieder im Munde des Volkes, um seine Bräuche und Trachten, das sind die Blumen am Wegraine; es handelt sich um den Acker selbst, um den Bestand eines einigen gesunden Nationallebens oder um unsern Untergang."

„Also encanailliren wir uns Alle, kleiden wir uns in rationellen Kattun und befleißigen wir uns Alle, dieselbe Handschrift zu schreiben, und wer ein Lied singen will, muß menschliche Nachtigallensteuer zahlen," schnellte Leo dazwischen und schüttelte unwillig den Kopf gegen die begütigende Stephanie. Eugen wendete sich nicht an ihn, sondern abermals an Thurn:

„Der Culturgeist und die empfangende Natur müssen ein gesundes Kind gewinnen. An Poesie wird es nicht fehlen. Noch jede Mutter

hat gelernt, mit ihrem Kinde ſpielen und ihm ſingen. Nur muß die Bildung ihren ſelbſtgefälligen Tand, ihr ſündhaftes Flittergeſchmeide ablegen, bevor die rauhe Hand der Noth die tombakenen Geiſteskronen abreißt und ſelbſt das Schöne zerſtört."

„Sie ſind delicios," rief Leo, „wirklich delicios ſehr ehrenwerther Herr Baron. Sie geben uns zur Digeſtion eine Volksrede comme il faut, thun wir unſere Pflicht als ſouveränes Volk und rufen hoch! hoch! und abermals hoch der edle Volksfreund."

Eugen faßte krampfhaft nach ſeinem Herzen, ſeine Aufwallung verwandelte ſich aber in Schrecken, als jetzt unangemeldet Gideon von Kronauer eintrat. Gideon wußte nichts von der Mummerei und hätte ſich wol auch nicht darauf eingelaſſen. Eugen ſah betroffen auf die erbleichende Stephanie und dieſe wollte eben in der Furcht vor einer heftigen Scene zwiſchen Leo und Eugen, die beide gereizt waren, den Ankömmling in's Geheimniß ziehen und ihn beſchwören, nichts zu verrathen, als Gideon: „Willkommen Herr Baumann" ſagte. Das Antlitz Stephanie's erheiterte ſich, ſie war jetzt ſicher, daß Alle denken mußten, Gideon nannte den

Adelstitel nicht, weil er selber solchen abgelegt hatte. Schnell raunte sie noch Eugen zu:

„Seien Sie um Gotteswillen nicht empfindlich, der Freie ist nicht empfindlich, echauffiren Sie sich nicht, bewähren Sie sich als Mann von Welt, der seine Verletztheit nur in gedeckten Malicen ausficht; qui se fache a tort, sagt das französische Sprüchwort. Und noch eins möcht' ich Sie bitten: Sie gebrauchen Worte wie Sünde, Verbrechen und dergleichen im Gespräche, damit stoßen Sie an. Das gehört auf die Kanzel, nicht auf den ebenen Boden, oder höchstens in das Criminalgericht. Wenn Sie sich mehr mäßigen, gewinnen Sie noch mehr Combattanten."

Eugen beruhigte sie und wollte sich eben entfernen, als Leo, der sich nur kurz mit seinem Bruder besprochen hatte, ihn anhielt mit den herausfordernden Worten:

„Stand gehalten. Wir haben noch einen Strauß auszufechten. Hier in meinem Gideon haben Sie einen Sekundanten, er antichambrirt auch bisweilen bei dem Souverän, dessen Zepter der Dreschflegel ist."

„Was habt ihr?" fragte Gideon.

„Der Herr Baron — es klang in schneller Rede fast wie Herr Baumann — behauptet,

daß man alle Centifolien verbannen und die Gänseblümchen der Naivetät adoriren ſoll. Gehörſt du auch zu den Schönfärbern des ſogenannten Volkes, die uns in der ſogenannten Naivetät einen Tugendſpiegel vorhalten wollen?"

Eugen ſah verwundert drein und wollte eben gegen die Octroyirung einer ganz andern Beſprechung Einſprache erheben, als Gideon erwiederte:

„Ich kenne euer Geſpräch nicht, ſo viel aber kann ich ſagen, daß es grundfalſch und verkehrt iſt, wenn man, wie bisweilen geſchehen, die Bildung als das ſchlechthin Verwerfliche und die ſogenannte Naivetät als die allein ſeligmachende pries. Dieſer Irrthum ſtammt in letzter Inſtanz noch von Jean Jaques Rouſſeau her. Bei uns hat man vor dem Jahre 48 darauf hingewieſen, daß unter dem hausmachenen Bauernkittel auch alle Kraft und Schönheit des Menſchengemüthes lebt, das war gut und nöthig. Lächerlich aber iſt's, glauben zu machen, daß nur dort die wahre Menſchlichkeit ſei; frevleriſch war's, in der Revolution das Nichtwiſſen, die Rohheit oder meinetwegen die Naivetät als die Krone menſchlichen Daſeins zu preiſen."

„Du haſt alſo auch deine Erfahrungen vom Jahre 48," frohlockte Leo.

„Ja, aber ſie werden dir nicht gefallen. Ich habe gefunden: unſer Adel iſt welk und innerlich verfault, unſer Bürgerthum iſt frig und unſer Volk roh und gemein.“

Dieſe feſt und beſtimmt ausgeſprochenen Worte brachten eine mächtige Erſchütterung in den Verſammelten hervor, man hörte nichts als das Plätſchern des Springbrunnens.

„Du backſt verbes Landbrod,“ ſagte endlich Leo den Kopf zurückwerfend. Eugen aber fühlte einen Zuruf in den Worten Gideons, er dachte nicht mehr an ſeine gefährliche Stellung, er hatte ja in ſeinem ganzen jetzigen Leben keine andere, er drückte Gideon ſeine Beiſtimmung aus, indem er hinzufügte:

„Und darum kann und muß das Rohe gebildet, das Gemeine veredelt werden, in ihm liegt noch ſchöpferiſcher Muth. Hier dürfen wir noch hoffen, daß ein Wiſſen zur That wird und nicht als bleſer Kitzel angeſehen und als vergänglicher Blüthenſchmuck geſucht wird. Die wilde Roſe wird noch zur Frucht, die gefüllte blüht nur. In unſerer gebildeten ſophalägerigen Welt ſtammt die Aufgeregtheit davon, daß die ſittliche Thatkraft im Mißverhältniß mit der intellectuellen Macht ſteht. Das wird im Volke

nicht ſein. Die barbändigen Menſchen greifen noch feſt zu. Bildung und Kraft ſollen eins ſein, wie man im Alterthum dem Herkules und den Muſen auf Einem Altare opferte. Ich bin ganz mit Ihnen einverſtanden, Herr Kronauer, die meiſten Gebildeten geben um den Preis der Bildung ihr Naturell hin und die das behalten bleiben roh; es gilt das Gleichgewicht herzuſtellen, uns vereinfachen und das Volk gebildet und ſittlich machen."

„Das Volk ſittlich machen? Phraſe!" lachte Leo. „Woher ſollen die beſſeren Stände ihre Ammen nehmen, wenn das Volk ſittlich iſt?"

„Ganz recht," erwiederte Eugen, „und man wird einer gebildeten Frau doch nicht zumuthen, daß ſie zuerſt ein Kind neun Monate ſelber tragen, dann ſelber gebären und endlich gar noch ſelber ſäugen ſoll."

„Schon das," ſetzte Gideon hinzu, „daß die vornehmen Frauen ihre Kinder nicht mehr ſelber ſäugen können, zeigt, daß die nervöſe klavierklimpernde Welt regenerirt werden muß."

In der Geſellſchaft belaubte ſich eine Bewegung, die es anzeigte, daß das Beſprechen ſolcher natürlichen Zuſtände ungehörig erſchien. Manche ſtanden auf und wollten ſich

zum Fortgehen anſchicken; Stephanie verſtand aber durch eine raſche Wendung dieſem zuvorzukommen, indem ſie ſagte:

„Mich freut es, lieber Gideon, daß du die Naivetät richtig taxirſt, ſie iſt doch nur ein Regenbogen, eine aus Contraſten entſtandene ſiebenfarbige Luftſpiegelung, eine Farbenſchachtel, ſtatt der Schöpfung eines Genies. Die Naivetät iſt nur eine Stunde, einen Tag oder höchſtens während einer Sommerfriſche anziehend; romantiſches Hüttchen am Berghang, drunten brauſender Waſſerſturz, droben rauſchender Wald, das iſt für den Maler, für den Fußwanderer intereſſant, drinnen in der Hütte iſt Schmutz und Blödſinn. Mit ſolchen Exiſtenzen zeitlebens liirt ſein, wie mein Herr Nachbar hier will, iſt Degradation. Und ich finde in dem ſogenannten Volke häufig nichts als brutale Bornirtheit, Undank und verſchmitzte Bosheit.

„Liebe Couſine," ließ ſich jetzt Frau von Thurn unter der Aufmerkſamkeit Aller vernehmen, „es giebt ein Leben der Vernunft und ein Leben der Liebe; jene kann recht haben, aber ſie kann dieſe nicht überwinden. Beweiſe mir tauſendmal, daß die Menſchen ſchlecht ſind, ich glaube es nicht, ich liebe ſie und dieſe glaubende Liebe

ſiegt. Ich bin oft betrogen und im Wohlthun mißbraucht worden, aber ich laſſe nicht ab von den Menſchen und die Liebe wird ſie beſiegen, gewiß, früher oder ſpäter. Mein Gott beſiehlt mir: was du einem dieſer thuſt, das thuſt du mir — ich bleibe ſtark."

„Sie haben recht," beſtätigte Gideon und wendete ſich dann zu Stephanie „ich kann dir in deine hieroglyphiſche Bilderſprache nicht folgen, das aber halte feſt: es iſt falſch, daß das Naivetät ſei, wenn man nicht reflectirt; das thut man überall, nur mehr oder minder beſtimmt, von Beſtimmtem ausgehend, nur mehr oder minder zuſammenhängend."

„Was nennt man denn Volk?" fragte Graf Kaunitz.

„Sie haben die Definition in der Hand," erwiederte Stephanie, „Alles was den Kaffee aus den Untertaſſen trinkt heißt Volk."

Man lachte.

„Sehen das," ſagte Thurn, „daß wir jetzt ſo viel über das Volk denken oder für daſſelbe denken iſt eine Errungenſchaft des Jahres 48."

„Errungenſchaften?" lachte Ivo „das Wort habt ihr alſo auch noch auf dem Lande wie eine alte Mode? Es kräht kein Hahn mehr nach all

den Grundrechten und all eurem enthusiastischen Gemächte von 48."

„Vielleicht aber singt der rothe Hahn," sagte Eugen leise zu Stephanie und Ive, der dieß dennoch gehört hatte, sagte vorüberstreifend: „Machiavelli und Kant lehren einstimmig: Bange machen gilt nicht." Dann fuhr er fort: „Was ist der Rest von der ganzen Märzromantik, von all den Putschen, Revolutionen genannt? Ein neues Costümbild für die Reiterbude. In dem polnischen Sensenmann der dreißiger Jahre kommt jetzt der Hornvieh, der Cyclop, der deutsche Freischärler mit rother Blouse. Ich sehe sie schon Hallahop unter Strauß'schen Walzern auf bekreidetem Sattel Amazonen machen."

„Die deutsche Sprache hat die schöne Errungenschaft, sie hat das Wort Bummler," bekräftigte der Fragsomenhändler.

„Bravo," rief Ive „und mit der Volksbildung soll Alles zu cigarrenrauchenden Bummlern, zu politischen Dilettanten gemacht werden."

„Das wollen wir nicht," erwiderte Eugen, „wir wollen den strengen Ernst, eine Erziehung in Tugend zu Ausdauer und Gewissenhaftigkeit, zur Selbstregierung im Individuellen wie im großen Ganzen. Den Wahlspruch Benjamin

Franklins: Tugend ist der wahre Adel — den schreiben wir auf die Fahne der neuen Menschheit."

„Und die Excellenz wird zum allgemeinen Nationaleigenthum erklärt?" spottete Leo, worauf Eugen entgegnete:

„Ja, unter der Fahne des Tugendadels soll sich ein Volk von schönem Stolze und frischer Bildung, ein Volk von Excellenzen sammeln."

„Sie wissen also noch nicht, daß die Nationalbank, auf die alle Idealisten ihre Hoffnungssparpfenninge gesetzt haben, bankerott gemacht hat?"

„Was meinen Sie?" fragte Eugen und Leo frohlockte:

„Die große deutsche Nationalbank ist die Schulbank, und die ist bankerott, sag ich Ihnen; Kapital und Zinsen sind verloren und werden es ewig sein. Was habt ihr nicht vor 48 von diesem geschulten Volke erwartet, und es ist hienlos geblieben und wird es ewig bleiben; es wechselt nur die Herren, Despoten oder Demagogen. Seit einem halben Jahrhundert arbeiteten die pädagogischen Alchymisten daran, den echten und wahren homunculus zu machen und als dieser Sohn der Zeit endlich in's Freie kam, war es

nichts als eine Phraſenblaſe, die in der Luft zerplatzte. Euer Volk konnte leſen, ja wohl, es war bebandirt, es konnte das Evangelium der Plakate aufnehmen und dem Beſitzer der ſtärkſten Lunge und des kräftigſten Bierbaſſes im Chor ein Hoch zurufen. Die Allmacht des Schulbakels hat der Welt nicht geholfen und wird es nie, der Corporalſtock des Gehorſams, der thut's."

Eugen fühlte ſich von dieſen Worten im Innerſten ergriffen. Leo ſchien ſich mit einem ſtummen Siege nicht zu befriedigen, denn er fuhr fort:

„Wer in der Armee ſtand und ſo ſeine fünfzehn Jahre die fleur de la nation im Commando hatte, der weiß, wie zum Verzweifeln vernagelt unſer liebes Volk ſtets bleibt, trotz aller Schulen."

„Und da man dieſe Erfahrung im Militär macht" fuhr Eugen heraus.

„Waren Sie denn Militär?" fragte Leo, Eugen ſcharf ins Auge faſſend.

„Ich meine nur," entgegnete Eugen ſtockend, „die Garniſon ſollte die Bildung der Volksſchule in den Männern vollenden."

„Sie ſprechen da eine Anſicht aus," verſetzte Leo, „die vor einigen Jahren ein Graf

Falkenberg in der militäriſchen Zeitſchrift darlegte; er wollte die Exerzirplätze zu peripatetiſchen Akademien machen."

Eugen erbebte und hielt ſich an einen Stuhl, der Nachtwandler auf gefahrvollem Wege war angerufen ...

Frau von Thurn erlöste ihn, indem ſie bemerkte:

„Ich habe ſchon oft darüber nachgedacht, ob ſich nicht etwas ausfindig machen ließe, das wie das Militärleben die jungen Männer, entſprechend auch die jungen Mädchen aus dem Volke pünktlich und degagirt machen könnte."

Man ſcherzte hin und her über dieſen Vorſchlag. Leo aber wendete ſich wieder in's Centrum und ſchloß:

„Der Unterricht bringt uns nie eine neue Welt, das iſt Sache des Charakters, den der Unterricht meiſtens verdirbt. Der Tiſch hier iſt noch aus alter Zeit und von ganzem Mahageni; mit der Leimpfanne des Unterrichts macht man nur fournirte Möbel. Wir brauchen wieder Charaktere, die mit der Zimmerart zugehauen ſind."

„Alſo auch du willſt eigentlich nur die Naivetät," nahm Gideon wieder auf, „der wahr-

haft Gebildete handelt aber wieder frei aus ſeiner Natur, die gewordene Harmonie iſt die höhere; es heißt nicht: ſeid und bleibt Kinder, ſondern werdet wie die Kinder."

„Ich habe dieſe edle Kindernatur kennen gelernt als Richter im Kriegsgerichte. Die Verbrecher konnten Alle leſen und ſchreiben und in das edle, wohlgeſchulte, höchſt gemüthliche Volk draußen war eine wahre Denunciantenwuth gefahren. Hätten wir alle Angebereien aufgenommen, wir ſäßen noch zehn Jahre im Kriegsgerichte. Ich habe einen wahren Ekel vor dieſem verbrodelten Volksbrei. Und du auch, Gideon, du haſt auch geſehen, welch eine kindliche Natur unſer deutſches Volk mit ſeiner gemüthlichen Anarchie und ſeinem Terrorismus hatte."

„Hätte es dieſen nur mehr gehabt, aber wirklichen," rief Eugen, „jetzt herrſcht ein anderer Terrorismus, mit ſeiner ſchläfrig tödtenden Regelmäßigkeit, ſcheinbar milder, weil organiſirt."

„Unſere Cultur wäre zu Grunde gegangen," hielt Leo entgegen.

„Neun Zehntheil der ſogenannten Bildung ſind nicht mehr werth, als daß ſie zu Grunde gehen," trotzte Eugen. „Es iſt unſere letzte Hoffnung, ein wahrhaft gebildetes Volk herzuſtellen.

Das geht freilich nicht in Staaten, wo man weiß, wie unſittlich und eidbrüchig man iſt und um ſo kirchlicher wird. Kein noch ſo Hochgeſtellter wird ſich verhehlen können, daß der auf Baſonette geſtützte Angſt- und Gewalt-Staat nur ein proviſoriſcher iſt, ein Feldlager, deſſen Zelte der nächſte Sturm umreißt; die feſte Wohnſtätte hält ſich nur auf ſittlicher Grundlage. Im lebendigen Staate wird die Erziehung die bedeutendſte Lebensfunction werden. Unſer jetziger Staat iſt nichts als eine Spieluhr, das Reſidenzſchloß iſt das Zifferblatt und da treten allmittäglich bunte Figuren heraus, ſchnurren im Gleichſchritt ab und machen Parademuſik. Da kann man freilich nur Menſchen bilden zu der traurigen Aufgabe zu zertrümmern, einſt wird eine geſunde Pädagogik die Schönheit herausbilden."

Leo zuckte die Achſeln ohne zu antworten und riß dabei dem Troll den Rachen auf und ſchaute nach ſeinem Gebiſſe. Der Fragſamenhändler trat jetzt für Leo ein mit der Bemerkung:

„Alle Pädagogik dreſſirt nur das Pferd und hält es durch Ritte im Gang, damit es nicht ſteif werde und wohlgeübt ſei, wenn einſt der rechte Herr kommt, dem die Kraft des Pferdes gehört, weil er ſie beherrſcht."

„Nicht auch weil er ſie bezahlt?“ wehrte Eugen ab, „das wäre nun die Philoſophie in Livree und jeder epaulettenträchtige Jährich, der das Volk verachtet, das ihm ſeine Uniform bezahlt und ihn füttert, jeder fühlt ſich dadurch philoſophiſch deferirt. Soll ich Sie an ein altes Wort von Voltaire erinnern, an das von den ſporengeborenen Herren? Wir ſagen nicht, daß Jeder das Recht hat zu herrſchen, ſondern nur das Recht, nicht beherrſcht zu werden; mindeſtens nur von dem, den er ſelber dazu auserkoren. Das Volk wird lernen, ſich ſelbſt regieren.“

„Jamais,“ ſchüttelte Leo das Haupt, das er tief in ſeinen Stuhl zurückgelehnt hatte, „die weltgeſchichtlichen Wetterpropheten, die in ihren Rheumatismen einen Kalender oder Barometer haben, die ſollten nie vergeſſen, daß Wind und Wetter ſich in den höheren Regionen nicht in der Luftſchichte der Erdregion macht. Die Welt gehört ſtets nur einigen Auserleſenen. Das Volk muß gehorchen. Schon Dante ſagt: das Volk ruft gern: Es lebe unſer Ruin! Nur wer oben ſteht, kann ſich auf den Standpunkt eines in der Niederung Befindlichen denken. Glaubſt du nicht auch Gideon, daß ſtets einige Vorgeſchrittene, und vor Allen diejenigen, denen die

Traditionen der Ehre gehört, das Volk leiten und beherrschen müssen?"

„Allerdings. Nur wird die Aristokratie als wirkliche Herrschaft der besten Männer eine wandelbare sein müssen. Eine Revolution von unten, Herr Baumann, wird den Staat nie neu gestalten, Diejenigen, die wirklich beim Staatsleben betheiligt sind, müssen es auch ändern."

Eugen sah sich mit Kummer auch von Gideon verlassen, er kämpfte mit sich, ob er seine Ueberzeugung noch einmal zusammenraffen und preisgeben solle, da ertönte eine kollernde Stimme:

„Gebt Jedem einen Hausſklaven, den er plagen und quälen darf und er ist ein Mann der Freiheit im Staate. Das verstanden die Alten und das verstehen die Amerikaner," so lehrte der Sklavenhändler und Alles lachte zu seiner großen Freude; es schien, daß er nicht wußte, welch einen Namen er hatte.

Die Gesellschaft, die schon längst auf dem Sprunge war, benutzte diese glückliche Wendung des Gespräches, um sich mit heiter lächelnden Angesichtern zu verabschieden. Der Sklavenhändler, selbstzufrieden, daß er nun doch auch was Gescheites gesagt, begann den Aufbruch zuerst und alle anderen folgten, indem sie sich

bei der Baronin bedankten, daß man stets so angenehme Unterhaltung bei ihr finde. Wie froh war jetzt Eugen, daß er zu solchem Verbrauch nicht nochmals seine Ueberzeugungen aufgeschlossen hatte; er gönnte Leo neidlos das Siegesgefühl, mit dem er sich jetzt stärker als sonst das Zimmer auf und ab auf den Knieen wiegte. Als sich Eugen zum Abgehen wendete, murmelte Leo vor sich hin:

„Glückliche Reise nach Utopien."

„Herr Lehrer," rief noch Gideon dem schon zu Pferd sitzenden Eugen nach, „Herr Lehrer, lassen Sie doch bei mir zu Hause wissen, daß ich vielleicht heute hier übernachte. —"

Trüb und gedankenschwer ritt Eugen dahin, der Braune schaute jetzt nach dem Reiter um, der ihn so schlaff in den Zügeln hielt.

Aus dem mild durchwärmten, von farbenreichen Blumen durchdufteten Glashause in die öde Winternacht, das wehte Eugen wie markerschütterndes Frösteln an. Am ersten Berge stieg er ab und führte sein Pferd am Zügel nach. Es wandert sich leicht zu Fuße, wenn eine schnelle Kraft zur Hand ist, jeden Augenblick bereit, uns im raschen Fluge dahinzutragen. Eugen fühlte, daß er sich für sein Dasein solchen

dienſtfertigen Beſitzes, der faſt als hebende Schwinge erſcheint, begeben hatte; eine Sehnſucht, die ihn nach demſelben anwandeln wollte, kämpfte er mit Macht nieder. Er machte ſich und der Baronin Vorwürfe, daß die nutzloſe Mummerei unternommen wurde. Von allem Beſprochenen haftete nur das Wort von der bankerutten Nationalbank an ihm, wie man nach Anhörung einer vielverſchlungenen Muſik einen einzelnen Accord, eine abgeriſſene Melodie ſich ſingt; aber dieſe Worte legten ſich ſchwer auf ſeine Bruſt. Er hatte einen andern zu erſchüttern gedacht und war ſelbſt erſchüttert worden. Die Bäume am Wege ſtanden in der Nacht wie gebannte geſpenſterhafte Gerippe und neigten und bogen ſich im Winde, der den Schnee aufwirbelte.

Ein einſames Menſchenkind bebütete mühſam die Flamme auf dem Opferaltare ſeines Herzens.

Iſt es denn möglich, daß du einem neuen Wahn dich opferſt und iſt das Menſchengeſchlecht ewig dazu verdammt, einzelnen Auserleſenen zu gehorſamen? Vergeudeſt du die Lebenstage, die dir beſchieden ſind und nimmer wiederkehren, verrinnt all dein Thun ſpurlos; dein Mühen und Hingeben für Andere, wo der frohe Genuß

dir lockt, iſt all dein unſelbſtiſches Streben wahnwitziger Selbſtmord? Nein, dieſe ſtolze Genußſucht beſchwichtigt den Zornesruf des Gewiſſens mit Sophiſtereien und ſchilt zuletzt die Menſchheit ein Geſpenſt der Abſtraction und erhebt den Egoismus in den Adelſtand und nennt ihn Genie. Wenn wir uns nicht durch die Freiheit Aller und durch die vollſte Hingebung unſeres Seins erretten, ſind wir würdig, von den Barbaren zermalmt zu werden, die vor unſerer Schwelle lauern, während wir in geiſtreichen Fineſſen ſchwelgen. O die Gebildeten! Sie können ſich nicht entſchließen zu ſagen: hier in dieſer Wagſchale iſt die Knechtſchaft und Niederträchtigkeit — ich ſpringe in die andere und ſei es auf die Gefahr zu Grunde zu gehen. Nein, der gebildete Mann ſucht recht ſchwere logiſche und hiſtoriſche Gewichte, objective Gründe, dieſe legt er in die andere Wagſchale und ſtellt ſich reflectirend und betrachtend daneben. — Nur die thatkräftige, in Bildung geeinte Geſammtheit kann uns retten.

Das iſt nicht Treppenverſtand. Hätte ich mit feurigen Zungen das Alles dort geſagt, es hätte nur unterhalten wie ein muſikaliſches Capriccio.

Wohl mir, daß ich einen festen sichern Berufskreis habe; das war die letzte Versuchung, die mich heimsuchte ....

Eugen sah nach, ob er noch das Päkchen an Deeger habe; das war doch ein bleibendes Ergebniß dieses tollen Tages.

Freudig stieg er auf und wollte eben dem Pferde die Sporen geben, da hörte er plötzlich zwei Reiter in gestrecktem Galopp daher sprengen, er hielt an, es konnte ja Gideon sein, der ihn doch noch einholen wollte.

„Aha, da ist er," rief eine Stimme, es war die Leo's, ihm folgte ein Reitknecht. Leo ritt rasch auf Eugen zu und ihm die Reitpeitsche in's Gesicht haltend, rief er wüthend:

„Merk er sich Meister Bakel, wenn er nochmals die Frechheit hat, sich in Kreise zu drängen, die ihm nicht zustehen, so werde ich ihn, nein, ich lasse ihn durch meinen Reitknecht hier durchpeitschen."

Ein in sich versunkener Beter in stiller Kapelle, der aufschauend, nahe seinem Auge einen gezückten Dolch gewahrte, könnte nicht erschreckter sein als Eugen bei diesen Worten. Er zitterte am ganzen Leibe, die Kehle war ihm zugeschnürt, er konnte keinen Laut hervorbringen.

„Jetzt weiß er, was er zu gewärtigen hat,“ rief Leo abermals.

Da faßte Eugen die Zügel ſeines Pferdes ſtraff mit einem raſchen Ruck, daß der Braune ſich hoch aufbäumte und auf Leo einſprengte. Schon war er ihm mit den Vorderfüßen ſo nahe, daß er ihn faſt niederdrückte, da wich Leo noch geſchickt aus.

„Die Peitſche her!“ rief Eugen und rang ſie Leo aus der Hand und ſchleuderte ſie ihm mit einem Pfui! in's Geſicht. Jetzt ſprang er ab, faßte die Zügel von Leo's Pferd und ſagte in gemeſſenem Tone:

„Wenn Sie ein Mann von Ehre ſind, müſſen Sie mit den Waffen in der Hand Genugthuung geben.“

„Duellir er ſich mit Linealen“ lachte Leo, riß die Zügel los, gab dem Pferde die Sporen, daß es faſt Eugen überſtürzte und jagte davon.

Der Reitknecht, der ruhig auf den Zuruf Leo's gewartet hatte, gab dem Braunen Eugens noch einen Hieb, daß er ausriß und heimwärts ſprang. Eugen hörte noch ein Lachen der Davonreitenden und ſtand einen Augenblick wie ſelbſtvergeſſen in dem Schneewirbel. Jetzt rannte er athemlos ſeinem Pferde nach, er war entſchloſſen

vom nächſten Dorfe an, wo der Braune gewiß eingefangen wurde, umzukehren; er mußte um jeden Preis Genugthuung haben und ging es nicht anders, war er bereit, das Geheimniß ſeines Namens zu offenbaren.

Wie er ſo dahin rannte, umſchwärmten ihn zahlloſe Gedanken in wildem Tanze: Da rennt jetzt der Schulmeiſter zu Fuß, der ſo freudig ſtolz dieſen Weg daherritt; du jagſt deinem ſiedenden Cavaliersgelüſte nach, du haſt es zum letzenmale gekoſtet, es iſt ewig dahin; aber Rache, Genugthuung muß ich gewinnen. Geſchlagen werden, das iſt das Furchtbarſte, Erniedrigendſte, es heißt die Seele verhöhnen und leugnen und uns zur bloſen Materie herabwürdigen. Töten iſt noch Ehre, es ſtirbt Leib und Seele gemeinſam . . . Mit Märtyrern ſich vergleichen und keine Beleidigung dulden wollen . . . Soll und darf ich vergeben? Nein! Nein!

Heiße Schweißtropfen floſſen dem Rennenden über Stirn und Wangen, während der Schnee ihn umwirbelte; da wurde er plötzlich mit ſtarker Fauſt angehalten und eine mächtige Stimme rief:

„Im Namen des Geſetzes! Halten Sie ein Graf Falkenberg.“

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

Tauſendmal im Leben wünſcht man, daß Wille und That wie Blitz und Schlag ſich folgen möchten; oft aber iſt es auch gut, daß Hinderniſſe mannigfacher Art eine Verkühlung des heißen Verlangens zuwege bringen.

Eugen faßte den Gefangennehmenden an der Bruſt und warf ſich mit aller Macht auf ihn als wollte er ihn erdroſſeln; dieſer aber lachte laut auf, und Eugen mußte ſelber lachen, da er den Bartelmä erkannte.

„Du biſt heiß und es iſt knitterkalt; hier nimm meinen Schafpelz über," ſagte Bartelmä gelaſſen, zog das warme Gewand ab und Eugen ließ ſich faſt willenlos damit bekleiden; der heutige Tag ſchien dazu auserkoren, allerlei Mummereien mit ihm vorzunehmen.

Bartelmä, der wie er früher geſagt, mit ſeiner Frachtfuhre des Weges daherkam, hatte das Pferd Eugens eingefangen und lachte den „Katheder-reiter" weidlich aus. „Haſt's erfahren,"

höhnte er, „ſo ein unzugerittener Volksgaul iſt nicht viel mehr als ein Eſel? Da nutzt all' deine Reitkunſt nichts, er bockt, Kopf nieder hinten hoch und im Bogen wirft er dich auf vaterländiſchen Boden.“ Er fragte nun, ob der Champagner im Lamm auf ihn warte und ob man zu der Verlobung Eugens mit der Baronin Hunold gratuliren dürfe. Eugen erzählte raſch ſeine Erlebniſſe und verweilte nur ausführlicher bei der letzten Fährlichkeit.

„Recht ſo,“ ſcherzte Bartelmä, „zuerſt reitet ihr mit philoſophiſchen Kleppern auf einander los und dann mit wirklichen Haferfreſſenden. Schade, die Baronin hat Fra Diavolo und Rinaldini mit dir aufgeführt; hat man keine Räuber tanzt man mit Schulmeiſtern; ſchade, daß ſie ihre Loge zu früh verlaſſen, ſie hat den letzten Akt mit ſeinen Knalleffekten verſäumt.“

„Es iſt nicht der letzte, ich muß Genugthuung haben, ich fordre den Leo und nenne meinen Namen.“

„Auch gut, dann demaskire ich mich auch und bin dein Sekundant, du kriegſt doch keinen andern. Der Caſus iſt nur ſchwierig, du haſt eigentlich ſchon Genugthuung.“

„Ich? Wie denn?“

„Du haſt ihm die Reitpeitſche in's Geſicht geworfen. Die Sache gehört vor den Seniorenconvent.“

„Laß das jetzt, ich werde ſchon einen andern Sekundanten finden.“

„Mir wäre auch nichts lieber als in einem ſchönen Duell weggeputzt zu werden.“

„Das will ich nicht,“ rief Eugen.

„Kommſt auch nicht dazu. Mach's geſcheit und heirath die Hunold. Man ſoll mich mein Lebtag Hofrath ſchelten, wenn der Leo nicht um ſie freit; thu ihm den Poſſen und —“

„Genug, ich raſte nicht, bis ich ihn vor meiner Degenſpitze habe.“

„Und du willſt wirklich deinen Namen nennen, dein Geheimniß, das dir nichts entlocken kann, für dieſe Sache preisgeben?“

„Ja.“

„Es ſind nur zwei Fälle möglich: der knickbeinige Baron Leo iſt nobel und dann, weißt du was er dann thut? Er lacht dich aus. Der Graf Falkenberg iſt todt, im Armenſünder-Winkel der Zeitung begraben in Buchdruckerſchwärze; ein Geſpenſt das wiederkommen will, wird von keinem Ehrengericht mehr anerkannt. Der andere Fall, der wahrſcheinlichere iſt aber,

Leo — zeigt dich an und thut dem Staat und sich selbst damit einen Gefallen.

Eugen ballte die Fäuste und weinte vor Zorn und Ingrimm, daß er erfahrene Unbill nicht sühnen solle; seine Hand zitterte als ihn Bartelmä faßte, der ihn nicht zu trösten suchte, sondern nicht abließ, bis er einen Schluck Heidelbeergeist nahm, den er in einer kleinen Flasche mit sich führte. Eugen ließ sich nochmals das Wort geben, daß er ihn nicht verrathe und ritt heimwärts nach Erlenmoos.

Wie er so leicht dahingetragen wurde, mußte er sich fragen, ob der Graf, der Stolz einer bevorzugten Klasse noch nicht in ihm ertödtet sei; aber die Unbill schwand nicht, wenn er sich als einfachen Lehrer von gewöhnlicher Herkunft dachte, ja sie vergrößerte sich noch: ein fast Wehrloser wurde von dem höhnenden Uebermuthe angegriffen.... Jetzt fühlte er den schärfsten Dorn in der Martyrerkrone — die Ehrlosigkeit, und höher hinauf stieg sein Geist und trat in die Reihe aller Derer, die für einen heiligen Beruf gelitten, beschimpft und verhöhnt zu immer neuer Kraft sich erhoben und mit lächelnder Duldermiene ihre Peiniger besiegten. Fernab liegt die Ehre, alles Wohlgefallen und aller Glanz, den

in der Menſchenachtung einer über den andern ausbreitet, und Eugen war's als löste ſich die letzte Erdenſchwere von ihm ab, als müſſe er frei aufſchweben in das All. In ſolcher Befreiung ſterben können, wäre ſchön, würdiger iſt's, von heiligen Gedanken gefeit fortzuwirken und die Pfeile der Bosheit und Verblendung im Innerſten unverſehrt von ſich abzuſchütteln. —

Lipp war nicht wenig verwundert, ſeinen ſpätkommenden Herrn ſo heiter und doch ſo feierlich grüßend zu finden. Lipp hatte ſchon oft gewünſcht, daß ſein Herr ihn Du nenne, wie das einem Bedienten zukäme. Eugen hatte es ſtets geweigert und heute that er's nun wie von ſelbſt. Lipp ahnte nicht, wie weit Eugen über alle Unterſchiede der Anrede und der verſchiedenen Menſchengeltung hinaus war.

So ſehr ſich auch Eugen im wirklichen Leben wiederfand, war es ihm doch ſtets, als ob er eine ſchwere Laſt abgewälzt habe, von der er kaum mehr wußte, daß ſie ihn bedrückt hatte. Mit dem letzten Gelüſte nach vornehmer Gewöhnung war alle Weltpein von ihm abgethan.

Wie es einem Sieger in der Schlacht zu Muthe ſei, wenn er ſich endlich zur Ruhe begiebt, das hatte Eugen einſt erfahren; er hatte

für die heilige Sache gefochten und konnte sich der Freude ob ihres Gelingens nicht erwehren; aber jener Siegesrausch, jener Wonnejubel, von dem die Menschen singen und sagen, die die Gräuel des Krieges nicht mit angesehen, konnte nie in ihm aufkommen; das Treiben des Lagerlebens, der Tod von Kameraden stachelt und steigert die Kampfeslust; wenn aber der Schlachtenlärm verklungen ist, wandelt leise klagend der trauerverhüllte Genius der Menschheit um, denn Menschen mordeten Menschen. — Heute hatte Eugen einen viel schwereren Sieg über sich selbst errungen und so frei er sich auch mit aller Macht erhob, er konnte sich doch einer Wehmuth nicht erwehren, da er eine langgehegte Lebensgewohnheit aufgeben mußte; ihm war's doch, als wäre ihm leibhaftig die waffenstarke Hand zerschossen.

Mitten in der Nacht erwachte Eugen plötzlich aus dem Traume und schrie laut um Rache. Noch einmal zog jetzt in lautloser Stille die Ehre und die Kampfeslust vor seinem Geiste vorüber und sie schalten die Demuth den Stolz der Feigheit und heischten eine Sühnung. Aber Eugen hielt Stand, er durfte sich bekennen, daß er der Welt zur Genüge den Beweis seines makellosen Muthes gegeben; er wollte nun nicht

blos in dem Verſuche ſtehen bleiben, ſich in ein neues Daſein zu finden.

In der Schule war Eugen wieder voll friſcher Regſamkeit, er kehrte in ſeinen Beruf, wie in eine faſt verloren geglaubte Heimath zurück. Jetzt verſtand er in eigenthümlicher Weiſe ein halbvergeſſenes Wort Deegers: Die Lehrer verhärten leicht im Schlendrian oder reiben ſich auf. Man ſollte jedem, je nach fünf oder zehn Jahren eine Brache, ein Jahr Reiſeurlaub gewähren können, dann würden ſie wiederum viel friſcher und lebenerfüllter ihre Arbeit aufnehmen. —

Nur das empfand Eugen noch ſchmerzlich, daß er die ganze Macht ſeines Denkens hier nicht ausbreiten konnte; aber die Friedſamkeit und Demuth, die jetzt über ſeinem ganzen Weſen ausgeſtrömt war, gab ihm die Zuverſicht, daß es ihm gelingen werde, dieſes letzte in ſich gerechte Verlangen des ſtolzen Ichs zu bewältigen.

Eugen ertheilte keinen Religionsunterricht, heute hätte er ihn gerne gehabt, er fühlte zum erſtenmale den Mangel, der in dieſem Verhältniſſe lag; aber er hielt um ſeiner und der Kinder willen feſt an dem Stundenplan.

Wer einen Acker gehörig umpflügen will,

muß ordnungsmäßig Furche neben Furche legen und darf nicht beliebig querfeldein springen.

Die sogenannten trockensten Gegenstände waren heute gerade an der Tagesordnung: Deutsche Sprache und Rechnen. — Selbst in den letztern Unterricht, der vorherrschend verstandesbildend ist, ging etwas von der Weihestimmung Eugens über. Er erklärte den Kindern der ersten Klasse die Erfindung der Zahl, wie man hiebei von jedem Gegenstande absehe und einen reinen Gedanken in der Phantasie dafür setze, wie schon das spielende Kind zu zählen beginne und sich dann den Begriff „viele" und „alle" bilde. — Als er nun an diese Erörterung den Triumph des Menschengeistes knüpfte, der mit dem Gedanken sich eine Welt bildet und eine ferne herzaubert, da fühlte er an den gespannten Blicken und Mienen, daß wenn auch nicht Alles was er sagte, bestimmt in den Kinderseelen Wurzel faßte, doch der Keim des überschauenden Geistes sich regte und sie in das Gewohnte einblickten, wie in ein glänzendes Wunder.

Von solchen Allgemeinheiten konnte er dann aber auch wieder eben so leicht auf das Einzelne und Nothwendige übergehen. Die seltsame Erfahrung, daß die Kinder Dividiren so schwer

lernen und Geiſtesarme es faſt nie faſſen, ſuchte er mit allem Nachdruck zu überwinden und es ſchien ihm heute zu gelingen.

In der ſinnlich wahrnehmbaren Natur kennt man das Geſetz der Schwere, das einen Stein um ſo ſchneller fallen macht, je mehr er dem Bereiche der Anziehungskraft der Erde ſich nähert; nicht ſo leicht in ein Geſetz zu faſſen iſt die Bewegung der Seele nach jenem Punkte hin, den man die Andacht des Denkens nennen könnte. Und doch ſind auch hier entſprechende Bedingungen. Hatte es Eugen unternommen, den Grundſatz der Selbſtbeſchränkung auf ſich anzuwenden, ſo fand er jetzt, daß noch immer ein ſelbſtſüchtiges Genießen darin liege, nur ſolchen Thuns ſich zu erfreuen, über dem ein Ideenduft ſich ausbreitet. Das iſt es ja, was den ſchneidenden Gegenſatz von niederer und höherer Arbeit aufgeſtellt hat. Jegliche Uebertragung einer innewohnenden Kraft auf einen Stoff außer uns, iſt die Erfüllung des Daſeinsberufes.

In dieſer Erkenntniß ſtrebte er nun nicht mehr nach der Darlegung von Allgemeingedanken, er heftete ſich mit Emſigkeit an das Kleine, Nothwendige, worin zunächſt gar nichts Ideelles lag. Jetzt erſt wußte er, daß die Andacht, die

eigentlich der Unterricht erheischt und die nie tagelang anzudauern vermag, ihm niemals ganz verſchwinden könne, er ſuchte ſie nicht, ſondern widmete ſich ganz der Pflicht der Arbeit.

Es giebt eine Andacht, die nicht die gefalteten Hände frei emporhebt, ſondern ſie zu lebendigem Thun ausſtreckt.

Gegen Abend überbrachte Eugen dem Sonnenwirth das Geld und dankte in aufrichtigen Worten für ſeine Freundlichkeit. Der Sonnenwirth ſah verlegen drein, lüpfte bald ſein grünſammtnes Käppchen und ſetzte es wieder auf, knöpfte ſein Wamms auf und wieder zu. Eugen konnte nicht anders glauben, als daß ſeine demuthvolle alleserziehende Stimmung den Menſchen unbegreiflich ſein müſſe; er wiederholte, daß er nicht die Spur eines Grolles in ſich hege und daher den Sonnenwirth um ein Gleiches bitte; dieſer aber grinſte ſeltſam auf das Geld und ſchnupperte daran und ſteckte ſchnell die Hand, die er darnach ausſtrecken wollte, in die Taſche, dann ging er mehrmals nach der Kammer und kam wieder, immer ohne noch ein Wort zu ſprechen, ſchüttelte oft mit dem Kopfe und machte die Hände auf und zu. Wie ein Hungergieriger, der heißes Brod vor ſich hat, bald es berührt und die Hand

wieder abzieht, dann einen Biſſen zum Munde führt und mit den Händen ſchlägelnd, hüpfend und weinend das Eroberte zu kauen ſucht, ſolch traurig lächerliche Grimaſſen machte der Sonnenwirth, da er das Geld bald ganz, bald halb nahm und bald wieder auf den Tiſch legte. Endlich brachte er die Worte heraus, er habe den Schuldſchein jetzt nicht, er habe ihn überhaupt nicht mehr, und erſt nach vielfachen Fragen ergab ſich, daß der Baron Kronauer während der Krankheit Eugens die Schuld getilgt habe. Der Sonnenwirth begleitete Eugen bis vor das Haus und wiederholte oft, er ſei ein ehrlicher Mann und bitte ſich aus, daß Eugen vorkommenden Falls ſich wieder an ihn wende.

Zu Hauſe berichtete Lipp, der Sonnenwirth habe während der Krankheit Eugens darauf gedrungen, daß alle ſeine Habſeligkeiten gerichtlich verſiegelt würden und da habe ſich Kronauer in's Mittel gelegt.

So war alſo die ganze Reiſe Eugens mit allem ſich daran knüpfenden Wirrwarr unnöthig geweſen. Er hatte in dieſem die letzte Ablöſung von der Welt der Vornehmigkeit erkennen wollen, wenn er ſich gleich geſtehen mußte, daß es deſſen nicht mehr bedurft hätte. Jetzt war er durch das Verfah-

ren Kronauer's in ein Verhältniß der Dankbarkeit gesetzt, das eine neue Fessel um ihn schlingen konnte.

„Gut, daß Sie kommen," sagte Kronauer zu dem eintretenden Eugen, „ich verbürge mich dafür, daß Sie volle Genugthuung haben sollen."

„Wer hat solche gefordert? Woher wissen Sie? . . ."

„Der Geißelmaier des Sonnenwirths, der Bartelmä, der Ihnen sehr zugethan scheint, kam noch gestern Nacht auf Schloß Röthhausen. Er hatte eine tüchtige Rauferei mit dem Reitknechte meines Bruders, der ihm die Reitpeitsche abnehmen wollte, die er auf dem Wege gefunden hatte; es ist ein Ehrenstück, ein Preis, den der Erbprinz beim letzten Wettrennen ausgesetzt und den mein Bruder gewonnen. Der Bartelmä verlangte eine persönliche Unterredung mit meiner Cousine und da erzählte er Alles. Ich wollte eben zu Ihnen um Ihnen zu sagen, daß Sie jede erwünschte Genugthuung haben sollen."

Eugen erblaßte. So hatte ihn also Bartelmä verrathen, in der Sucht, ihn an die Baronin zu verkuppeln; all' das Ringen um einen jetzt erst liebgewordenen Beruf und eine stille Wirkungsstätte war vergebens; er mußte es dankbar hinnehmen, daß man ihn nicht den Gerichten auslieferte.

Kronauer ſetzte nun dem Schweigenden hinzu, daß das Maskenſpiel allerdings ungehörig war und wenn er ſich auf die „Phantaſtereien“ Stephanie's einlaſſen wollte, hätte er dennoch bei ſeinem wirklichen Namen bleiben müſſen.

Eugen athmete freier. So hatte Stephanie mindeſtens den Anderen nicht ſeinen wahren Namen verrathen. Er erklärte nun, daß er keinerlei Genugthuung heiſche. Kronauer widerſprach, er ſei das ſeinem Amte und ſeiner Stellung ſchuldig.

Eugen ſchwieg hierauf und wollte nun Kronauer das für ihn ausgelegte Geld erſtatten, aber dieſer beſtimmte, da Eugen keine Familie habe, ſolle er in monatlichen Abzügen von ſeinem Gehalte die Rückzahlung ſo machen, daß er in zwei Jahren frei ſei. Schnell wendete ſich dann Kronauer auf einen andern Gegenſtand und warnte Eugen vor ſeiner Couſine „mit ihrer äſthetiſch moraliſchen Naſchhaftigkeit, die wir leider aus der franzöſiſchen Bildung geerbt haben.“

Eugen fand es unſchicklich, daß Kronauer ſo von ſeiner Verwandten ſprach und vertheidigte zum Theil gegen ſeine innerſte Ueberzeugung das ruheloſe Weſen Stephanie's. Er mußte aber einſtimmen, daß „die encyklopädiſche Topf-

zuckerei" nichts Kernkräftiges in Wiſſen und Thun aufkommen laſſe. Auch darin konnte er nicht widerſprechen, da Kronauer ſagte:

„Für mich hat das Weſen meiner Couſine etwas beängſtigendes. Frauen dürfen nie leidenſchaftlich, heftig ſein, überhaupt nicht paſſionirt, gelaſſene ſtille Milde iſt ihre Naturbeſtimmung."

Eugen hatte einſt im Walde bei Alsfeld das meuſſirende Weſen Stephanie's mit dem Kaidl's verglichen. Jetzt zeigte ſich noch eine beſondere Aehnlichkeit: ſo einnehmend und oft bezaubernd Stephanie in der Gegenwart war, eben ſo kalt und kritiſch geſtimmt fühlte man ſich in der Entfernung, in der bloßen Erinnerung an ſie. Woher kommt das?

Kronauer bemerkte, daß er doch in Einem Falle ſeiner Couſine recht geben müſſe; nach dem, wie er Eugen in Röthhauſen kennen gelernt, wäre es deſſen Pflicht, einen andern höheren Beruf zu wählen; es ſei an ſich lobenswerth, daß er Dorflehrer bleiben wolle, es ſei aber „nationalökonomiſch eine Verſchwendung, die Kraft, die zu Höherem ausreicht, zu Geringerem zu verwenden."

Eugen fühlte ſich trotz aller Beklommenheit ſiegesfroh, da er dieſe Zumuthung ablehnte und

darthat, daß durch das Hochhalten unſerer ſelbſt die Welt im Argen liege.

Dießmal verletzte ihn das gönneriſche Eindringen in ſein Leben nicht ſo, wie im Alsfelder Walde; der Grund hievon lag aber nicht darin, weil er jetzt gelobt wurde ...

Mit widerſtrebenden Gefühlen verließ Eugen das Schloß. Voll zitterndem Verlangen erwartete er die Rückkehr Bartelmä's, die erſt am andern Abend erfolgen konnte. Er kämpfte mit dem Entſchluſſe, den er zu faſſen habe, wenn die Baronin um ſein Geheimniß wiſſe; in ſeiner jetzigen Stellung konnte er dann nicht verharren, durfte er aber die burſchikoſe Anmuthung Bartelmä's zur Wahrheit machen und um die Hand Stephanie's werben? Das ganze Benehmen Stephanie's ſchien allerdings mehr als allgemeines Wohlwollen auszuſprechen und ihr abentheuerlicher Sinn mußte von der Enthüllung Eugens mächtig ergriffen werden. Die Verſuchung breitete abermals ihre lockenden Bilder aus: fern lagen all' die Plackereien eines engen Lebens, ein junges Paar durchſtreifte ferne Länder und nach Jahren, da das Verbrechen vergeſſen und vergeben war, kehrte man zurück und begann eine großartige Wirkſamkeit; der Uebermuth Leo's

konnte ſchwer gezüchtigt und das unruhig ſuchende Gemüth Stephanie's gerettet und gehoben werden durch feſten Halt und ſichere Leitung.

Lipp konnte nicht faſſen, warum ſein Herr, der ſo lange in ſich gekehrt ruhig geſeſſen, plötzlich aufſtampfte und Nein! vor ſich hinrief. Eugen zürnte ſich ſelber, daß er nach den reinſten Erhebungen immer wieder Rückfällen hingegeben war, die ſelbſt das Heiligſte mit ſich niederriſſen. Er ſchickte noch in der Nacht den Lipp mit dem Gelde nach Röthhauſen zu Lehnert, dieſer ſollte mindeſtens keinen Verluſt erleiden, wenn er fliehen mußte. Kaum war Lipp fort, ſo bereute er das Gethane wieder, er hatte ja nichts mehr, wenn er zur Flucht genöthigt war; er wollte Lipp nach und ſich bei Stephanie ſelbſt Gewißheit verſchaffen — aber er harrte ruhig aus.

Am folgenden Tage konnte ſich Eugen mit Deeger meſſen: mitten im Aufruhr ſeines ganzen Lebens vermochte er ſeine Pflicht in der Schule vollauf zu erfüllen. Dieſe ſtrenge Haltung und Hingebung übte auf die Kinder einen ſympathetiſchen Einfluß, und Eugen erfreute ſich an der Zuverſicht, daß die weſentliche Befähigung zu ſeinem Berufe nicht in erworbenen Fertigkeiten,

ſondern in der Perſönlichkeit beruhe. Dennoch ließ ihn nach der Schulzeit eine Unruhe nicht allein in ſeinem Hauſe. Er empfand die ganze Pein, die darin liegt, Leben und Schickſal in der Hand eines fernweilenden Menſchen zu wiſſen.

In des Kirchbauern Haus erhielt er die Gewißheit, daß von ſeinem Streite mit Leo im Dorfe noch nichts bekannt war; an den Beichtſtuhl wäre gewiß die Kunde davon gedrungen. Er traf hier den Mühlendoctor, den Bernhard von Trenzlingen, den der Huſchel auf allerlei Weiſe neckte und der flottweg jeden Scherz heimbezahlte.

„Kinder, Kinder!“ ermahnte die Kirchbäuerin, „ſeid ordentlich. Du Bernhard biſt grad wie dein Vater, der hat auch gern Spöttereien gehabt und hat immer geſagt: ich nehm' kein Mädle, das mich nicht auch ein bisle zum Narren haben und mir was aufzurathen geben kann. Er hat auch um mich angehalten, aber meine Eltern, Gott hab ſie ſelig, haben's nicht zugeben, er iſt damals noch nicht der Waldkönig geweſen und wir ſind auch in Einem Alter und das iſt nie gut; die Frau muß um viel jünger ſein, ſie kommt ſchon nach, jedes Kind macht ſie

um zehn Jahre älter. Deine Mutter ſelig und ich wir waren wie zwei Schweſtern. Wenn ſie dich nur ſo da bei uns ſehen könnte. Deine Mutter ſelig hat grauſam viel auf eine rechtſchaffene Familie gehalten und hat von keiner nie hören wollen, wo nicht Alles glatt und eben iſt."

„Mir iſt dieſe Rede zuwider," ſagte Bernhard leiſe zu Eugen, „wenn ich ſo reden höre, daß mein Vater eine andere hätte heirathen können, iſt mir's als wäre ich gar nicht da und die ganze Welt ſteht nicht feſt. Es giebt Dinge, woran man nicht mit einem Gedanken rühren darf."

Die Kirchbäuerin ahnte nicht, daß Eugen die Taktik verſtand, mit der Bernhard von Vittore, die faſt gleichen Alters mit ihm ſein mußte, abſpenſtig gemacht werden ſollte; tief wehe aber that ihm, daß, wie nicht anders anzunehmen war, man das Schickſal des Bachmüllers hier als einen Schandfleck ausdeuten wollte. Der Bernhard war nun die Hauptperſon in des Kirchbauern Haus, gegen den ſelbſt der Alte, der ſonſt äußerſt wortkarg war, ſich zuthulich benahm und nicht zuließ, daß er ihm ſeinen Stuhl einräumen wollte. Gern ließ Eugen dem

Bernhard dieſe Bevorzugung und antwortete am Beichtſtuhle auf die Fragen, wie es ihm in Röthhauſen ergangen war; man hatte hier ſchon vernommen, daß er im Schloſſe geſpeiſt habe und die Kirchbäuerin war nicht unzufrieden mit dieſen vornehmen Bekanntſchaften. Als Eugen ſpöttiſch bemerkte, daß ihn nächſtens der Lehrer Lutz — Schnörkel — beſuche, der ja hier auch gut bekannt ſei, geſtand die Kirchbäuerin offen, daß er um Sabine gefreit habe, daß man aber aus einem ſolchen Hauſe nicht leicht einem Lehrer eine Tochter gebe, wenn er nicht was beſonderes ſei. Sie gab dann in halben Worten Eugen zu verſtehen, daß er recht daran thue, jetzt nicht ausdrücklich um Sabine zu freien, er erhalte ſich dadurch alle Partheien im Dorfe geneigt und Sabine ſolle erſt Braut des Schultheißen werden.

„Das iſt der Bartelmä, der ſchlaft gewiß ſchon wieder im Wagen," ſagte jetzt der Huſchel; man hörte ein ſchweres Fuhrwerk die Straße heraufkommen. Eugen verabſchiedete ſich ſchnell und holte den Schlaftrunkenen noch am Pfarrhaus ein. Eine neue Ruhe kam über ihn, als ihm Bartelmä ſchwur, daß er Niemanden ſeinen Namen verrathen habe.

Zweites Kapitel.

Als bestes Zeichen wie friedsam und frisch es in der Schule herging, konnte angesehen werden, daß Eugen wochenlang keine Schulversäumnisse einzutragen hatte. Er hatte für jeden Mittwoch eine Schulstunde hinzugesetzt und in das freie Belieben jedes Kindes gestellt, zu kommen oder wegzubleiben. Diesen Tag und diese Stunde versäumte kein einziges Kind, denn da durfte jedes eine Frage stellen über was es wollte und an heller Lustigkeit fehlte es da nie. Es hielt schwer, die Kinder zum Fragen überhaupt und dann zu solchem über räthselhafte Anschauungen und Lebensbeziehungen zu bringen; sie glaubten trotz allen Ermahnungen, sie müßten über ihre Schulgegenstände fragen, bis es nach und nach gelang, ihnen die erwünschte Richtung zu geben. Natürlich war mit der ersten Frage: Warum? der Zapfen weggenommen, dem unaufhörlich der Strom der Neugierde nachfolgte. Eugen suchte zuerst die Antwort aus den Reihen der Schüler selbst zu erobern und hier ergaben sich oft über-

raſchende Erläuterung zur Beſchämung Derer, die in bloſer Faulheit Dinge fragten, die ſie ſich ſelbſt klar machen konnten. Bei manchen Fragen erbat ſich Eugen, theils um ſich ſelbſt zu unterrichten, theils um die Spannung und Selbſtthätigkeit der Kinder zu erhöhen, Bedenkzeit auf den kommenden Mittwoch; fruchtbar erſcheinende blieben mit dem Namen des Fragſtellers eine ganze Woche auf einem großen Blatte in der Schule ausgehängt.

In eigenthümlicher Weiſe lernte hier Eugen die Beſonderheiten der einzelnen Kinder kennen, und indem er die verſchiedenen Schmelzhärten der Metalle in Erfahrung brachte, dünkte es ihm immer ſchwerer, ſie durch eine gleiche Wärme gemeinſam in Fluß zu bringen. Er glaubte, daß dies in ſeinem Mangel an Methode liege und hielt ſich darum immer mehr an die Individualitäten.

Der Sanscülotte und der Haſenſchartige gehörten zu den verfänglichſten Fragſtellern, jener wol aus Muthwillen und dieſer, weil er ein wirklich ſinniger Knabe ſchien. „Herr Lehrer,“ fragte einſt der Haſenſchartige, der Schillers Bürgſchaft auswendig lernte, „iſt der Möros wirklich ein guter Freund von dem Dionys geworden?“

„Wie meinſt du das?“

„Es heißt da am End': Ich ſei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der Dritte. Jetzt der Möros hat den Dionys umbringen wollen und den Freund hat der Dionys wollen hängen laſſen; das giebt eine ſchlechte Freundſchaft."

Eugen wußte in der That keine ſchlagende Antwort, er wich daher einer ſolchen aus ſo gut er konnte. Auch Marcile ließ ſich oft vernehmen, ſowohl aus eigenem Antriebe, als im Auftrag anderer, die zu zaghaft waren.

„Herr Lehrer," fragte des Sonnenwirths Franz eines Mittwochs, „wozu nützt das, daß im Winter aller Boden gefriert?"

„Daß man ſchleifen," „daß man Schlitten fahren kann," entgegneten einige.

„Daß man die Steingrub ausgraben kann," rief Dagobert und meinte damit den Weiher aus dem eben Kronauer friſchen Humus herausſchlagen ließ.

„Der Boden will auch ſchlafen," lispelte ein ſonſt furchtſames hochgeſtirntes Mädchen und wurde von Eugen ermuntert, der nun erklärte: die Fruchtbarkeit des Ackerbodens beſteht weſentlich in ſeiner Beweglichkeit und Zerſetzbarkeit; es iſt daher eine der ſchönſten und tiefſinnigſten Natureinrichtungen, daß der Boden gefriere. Alle

Feuchtigkeit in ihm erſtarrt, es bilden ſich dünne Eiswände zwiſchen den feinſten Stäubchen die im Frühling zerſprengt werden und ſo den Boden zerſetzen und auflockern, wie das junge Leben des Pflänzchens es erfordert. Wir könnten das auf keinem andern Wege ſo bewerkſtelligen.

Die Verſuchung lag nahe, die Unterſchiede des Klima's, geographiſche und dann weitere phyſikaliſche Erläuterungen daran zu knüpfen, aber — wer kann die geheimen Ideenverbindungen ermeſſen? — Eugen erinnerte ſich der Füttermethode des Kopfrechners: langſam thun und wenig geben, dann wird rein aufgeſpeiſt. An dieſem Grundſatze hielt er feſt und ging nie über das nächſte Bereich der Antwort hinaus.

Eugen hatte ſein volles Genüge in ſeiner Berufsthätigkeit und lebte faſt abgeſchieden von dem Dorfe; erſt durch Lipp erfuhr er, welch' eine ängſtliche Bewegung dort alle Herzen ergriffen hatte. Der Vater des Sansculotten war gefänglich eingezogen, er hatte im Wirthshauſe zur Sonne geſagt, es ſei gut, daß man noch Waffen verborgen habe, um „das Nächſtemal" den Fürſten den Garaus zu machen; dann werde man ſelbſt einen Ausſchuß wählen, der den Preis

bei der Viehausſtellung vertheile. Jetzt waren auch noch zwei Gemeinderäthe, der Schmied Simme, des Rainbauern Karle und der Krämer Maier im untern Dorfe mit Gendarmen Nachts aus dem Bette geholt worden: das brachte einen Schreck über das ganze Dorf, der noch dadurch vermehrt wurde, daß man keinen Angeber wußte. Man ſchien der Gewalt eines unſichtbaren Geſpenſtes überliefert zu ſein und jene aus Bangen und Reſignation zuſammengeſetzte Stimmung, die jeden Einzelnen bei einer graſſirenden Epidemie ergreift, lagerte ſich auf das Dorf. Wenn auch Eugen nicht mehr glaubte, Allen Alles ſein zu können, war er doch bemüht, Ermuthigung und Troſt in den zerſtörten Familien zu erwecken. Er erfuhr jetzt, daß die allgemeinen geſchichtlichen Tröſtungen von der Nothwendigkeit ſolcher Opferungen für eine beſſere Zukunft, eben ſo wenig verfangen wollen, als die allgemein religiöſen bei betroffenem ſchweren Herzeleid. Als er nun faſt von Haus zu Haus im Schmerz der Leidtragenden wie in der Zuthätigkeit der Hülfeleiſtenden, das innerſte Leben der Dorfbewohner kennen lernte, machte Eugen eine bedeutſame Erfahrung: Wie die feſte Eiche nur in einem mäßig tiefgrundigen Boden gedeiht, ſo iſt auch

der in ſich ſelbſt haltungsvolle Freimuth der Seele in der Regel nur das Ergebniß einer gemäßigten Zone des Wohlſtandes. Menſchen, die um ſich oder einen Angehörigen in banger Furcht ſind, halten ſich leicht an Aberglauben und gegebene Wahrzeichen; die Armen ſchweben zeitlebens in dieſer Angſt und finden ihren ſtändigen Halt in ſolchen Handhaben. In den höchſten Schichten der Geſellſchaft, da wo der Ueberfluß ſich ergießt, iſt das gleiche Laſter wie da, wo die Oede des Mangels alles ausdörrt: Bigotterie und zu jeder Unthat entſchloſſene Genußſucht. Wer die Menſchen innerlich frei machen will, müßte hier die Angſt um das Daſein von ihnen nehmen können .... Allerlei abentheuerlicher Aberglaube wie ausſchweifendes Rachegelüſte bewegte die Gemüther.

Am gefaßteſten war die Pochel, die Mutter des Sanscülotten, ſie ſagte, wenn nur ihr Mann ſeine paar Monate Strafe jetzt gleich im Winter bekäme, damit er das Sommergeſchäft im Felde nicht verſäume. Die Pfarrerin war überall hülfreich zur Hand. Sie nöthigte die Frauen, die nicht mehr regelmäßig kochen und in Mißmuth das ganze Hausweſen zerfallen laſſen wollten, muthig ihren Pflichten nachzu-

kommen und wo ſie nicht mit guten Worten durchdrang, griff ſie und das Madlenle ſelber zu, und ſchon um das abzuwehren, mußten die müßig Jammernden Hand anlegen. Der Pfarrer ließ ſich faſt gar nicht ſehen, er war, wie Eugen vom Vikar erfuhr, damit beſchäftigt, Goethe's Iphigenie in's Griechiſche zu überſetzen.

Eugen hatte ſeine beſondere Freude an dem reſoluten Weſen der Pfarrerin, und wie zwei hülfreiche Menſchen an einem Krankenbette ſchloſſen die beiden einen ſchönen Bund. Die Pfarrerin klagte über die Nachläſſigkeit dieſer Menſchen, die im Sommer zu träg ſeien, um ſich allerlei blühenden Thee einzuthun und ihn oft nachher aus der Apotheke holen müſſen. Die Pfarrerin wollte nichts davon wiſſen, da Eugen ſolches bildlich nahm und behauptete: die Leute holten ihre ſelbſtgewachſenen Gedanken auch wieder aus der Schul- und Kirchenapotheke, ſtatt ſie friſch von Feld und Baum zu nehmen.

Eugen konnte nicht umhin, bei den Hülfeleiſtungen ſo vieler Armen ſeine Freude an der wiederholten Wahrnehmung auszudrücken, daß dieſe Menſchen ſo gerne bereit ſind, ihr ganzes Beſitzthum, ihre Arbeitskraft, in der Wohlthätigkeit für Andere preiszugeben. Die Pfarrerin

dagegen folgte ganz anderen Gedanken. Sie kannte das herbe Ergebniß dieſes Ungemachs, das faſt noch ſchmerzlicher war als das Ungemach ſelber: das Mißtrauen, der böſe Blick, mit dem man ſich nun Jedem zuwendete, den man ſonſt unbefangen und vertrauensvoll anſah, das war ein Gift, in dem das beſte Herzblut der Menſchen verdarb. Die Argwöhnenden und die Beargwohnten werden gleich verderbt und das Uebel ſchwindet nicht damit, wenn einſt das Räthſel ſich löſt; das unrecht gekränkte Herz verſäuert und das argwöhnende hat ſeine Unſchuld unwiederbringlich verloren.

Man vermuthete zunächſt den Mäuerleswerner, den Kloſemichel oder den Vigil als Angeber, dieſen letztern argwöhnte man beſonders deswegen, weil des Rainbauern Karle, ſein ehemaliger Kamerad, verhaftet wurde und es gab viel Gerede, daß der Vigil ſich in dem jungen herrenloſen Anweſen des Karle umhertrieb, als wäre es ſein eigen und daß die junge Frau dieß keineswegs zu hindern ſchien. Sogar der Kirchbauer war verdächtig, da mehrere ſeiner Feinde verhaftet waren, und wieder behaupteten viele Stimmen, der Krämer Maier habe Alles angezettelt und habe ſich nur verhaften laſſen, damit

er jeden Verdacht von sich abwälze. Als Eugen auf dieses letztere bemerkte:

„Es ist gräßlich, wie man die verkreuzte diplomatische Intrigue selbst dem einfachen Sinn des Volkes geimpft hat," da entgegnete die Pfarrerin:

„Das Volk ist gar nicht so einfach, wie Sie glauben. Am schlimmsten ist, daß Ihr Schützling Bartelmä am allgemeinsten in Verdacht steht; er hat für die Leute hier etwas Fremdes und ist seit geraumer Zeit menschenscheu."

Eugen erschrak heftig. Was nützte es, daß er die Unschuld Bartelmä's betheuerte und selbst dafür einstand? Er konnte den letzten Beweis ja nicht enthüllen. Jetzt hatte er noch einen persönlichen Antrieb, der Sache ungetheilten Eifer zu widmen, es wollte ihm aber nicht gelingen, die Spur des Urhebers zu entdecken.

Der Rainbauer, der sonst den Pfarrer mit Ausdeutung schwieriger Bibelstellen heimzusuchen pflegte, hatte jetzt ganz andere Anliegen; der Pfarrer sollte Ordnung im Hauswesen seiner Söhnerin herstellen, wo es seit der Verhaftung des Karle gar ausgelassen hergehe, so daß die Frau ihm auf sein Einreden mit derben Schimpf-

worten das Haus verbot, das von ihrem Zugebrachten erkauft ſei. Es gelang aber weder dem Pfarrer und ſeiner Frau, noch dem Vikar, etwas auszurichten. Nun ſollte Eugen verſuchen, was er vermöge.

Das Haus des Rainbauern Karle lag einſam auf einer Wieſenanhöhe; das ganze Anweſen war von einem Ausgewanderten erkauft und neu hergerichtet. Es war in der Abenddämmerung, als Eugen in die Stube eintrat, er traf die Frau allein am Spinnrad, ſie ſtand nicht auf bei ſeinem Eintritte und erſt als ſie erkannte, wer er ſei, erhob ſie ſich raſch und drückte ihre Verwunderung aus über ſeinen Beſuch. Eugen erklärte, daß er hier fremd ſei wie ſie und daß die Fremden ſich beſonders zuſammennehmen und auch gegenſeitig zuſammenhalten müßten, damit die Einheimiſchen keinen Anlaß zu Gerede hätten. Auf dieſe Worte erfaßte die Frau die Hand Eugens mit ſolcher Heftigkeit, daß dieſer innerlich erbebte; ſie hielt ſeine Hand feſt und ſagte bald mit weinerlich klagender, bald mit leiſender Stimme, daß ſie hier in dem fremden Orte ſich wie verkauft vorkame; Niemand nehme ſich ihrer an und ſie müſſe noch Gott danken, wenn einer ſie in ihrer Einſamkeit heimſuche; das ſei ihr

nicht an der Wiege gesungen, daß es ihr so ergehen werde, sie sei aus rechtschaffenem reichem Haus, man dürfe ihm überall nachfragen, ihr Mann aber habe schlecht an ihr gehandelt, galgenschlecht; sei das erhört, daß man heirathe, eine junge Frau hinsetze, wenn man noch eine Zuchthausstrafe zu erstehen habe? Weinen und Schelten, Klagen und Fluchen ging bei der Frau in einem Zuge und zuletzt beschwor sie noch den Lehrer, „dem ja Alles das größte Lob und dem man gewiß nichts Böses nachsagen dürfe," sich ihrer Verlassenheit anzunehmen. Ein Gemisch von Neumüthigkeit, Lüsternheit und Bosheit sprach aus Wort und Weise dieser Frau und als Eugen innerlich schaudernd sagte, daß sie bis zur Freilassung ihres Mannes zu ihren Eltern zurückkehren sollte, erklärte sie mit einem Tone aus dem man Klage wie Zufriedenheit heraushören konnte, daß das ihr Schwäher nicht zugebe, weil der Forstknecht in Trenzlingen sie gern gehabt habe. Und nun gab es erneute Klagen über die Hartherzigkeit der Eltern, wobei die Thränen reichlich flossen, so daß Eugen zwar eindringlich aber auch mild sie auf die Bahn der Pflicht hinwies. Während Eugen noch sprach, trat der Vigil ein, die Frau sagte ihm sogleich, er brauche

nicht mehr in's Haus kommen. Vigil nahm ruhig und ohne ein Wort zu reden ein Streichfeuerzeug aus der Tasche, zündete die Oellampe an, die auf der Ofenbank stand, nahm eine silberbeschlagene Pfeife vom Nagel, stopfte und brannte sie an und ging behaglich schmauchend mit einem „Gut Nacht" zur Thüre hinaus. Eugen schickte sogleich eine Magd nach dem Rainbauer, die Frau wehrte ab, aber Eugen bestand darauf und als der Rainbauer keuchend kam, gab es wiederum Schelten hin und her. Eugen ließ das ruhig austoben und schließlich gelang es ihm, die Sache dahin zu erledigen, daß die Frau die Entscheidung ihm anheimstellte, worauf er dann bestimmte, daß sie sogleich mit ihrem Schwiegervater in dessen Haus ziehe bis zur Rückkehr ihres Mannes.

Nach vielen Quengeleien wurde dies ausgeführt und nachdem sie ihre Habseligkeiten zusammengesucht hatte, schien die Frau nun wirklich erfreut, die Zänkerei mit ihren Angehörigen und wol auch mit sich selbst los zu sein. Der Rainbauer dagegen versprach, sie vorwurfeles zu behandeln.

Es war ein wunderlicher Aufzug, als Eugen mit der Frau und dem Rainbauer in der stillen

Winternacht in das innere Dorf hineinging. Der Rainbauer ſagte: „Ihr ſammelt feurige Kohlen auf mein Haupt,“ Eugen aber fühlte ſich von dieſem ganzen Verhältniſſe angewidert. Es giebt Lebenszuſtände, deren Einblick das reine Gemüth wie mit einer Empfindung der Unſauberkeit erfüllt. Eugen ſuchte freie reine Atmoſphäre und dieſe fand er im Hauſe des Bachmüllers, wo Alles voll Freude war, daß die junge Rainbäuerin zu ihrem Schwäher gezogen ſei und kein Wort des Tadels über ſie laut werden ließ.

In den Wirthshäuſern wurde um ſo emſiger mit den Karten aufgetrumpft, da man ſich vor jedem Geſpräch, das über Feldbau und Haushalt hinausging, ſorgfältig in Acht nahm; die Karten waren der beſte Ableiter. Es hatte etwas Unheimliches, die Menſchen mit einander ſpielen zu ſehen, weil ſie ſich vor einander fürchteten.

Beim Bachmüller ſchütteten die Geängſteten ihr Herz aus, dort war eine Freiſtätte; das Haus war wie die Stelle auf einem Kriegsſchiffe, wo eine feindliche Kugel bereits eingeſchlagen und wo man nun um ſo ſorgloſer weilen kann. Dennoch war es auch hier herzempörend zu bemerken, wie man die Angſtrufe Mancher als Gewiſſensſchrei ihrer Urheberſchaft auslegte.

Allgemein war die Klage über die Unthätigkeit des Schultheißen, der den Kopf verloren habe. Der Rainbauer vor allen ſchien vergeſſen zu haben, wie hart er einſt Eugen bei der erſten Begegnung an der Schmiede angelaſſen hatte und lobte den Lehrer überaus, der ſich ſeinerſeits ihm freudig anſchloß, denn es that ihm wohl, daß er ihn bezwungen und nichts Nachträgeriſches in dieſen Gemüthern ſei. Dieſes Gefühl der Dankbarkeit, daß ihm der Rainbauer eine beſſere Seite des Menſchenherzens bewahrheitete, machte Eugen beſonders liebreich gegen ihn, ſo daß der Rainbauer faſt ſchwärmeriſch von ihm ſprach. Jetzt ſähe man, ſagte er überall, was man an dieſem Geisbäuerchen, dem Schultheißen, habe, das laſſe ſich von jedem Gendarmen unterduken und könne nicht feſt auftreten, dazu brauche man einen Gewichtigen oder einen, der das Herz auf dem rechten Flecke habe, das ſei der Schullehrer, der ſei der Sattelgaul, der allein den Wagen ziehe, der ſei überall bei der Hand; man ſei ja verlaſſen und verkauft. Der Kronauer könne von ſeiner kranken Frau nicht weg, der Bachmüller dürfe da nicht mitthun und der Schultheiß ſei der Garnichte.

Eugen wußte noch von Kaidl her: was der

Rainbauer verkündete, war Offenbarung der Kirchbäuerin, und er mußte die Klugheit der Kirchbäuerin bewundern, die mitten im allgemeinen Brande ihren Plan zu retten und das Kleinod in der hellen Flamme glitzern zu machen suchte. Er vertheidigte nach Kräften den Schuldheiß und forderte die Anwesenden auf, die Winterarbeit der Eingekehrten, dreschen, holzführen u. s. w. gemeinsam zu verrichten. Man vereinigte sich gerne zu diesem Verhaben, denn es schien Jedem erwünscht, sich durch ein Thun von seiner Angst zu befreien.

Bittere leuchtete dem spät Abends weggehenden Eugen bis zur Hausthüre und sagte diese öffnend:

„Das ist brav. Wenn man so was angerichtet hat wie ihr heut, kann man gut schlafen."

„Mich freut sehr, daß ihr mich lobt," erwiederte Eugen, „ich bin wahrhaft lobhungrig."

„So?"

„Nicht aus Eitelkeit, sondern weil mir das wieder Vertrauen zu mir selbst giebt, Freude an mir selbst, und das macht besser als Alles."

„Das ist gut, so geht mir's auch. Der alt' Pfarrer hat von der Kanzel herunter immer

ſo viel geſchändet und mit Schimpf überhagelt, das thut weh und man kann ſich doch nicht anders helfen, als man ſagt ſich: freilich ſind wir Alle fehlige Menſchen, aber ſo arg biſt du doch nicht. Wenn man einem was Gutes nachſagt, da wird man immer viel beſſer. Nicht wahr?"

Eugen nickte bejahend, er erfreute ſich an den Ausſprüchen eines Gemüths, das die Liebenswürdigkeit und Rechtſchaffenheit noch als eins anſah, laut ſagte er nur:

„Wer ehrlich gegen ſich iſt, in dem kann kein Tugendſtolz aufkommen, und die Welt ſorgt auch ſchon dafür durch Verdrehung und üble Nachrede."

„Ja, das könnte einen erſt ſchlecht machen," ergänzte Vittore, die wol an häſſige Nachreden aus des Kirchbauern Haus dachte. „Daß mißtreue Menſchen einem Falſches nachreden, das hätt' nichts auf ſich; aber man wird ſelber dadurch giftig und das iſt's ja was ſie wollen und darum muß man ihnen gerad den Gefallen nicht thun. Nun gut Nacht," ſchloß ſie.

Wunderlich! Mit der Thüre in der Hand ſprach Vittore oft Vortreffliches, da drängten ſich ihr in der Eile fertige Denkergebniſſe zuſammen, während ſie in der Ruhe wortkarg oder

befangen ſchien und ſich nicht zu einem ausführlichen Geſpräche bequemte . . .

Eugen ſuchte noch den Bartelmä auf, fand ihn aber nicht zu Hauſe. Er wiederholte ſich die Worte Vittore's noch oft, als er allein war und wie eine liebliche Melodie klangen ſie hinein in ſeine Träume.

Drittes Kapitel.

„Das Ruſele ſagt, der Angeber ſei nicht von hier, dreimal hat es die Probe mit den Karten gemacht," berichtete eines Tages der Lipp. Eugen wunderte ſich nicht mehr, daß man in der allgemeinen Rathloſigkeit ſich ſelbſt an Zauberkünſte wendete, an die man doch eigentlich nicht mehr glaubte. Er ging ſelbſt zum Ruſele und kam ſich jetzt in ſehr verkleinertem Maaßſtabe wie Alexander von Macedonien vor, der einſt die delphiſche Pythia zwang, ihm ein genehmes Orakel zu geben.

Der Haushalt des Ruſele ſah jetzt im Winter noch abentheuerlicher aus, denn zu dem flügelberaubten Storch hatte ſich noch die ſchwarze Ziege und ein Trupp Hühner in einem Gitter in der warmen Stube angeſiedelt. Der braune Knabe rutſchte bei den Thieren auf dem Boden umher als ihr Gefährte und wie er ihnen ſeine luſtigen Weiſen vorpfiff, kicherten die Hühner, gähnte der Storch und meckerte die Ziege.

Wäre Eugen kluger Berechnung gefolgt, er hätte nicht weiser handeln können, als indem er jetzt, dem einfachen Zuge des Mitleids hingegeben, sagte, er werde darauf denken, wie dem Knaben geholfen werden müsse.

Rusele kannte nichts als die Liebe zu ihrem Kinde, sie faßte schnellathmend die Hand Eugens und erzählte, daß ihr zwei schöne liebe Kinder gestorben seien, daß sie vom sechsten bis zum vierzehnten Jahre täglich ihren Christoph auf dem Rücken in die Schule getragen habe und daß sie für Eugen an's Ende der Welt gehen wolle, wenn er ihrem Sohn helfe.

Eugen hörte zu seiner Befriedigung, daß man ihn im Dorfe fast wie einen Retter ansah und seine Aufnahme Lipps, die man seltsamerweise ehedem als Trotz gegen den Gemeinderath ansah, jetzt als echte Gutherzigkeit auslegte. Er bewog nun leicht das Rusele durch Zureden und durch ein nachhelfendes Geschenk, ihre Aussagen dahin zu bestimmen, daß der Verräther gar nicht im Orte selbst sei. Der Verdacht mußte vor Allem von Bartelmä abgelenkt werden, und in der That war jetzt auch ein Karrensalbenhändler von Trenzlingen, ein verschmiztes altes Männchen, das mehrere Tage in

allen Häuſern herumgeſchlichen war, in den erſten Wurf des Verdachtes gerathen.

Eugen fand das Ruſele klug und welterfahren und mitten in der Sorge um die Drangſal des ganzen Dorfes, die einem verborgenen Miſſethäter nachſpürte, mußte er ſeines eigenen Suchens gedenken, das ihn ja mitbeſtimmt hatte, in ſolch gefahrvoller Lage auszuharren. Er vertraute dem Ruſele ſeine eigene Angelegenheit als die eines Freundes und verſprach ihr ein namhaftes Geſchenk, wenn ſie eine Spur der verlornen Mutter entdecke. Schmerzlich lächelnd wehrte er ab, als Ruſele die Karten zu Hülfe nehmen wollte.

„Soll die Frau hier im Ort ſein?“ fragte Ruſele.

„Nein, nicht hier. Sie hat vor fünf und zwanzig Jahren in Eppenberg ein Kind geboren und iſt verſchwunden.“

Es giebt Schmerzen, die ſo tief im Innerſten der Seele wohnen, daß jedes ausgeſprochene Wort wie ein Leuchten des Blitzes in finſterer Nacht erſcheint, das dem geblendeten Auge erſt kund giebt, wie das ganze Weſen in Dunkel gehüllt ſteht. Einmal angerufen will der Schmerz nicht mehr weichen.

Mit banger Empfindung verließ Eugen das Ruſele, er hatte hier an ſeinem neuen Beſtimmungsorte ſein innerſtes Leben laut werden laſſen und es war, als ob die Luft um ihn her, die dieſe Worte getragen, nichts als den Athem der Bangigkeit für ihn hätte.

Die Leute, die ihn nun tagelang tiefſtraurig und allen Menſchen hülfreich beiſpringen ſahen, lobten überaus ſein tiefes Mitgefühl für das Leiden des Dorfes und baten ihn, ſich das nicht zu ſehr zu Herzen gehen zu laſſen. Es half nichts, daß er ablehnend einen geheimen Grund für ſeine Trauer bezeichnete.

Wenn Eugen die Kirchbäuerin beſuchte, nickte ſie ihm ſtets mütterlich zu und ſchluckte dabei, wie wenn ſie ſagen wollte: Du machſt's gut. Am Beichtſtuhl ſagte ſie ſodann: „Mein' Sabine hat's erſt geſtern noch geſagt: der Lehrer iſt zu gut, er läßt ſich von Jedem hin und her ſchicken und die Leute erkennen das oft nicht. Man muß den Nachbar lieben, aber den Zaun nicht einreißen. Wir Weiber wiſſen immer am beſten, den Reſpekt zu bewahren, den der Mann vor der Welt haben muß. Ihr müſſet nicht den groben Sack mit Seide nähen. Drum jetzt nur ein bisle langſam und ſachte gethan, das iſt

geſcheiter und beſſer; der Lehrer iſt ja geſcheit, er weiß ja, wie man im Sprichwort ſagt: Eſel ſchlecht ſingen, weil ſie zu hoch anſtimmen."

Eugen mußte laut lachen und die Kirchbäuerin fuhr fort:

„Drum jetzt nicht zu gemein machen, ſonſt kommt Alles in den Garten und holt ſich Peterſilie für ſeine Suppe. Die Leute müſſen auch noch hoffen können, wenn man erſt im rechten Amt iſt, dann geht's erſt recht an. Man muß die Morgenſuppe nicht zu groß machen, daß man Abends auch noch was hat. Man muß auch dem Weibergeſtenne nicht Alles glauben. Wegen Einem Mann bleibt kein Pflug ſtehen. Die Welt geht ihren Gang fort, ob eines ſtirbt oder verdirbt, oder ein paar im Gefängniß ſtecken. Die Mannen ſagen's Alle, ihr wäret der beſte Schultheiß. Vergeſſet nicht, wo ihr 'nauswollet. Gut zielen iſt gut, aber Treffen gilt."

Man geſteht ungerne, daß man minder klug iſt, als man einem zumuthet. Das fühlte Eugen, als er bekennen mußte, daß er vorerſt nur an die tüchtige Erfüllung ſeines jetzigen Berufes denke. Er mußte die Kirchbäuerin gewähren laſſen, da ſie es übernahm, für ſein Beſtes bedacht zu ſein.

Am Sonntag Morgen fand Eugen den Bartelmä endlich zu Hause. Als er sich dem Stalle näherte, hörte er drinnen singen:

Sankt Martin war ein milder Mann,
Trank immer gern Cerevisiam,
Und hatt' er nicht pecuniam,
So ließ er seine Tunicam.

„Du verräthst dich durch das Lied," sagte Eugen in den warmen Stall eintretend, wo Bartelmä auf dem Futtertroge saß und behaglich seine Pfeife schmauchte.

„Setz dich her," sagte Bartelmä an die Seite rückend, „da ist noch Platz. Das Lied ist das einzige Latein, das ich noch kann, es ist schon der Mühe werth, daß ich ein Büffler gewesen bin. Da sitzt jetzt ein Stück Weltgeschichte, Marius auf dem Futtertrog und räucht Eigenlob."

„Wie lebst du denn?" fragte Eugen.

„Hilf mir, du bist doch ein Philosoph. Ich denk jetzt viel. Was liegt daran, ob ich noch dreißigmal den Reps blühen sehe und noch so und so vielmal schlaf? Ist's Einmal aus kann's gleich aus sein. Ich möcht' mir eine Kugel durch den Kopf schießen, mir ist das Leben verleidet und doch ist mir's wieder schrecklich, daß ich sterben soll. Ich möcht' tausend Jahr leben.

Weißt du nichts Gewiſſes von der Unſterblichkeit?"

„Denke dir, daß du tauſend Jahre und noch tauſend Jahre lebſt und immer deine Vergangenheit weißt. Nach fünfhundert Jahren mußt du dich noch deiner Studentenſtreiche erinnern und Alles was nachkommt auch, und immer neue und neue Laſten legen ſich auf deinen Erinnerungsbuckel."

„Halt ein, mir wird's eng um die Gurgel, es ſticht mich im Kopf, ich werde närriſch; ich kann nicht ſoviel behalten. Die Tabakspfeife iſt doch die einzige gute Geſellſchaft. Verdirb mir jetzt meine Stunde nicht, wo ich ein Baron bin."

„Du? Wie denn?" fragte Eugen ängſtlich, dem es in der That ſchien, daß Bartelmä einen Stich im Kopfe habe.

„Jeden Morgen," erwiederte ruhig der Gefragte, „wenn ich aufſtehe, iſt mir's bodenwohl, da bin ich ein großer Herr, da finde ich eine geſtopfte Pfeife, die mir mein Bedienter, mein hochſeliger Adam von geſtern vor Schlafengehen hergerichtet hat und ich brauch' ſie heute nur anzurauchen. Iſt das nicht prächtig? So lang mir die Pfeife ſchmeckt, können mich meinetwegen die Kaffern hier für einen Spion halten."

Eugen hatte nicht recht gewußt, wie er Bartelmä das umlaufende Gerücht mittheilen ſolle, jetzt ſuchte er ihn zu tröſten und ihm eine Erhebung darin zu geben, daß er zeigte, wie er gleich ihm jedes Märtyrerthum über ſich nehmen müſſe, er ſuchte eine Begeiſterung in ihm zu erwecken, da doch dieſe allein uns das Leben leicht macht.

Bartelmä ſchüttelte den Kopf.

„In meinen Adern fließt kein Märtyrerblut, da müßt' mein Herz ein Aff ſein. Ich geb' mein Antheil menſchheitlicher Bedeutung für ein klein Vermögele in der Schweiz, wo ich zwei Kühe darauf halten kann." Gleichgültig zog er dann ein Terzerol aus der Taſche und fuhr fort: „Jedes Thierle ſchreit, wenn man's ſchlachtet, nur der Deutſche und das Schaf iſt demüthig und giebt keinen Laut von ſich, wenn man ihm das Meſſer in den Hals ſteckt. Ein Schaf bin ich nicht und ein Deutſcher wahrſcheinlich auch nicht. Wer mich hier anrührt, dem pflanze ich mit dem Sackpufferle da eine Bleibohne in's Hirn; dann werde ich todtgeſchlagen und das iſt mir auch recht. Du biſt zu beneiden. Du haſt's gut."

„Ich?"

„Ja du, du bist ein guter Narr und läßt Holz auf dir spalten. Die achte Bitt' im Vaterunser sollte täglich sein: Herr Gott schenk mir eine gutmüthige Narrheit. Plagst dich mit den jungen Bauerntölpeln herum und könntest vierspännig heidi Galopp fahren. Bet' nur jedesmal, wenn du schlafen gehst: Lieber Gott, laß mir meine Narrheit gesund."

Bartelmä lachte so anhaltend, daß ihm seine Baronenpfeife ausging und er sich von Neuem Feuer schlug. Eugen erwiederte nichts, er stand auf, da es eben zum erstenmale zur Kirche läutete. Er wollte jetzt Bartelmä bewegen, auch mit zur Kirche zu gehen, aber dieser schlug die Beine über einander und sagte: „Ich wart' schon lang auf das Bimbam, das Glockengeläute klingt gar schön, wenn man dabei in der Ferne sitzt und seine Pfeife raucht."

Die Worte, in denen dann Bartelmä seinen Spott über die Friedensstiftung Eugen's bei des Rainbauern Karle ausließ, und die Art wie er die Feindseligkeit Vigil's schilderte, der ein wohlbeschlagener Spitzbub sei, machten, daß Eugen den Bartelmä ohne Abschiedswort verließ.

Mit tiefem Mißbehagen ging er von dem Menschen, der ihm so morsch erschien, daß ihm

alle Spannkraft fehlte, um sich etwas anderes als träges Behagen zu erobern.

In der Kirche war eine seltsame Rührung, es wurde ein Kind des Schlossers Vinzenz getauft und Alles weinte, als der Pfarrer mit stockender Stimme sagte, daß der Vater seinen Sprößling noch nicht gesehen, da er gefangen sitze; er forderte daher die Gemeinde auf, Vaterstelle an dem Neugebornen zu vertreten. Dann predigte der Pfarrer die gleichen Gedanken und fast mit denselben Worten, die die Pfarrerin bei ihrem Zusammentreffen mit Eugen in den zerrütteten Familien ausgesprochen hatte, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß er die regelrechten drei Betrachtungen daraus machte. Bestätigte sich die Sage, daß die Pfarrerin soufflire und wurde sie nicht mit Unrecht Frau geistlicher Herr genannt? Der Prediger konnte keine rechte Ausgleichung finden zwischen der sittlichen Nothwendigkeit einer loyalen Angeberei und den bestehenden Zuständen. Noch seltsamer aber nahm sich aus, daß die in sich erwachsenen Gedanken von der traurigen Verderbniß der Angeberei einem Bibelterte angequält wurden, wozu die Geschichte der Kundschafter im Lande Kanaan ausgewählt war. Eugen mußte viel darüber

nachdenken, wie es einſt werden ſolle, wenn man die Wahrheit rein auf ihre eigene Begründung geſtellt, verkünden werde; und doch, eine Anknüpfung an Anerkanntes, an Autoritäten, ſtellt die Seele gleich auf das Erbe fremder Errungenſchaften und nöthigt nicht immer zum Urbeginn zurückzukehren; will das kommende Geſchlecht nicht dem vergangenen glauben, ſo giebt es keine Wirkung über das unmittelbare Daſein hinaus und zuſammenhanglos zerfällt die Welt — Nein, die Blätter fallen ab, ſie haben für ihre Zeit gelebt, der Stamm bleibt und treibt den neuen Frühling aus ſich.

„Herr Lehrer das Nachſpiel," rief des Schloſſers Dagobert, Eugen hatte nicht gehört, daß die Predigt zu Ende war und rauſchend ertönten nun die Orgelklänge, ſie rauſchen dahin und verhallen, aber immer werden friſche Hände das tonreiche Werk erklingen und neue Weiſen aus ihm erſchallen laſſen . . . .

Im Pfarrhauſe — wo Eugen heute zu Gaſt war — herrſchte eine eigenthümlich feierliche Stimmung, es war, als ſäße man in der Kirche zu Tiſche. Das ſonſt ſchlaffe Antlitz des Pfarrers hatte etwas glänzend Geſpanntes, die Pfarrerin und Adelheid kamen mit glühenden

Wangen aus der Küche und als das Madlenle die Suppe brachte, trat es so leise auf, daß man es kaum hörte und selbst der Hector schien festlich gestimmt, er schnupperte an dem weißen Linnen, das auf dem Tische ausgebreitet lag, das war wol sein Geruchskalender; seine zufriedene Miene schien zu sagen: jetzt weiß ich, daß heut Sonn- und Kalbsbratentag ist.

Man sprach von dem Schlosser Vinzenz, dem man heute getauft hatte und wie schön es sei, daß der Bachmüller sich freiwillig erboten habe Pathe zu sein. Der Vikar bemerkte, wie begriffsverwirrend es in anderen Beziehungen wirke, daß die Zuchthausstrafe in der Meinung der Menschen ihren entehrenden Charakter verliere, und darum eine Amnestie schon eine sittliche Nothwendigkeit sei. Eugen stimmte bei, während sonst Alles schwieg.

Als man auf die Predigt überging sagte Eugen, daß ihm bei den Kundschaftern auch die Reichscommissäre in den Sinn gekommen seien, die eben so grauenvolle Berichte erstatteten. Der Pfarrer schüttelte den Kopf und Niemand sprach ein Wort, man hörte den Pendelschlag der Wanduhr auf dem Corridor. Eugen bereute schnell, die gehobene Stimmung des Hauses vielleicht

verletzt zu haben und ging dann beſcheidentlich auf den feierlichen Scherz ein, den jetzt die Pfarrerin anzuregen wußte; plötzlich aber wurde er erſchüttert als ſie ſagte: es wäre doch ſchade, wenn die Vittore mit dem Bernhard aus dem Dorfe wegzöge, es könne dann leicht ſein, daß auch die Eltern das Dorf verließen und nach Trenzlingen überſiedelten. Adelheid ſetzte zum Troſte Eugens hinzu, daß ſie nicht glaube, daß Vittore den Bernhard heirathe.

Was ſollte ihm aber dieſe Hinneigung? durfte er nur einen Gedanken daran in ſich aufkommen laſſen?

Viertes Kapitel.

„Der Herr Hauptmann ſind dageweſen und laſſen Sie ſchön grüßen," berichtete Lipp dem heimkehrenden Eugen.

„Wer denn?"

„Der Herr Hauptmann von Kronauer."

„Der hieſige?"

„Nein, der Herr Hauptmann."

„Der Bruder alſo?"

„Sehr wohl," ſchloß Lipp zitternd. Eugen ſah ihn betroffen an, es lag etwas räthſelhaft Scheues in dem Gehaben Lipp's. Sollte er von dem Streite mit Leo wiſſen? Lipp hatte in ſeinen Darlegungen etwas Ungelenkes, er ließ ſich faſt nie aus der Haltung eines Ordonnanz-Rapportes bringen und war dieſer verkehrt begonnen, ſo ließ er ſich nur ſchwer wenden. Eugen mußte ihn daher gewähren laſſen, daß er in gerader Linie fortberichtete:

„Der Herr von Kronauer ſind mein Hauptmann geweſen und ich war ein Jahr lang Burſche bei ihnen und ſie haben mich immer gern ge-

habt. Wie ich Unteroffizier geworden bin und wenn wir vom Exerzirplatz heimgeritten sind, haben der Herr Hauptmann oft mit mir gesprochen und haben mich immer bei meinem Taufnamen genannt, und mich nach Allem befragt und sind gegen mich gar nicht stolz gewesen, und wie sie in Frankreich drüben den König fortgejagt und Republik gemacht haben und auch bei uns Alles Freiheit gerufen und wer da gewollt hat, mit Säbel und Gewehr herumgelaufen ist, da haben der Hauptmann alle Unteroffiziere von der Schwadron zu sich auf die Stube genommen und haben gesagt, daß sie sich fest darauf verlassen, daß wir ehrliche Soldaten seien und auf unsere Ehre halten und uns mit den Civilisten in nichts einlassen, und da haben sie mir noch besonders auf die Schulter geklopft und haben gesagt: Lipp, jetzt kannst du Offizier werden. Wie wir nach der Grenze sind, wo man gesagt hat, daß die Franzosen eindringen wollen, die Algierer, die die kleinen Kinder braten, da waren wir Alle lustig und der Hauptmann haben mich gelobt, weil ich so gut vorsinge. Und wie nun die Freischärler uns anrufen, wir sollen zu ihnen übergehen, da sind wir still gestanden wie die Schilderhäuser und wie sie uns angreifen, da sind

wir auf sie los und sie sind davon wie die Spatzen. Wie der Herr Hauptmann die Wunde im Gesicht von einer gestreckten Sense bekommen haben, da bin ich zu Hülfe gesprengt und habe sie herausgehauen und bin zum Feldwebel avancirt und habe das Ehrenzeichen bekommen. Das Jahr darauf, als ich selber Hauptmann war, hat mir ein Freischärler das Ehrenzeichen von der Brust gerissen; hätte ihn nicht gleich darauf eine Spitzkugel niedergeworfen, ich hätte ihn selber zusammengehauen. Wie wir uns also für die Freiheit und Reichsverfassung erklären, bin ich mit allen Unteroffizieren zum Herr Hauptmann und habe es ihnen im Namen Aller offen gesagt und habe sie gebeten bei uns zu bleiben, wir wollen keinen andern Hauptmann; der Herr Hauptmann waren streng und scharf, aber doch immer ein Vater an seinen Soldaten und der beste Reiter im ganzen Regiment; da haben uns der Herr Hauptmann anders überreden wollen, wir haben aber nicht nachgegeben und mir ist das Weinen in den Augen gestanden, wie der Herr Hauptmann Abschied genommen haben. Seitdem habe ich den Herrn Hauptmann gar nicht mehr gesehen als heut und — Herr Lehrer, ich weiß gar nicht mehr, wer ich bin. Der Herr Hauptmann haben

gethan als ob ſie mich nicht kennen, ſie haben mich aber wohl gekannt. Herr Lehrer, ſagen Sie dem Herr Hauptmann, ja — ich weiß nicht was Sie ihm ſagen ſollen."

Lipp athmete tief und Eugen ſchaute nachdenklich in ein Herz, worin eine ſo ſeltſame Confuſion von Soldatenehre und Freiheitsliebe, und auf dem Grunde dieſer Seele ruhte die Subordination wie ein verſchütteter Felſen, der von den Wellen des Freiheitsſtromes nicht weggeſchwemmt, ſondern nur grollend übertost wurde.

Eugen ſelber war mitten in dem tiefen Rapport, der ſich zwiſchen ihm und ſeiner Umgebung zu bilden begann, durch die Ankunft Leo's ergriffen worden, faſt wie ein Magnetiſirter durch Zwiſchentreten eines Unerwarteten plötzlich nach anderer Seite geriſſen wird. Jetzt war er durch die Erzählungen Lipps wieder in ruhiges Geleiſe gekommen. Um ferner keine Minute in Grübeleien über Abgethanes zu verlieren, machte er ſich raſch auf um Leo aufzuſuchen.

Auf der Straße war Niemand zu ſehen, kaum die Fußtapfen eines Menſchen, die ſchnell von dem in ſchweren Flocken fallenden Schnee wieder zugedeckt wurden; ſo ſachte und geruhig

fielen die Flocken, daß sich auf den kahlen Aesten der Bäume stehende Schneewellen bildeten. Aus den verschlossenen Fenstern schauten Manche Eugen nach und nickten mit zuvorkommendem Gruße; von des Kirchbauern Haus hörte man den dreistimmigen Gesang der Orgelpfeifen und als Eugen am Hause vorüber war, vernahm man Lachen und Scherzen, denn der Huschel hatte drinnen gerufen: „Bernhard, du solltest der Dittore eine Altweibermühle schnitzeln, in der man Alte wieder jung macht. Schau, da geht der Lehrer, der guckt auf den Boden, der findet den Weg wo ein Vogel gangen ist. Weißt was für ein Vogel? Eine Schneegans, sie ist vorhin auf's Schloß getrabt."

Am Schloßberge abseits des Weges führen die Schulknaben und Mädchen in Bergschlitten, sie hielten inne und steckten wie die Hühner vor dem Habicht die Köpfe zusammen als Eugen nahte, der schon von weitem rufen hörte: „der Lehrer kommt!" Er trat zu den Kindern und sagte ihnen, sie möchten nur ungestört in ihrer Lustbarkeit fortfahren, er sah ihnen eine Weile zu und der Sanscülotte, der sich ein Schellenhalfter umgehängt hatte und hier zu regieren schien, fuhr stehend in seinem Schlitten und sogar

ſich eine geraume Zeit auf Einem Fuße haltend, den abſchüſſigen Berg hinab. Die Kinder jubelten laut als Eugen wegging; ihre Luſtbarkeit war nun eine unverbotene.

Bei den zwei Pappeln traf Eugen die vom Schloß kommende Bittore, die ein weißes Tuch über den Kopf gebreitet hatte und gar betrübt ausſah.

„Warum ſo traurig?“ fragte er.

„Ach, ich komm auch aus einem Trauerhaus.“

„Iſt die Frau Kronauer todt?“

„Noch nicht, aber ſie iſt ſchon ganz verändert, ſie war die Gutheit ſelber und jetzt iſt ſie immer ärgerlich, und ſie hat ſo grauſam viel Langeweil und man macht ſie jähzornig, wenn man ihr von Büchern redet oder ihr was vorleſen will, die Bücher ſind ja an ihrem Unglück ſchuld; und denket nur was ſie für ein Gelüſte hat: ſie möcht' gerne gebratene Aepfel haben, aber nicht ſo vom Ofen, ſie will hinaus, an einer Berghalde ſich Feuer anmachen und ſie da darin braten und da iſt ſie ganz glückſelig, wie ſie ſagt, wie das Feuer ſo gut riecht, wenn man grüne Brombeerſtauden hineinwirft. Heut hat ſie ein Wort geſagt und dabei hab ich zum erſtenmal in meinem Leben den Kronauer weinen geſehen; er

fragt, ob ſie Heimweh habe, da ſagt ſie: nein, bei dir iſt meine Heimath und mein Vater ja auch, ich hab kein Heimweh aber Waldweh, da möcht' ich darfuß ſpringen und ſingen, daß es widerhallt. Und iſt's nicht wunderlich, daß ſie jetzt im Winter ſich ſo ganz in's Frühjahr hineindenkt? Sie ſagt gerade zu ihrem Mann: Weißt den Waldweg im Thal am Bach, da iſt der Thau ſo kühl und die Luft ſo harzfriſch und die Vögel ſingen; dahin lockt's mich, wenn ich dahin könnt', wär' ich geſund. Wie ſie das ſagt, hat der Kronauer ſo laut ſchluchzen müſſen, daß er ohne ein Wort aus dem Zimmer gangen iſt. Die Anni hat Alles was ſie begehren kann und iſt doch ſo arm daran."

„Ihr vergangenes Leben erwacht wieder," entgegnete Eugen, um doch etwas zu ſagen „mir iſt es ganz eigen, mein innigſtes Mitgefühl einem Menſchen zugekehrt zu ſehen, der mir ſo nahe iſt und den ich doch nie ſehen werde."

„Sie will Niemand ſehen, der Leo hat gar nicht zu ihr hineingedurft. Warum der jetzt auch gerade hierher kommen muß? Sie hat ihn nie leiden können."

Ein Rollengeklingel weckte plötzlich die beiden, im pelzbedeckten Schlitten kam Leo daher gefahren.

Vittore ging ſchnell davon, indem ſie ſagte, ſie müſſe noch zur Vinzenzin. Leo hielt die beiden raſchen Pferde an, als er bei Eugen war.

„Ihr Bedienter wird Ihnen gemeldet haben," ſagte er, „daß ich bei Ihnen war; vergeſſen wir unſer rencontre. Ich geſtehe meine Ueberreilung ein. Das wird Ihnen genügen. Wollen Sie mit nach Röthhauſen fahren? hier iſt noch Platz."

Eugen dankte und Leo fuhr fort: „Seltſam ſchließt ſich unſer Geſpräch jetzt ab. Es iſt doch gut, daß wir den Luxus der Glashäuſer haben; mein Bruder hat keinen Wintergarten und ich fahre deswegen nach Röthhauſen. Meine Schwägerin wünſcht Blumen zu haben, die ich jetzt holen will: Alpenroſen, und à propos, wiſſen Sie vielleicht, welch' eine Blume das Volk Waldvögelein nennt? Wir können das nicht herausbringen."

„Das iſt die weiße Orchidea."

„Gut, gut, danke. Sie wiſſen vielleicht auch was meine Schwägerin mit ihren Ewigkeitsblümli meint?"

„Das ſind Immortellen. Da Sie an unſern Disput erinnern, ſo hab' ich nun auch mein Theil Sieg. Die Dinge um uns her haben für uns andere Namen als für das Volk. Das iſt

ein Splitter aus jener großen Trennungsmauer."

„Sie haben geſiegt. Auf Wiederſehen," ſchloß Ivo, ſchnalzte mit der Zunge und raſch flogen die Pferde dahin.

Eugen war es erwünſcht, daß das erſte Zuſammentreffen mit Ivo eine freie Unbefangenheit feſtgeſetzt hatte; er verzichtete darauf, daß irgend Jemand erkennen möge, welch ein Martyrerthum er ſich auferlegt, ja dies innere Bewußtſein verbreitete eine ſolche Heiterkeit über ſeine Seele, daß er vom Wege umkehrte, um in der Einſamkeit ſeiner ſtillen Behauſung, ohne Anſprache eines fremden Menſchen, das innere Frohgefühl auszukoſten.

Es giebt Stimmungen, in denen unſichtbare Mächte uns kryſtallne Becher voll thaufriſchen Lebenstrankes an die Lippen reichen, es läßt ſich nicht ſagen von wannen es kommt und was wir einſchlürfen; das ganze Daſein ſchwimmt wohlig dahin und Alles ſtrahlt ſich in Frohmuth. So ging Eugen auf ſeiner Stube hin und her und eine Lebenskraft durchſtrömte ihn, die es nimmer glauben und ergeben wird, daß ſie im Sterben vergehen könne.

Eugen wollte im Zergliedern erkennen, wo-

her dieſes Hochgefühl mitten in ſo viel Pein und Jammer, und als er in Gedanken vor Bittore ſtand und die verborgenſte Empfindung vor Gericht ſtellte, mußte er ſich bekennen, daß er von dem Frevel ferne ſei, ein anderes Leben an ſein wirbelndes anſchließen zu wollen. Das Ruſele kam dort die Straße herauf: Gewiß hat ſie deine Mutter gefunden und das iſt die Ahnung, die dich ſo mit Freude erfüllt — aber das Ruſele ging vorüber.

Eugen griff nach einem Buche, aber es giebt keine gedruckte Poeſie für ſolche Gemüthsverfaſſung und ein Werk der ernſten Wiſſenſchaft bot gar keinen individuellen Anhalt.

Endlich raffte er ſich auf, indem er ſich ſagte: es iſt eitel Egoismus, uns ſtill und allein mit Geiſtesfreuden zu erfüllen; die Menſchen da draußen haben ein Recht auf mich. Er ging hinaus, aber wohin nun? zu der Vinzenzin. Aber vielleicht iſt Bittore noch dort. Sie iſt gewiß ſchon nach Hauſe. Eugen geſtand ſich nicht, wie leid es ihm that, daß er das Richtige vermuthet hatte.

Fünftes Kapitel.

Zwei Erfahrungen drängten ſich Eugen auf, die die verſchiedenartigſten Empfindungen in ſich ſchloſſen. Er hatte es nicht anerkennen wollen und noch viel weniger darnach geſtrebt, daß nicht durch gleichvertheilte Mitwirkung und unterſchiedsloſe Geltung Aller, ſondern durch natürliches Herrſchen einer hervorragenden Kraft die echte Thätigkeit erzeugt werde; jetzt mußte er an ſich gewahr werden, daß er ohne ſein Zuthun zu einem dominirenden Anſehen, zu einer ariſtokratiſchen Bedeutung gelangt war, von der die Anderen willfährig ihre Beſtimmung erwarteten. Die Menſchen ſind doch immer bereit, um der Bequemlichkeit willen ihre geprieſene Souveränetät preiszugeben. Es ward Eugen leichter, den innern Widerſpruch mit dieſer Erkenntniß zu überwinden als einen andern, der ihm eine Nachtſeite des menſchlichen Gemüthes aufdeckte. Er gewahrte, daß er ſein ſtets gefährdetes traumwandleriſches Leben weit leichter ertrug, ſeitdem das ganze Dorf faſt in die gleiche Stimmung

mit ihm verſetzt war. Iſt es eine Erhöhung der Luſt, die innere Freude, den perſönlichen Sonntag von der Welt ringsum gefeiert zu ſehen, ſo iſt es ja ein alter Troſt Leidgenoſſen zu haben. Woher dieſe dunkle Wurzel im Menſchengeiſte, deren Krone die Schadenfreude? Ein Grundſatz, den Eugen für ewige Zeiten feſtſtehend geglaubt, wurde ſchwankend: jeden Menſchen auf ſich allein ſtellen, ihn immer individueller machen, nein, wir haben bereits zu viel privatiſirende einſiedleriſche Gefühle, wir müſſen in und aus der Geſammtheit denken und empfinden lernen. . . .

Zu jeder andern Zeit hätten ſolche Grübeleien tagelang den freien Ausblick des Geiſtes umfloren können, jetzt war es eine Segnung der unwandelbaren äußern Pflicht, daß ſie Eugen auf den Poſten rief.

In der Schule da warteten Kinderherzen, die nichts wollten von all den Splitterungen eines zwieſpältigen Menſchengeiſtes; hier mußte ſich ein geſchloſſenes Wiſſen und Denken kundgeben. Und doch war auch hier ein tödtlicher Mehlthau auf die kaum ſich öffnenden Seelenknospen gefallen. Es gab viel Streit zu ſchlichten, da die Kinder der Eingekerkerten klagten,

daß ſie von anderen darob beſchimpft worden ſeien, und dann ward es Eugen ſchwer, den innern Widerſpruch zu ſchlichten, der zwiſchen der nothwendigen Achtung vor den Eltern und der vor der Obrigkeit ſich theilweiſe kundgab, ohne zur völligen Klarheit geworden zu ſein. Er war jetzt froh, was ſonſt pädagogiſch zu verwerfen war, daß die Kinder das Räthſelhafte nicht bis in ſeine äußerſten Conſequenzen verfolgen, ſondern an einem beliebigen Punkte Halt machen; behutſam achtete er darauf, dieſen Widerſpruch nicht ganz zu wecken. Jetzt mußte Eugen jenes erſten lärmenden Abends in der Sonne gedenken; das Schickſal hatte ihm eine harte Probe geſtellt, die Vermittlung zwiſchen Gehorſam und Freiheit zu bewerkſtelligen. Zu ſeiner Ueberraſchung hörte er aber, daß der Sanscülotte den Hafenſchartigen und des Schmieds Chriſtian dazu angeſpornt habe: ſie wollten ſich Meſſer anſchaffen und wenn ſie groß ſeien, alle Ariſtokraten niederſtechen. Da war die Schlange in dem jungen Paradieſe. Eugen ſuchte ſie mit aller Kraft zu bemeiſtern und jetzt ſah er ein trauriges Ergebniß davon, daß er im Beginne ſeiner Schulwirkſamkeit auf unbedingte Offenherzigkeit gedrungen hatte; eine graſſirende Angeberei

war daraus entſprungen. Alles dieß zuſammengenommen machte Eugen unter der Laſt ſeines Berufes erſeufzen, und mit dem Aufgebot aller ſeiner Kraft bewährte er das Verfahren Deegers und es gelang ihm, mitten in der allgemeinen Unruhe die Kinder in lebhafte Thätigkeit und Pflichterfüllung zu verſetzen. Dennoch konnte er tagelang den Kummer nicht überwinden, der darin liegt, in der Auflöſung aller Rechts- und Sittlichkeitsbegriffe feſte, ganze Menſchen zu bilden, den natürlichen Widerſtand gegen das Verkehrte zu befeſtigen, ohne ihn ausarten zu laſſen.

Sie haben recht, die Leo's und Alle, die die Volksbildung verhöhnen; geſunde, vollkräftige Naturen ſchaffen, richtig denkende Geiſter wecken, daß ſie zum Verkommen oder zur Empörung verdammt ſeien .... die ſittliche Erziehung iſt nur möglich in einem ſittlichen Staate, und doch kann dieſer nur werden, wenn jene ihn gründet; wer hilft da heraus? ....

„Willkommen lieber Deeger," rief Eugen eines Morgens und umarmte den eintretenden Freund wie einen Retter.

„Geht dir's auch wie mir?" ſagte Deeger alsbald, „wenn ein Freund zu mir kommt, iſt meine erſte Frage: wie lange hab ich dich? Da

richtet man ſich darnach ein. Alſo ich bleibe zwei volle Tage bei dir, ich hab mir dieſe zwei Tage von der Conferenz Urlaub genommen, vielleicht kann ich dir was helfen; du wirſt deine Noth haben bei den politiſchen Brandlegungen, die jetzt hier Mode ſind."

Wie glücklich war Eugen, daß der Freund ſo getreulich ſeiner gedacht hatte. Als Deeger jetzt erzählte, daß ſeine Mutter wohlauf ſei und daß er dieß zum Theil einer beſſern Pflege verdanke, die er ihr durch ein anonymes Geſchenk habe bereiten können, da jubelte Eugen innerlich; aus jener häßlichen Nacht in Röthhauſen war doch eine gute Frucht entſprungen.

Eugen wurde erſt jetzt daran erinnert, daß in dieſer Woche die Schulconferenz ſtattfinde. Als er nun ſeine Klage über die geheimen Mißſtände der Schule mit den Worten ſchloß:

„Die Antwort auf die Frage nach Beſeitigung der abſtracten Methode liegt einfach darin: verſittlicht und vernünftigt unſer Leben und die Schule wird nicht mehr abſtract ſein können oder beſſer, ſein müſſen," da erwiederte Deeger:

„Wärſt du gläubig, würde ich dich an den Troſt in der Religion, an die höhere Führung des Menſchengeſchlechts verweiſen. Ihr Ungläu-

bigen, ich weiß nicht, wie ihr das macht, ihr müßt es aber zu gleicher Erhebung zu bringen ſuchen, indem ihr vom Einzelnen ab auf die große ganze Geſchichte ſeht."

„Die Unterbringung des Einzelnen in der Geſchichte iſt ſchwerer als gegenüber der Idee Gottes," erklärte Eugen und hatte dabei einen ſchweren Stand, weil derjenige, der das Maaß der Dinge aus ihnen ſelbſt nimmt, im Einzelnen immer dem nachſteht, der ein abgekerbtes äußeres Maaß mitbringt. Die Freunde brachen indeß bald ab. Es galt jetzt auch nicht allgemeine Erörterungen anzuſtellen. Es giebt Trübſinnigkeiten, die kein innerer Gedanke und keine Hülfereichung von außen beſiegen kann; der Freund aber erfriſchte Eugen ſchon durch ſeine Anweſenheit, durch den friſchen Athem ſeines Geiſtes wie uns die Natur draußen erquickt, die in ſich gefeſtet, den Kreislauf ihres Lebens vollendet.

Das waren nun zwei ſonnige frühlingsfriſche Tage mitten im Winter, die Eugen mit Deeger verlebte. Dieſer half ihm in der Schule, wo trotz des ſtreng eingehaltenen Schulplanes manche Verwahrloſung eingeriſſen war; beſonders bemerkte jetzt Eugen, daß er das gleichzeitige Beſchäftigen der verſchiedenen Schulklaſſen zu

wenig verſtanden hatte, und am Abend ſaßen die Freunde mit Bernhard, der ſich zu ihnen hielt, in traulichen Geſprächen in der Bachmühle.

Eugen war ganz glücklich, den Freund hier als Ehrengaſt bewirthet und werthgeſchätzt zu ſehen. Er geſellte ſich am erſten Abend zu Vittore, die in der Küche das Eſſen herrichtete und hier verkündete er ſeine Freude, ein Haus zu haben, in dem er ſo daheim ſei, daß er ſeinen Freund dorthin zur Bewirthung bringe.

„Der Prügele iſt bei uns wohl bekannt," entgegnete Vittore und Eugen erfuhr jetzt, daß Deeger dieſen Spottnamen hatte; als er ſeine Verwunderung darüber ausdrückte, erklärte Vittore:

„Das iſt nicht ſo bös gemeint, gerad im Gegentheil, ſo glaub Ich wenigſtens; man ſagt zu einem Kind, das man gern freſſen möcht': o du wüſter Teufel und man will doch ſagen: o du herziger Engel! Der Prügele iſt aber juſt keiner, wenn er auch die Engel aus der Holzecke nicht mag."

„Deeger und der hieſige Kronauer haben viel Aehnlichkeit," fuhr Eugen fort.

„Wie meinet ihr das?" fragte Vittore, indem ſie einen Tannenaſt zweimal zerbrach und ihn ins Feuer legte.

„Deeger würde ſich vortrefflich als Gutsbeſitzer und Kronauer eben ſo als Lehrer ausnehmen; es iſt nur Zufall des Schickſals, daß der eine da, der andere dort ſteht.“

„Ich hab' ſchon gemerkt, es iſt eure Liebhaberei, die Menſchen 'rauf und 'runter und in anderes 'neinzuſtellen. Wozu iſt das gut, wenn man fragen darf?“

„Das giebt ein freies Urtheil über die Menſchen an ſich, unabhängig von ihren Verhältniſſen; ich denke mir manchmal die Welt anders als ſie iſt. Verſteht ihr mich?“

„Freilich, aber die Welt wird dadurch doch nicht anders. Ich kenne den Kronauer als Baron und den Prügele als Lehrer und mach' nichts anderes aus ihnen. Da hätt' man viel zu thun, wenn man ausrechnen wollt': was wäre der Kloſemichel, wenn er Kaiſer wär und was wär der Sonnenwirth als General. Wenn ein Jedes nur auf ſeinem Platz rechtſchaffen iſt.“

Wie ſehr erfreute ſich Eugen doch wiederum an dieſer wurzelfeſten Standhaftigkeit, die alles Grübleriſche naturgemäß von ſich abſtieß, wenn er auch nicht verkannte, daß hier jener Hochmuth des Volkes ſich offenbarte, der alle

Gebildeten für dumm hält, weil sie in den Dingen noch etwas anderes sehen, als sich dem gewöhnlichen Auge darbietet.

In der Stube sagte der Bachmüller: „Wir hätten den Herrn Deeger gern auf eurem Platz gehabt, Herr Lehrer, und ihr, die Kirchbäuerin hat doch recht, wäret ein wackerer Schultheiß, glaub' ich, heißt das, ihr seid gewiß auch ein guter Lehrer, gewiß, gewiß," seine schwere Rede ging stets in unartikulirtes Brummen aus.

Als man dann über die Nichtanwendung der Körperstrafen sprach, behauptete der Bachmüller: ganz kleine Kinder seien noch wie die Thiere, die müßten Schläge haben um gehorchen zu lernen, die Vittore habe von ihrem vierten Jahre an keine „Schläpple" mehr bekommen.

Bernhard erzählte von Beobachtungen, die er an Thieren, besonders an Vögeln gemacht, die ihre Jungen nie züchtigten.

Es war ein traulicher wohlangeregter Abend und bis tief in die Nacht hinein spann sich noch das Zwiegespräch der beiden Lehrer im Schulhause. Eugen lachte einmal laut, als er vernahm, daß das Gerücht ihn mit des Kirchbauern Sabine, mit des Schäufler-Davids Marie, mit der Vittore aus der Bachmühle, mit der Baronin

Hunold und mit der Stiftsdame Theorosa von Schüttenhelm verlobte.

„Frisch auf Kameraden auf's Schusters Rapp. Wer zu spät kommt, legt das Ei neben das Nest," so sang eine mächtige Stimme am frühen Morgen, es war die Schnörkels.

Es war gut, daß Deeger da war, denn Eugen hätte es nicht verstanden, bei dem knickerischen Feilschen Schnörkels die entsprechende Summe für das überzählige Klavier zu erhalten. Als Schnörkel endlich den Beutel herauszog, zeigte sich, daß er sich noch auf eine höhere Summe gefaßt gemacht hatte.

Sechstes Kapitel.

In jeder Gesellschaftszene wächst ihr eigener Lorbeer. Diese Wahrnehmung machte Eugen schon am frühen Morgen, und der ganze Tag schien sie bestätigen zu wollen.

Schnörkel war heute besonders aufgeräumt und doch lag wieder in seiner Heiterkeit etwas Erzwungenes, es war nicht recht ersichtlich warum. Der Weg ging über Alofeld und man rief dort den Lehrer an, aber seine Frau berichtete, er sei schon voraus gegangen, er habe Geschäfte in der Stadt.

„Weißt du was Geschäfte haben bei einem Dorfschullehrer bedeutet?" fragte Deeger und als Eugen verneinte, fuhr er fort: „Für zwei Kreuzer Federn und ein Buch Papier oder bei einem Marktschuhmacher ein paar Stiefelchen für den Knaben kaufen, das heißt in unsrer Sprache Geschäfte haben."

Schnörkel war still geworden, nur Einmal sagte er in die Hände pustend: „Es ist so kalt,

daß die Elſter auf dem Zaune bei Zeiten die Windeln trocknet."

Man wußte nicht, war es Scherz oder Ernſt als er noch hinzufügte, wenn die Revolution geſiegt hätte, wären die Lehrer mit Extrapoſt zur Conferenz gefahren und brauchten nicht mit aufgeſtreiften Beinkleidern in grimmer Kälte unwegſame Pfade ſtampfen.

Deeger fand es gerade erſprießlich, daß man einmal in Wind und Wetter hinausgeſchickt ſei, und Eugen legte unwillkürlich die Hand auf die Schulter des Freundes als dieſer hinzuſetzte: „Wir ſollten uns öfter rauhen Beſchwerlichkeiten ausſetzen, dann würde auch die Verweichlichung aufhören, die zuletzt ein ſtubenhockeriſches Volk macht, das keinen Puff mehr aushalten kann."

Deeger war gegen ſeine Gewohnheit heiter geſprächſam.

Im Alsfelder Walde, durch den ſich jetzt der Weg hinzog, trafen ſie unverſehens auf Bartelmä, der mit zwei Pferden die gefällten Baumſtämme zu Thal ſchleifte. Eugen gab ihm auf ſeine Bitte einige Cigarren und mußte lächeln, als Schnörkel beim Weggehen bemerkte, der Holzknecht habe ein „mediatiſirtes Geſicht, das wol beſſere Tage geſehen habe."

Als ſie im nächſten Dorfe, wo Bruder Weiland wohnte, den Kopfrechner bei dieſem trafen, ward Eugen tief erſchüttert, da ihm der Alte entgegen rief:

„Schade, daß Sie nicht der Graf Falkenberg ſind; ich könnte ihm jetzt das ſagen, wofür er mir fünfhundert Gulden verſprochen hat.“

Eugen mußte eine gleichgültige Miene annehmen und doch zitterten alle Pulſe in ihm, denn er ſtand vor der verſchloſſenen Thür ſeines Lebensgeheimniſſes. Er ließ die Kameraden vorausgehen und hielt ſich an den Alten; aber trotz aller Liſten und wiederholten Verſuche blieb der Alte bei ſeinem Spruche: er thue kein „Schnauferle,“ gegen Niemanden den Mund auf, bevor er nicht das Geld in Händen habe und der Graf vor ihm ſtünde.

Es war unverzeihlich von Deeger, daß er dem Freunde nicht kundgegeben hatte, wie der Kopfrechner erſt vor wenigen Wochen das nachgeſuchte Dienſtehrenzeugniß erhalten hatte. Ein Herz auf dem ein Orden ruht, ſoll das nicht anders ſchlagen als zuvor?

Der Kopfrechner war heute ganz verändert, der ganze Stolz ſeiner zwei und vierzig Dienſtjahre ſprach aus ihm und mit großem Behagen

ſah er auf das fürſtliche Ehrenzeichen, das wie ein großer Thaler an dem bunten Ordensbande auf ſeiner linken Bruſt glänzte.

Durch die Andeutung des Kopfrechners ſah ſich nun Eugen dem ganzen Verlauf der Conferenz gegenüber mit einer verborgenen innerſten Unruhe erfüllt, die ihn alle Vorkommniſſe nur mit halbem Sinne aufnehmen ließ; er hätte manchen groben Verſtoß gemacht, wenn ihm nicht Deeger getreulich zur Seite geſtanden hätte. So oft er aber wieder ſich ſelbſt überlaſſen war, haftete ſein Auge unwillkürlich an dem Kopfrechner, als könnte er mit Blicken das Geheimniß aus ihm herauslocken. Deeger, der etwas hiervon bemerkte, brachte erſt dadurch einige Ruhe über Eugen, daß er ihm mittheilte, der Kopfrechner ſei ein ſchlauer Spötter, deſſen größte Freude darin beſtehe, Jemanden zum Beſten zu haben, da lache er ſich noch acht Tage ſeinen Buckel voll.

Man war bei der Amtsſtadt angelangt, Deeger ermahnte den Freund, noch vor der Verſammlung den Schulinſpector zu beſuchen.

„Du mußt nicht vergeſſen," ſagte er, „daß du wegen deines Schwagers politiſch anrüchig biſt, laß dich alſo von dem Chef etwas abkanzeln

und höre ruhig zu. Er gehört zu den angriffsluſtigen Pietiſten und vergißt es uns nie, daß wir uns im Jahre 48 ſelbſtändig gegenüber der Kirche machen wollten; er iſt in beſtändiger aufſäßiger Stimmung, als ob er bei der gewöhnlichſten Rede einem Widerſpruche zu antworten habe, ſtets mit fiebernden Pulſen als käme er aus einem Zanke, er kommt aus dem Zanke mit dem Jahr 48, ſchimpft ſtets auf den Egoismus der Menſchen überhaupt und den der Lehrer insbeſondere, verlangt Buße. Auf ſein kirchliches Anſehen iſt er beſonders eiferſüchtig, er heiſcht die Ehre nicht für ſich, ſondern für ſeine geiſtliche Würde. Wir werden ihn nicht lange mehr behalten, er will Seminardirektor werden und unter den jetzigen Verhältniſſen wird er es auch. Alſo ſchweig, leid und ertrag."

Mit dieſen Ermahnungen trat Eugen in das Wirthshaus. Er traf in dem Inſpektor einen robuſten Mann von etwa fünfzig Jahren, der zuerſt den Eintretenden lange fixirte und dann die Rede hielt, die Deeger geweiſſagt hatte; der landesherrliche Commiſſar, ein ſchmächtiges Männchen mit blonder Perrücke und einer weißen Halsbinde, die auf der Bruſt mit einem brillanten Rheinkieſel zuſammengehalten war, ſpielte

während deſſen mit einer goldnen Doſe. Eugen hatte kaum ein Wort geſprochen, als er mit einer Handbewegung verabſchiedet wurde.

In der Stadtſchule, wo die Conferenz gehalten wurde, ging es luſtig her; die Stadtlehrer in ausgedienten ſchwarzen Fracks machten die Anordnungen. Die Schulbänke waren auseinander gerückt, um für die Erwachſenen Raum zum Sitzen zu gewähren; an dem mit einer Tyrolerdecke bekleideten und mit Schreibzeug verſehenen Tiſche ſtanden drei Stühle.

Nach und nach ſammelte ſich die Mannſchaft, meiſt bleiche, magere Geſtalten mit eingedrückten Brillen vor den tiefliegenden Augen. Schnörkel wies lachend auf die Füße der Ankömmlinge hin, an denen man die Bodenkunde des ganzen Bezirks ſtudiren könne. Männiglich beglückwünſchte den Kopfrechner und wendete behutſam das Ehrenzeichen auf ſeiner Bruſt hin und her; der Kopfrechner ließ ſteif vor Seligkeit ſolches geſchehen und nahm nur hin und wieder doppelte Priſen.

Eugen ſah ſich von Allen begafft und ſeinen zuvorkommenden Gruß flüchtig erwiedert, nur einige jüngere Lehrer hießen ihn freundlich Willkommen. Auf ſeine befremdete Frage an Deeger

erinnerte ihn dieser daran, daß er darin keine persönliche Beleidigung zu finden habe, die meisten seien feig und knechtisch, Brod! sei ihr einziges Dichten und Trachten, die jüngeren seien noch etwas sorgloser, die älteren aber fürchteten durch Vertraulichkeit mit Eugen bös angeschrieben zu werden.

Das war ein harter Trost.

Der Kopfrechner forderte zwei Collegen auf, mit ihm zu gehen um die Herren abzuholen. Man rief allgemein den Namen Deegers, aber auf die Bitte Eugens blieb er bei ihm, Bruder Weiland und der Musterlehrer Rautenstrauch, ein starkgliederiger großer Mann mit boshaftem Gesicht, das noch einen seltsamen Ausdruck dadurch erhielt, daß er beständig mit beiden Händen seinen lahmen Hemdkragen aufrecht hielt und so das Gesicht noch zusammenpreßte, wurden als Deputation ausersehen, zu welcher, wie es schien, der Kopfrechner ein altes Recht hatte.

Nun ging's an ein Durcheinander der Rede, das Schnörkel damit bezeichnete: „Wenn man dem Teufel den Finger giebt, tanzen die Mäuse auf dem Tisch herum."

Die sich bei der Conferenz hervorthun wollten, setzten sich auf die ersten Bänke, die mit stillen

Vorsätzen weiter zurück. Schnörkel postirte sich auf die letzte Bank hinter Eugen und Deeger.

Eugen glaubte zu träumen als er sich umschaute und sich mitten in einer fremden Welt auf der Schulbank sah.

Mit Geräusch erhoben sich plötzlich alle Anwesenden, der Inspektor und der Commissar geleitet von vielen Geistlichen, für die Stühle gestellt waren, traten ein. Nun wurde der vierstimmige Choral: „Mit dem Herrn fang' Alles an" gesungen. Der Inspektor sprach noch ein kurzes Gebet und ernannte hierauf zwei der jüngeren Unterlehrer zu Protokollführern, sie setzten sich mit Bücklingen an den Tisch. Der Inspektor berichtete, wie viele Antworten auf jede seiner Fragen eingegangen seien und ohne irgend einen Namen zu nennen, sondern nur nach der Nummer erklärte er den Inhalt und gab eine Kritik, die ihre Spitzen besonders scharf gegen jede nicht „auf der Schrift ruhende" Ansicht kehrte. In der Regel vertheidigten nicht die Verfasser selbst ihre Darlegungen, sondern ermahnten andere dazu. Nur einer, ein kräftiger junger Mann mit freiem Antlitze — Deeger nannte ihn Görig und berichtete, daß er in der Strafcompagnie der Lehrer stehe und wegen seiner Freisinnigkeit auf eine

ſchlechte Stelle in ein elendes Dorf verſetzt ſei — erhob Einſprache gegen die Entſtellung ſeiner dargelegten Anſichten. Die Geiſtlichen miſchten ſich in die Verhandlung, der junge Mann wagte nicht, ihnen entgegenzutreten, erſt als der Muſterlehrer Rautenſtrauch ſich auch zu den Gegnern geſellte, ſagte er heftig: „Sie verſtehen gar nicht, was ich meine.“

„Das laſſe ich mir nicht von einem Unterlehrer ſagen,“ rief Rautenſtrauch und der Inſpektor verwies beide zur Ruhe. Jetzt lobte er eine andere Abhandlung als beſonders erbaulich und gediegen und las einige Stellen vor, da nannte Göritz das Buch und die Seitenzahl, aus dem das abgeſchrieben war. Schnörkel raunte zu Eugen hinüber: „Noth macht Diebe und Gelegenheit bricht Eiſen.“

Die hinteren Bänke lachten und zu allgemeiner Erheiterung wurde die Bemerkung Schnörkels laut verkündet; der Lehrer von Alsfeld, der Eugen zur Linken ſaß, bückte ſich und hob die Stiefelchen auf, die er für ſeinen älteſten Jungen gekauft hatte.

Die Debatten wurden lebendiger. Bruder Weiland war ſehr ſalbungsvoll und ein hagerer Mann mit einer heiſern Stimme, in der jedes

Wort wie in Baumwolle gewickelt klang, kramte das Ideal der Erziehung aus, wogegen der raufluſtige Göritz ihm vorhielt:

„Das iſt leicht geſagt, aber mach's einmal in der Schule.“

Auch Deeger miſchte ſich in die Verhandlung und vertheidigte die Einwürfe gegen ſeine Beantwortung der Frage: wie eine lebendigere Betheiligung der Eltern an der Schule bewerkſtelligt werden könne. Er beharrte dabei, daß nur die freie Schulgemeinde das Erſprießliche erzeugen könne; er verhehlte die Mißſtände nicht, die vorerſt in der Schule als reine Gemeindeſache eintreten würden, man könne aber nicht von den Eltern verlangen, daß ſie Einmal zur Theilnahme aufgerufen, Einmal daraus verwieſen werden können. Als der Inſpektor ſpöttiſch auf die „ſogenannten Grundrechte“ hinwies, verwahrte ſich Deeger dagegen, daß er die Schule von der Kirche befreien wolle, um ſie der Bureaukratie zu übergeben. Als er die Lehrer Gemeindediener nannte, erhob ſich allgemeiner Widerſpruch und nur Göritz ſtand ihm bei. Eugen blieb ſchweigſam, er hatte keine Arbeit geliefert.

Es wurde eine Pauſe gemacht, Viele entfernten ſich und der Inſpektor diktirte das Pro-

tokoll. Auch Eugen durchwandelte die Straßen, aber er fühlte sich nicht frei, die gedrückte Atmosphäre des Conferenzzimmers verließ ihn nicht.

Bei dem Buchbinder Gerhard, der neben seinem Handwerk eine kleine Zapfwirthschaft trieb, fanden sich Viele zusammen, um sich an einem Trunke zu letzen. Schnörkel stellte unsern Freund dem naktarmigen Herbergsvater Gerhard vor und empfahl, ihn zusammenzubringen, wenn er aus dem Leime gegangen sei und ihn je nach Erforderniß steif zu broschiren oder Ruck und Eck in Leder zu binden. Schnörkel hatte es darauf angelegt, unserm Freunde einen Eintrittsschmaus in die Gilde aufzubürden, aber Deeger und Göritz schnitten ihm diese Lustbarkeit ab. Eugen fühlte sich zu dem warmen Vertheidiger des Freundes hingezogen und er genoß jene wohlthuende Empfindung, die daraus entspringt, aus der Liebe zu Einem Menschen Alle die zu gewinnen, die ihm anhangen.

Man versammelte sich bald wieder, die Verhandlungen begannen von neuem über die noch rückständigen Fragen. Der Mittag ist weit vorgerückt, aber keiner der Lehrer hat den Muth an ihren Hunger und ihre Müdigkeit zu ge-

mahnen, da zieht der Commiſſar ſeine Cylinderuhr und zeigt ſie dem Inſpektor, ein allgemeines Scharren und Gemurmel entſteht und der Inſpektor vertagt nun lächelnd das Unerledigte auf eine zukünftige Conferenz. Man unterzeichnet nun das Protokoll und erhält den Gulden Taggeld. Die Hand Eugens zitterte als er unterſchrieb und noch mehr als er das Geld erhielt; Niemand bemerkte es, denn ſchneller eilen die Schafe am Abend nicht zur Salzlecke als es jetzt dem Wirthshauſe zugeht.

Eugen hatte gehofft, bei Tiſch einen Platz neben dem Kopfrechner zu gewinnen und ihm von Ungefähr ſein Geheimniß zu entlocken, aber der Alte hatte mit einer großen Anzahl Gunſtbefliſſener in die Nähe des Inſpektors zu kommen geſucht, während Eugen mit Deeger, Görig und mehreren Anderen ſich zuſammen geſellte. Görig ſagte Eugen, er ſei mit einem Namens Baumann im Seminar geweſen; er habe geglaubt in ihm den Jugendkameraden zu treffen, ſei nun aber auch zufrieden einen neuen Menſchen zu bekommen.

Der Inſpektor ſprach nochmals ein Gebet und während der erſten beiden Gerichte hörte man keine Menſchenſtimme und nichts als das Hantieren von Löffeln, Meſſern und Gabeln

und die Betrachtung der komiſchen Art wie Viele eine ungewohnte Speiſe verzehrten, erheiterte Eugen. Jetzt erſt begann ein allgemeines Sprechen. Ein ſonnverbrannter Mann mit weißlichem Haare, der ſich Eugen gegenüber geſetzt hatte, fragte nun Eugen, ob er keine neuen Nachrichten von ſeinem Schwager Singrogl aus Amerika habe. Eugen verneinte indem er über und über erröthete, denn ihm bangte jetzt vor allerlei Nachfragen nach den Familienbeziehungen ſeines Taufchmannes. Der Sonnverbrannte ging aber ſogleich auf Anderes über, indem er Görig Vorwürfe machte, daß er den Aloſelder an den Pranger geſtellt habe; Görig erklärte, daß er den Bruder Weiland für den Dieb gehalten hätte und Dreger leitete das Geſpräch in's Allgemeine, indem er darauf hinwies, daß die ſchlechtbeſoldeten Lehrer auch die ſeien, die am meiſten in ihrer Ausbildung zurückkämen, und hin und her ergab ſich nun eine lebhafte Erörterung, wie es zu ändern wäre, daß die Bildung überhaupt nicht mehr vorzugsweiſe von einer gewiſſen Wohlhabenheit abhängig ſei.

Dreger erregte heftige Einſprache als er darthat, daß beſſere Lehrergehalte gewiß nothwendig, daß aber dadurch die Lehrer noch nicht

beſſer ſeien. Eine allgemeine Heiterkeit unterbrach den Ernſt. Schnörkel hatte dem Lehrer von Alsfeld, der die nicht flüſſigen Speiſen in einen bereit gehaltenen Beutel geſteckt hatte, alles Eingehamſterte geſtohlen und die Art wie er das wieder herausgeben mußte, wurde von allgemeinem Lachen begleitet.

Mitten im Scherze erhebt ſich der Inſpektor, man füllt die Gläſer und in hohem Tone verdammt der Inſpektor zuerſt die Revolution in die unterſte Hölle, lobpreiſt den Glauben als Quelle alles Heils und ſchließt mit einem Hoch auf den Fürſten.

Dreimaliges Hoch und Gläſerklingen. Eugen zerbrach ſein Glas als er anſtieß.

„Geben Sie acht" ſagte Göritz als wieder Ruhe eingetreten war zu Eugen, „jetzt rumort dem Muſterlehrer ſeine zukünftige freie Rede in den Ganglien; er geht hinaus, wo ihm Niemand folgen kann und memorirt ſich ſeine Rede nochmals."

Und ſo geſchah es auch. Bald kam der Muſterlehrer wieder und brachte ſeinen höchſt ſalbungsvollen Toaſt auf den Inſpektor vor, indem er trotz alles wiederholten Einübens ſtecken blieb und während die Blicke Aller verlegen ſich

auf die Teller befteten, holte er nach langem Stottern den beſchriebenen Zettel aus der Seitentaſche und las den Schluß ab.

Der Kopfrechner knüpfte ſogleich ein Hoch auf den landesherrlichen Commiſſar daran und nun aß und trank ſich viel behaglicher.

Jetzt kam Schnörkel und forderte den Sonnenbraunen, den er Amerikaner nannte, auf, ſeinen Bierbaß zu Ehren des Inſpektors zu einem Quartett zu ſtimmen. Der Angerufene folgte etwas unwillig und Eugen erfuhr nun von Göritz, daß der Freund des Singvogels in einem Streit mit ſeinem Oberlehrer ſeine Stelle aufgab, nach Amerika ging, den Feldzug nach Canada mitmachte, nach drei Jahren von dort wieder zurückkehrte und einer der tüchtigſten Lehrer des ganzen Bezirks ſei.

Göritz ſchien in der Stimmung, Eugen ähnlich wie die Baronin die Geſellſchaft zu ſchildern, aber Eugen hatte heute dafür kein Ohr; nur als ihm ein wohlgenährter Mann an der Seite des Commiſſars gezeigt wurde, der als Denunziant bekannt ſei, fühlte er plötzlich einen ſo heftigen Schmerz, als ob man ihm eine glühende Dolchſpitze in's Herz ſtoße.

Alſo auch hier die empörende Verderbniß!

Und derſelbe Mann ſang jetzt den erſten Tenor in den Liedern, die von deutſcher Biederkeit ſprachen!

Nach dem Schlußgebete entfernten ſich die beiden Vorgeſetzten und eine helle Luſtigkeit wollte eben wie ein geſpannter Strom über die geöffnete Schleuße rauſchen, als der Muſterlehrer wieder einen neuen Damm aufwarf; er zog ein größeres Papier aus der Taſche und erklärte, daß er gewiß einem allgemeinen Wunſche begegne, indem er die Liſte zu freiwilligen Gaben vorlege — einen Gulden die Perſon — um dem Inſpektor zu ſeinem baldigen 25jährigen Dienſtjubiläum einen Pokal damit zu „verehren.“ Alles ſchwieg. Er gab die Liſte weiter. Der Kopfrechner, Bruder Weiland, der Denunziant und mehrere andere unterſchrieben ſogleich.

„Ich meine,“ rief Göritz ſich erhebend, „wir ſollten zuerſt einen Ausſchuß ernennen, der die ganze Sache in Berathung ziehe; wir dürfen uns nicht eine Huldigung octropiren laſſen.“

Vielfaches Murren wurde hörbar, Göritz hielt ein, der Amerikaner ſuchte ihn auf ſeinen Platz niederzudrücken, auch Deeger winkte ihm abzulaſſen, aber Göritz blieb ſtandhaft und rief voll Zorn:

„Ich habe nichts gegen unſern Herrn In-

ſpektor, er gehört zu den Beſſeren, iſt auf das Wohl der Lehrer bedacht; aber wir haben im Jahre 48 Vorgeſetzte aus unſerer Mitte verlangt, einſtimmig. Wie nun, waren wir damals unmündig, oder ſind wir's jetzt? Verlangten wir mit Recht oder Unrecht, daß wenn die Geiſtlichen die Schule beaufſichtigen wollen, ſie auch Lehrer ſein müßten und wir nicht blos die Handlanger ſein wollen? Iſt das vom Herrn Muſterlehrer Verlangte wirklich eine freie Gabe?"

„Ja," riefen viele Stimmen und „keine Rede!" Abſtimmen!"

„Nein, es iſt feſt beſchloſſen," rief Alles durcheinander. Der Muſterlehrer gebot Ruhe und ſagte nur:

„College Göritz hat noch eine abgelagerte Volksrede, die er im Ausverkauf unter dem Fabrikpreis loſchlagen will. Ich bitte, ihn ausreden zu laſſen."

Es gelang Deeger, den ſtürmiſchen Göritz zu bewegen, daß er nichts erwiederte. Die Liſte wurde allgemein unterzeichnet, Viele ſchauten auf, als ſie die Feder in der Hand hatten, als müßten ſie ſich auf ihren Namen beſinnen; ſo klein die Gabe war, ſie war ihnen doch nicht ohne Bedeutung; oder war's noch etwas anderes

was ſich in dieſen trübe aufblickenden Mienen ausſprach?

Der Name Schnörkels mit ſeinen kecken Einrahmungen nahm den größten Raum unter Allen ein. Als Göritz unterſchrieben hatte und Eugen die Feder reichte, ſagte er:

„Das Ganze iſt doch nur, damit der Muſterlehrer ſich gut Kind macht, weil er früher Demokrat war und die Schlechtigkeit der Anderen zwingt uns zu Thaten, über die wir uns ſelbſt verachten müſſen.“ Als Eugen unterzeichnet hatte und Deeger die Feder reichte, verkündete dieſer laut, daß er ſich ausſchließe. Auch die Befreundeten ſchalten über dieſen Tell, der ſtets allein handelte, aber Deeger ſchwieg, und als ſich nun der Muſterlehrer, der Denunziant und der kummervolle Lehrer von Aloſeld mit mehreren entfernten, war Deeger der erſte, der ein Trinklied anſtimmte. Jetzt gab's luſtigen Sang und Schnörkel, der ſich vor dem Inſpektor ſehr demüthig und geſchlacht benommen hatte, war jetzt ausgelaſſen und ſchien eine Freude daran zu empfinden, der Hofnarr der Geſellſchaft zu ſein. Plötzlich, man wußte nicht, wer angefangen hatte, ertönte das Lied vom deutſchen Vaterlande; Göritz brachte ein Hoch „den Slaven, den Thron-

erben der deutschen Civilisation," und der Amerikaner setzte neue Verse zu dem alten Liede:

„Was ist des Deutschen Vaterland?
Slavonien? Croatien?
Ist's wo der Rastelbinder haust?
Ist's wo man Unverlornes maust?
O nein, o nein, o nein,
Sein Vaterland muß größer sein."

Noch viele Verse wurden aus dem Stegreif gemacht und mit lautem Halloh begrüßt, auch Eugen stellte sein Contingent. Ein seltner Uebermuth war über alle gekommen und mitten in aller Lust saß der Kopfrechner wie auf einem Throne, freute sich seiner Ehren und ließ sich den Wein wohl munden. Eugen fühlte sich trotz seiner innern Bangigkeit vom Strudel der Freude ergriffen, heiter zechend saß er bei dem Kopfrechner, und was seiner Ueberlistung gelingen wollte, geschah jetzt der frohen Laune, der Kopfrechner hielt die Hand auf das Ehrenzeichen und sagte: „man soll mir das morgen auf die Bahre legen, wenn ich dem Grafen Falkenberg nicht sagen kann, wo seine Mutter lebt," er erzählte sodann, daß er in die amerikanischen Zeitungen einen Aufruf an den Flüchtling setzen wolle.

Eugen mußte an sich halten, um dem Kopfrechner nicht um den Hals zu fallen.

Siebentes Kapitel.

Der Vollmond ſchaute auf viele nächtliche Wanderer, die in ſtiller und lauter Weinlaune ſich nach allen Wegen zerſtreuten und in ihre Dörfer zurückkehrten.

Jeder ſprach noch vor dem Scheiden zu dem andern, daß die letzten Lieder und Trinkſprüche wol keine Maßregelung zur Folge haben würden. Man ſuchte ſich und den andern zu tröſten, daß man ſich vollauf des fröhlichen Zuſammenſeins freuen dürfe. Eugen ging mit Deeger.

„Wie traurig iſt's" ſagte Deeger, als ſie die Stadt hinter ſich hatten, „ſich in ſteter innerer Auflehnung gegen die Vorgeſetzten zu befinden. Die Philoſophen haben viel darüber geforſcht und geſchrieben, welches das höchſte Uebel ſei. Ich weiß es. Das höchſte Uebel iſt ein dummer oder bornirt boshafter Vorgeſetzter. Ich halte mich darum noch nicht wie ſo Viele für einen Staatsmann, weil ich Oppoſition machen kann; aber erleben möcht' ich's, daß ich mit den Ein-

richtungen der Welt zufrieden wäre. Ich will nicht zu lebenslänglicher Opposition verdammt sein."

Eugen antwortete nichts. Nach geraumer Weile begann Deeger wieder: „Im Jahre 48 sollten die Lehrer auch in's Staatsdiener-Paradies mit dem Jenseits der seligen Pension. Alles will Staatsversorgung und vergißt das echte Leben. Sie schreien immer: das Volk ist noch nicht reif und sie binden die reifen Früchte gewaltsam an den Baum. Es wird eine Verwirrung entstehen, wenn die Schule Gemeindesache wird, wie bei allen Reformen; aber es wird Höheres, wahrhaft Lebendiges daraus hervorgehen. Ich habe dir's aber schon einmal gesagt und du hast's nun heute auf's Neue gesehen: es wird mit unserm Stande und mit der Volksbildung überhaupt nicht besser, als bis Menschen aus unabhängigen Verhältnissen, denen nicht schon in der Jugend alles Selbstgefühl abgetödtet wurde, sich dem Lehrfache widmen; die werden dann dem pfäffischen Hochmuth etwas anderes zu bieten haben als elende Kriecherei. Die Hierarchie versteht in ihrem Sinne das Richtige, indem sie den Orden der Schulbrüder erneuert; die freien Menschen sollten dasselbe thun auf ihrem Boden."

Eugen stand stille, faßte den Arm Deegers und sagte:

„Jetzt will ich dir offen erzählen wer ich bin.“

„Kein Mensch hat die rechte Distanz zu sich selber,“ entgegnete Deeger.

„Das ist es nicht,“ fuhr Eugen hastig athmend fort. „Es scheint mein Geschick, daß das was ich so gerne freiwillig thäte, mir als Nothwendigkeit auferlegt wird, so geht mir's mit meinem jetzigen Leben und was ich mir einst als Triumph gedacht hatte, dir Alles freiwillig zu erzählen, das muß ich jetzt thun, weil du mir helfen kannst. In meinem ganzen Leben ist ein Doppellicht, eine unruhige Beleuchtung, deren ich nicht Herr werden kann.

Höre:

In Mainz, draußen in den Vorwerken, im sogenannten Gartenfeld, lebte bei einer Taglöhners-Wittwe mit Namen Habekorn ein schlanker Knabe Eugen Wilibald genannt, er lebte fast ganz für sich, denn die Frau ging wenn sie wohl war auf Tagelohn oder in das Hospital als Krankenwärterin. Wenn sie dort war, ging es dem Knaben glücklich, denn er besuchte sie und erhielt gutes Essen, sonst wurde er oft gescholten, weil

er immerwährenden Appetit hatte. Die Mutter war dabei doch eine gutmüthige Frau, als ſie aber kränkelte und Noth litt, ſchlug ſie den Knaben oft, weil er nicht zu betteln verſtand; dann kam der Knabe oft zwei, drei Tage nicht nach Haus und ſchlief Nachts in einem leeren Regenfaſſe neben dem Palais des Commandanten. Manchmal erhielt er auch einige Kreuzer, wenn er den Herrſchaften die in's Theater fuhren, den Wagentritt ſchnell herabſchlug, oft aber ging er auch leer aus, wenn es den Leuten zu mühſam war, in die Taſche zu greifen. Im Frühling ging's in den Wald um Maikräuter zu holen und da ſang der Knabe luſtig, ſo daß es ihm wohlthat, mit heller Stimme ſeinen Fund in den Straßen auszurufen; er jodelte dabei ſo unaufhörlich, daß er einmal von einem Polizeidiener gefahndet und in's Gefängniß geſetzt wurde. Um dieſer Gefahr zu entgehen, wartete nun der Knabe oft die ſchnellfahrenden Wagen ab und wenn die Wagen an ihm vorbeiraſſelten, jodelte er aus voller Bruſt; das hatte Niemand gehört als er und ſein Herz war frei. In der Armenſchule lernte der Knabe faſt gar nichts und er begnügte ſich mit dem Ruhme, unter allen ſeinen Kameraden der beſte Renner zu ſein. Weil die

Mutter Haberkorn hieß, ſagten die Knaben: der kann gut laufen, der hat Hafer gefreſſen. Ach! die kindiſchen Erinnerungen haften am tiefſten. — Der Knabe gelangte in eine glücklichere Zeit, denn er erhielt einen Blumenkredit von einem benachbarten Handelsgärtner, und in jenem Sommer wurde er abermals gefahndet, aber zu einer andern Marter. Ein Mann verfolgte den Knaben in den Straßen bis in ſein Haus und erſt nach vielen Verſprechungen und Schelworten gab er nach und folgte dem Manne und lag nun viele Tage entkleidet auf einer teppichbelegten Erhöhung, er war Modell zu einem Ismael mit der Hagar geworden. Und dieſes Bild, wie ſich ſpäter ergab, wurde zu ſeiner Rettung. Im Frühling kam ein Geiſtlicher, nahm den zwölfjährigen Knaben mit und brachte ihn in die Jeſuitenſchule nach Luzern. Der wilde Knabe kam ſich ganz verzaubert vor und hatte wegen ſeiner Unwiſſenheit von den Mitſchülern viel zu leiden; ſein einziger Stolz war, daß es ihm auf dem Turnplatze keiner gleich thun konnte. Er machte die waghalſigſten Verſuche, bis ihm ſolche unterſagt wurden. Er fügte ſich willig der ſtrengſten Disciplin, die jede Regung beherrſchte und bald ward er trotz vieler

Unbändigkeiten ein Liebling der Lehrer, weil er mancherlei Anlagen zeigte. Er war fromm und glücklich. Nur eines grämte ihn tief. Wenn die Mitſchüler von ihren Eltern ſprachen, Briefe, Beſuche erhielten und in den Ferien manchmal heimwärts zogen, ward Eugen Wilibald immer traurig; ihn beſuchte, ihm ſchrieb Niemand und der Direktor ſagte, er habe weder Eltern noch Verwandte. Das machte ihn traurig, aber was vergißt die Jugend nicht? Der Knabe ward gefirmt. Da kam wenige Tage nachher ein ſtattlicher Greis mit weißen Haaren und vielen Orden auf der Bruſt, er küßte den Knaben und ſagte ihm, daß er Eugen Wilibald Graf Falkenberg heiße, der Alte war ſein Oheim, der ihn adoptirte, der Knabe der bin ich."

„Du?" fragte Deeger betroffen.

„Höre nur weiter. Jetzt kann ich ruhiger erzählen. Ich war ein religiöſer Fanatiker, ich wollte Mönch werden und legte mir ſchon jetzt allerlei kindiſche Kaſteiungen auf. Mein Oheim beſtimmte mir einen andern Beruf. Ich wurde Soldat, ſtand zwei Jahre in Mailand, ich war entwickelter als mein Alter mit ſich brachte. Ich diente von der Pike auf, was man ſo nennt, du weißt ja, daß die vornehme Welt Alles zur

lügneriſchen Phraſe abnutzt, ich bezog einmal die Soldatenwache, ſchilderte einmal auf dem Poſten und machte in vier Wochen die ganze niedere Carriere durch. Ich ward nach Mainz verſetzt. Du magſt dir denken, wie mir's war, wieder an dem Orte zu ſein, wo ich als Bettelknabe meine Kindheit verlebt. Die alte Haberkorn war geſtorben, meine Kameraden durfte ich nicht mehr kennen. Allmälig brachte ich meinen Oheim, der eigentlich Oheim meiner Mutter war, denn er war der Bruder ihrer Mutter, dahin, daß er mir das Räthſel meines Daſeins löste. Meine Mutter, ſchon früh verwaiſt und von einer Stiefmutter mißhandelt, war von dem Prinzen Wilibald verführt worden, der bald darauf ſtarb. In Eppenberg hier, jenſeits des Waldes, das habe ich nach vieler Mühe herausgebracht, wurde ich geboren; meine Mutter iſt ſpurlos verſchwunden. Mein Oheim aber hat drei Jahre nach meiner Geburt einen Brief von ihr bekommen, worin ſie ihm mein Schickſal, wenn ich noch lebe, an's Herz legt und angiebt, daß ſie in ſtiller Verborgenheit, die nie mehr zu durchdringen ſei, ihr Leben beſchließen wolle. Bei aller heitern Jugendluſt, deren ich mich nicht erwehren konnte, bewegte mich ſtets die mährchen-

hafte Unruhe meines eigenen Lebens. In meinen Träumen erstand oft meine Kinderzeit und ich erlitt wieder in ihr Hunger und Kälte. Wenn ich im Wagen dahinfuhr, erhielten die Knaben, die den Kutschenschlag herabließen, stets reichliche Geschenke, ich ward gewiß ihr Liebling. Droben in den glänzend erleuchteten schimmernden Gesellschaften mußte ich oft hinabdenken auf die Straße, wo die armen Leute harren, um die Prachtgewänder anzugaffen und dann in ihre dunkeln Behausungen hineinzuschleichen. Ich galt für einen Sonderling. Vor Allem und immer mußte ich meiner Mutter gedenken. Wo weilt sie? Wie ist ihr Leben? Weiß sie von meinem Dasein? Ich suchte meine Mutter vergebens, ich war's, der vor vier Jahren bei dem Kopfrechner in Eppenberg nachfragte."

„Also hatte der Schlaukopf doch recht? laß dich nicht unterbrechen, erzähle weiter."

„Das Soldatenleben ward mir zuwider. Ich will dir das glänzende Elend nicht schildern. Mit zwei Kameraden, die ich mir herausgestöbert hatte, trieb ich allerlei wissenschaftlichen und ästhetischen Krimskrams; wir meldeten uns oft krank und verließen wochenlang die Stube nicht, um unsre Studien zu verfolgen und nicht durch un-

nütze Paraden und Exercitien phyſiſch abgehetzt zu werden, daß eine geiſtige Arbeit faſt unmöglich iſt. Nach manchen Quengeleien mit den Oberen und Duellen mit den Kameraden quittirten wir drei, der eine iſt an meiner Seite gefallen im letzten Revolutionskriege, der andere lebt als Baumeiſter hier im Lande. Mein Oheim geſtattete mir, daß ich eine landwirthſchaftliche Schule beſuchte, er verſprach mir eines ſeiner Güter zu übergeben; ich verließ Hohenheim bald und bezog die Univerſität, wo ich mich in allen Wiſſenſchaften umhertrieb; dort lernte ich auch den Knecht des Sonnenwirths kennen, dem wir heute im Alsfelder Walde begegneten, er iſt ein verborgener Flüchtling wie ich. Die Revolution kam, mein Jubel war endlos, jetzt hatte ſich's bewieſen, warum es mich aus der morſchen Welt herausgetrieben hatte. Ich hätte nur gern gleich mein Leben hingegeben für die Auferſtehung des Vaterlandes. Ich ſuchte eine That. Ich kämpfte in Schleswig-Holſtein und verließ es nach dem Malmöer Waffenſtillſtande. Ich kehrte zurück und im Frühling war ich mit unter den Aufſtändiſchen. Ich kämpfte ſtandhaft und doch mit zweifleriſchem Herzen. Es fehlte an der ſprühenden Exſtaſe, ich glaubte nicht an die Sage von einer

allgemeinen Erhebung und doch, es sollte gezeigt werden, daß man zu sterben bereit ist für das selbstgegebene Volksgesetz; die Thatsache, daß Tausende dies bewiesen haben, ist die beste aller Errungenschaften, die nicht mehr wie die anderen vertilgt werden kann. Das ist jetzt doch auch mein Trost. Damals stand ich im Widerstreite mit diesen Ansichten, auf deren Vertreter eine Bezeichnung paßt, die die Baronin Stephanie mir geben wollte. Es sind Idealphilister. Der echte Kampf darf nur dem Siege gelten. Um eine Phrase in das Handbuch eines objectiven Geschichtsprofessors zu bringen, darf man nicht schöne frische Menschenleben dem Tod, dem Elende, der Verbannung opfern. Man muß den Muth haben, so lange als feig zu gelten, bis man in Siegeshoffnung kämpfen kann. Es gehört zu den fürchterlichsten Aufgaben eines Geschicks, einen Kampf zu vollführen, von dem man sicher weiß, daß man in ihm besiegt wird, sich und seine Untergebenen aufregen, anspornen, Alles nur, daß die engagirte Schlacht mit Ehren geschlagen werde. — In solchen Gedanken lag ich eines Abends am Biwachtfeuer, frische Turner, rothwangige Bursche besprachen sich mit Soldaten über Unsterblichkeit, Alle waren bereit zu sterben

für das Vaterland und ſänken ſie in Nichts dahin. Was auch die Diener der Schrift ſagen mögen, das iſt mehr als alle Heldenthaten der Kreuzzüge. Nur ein einziger Burſch mit einer rothen Halsbinde ſchlich ſich von den Disputirenden weg und ich ſah ihn hinter einem Baume niederknieen und die Hände falten. Ich ſah ihn am andern Tage von einer Spitzkugel getroffen und noch mit dem letzten Hauche rief er: Ich bin unſterblich! In jener Stunde am Biwachtfeuer errang ich die Wiedergeburt meines Lebens. Wenn alle dieſe, die jetzt ſo freudig ſterben wollen, mußte ich denken, wenn alle ſo bereit wären, für ihre Nächſten, für das Vaterland zu leben, dann beſtünde eine Reichsverfaſſung in jedem Herzen, die nicht berathen werden und keiner Anerkennung brauchte .... Ich gelobte mir, wenn mein Daſein gerettet wird, in unſcheinbarem Wirkungskreiſe zu leben für meine Vaterlandsgenoſſen. Ich bin, wie du ſiehſt, meinem Entſchluſſe getreu."

Deeger faßte die Hand des Freundes und drückte ſie ſtumm zwiſchen ſeine beiden Hände.

„Du kennſt den Ausgang," fuhr Eugen fort. „Ich will dir nichts von den Treuloſigkeiten vieler Maulhelden und den Tugenden anderer

erzählen, es ist Alles zerstampft. Ich habe gelernt, daß alle Völkergeschichte nur ein destillirter Abzug des Geschehenen ist. Ich wurde gefangen, ich war täglich bereit, den standrechtlichen Tod zu erleiden. In der ungebrochenen Vollkraft der Jugend und nicht in gespanntem Kampfe, sondern in lautlosem ruhigem Warten Tag und Nacht den Tod vor Augen sehen, das gräbt die verborgensten Wurzeln des Daseins auf, das lehrt die Bedeutung und die Richtigkeit des Lebens erkennen und Allem mit Gleichmuth entgegenschauen. Dennoch konnt ich mich eines Schauders nicht erwehren, als ich einst am frühen Morgen im Gefängnißhofe einen Wagen rasseln, ein Piquet Soldaten aufmarschiren und jenen Trommelwirbel hörte, der da ankündigt, daß bald ein Menschenleben verhaucht.

Ich gewann meine Fassung bald wieder und hielt sie unerschütterlich fest. Es war anders beschieden, ich sollte sie zum Leben anwenden. Mein Oheim war während der Revolution gestorben. Mein Freund, der Baumeister, verhalf mir zur Flucht, aus seiner Hand erhielt ich eine Summe, die ich ihm ehedem geborgt. Du erinnerst dich, daß ich in Röthhausen eine verwundete Hand hatte, das war von dem Gurt, an

dem ich mich aus dem Gefängniß herabgelaſſen hatte. Ich entfloh nicht aus dem Lande. Im Walde da drüben nahm ich mir den langen Bart ab, du erinnerſt dich meines zerſchundenen Geſichtes, und als ich auf die Straße trat, traf ich den Lehrer Baumann."

Eugen erzählte nun den Tauſch und wunderbar war's, daß in demſelben Orte, wo er vor fünf und zwanzig Jahren verborgen geboren ward, er ein neues Leben annahm. Dann ſchloß er:

„Sprich nichts von meinen Gefahren. Du weißt jetzt Alles und ich hätte vielleicht noch lange geſchwiegen, wenn du mir nicht helfen müßteſt; du ſelbſt oder dein Vater oder irgend ein Vertrauter, vielleicht Lehnert, der aber nichts von mir wiſſen darf, muß das Geheimniß von dem Aufenthalte meiner Mutter dem Kopfrechner entlocken. Ich brauche dich nicht zu ermahnen, daß du keine Mühe ſcheueſt, mir meinen einzigen und höchſten Wunſch zu erfüllen."

Deeger verſprach's und es konnte nur im erſten Augenblicke befremden, daß er hinzuſetzte: „Ich will dir nichts über deine gefahrvolle Lage dreinreden; es giebt Dinge, die nur vor den Richterſpruch des eignen Herzens gehören. Tau-

sende werden dich einen Schwärmer schelten; der ist es ja immer, der seine vollen Ueberzeugungen zur That macht. Die meisten Menschen wollen nichts mehr von einer logischen Verpflichtung, geschweige von einer moralischen. Ich will dir auch nicht durch Bewunderung einen Lohn geben, es giebt keinen dafür. Nur das gelobe mir: wenn Gefahr sich naht, meine Hülfe anzusprechen."

Eugen willfahrte und als jetzt ihre Wege sich schieden, entschloß sich Deeger, mit Eugen nochmals nach Erlenmoos zurückzukehren, er spöttelte über sich, daß er dadurch seine Bangigkeit um den Freund leichter ertrage, wenn er bei ihm sei; er verschwieg dabei den Gedanken, daß es Eugen wohlthuend sein müsse, einen Mann, dem er sein ganzes Leben geoffenbart, noch ferner um sich zu wissen und sich nicht vorzeitig wie abgeschnitten zu erscheinen.

Deeger berichtete noch viele Beispiele, wie ihm stets das begegne, was er durchaus nicht wünsche und wie ihm dieß fast immer zum Guten sich kehre; so ergehe es ihm auch jetzt, da ihm das Abenteuerliche, das er sonst eigentlich hasse, in dem Leben Eugens nahe trete; eine innere Stimme gebe ihm die Zuversicht, daß daraus

Heilſames erwachſe. Eugen wagte nicht, mit einem Worte zu widerſprechen, als Deeger hievon Veranlaſſung nahm, ſeinen Glauben an eine höhere Füzung ſeines Schickſals, an eine perſönliche Vorſehung darzulegen.

Wenn man eine untergeſunkene Vergangenheit aus der Erinnerung ausgegraben, erſcheint die Gegenwart und alle Umzebung traumhaft fremd, man kann ſie nicht faſſen. So erging es Eugen, als er wieder nach Erlenmoos kam. Doppelt erquicklich war nun die Anweſenheit des Freundes, in deſſen Zurufe wieder Alles ſo heimiſch wurde, als ob die Wände traute Anſprache gewonnen hätten. Deeger ſprach kein Wort von den criminalen Beſorgniſſen — das war eine Thatſache, für die ſich nichts thun ließ — er erging ſich vielmehr in den Lebensbeziehungen des Ausgewanderten, woraus allerlei Verlegenheiten entſpringen konnten; es erſchien kaum begreiflich, daß dies noch nicht der Fall war. Eugen blieb aber auch hierin ſorglos und als ſie in dem ſelbſtgemalten Zimmer waren, ſagte er: „Da unter der grünen Farbe ſind die europäiſchen Reden begraben, mein Leben iſt auch ein Palimpſeſt.“

Beim Abſchiede trifft es ſich leicht, daß min-

der Wesentliches sich auf die bebende Lippe drängt. Die Kinder kamen am Morgen eben zur Schule heran und als Enzen durch das Fenster den Sanscülotten sah, fragte er:

„Wie behandelt man einen lügnerischen Knaben?“

„Gewöhnlich sind sie geweckten Geistes“ erwiederte Deeger, „sich zu, ob er nicht zu Hause hart behandelt und so zum Lügen genöthigt wird.“

In dieser freien Erhebung bekämpften die Freunde das Peinliche der jetzigen Trennung und reichten sich wohlgemuth die Abschiedshand.

Achtes Kapitel.

Es iſt kein Mann ſo gut, er hat wol zweierlei Muth; mit dieſem Sprüchworte mußte ſich Eugen tröſten, als er nach der Abreiſe Dregers wiederum in Trübſinn verfallen war. Die Anweſenheit des Freundes hatte das Haus ſo heimathlich durchfüllt und jetzt war Alles wieder öde und leer.

Wer ſich in der Einſamkeit angeſiedelt hat, der empfindet die wellenloſe ſtehende Stille erſt neu, wenn er ſich einem traulichen Anſchluſſe hingegeben. Dazu kam noch, daß ſich Eugen täglich bereit halten ſollte, die Sohnesempfindungen zur lebendigen Wahrheit werden zu laſſen.

Die erweckenden Berufspflichten duldeten aber kein in ſich verſunkenes Brüten und über ſeine eigene Wahrnehmung hinausgehend erkannte Eugen die Förderungen und Hinderniſſe eines Daſeins, das die ganze Kraft auf's Feld der äußern Arbeit ruft; da wird das ſelbſtverzehrende Sinnen verſcheucht, kann aber auch eine ungetheilte Hingebung an einen Gedanken nicht aufkommen.

Das ſollte eine Mahnung zur duldſamen

Erkenntniß bei ſcheinbar trägem oder hartnäckigem Widerſtreben des Weibes gegen neue Lehren ſein.

Nach der Schule trug Eugen den Erſatz des Klaviers zu Kreutzer. Er wurde in das Schreibzimmer Kreutzers gewieſen, da dieſer bei der Kranken ſei. Ohne daß er es wollte, belauſchte er hier ein Geſpräch, das in der Nebenſtube geführt wurde. Eine wohlbekannte Stimme, es war die Stephanie's, fragte in offenbar ärgerlichem Tone:

„Sie will alſo durchaus nicht? Haben Sie ihr denn geſagt, daß ich nur eine Stunde bei ihr ſitzen will? ſtill oder ſprechend, wie ſie es wünſcht?“

„Ja, Alles, und ſie will nicht, ſie will keinen Menſchen ſehen als mich, ihren Vater und ihren Mann,“ erwiderte Binder.

Der Lauſchende ward ſeltſam bewegt.

„Ich weiß nicht,“ fuhr Stephanie wieder auf, „ob ich ſie je wiederſehe, Sie, liebes Kind, vermögen ja Alles über die Anni, bereden Sie ſich nochmals mit ihr. Ich könnte nicht ruhig von hier abreiſen, ohne ihr die Hand gegeben zu haben. Thun Sie mir den Gefallen.“

„Darf ich frei reden?“ fragte Binder.

„Ja doch, ja, nur keine Umstände; wenn ihr so fragt, habt ihr gewöhnlich ein Compliment anzubringen. Nun was denn?“

„Sehen Sie, Frau Baronin, Sie wollen die Kranke besuchen; helfen können Sie ihr nichts damit.“

„Aber auch nichts schaden.“

„Das weiß man nicht. So viel ist doch sicher, daß damit der Anni kein Gefallen geschieht, aber blos Ihnen. So auf eine Stunde an's Siechbett gehen, das kann zur Beruhigung der Baronin sein, aber der Kranken thut man nichts damit, da muß man immer oder gar nicht da sein.“

„Sie verstehen Moral zu predigen.“

„Ich bin mir zu gut für den gnädigen Spott,“ entgegnete Bittore rasch, „ich muß es nur ehrlich sagen, ich kann deswegen auch der Anni nicht besonders zureden.“

Eine Pause entstand. Man hörte Jemand in seidenem Gewande rasch aufstehen.

„Kommt der Lehrer Baumann oft zu Ihnen?“ fragte Stephanie.

„Freilich, hie und da Abends. Mein Vater ist auch ein Schulmeistersohn.“

„Hat der Lehrer oft —“

Eugen durfte nicht dulden, noch länger über

sich sprechen zu hören; er klopfte an und trat rasch in die Nebenstube. Bittore entfernte sich gleich bei seinem Eintritte; Stephanie ging ihm entgegen und reichte ihm die Hand. Diese zarte weiße Hand, die aus wolkigen Flormanschetten herausragte, berührte Eugen wie elektrisch, so daß er stumm die Erscheinung betrachtete, die immer in neuer Schöne sich zeigte. Man konnte in ihrer Abwesenheit nicht leicht ein Erinnerungsbild von ihr festhalten; und doch, wenn man sie so sah, wie sie in der knapp anliegenden mit weißem Pelz verbrämten blauen Sammtmantille dastand, wie ihre feinen Züge so hell leuchteten, hätte man glauben müssen, daß Alles das unauslöschlich im Gedächtniß haften müsse.

Stephanie erklärte sodann Eugen, daß sie sich schwer in seiner Schuld fühle, daß sie aber nichts mehr hasse als Briefschreiben und darum seit gestern auf ihn warte; wie ihr Leo sage, sei zwar das „Rencontre“ vollständig ausgeglichen, sie fühle sich aber dadurch noch nicht befreit und Leo wünsche mit ihr, auch eine äußere That als Ausgleichung setzen zu können. Eugen gestand offen, daß er die Sache nicht nur verziehen, sondern auch vergessen habe und sich jetzt erst daran erinnern müsse.

„Spielen Sie nur nicht den Märtyrer," sagte Stephanie haſtig, „ich weiß wohl, es liegt ein eigener melancholiſcher Reiz in dieſen Opferungen, eine Art ſüßer Schwärmerei; in ſolcher Exaltation glaubt man, man kniee vor einem Ideal, vor der Menſchheit, vor Gott, oder wie man's nennen will, im Grunde aber betet man ſich ſelber an und gefällt ſich als Schmerzenreich —."

„Ich opfere ja nichts als Ihre unverdiente Gunſt. Was ſoll Ihnen ein Dorfſchulmeiſter —?"

„Sie ſollen, Sie dürfen das aber nicht mehr bleiben," ſagte Stephanie beſtimmt, „ich habe ein Recht auf Sie."

Sie erklärte nun, daß ſie mit Herrn von Thurn geſprochen, der Eugen als Verwalter auf ſeine Beſitzung nehmen wolle. Mit Beſtimmtheit entgegnete Eugen, daß er Niemanden ein Recht einräume, in ſein Leben einzugreifen. „Was Ihre Höherſchätzung meiner Kraft betrifft," ſchloß er ſcherzend, „muß ich mit einem Sprüchworte der hieſigen Bauern antworten: Ich darf zu meinem Heu Stroh ſagen."

Stephanie wendete ſich unwillig ab, indem ſie ſagte:

„Gut, ich hätte es wiſſen können, die Sage

von edeln Menschen ist ein albernes Ammenmährchen."

„Ich verstehe Sie nicht," rief Eugen betroffen. Stephanie wendete sich um, ihr Auge schwamm in feuchtem Glanze, als sie sagte: „Sie wollen mir die ganze Last der Schuld lassen, Sie in solche mißliche Verlegenheit gebracht zu haben."

„Die Schuld ist auch mein," sagte Eugen, „ich habe die Mummerei angenommen und konnte auch wissen, daß bei uns in Deutschland die verschiedenen Parteien sich nicht social unbefangen unter einander mischen können."

„Darüber dachte ich auch viel, warum denn bei uns nicht so gut, wie bei den Franzosen und Engländern?"

„Weil es bei uns sich um das Bestehen der Nation handelt, nur wer für die Freiheit ist, ist auch für deutsche Nationalität; andere Völker sind wirkliche Völker und sie streiten sich nur um das Wie ihres Bestehens."

„Darf ein Geist, der solcher Ideen fähig ist wie Sie blos A B C lehren? Begehen Sie nicht damit einen Verrath an der Nation? Ich wiederhole, Sie müssen einen andern Beruf wählen."

„Gnädige Frau," erklärte Eugen, ich spreche

zum letztenmal über solche Allgemeinheiten, wie ich mich auch in Ihrer Gesellschaft zum letztenmal in die vornehme Welt eindrängte. Ich danke Ihnen nochmals für Ihre unverdiente Güte."

„Es ist Feigheit," sagte Stephanie in schneidendem Tone, „es ist Feigheit, sich in einem kleinen Berufe zu gefallen und sich damit zu beschönigen, daß man sagen kann, man sei größer als sein Beruf. Entbehren ist ein Laster. Man muß Macht und Genuß erkämpfen. Und reden Sie sich ja nicht ein, daß Sie das Volk bilden können. Es wäre auch nicht gut, wenn Sie es vermöchten. Schon der Protestantismus im Volke ist ein Widersinn, das Volk sollte immer katholisch sein, das ist entsprechende innere Volkstracht."

„Unsere Wege gehen weit auseinander," sagte Eugen abwehrend.

„Und ich lasse Sie nicht," rief Stephanie und faßte Eugen am Arm. In diesem Augenblick trat Kronauer mit Bittere ein. Sie sahen verwundert auf die beiden nicht minder Erschreckten. Gideon berichtete, daß so eben Leo den Berg heraufgeritten käme, während Bittere die Nachricht gab, daß Anni doch nachgebe und Stephanie sehen wolle.

„Gut," sagte dieſe ſchnell gefaßt, „ich komme ſpäter. Ich muß ſehen, wie die beiden Turnierkämpfer jetzt Freunde geworden ſind."

Als Bittere eben wegging, trat Leo raſch ein, die Art, wie er Stephanie begrüßte, hatte etwas von einer unterbrochenen Bewegung, als hätte er ſie umarmen wollen. — Eugen glaubte in der raſchen erſten Anrede ein Du gehört zu haben, Leo ſprach aber ſo ſchnell, daß die minder weſentlichen Worte immer undeutlich waren.

Stephanie zeigte auf Eugen und dieſer reichte Leo zuvorkommend die Hand. Er wollte ſich dann ſchnell mit Gideon entfernen, um dieſem das Geld einzuhändigen. Stephanie nahm ihn aber nochmals bei Seite und ſagte ihm ganz leiſe:

„Von Ihrem Verhalten zu mir hängt mein Glaube an die Menſchheit ab. Das merken Sie ſich. Nun leben Sie wohl."

Gideon begriff nicht, warum die Hand Eugens ſo zitterte, als er einen Theil ſeiner Schuld abtrug. Eugen hielt ſich die heiße Stirne; er fühlte ſich wie taumelnd, als er den Berg hinabging. So war's alſo offenbar, Stephanie liebte ihn? Wenn er ihr ſeinen Namen nannte, ward ſie mit Jubel die Seine? Vor ihm her

schwebte die reizende Gestalt und neigte und bog sich und spielte kindhaft mit ihm; wie duftiger Blumengruß erblühte ihr Antlitz. Der Glaube an ihn war ihr Glaube an die Menschheit geworden. Giebt es ein größeres heiligeres Zeugniß der Liebe?

Gewaltig erregte und erregende Menschen erscheinen oft wie ein heranbrausender Bahnzug; wer am Wege steht, glaubt immer Alles stürze auf ihn ein, aber der Bahnzug bleibt in seinem Geleise. Ist es jetzt auch bei Stephanie so?

„Guten Abend Herr Lehrer," grüßte bei den zwei Pappeln eine Stimme. Alles ist wunderbar. Das ist ja der Vater des Sanscülotten.

„Woher kommt ihr?" fragte Eugen.

Der Mann erzählte, daß er schon gestern Abend aus dem Untersuchungsgefängnisse entlassen worden sei; er dankte Eugen für die Gutherzigkeit, die er seiner Familie bewiesen und gab ihm Vollmacht, den meisterlosen Buben in die Zucht zu nehmen. Wie mit einem Zauberschlage war Eugen wieder in seine Welt versetzt, er erinnerte sich an die Mahnung Deegers und da er den Mann jetzt weichherzig fand, sagte er ihm geradezu, daß er den Knaben zu hart behandle und ihn zum Lügen zwinge. Eugen sprach

das so heftig, daß der Mann sagte: „Nur keine Strafpredigt, ich hab jetzt genug bekommen; ihr habt Recht und es soll anders werden. Da habt ihr meine Hand darauf."

Eugen geleitete den Mann nach Hause und ließ sich von ihm erzählen; es war ihm erwünscht, gewaltsam aus seinen Gedanken herausgerissen zu werden. Die Pochel bewies Eugen ihre Dankbarkeit damit, daß sie ihm sagte: da er die Kinder nicht schlage, solle er's nur ihr sagen, wenn der Michele was thäte, sie wolle ihn dann schon abkarbatschen. Eugen lehnte diesen Dienst ab und aß mit den Leuten zu Nacht.

So war er also auf natürliche Weise zur Ausführung dessen gekommen, was er bei seinem ersten Besuche bei Gideon als allgemeine Regel sich gewünscht hatte.

Die Pochel fragte Eugen, woher es käme, daß die Kinder schon frühzeitig so „schleckig" seien, daß sie lieber hungern, als gewisse Speisen zu sich nehmen. Eugen schien williges Gehör mit seinen Erklärungen zu finden, daß man einerseits die Leckerhaftigkeit unterdrücken, andrerseits aber auch wieder den Naturtrieb achten müsse, der doch oftmals dem Kinde sagt, was ihm nicht zuträglich sei.

Als er wegging, dankte man ihm wiederholt für den Besuch und versprach ihn künftig besser zu bewirthen, da es viel werth sei, wenn man einen Abend so schön ruhig verbringe.

Das Leidwesen um die Gefangenschaft des Mannes schien die Atmosphäre dieser Häuslichkeit gereinigt zu haben, wie ein vorübergezogenes Gewitter.

Unwillkürlich ging Eugen nach der Bachmühle. Ein erhöhtes reicherfülltes Leben und ein stilles Begnügen kämpfte in ihm und diese beiden Geister nahmen die Gestalt Stephanie's und Vittore's an.

Warum fühlte er in sich eine Verpflichtung sich vor Vittore zu rechtfertigen? Jetzt fiel ihm das Wort Vittore's ein, daß sie das Drängen Stephanie's die Kranke zu besuchen, egoistisch genannt hatte; Stephanie dachte nur an sich, ihre Pein los zu werden, nicht an die Kranke und ob es ihrer Wohlfahrt diene. Ist es wol auch so mit dir? Ist ihr der Dorfschullehrer nur ein Räthsel das sie martert, bis es gelöst ist, dann aber gleichgültig wird?

Bei dem Bachmüller war noch Licht, eine dröhnende Stimme deklamirte laut, es war der volle Brustton Bernhards, der die stattlichen

Verse aus Schiller's Jungfrau von Orleans vorlas. Eugen mußte noch Bittore sprechen, er ging hinauf. Bernhard wollte ihm das Vorleseramt abtreten, aber Eugen setzte sich still unter die Zuhörer.

Wie ein Vogel, der im Sturmwinde kämpfend seiner Heimath zufliegt, immerdar ringend und doch unablässig, so strebte Eugen der Ruhe zu. Wo aber findet er sie? Ihm däuchte, jede Minute, in der Bittore falsch über ihn denke, sei eine Versündigung, und plötzlich, als ob er's jetzt erst erführe, kam es über ihn, daß sie ja die bestimmte Braut Bernhards sei. Er wollte ja auch nur vor ihr gerecht dastehen und so in Gedanken sich schwingend und wendend, hörte er kaum die schwunghaften Worte des Dichters, denen Bittore mit gefalteten Händen und gespanntem Antlitze lauschte, während der Bachmüller oft verneinend den Kopf schüttelte, in den Mienen der Müllerin war aber gar nichts zu bemerken. Jetzt im fünften Akte, da Bittore die Kunkel weggestellt hatte, spann die Frau ruhig weiter.

Als die Fahnen über die Jungfrau gesenkt waren und Bernhard das Buch zuschlug, holte der Bachmüller langen Athem und erklärte, das

ſei Alles ſehr ſchön, aber der König, der doch der Garnichts ſei, ſei das nicht werth.

Vittore ſagte, ſie glaube nicht an die Verliebung der Johanna, das könne nicht ſein und wenn's auch wäre, das ſei ja nichts Unrechtes und dann ſagte ſie, der Hirte ſpreche viel zu hoch.

Bernhard ereiferte ſich ſehr und rief Euzen zu ſeinem Beiſtande, den dieſer in Einzelnem leiſtete.

Als er mit Bernhard nach Hauſe ging, ſagte Eugen, er thue Unrecht ſeine Braut zum Leſen zu zwingen.

„Von Braut iſt noch keine Rede" ſagte Bernhard, „ich wollt' auch ich hätt's nicht angefangen mit Schiller, aber wer den nicht mag, den mag ich auch nicht. Sie wird ſchon noch nicht höher ſchwören als bei ihm, ſie iſt ja geſcheit."

Eugen ſuchte darzuthun, daß eben weil Vittore geſcheit ſei, ſie wenig leſen brauche, und daß es überhaupt unangemeſſen ſei, eine ſolche Probe mit einer Erwählten zu machen.

Bernhard blieb aber bei ſeinem Vorſatze, obgleich ihm Eugen entgegenhielt:

„Wer die heilkräftigen Gedanken in eigenem

Herzensgrunde pflanzt, oder wer die frischen Blüthen von Baum und Wiese pflückt, der braucht sich das nicht aus der geistigen oder materiellen Apotheke holen und von Fremden verschreiben lassen. Wenn wir naturgetreu bleiben könnten, fänden wir mit hellem Auge stets das Rechte in unserer nächsten Umgebung. Die Natur weiß Alles aus sich. . ."

Bernhard schien sich hoch erhaben zu dünken und den Lehrer keiner Antwort zu würdigen.

Neuntes Kapitel.

Die lichtfreudige Weihnachtszeit blinkte in Bälde entgegen. Das merkte man vor Allem in der Schule, wo die Kinder immer allerlei zu geheimnissen hatten und ihre Aufmersamkeit nur schwer dem Unterrichte widmen konnten. Eugen empfand jetzt wiederum die Mißlichkeit, daß er keinen Religionsunterricht ertheilte, denn diesem allein, der buntschillernden Geschichte von den heiligen drei Königen folgten die gespannten Blicke der Kinder als sähen sie selbst den glänzenden Stern am Himmel.

Eugen hatte sich vorgenommen, für Lipp und Bartelmä eine Bescheerung zu machen. Dieser Letztere war während des Winters ganz in sich verkommen, er klagte vornehmlich über die schlechte Kost die ihn ganz herunterbringe; er sei an Fleisch und Bier, und zwar an viel Fleisch und viel Bier gewöhnt. Als ihm Eugen einiges Geld gab, klagte er wieder, daß er sich davon nur verstohlen etwas einhamstern könne, da ihm die Leute seinen Lohn nachzählten und bei

größerem Aufwande wieder neuen Verdacht auf ihn werfen würden.

„Es wäre schon Alles gut," sagte er jetzt, als ihn Eugen aufsuchte, um ihn zum Weihnachtsabend einzuladen, „Alles wäre gut, wenn es nur nie Winter würde. Im Feld draußen, da geht's noch, wenn man auch beim Ackerfahren nichts vom Lerchengesang hört, wie ihr Spaziergänger meint; aber jetzt vor Tag aufstehen und dreschen, oder mit den Gäulen hinaus und acht Stundenlang Baumstämme im Walde schleifen, wenn's Abend ist Mittag machen, wie die Engländer, und dann Langeweile wie ein Mops in der Hutschachtel. Ich wollt', ich säß im Pensylvanium."

„Ich will dir Bücher geben, lies."

„Was?" lachte Bartelmä und schaute Eugen mit hervorgequollenen Augen gläsernen Blickes an, „jetzt büffeln, was ich mein Lebtag nicht gemocht hab? Was gehen mich alle Geschichten, Gedanken und Gefühle in der Welt an: es ist Alles Flause, Pegasusequipage für reiche Leute, um die Verdauung zu befördern."

„Man sollte dir zu Weihnachten eine Frau bescheeren," scherzte Eugen.

„Ich eine Frau? Nie. Und wenn ich dreißig Millionen hätte und die schönsten Schwa-

nenlilien-Prinzessinnen mir nachliefen — thut mir leid thät ich ihnen sagen, aber ich kann nicht, ich mag mich nicht schleppen mit einer Frau, und dem Gewusel hintendrein. Und wenn man fortgeht heißt's: lieber Mann, wo gehst hin? Und wenn man heimkommt: lieber Mann, wo bist gewesen? Ich geh und komm und trink und schweig, Alles wie ich's mag. Das Frauenzimmer ist das Hauptunglück in der Welt, unsere ganze Welt ist nichts nutz und alle Männer Sklaven, weil das Frauenzimmer zu viel gilt. Heirathen, hat mein Onkel Steuerrath gesagt, heirathen ist ein Plaisir, aber das theuerste Plaisir. Nun du Herkules, weißt du bald, ob du die Vittore oder die Baronin heirathen sollst? Sind beide recht liebe Trutschele."

Eugen wurde feuerroth, aber Bartelmä fuhr ruhig fort:

„Ich weiß was ich sein sollt, ich wär' der prächtigste Kerl von der Welt, wenn ich eine Million hätt'; eigentlich hätte ich sollen als Prinz geboren werden, dazu hab' ich entschiedenes Talent; aus den Windeln aufstehend General und so fort. Ich hab meine Carriere verfehlt. Meine Grundsätze würden mich hindern meinst du? Was Grundsätze! Das ist eigentlich dummes Zeug."

Eugen fühlte sich angeekelt von solchem moralischen Selbstmorde, von der spottsüchtigen Auflösung aller Sittlichkeitsbegriffe, aber Bartelmä hielt ihn fest, als er weggehen wollte.

„Du mußt mir's abnehmen, ich hab ja Niemand mit dem ich mich ausreden kann," rief er, „sag' ehrlich: bin ich denn nicht eigentlich auch ein Narr, daß ich mir mein einziges Leben abplage für die Freiheit? Für wen? Für diese Kerle da. Sieh du sie einmal an, ob sie werth sind, daß man sich für sie den Finger ritzt. Ich genieße das Leben wie ein Spatz, dem man einen Brocken zuwirft, ich seh mich immer furchtsam um, wenn ich was zu mir nehme. Es wäre gescheiter, ich diente dem, der es haben will und lebte gut. Ich kenne Excellenzen und Stallknechte, die essen gut und schlafen gut und thun was man sie heißt; ich wollt' ich wäre auch so. Wär' ich auf der Staatsbahn geblieben, wär' ich jetzt Regierungsrath, ein gemachter Mann und brächte meinen Sohn auf Universität. Jetzt kauft mich aber Niemand mehr, früher, ja, da wär' ich gut bezahlt worden."

Voll Unwillen entgegnete endlich Eugen: „Es liegt mehr Ernst in deinen Worten, als du eingestehen willst."

„Mehr? Was iſt denn mehr als ganz? Wenn du ein ſchönes Verbrechen weißt, das mich in zwei Tagen um einen Kopf kleiner macht, ich bin dabei. Siehſt du, ich hab' nicht umſonſt meinen Plato geleſen, wie er den Tod des Sokrates, das ruhige Abſterben von unten auf ſo gut ſchildert. Da drinnen iſt Sokrates und alle Philoſophen. Und wenn ich ſterbe, will ich mit Sokrates ausrufen: O Kriton, wir ſind dem Asklepios einen rothen Hahn ſchuldig, entrichtet ihm den und verſäumt es ja nicht."

„Du ſprichſt irre."

„Gar nicht. Wenn du Schierlingsſaft brauchſt, hier hab' ich, ich hab' mir's für alle Gefahren im Wald geſammelt. Es iſt doch ſchön, daß das frei wächſt. Sagen die Deutſchen, ſie ſeien nicht frei und wachſt doch Hanf auf den Feldern und im Walde echtes geſundes Gift."

Er zeigte Eugen ein Fläſchchen, das ihm dieſer entreißen wollte, aber Bartelmä war gewandter und im Raufen klirrte etwas und Bartelmä ſchrie, daß ihm ſeine Lethe, ſeine Schnapsbuttel „zum Reichsverweſer gegangen ſei."

Auf die eindringlichen Ermahnungen Eugens rief Bartelmä lachend:

„Haſt auch noch das Vorurtheil der flanell-

überzogenen Fleischfresser? Sie gönnen's dem armen Manne nicht, daß er sich mit einem Trunke Schnaps sechserlei Gerichte in den Magen und einen Pelz auf den Leib schafft. Es ist Gift, willst du sagen? Es stirbt sich aber gut d'ran."

Wiederum mit tiefer Trauer verließ Eugen den Gefährten, der sich geistig und körperlich dem Fusel ergeben hatte, so daß nicht abzusehen war, wohin er noch untersinke. Des Pfarrers Madlenle rief Eugen, er solle sogleich in's Pfarrhaus kommen, es sei ein Päckchen für ihn da. Die Pfarrerin übergab ihm einen Brief von der Stiftsdame Theorosa von Schüttenbelm, die ihm Vorwürfe machte, daß er sie so ganz ohne Nachricht lasse; sie schickte allerlei Geschenke, die er zu Weihnachten an arme Kinder vertheilen sollte.

So war also auch die Muthmaßung Deegers eingetroffen, die Verlegenheiten aus der Annahme eines fremden Lebens stellten sich ein. Eugen erschrak heftig, als jetzt der Dorfschütze kam und keuchend berichtete, er suche ihn überall; erst nach langer Pause sagte er, daß die Mannen beim Bachmüller versammelt auf ihn warteten, wo sie eine neue Berathung halten wollten.

Eugen eilte in die Bachmühle. Alles schwieg bei seinem Eintritte bis der Rainbauer das Wort

ergriff und nach vielen Lobeserhebungen, die er an Eugen richtete, endlich damit herausrückte, es sei beschlossen worden, drei Männer an den Fürsten abzusenden, die um Niederschlagung aller anhängigen Untersuchungen bitten sollten; er und der Sonnenwirth seien bereit dazu, aber nur unter der Bedingung, daß der Lehrer mitgehe und spreche. Eugen gab sich alle Mühe, den Bittgang in eine Bittschrift zu verwandeln, zumal es sehr ungewiß sei, daß man eine Audienz erhalte; aber kein Einwand wollte verhelfen, selbst der nicht, daß Eugen sagte, er sei ja selber in Ungnade und darum kein willkommener Bote. Auch der Schultheiß bat ihn einzuwilligen, und allgemeine Heiterkeit entstand, als der Rainbauer rief:

„Unser Schultheiß ist der König Saul und unser Kinderhirte, der Lehrer, ist der David."

„Und ich heiße Samuel und setze ihm die deutsche Bürgerkrone auf," rief der Sonnenwirth, nahm schnell dem Kirchbauer die weiße Zipfelkappe ab und setzte sie Eugen auf's Haupt, „da erfriert ihr eure Ohren nicht," setzte der Schelm hinzu. Die Berathschlagung, die einem so traurigen Zwecke galt, hatte sich in Scherzhaftigkeit verwandelt, wobei keine ernste Dar-

legung mehr aufkommen konnte; ſelbſt der allzeit ernſte Bachmüller hing Eugen ſeinen grauen Müllermantel um und gab ihm die pelzgefütterten Staucherle*), wobei er bemerkte, daß ſich damit ſein Vater, der auch Schulmeiſter war, ſein Leben lang gewärmt habe. Die Leute konnten nicht ahnen, wie nöthig Eugen dieſe Mummerei hatte und wie ihm eben dieſe einen Theil ſeiner Beſorgniſſe verſcheuchte; dazu kam noch, daß er durch die Reiſe die Verlegenheiten, die von Theoroſa von Schüttenheim kommen mochten, beſchwichtigen konnte. Als er nun einwilligte, erſcholl ein allgemeines Hoch.

Eugen bat um ruhiges Gehör und wiederholte, daß, wenn der Bittgang fehlſchlage, man nicht vergeſſen möge, daß er davon abgerathen und ſich nur dem allgemeinen Wunſche gefügt habe.

„Das nutzt nichts, Herr Lehrer," ſagte die Bachmüllerin, als die Auserwählten ſchnell mit den Anderen weggegangen waren, „wenn ihr wirklich glaubet, daß es ein Metzgergang ſei, hättet ihr nicht nachgeben ſollen. Bei einer Sache mitthun, wo man keine Hoffnung hat, ſchlägt nie gut aus, und die Menſchen haben

*) Doppelte Muffe.

nicht Unrecht, wenn ſie das Abrathen vergeſſen, wo einer doch mit Hand angelegt hat."

Der Müller verwies dieſe Worte ſeiner Frau, aber Eugen ſah ſie greß an. Er mußte ſeiner Betheiligung an der Revolution gedenken, wo dieſe Ausſprüche ihre bündige Anwendung fanden.

In der Bachmühle ſaß nun Eugen in der That wie zu Hauſe. Die Müllerin fragte ihn noch mit inniger Aengſtlichkeit, ob er denn auch ſchon wieder ganz wohl ſei, daß er ſich mit ſolch einer Nachtreiſe nicht eine neue Krankheit zuziehe, zumal, da jetzt in der Stadt die Cholera herrſche. Eugen dankte für dieſe „mütterliche Sorgfalt". Die Müllerin fuhr ſich mit der Hand über das Geſicht, und verließ die Stube, ihr Mann folgte ihr.

„Gut, ich muß noch ſchnell mit euch reden," ſagte Eugen zu Vittore, die Garn haspelte.

„Was denn?" fragte ſie, „ſetzet euch da hinter den Tiſch, da hör' ich's gut."

„Was denket ihr von mir?" fragte Eugen, der die rechte Wendung nicht finden konnte.

„Das kann man nicht ſo abhaspeln wie die Spindeln da," lachte Vittore, „und ich mein' auch, Menſchen, die noch länger bei einander bleiben und ſich noch beſſer kennen lernen, brauchen kein

Teſtament machen. Saget gradaus: was ſoll ich und was giebt's?"

„Was haltet ihr von der Baronin Hunold?"

Vittore nahm gelaſſen den Garnſtranz vom Haspel, drehte ihn in einen Zopf und begann endlich:

„Ja, ich ſag's frei. Mir kommt ſie vor wie eine Schwalbe im Zimmer, das ſchwirrt und flattert hin und her an die Decke und an die Wänd'; dabei iſt ſie aber ſeelenzut, ſo lang man ihr thut, was ſie will. Wen ſie ihr Leben lang lieb haben könnte, der hätt' es gut bei ihr."

Eugen anerkannte den Vergleich Stephanie's mit einer Schwalbe, indem er weiter ausführte, daß Stephanie wie eine Schwalbe nur fliegen nicht gehen könne. Er erklärte nun ſein Verhältniß zu Stephanie, wobei er unwillkürlich grellere Farben auftrug, als er Anfangs beabſichtigte. Vittore hielt das Garn in beiden Händen und ſchaute Eugen groß an; ſie mochte wol fühlen, was Eugen ſich nicht geſtehen wollte, daß ſein Beſtreben ſich zu rechtfertigen ein Bekenntniß in ſich ſchloß, dem ſie den Namen nicht zu geben wagte. Jetzt erkannte auch Eugen, was er gethan hatte und ſchnell, um ſeinen Fehler wieder gut zu machen, erzählte er, daß er geſtern

Abend noch lange mit Bernhard geſprochen, der ein wackerer Menſch ſei, der beſten Frau würdig.

Bittere ſchien dieſe Wendung nicht recht faſſen zu können und als wollte ſie ſich auch äußerlich zum Schweigen beſtimmen, legte ſie plötzlich die Hand auf den Mund und ſchaute nachdenklich vor ſich nieder.

Als die Mutter eintrat, entfernte ſie ſich raſch. Eugen reiſte ab, ohne daß ſie ihm Lebewohl geſagt hatte. Man reiſte die Nacht durch, um zum Beſcherungsabend wieder daheim zu ſein.

Auf der Straße nach Röthhauſen fuhr ein geſchloſſener Glaswagen an dem Gefährte Eugens vorüber; er glaubte Stephanie und Leo darin bemerkt zu haben.

In Röthhauſen ließ Eugen bei Dreger anhalten, der Freund hatte aber noch nichts von dem Kopfrechner erforſchen können.

„Mein Leben iſt ein Kaleidoscop, das ſtündlich neue Wendungen annimmt,“ ſagte er zu Dreger, der ihn wieder zu ſeinem Gefährte geleitete.

Eugen kam durch viele Orte, in die er einſt mit den Waffen in der Hand eingezogen war; trübe Erinnerungen wollten in ihm aufſteigen, aber er konnte ſich dem Reiſehumor, der ſeine Gefährten ergriffen hatte, nicht entziehen. Der

Sonnenwirth wollte tapfer zechen, da man ja auf Gemeindekosten reiste. Eugen widersetzte sich diesem und der fromme Mainbauer mußte mit süßsaurer Miene ihm beistimmen.

Seit der ersten Gemeinderathssitzung hatte Eugen dem Sonnenwirthe gegenüber eine gemessene Haltung bewahrt und sich durch keine Zuthätigkeit daraus bringen lassen. Jetzt auf der Reise ergab sich wie von selbst ein vertraulicher Anschluß in Scherzen und Neckereien, den Eugen gerne gewähren ließ und sich an dem freien Uebermuthe ergötzte, der keinen Hausknecht und keinen Nachtwächter am Wege ohne lustigen Spaß vorüberließ. Bald aber durchbrach der Sonnenwirth zu eigenem Ergötzen, wie nach seinem Dafürhalten zu dem der Mitreisenden, die bisher bewahrten Schranken der Wohlanständigkeit und erging sich in unsäthigen Neckereien und Erzählungen; das schien es doch eigentlich, was ihn vergnügte und es war Eugen leichter gewesen, ihn in gewissen Schranken zu erhalten, *als ihn jetzt wieder in dieselben zurückzuweisen.*

Am andern Morgen erreichte man die Eisenbahn und nun ging's im raschen Zuge der Hauptstadt zu. Merkwürdig war es, wie auf der Eisenbahn der Mainbauer allen Umsitzenden seine

Loyalität und Fürstenliebe auskramte; es schien, als ob er Jeden der zur Stadt fuhr für einen Fürsprecher im Vorgemache des Regenten ansah.

„Ich bin ein treuer Unterthan meines mir von Gott gegebenen Königs und für uns Bauern wird ja jetzt überaus gesorgt," das war sein Wahlspruch, den er mit großer Salbung oft wiederholte, während er seine auf Gemeindekosten gefüllte Dose umherreichte, „Sie nießen darauf, daß es wahr ist," betheuerte er dann bei den kitzlichen Folgen seiner Freigebigkeit.

Ein dichter Nebel, der bald von einem Schneegestöber abgelöst wurde, versperrte jeden Ausblick. Eugen hieß diese Verhüllung willkommen, denn trotz seiner fremden Kleidung mußte er doch fürchten, entdeckt zu werden.

„Jetzt Herr Lehrer," sagte der Sonnenwirth, als man angelangt war, „jetzt könnt ihr euch zeigen."

Eugen erschrack, zumal der Sonnenwirth plötzlich inne hielt. Der Schlaukopf hatte die menschenfreundliche Gewohnheit, auch wenn er etwas Angenehmes zu sagen hatte, stets so zu beginnen, daß der Hörer verblüfft werden mußte; dann machte er eine Pause und ließ den Neugierigen einstweilen in der Schwebe zappeln.

Erſt nach mehrmaliger Frage erklärte der Sonnenwirth: „Jetzt wollen wir ſehen, was ihr mit euren vornehmen Bekanntſchaften vermöget.“

Es war für Eugen niederſchlagend, daß er nun ſah, wie er nicht um ſeines perſönlichen Eifers willen, ſondern wegen ſeiner muthmaßlichen Verbindungen zu einer Reiſe gezwungen wurde, die eben ſo peinlich als gefahrvoll war.

Mit übernächtig ſchwerem Auge, wie aus beginnendem Schlafe geweckt und in allen Gliedern wie zerſchlagen, ſo gings nun in die Stadt hinein, wo der Weihnachtsmarkt größere Lebhaftigkeit erregte. Die Menſchen gingen hier alle ſo ſtraff und friſch, ſie begannen erſt den neuen Tag.

Der Sonnenwirth hatte den Stern, eines jener leiterwagenumſtellten Wirthshäuſer ausgeſucht, wo man keine Servietten, aber um ſo größere Portionen bekommt und in wohlhabenden Federbetten ſchläft. Nachdem er ſich ſattſam erlabt, legte er ſich mit ſeinem Kameraden ſchlafen und überließ Eugen die Sorge für alles Weitere.

Mannheim.
Schnellpreſſen-Druck von Heinrich Hogrefe.

Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Neues Leben.

Eine Erzählung

von

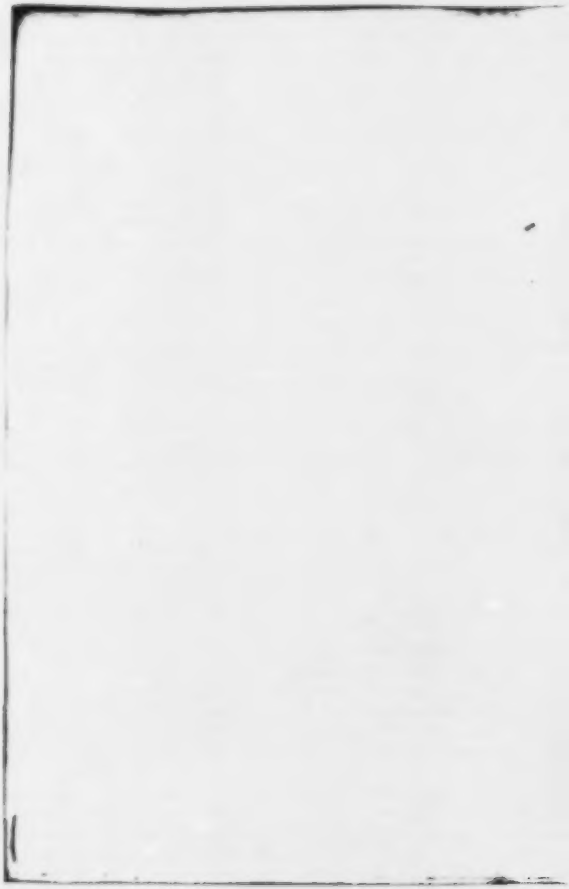
Berthold Auerbach.

Dritter Band.

Mannheim.
Verlag von Friedrich Bassermann.
1852.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Viertes Buch.



Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Zehntes Kapitel.

Ein Verstorbener, der in die vergessene Welt zurückkehrte und sie mit neuen Augen erschaute, so kam sich Eugen vor als er das Stadtleben betrachtete. Im Nebel zigarrenrauchend wie dampfende Gespenster eilen die Menschen stumm und hastig an einander vorüber, ihr Gruß entbehrt meist des begleitenden Wortes. Nur Dienende haben ein äußeres Kennzeichen ihrer Thätigkeit, die anderen gehen ledig umher. Eugen fühlte, wie es leicht kommen mag, daß die Bauern alle Gebildeten für Müssiggänger halten oder ihre Beschäftigung als Kleinigkeit und bloße Vergnügung ansehen können. Als erschaute er das zum erstenmale in seinem Leben, mußte Eugen viel darüber nachdenken, da ihm ein Offizier mit einer Frau am Arme und einem Kinde an der Hand begegnete. Wie ist es nur möglich, daß ein Mann, dessen Lebensberuf die Kunst zu tödten ist, eine Familie haben soll? Eine mit Bravour und feiner Galanterie und wol auch allbeliebter Ge-

müthlichkeit auswattirte Existenz auf die mordfertige Säbelschneide gestellt! Die Welt ist voll gräßlich lächerlicher Widersprüche. . . . Die Häuser stehen eng aneinandergepreßt und doch kennen die Nachbarn einander kaum, und wieder stand die räthselvolle Frage vor dem Geiste des Betrachtenden: was soll bei der immer mehr sich ausbreitenden Anhäufung der Städte aus den Menschen werden? Sie ermöglichen eine ungeahnte Culturhöhe, aber die Wurzel wird krank, die Herzen werden einander fremd und der Thauwuchs eines Kindeslebens in freier Natur, der über das ganze Dasein einen frischen Feldhauch ausbreitet — den Tausenden von Kindern hier ist das ein unbegriffenes Mährchen.

Eugen kam in die neuen Stadttheile, wo die hohen Häuser prangten, aber aus den Kellerwohnungen stiegen da und dort kummervolle Gestalten mit erdfahlen Gesichtern; Luft und Sonne ist den Armen genommen und ein Fluch stieg in dem Herzen Eugens auf, ein Fluch über Alle die da oben über den langsam vermodernden Gliedern ihrer Mitmenschen scherzen, musiziren und in gemüthlichen und geistreichen Conversationen sich ergehen, während Noth und Verderbniß unter ihren Füßen haust; wohl daß

ſie zittern vor dem umſchleichenden Würgeengel — das ewige Geſetz erfüllt ſeine Rache: auf ihren Teppichen vergeſſen die Satten der Frierenden und Hungernden und in den Armenhöhlen ſteigt auf ein ungreifbarer Todesqualm, ſchleicht ungeahnt hinauf in die ſchimmernden Gemächer und holt ſich ſeine Opfer. . . .

Eugen wäre gern hinein in die Häuſer und hätte die Menſchen ermahnt, ſich nicht Ruhe, nicht Labung zu gönnen, ſo lange ein Menſchenkind darbt; aber man hätte ihn als Schwärmer verlacht oder der Polizei ausgeliefert. . . .

Vor dem Schloſſe angekommen mußte er ſich beſinnen, was er eigentlich wollte. In den weitläufigen Gebäuden die mit dem Schloſſe zuſammenhingen, im ſogenannten Hofbau, wohnte der Direktor des geheimen Cabinets. Als Eugen nach langem Warten vorgelaſſen wurde und ſeine Bitte vorbrachte, erhielt er den Beſcheid, daß nach einer allerhöchſten Ordre keine Audienz in ſolchen Angelegenheiten mehr ertheilt werde, Eugen ſollte ſich indeß an den Miniſter des Hauſes wenden. Dieſer verwies dem Bittſteller mit ſtrengen Worten, daß er ſich zu ſolcher Angelegenheit hergegeben, es ſei das nicht Sache der Lehrer; er verlangte eine ſchriftliche Eingabe.

Beim Ausgange aus dem Miniſterialgebäude ſah Eugen den Fragſamenhändler in daſſelbe eintreten; er ſchien ihn nicht erkannt zu haben.

Eugen kehrte wieder in den Hofbau zurück und jetzt erinnerte er ſich, daß er hier ganz in den Fußtapfen ſeines Tauſchmannes wandelte. Hier wimmelte es von höheren und niederen Bedienſteten und ihren Familien; die Erinnerung an den Vergleich des Ausgewanderten, der dieſen Anbau des Schloſſes als die angebauten Sperlingsneſter am großen Storchenneſt bezeichnet hatte, ſchwebte als Lächeln auf dem Antlitze Eugens.

Die Bedienten der Bedienſteten lachten über den Bittſteller, der mehrmals in den langen Gängen ſtolperte, als er nach Frau von Schüttenhelm fragte.

Die Stiftsdame Theoroſa von Schüttenhelm wohnte ebenfalls im Hofbau, aber es dauerte lange bis ſie aufgefunden war. Gideon Kronauer, der ſtets ernſter Miene war, lächelte, ſo oft er von Theoroſa ſprach. Er nannte ſie ſtets die Reichstante oder auch die ewige Weihnachtskerze. Zu nicht geringer Verlegenheit Eugens war ſie oft Gegenſtand des Geſpräches zwiſchen Gideon und der Frau Pfarrerin; Eugen mußte

sich den Anschein geben als ob er die Vielbesprochene kenne, und doch war ihm Alles was er hörte nur ein Rahmen ohne Bild und er mußte sich manche Mißdeutung über seine Zurückhaltung gefallen lassen. Der Schluß aller Besprechungen, die nicht des Spottes ermangelten, lautete wie zur Sühne stets: sie ist eine gute Seele und ein Muster von Selbstaufopferung.

Böse Zungen behaupteten, Theorosa sei schon in der Schule gewesen, als man dort für den Verein der Philhellenen Charpie zupfte. Das ist aber schnöde Verleumdung. Im Polenkampfe der dreißiger Jahre ward sie zuerst ihres Berufes inne und seitdem ist sie bei allem Derartigen. Mit einer wahren Virtuosität zieht sie mit ihren feinen Händen die Fäden aus den Linnen und schichtet sie ordnungsgemäß. Für Schleswig-Holstein hat sie rastlos gearbeitet und gesammelt. Sie ist Mitglied des Vereins für entlassene Sträflinge, Mitgründerin mehrerer Kindergärten, Ehrenvorsteherin des Vereins zur Vertilgung des Cretinismus, der momentanen Suppenanstalten und Wohlthätigkeitsbälle gar nicht zu gedenken. Bei Gelegenheit der Wassernoth am See, die ein ganzes Dorf verheerte, hat Theorosa eine Arche Noah gebaut, natürlich eine

literarische, in die sie Alles was poetisch kriecht und fliegt, einsammelte. Auf dem See-Album prangte ihr Name als Herausgeberin. Von daher stammt auch ihre sehr reichhaltige Handschriftensammlung, da sie sich zu Beiträgen an sämmtliche Berühmtheiten Deutschlands gewendet hatte und sodann beim Vertriebe des Werkes Sendungen an alle Fürstinnen und Prinzessinnen Europa's richtete, von denen sie meist höchsteigene Handschreiben erhielt. Sie spricht oft davon, daß sie sich nicht berechtigt fühle, diese werthvolle Sammlung für sich zu behalten, sondern sie zu einem wohlthätigen Zwecke verwerthen wolle; dieß wird ihr schwerer, als sie sich bekennen mag, denn sie sagt immer: solch ein Autograph ist ein Stück von dem lebendigen Menschen, von dem wirklichen Leben, nicht blos in andere Form übertragenes. Bis die Sammlung zur entsprechenden Vervollständigung gekommen ist, ruht sie daher in schöner Mappe. Der Brennpunkt ihres Lebens, wo sie lauter Licht ausstrahlt, ist aber die Weihnachtszeit. Das ganze Jahr ist ihr nur der vorangehende Tag des Weihnachtsabends. An diesem Abend wird Tante Theorosa in vielen Städten von dankenden Lippen genannt, denn ein eigener

Postbote kommt um diese Zeit zu ihr, um die vielen Päckchen zur Beförderung abzuholen.

Alles das mußte sich Eugen vergegenwärtigen, als er endlich in einen großen Saal eintrat, wo es jahrmarktähnlich aussah; denn nicht nur lagen Kleider, Spielzeug und Speisen aller Art in großen Massen umher, auch viele Männer und Frauen trieben sich geschäftig durcheinander.

Als ein Mädchen, das an der Thüre stand, den eintretenden Fremden meldete, hörte Eugen aus vielen Päcken heraus:

„Das kann nicht sein, fragen Sie noch einmal."

Eugen mußte nochmals seinen Namen nennen und nun kam rasch eine schlanke hohe Gestalt mit einem um das Kinn gebundenen schwarzen Schleier auf ihn zu und blieb plötzlich wie erstarrt vor ihm stehen. Das aus der Ferne blasse Gesicht mit den feinen Zügen ward plötzlich von einer gleichmäßigen Gluth geröthet und die hellen wasserblauen Augen starrten den Betroffenen wie mit Grausen an.

„Sie wollen Herr Baumann sein?" fragte endlich Theorosa.

„Ich heiße so," erwiederte Eugen.

„Kommen Sie," winkte Theorosa. Eugen

folgte ihr in ein Nebenzimmer und im heftigſten Tone begann hier Theoroſa:

„Sie haben Fürchterliches gethan. Wer ſind Sie? Welches Spiel treiben Sie? Warum haben Sie den guten Baumann zur Auswanderung verführt?“

Eugen ſtand betroffen. Er hatte eine empfindſame Diakoniſſin erwartet und fand eine keifende Dame, die bei jedem Worte bis in die Schläfe hinauf roth wurde.

„Ich will annehmen,“ ſagte er endlich, „daß es zu den Nebeneinkünften meines jetzigen Berufes gehört, ſolche Begegnungen wehrlos hinzunehmen. Wollen Sie mir erſt ſagen, was Sie von mir wiſſen?“

Theoroſa ſetzte ſich ermüdet auf den nächſten Stuhl und berichtete, daß ſie vor wenigen Tagen zwei Briefe des Ausgewanderten auf Einmal erhalten habe und daß dieſer ſchreibe, ſein Einſteher werde ihr bereits Alles mitgetheilt haben und ſie möge ſich ſeiner gefahrvollen Lage annehmen.

Eugen ſah ſich nun genöthigt, abermals ſein Leben zu berichten; er erwähnte dabei weder des Verhältniſſes zu ſeiner Mutter, noch ging er überhaupt auf eine tiefere Begründung ein.

Die wiederholte Legitimation des innern Menſchen hat für den ſeiner reinen Zwecke bewußten Charakter etwas ſo peinlich Ueberflüſſiges, daß er im Vollgefühl ſeiner ſelbſt ſich leicht einer Verkennung ausſetzt, ja ſie herausfordert. Dies mußte hier der Fall ſein, denn Theoroſa ſagte aufſtehend:

„Sie haben eine wunderliche Paſſion, wenn es nicht was Schlimmeres iſt. Gräßlich! Wie lange wollen Sie noch in dieſer Situation bleiben?“

„Für immer. Ich baue ein Neſt in die Mündung einer geladenen Kanone.“

„Ich hätte Sie nach dem Briefe unſeres Freundes für ernſter gehalten,“ ſagte Theoroſa bitter lächelnd, „Sie wiſſen nicht, wie Sie mich in die höchſte Pein verſetzen. Vor drei Tagen bekomme ich den Brief unſeres Freundes. Die Weihnachtslichter brennen ohnedies dunkel mitten in der Todesnoth, in der wir hier ſchweben. Und jetzt, da Sie vor mir ſtehen, ich faſſe Sie nicht, mich wird es nicht verlaſſen, daß ich ſtets einen Menſchen vor mir ſehe, der in Tod oder Kerker geführt wird. Ich bin ſchon bei manchem Todten geweſen, aber Sie, Sie erſchrecken mich wie ein Selbſtmörder. Was führt Sie hieher?

Was haben Sie hier zu thun? O Gott! Wenn man Sie jetzt von hier wegholte und zum Tode führte? Gräßlich!"

Eugen nahm seinen Hut und verbeugte sich stumm, aber Theorosa nahm ihm zitternd das Versprechen ab, daß er etwa in einer Stunde, wenn die Geschenke für die große Armenbescheerung geordnet seien, wiederkommen müsse.

Es liegt oft ein eigenthümliches Mißgeschick darin, einem Menschen persönlich nahe zu treten, zu dem wir ohne unser Zuthun durch unser Verhältniß zu Anderen in nahe Beziehung gekommen sind; die erste Begegnung erhält leicht etwas unnatürlich Gespanntes, Bedrängendes. Eugen faßte diese seine Empfindung in die Worte zusammen:

„Es ist kein Lob für die Menschennatur und ihre Geschichte, daß sie Wort und Begriff Erbfeindschaft kennt, aber Erbfreundschaft nicht."

Dieses Hinausschwingen über persönliche Unbill in die Allgemeinbetrachtung verfehlte hier seine Wirkung nicht. Theorosa sah den also Sprechenden betroffen an, sie reichte ihm die Hand und ihr Blick hatte etwas eigenthümlich Glänzendes, als sie sagte:

„Entschuldigen Sie mich. Ich verlasse mich

darauf, Sie heute Mittag wiederzusehen. Urtheilen Sie nicht zu rasch über mich. Um meinetwillen sollen Sie nicht an den Menschen verzweifeln. Sagen Sie mir noch offen, sind Sie auch so ein Demokrat, der alle Wohlthätigkeit und Tugend aufheben will?

„Kennen Sie solche?"

„Ich kenne gar keine. Es soll mich freuen, wenn ich in Ihnen einen solchen kennen lerne, der die allgemeine Ansicht Lügen straft. Also auf Wiedersehen."

Auf der Straße wurde Eugen von einem lustigen Parademarsch begrüßt und er folgte seines Weges unwillkürlich dem Menschenknäuel, der der aufziehenden Schloßwacht im Takte sich anreihte. Die Menschen alle richten wieder ihre Schritte nach dem Takte der neuen Weisen, die sie umtönen; es gehört eine widerspenstige Gewalt dazu, sich davon los zu trennen. Dem sinnend im Gleichschritte mitwandelnden Eugen fiel es schwer auf's Herz, daß er vielleicht allein sich ausschließe von dem in's alte Geleise zurückgekehrten Weltgange ....

Als auf dem Schloßplatze die Offiziere in einen Kreis zusammentraten, um die Parole zu erhalten, stand Eugen im Geiste mitten unter

ihnen; er kannte ja all dieſe wichtigthuerischen Förmlichkeiten, er kannte das Treiben dort in der Offizierswachſtube, wohin jetzt ein Diener eine Compagnie langer Pfeifen und volle Weinflaſchen trug.

„Sie freuen ſich gewiß auch, ich ſehe es Ihnen an, daß wir wieder unſere ſchöne Ordnung haben? Wir bezahlen unſere Steuern, damit wir nicht ſelbſt regieren und Soldaten ſein müſſen. Hab' ich nicht recht?"

So redete ein zahnſtochernder behäbig ausſehender Mann Eugen an. Dieſer entfernte ſich ohne Antwort.

Im Stern traf er ſeine Gefährten in froher Weinlaune, ſie machten zwar verdrießliche Mienen als Eugen von einem ſchriftlichen Geſuche ſprach, unterzeichneten aber, als dieſes aufgeſetzt war, faſt ohne ein Wort davon zu leſen.

„Da habt ihr auch eine Weihnachtsbeſcheerung," rief der Sonnenwirth und reichte Eugen das neueſte Regierungsblatt; es enthielt in einer einfachen Verordnung die Aufhebung der in ſtrenger Geſetzesform verkündeten Grundrechte.

Es giebt Schickſalsſchläge und Ereigniſſe, deren unabſehbare Wirkung ſich im erſten Augenblicke gar nicht will erkennen laſſen, ſie treffen

ein ſtumpfes Gefühl, das erſt allmälig zum klaren Bewußtſein des Schmerzes erwacht. Eugen kam dieſe Verordnung faſt wie ein muthwilliger Hohn vor.

„Ich laſſe das Blatt auch unter Glas und Rahmen machen und bringe es dem Bachmüller, dann kann er's neben das alte hängen," ſpottete der Sonnenwirth.

Eugen wollte ſeine beiden Gefährten zur Uebergabe der Bittſchrift mitnehmen, aber ſie ließen ſich nicht dazu bewegen. Er ging allein und als er abermals zu Theorosa kam, ſchritt ſie ihm entgegen und ſagte:

„Ich will Ihnen ehrlich ſagen, warum ich ſo bitter war, ich weiß es jetzt und hab' es bekämpft. Es iſt mir eine ſchwere Laſt, daß ich jetzt Ihr Schickſal zu ſchlichten habe."

„Geben Sie ſich keine Mühe."

„Nein, nein, jetzt weiß ich einmal von Ihrem Geſchick und es läßt mich nicht ruhen, bis ich Sie in Sicherheit weiß. Ich kann noch nicht allen Egoismus in mir niederkämpfen, das hab ich heute wieder erfahren an Ihnen, darum verſpreche ich Ihnen auch doppelt, für Sie zu ſorgen."

„Wie denn?"

„Die Prinzeſſin Adelaide wünſcht ſchon lange meine Autographenſammlung. Ich hielt die ge-

botene Summe für zu klein. Jetzt muß mir die Prinzeſſin meinen Wunſch erfüllen und Gnade für Sie erwirken; es iſt ſo auch ein beſonderer Grund, Sie haben ja auch die Kunſtſchätze auf dem Sommerſchloſſe Falkenau vor den Freiſchärlern geſchützt. Machen Sie keine Einſprache, ich will ſehen, ob es nicht Erbfreundſchaft giebt; ich habe ein Recht auf die Ihrige."

Theoroſa erzählte nun aus den Briefen des Ausgewanderten, wie hochbeglückt ſich dieſer in ſeinem neuen Berufe fühle, er war jetzt Prediger und Lithograph und im Vorſtande des Vereins für den allgemeinen Frieden.

„Würden Sie in Ihrem jetzigen Berufe ausharren, wenn Sie frei wären?" fragte Theoroſa nach langer Beſprechung, in der ſie ſich wirklich freundlich gefunden hatten.

„Ich könnte es um ſo leichter."

„Können Sie ſich denn in Ihrer gefahrvollen Lage nur eine Stunde wohl fühlen?"

„Meine Lage iſt nicht dem Weſen nach, ſie iſt nur im Grade verſchieden von allen, die ihr deutſches Vaterland lieben. Wer ſich jetzt nur eine Stunde vollauf wohlfühlen kann, hat kein Vaterland."

Theoroſa wurde über und über roth, ſie

ſprach lange nichts, dann verbürgte ſie ſich dafür, daß er vollkommen beruhigt ſein dürfe, ſie würde alle ihre ausgebreitete Counerien dafur einſetzen und verſprach ein fröhliches Wiederſehen im Frühling.

Es war Abend geworden als Eugen in das Wirthshaus zurückkehrte, und ſtaunend, als ſähe er's zum erſten Male, betrachtete er die lange Reihe der Gasflammen in den Straßen hüben und drüben, die in der Ferne immer näher zuſammenzurücken ſchienen.

In den dunkeln Dorfſtraßen muß Jeder ſein eigen Licht mit ſich tragen, hier aber iſt ein allverbreitetes, allgemeines. Iſt es mit dem innern Leben auch ſo?

Nachdem er noch ein ſchwarzes Mancheſter-Wamms für Lipp gekauft hatte und in den Stern zurückkehrte, vernahm er, daß mehrere ſeiner ehemaligen Schüler dageweſen ſeien, um ihn zu begrüßen; er drängte nun um ſo mehr darauf, daß man alsbald abreiſe.

Der Sonnenwirth hatte allerlei Einwände und als er endlich nachgeben mußte, war er bei der Abfahrt nirgends zu finden. Er wollte wahrſcheinlich nach dem mißlungenen Bittgange dem erſten Anſturme im Dorfe aus dem Wege gehen.

Elftes Kapitel.

Viele Menſchen vergeſſen nichts leichter, als daß man einſt gut und aufopfernd gegen ſie war; ſie halten nicht feſt an dem unwandelbaren Gemüthe, aus dem ſolches ſtammte, ihnen gilt nur die einzelne That, die ſich bald verbraucht. Wird dann ein Herz durch Mißtrauen und Undank verhärtet, ſo rufen ſie: es war nie echte Tugend in ihm.

Das erfuhr Eugen nach der Heimkehr in allerlei gröberen und feineren Sticheleien, die gegen ihn losgelaſſen wurden. Der Rainbauer, noch mehr aber der nachfolgende Sonnenwirth, hatte viel zu erzählen, daß ſich Eugen in der Hauptſtadt den ganzen Tag habe kaum bei ihnen ſehen laſſen und wahrſcheinlich allerlei Bekanntſchaften nachgelaufen ſei.

Eugen verſchmähte es, ſich zu rechtfertigen und als er einſt ſeinem Unmuth bei der Kirchbäuerin Luft machte und den Vorſatz ausſprach, ſich nie mehr zu ſolchen Angelegenheiten herzugeben, erwiderte dieſe:

„Man muß ſich nichts verſchwören, als daß man ſich nicht ſeine Roſ' abreißt."

Eugen war nur Einmal auf wenige Augenblicke in der Bachmühle geweſen. Er hatte von Lipp gehört, daß der Waldkönig da ſei, um den Verſpruch zwiſchen Bernhard und Bittere fertig zu machen; es handle ſich nur noch darum, daß der Waldkönig verlange, das junge Paar ſolle nach Trenzingen überſiedeln, was beſonders die Bachmüllerin nicht zugeben wolle.

Eugen hatte einen Stich mitten durch's Herz empfunden, als er die Nachricht vernahm Es wollte nichts nützen, daß er ſeine Zuneigung zu Bittere ableugnete und ſich vorhielt, daß es ein Frevel wäre, ein neues Daſein an ſich zu ſchließen. Er ſah doch Jedem bitter fragend in's Geſicht, ob er ihm nicht die Brautſchaft Bittere's verkünde.

Das ganze Dorf ſchien überhaupt in den vier Tagen ſeiner Abweſenheit eine ganz andere Geſtalt gewonnen zu haben; des Schäufler-Davids Marie war Braut mit dem Metzgerburſchen, dem Bruder des Lammwirths in Röthhauſen, geworden; der Haſenſchartige, der beſte Schüler Eugens, der ſchon mehrere Wochen kränkelte, war geſtorben und begraben, und Eugen wollte

es nicht faſſen, daß ſo plötzlich ein junges Leben in den Boden geſunken war.

Was im eigenen allmäligen Anſchauen noch eine gewiſſe Beſänftigung in ſich ſchließt, verurſacht durch plötzliches Innewerden eine ſchreckhafte Erſchütterung.

Im Hauſe des Kirchherrn war eine gewitterſchwüle Stimmung, die drei Mädchen gingen mit niedergeſchlagenen Augen umher und beſonders der Huſchel ſah bleich und verhärmt aus. Hier wurde nicht nur empfunden, daß wieder eine Geſpielin von ihnen verleit war, der Huſchel ſchien ſich auch auf den Verhardt Hoffnung gemacht zu haben. Dazu kam noch die Bewegung der Gemüther um die verlorene Zuverſicht auf Begnadigung. Wen mag es wundern, daß die Nachricht von Aufhebung der Grundrechte hier kaum beachtet wurde? Nur der Lehrer von Alefeld, der jetzt zum Beſuche kam, trübte ſeine Freude darüber aus und er hielt Eugen für einen ſchadenfrohen Menſchen, der ihm nur ehrlich ſagte, daß damit die Patronatsſtellen noch nicht wieder errichtet ſeien.

Die Weihnachtszeit war für Eugen mild herangekommen. Er hatte die Geſchenke, die er von Thereſia erhalten, der Pfarrerin zum Ver-

theilen übergeben; er fürchtete ſein Verhältniß zu den Kindern zu gefährden, da er nur Wenige beſchenken konnte. Nur die Beſchenkung Ruſele's und ihres Chriſtoph hatte er ſich vorbehalten.

Am Weihnachtsabend hatte er für Lipp und Bartelmä Lichter entzündet und während der erſte voll Dankes war und Eugen bat, daß er heute Abend ſchon die neue Jacke anziehen dürfe, war Bartelmä bei dem guten Grog voll burſchikoſer Laune, die er theils in Witzen auf den Reichskrüppel ausließ, theils gegen Eugen kehrte.

„Du biſt gerade wie die Reichsverſammlung," höhnte er, „die Vittore iſt Preußen, die Stephanie iſt Oeſtreich mit all ſeinen Nationen; du haſt beide im Sack und kriegſt gar keine. Und die Bachforelle iſt gar geſotten geweſen. Weißt wann eine Forelle richtig geſotten iſt?"

„Wann?"

„Wenn ihr die Augen zum Kopf heraus-ſtehen, und ich hab die Vittore geſehen, wie ſie dir nachſchaut."

Lipp ſah verwundert drein, daß es dem Knechte geſtattet war, ſeinen Herrn mit Du anzureden.

„Wir ſind doch prächtige Kerle," rief dann Bartelmä wieder aus, „ich möcht' wiſſen wie

es einem altbackenen Geheimrath zu Muthe wäre, wenn er einmal Morgens aufſtünde und man ſagt ihm: Guten Tag Herr Müller, oder Herr Stühle, oder Herr Knöpfle, Titel und Amt ſind mit dem Schnee vergangen und Beſoldung und Penſion auch, wie willſt du nun dein Brod verdienen und dein Mittagsſchläfchen? Dem Kerl blieb nichts übrig, als ſich an einer Aktenſchnur aufhängen."

Eugen, der die Redſeligkeit Bartelmä's auch in anderer Beziehung fürchtete, ſchickte ihn nach Hauſe, indem er einen nothwendigen Beſuch vorſchützte. Er ging in der That hinaus nach der Bachmühle. Droben war Alles erleuchtet, aber laute Stimmen lärmten durcheinander; der Bachmüller ſchien in Streit mit einem Manne, der fluchend auf den Tiſch ſchlug.

„Ich hab nachgeben, wenn ſchon ein Klecks in deiner Familie iſt," rief der Fremde mit mächtiger Stimme, „aber das iſt eine Lumpenwirthſchaft; meinen Buben in's Haus ziehen und ihn in's Geſchrei bringen. Gieb dein Mädle dem Schulmeiſter, ich wünſch' ihr Glück und Segen dazu."

„Davon iſt gar kein Red," beſchwichtigte der Bachmüller, „ſie haben nichts mit einander,

und wenn's wär', ich hab' dir ſchon hundertmal geſagt, ich geb meine Tochter nie einem Schulmeiſter, nie."

„So bind' ſie an oder laß ſie auf deinen Baron — "

„Jetzt iſt genug, genug ſag ich," rief der Bachmüller, man hörte einen Stuhl fallen „und wenn du noch ein Wort ſagſt, ich fürcht' ſo einen Flözerkerl wie du mit ſammt deinem Jungen nicht. Wenn du nicht der Bruder meiner Frau wärſt . . . . Gut Nacht."

„Komm her," erwiederte es, „und du fallſt um wie ein Kegel und ich ſchlag dich zuſammen, daß alle Weiden an deinem Bach dir die Knochen nicht mehr zuſammenbügeln."

Zwei Männer gingen ſchweren Trittes die Treppe herab. Eugen war unwillkürlich zum Horchen gekommen, er blieb jetzt in ſeinem Verſteck im Erlengebüſch und ſah Bernhard mit einem gewaltigen ſtarken Manne in breitem Hute, dem ein zottiger großer Hund folgte, den Weg nach dem Dorfe einſchlagen.

Der Breithutige ſtand ſtill, ſtampfte auf den Boden und knirſchte ingrimmig: „Wär' mir lieber ein ſechsgleichiger Floß zum Teufel gangen, als daß man mir nachſagen ſollt': es giebt ein

Mädle das meinen Buben nicht gewollt hat. Und wenn mir das unser Herrgott vom Himmel heruntergesagt hätt', ich hätt's ihm nicht glaubt. Wenn mir einer das erzählt hätt', ich hätt' ihm die Zähne in den Rachen geschlagen, daß er daran erstickt wär. Himmelhöllendonner! Ich schäme mir die Augen aus dem Kopf heraus, aber du bist an allem schuld; mit deinem überstudirten Wesen hast du das Mädle verscheucht. Geschieht mir aber schon recht, warum hab ich deiner Mutter nachgeben und hab dich zu den studirten Lichterziehern in die Stadt geschickt. Ich bin der Waldkönig, dich wird man nicht so heißen, das weiß ich."

Wie Eugen aus dem Dunkel an den hellen Mondschein hinaustrat, so stand auch seine Seele im Licht, er hörte auf keine innere Gegenrede mehr, ihn erfüllte nur der eine Gedanke: Bittore ist frei! Und um deinetwillen! Woher wissen aber die Menschen, was du selber kaum weißt? Wie von Geisterhand abgestreift waren alle Hemmungen und Zügelungen, die Besonnenheit und banges Zagen noch auferlegen wollten; Eugen war noch jung genug, um frohmuthig über alle Schranken hinwegzusetzen und nicht der Winterfrost, in dem er stand, überschauerte ihn,

ein namenloſes Gefühl durchzuckte ſein ganzes Weſen und er ſtand ſtill mit gefalteten Händen und fühlte eine Thräne in ſein Auge dringen. In ſeinem Herzen ſprach ſich's wie ein Gebet: O du allwaltende geheimnißvolle Macht! Das Leben der Pflanze wie das Schickſal des Menſchen beſtimmſt du zu ſeiner nothwendigen Erfüllung; ich bin ſtündlich bereit zu ſterben für meine Mitmenſchen und ein Freudenruf ſei mein letzter Hauch, wenn ich weiß, daß die Ueberbleibenden in Freiheit und Friede wohnen. Und ſind ich dieſe ſelbſt in meinem eignen Leben, ſie ſollen mich nur erkräftigen, der freudige Genoſſe all meiner Brüder zu ſein und ſie zu beglücken aus beglücktem Herzen . . . .

Es giebt Erregungen, in denen der Menſch nicht anders kann, als das Heiligthum des innerſten Herzens im Geiſte vor ſich aufſtellen; da wölben ſich von unſichtbarer Hand heilige Hallen, in denen die Andacht zitternd und jubelnd ihre Chorale erklingen läßt und was tief im Herzen wohnte und was tief verborgen das All durchzieht, es ſchlingt ſich in Eins zuſammen und aufgelöſt in die Unendlichkeit und doch wieder gehalten in der klopfenden Bruſt iſt die Erlöſung eingezogen in ein Menſchenherz.

Hier iſt der heilige Springquell aller Poeſie und Religion, es ſtrömen die Wellen hinaus und ſie kehren wieder, als Thau, als Regen aus ſegnender Wolke.

Eugen hob eine eiſige Scholle auf und in ihm ſprach's: Wohl mir und nimmer müde ſei mein Arm und nimmer müde mein Geiſt, wenn mir gegeben iſt, ein Leben der fruchtgeſegneten That. O daß mein Geiſt ſo hell, meine Kraft ſo wach bliebe bis zu der Stunde, da man mich in den heimiſchen Boden einſenkt . . . .

Und wie er jetzt aufblickte, leuchtete ein Stern über dem Hauſe Vittore's und ſein Glanz wurde immer freundlicher und es war wie ein Mutterauge, das auf dem Kinde ruht. Freudiger ſchauten jene Könige der Sage nicht auf nach dem Sterne in dieſer Nacht, als Eugens Blick erſtrahlte, und wie er jetzt ſein innerſtes Denken vor ſich hingeſtellt hatte, ſo war's, als ob ſein Augenſtrahl zum Sterne oben geworden, und Stern und Blick war eins.

O du heilige ewige Allmacht der Liebe!

Jetzt ſchauerte Eugen nicht mehr, er fühlte das Brennen ſeiner Wangen und wie die allſtrömende Luft die Bruſt durchzieht und zum Leben in ihr wird, ſo fühlte ſich Eugen eins

mit der Welt, mit den Menſchen, mit der Erde, mit den Sternen, es gab kein Sehnen mehr, es war zur Liebe geworden.... Wäre Vittore jetzt gekommen, er hätte ſie ohne Zagen an ſein hochſchwellendes Herz gedrückt, aber es kam Niemand und die Lichter wurden verlöſcht, doch der Stern am Himmel glänzte fort in immer höherer Pracht.

Wie ein muthwilliger Knabe ſprang Eugen hinaus in das Feld und tauſend Lieder zogen durch ſeine Seele, er wußte nicht, waren es eigene, waren's fremde; was je eine Menſchenlippe geſungen, was je einem Menſchenohr geklungen, es war ſein; es waren nicht Worte, nicht Weiſen, aber ſie waren voll ſeligen Klanges.

Zwölftes Kapitel.

Am andern Morgen berichtete der allzeit dorfkundige Lipp:

„Der halbseidene Waldprinz Bernhard ist doch noch Bräutigam geworden, das hätt' Niemand mehr gedacht, daß die noch zusammenkommen, ja, die Alte ist gescheit."

Wenn es Lipp darauf angelegt hätte, Eugen mit der verkehrten Form seiner Berichte zu quälen, hätte er es nicht geschickter machen können.

„Mit wem denn?" fragte Eugen erbleichend schon zum drittenmale.

Lipp nickte ruhig, er war nun sicher, daß das Gerede mit Vittore nicht grundlos war.

„Rathet einmal," sagte er pfiffig und erst als Eugen unwillig wurde, ließ er sich vernehmen: „Mit dem Huschel. Das ist ein Jubel in des Kirchbauern Haus. Die Kirchbäuerin ist seit gestern um drei Zoll dicker worden und bringt ihren Kreuzschnabel gar nicht mehr zusammen; die überhüpften Mädle thun freundlich

und möchten einem doch die Augen auskratzen. Man ſagt, die Sabine heirathet einen Schullehrer," ſchloß Lipp liſtig blinzelnd. Es war offenbar, daß er ſich gegen Eugen mehr herausnahm, ſeitdem dieſer die Bruderſchaft Bartelmä's geduldet hatte. Eugen brach raſch ab und verwies Lipp jede ſolche Rede vor ihm.

„Höret nur noch, wie geſcheit die auf dem Beichtſtuhl ſein will," fuhr Lipp unterwürfiger fort. „Vor einer Stunde pöpperlet ſie an's Fenſter wie ich vorübergeh und winkt mir herauf. Da ſitzt ſie wie der Schlittengaul von einem Bierbrauer und ſie giebt mir ein Stück friſchen Zuckerſtaden und macht mir das Maul ſüß, weil ſie weiß, daß ich viel herumkomm' und ſagt: Lipp, du darfſt auch frei erzählen, daß die Vittore unſern Bernhard nicht gemöcht hat; wir haben das ſo ausgemacht, du weißt wohl, ihm kann's ja eins ſein, daß man das von ihm ſagt, aber einem Mädle könnt' das ſchaden, drum bleibt's dabei, verſtanden? Sie hat ihn nicht gemöcht. — Ich ſtell' mich dumm und ſag: Ja, es ſoll ja auch wahr ſo ſein. Ja das iſt ganz recht, ſagt ſie wieder, es iſt uns rechtſchaffen lieb, wenn man das ſagt, du verſtehſt mich wohl. Sie macht dabei ihr Na-

poleonsgeſicht, wie der Kaidl immer geſagt hat, und blinzelt mit den Augen, wie wenn ſie ſo ein Gutedel wär' und das freiwillig auf ſich nähm', was ſie doch nicht anders kann. Der Vittore kann Alles eins ſein. Wenn ſie Keiner mehr will, nehm' ich ſie vom Fleck weg."

Eugen ſchickte den läſtigen Zuträger fort. Es war ihm doch zuwider, daß ſo viel über Vittore geſprochen wurde; er mußte jetzt der ſeltſamen Dinge gedenken, die er geſtern Abend gehört: von einem Klecks in der Familie, von der Schwägerſchaft und von dem unerklärlichen Ausſpruche des Bachmüllers, daß er ſeine Tochter nie einem Schullehrer gebe. Eugen hatte Niemanden mehr, den er vertraulich befragen konnte und wenn er ſich jetzt nach den Familienbeziehungen in der Bachmühle erkundigte, ſtellte er ſich und Vittore neuem Gerede preis.

Aber was iſt dabei zu gefährden?

Das Verſprechen Theoroſa's, daß ſie ſich für ſeine Sicherheit verbürge, das er Anfangs faſt gleichgültig angeſehen hatte, baute ſich vor ſeinem Geiſte immer mehr zur feſten Zuverſicht aus, daran kein Zweifel mehr zu rütteln vermochte. Dagegen ſtiegen jetzt wieder andere Grübeleien auf und er fragte ſich, ob er dazu

eine neue Welt in ſich und um ſich her auferbaue, um in den Armen eines Mädchens die Ruheſtätte zu finden. Er ſchalt ſich wieder, daß ſein vorherrſchendes Streben für das Allgemeine ihn zur Liebe unfähig mache, aber aus der Tiefe des Herzens ſprach eine Stimme: gedenke wie du am geſtrigen Abend in und mit dem All dein Herz und das des Mädchens umſchloſſen. Und wieder ſprach eine Stimme: Du haſt dich einem Gebilde deiner Gedanken verlobt. Haſt du nur ein Wort von ihren Lippen gehört? Auch deine Liebe iſt nur in dir. Freue dich, daß du die ſüßeſte Empfindung gekoſtet, aber ſuche ſie nicht außer dir.... Und warum vergißt du ſo ganz deiner Mutter?....

Eugen ſaß in ſchwerer Betrübniß.

Oft iſt es, daß man eines Menſchen gedenkt und wie durch ſolchen Geiſtesruf angezogen tritt er plötzlich vor das freudig erſchreckte Auge. Mag ſein, daß man oft aus dem Ergebniſſe ſich rückwärts eine Ahnung ſchafft und ſo die Mythenbildung, die ſich wunderſam an große Weltereigniſſe anſchließt, im kleinen Leben nachahmt; gewiß aber iſt auch, daß ſich ein unerklärbares Weben der Gedanken mitten durch die offenbare Welt hinzieht.

„Ich habe die Mutter gefunden," ſagte plötzlich eine fremde Stimme.

Eugen ſchaute betroffen auf, das Ruſele ſtand vor ihm, es war unhörbar auf großen Filzſchuhen durch die angelehnte Kammerthüre eingetreten.

„Was bringt ihr?" fragte Eugen leiſe, nachdem er den Lipp aus der Kammer fortgeſchickt hatte.

Ruſele erzählte nun, daß bei Letzweiler, wo der Kopfrechner wohnte, eine hinterſinnige Häuslerswittwe lebe, die von vornehmer Abkunft ſein müſſe, ſie ſei vom Rhein hergekommen und welſche immer und rede von einem „Scheranfang," er werde vielleicht wiſſen, was das heiße. Eugen ſchauderte, da er dieſes Wort als cher enfant deutete. Wäre nicht beſſer, die Mutter nie zu finden, als in ſolchem Zuſtande? Eugen athmete freier, als Ruſele berichtete, daß die Frau gut ſechszig Jahre alt und ſchon ſeit dreißig Jahren Wittwe ſei. Das war die Mutter nicht und das Geheimniß des Kopfrechners war auch zu nichte. —

Ruſele ſtand noch in der Thüre, als Kronauer eintrat, ihm vorauf ſprang Troll liebkoſend an Eugen hinauf. Kronauer überlieferte den

Hund als ein Geſchenk Stephanie's und übergab ſeinerſeits eine Doppelflinte mit einem gezogenen Lauf für die Kugel und einem Flintenlauf für den Hagel nebſt allem Zubehör als „voreiliges Neujahrsgeſchenk," da Eugen wol dieſe freien Tage bis zu Neujahr noch zum Jagen benutzen könne; er wies ihm dazu ſein Revier an, das bis nach Alsfeld reiche, es ſei ehedem viel jagdbares Hochwild darin geweſen, aber ſeit dem Jahre 48 ſei Alles ausgepürſcht.

Während Eugen die Zutulichkeit Trolls erwiederte, der den Kopf auf ſeinen Schooß gelegt, treuherzig nach ihm aufſchaute, ſprach er ſeinen Dank aus und geſtand offen, daß er ſich überraſcht fühle, Geſchenke annehmen zu müſſen; er wolle dieſe hier zwar nicht ablehnen, aber aus dem Dorfe nehme er nichts weiter an.

„Ich erkenne die ehrenhafte Empfindung, die dabei zu Grunde liegt," ehtgegnete Kronauer, „aber Sie handeln damit unrecht. Es heißt auch Gutes thun, wenn man Anderen geſtattet, gut gegen uns zu ſein."

„Das kann man gegen mich auf andere Weiſe."

„Allerdings, aber dieſe iſt eine entſchieden faßliche. Wenn die alten Religionen Opfer vor-

ſchrieben, ſo wußten die Weiſen wohl, daß dem höchſten Weſen nichts damit geleiſtet iſt, aber die Opfernden leiſten für ſich damit."

„Sie machen mich alſo zum Opferaltar?" ſagte Eugen lächelnd.

„Wenn Sie es ſo nennen wollen," erwiederte Kronauer und Eugen ſchwieg. Sich beſchenken laſſen und überall hin Dank ausſprechen, ſein innerſtes Weſen empörte ſich dagegen. Er ſagte ſich, daß ſein Widerſtreben nicht auf einem ſtehen gebliebenen Stolze aus ſeiner Vergangenheit beruhe, er ſah in dieſem Verhältniſſe nur einen traurigen unberechtigten Ueberreſt aus der alten Abhängigkeit der Lehrer.

„Ich habe noch nicht mit Ihnen davon geſprochen, daß die Grundrechte aufgehoben ſind," begann Kronauer wieder. „Der eine Punkt, der Sie beſonders betrifft, den hätte ich nie verwirklicht gewünſcht. Dieſe Aufhebung des Schulgeldes zerſtört eine ſittliche Bedingung. Ich kenne und ſchätze die Rückſicht für die Armen, aber verdienen machen iſt beſſer als ſchenken und ein natürlich gerechter Zug der Selbſtachtung läßt das Geſchenkte auch minder ſchätzen. Das Schulgeld iſt geregelt, bei den Vermögenden ſogar Zwang. Laſſe man doch den Menſchen den Reſt

der Selbſtbeſtimmung und zerſtöre ihn nicht durch übel angebrachten Zartſinn."

Trotzdem Eugen dieſe Gründe einleuchteten, konnte er ſich doch noch nicht zur Uebernahme ihrer Folgen beſtimmen. Was läßt ſich nicht Alles nachträglich mit falſcher Gemüthlichkeit aufputzen! Dir Aeußerungen Kronauers erſchienen ihm nur als ein humaner Firniß für eine feudale Starrheit, der er nur die Worte entgegenſetzte:

„Das beſte, was man lernt, muß in der Luft der Zeit liegen, aber der geregelte Unterricht muß auch frei ſein, unentgeltlich wie die freien Elemente, Luft, Waſſer und Licht; er iſt ſelbſt ein Element der neuen Welt."

Kronauer berief ſich auf die Praxis, die ihn bekehren werde und hier klaffte wieder der Gegenſatz der beiden Männer auf, die ſich gerade ſo friedlich begegnen wollten; denn Eugen verwarf unbeugſam die Annahme, daß ein in ſich nothwendiger Gedanke durch eine bloſe Thatſache beſeitigt werden dürfe, vielmehr müſſe die Praxis als falſch betrachtet werden, ſo weit und ſo lange ſie der Verwirklichung des reinen Gedankens entgegenſtehe.

Kronauer ſchwieg eine Weile, dann ſprach

er mit ungewohnter Heftigkeit über das Vermorſchen alles geſetzlichen Bodens durch Aufhebung der Grundrechte, er verfluchte jedes Wort der Mäßigung, das er einſt geſprochen hatte.

„Die Gewalthaber haben jede Scham aufgegeben und das Volk wird jede Achtung vor ihnen aufgeben," rief er zornig, „und doch iſt Deutſchland nur durch eine ſtarke monarchiſche Gewalt zu retten. Der Held, der die zerſtreuten Kräfte ſeiner Zeit in ſich vereinigt, hat nicht nur das Recht, er hat auch die Pflicht, unbedingt zu herrſchen; denn ſeine Herrſchaft über die Welt iſt nur die Herrſchaft über das ihm offenbare, ihm eigen angehörige Weſen der Geſammtheit."

„Die Zeit des Meſſias für Alle iſt vorbei," entgegnete Eugen, „jeder Einzelne muß Meſſias ſein."

Kronauer erklärte ausführlich ſein Ideal der ſich allmälig ausbildenden demokratiſchen Monarchie. Eugen erwiederte nichts und brach dann ſchnell ab, indem er über Stephanie ſcherzte, die ihn nun doch zum Jäger mache; er fragte dann, ob er ohne Gefährdung ſeiner Stellung dieſes zeitweilig ſein dürfe.

Kronauer beruhigte ihn darüber, indem er

den belagerungszuſtändlichen Gewehrpaß überreichte. Als er weggegangen war, fühlte Eugen bei aller Grundverſchiedenheit ihres Weſens doch eine innere Erquickung, die ihm dadurch ward, daß er dieſem Manne naheſtand.

Jeder wahrhaft Denkende ſteht in einem eigenen Sonnenſyſtem von Ideen, und wird es dem andern auch ſchwer, ſich in den Mittelpunkt desſelben zu verſetzen, er fühlt doch in der Einwirkung noch eines ſelbſtleuchtenden Weſens alsbald Wärme und Licht auf ſich eindringen.

Indem Eugen in ſeinem höheren Streben erweckt worden war, fühlte er ſich auch plötzlich aus allem Wirrwarr der Empfindungen herausgeriſſen und hellen Auges ging's hinaus in das ſchneeige Feld. Eugen erkannte die Fußtapfen, die er geſtern Nacht auf ſeinem herzbewegten Gange zurückgelaſſen; jetzt wandelte er in neuer Freude in ihnen und laut ertönte ſeine Stimme im Geſang. Der Hund ſprang immerdar hoch auf vor Freude, er ſchien die verkörperte Jagdluſt des Wandernden zu ſein. Erſt im Walde hielt Eugen an und rief dem vorausgeeilten Hunde: Schatzhauſer! Der Hund kam raſch herbei, ſtand eine Minute zitternd vor Eugen, legte ſich

dann vor ſeinen Füßen nieder und ſchaute nach ihm auf mit einem Blicke, in dem eine unausſprechliche Empfindung lag; es lag gewiß der Dank darin, daß er nun wieder von ſeinem alten Herrn ſeinen rechten Namen hörte.

Dreizehntes Kapitel.

Eugen konnte ſich in vergangene Zeiten verſetzt glauben, er ſchweifte wieder bewehrt, mit ſeinem treuen Schaffhauſer an der Leine, durch den Forſt; aber eine neue Gedankenwelt bewegte ſich in ihm und ließ ihn die Fährte des Wildes im Schnee nicht bemerken.

Ein Rehbock kam aus dem Buſche, ſchaute ſtutzend nach dem Jäger um und buſch war er fort. Eugen ſuchte ihm den Wind abzutödten und wendete ſich ſeitab, die Stauden knackten unter ſeinen Füßen, er rannte unaufhaltſam fort, bis er endlich abließ. Schaffhauſer ſchien wirre von der wieder ungewohnten Jagd und Eugen ſelbſt fühlte ſich davon abgezogen. Sein Gewehrpaß diente ihm jetzt nur zu einer innern Legitimation, um frei wohlgemuth durch den winterlichen Wald zu ſtreifen.

Drei Tage ſchweifte er vom Morgen bis zum Abend ſo umher, ohne Feder oder Haar zu treffen.

Er konnte Alles wie neu betrachten und selbſtvergeſſen die bläulichen Schatten im Schnee beobachten; das ganze Winterleben des Waldes ging ihm auf als ſähe er's zum erſtenmale.

Hätte ihn Deeger in dieſen Tagen beobachtet, er hätte ihn ob ſeines Idealismus weidlich ausgeſcholten, denn er wandelte ſtets im Gedanken an Vittore umher und freute ſich deſſen, ohne einen Schritt nach der Bachmühle zu lenken; ihm genügte das Frohgefühl der Liebe, das er ſich aus neuerwachten Zweifeln herauserobert hatte; ſtill in ſich verſchloſſen wollte er dieſe Empfindung halten, bis vielleicht eine glückliche Löſung ihre Offenbarung gewähre und bliebe dieſe verſagt, ſo ſollte ſeine Liebe Niemanden Kummer bereiten, als ihm. Immer wonniger und von hellem Schimmer umfloſſen, erſchien ihm das Bild Vittore's, jede ihrer Bewegungen, jedes ihrer Worte von der erſten ſo ſeltſamen Begegnung an; es war nur zu fürchten, daß in dieſem innern Ausmalen die wirkliche Erſcheinung leicht der Verkennung ausgeſetzt ſein mußte.

Am vorletzten Tage des Jahres ſchoß endlich Eugen in der Nähe von Alsfeld einen Haſen, er eilte damit in das Haus ſeines Amtsbruders

und ſchenkte ihm die Beute. Die Frau, die jetzt hochſchwanger war, bedankte ſich dafür unter beſtändigem Kichern, ihre Mienen verzerrten ſich aber, als Eugen das Thier enthälgte und den Balg in die Jagdtaſche ſchob; ſie gab ſich alle Mühe, ihre Enttäuſchung nicht merken zu laſſen und war überaus freundlich, ſie ſprach mit Behagen von dem nahen Neujahrstage und wie gerne ſie tauſchen und die Erlenmooſer Geſchenke für die Aloſelder nehmen würde. Eugen fiel erſt jetzt ein, daß er zur Verhinderung der Geſchenke noch nichts gethan habe; er nahm ſich jetzt vor, die Gewohnheit frei gewähren zu laſſen, da er dieſe beträchtlichen Nebeneinkünfte nicht für einen etwaigen Nachfolger in Frage ſtellen oder gar aufheben durfte.

Die Frau ſcherzte noch über den Lehrer auf der Jagd und ſagte, ſie könne keinen Hund erhalten, ſie könnte ihm nichts als Anſchläge und Plane zu freſſen geben, er werde das auch einſehen lernen, wenn er nicht eine Reiche heirathe.

Eugen äußerte ſeine Freude, wie nett jetzt hier Alles ſei und wie wohl aufgeräumt die „Frau Colleza“.

„Ja,“ ſagte die Frau, „wenn man um's liebe Brod ſorgen muß, da ſieht man aufrecht

wie ein leerer Mehlſack, da iſt man oft unwirſcher als man verantworten kann.“

Die ausgeſprochene Freude Eugens über dieſe Bemerkung erſchien der Frau als Höflichkeit, ſie wußte nicht wie wehmüthig und doch wieder wie freudvoll es ſein Herz bewegte, auf dem Grunde ihrer Seele eine Güte wahrzunehmen, die leider nur durch ein rauhes Schickſal verkehrt wurde.

Eugen gab kein beſtimmtes Verſprechen auf die Frage, ob man ihn vorkommenden Falls zu Gevatter bitten dürfe, er entfernte ſich raſch, als die Lehrerin hinzufügte, er werde nicht weit ſuchen brauchen, um eine Gevatterin zu holen; er werde nicht heirathen, ſchloß Eugen.

„Da werdet ihr euch in der Mühle vermehlen, das iſt vernehmer,“ rief noch witzig raſch die Lehrerin dem Weggehenden zum Fenſter hinaus.

Es dämmerte ſchon als Eugen durch den Wald heimſchritt, die Abendglocke läutete in Alsfeld und wie angerufen antwortete ihr alsbald die von Erlenmoos; über dem ſchneebedeckten Felde klangen die Glocken ſo hell und weit, die Raben krächzten auf den ſchneebuſchigen Föhren und flogen auf und nieder. Eugen ging hill dahin und hielt die Flinte vor ſich in beiden

Armen, ein Wild, das ihm jetzt in den Schuß kam, war sein. Da hörte er etwas rascheln im dürren Laub und dort unten, wo die Meilerstätte war, schwankten die Stauden des Gebüsches. Er stand still, horch, ein verhaltenes Stöhnen, das ist eine Menschenstimme, und jetzt tönt es dumpf wie Faustschläge; es wälzt sich etwas im dürren Laub. Eugen sprang rasch die Schlucht hinab und als er den Busch zertheilte, sah er ein riesiges Weib auf einem Manne knieen und ihn ans Leibeskräften treten und schlagen. „Halt ein!“ schrie Eugen. Das Weib entfloh mit höllisch dumpfem Gelächter.

Eugen erkannte in dem Niedergeworfenen den Fragsamenhändler, er löste schnell das Tuch mit dem ihm der Mund zugebunden war und hörte kaum die Worte des Stöhnenden:

„Ein Riesenweib, ein Geist wollte mich erdrosseln. Wehe!“

„Schatzhauser such!“ rief Eugen und der Hund fand schnell die Fährte der Davongeeilten. Dort rannte das Weib in gewaltigen Sätzen das Thal hinab, es hörte nicht auf Eugens Rufe, da drückte er rasch die Flinte ab, schoß den Hagel über den Kopf der Fliehenden hinweg, daß sie plötzlich niedersank.

„Non sair mon prince," grüßte das Weib in tiefem Tone, mit über einander geschlagenen Armen am Boden sitzend den herbeieilenden Eugen.

„Sag wer du bist," fragte Eugen bestimmt, er zitterte aber doch, trotzdem er noch eine Kugel in der Doppelflinte hatte und sich damit Zuversicht einredete.

Die Gestalt verharrte unbewegt und lautlos in ihrer früheren Stellung.

Eugen knackte den Hahn zurück und wiederholte:

„Gieb Antwort, du siehst, ich kann auch noch reden."

„Ich bin dein Schutzgeist," dröhnte wieder die Gestalt, „tödte mich nicht, in Schulmeister verzauberter Graf."

Das war doch des Spaßes zu viel.

„Soll ich den Hund auf dich hetzen? Wer bist du?" rief Eugen zornig.

„Cogito ergo sum," erwiederte die Gestalt und erhob sich lachend, nahm die Haube und die Binde um das Kinn ab und schälte sich als wohlbestallter Bartelmä heraus.

„Machst schlechte Jagd," höhnte er, „beich Hals und Bein ist der Jägergruß; halt du dich

an die Forelle, die gehört auch zum Hochwild, sie hat die Hirschfährte im Kopf.“ Und nun erzählte er dem verwundert drängenden Eugen, daß er schon lange die Meinung habe, der Fragsamenhändler sei ein Spion und der Angeber, der das neue Unglück über das Dorf gebracht habe; er habe ihm daher einen anonymen Brief nach der Stadt geschrieben, mit der Weisung, er möge am heutigen Abend nach dem Alsfelder Walde beim Meiler kommen, dort werde eine Frau auf ihn warten, die ihm ein ganzes Nest von Freischärlern und eine geheime Verschwörung als Zuwage angeben könne. Als er nun gekommen sei, habe er ihm Handgeld gegeben, aber nur halb, er werde es ihm bei der Löhnung nachzahlen.

Bartelmä eilte schnell nach Hause und Eugen kehrte in den Wald zurück, wo er den Fragsamenhändler noch ächzend und stöhnend fand; er geleitete ihn in's Dorf und als er dem Schächer seinen Arm zur Stütze reichte, empfand er jenes schmerzliche Hochgefühl, das da gebietet, selbst verworfenen Menschen in ihrer Noth hülfreich zu sein.

Der Fragsamenhändler dankte Eugen für seine Lebensrettung und sprach von der Mög-

lichkeit der Dämonen und wieder von seinem schweren Berufe, die verklingenden Lieder aus dem Munde des Volkes zu retten.

Eugen war's auch, als ließe ein alpdrückender Dämon von ihm, da er den Fragsamenhändler im Wirthshaus zur Sonne ablieferte.

„Noch immer nichts geschossen?" fragte die begegnende Bachmüllerin am andern Morgen.

Eugen schüttelte den Kopf und sagte: „Nicht Jeder der jagt, hat Weidmannsglück."

„Freilich. Sehet nur, daß ihr heut was krieget. Ob die Leute spotten, das kann euch eins sein; aber ich meine was man einmal thut, muß man ganz und recht thun oder davon bleiben."

Die Lippen Eugens zuckten.

„Die Pfarrerin hat sich auch Hoffnung gemacht," fuhr die Frau fort, „daß ihr auf heut' Abend was in die Küche bringet. Ihr vergesset's doch nicht wieder wie dazumal und kommet auch?"

„Ja. Seid ihr auch dort?"

„Freilich. Nun ich wünsch Glück."

Sie ging in das Haus des Mäuerleswerner und Eugen mit Lipp hinaus in den Wald. Die noch nachzitternde Erregung vom gestrigen Abend und jetzt die Erwartung heute Pittore zum ersten-

male wieder zu ſehen, das waren widerſtreitende Bedingungen, um ruhiges Blut und ſichern Blick zu gewähren.

Lipp mochte die Gedanken ſeines Herrn errathen, denn er ſang leiſe vor ſich hin das Lied vom „ſtrahlaugigen Mädchen und dem Jäger“ und die Worte:

„So lang die Welt zuſammenhält
Sind wir zuſammen in der Welt.“

drangen Eugen tief in's Herz; er wagte es nicht nach dem ſchelmiſchen Sänger umzuſchauen und Freude glitzerte ihm aus Grund und Zweig.

Plötzlich kam ihm wieder ein Rehbock in den Schuß, er brannte raſch ab, traf aber das Thier nur waidwund, das nun fortrannte und noch mehrere Tage kümmern mußte bis es ſtarb. Die volle Jagdluſt kam über Eugen, er führte Schatzhauſer auf den Anſchuß zu der Stelle, wo das Thier getroffen worden war, zeigte die Brandzeichen und rief: Schatzhauſer, ſuch verwund't! Der Hund rannte ſchnuppernd davon und wo er Schweiß fand, blieb er ruhig ſtehen und zeigte es an; Eugen lobte darob den Schatzhauſer und dieſer wurde auch immer eifriger und ſtellte zuletzt das Thier, dem Eugen richtig auf den Kopf ſchoß. Allgemeines Staunen folgte

Eugen und Lipp, als sie mit der seltenen Beute in's Dorf kamen.

Es ward Eugen schwer, nach der Ermüdung dieses Tages zu dem ungewöhnlichen Abendgottesdienste die Orgel zu spielen und doch hatten solche nahe zusammengerückten Gegensätze etwas eigenthümlich Ergreifendes. — Als die Dämmerung einbrach und die Gemeinde in Dunkel hüllte und nur dort über dem Altare, wo die Stimme des Vikars ertönte, die Ampel leuchtete, fühlte sich Eugen plötzlich in seine Jugendzeit versetzt, wo die nächtige Kirchenfeier sein Herz mit geheimen Schauern erfaßte. Als die Kirche zu Ende war und die Menschen sich da und dorthin im Dunkel verloren, erschienen sie wie die Schattenbilder aller Tage des vergangenen Jahres, die noch einmal auftauchten und dann versanken ....

Freudig erglänzte das erleuchtete Pfarrhaus, als sich Eugen mit seinem Knaben dahin begab, und wie die Hausflur heute erleuchtet war und der alte welke Kranz mit seiner beredten Inschrift in ungewohntem Lichte stand, so schien durch das ganze Haus eine helle Freude zu ziehen; Treppe, Hausflur und Küche, Alles war wie eine wohlgedeckte Tafel, die der Gäste

wartete. Der würzige Lavendel-Duft durchſtrömte alle Räume; das Allerheiligſte, die Putzſtube war geöffnet, darin über dem rothen Kanapee die Bilder der beiden Ehegatten aus ihrer Brautzeit mit ſchiefen Geſichtern prangten, die unantaſtbaren Wachslichter auf der Kommode waren heute entzündet und beleuchteten die öde Stätte, wo ſonſt ihre Gefährten, die geblumten Taſſen in Reih und Glied prangten; überall war eine Verſchwendung von Licht ſichtbar und ſelbſt die grüne Studirlampe des Pfarrers hatte ſich gefallen laſſen müſſen auf den hohen nußbaumenen Schrank auszuwandern, der wahrſcheinlich die Ausſteuer der Adelheid in ſich beherbergte. Die Pfarrerin ging in weißem Gewande ſelber wie eine Lichtgeſtalt umher, ihr ſcharfgeſchnittenes Antlitz mit den klugen Augen erglänzte in ſeltſamem Schimmer. Als Eugen ſeine Freude ausdrückte, wieder einmal ſo viel Licht zu ſehen, ſchalt ſie über den Rainbauer, der gerade jetzt käme, wie er oft thue, um ſich eine ſchwierige Bibelſtelle vom Pfarrer auslegen zu laſſen, und wie traurig es ſei, daß ein Mann, der Univerſitätsprofeſſor ſein könnte, einfältigen Bauern Auslegungen geben müſſe, über die ſie ſich oft nicht einmal ernſtlich befragten. Sie

ging geschäftig ab und zu; Eugen überließ sich mit dem Vikar ganz dem Behagen, das er heute nach ungewohnter Unruhe doppelt empfand. Der Vikar war schweigsam und spielte mit seinem Verlobungsringe, den er bald aus bald an steckte.

Eugen war in der Stimmung, in der die Lichter heller glänzen, weil ein freudestrahlendes Auge sie schaut. Und war er nicht ein Bräutigam, der seiner Braut wartete? Er drückte bei diesem Gedanken unwillkürlich die Hand auf's Herz.

Endlich kam der Pfarrer, aber in seiner Vergeßlichkeit im Schlafrock; die Pfarrerin nahm ihn sanft verweisend bei der Hand und führte ihn wieder zurück, damit er den bereit gehaltenen Rock für die Gäste anziehe. Als er wieder erschien, kam auch Kronauer, der indeß nur auf eine Stunde zu bleiben versprach und bald hörte man an der Thüre komplimentiren, da der Bachmüller nicht vor der entgegen gegangenen Pfarrerin eintreten wollte.

„Wo ist die Viktoria?" fragte der Pfarrer.

„Sie ist in der Küche bei der Adelheid," entgegnete die Bachmüllerin.

Eugen konnte nicht begreifen, wie sie noch zögern könne, ihn wiederzusehen, sie mußte ja ahnen, wie alle seine Gedanken sie umschwebten.

Der Pfarrer sprach wiederholt trotz mehrfacher Ablenkungen seiner Frau von der so raschen Verlobung Bernhards, und Kronauer hatte wol nicht Unrecht als er sagte:

„Es ist mehr als kindischer Trotz, es ist Frevelmuth, sich aus Rache mit einer andern zu vermählen.“

Man sprach hin und her über die auffallende Erscheinung, daß seit geraumer Zeit die heimischen Mädchen hinausheirathen und fremde hereinkommen. Auch über den Unfall des Doktor Metzler — des Fragsamenhändlers — gab es viele Vermuthungen und ein befremdendes schadenfrohes Lächeln war an Kronauer bemerkbar, als die Pfarrerin den Edelmuth des Doktors lobte, der die Sache nicht bei den Gerichten anhängig machen wolle.

Jetzt erschien Vittore mit einer großen Schüssel, Adelheid, Madlenle und Lipp folgten mit anderem. Wie Vittore so mit ihrem Gefolge daherschritt und in der Fülle ihrer Erscheinung die anderen Frauen überragte, erschien sie Eugen wie eine Gestalt aus alten Zeiten, die den Kämpen nach mannlichem Strauß den Imbiß kredenzte, und als sie jetzt sich überbeugend die Schüssel hochhebend diese auf den Tisch stellte, sagte der Vikar:

„Ganz wie das Bild von Titians Tochter.“

Der Pfarrer ſprach nur ein leiſes Gebet und Alle falteten die Hände. Der Pfarrer ſaß oben an, die jungen Leute am untern Ende des Tiſches, Eugen zwiſchen Adelheid und Vittore.

„Lang nicht geſehen, Herr Lehrer,“ ſagte Vittore zu Eugen, der ſie befangen grüßte.

Wie furchtbar erſchienen ihm dieſe Worte, ſo ohne Anrede, ſo fremd und kalt. Er erwiederte nichts.

Man war heiter, aber die Freude hatte einen gedämpften Ton, denn der Pfarrer mit ſeiner ſalbungsvollen Würde blieb Mittelpunkt des Geſpräches, und er war einer jener Menſchen, von denen man mit Beſtimmtheit ſagen kann, daß ſie in ihrem ganzen Leben gewiß nie unter einem Baume im Graſe gelegen, und wäre auch das, gewiß nie buchlos.

Der Pfarrer mußte heute etwas über höhere und niedere Arbeit geleſen oder geſchrieben haben, denn er kam immer wieder auf dieſen Gegenſtand zurück und Kronauer gab dem Geſpräche eine neue Wendung, indem er fragte, warum die Feldarbeit als die ſchönſte gelte.

„Das weiß ich,“ ſagte Vittore leiſe vor ſich hin.

„Meine Nachbarin zur Rechten, Jungfer Bittore," rief der Vikar, „weiß die Antwort, sie hat's eben gesagt."

Alles lachte und bedrängte die Hocherröthende zu sprechen, die nun mit unbefangener Stimme sagte:

„Ich mein' nur ich weiß es. Im Feld schafft man deswegen am liebsten, weil man mitten im Schaffen bei Allem lustig sein, einen Spaß machen und reden oder denken kann. Ich bin einmal in N. in der Spinnfabrik gewesen, da brummt die Dampfmaschine immer unterm Boden, daß man meint, man kann nicht fest auftreten, da klappern und surren die Räder, daß man sein eigen Wort nicht hört, das ist ein traurig Schaffen dabei, da fängt man erst zu leben an, wenn's Feierabend ist."

„Und den giebt's nicht mehr," setzte Eugen hinzu.

„Das sagt uns die Müllerstochter?" neckte Kronauer, „sind denn in der Bachmühle die Räder alle von Baumwolle?"

„In der Mühle ist's doch anders," entgegnete Bittore, „da kann man doch noch reden."

„Aber man muß Alles zweimal sagen," reizte Kronauer weiter.

„Das schad't nichts. Ich wollt' ich hätt' jetzt auch in der Mühle geredet, ich hätt's dann zum zweitenmale bei mir behalten. Aber das weiß ich, man kann in der Mühle lustig sein und ganz für sich; ich hab' als Kind nirgends lieber gesungen, als dort, wo mich Niemand gehört hat als ich."

Wie trafen diese Worte Eugen, sie waren ja ein Stück aus seinem Leben. Fern in der Mühle eines einsamen Dorfes hatte ein Kind dasselbe aufgesucht, was er im Geräusche der Stadt sich erobern mußte.

Dem Pfarrer schienen die Worte Bittore's so wohl gefallen zu haben, daß er seine alte Neckerei aufnahm und sagte: Bittore müsse einen Pfarrer heirathen; dann fragte er den Bachmüller nach seinem Bruder und Eugen erfuhr, daß dieser auch Pfarrer sei. Ihm waren die Worte Bittore's so zu Herzen gegangen, daß er sie jetzt bat, sie möge aus seinem Glase trinken.

„Warum das? Ich hab ja ein eigenes. Wollen wir auf etwas anstoßen?" entgegnete Bittore.

„Nein, trinket aus meinem Glas, nur einen Schluck, ich bitte."

„Nun meinetwegen. Ihr wollet's haben wie es hier zu Land bräuchlich ist."

Sie trank und Eugens Blick ruhte auf ihren Lippen, als tränke sie den Strahl seines Auges. Er hatte sich diese That als eine eigene Weihehandlung erlesen, und wenn ihr auch Bittore eine andere Deutung gab, es genügte ihm und gab ihm noch die Beruhigung, daß nur er wisse was geschehen sei. Vom obern Tisch wurde oft gefragt, warum der Jungentisch da unten so viel lache, aber es war nicht Geheimthuerei, wenn man das nicht verrieth, es ließ sich gar nicht sagen; ein gestohlener Bissen von des Nachbars Teller, eine Wortverdrehung und dergleichen genügte, um die innere Heiterkeit zu schallendem Ausbruche kommen zu lassen.

Als man aufgestanden war, bat der Vikar, Adelheid möchte singen und nach langem Widerstreben sang die Hochglühende eines jener unzähligen Lieder vom todten Liebchen.

„Ich glaube," sagte Kronauer, der neben Eugen stand, „daß keiner der Dichter, die solches in Worte fassen, es wirklich erfahren haben. Wer das kennt, vergräbt es still in sich."

Die Pfarrerin bat Adelheid das Lied zu singen, das sie von der Baronin Hunold erhalten habe.

„Ja, singe ein französisches Lied" befahl der Pfarrer.

Eugen berührte es eigen, jetzt an Stephanie erinnert zu werden, aber schon mußte er aufhorchen, denn es erschallte mit Donizettischer Verdauungsmusik:

Un voile blanc couvrait la terre,
La neige en gros flocons tombait
Et retenu dans sa carrière
Captif le torrent s'arrêtait;
L'hiver partout désolait la nature:
On dit qu'alors dans sa mansarde obscure
Une mère pleurait,
Et la mort dans le sein disait
Du pain, du pain, oh! s'il vous plait du pain!
Mon pauvre enfant se meurt de faim.

Nun kam ein zweiter Vers, worin das wirkliche Hungersterben des Kindes und das Jammergeschrei der Mutter in Musik gesetzt war.

Wie innerlich vermodert muß eine Bildung sein, in der man die grausenvollsten Schrecken in eine amüsante Dudelei umsetzt. Gesegnet sei die starke Hand, die diese Mumienwelt in Staub zerfliegen macht.

In diesen Gedanken begegneten sich Eugen und Kronauer, während der Pfarrer seine Tochter lobte und ihr bei einigen Worten einen bessern Accent vorsprach.

Kronauer entfernte sich rasch. Eugen gab sich alle Mühe, den in ihm erregten Trübsinn

zu bewältigen und gelangte über denſelben hinweg zu beſonderer Heiterkeit. Beim Punſch, der jetzt gebraut wurde, herrſchte voller Frohſinn im ganzen Kreiſe, den Eugen durch allerlei Schnurren vergnügte, ſo daß Vittore ſagte, ſie hätte es nie gedacht, daß er auch ſo luſtig ſein könne.

Als Mitternacht vom Thurme erſchallte und die Glocken läuteten, rief Alles „proſt Neujahr!“ und reichte ſich die Hand; der Pfarrer wurde nicht gehört, da er mit der Uhr in der Hand rief, die Thurmuhr gehe falſch, es fehlen noch fünf Minuten; der Vikar ergriff nochmals das Glas und ſtieß mit Adelheid an, auch Eugen kam zu Vittore und ſie ſagte:

„Wir wollen darauf anſtoßen, daß ihr immer luſtig ſeid und euch nicht ſoviel Gedanken machet.“

Eugen trank bis auf den letzten Tropfen und als ob dieſen Freudetrunk nichts verdrängen ſolle, gab er keinen Bitten nach, den mit Kirſchwaſſer aufgetragenen ſchwarzen Kaffee zum Abſchluß zu nehmen.

Eugen geleitete die Müllersleute nach Hauſe, er bot Vittore den Arm, ſie dankte und ſagte laut:

„Das iſt bei uns nicht der Brauch.“

Hätte sie mehr als allgemeines Wohlwollen in der Seele gehegt, sie hätte das nicht laut gesagt. Der Schluß dieses freudvollen Abends schmeckte bitter.

Im Nachsinnen hierüber kehrte Eugen heim, er stand mit seiner Liebe allein. Aber warum thut ihm das so wehe, da er's doch gewünscht?

„Gratulire!" rief ihm Lipp entgegen.

„Wozu?" fragte Eugen.

„Zum neuen Jahr."

„Gut, danke."

Lipp schüttelte den Kopf über seinen Herrn.

Vierzehntes Kapitel.

Am Neujahrsmorgen klärte sich in der Kirche auf, warum der Pfarrer am gestrigen Abend so hartnäckig sein Gespräch festgehalten hatte; er predigte mit offenbarer Wärme über die Nothwendigkeit der Arbeit, die den Menschen erst zum Menschen mache, da er sich im Unterschiede von dem Thiere Nahrung und Kleidung bereiten müsse. Als er die verschiedenen Arbeiten durchmusterte, erwähnte er eines Gedankens, den er „aus klugem Munde vernommen habe" und die Worte Vittore's ertönten laut, verschönert und erweitert vor der ganzen Gemeinde. Eugen blickte von der Orgel hinab zu Vittore, die ihr Antlitz in ihr Gesangbuch vergrub. Wie tief mußte es das Herz des Mädchens bewegen, ihre stillen Gedanken jetzt aller Welt verkündet zu hören. Wann wird die Zeit anbrechen, die eine Form findet, um die zerstreuten Gedankenstrahlen in einen Lichtkern zu sammeln? Es soll und muß dahin kommen, daß nicht immer von oben herab gepredigt und geoffenbart wird,

zumal über die dem wirklichen thätigen Leben innewohnenden Heilkräfte, die sich nicht in Studirstuben einfahen und auspressen lassen; über dem Ackersmann schwirrt die Lerche und hin durch die Luft schicken die Bäume und Blumen den funkelnden Samen, daß er seine Stätte finde; hinauf und hinab in der faßbaren wie in der Geisterwelt ein ewiges Bringen und Empfangen. Wann wird der Menschheit solch ewige sichere Erneuerung wie der unwandelbaren Natur?

Eugen hatte sich weit hinaus in die Nebel einer Zukunftsahnung verloren und er hörte nur wenig von den Warnungen des Pfarrers gegen die falschen Triebe der Zeit.

Als Eugen nach Haus kam, brachte das Mareile das erste Neujahrsgeschenk, es war eine Schüssel Dürrobst. Eugen empfing die Gabe mit besonderer Freude, er schien bereit, sich zum Opferaltar machen zu lassen; dennoch sagte er Lipp, er möge Alles, was nun komme, in Empfang nehmen und sich in seinem Namen bedanken.

„Das geht nicht," widersprach Lipp, „glaubet mir, ihr verfeindet euch dadurch mit dem ganzen Dorf und ich kann's auch wegen meiner nicht thun."

„Warum?“

„Die Leute könnten glauben, ich unterſchlage Manches. Es geht nicht.“

Eugen ließ ſich auf keine weiteren Einwendungen mehr ein und ſagte Lipp, daß ihm Niemand zu mißtrauen habe, ſo lange er ihm vertraue. Lipp ging kopfſchüttelnd davon, er mochte ſeinen Herrn nicht begreifen, der bald gar nichts von Stolz kannte, bald unverhofft in ſolchen verfiel.

Ein willkommener Beſuch erheiterte noch Eugen und riß ihn aus der Einſamkeit; der Doktor Hahn, der zu dem fiebernden Fragſamenhändler gerufen war, kam und bat Eugen, er möge den Bartelmä, der ſich als Krankenwärter bewährt habe, beſtimmen, daß er auch hier ſeine Pflege anwende. Eugen lehnte natürlich ab, und war es nicht eine ſeltſame Fügung, daß gerade Bartelmä dem Kranken nahe gebracht werden ſollte? Ruſele wußte ſich vor Freude gar nicht zu halten, als Eugen mit dem Arzte kam, um dem Chriſtoph zu helfen. Hahn ließ ſogleich von Kronauer eine Elektriſirmaſchine holen und man konnte nichts Poſſierlicheres ſehen, als wie der braune Burſch unter den Zuckungen bald lachte, bald wieder aufſchrie. Das Ruſele

ſprach in unverſtändlichen Worten ſeinem Sohne Muth ein.

Eugen fand zu Hauſe einen großen Vorrath von Geſchenken, es kränkte ihn faſt, daß der Bachmüller einen ganzen Sack Weißmehl geſchickt hatte; er wollte dieß zurückſchicken, da aus dieſem Hauſe ja keine Kinder in der Schule waren; Lipp berichtete aber, daß der Bachmüller als Schulmeiſtersſohn dies bedeutende Geſchenk regelmäßig entrichte und durch Zurückweiſung tief verletzt würde.

Es hatte für Eugen etwas ſchwer Peinliches, gerade aus dem Hauſe ſo beſchenkt zu werden, wohin er ſich als Angehöriger träumen mochte, er ſah ſich dadurch in einer mißlichen Unterordnung.

Als wüßte Lipp, worüber Eugen nachdachte, ſagte er:

„Man weiß nicht, wer am brävſten iſt in der Bachmühle. Der Müller verſchenkt nichts, aber er läßt andere Leute auch was verdienen; er iſt im Stande, wenn er weiß, daß das Korn aufſchlägt, und geht herum und ſagt: behalt's noch, in ein paar Tagen geb' ich mehr dafür. Er ſagt oft: Ich hab genug, ich will nicht reicher ſein, es ſollen Andre auch was haben; aber Blei

in der Hand wird ihm zu Gold, er mag wollen oder nicht, er wird immer ſchwerer. Wenn's Viele ſolche Menſchen gäb', dann ſähet's anders aus in der Welt."

Trotz dieſer erhebungsvollen Auskünfte ging Eugen doch viele Taze nicht nach der Bachmühle.

Als die Schule wieder begann, gewahrte Eugen, was es heißt, eine geiſtige Arbeit, die ſo mit dem perſönlichen innern Sein eins geworden, daß ſie die beſten Kräfte an ſich gezogen, eine Zeit lang verlaſſen zu haben; fremd und erkaltet erſchienen alle die warmen Beziehungen und der ganze Beruf, das ganze Thun ward plözlich wieder eine Frage, die ſich zu dem Räthſel geſtaltete, ob nicht alles bisher Verbreitete und Gewonnene in Nichts zurückſinken müſſe.

Andererſeits fühlte ſich Eugen in der tiefen Bewegung ſeines Herzens mit ſo neuer Macht ausgerüſtet, daß es ihm war, als könnte er durch ein einziges noch unfaßbares Wort, durch einen einzigen Zuruf die ganze Summe ſeiner Aufgabe auf Einmal vollenden.

Wenn ein außergewöhnlicher Hochpunkt erreicht und zurückgelegt iſt, will ſich der Geiſt nicht in die Alltäglichkeit finden, das Feſtgewand

der Seele heischt ein erhöhtes Sein und es ist als müßte man jetzt eine neue Sprache sprechen, alles Gewohnte anders thun, höher, gewaltiger; und doch bleibt nichts als die stetige und getreue Fortsetzung des Gestrigen.

So mußte sich auch Eugen wieder in seinen eng umzirkten Lebenskreis finden.

Der leere Platz des Hasenschartigen zeigte deutungsvoll an, [illegible]ch eine Lücke zwischen der Vergangenheit und dem Jetzt sich aufgethan. Eugen hielt dem Verstorbenen ein selbstgeschaffenes Todtenamt und indem er in eindringlichen Worten die Seelen der Kinder hinausführte zu dem schneeigen Grab, quoll sein hochgeschwelltes Herz über in Wehmuth, so daß seine Stimme oft zitterte und stockte. Das Mareile begann zuerst zu weinen und bald hörte man das Schluchzen vieler Kinder. Nach einer kurzen Wendung in die Fröhlichkeit des Lebens ließ dann Eugen ein helles Lied singen; es war der frische Marsch bei der Rückkehr von der Bestattung eines Kameraden.

Eugen fühlte zu seiner Freude, daß er das Herz der Kinder in seiner Gewalt hatte und gelangte dadurch zur Herrschaft über sein eigenes.

Die ältesten Schüler, darunter Mareile,

des Sonnenwirths Franz und der Sanculotte, gingen fortan täglich in's Pfarrhaus zum Confirmanden-Unterricht; ſie waren in der Schule nur noch wie die Bräute und Bräutigams in den Familien, die noch in die gewohnte Ordnung des Hausſtandes gehören, aber in ihm bereits ein theilweiſe ſelbſtändiges Leben führen und bald flügge geworden ſich ganz dazu aufſchwingen.

In den freien Tragſtunden zeigte ſich jetzt ein zuchtloſer Muthwille, der gar nicht zu meiſtern war; dieſe Stunden ſchienen den geregelten Unterricht überfluthen zu wollen, aufheben konnte Eugen dieſe Einrichtung nicht mehr, er mußte ſie alſo gegen ſeine urſprüngliche Abſicht in den Unterricht überleiten, denn es zeigte ſich auch hiebei, daß die Menſchen nichts lieber thun, als was außerhalb oder vielmehr neben ihrer Pflicht liegt. Es mußte daher auch hier ſtrengere Disciplin geſchafft werden.

Wie ſchwer iſt es, Ordnung und Freiheit gleich feſt zu wahren. Wie in einander verſetzt ſind die höchſten und niederſten Triebe.

Hatte der Schullehrer ſeine Mühen vollauf, ſo häuften für den Rathsſchreiber ſich dieſelben faſt in gleicher Weiſe. Der Kloſemichel, der Vater des Marcile, wurde nun doch vergantet

und es zeigte ſich, daß die Frau durch Unterſchriften bei dem Sonnenwirth faſt all ihr Zugebrachtes aufgeopfert hatte. Der Schultheiß hatte dieſen erſten ökonomiſchen Todesfall unter ſeiner Regierung durchaus verhindern wollen und nichts damit erreicht, als daß er Eugen viele Schreiberei aufbürdete, der nun doch die Todfahrt feſtſtellen mußte. Noch mühſeliger war aber die Ordnung einer allgemeinen Angelegenheit. Die Grundrechte waren aufgehoben, aber das Schwarzgericht wurde feſtgehalten und dabei eine Kunſt angewendet, die in unſerer Zeit beſonders im Schwange iſt: man entfernt ein an ſich lebendiges Geſetz und hantthiert dann mit demſelben, wie mit dem alten Mechanismus. Die Liſte der Höchſtbeſteuerten mußte ausgefertigt und dabei ein genauer Bericht über das Verhalten jedes Einzelnen während der Bewegungsjahre an das Amt eingeſendet werden.

Wenn es ſich Eugen auch nicht vorgeſetzt hätte, er wäre doch jetzt nicht dazu gekommen, Liebesempfindungen nachzuhängen und ihrer zu warten.

In freien Lebensſtellungen, wo ſich der Unterhalt ſo ohne alles Zuthun darbietet wie die Luft, die man einathmet, da mag es ſein,

daß eine Neigung, eine Leidenſchaft das ganze Daſein einnimmt und mit ungetheilter Kraft der Erfüllung zuſtrebt; anders iſt es in einem dem Allgemeinen zugewendeten Herzen und noch mehr, wo in pflichtmäßiger Arbeit das tägliche Brod erworben werden muß; da müſſen zuerſt die zarteſten Seelenregungen eine Weile zurückſtehen und können nur ſtill verborgen hindurchgetragen werden. Eugen glaubte jetzt die Liebe zu kennen, die dem werkthätigen Menſchen gegönnt iſt und ihm öffnete ſich ein neues Verſtändniß jener Sagen, die einen langen und ſchweren Dienſt als Preis der Liebe feſtſetzen.

Eine flüchtig geſehene Geſtalt zeigte ſich jetzt im Dorfe. Herr von Metzſch, genannt Herr von Trakhäuslein, kam mit einem Miſſionär, der in der Kirche und im Rathhauſe mehrmals Vorträge hielt über ſeine Bekehrungsreiſen in Afrika. Großes Aufſehen erregte es, als der Bachmüller den Miſſionär öffentlich fragte, ob es den „Heiden und Türken“ geſtattet wäre, Miſſionäre zu uns zu ſchicken, um uns zu lehren, politiſche Flüchtlinge menſchenfreundlich zu behandeln.

Es wurde keine Antwort gegeben.

Der Kirchbauer ſammelte von Haus zu Haus Beiträge zur Bibelvertheilung.

Der Missionär wohnte im Pfarrhause und Kronauer, der einst mit dem Vikar und Eugen von dort wegging, sagte:

„Ich gehöre nicht zu der Glaubensrichtung des Herrn von Metzsch, aber ich finde es schwer Unrecht, daß man ihn nicht Pfarrer werden läßt. Er ist ein Mann von gereiften inneren Erfahrungen und das macht doch gewiß geeigneter für solchen Beruf, als ein regelmäßiges Studium. Unsre Staatsordnung frägt aber nur nach Examen und Schulzeugnissen."

Eugen war hocherfreut von dieser Aeußerung und rief: „Das ist sicher, bei den meisten Menschen gestaltet sich ihre Individualität nach ihrem Beruf und ihren Verhältnissen, während umgekehrt die Individualität Beruf und Verhältnisse schaffen sollte. Wäre das, wir würden öfter vom Wechsel der Lebensstellung hören; aber freilich, die wenigsten Menschen werden eine wirkliche Individualität oder dulden sie an sich. Denken wir uns nun gar, daß heute ein Prophet erstünde; bevor er zum zweitenmal seine Lehre verkündet, wäre er verhaftet, er darf nicht lehren, er hat ja kein Examen gemacht."

Der Vikar setzte mit vielem Nachdruck auseinander, wie der geistliche Beruf vor Allem

eine wiſſenſchaftliche Befähigung erfordere und er ging ſogar ſo weit zu behaupten, daß man ohne dieſe die Bibel nicht recht verſtehen könne, worauf Kronauer mit auffälligem ſpöttiſchem Tone erwiederte:

„Das iſt neu. Unſer Pfarrer will auch die Bibel beſſer überſetzen als Luther, aber alle die Gelehrten, die beſſer griechiſch und hebräiſch verſtehen mögen, hätten das nicht zu Stande gebracht, was Luther; er war ſelber ein Erzvater, ſelber ein Mann wie die Geſtalten, die die Bibel gelebt haben und ein ſolcher mußte ſie überſetzen.“

Der Vikar erwähnte mehrere ſinnfalſche Stellen, worauf Eugen bemerkte:

„Die Katholiken ſind einerſeits beſſer daran als die Lutheraner, ſie haben keine als Autorität geltende Ueberſetzung der Bibel in einer lebendigen Sprache, die Bibel iſt überhaupt für ſie nur ſubſidiariſch neben der fortgeſetzten Offenbarung.“

„Sind Sie geheimer Katholik?“ fragte der Vikar zornig.

„Keineswegs, auch nicht Lutheraner. Ich finde aber darum doch ſchön, daß es ein Buch giebt, das unter allen Völkern verbreitet iſt; das giebt

Anknüpfungen wie nichts anderes. Wäre es auch möglich, daß man eine ähnliche Poesie dafür setzte und ihr gleiche Aufnahme bereitete; ich glaube nicht, daß sich die typischen Zustände der Menschheit besser erfinden ließen, als die Verfasser der Bibel sie erfunden und in Sagen vorgefunden haben."

Der Vikar wurde zornroth ob dieser Rede und obwohl er sich selbst zu den absolut Freisinnigen zählte, rief er doch mehrmals in seiner heftigen Entgegnung: „Sie sind ein Schullehrer, Sie haben kein Recht zu solchen Aeußerungen." Eugen verwies ihm strenge und höhnisch diesen hochmüthigen Wissenschaftsstolz und nur die Anwesenheit und Begütigung Kronauers bewirkte, daß sich die beiden Männer nicht in offener Feindschaft trennten, innerlich aber waren sie geschieden.

Als Eugen nach Hause kam, hörte er zu seiner Freude, daß Bittore nach ihm geschickt habe. Er eilte in die Bachmühle. Das erwartungsvolle Herz redet sich allerlei ein und so unwahrscheinlich es auch war, daß das Mädchen nach ihm schicke, um ihre Liebe zu gestehen, er hoffte doch eine Entscheidung.

Er traf Bittore nicht in der Stube, die

Mutter ſaß allein am Spinnrad, ſie ſtand nicht auf, ſondern hieß den Eintretenden Platz nehmen. War ihm am Neujahrsabend Bittore wie eine Geſtalt aus ſtarken, vergangenen Zeiten erſchienen, ſo drängte das Bild, das die Bachmüllerin bot, noch mehr zu ſolchem Vergleiche. Eugen ſaß im Dunkel hinter dem Tiſche und betrachtete die Frau, die vom Abendſtrahl der Winterſonne der durch die Scheiben drang wie von goldenem Duftſtrom umfloſſen, gleich einem auf Goldgrund gemalten Bilde erſchien. Sie ſaß auf einem Stuhle ohne Lehne und ihre Haltung war feſt aufrecht, das volle Antlitz mit ſeinen dunkeln braunen Augen und der kleinen feinflügeligen Naſe, die kleine Hand, die den Faden aus dem Wocken zog, der auffallend kleine Fuß, der ſich im Takte auf dem Rade bewegte, Alles das ließ die ehemals ſchlanke Geſtalt ahnen. Ein ſtiller Friede war über das ganze Weſen ausgegoſſen, ein Friede, der mehr in ſich hineinlebte als nach Außen darſtellen mochte. Bittore ſah ganz dem Vater ähnlich, nur das dunkelbraune Auge der Mutter hatte ſie geerbt. Auch die Bachmüllerin betrachtete eine kurze Weile den Eingetretenen, ihre Hand hielt unbewegt den Faden und ihr Fuß ruhte ſtill an dem Rade, dann beugte ſie

ſich ſchnell nieder, ſetzte das Rad mit der linken Hand in Bewegung und ſpann emſig weiter.

Eugen konnte und wollte ſich keine Rechenſchaft davon geben, was ihn plötzlich hier ſo wohlig anmuthete; trotz ſeines heißen Verlangens wünſchte er nur, daß dieſe ſanfte Ruhe, in der man nichts vernahm als das Schnurren des Rades und das Picken der Winduhr, noch lange fortdauern möge.

Jetzt hörte man den Schlag der Dreſcher aus der Scheune und die Bachmüllerin brach das Schweigen, indem ſie Eugen dankte, daß er ihrem Wunſche nachgekommen ſei; er möge zwei Menſchen helfen.

So hatte alſo Lipp in ſeiner immer kecker werdenden Laune Eugen betrogen, nicht Vittore hatte nach ihm geſchickt, ſondern die Bachmüllerin, die jetzt fragte:

„Ihr kennet die Geſchichte von meinem Willi und des Pfarrers Adelheid?“

„Nein, ich hab euch, wie wir uns zum erſtenmal geſehen haben, geſagt: ich erkundige mich bei Niemanden nach eurem Hauſe als bei euch ſelbſt.“

„Nun, die Sache iſt kurz die: die Adelheid war immer bei uns und ſie hat meinen Willi

gern bekommen und er ſie. Das war den Pfarrersleuten nicht recht und uns auch nicht. Die Adelheid iſt eine Schwärmerin, wie's ſo Viele giebt; weil ſie gern im Kuhſtall ſich einmal umſieht, meint ſie eine Bäuerin werden zu können; ſie wäre ſchwerlich glücklich geworden. Die Pfarrersleute waren noch mehr dagegen; ihr Kind an einen Bauern geben, das wär' ja ſchrecklich. Der Pfarrer iſt der Sohn eines Schreiners, aber wenn er Söhne hätt', da wär keine Red' davon, daß er einen davon Handwerker werden ließe oder ſeine Tochter einem ſolchen gebe. Wie ſie erzogen werden, können ſie auch nicht mehr herunter und das iſt der Punkt, warum wie ich mein', das Herrenweſen ſo überhand nimmt; iſt einmal eines herauf, ſo mag's nicht mehr herunter."

Eugen ſtand hocherfreut auf. Das war ja aus dem Mittelpunkte ſeiner Weltbetrachtung heraus geſprochen. Die Bachmüllerin ſah ihn ſtarr an und nur um etwas zu ſagen, bemerkte er:

„Es geht wol auch hierin, daß man aus Armuth Beſen brennt; zum Beamtenweſen braucht man kein wirkliches Beſitzthum."

„Gut, daß mein Mann das nicht hört, der wird über nichts grimmzorniger, als wenn man

ſagt: Alles hat zwei Seiten. Er hat's im Sprüchwort: die Beamtenkinder müſſen wie es heißt Etwas werden und nur ein Angeſtellter iſt Etwas, jeder Andere iſt Nichts."

„Die Adelheid," ſetzte Eugen hinzu, „iſt ein gutes Weſen und zutraulich."

„Natürlich, gegen den Lehrer kann ſie das wol ſein, da iſt ſie wie eine Prinzeſſin gegen den Kammerdiener, der kann nie nach ihr trachten." Plötzlich hielt die Bachmüllerin inne und fuhr dann raſch fort:

„Ich will's kurz machen. Die Adelheid iſt Knall und Fall zu der Schweſter der Pfarrerin nach der Stadt than worden. Unterdeſſen iſt die Revolution kommen und mein Willi iſt nach Holſtein und dort geſtorben. Jetzt ſagt die Adelheid zu meiner Bittere, ſie ſei feſt entſchloſſen mit dem Miſſionär, der um ſie angehalten hat, nach Afrika zu gehen; ſie habe einmal geliebt und ſei jetzt bereit eine Ehe ohne Liebe einzugehen. Das iſt grundſchlecht mit allem Firlefanz, den man drum macht. Das darf man nie. Aber ich glaub auch, daß es bei der Adelheid nicht wahr iſt; ſie hat den Vikar gern und wär im Stand wie der Bernhard zum Tort ſich zu verheirathen. Jetzt ſagt mir die Pfarrerin, daß der

Vikar den Verlobungsring, den er mitgebracht hat, um ſich vor allen Zumuthungen und Verſuchungen ſicher zu ſtellen, abgelegt hat und ich müßt' mich ſchlecht auf die Menſchen verſtehen, wenn er nicht auch die Adelheid gern hat, aber er kann nicht einig mit ſich werden. Von uns kann keines die Sache klar machen, das müſſet jetzt ihr, drum hab ich euch rufen laſſen."

Die Mißhelligkeit, die zwiſchen ihm und dem Vikar ſich aufgethan hatte, war jetzt Eugen doppelt leid. Er verſprach indeß ſein Mögliches und fragte nach Vittore.

„Weil's jetzt ſo kalt iſt driſcht man jetzt am beſten den Kleeſamen," ſagte die Bachmüllerin, „und die Vittore hat ſich's nicht nehmen laſſen, noch das letzte mit auszudreſchen. Sie ſagt immer, es ſei ihr nie wohler, als wenn ſie ſo recht müd ſei. Sie muß ſich dazu zwingen, wenn ſie ſpinnen ſoll."

„Was? Da komm ich grad recht, da geht's ja über mich los," ſagte die plötzlich eintretende Vittore. „Herr Lehrer, da iſt ein Brief an euch, der Lipp hat ihn hergebracht. Der Brief riecht wie die Apothek, der muß aus einem Krankenzimmer kommen."

Trotz ſeines Aergers über Lipp, der nun

den zweiten Schelmenſtreich vollführte, mußte Eugen lächeln über die Deutung, die Bittore den parfümirten Briefen Theorosa's gab, deren er ſeit ſeiner Rückkehr faſt täglich erhielt. Er erbrach das übermäßig große Adelsſiegel und fand ein dreibogiges wie immer mit blauer Dinte geſchriebenes Schreiben, das er ſchnell überflog und dann ruhig zu ſich ſteckte. Die Mutter hatte während deſſen Bittore von dem Eingeleiteten unterrichtet und als Eugen dieſe wegen ihrer Verlegenheit bei der Arbeitspredigt neckte, ging ſie nicht darauf ein, ſondern ſagte:

„Machet jetzt nur ſchnell, daß der Miſſionär die Adelheid nicht kriegt. Wozu braucht er die Heiden bekehren? Wenn ſie brav ſind, wird's Gott eins ſein, ob ſie ihn Lulu oder Gott heißen. Wenn der Miſſionär eine Frau will, ſoll er ſich ein bekehrtes Heidenmädle nehmen."

„Du biſt ein Heidenmädle," ſchalt die Mutter, „ſetz dich und ſpinn', nein, du ſollſt die Rechnungen dort ſchreiben, die der Vater dir hingelegt hat."

„Ja, ſchreibet, ich will euch helfen," rief Eugen.

„So lang ihr da ſeid, wird kein' Feder angerührt," entgegnete Bittore, „und mir zittern

noch die Händ' vom Dreſchen. Komm du lieber Strohſack," ſchloß ſie ſingend und faßte das Spinnrad.

Als Eugen von der Bachmühle wegging, fühlte er ſich wie neu belebt, trotzdem er kein Liebeswort von Bittore vernommen; er hatte heute die Bachmüllerin neu kennen gelernt und wie er ſich hineinträumte in dieſe Häuslichkeit und ſein ſchwankendes Sein ihn aufſchreckte, erhob er ſich über ſich ſelbſt und eine Stimme in ihm rief: Freue dich, einem Volke anzugehören, das ſolche Menſchen in ſtiller Verborgenheit in ſich ſchließt.

Fünfzehntes Kapitel.

Es hätte sich voraussagen lassen, was wir jetzt aus Erfahrung wissen, daß Theorosa eine immer bereite und ausführliche Briefschreiberin war, sie schrieb auch leichter und flüssiger als sie sprach; denn bei der mündlichen Rede stockte und erröthete sie oft ohne ersichtlichen Grund und half sich mit einem ausdrucksvollen Aufblick, mit einem festen Zusammenpressen ihrer feinen länglichen Hände. Sie berichtete Eugen ausführlich und oft täglich über alle Einleitungen, die sie für ihn getroffen; alle Menschen, die sie sprach, waren „lieb, niedlich oder herzig," ein Kind hieß immer ein „süßes Kind". Dabei verfolgte sie aber ihren Plan mit kluger Besonnenheit, sie wendete sich selten an die einflußreichen Männer selbst, sondern an deren Frauen, Mütter und Töchter und bei ihren solennen Kaffee's wußte sie manche Staatsgeschäfte mit einzubrocken.

War es Eugen zuwider, daß er die ruhige Fortsetzung seines Lebens nur einer Begnadigung verdanken sollte, so war es ihm noch mehr ent-

gegen, ſie auf ſolche Weiſe vermittelt zu ſehen. Er konnte Theoroſa nicht wehren und mußte ſich dabei noch ehrlich geſtehen, daß er ihr eigentlich nicht wehren wollte. Er hatte es einmal ausgeſprochen, daß ſich nicht leicht Jemand rein aus einem Allgemeingedanken zu einer That bringt, das war auf neue Weiſe an ihm zur Wahrheit geworden; die Liebe hielt ihn feſt in ſeinem jetzigen Sein und es erſchien ihm als Pflicht gegen Vittore, was zu ſeiner Lebensbefreiung dienen mochte, mindeſtens gewähren zu laſſen. Aber liebte ihn Vittore denn? Etwas von dem alten Stolze ſeiner bevorzugten Stellung regte ſich in ihm und es erſchien empörend, ja unmöglich, daß ein Müllerstöchterlein ſeiner Bewerbung abhold ſein könne; er kämpfte in gewaltigem Ringen dieſen Uebermuth nieder und eroberte dafür die helle Zuverſicht, nur durch ſich ſelbſt das „ſtrahlaugige Mädchen“ zu gewinnen.

Dennoch ſchrieb er Theoroſa, ſie möge ihre Bemühung darauf wenden, daß ſeine Angelegenheit noch einmal aufgenommen und vor das neuerrichtete Schwurgericht gebracht werde.

Lipp erhielt eine ſtrenge Zurechtweiſung, er ließ ſich aber den ſcharfen Zank gerne gefallen, denn er merkte daraus, daß die Sache mit Vit-

tore noch nicht entſchieden ſein müſſe; „denn,“ ſagte er klug zu ſeinem Kameraden und Günſtlinge Vigil, dem verrätheriſchen Knechte des Kirchbauern, „wer ſeines Schatzes froh und gewiß iſt, der kann gar nicht ſo bös ſein, die Sache ſteht alſo noch im weiten Feld; aber heut hab ich's gemerkt, daß mein Herr die Hunde nicht mit Bratwürſten anbindet.“

Vigil rieth dem Lipp, er möge ſich einmal einen von den „wohlſchmeckenden Briefen“ verſchaffen, dann werde er Alles deutlich ſehen. Lipp gab dem Verſucher eine geſunde Maulſchelle und erklärte ihm, daß er ſeinen Herrn nie betrügen würde, ſo lang er ihm vertraue. Vigil ſchien dieſe Zurechtweiſung gar nicht übel zu nehmen und wie entſchuldigend ſetzte Lipp hinzu, ſein Herr verbrenne jedesmal die Briefe, wenn er ſie geleſen habe.

„Dann verlier' einmal einen,“ rieth Vigil.

Lipp hatte geſchwiegen und darum hatte er heute aus innerer Angſt den Brief ſo ſchnell nach der Bachmühle getragen. Es war ihm jetzt eigentlich lieb, durch die ſtrenge Zurechtweiſung die Strafe für ſeine böſen Gedanken erhalten zu haben.

Eugen hatte den Vikar aufgeſucht. In der

Annahme, daß ein Kampf mit ſich ſelber dieſen ſo reizbar und heftig gemacht habe, erklärte er ſein aufrichtiges Bedauern über ihr Zerwürfniß und bot zuerſt die Hand zur Verſöhnung. Der Vikar faßte die dargereichte Hand, ohne den Druck zu erwiedern. Als Eugen offen die Mittheilung der Bachmüllerin vorbrachte, verzogen ſich die Mienen des Vikars verdrießlich, er lehnte jede fremde Einmiſchung ab, da er ſchon mit ſich allein einig werde, er dankte dann halb ſpöttiſch dem „Herrn Lehrer," wobei er dieſes Wort ſo betonte, daß Eugen wohl merkte, nicht ſowohl der Fremde wurde zurückgewieſen, ſondern der Mann der untergeordneten Stellung.

Wäre der Vikar vielleicht geſchmeidig und erfreut geweſen, wenn er gewußt hätte, daß ein Graf für ihn freiwerbe?

Die Menſchen wiſſen kaum mehr, wieviel unnatürliche Verkehrtheiten trotz aller philoſophiſchen Syſteme ihnen in die Seele gewachſen ſind.

Eugen wurde aber milder geſtimmt, da er jetzt aus einzelnen Aeußerungen des Vikars wahrnahm, in welchem Kampfe dieſer mit ſich ſelbſt war; ſeine wiſſenſchaftliche Ueberzeugung ſtand im Widerſpruche mit den Glaubensſatzungen; ſo lange er noch ledig und für ſich allein war,

fühlte er sich minder bewegt, weil ihm der Austritt aus seinem Amte offen stand; jetzt da er ein Familiendasein darauf gründen wollte, war ihm diese geträumte Freiheit genommen. Er sprach nun wiederholt davon, daß sich die Freigesinnten nicht aus der Kirche herausdrängen lassen dürften. Eugen fühlte sich nicht befugt, ihn aus dieser Selbstberuhigung aufzurütteln. Es giebt erlösende Entschlüsse, die als eine geistige Erfüllung jener Sage von der unbefleckten Empfängniß nur aus dem innersten und eigenen Sein geboren werden können ....

Der Vikar schien das Schweigen Eugens anders zu deuten und es bekundete sich ein schöner Feuereifer in der Mahnung, die er an Eugen richtete, um ihn auf den „Weg des Herrn" zu führen. Offenbar suchte er sich auch damit die Ergebnisse seines innern Kampfes klar vor Augen zu stellen.

Ein Saatkorn, das erstarrt unter leichter Erdenhülle ruht, wird vom Sturme, der die harrenden Segel schwellt, auf seinem Fluge plötzlich erweckt. Eugen fühlte eine Frage, die vom Vergessen überdeckt war, wieder erregt. Schon in Röthhausen hatte Deeger darauf hingewiesen, daß eine höhere Einigung der verschiedenen Cul-

turstufen innerhalb der Völker in der Religion ihre Vollendung und Weihe finden müsse.

„Ich weiß," sagte Eugen, „wir sollten uns der Weltgeschichte unterordnen, die Thatsache walten lassen, daß nicht umsonst auf allen Bergen und in allen Thalen hohe Häuser stehen und von heiligen Namen und Empfindungen ertönen. Das Urewige hierin muß sich herausschälen lassen aus den Verhüllungen und wir sollten uns nicht mit wissenschaftlicher Selbstweisheit von der Gesammtheit isoliren. Kann ich aber die Consequenzen meines Denkens zum Schweigen bringen wenn ich es auch möchte um der Einigung der Menschheit willen? Kann ich innehalten, resigniren vor jener Grenze, wo die Resignation des Denkens eintritt?"

„Nein, so lange Sie glauben, dadurch weniger als die Wahrheit zu haben. Sie müssen Ihre Selbstweisheit aber nicht der Einigung mit der Menschheit, sondern der Einigung mit Gott opfern. Sie müssen erkennen, daß Sie erst jetzt der Wahrheit theilhaftig werden, statt wie Sie glauben, etwas davon abzugeben. So lange Sie den denkenden Geist für souverän halten, sind die Gebildeten die Menschheit, qualitativ wenn auch nicht quantitativ, und dürfen sich der Allgemein-

heit nicht fügen. Kommt aber die Wahrheit nicht aus uns, sondern über uns, dann können wir uns nicht mehr isoliren."

Der Vikar erklärte nun noch ausführlich, wie Derjenige, der oben auf der Leiter stehe, der unteren Stufen nicht mehr bedarf, sie aber zum Heraufkommen nöthig hatte; er forderte Eugen auf, vorerst zu glauben, daß die „Bibel die geoffenbarte Natur" sei und er werde dann Alles in ihr finden; zuletzt schloß er, daß die reine Idee als solche nie werde erfaßt werden können, sie müsse sich stets an das Geschichtliche anknüpfen: „Keine Idee wird lebendig als Idee, Freundschaft und Liebe sind für uns nur da im Freunde und in der Geliebten und so auch die Idee Gottes nur in der persönlichen Erscheinung des Herrn."

Die höhere Uneinheit, deren sie jetzt so deutlich inne wurden, löste die niedere persönliche zwischen den beiden Männern. Es giebt Regionen der Besprechung, wo der Geist zum Geiste spricht, alles Individuelle sich ablöst und wenn man dann wieder der Besonderheit gewahr wird, sie friedlich aufnimmt. Eugen erklärte, daß er Niemanden aus der Beruhigung aufscheuchen wolle, in der er mit dem einmal Unerkennbaren abgeschlossen habe.

Trotzdem die Wangen der beiden Männer heiß erglühten, trennten sie sich, wie man ein Buch fremden Inhaltes zur Seite legt. —

Mit der nun rasch erfolgenden Verlobung des Vikars, die besonders in der Bachmühle freudigen Widerhall erregte, wurde noch eine andere verkündet; es schien fast, als ob eine allgemeine Heirathsluſt in das Dorf eingezogen wäre. Schnörkel hatte durch Begünstigung und Verwendung des Waldkönigs die erledigte einträgliche Schulstelle in Trenzlingen erhalten und zwei Tage darauf war er Bräutigam mit des Kirchbauern Sabine. Er verkündete Eugen vornehmlich von dem beträchtlichen Heirathsgute, das er bekäme und setzte selbstspöttisch hinzu: „Alte Liebe hat Gold im Munde.“

Eugen wagte es nicht, zum Glückwunsche nach des Kirchbauern Haus zu gehen. Er hatte von vielen Seiten vernommen, daß besonders durch seine Hinneigung zur Bachmühle die Kirchbäuerin seine bitterste Feindin geworden war; sie war es besonders, die wegen der Jagdluſt Eugens einen Lärm im Dorfe machte und allerlei Spöttereien über den geschenkten Hund verbreitete. Wenn sich auch Eugen nicht daran kehrte, gab er doch seine Hinneigung zu dem „Herrenver-

gnügen" fortan auf. Außerdem konnte sich die Feindschaft der Kirchbäuerin jetzt minder bemerklich machen, denn seit der Verlobung Bernhards war sie an das schmerzhafte Krankenlager gebannt. Die Leute, die sich jetzt vor ihrer Allgewalt sicher glaubten, spöttelten über sie und behaupteten, sie habe aus Freude, daß ihr Huschel Waldkönigin würde, mit ihrem kranken Fuße in der Stube umhergetanzt und sei dann halbtodt niedergefallen. Jedenfalls war die minder glänzende Verlobung Sabinens ein Zeichen, daß sie ihr Haus bestellen wollte; der Christine verbleibt das Stammgut und dazu findet sich leicht ein Mann. Die losen Reden, die sich jetzt schon über die Kirchbäuerin laut machten, konnten vielleicht als Vorzeichen gelten, was einst nach ihrem Tode geschehen würde.

Die Kirchbäuerin hat wohl gewußt, daß Viele, die ihr huldigten, dieß nicht in Wahrheit, noch viel weniger in Liebe thaten, aber sie war wie alle Herrscher: sie begnügen sich mit dem Machtbewußtsein, das die Menschen bestimmt, ihnen zu lieb zu heucheln; das ist Anerkennung genug.

Als Eugen dieß gegen die Bachmüllerin äußerte, schwieg sie wie jedesmal, wenn von der

Kirchbäuerin die Rede war. Hier ſchien ein Geheimniß zu walten.

Wie die Freude und neu erblühendes Leben im Dorfe ſich aufthat, ſo blieb auch Trauer und Tod nicht aus. Kronauers Anni ſtarb. Hatte man dieß auch längſt erwartet, ſo war doch die allgemeine Betrübniß nicht minder ſcharf. Das Ruſele und die Mutter Marcile'o, die noch den friſchen Kummer der Vergantung in der Seele hatte und ihn jetzt laut auszuweinen konnte, jammerten ſo übermäßig hinter der Bahre und klagten ſo jammervoll, wie ihnen ihr Engel geſtorben ſei, daß man ſie zum Schweigen bringen mußte. Erſt jetzt erfuhr man, wie ſtill thatenreich die Verſtorbene gewaltet hatte.

„Ihr müſſet den Kronauer jetzt getreulicher heimſuchen," ſagte Bittere, die auffallend raſch getröſtet ſchien zu Eugen am Abend, „ihr werdet immer mehr gewahr werden, was das für ein grundbraver Mann iſt. Er hat ſo herzlich lachen können, grad ſo wie ihr, jetzt iſt's bei ihm vorbei auf ewig; thuet's mir zu lieb und beſuchet ihn täglich."

„Euch zu lieb?" fragte Eugen.

„Ich mein', glaubet was ich ſag, ich bin nicht ſtudirt, ihr dürfet meine Worte nicht ſo genau nehmen."

Eugen verſprach willig, er ſah klar in dieß wunderſam bewegte Herz, das frei und ohne Beben die ſchwer errungenen Ergebniſſe eines tiefen innern Kampfes feſthielt. Daß ſie gerade ihn zum Tröſter Kronauers beſtellte und nicht den Vikar, mit dem ſie jetzt durch Adelheid mehr befreundet war, galt ihm als ſichere Bürgſchaft einer beſondern Zutraulichkeit, und daß ſie das herzliche Lachen Kronauers für ewig verſtummt hielt, mußte als Gewährſchaft gelten, daß ſie jeglichen Gedanken an den Beſitz des nunmehr Freigewordenen in ſich ausgemerzt hatte.

Es war eine eigenthümliche Aufgabe, in dieſer lichten Freudigkeit ſeiner Seele der tröſtende Beiſtand eines zum Tode Betrübten zu ſein. Die ſtoiſche Kraft Kronauers bedurfte aber keiner Stütze und Eugen ſchaute bewundernd auf, als er fand, daß der Schwerbetroffene nicht nur bereit war auf allgemeine Betrachtungen einzugehen, ſondern daß er ſolche ſelbſt anregte. Die Zuſtände des Vaterlandes waren es vor Allem, die ihn zu bewegen ſchienen. Das brennende Feuer auf dem Heerde ſoll den Blitzſtrahl aus den Wolken anziehen, ſo war es als ob die ſchmerzbrennende Seele neue Anziehungskraft für den allgemeinen Jammer habe.

Eugen und Kronauer hatten ſich vorgenommen, nichts über die vaterländiſchen Zuſtände zu ſprechen, aber unwillkürlich geriethen ſie darein; denn es giebt keinen tiefern Aufſchluß, der nicht alsbald vor der Trauerkammer ſtünde. Kronauer klagte über die furchtbaren Schmerzen, die das Vaterland noch zu beſtehen habe, bis es nur zur einfachen Geſundheit gelange.

„Ich glaube ohne einen gewaltkräftigen Herrſcher nicht an die deutſche Einheit“ ſagte er einmal, „Sie wiſſen, ich frage ſtets, was iſt der Menſch und nicht was ſollte er ſein. Die Deutſchen waren nie einig und ſind es nirgends. Ich erhielt dieſer Tage Briefe von einem Freunde aus Amerika, er ſchreibt mir, daß auch dort nichts uneiniger ſei als die Deutſchen, und aus England hören wir, daß nicht einmal die Emigration einig iſt und keinen Führer und Vertreter anerkennt, wie die Emigrationen anderer Völker. Die Revolutionen werden bei uns immer am Mangel an Disciplin ſcheitern. Niemand will einen Führer gelten laſſen und ſich ihm unterordnen.“

Eugen glaubte, daß Kronauer ſich nur ausſpreche um eine Widerlegung ſeiner Anſicht zu

erhalten. Wenn auch rückſichtsvoll für den Schwerbetroffenen ſetzte er doch mit aller Entſchiedenheit ſeinen Widerſpruch auseinander, worauf Kronauer lächelnd erwiederte:

„Die deutſche Einheit iſt ein Aberglaube und für jeden Aberglauben iſt auch Fanatismus da. Unſer Unglück iſt, daß wir zu poetiſch ſind. Die ganze Bewegung war lebendig gewordener Schiller mit hochdeutſcher rhetoriſcher Blumenpolitik, der Held der Paulskirche war eine Schiller'ſche Nachgeburt, ein Poſa der Zweite."

Auf die Entgegnung Eugens, wie ein Grundfehler darin lag, daß ſich die Häupter der Altliberalen zu ſchnell zu Miniſtern der Winkelkasten machen ließen und damit den Bewegungen die Führer genommen und durch Vertrauensdämme aufgehalten wurden, ſo daß man jetzt die ganze Revolution leugnen könne, erklärte Kronauer ausführlicher als es ſonſt ſeine Art war, daß der Deutſche überhaupt nichts weiter thun könne, als ſich in ſich vervollkommnen und ſich mit allem Echten erfüllen.

Jetzt gelangten Eugen und Kronauer zu dem Urſprunge ihrer Scheidung. Eugen erachtete ja gerade die Opferung, das freie Ausſtrömen der Lebenskraft für Andere als die Aufgabe des

Menſchen und darum ſtund er ja ohne Zagen auf ſeinem angeſtammten Poſten.

Krenauer dagegen behauptete, daß man für Andere nur inſoweit wirken dürfe, als eben die Hingebung, die Ausbreitung der Kraft zur Vervollkommnung unſerer ſelbſt nothwendig ſei.

„Man muß den Muth haben,“ ſagte er, „ſich zum höhern Egoismus zu bekennen, der eigentlich das Echte iſt; der Einzelne iſt nicht der Menſchheit wegen, die Menſchheit iſt um des Einzelnen willen da. Wer ſich in ſich vollendet, erfüllt den Zweck der Menſchheit. Der Einſame iſt die Welt.“

Eine endlich offen zu Tage liegende Verſchiedenheit der Grundanſichten erſchließt oft ähnliche Erquickung wie die Erkenntniß der harmoniſchen Einigung. Feiert bei dieſer die Einheit des Menſchenthums ein Feſt, das als Accord die Seelen durchtönt, ſo liegt in der Wahrnehmung der Grundverſchiedenheiten ein gewiſſes Freyheitgefühl der Fülle alles Daſeins, die ein jedes Weſen ſeine Beſtimmung vollenden heißt. Die Verſöhnung ſchließt darum oft eine tiefere Freude auf, als der nie gebrochene Friede der Liebe, weil ſie zugleich ein Sieg über das wi-

verstrebende Herz ist, das die Liebe nur in sich aufnimmt, sich selbst erfüllend.

Eugen und Kronauer wurden von jetzt an erst wahre Freunde und jede Begegnung in gleichen Bestrebungen wurde zur neuen Freude; denn jeder erkannte die Wahrheit seines Strebens darin auf's Neue, daß der Andre, von fremdem Ausgangspunkte kommend, demselben Ziele zugewendet war. So selbstgewiß ein Mensch auch sei, ein gefundener Gleichklang mit Anderen erhöht seine Zuversicht. Wo zwei Menschen in gleichem zum Edeln gewendeten Geiste beisammen sind, ist die echte heilige Gemeinde.

Ein alter Plan, der schon bei der ersten Handreichung besprochen war, wurde jetzt ausgeführt. Eugen las mit Kronauer in den Abendstunden Tacitus römische Historien. Die marmorkörnige Kraft und ebenmäßige Haltung des Römers übte einen beschwichtigenden und klärenden Einfluß, so daß Eugen oft, wenn er spät in der Nacht vom Schlosse heimkehrte, sich nach des Tages Mühen neuerkräftigt fühlte.

Leo hatte sich seit dem Tode seiner Schwägerin ganz bei seinem Bruder angesiedelt und studirte bei diesem emsig die Landwirthschaft. So oft er Eugen begegnete, hatte er ein zähne-

fletſchendes Lächeln und eine gewiſſe übertriebene Höflichkeit. Eugen ließ ihn ſeines Weges ziehen.

Nur wenige Wochen hatte ſich Eugen dem Genuſſe hingegeben, der ihm aus dem Leſen des Römers entquollen war und ſchon begann er ſich Vorwürfe zu machen, daß er nun doch dem Egoismus verfalle. Das ſelbſtiſche Erfüllen mit fernab liegenden Erkenntniſſen erſchien ihm als ſolcher, er wollte ja nicht ſich angehören, ſondern mit aller Lebenskraft ſeinen Mitmenſchen. Als er ſolches gegen Kronauer äußerte, erklärte dieſer, daß er durch den Unterricht ſeines Bruders auch wieder auf einen alten Plan komme; er wolle eine Ackerbauſchule errichten, Söhne bemittelter Bauern und auch unbemittelte Knechte zu Landwirthen der neuen Zeit heranbilden, die ein Jahr lang bei ihm bleiben müßten, um im Winter theoretiſch und im Sommer weſentlich practiſch unterrichtet zu werden. So lange Kaidl hier war, habe er nicht an die Ausführung gehen können, im nächſten Sommer ſolle nun dieſe in Gemeinſchaft mit Eugen begonnen werden. Eugen war ganz glückſelig mit dieſem Gedanken und empfand eine hohe Ehrerbietung vor dem Manne, der offen geſtand, daß er aus ſeinem Schmerze heraus nach einer erlöſenden That griff um die

Selbſtverzehrung nicht aufkommen zu laſſen. Während die beiden Freunde nun den Lehrplan entwarfen, drängte Eugen ſtürmiſch, ſchon dieſen Winter zu beginnen und als Kronauer die Unthunlichkeit nachwies, beharrte Eugen mindeſtens auf ſeinem Vorſatze, daß noch jetzt, wenn ſchon der Winter zu Ende ginz, abwechſelnd bald der eine, bald der andere Vorträge für die Erwachſenen halten ſolle. Die Vorträge des Miſſionärs hatten ſtets eine aufmerkſame Zuhörerſchaft gehabt, es galt den Verſuch ein Gleiches für nähere Anliegen zu gewinnen.

Da jetzt gerade das Schwurgericht das Dorf beſchäftigte, wollte Eugen zum erſten Vortrage Geſchichte und Einrichtung desſelben nehmen. Kronauer war nicht abgeneigt, Ackerbauchemie vorzutragen, zumal er ſich in volksthümlicher Lehrweiſe üben und prüfen wolle.

Hier zeigte ſich nun in offenkundiger Weiſe, daß die Freunde einig zur ſelben That die Hand ausſtrecken konnten, wenn ſie aber nach den Beweggründen forſchten, waren dieſelben verſchieden.

Eugen freute ſich, einen Erſatz für das wieder entzogene Vereinsrecht zu haben, während Kronauer entgegenhielt: „Die Volksvereine waren doch nur eine bewußte oder unbewußte Täu-

ſchung. Es waren ſtets nur Wenige, die eigentlich die Beſchlüſſe beſtimmten und dem Volke den Spaß machten, darüber abſtimmen zu dürfen. Freilich liegt in dieſer Selbſtthätigkeit etwas Belebendes, wie in den Reſponſorien der Kirche, die Menſchen hören ganz anders zu, wenn ſie zuletzt und ſei es nur durch Ja oder Nein ihre Meinung abgeben können. Es iſt aber gut, daß das Volk wiſſe, daß es noch von einigen Höhergeſtellten zu lernen hat."

Eugen hielt kurz ſeine Anſicht entgegen, aber als fürchtete er den ſo erwünſchten Plan zu zerſtören, hielt er ſich zunächſt an die That und ließ den Erfolg wie die Beweggründe dahingeſtellt.

Bemerkenswerth waren die Widerſprüche, die ſich, wenn auch nur von außen, dieſem Unternehmen entgegenſtellten. Kronauer forderte auch den Vikar zur Mitwirkung auf, aber dieſer, ſonſt zu Jeglichem bereitwillig und eifrig, lehnte entſchieden ab; er brachte wieder jenen ſchwer zu löſenden Widerſpruch zu Tag, ob ſich eine echte Volksbildung in unfreien Zuſtänden pflanzen ließe, oder ob ſie erſt in der errungenen Freiheit natürlich gedeihe. Eugen vertrat die erſtere, aber der Vikar ſprach ſich davon los, indem er

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

hinzuſetzte: „Es wird zuviel auf dem Volke herumgeturnt und wir brauchen überhaupt eher robuſte Gewaltmenſchen, deren Gefühle nicht auf der Drechſelbank geſchnitzelt ſind.“

Leo dagegen, der von der Sache hörte, behauptete ernſtlich:

„Es iſt vollkommen gleichgültig ob der Bauersmann glaubt, der Mond ſei ſo groß wie eine Suppenſchüſſel oder ob er ſeine wirkliche Geſtalt kennt, im nothwendigen Leben der Menſchen ändert das nichts.“

Unerwartet dagegen war der Widerſpruch des Bachmüllers, der ganz zornig dreinfuhr:

„Wenn ihr der ganzen Welt einen Profeſſor in den Kopf ſetzt, dann fällt Alles auseinander wie eine ſchlechtgebundene Garbe.“

Kronauer ereiferte ſich hier wie ſonſt wenn der Bachmüller alles Dumme mit Profeſſor betitelte; er ſuchte ſeinem Freunde klar zu machen, wie traurig dieſe Verachtung aller Bildung ſei. Eugen ſtellte ſich jedoch auf Seite des Bachmüllers und erklärte, daß in der Verachtung des Profeſſorenthums ein richtiges Gefühl läge; die Hochweiſen, die jedes Ding allſeitig, prismatiſch betrachten, haben die Nation an den Rand des Untergangs gebracht; wir brauchen

einſeitige Menſchen, elementariſche Naturen die die Zukunft herbeiführen.

Der Bachmüller hatte Eugen nur halb verſtanden, dennoch begriff er es nicht, daß er ihn trotzdem bekehren wollte, da es ſich hier um etwas ganz Anderes handle; die Menſchen müßten geeignet ſein, nicht nur die neue Welt heraufzuführen, ſondern auch zu geſtalten.

„Thu nicht mit. Werdet ſchon ſehen: aus gebratenen Eiern kommen keine Hühner; ſieh ruhig wie der Löffel im Brei," ſchloß der Bachmüller und blieb bei ſeinem Entſchluſſe.

In der unaufhörlichen Arbeit, der ſich nun Eugen verpflichtet ſah, fühlte er ſich doch ſtets wie von Schwingen getragen. War ja Alles über ihn gekommen, ein allſeitiger Beruf und eine kernfriſche eichenduftige Liebe. Oft war's ihm als könnte er nicht Alles faſſen und doch fühlte er wieder ſeine Lebenskraft verdoppelt.

Bei Bittore war er heiterer als je, er ſuchte ſie nicht mehr wie ſonſt zu ausführlichen Reden zu reizen, er glaubte jetzt zu verſtehen, warum ſie kein Bedürfniß dazu hatte; ſie führte oft ab, wenn er im Sprechen über Bekannte und ihre Gemüthsart Alles bis auf den letzten Halt ausfaſern wollte, ſie nahm ſeine Reden

nur spruchweise auf und sagte einst, er habe es getroffen, da er bemerkte, sie nehme immer nur ein Korn und fliege damit davon. Das Unausgesprochene im Wesen Bittore's, das sich nicht in Worten, sondern nur in ihrer sanften Freundlichkeit und ungezwungenen Ruhe kundgab, war wohlthuender als alle noch so schimmernden Seelenäußerungen.

Der Bachmüller, der bei den öfteren Besuchen Eugens unwirsch und brummig war, schien ruhiger zu werden, es war ja ganz deutlich, daß die Beiden nichts miteinander hatten; man bemerkte in keinem eine Unruhe, und in der That, wer sie so beisammen sah, mochte glauben, Bruder und Schwester zu sehen, so geruhig war ihr Verhalten. Bittore war hocherfreut, daß Eugen und Kronauer nicht nur Freunde geworden, sondern jetzt auch an Einem Werke arbeiteten; sie bat Eugen, ob er nicht auch etwas von Schiller habe, das sie lesen könne, wobei sie bemerkte:

„Seit der Bernhard das vorgelesen hat, ist mir's doch immer, als wenn ich auf einem hohen Berge bei größer gewachsenen Menschen auf Besuch gewesen wäre."

Dennoch ging Eugen nicht auf das Ver-

langen Vittore's ein. Wollte er dieſe in ſich feſte Natur keiner Schwankung ausſetzen, oder ſollte ihr höherer Ausblick einſt nur ſein Werk ſein, er war ſich deſſen nicht klar und hatte mit Vittore manch heitern Streit über ſeine Weigerung.

Bei der erſten Vorleſung, die Eugen hielt, war das ganze Dorf ſeine Zuhörerſchaft und Alles war des Lobes voll, nur Kronauer bemerkte auf dem Heimwege: „Sie ſind zu ſchöngeiſtig, zu poetiſch. Wir müſſen unſer Volk an trockenes, nüchternes Denken gewöhnen wie die Engländer. Sie werden mir wahrſcheinlich auch widerſprechen, aber meine Behauptung iſt doch wahr: man nennt uns die philoſophiſche Nation, aber unſer eigentliches Volk iſt das mindeſt denkkräftige von allen gebildeten Völkern, es faßt nur in der Bilderſprache."

Noch in einer andern bemerkenswerthen Beziehung zeigte ſich die Verſchiedenheit der beiden Männer.

Kronauer hielt einen Vortrag über die Bedeutung des Salzes für das Gedeihen alles Lebens und begann mit Geſchick in der Einleitung darzuthun, daß die Aufhebung der Salzſteuer im Frühling 48 eine der erſten und tiefliegendſten

Anforderungen war; zuletzt aber ging Alles auf sein Lieblingsthema hinaus. Er sah in der Kartoffelfäule nicht ein Strafgericht Gottes, sondern ließ sie als einen Fingerzeig der Natur gelten, daß wir den Anbau der Frucht, die von allen pflanzlichen Nahrungsmitteln am wenigsten stickstoffhaltig ist, zuviel bevorzugt hätten. „Erbsen und Bohnen," rief Kronauer jetzt plötzlich und Alles lachte; er sagte nun, daß er die Wirkung dieser Worte gewußt habe und legte faßlich alle Gründe dar, die für vermehrten Anbau von Erbsen und Bohnen in die Brache einstanden.

Als Kronauer mit Eugen nach Hause ging, sagte er:

„Die Hauptsache sind die praktischen Erfolge. Man muß überzeugen, wo man nicht befehlen kann. Man muß den Leuten die falsche Meinung von den lateinischen Bauern benehmen. Die Nichts gelernt haben, nennen sich Praktiker und schelten diejenigen, welche etwas zu viel gelernt haben, hohle Theoretiker. Der Gedanke, das Volk zu bilden, hat etwas Anmuthendes, aber wenn man die Einzelnen kennt, erscheint es komisch unbedeutend, sich Mühe zu geben, damit der Michel und der Peter über das und jenes richtig denke."

Eugen fand gerade hierin ſeine beſondere Freude und ihm lag noch eine eigenthümliche Erquickung darin, in einem vergeſſenen Winkel der Welt die volle Kraft ſeines Denkens auszubreiten. Wie es bei allen ſogenannten Coalitionen verſchiedener Parteien geht, zeigte ſich hier im Kleinen bei jedem Schritte die Verſchiedenheit, die indeß dem einmal Begonnenen keinen Eintrag that.

Der Bachmüller neckte bei jedem Zuſammentreffen ſeinen Freund, der aus Erbſen und Bohnen ein neues ſtarkes Menſchengeſchlecht prophezeihe.

Die Ernennung der Geſchworenen kam in's Dorf, nur der Kirchbauer und Schäufler-David waren erkoren worden; ſelbſt der monarchiſch geſinnte Kronauer wurde ausgeſchieden. Eugen erbat ſich's vom Schultheiß, dem Kirchbauer die Ehre verkünden zu dürfen. Als er eben nach langer Zeit wieder zum erſtenmale die Schwelle des Kirchbauern betrat, kam die Bachmüllerin aus der Thüre.

„Sie hier?" fragte Eugen erſtaunt.

„Ja," erwiederte die Bachmüllerin, „die arme Frau kommt nicht mehr auf und da hat ſie mich noch um Verzeihung bitten wollen, weil ſie mich einmal ſchwer gekränkt hat. Ich hab

mich ungern dazu entſchloſſen, aber mein Mann hat mir auch dazu gerathen."

„Und Bittore nicht?"

„Nein, ſie iſt ſtreng, aber ich kann ihr nicht ganz Unrecht geben, ſie ſagt: Auf dem Todtenbett um Verzeihung bitten, das iſt nichts, da thut man's nur ſich zu lieb; man muß abbitten, wenn man noch geſund iſt, wo man's auch wieder gut machen kann. Nun wahr iſt's, aber mir iſt's doch jetzt auch leicht, daß die Kirchbäuerin in Frieden aus der Welt ſcheidet."

In Gedanken über das herbe Weſen Bittore's, das aber im Grunde doch nur ein gerechtes war, ging Eugen in die Stube. Der Kirchbauer ſaß in dem großen Lehnſtuhl und weinte, der Pfarrer ſtand neben ihm, mehrere Frauen gingen aus und ein nach der Kammer.

„Was wollet ihr?" fragte der Kirchbauer barſch den Eintretenden.

„Ich hab' euch nur ſagen wollen, daß ihr zum Geſchworenen ernannt ſeid."

Der Kirchbauer wiſchte ſich ſchnell die Thränen ab und ſein Antlitz erheiterte ſich.

„Das wird meine Frau freuen," ſagte er und ging nach der Kammer. Von drinnen hörte man jetzt einen Ruf:

„Gottlob! Mein Huſchel iſt Waldkönigin und mein Mann iſt Geſchworener! Mein Mann iſt geſchworener Richter!"

Eine ſtumme Pauſe trat ein. Man hörte in der Kammer ein Rücken und nach einer Weile kamen die Frauen heraus und ſagten, die Kirchbäuerin ſei geſtorben ....

Trotz des ſtürmiſchen Thauwetters, das alle Bergwege faſt grundlos machte, kamen die Menſchen doch ſturmentgegen mit brennenden Wangen von allen Seiten herbei, um der Kirchbäuerin die letzte Ehre zu erweiſen. Solch einen unabſehbaren Leichenzug wollte man ſeit Menſchengedenken im Dorfe nicht geſehen haben.

Bei dem Heimgange vom Begräbniſſe hörte man nur Klagen über den Tod der Kirchbäuerin und eitel Rühmens von ihr. Es war Allen, als fehlte ein gewohntes Wahrzeichen, als fehlte der Thurm im Dorfe.

Sie hatte die Menſchen in ihrem Leben viel tyranniſirt, aber in jeder bedeutenden Kraft liegt etwas ſo Bewältigendes, daß man ihre tyranniſche Erſcheinung, wenn ſie vorüber iſt, vergißt und nur die ideale Kraft von ihr in Erinnerung bleibt.

Sechzehntes Kapitel.

„Ich bin frei! Ich bin frei!“ rief eines Tages der eintretende Bartelmä und als Eugen freudig erſtaunt Glück wünſchte, lachte der Dicke ſo gezwungen lärmend, daß ihn Eugen mißmuthig zur Ruhe verweiſen mußte, worauf Bartelmä berichtete, daß ihm ſein Herr gekündigt habe und ſchloß:

„Ich biete nun nach Oſtern die Kaiſerkrone über mich aus und ſuche mir einen neuen Herrn, mein Theil Volksſouveränetät iſt zu haben.“

Eugen fühlte ſich von ſolcher in Verwahrloſung ſich wälzenden Luſtigkeit angewidert, er wollte mit Bartelmä überlegen, wie ihm ein neuer Dienſt zu verſchaffen ſei, aber dieſer wollte nichts davon wiſſen, er ſchalt ſich nur ſelbſt einen Philiſter, daß er die geſetzte Zeit noch ausharre und ſprach verworren davon, daß er auch noch einen Fuchs zu erjagen habe.

Bartelmä hatte den wunderlichen Egoismus vieler in der Selbſtzerſtörung begriffenen Menſchen, daß ſie einen andern zum Mitwiſſer ihres

Unheils machen, ohne ſich von ihm helfen laſſen zu wollen; ſie wollen nichts als mittheilen, einen Theil ihrer Laſt ablegen, kümmern ſich wenig darum, wie ſehr das den andern bedrücke und rennen dann faſt noch muthwilliger in ihr Verderben. So traurig dieſer Gedanke war, Eugen ſuchte in ihm eine Tröſtung, daß er dem Bartelmä nicht nachgehen konnte in die Niederung, in die er ſich ſtürzte.

Als jetzt der Lehrer von Alsfeld kam und zu Gevatter bat bei ſeinem neugebornen Sohne, lehnte Eugen mit den Worten ab:

„Ich ſtehe ſchon mehr als genug zu Gevatter.“ Indem er jetzt aufzählte, wie vielerlei Verpflichtungen er ſich auferlegt habe, ward er erſt inne, daß er ſich zu viel aufgebürdet hatte, zumal er noch täglich an der Befähigung zu ſeinem Berufe arbeiten mußte.

Der Lehrer von Alsfeld äußerte ſein Gefühl getäuſchter Erwartung in ſpöttiſchem Zorne und Eugen gewahrte, daß er wieder in ſeinen alten Fehler verfallen war, indem er da, wo eine freundliche Bitte ihm nahte, nicht alsbald und entſchieden verweigern konnte. Er wollte fortan, wie ihm einſt die Bachmüllerin gerathen hatte, „den Muth haben, Nein zu ſagen.“

Noch seinen letzten Vortrag hielt er über die geologische Beschaffenheit der Landschaft, wobei er die Entstehungsgeschichte der Erde einflocht, und von nun an sollte wieder all sein Denken und Thun vornehmlich der Schule gewidmet sein.

Die Erfahrungen, die Eugen und Kronauer bei ihren Vorträgen gemacht hatten, waren nicht sehr ermuthigend. Kronauer scherzte darüber, daß sich die Bauern jetzt als rationelle Landwirthe betrachten, weil sie von kohlensaurem Ammoniak sprechen können; überhaupt zeigte sich, besonders bei den Jüngeren, Lernbegierigen, ein losgerissenes Aufnehmen einzelner Worte und Sätze, mit denen sie jetzt prunkend um sich warfen und Manche natürlich auch Spott trieben. Dieses konnte aber so wenig irre machen als jenes Haften an Einzelnem. Ein äußerliches Aufnehmen und Wichtigthun mit Ungewohntem ist ja so oft die erste Entfaltung des Bildungstriebes; in ihr Verharren bringt Geziertheit und den lächerlich bunten Aufputz mit Fremdem. Lehrende und Lernende mußten in Zukunft den Weg finden, um den Inhalt des Denkens und Beobachtens in seiner flüssigen, Jedem sich assimilirenden Wirklichkeit und nicht in der erstarrten Form einer Redeweise aufzunehmen.

Eugen und Kronauer waren entſchloſſen, dies Ziel im Auge zu behalten.

Im Gemeinderath war Eugen faſt wie von ſelbſt, nachdem er die Ortsverhältniſſe kannte, zum natürlichen Obmann geworden; der Schultheiß verſtand es, ihm in der Regel den Vortrag über die zu verhandelnden Gegenſtände und die Leitung derſelben zuzuſchieben, ſo daß die Gemeindeangehörigen mit ihren Anliegen zu Eugen kamen, bevor ſie zum Schultheiß gingen.

In der Bachmühle ſuchte und fand Eugen ſeine Erholung von der anſtrengenden Schularbeit und von dem Mißmuthe, den es ihm verurſachte, da er erkennen mußte, wie umgewandelt die Menſchen waren, wenn er jetzt die übergreifende Verfügung über ſeine Zeit entſchieden ablehnte. Als er dieſes letztere Bittore klagte, ſagte ſie:

„So iſt es immer, zuerſt halten ſich die Leute für unwerth, wenn man ſich für ſie abarbeitet und ſie ſagen das auch; gleich darauf aber verlangen ſie's als Schuldigkeit und ſind bös wenn man's nicht thut. Herr Lehrer, ich muß euch noch etwas ſagen."

„Nur frei heraus," ermunterte Eugen, da Bittore plötzlich ſtockte, und nun fortfuhr:

„Erſtlich dürfet ihr den Bartelmä nicht ſo bruderander mit euch ſein laſſen. Er hat ſich in eurer Krankheit wacker gezeigt, das bleibt, aber er richtet auch gern an aus anderer Leute Häſen, und jetzt iſt er in's Verlumpen gerathen, daß ihr ihn ein für allemal laufen laſſen müßt. Warum ſchmunzelt ihr jetzt? Saget's, was iſt?" Eugen konnte nicht erklären, wie ihm dieſes leidenſchaftliche Wahren ſeiner Ehre als vollgültiger Beweis der Liebe Vittore's galt, er ſagte ablenkend:

„Auf erſtlich folgt ein Zweites."

„Das iſt der Lipp."

„Gegen den dürft ihr nichts ſagen, der hat euch gern," ſcherzte Eugen.

„Dummes Zeug," wehrte Vittore unwillig, „ihr müſſet dem Lipp verbieten, daß er mit dem Vigil Kameradſchaft hat. — Der Vigil hat uns beſtohlen, hat meinen Vater in's Gefängniß bracht, der darf nicht in euer Haus kommen."

„Ich hab dem Lipp nichts zu verbieten und zu befehlen, er iſt eigentlich nicht in meinem Dienſt, er iſt halb und halb mein Kamerad."

„Halb und halb, das iſt nichts; entweder ihr habt zu befehlen oder ihr habt nicht

und es iſt Alles guter Wille was der Lipp mag. Ich ſeh' aber ſchon, ihr lachet mich heut nur aus. Was habt ihr jetzt wieder zu lachen? Das muß ich wiſſen."

„Man merkt an euch die vermögliche Bauerntochter."

„Das hat mir die Kirchbäuerin nicht nachſagen können, daß ich mir darauf was einbilde."

„Ich meine das auch nicht. Ihr wollet dadurch nur in Allem entſchiedene Verhältniſſe: Dienen oder nicht dienen."

„Ja, das will ich auch und das iſt für beide Theile gut und währhaft. Mit dem Lipp könnet ihr ſehen, wie ihr auf die Weiſe fortkommet, aber der Vigil, der muß froh ſein, daß man ihn frei herumlaufen läßt, der darf über keine ehrliche Schwelle."

Eugen unterließ es nicht, Vittore wegen ihrer Herbheit zur Rede zu ſtellen. Ohne irgend einen Winkeladvokaten in einem beſchönigenden Gedanken zu Hülfe zu rufen, geſtand ſie ſchnell:

„Ihr habt recht, ich hab zuviel geſagt, ſo arg mein ich's nicht."

Dieſe ſchnelle Bereitwilligkeit zum Widerrufe verblüffte Eugen, wenn er gleich nicht die Ehrlichkeit des Herzens verkannte, das keinen

Anstand nahm, frischweg einen Fehl zu bekennen. Als er nun aber weiter in Vittore drang und sie überhaupt zu größerer Milde stimmen wollte, gewahrte er eine unbeugsame Strenge. Sie wußte und wollte nichts von dem feinfühligen Aufnehmen der Missethäter, zumal solcher, die in fortgesetzter Boshaftigkeit sich vergangen hatten. Gegen die Kirchbäuerin zumal blieb sie, trotzdem sie jetzt todt war, in ihrem alten Urtheile. Eugen suchte nicht mehr an dieser Festigkeit zu rütteln, er fühlte selbst einen Halt in dieser säulenhaften Unerschütterlichkeit der Begriffe, die Haß und Liebe noch nicht in einen Alles begütigenden humanen Brei verschwimmen läßt. Nur auf festen Sittlichkeits-Normen wird sich eine neue gesunde Welt erheben. Das war es ja, was er so oft den parfümirten Lastern der vornehmen Welt gegenüber empfunden hatte. Er fühlte, wie er im Wesen Vittore's die Ergänzung seiner selbst finde. Eine Demuth, wie er sie noch nie einer Frau gegenüber gekannt hatte, erfüllte sein Herz, und wäre das nicht zu höfisch und altfränkisch und hier gewiß am unrechten Orte erschienen, er wäre gern vor Vittore auf die Kniee gesunken. Vittore lachte über ihn, als er sie so wie anbetend betrachtete, sie sagte, sie

habe geglaubt, er wolle ſie bekehren und jetzt ſei er auf einmal ſo ſtill.

Eugen konnte nicht antworten und Bittere war nicht der Art einen angeregten Gegenſtand bis in ſeinen letzten Verſchluß zu verfolgen; ſie fragte Eugen, ob er die Kinder jetzt ſchon ordentlich zur Prüfung herrichte und erhielt hierüber ausführlichen Beſcheid.

Der Winter begann allmälig zu ſinken. Es war Eugen trotz alles bunten Treibens als wäre er vorübergegangen wie eine einzige ſtillhelle Winternacht. Er ging jetzt wieder vor Beginn der Schule hinaus in's Feld, geleitet von Schatzhauſer, der wie des Pfarrers Hektor zum Spielzeug der Kinder geworden war. In der Schule ging es rührig her, Alles rüſtete ſich zur kommenden Heerſchau.

Es war am letzten Februar, der Schnee war von den Feldern gewichen und lag nur noch in Graben und an den Rainen, da und dort rief eine Lerche wie freudigbang jene Doppeltöne, die ſie vernehmen laſſen, wenn ſie ſich aufſchwingen wollen. Eugen horchte auf und jetzt ſchwirrte eine Lerche über ihm hoch in die Luft und ſang ihr ſchmetternd Lied. Der Frühling iſt da! Der Frühling iſt da! rief es in Eugen und namen-

loſes Entzücken hob ſeine Bruſt. Wenn er nur einen Menſchen hatte, dem er es jetzt ſagen könnte, wie glücklich er iſt; er begegnete wol Manchem, aber er wagte nicht, ihnen zu verkünden, daß die Lüfte ſingen: die Erde iſt wieder erſtanden! — Stille haltend ſprach er in ſich: Und die Liebe iſt eingezogen in dein Herz und jeder Sang eines Vogels iſt nur Wiederhall deines Jubels. Zum erſtenmale iſt's Frühling worden . . .

„Ich weiß was du jetzt denkſt," ſagte plötzlich Bartelmä, der hinter ihm ſtand, „du biſt ein Poet und wünſcheſt dir jetzt Flügel und eine Lerchenkehle. Ich wünſch' mir ganz anderes."

„Was?"

„Wenn's Frühjahr wird, da hab ich doppelt den Wunſch, viel Geld, recht viel Geld zu haben, um frei mit permanenter Tabakopfeife in die Welt voll Wirthshäuſer hinein zu kutſchieren. Wo Geld iſt, iſt der Teufel, aber wo keins iſt, ſind zwei. Hörſt du dort den Fink auf dem Baum? Der hat ſeinen alten Schlag nicht verlernt, der Fink iſt der Student unter den Vögeln, morgen geht der März an und da kommen mir auch wieder meine alten Gedanken. Die früheren hellen Märztriebe an der deutſchen Eiche ſind verholzt, es müſſen friſchere kommen.

Was? Ein Huhn im Topfe für Jeden und nur Sonntags wie jener alte König gewollt hat, das iſt viel zu wenig; jeder majorenne Mann im Staate muß künftig ſein Reitpferd haben, das ihm der Staat putzt und füttert."

„Der Staat?" lachte Eugen, „ja wohl, der kann Alles."

„Du verſtehſt nichts von der ſocialen Frage," entgegnete Bartelmä. „Aber ich hab von was anderm reden wollen. Ich bin dir nachgelaufen. Du ſollſt mir dein Gewehr und deinen Hund leihen, ich will auch einmal auf die Jagd. Du brauchſt nichts davon wiſſen. Meine Aloisfelder Holzmacher haben mich à la chasse eingeladen, das ſind Staatskerle."

„Wildern die jetzt?"

„Per se. Das Volk hat einmal Wildpret gefreſſen, die Bauergaumen wiſſen, wie hochadelige Haſen und monarchiſche Böcke auf der Zunge ſchmecken und das vergißt man nie. Du weißt ja, mir hat das Gleichniß vom Kaidl wohlgefallen, daß dieſer Geſchmack das beſte Erinnerungszeichen iſt, beſſer wie er geſagt hat, als alle hiſtoriſchen Ohrfeigen, die die Schuljugend Europa's — das iſt das deutſche Volk — bei jedem großen Ereigniß bekommt, damit es

das Datum nicht vergißt. Der Kaidl hat's prophezeit, daß das Volk das genossene Wild nicht vergessen wird."

„Wildpret verdaut sich am schnellsten," gab Eugen scherzend zurück. Als Bartelmä jetzt an der Bachmühle nochmals um die Wasse bat, schlug er ihm rundweg sein Verlangen ab und da er jetzt Bittere am Fenster bemerkte, eilte er rasch davon und ließ Bartelmä stehen. „Du wirst das Nächstemal auch gehenkt, du verdammter Aristokrat," brüllte noch Bartelmä dem Weggeritten nach.

Ueber'm Berge kam plötzlich in dunkler Wolke ein Schneesturm herangebraust, so daß selbst die Raben, die sich jetzt den Menschenwohnungen zuwendeten, nur mühsam sich hindurcharbeiteten. Verstummt war jetzt der schüchterne Lerchensang draußen und die Frühlingsluft im Herzen unseres Wanderers.

Hat sich die Daseinsfreude zu früh herausgewagt und müssen noch erstarrende Stürme die Erde heimsuchen, bevor sie sich eines erneuten Lebens freuen darf? Es ersterben Lerchen, die dem lockenden Blicke der Sonne zu früh vertraut, aber der Frühling bleibt nicht aus und ist er da, heller Sang umjubelt ihn und in

Freude begraben ſind die verſunkenen zu früh vertrauenden Boten. —

In dem Geiſte der Kinder war ein knoſpenſprießendes Frühlingsgefühl, das wie Eugen hoffte unabhängig ſein ſollte von Wind und Wetter, und wie er im Genügen ſeines Wirkens und Empfindens ſich fühlte, erkannte er, daß er den Kindern jetzt mehr war, als je; denn ein in ſich erfülltes Daſein ſtrömt wie von ſelbſt ſeine Kraft in andere über, der Zufriedene vollführt ſeine Pflicht am nachdrücklichſten; Eugen war zufrieden in der urſprünglichſten Bedeutung des Wortes. Der unverhofft wieder eingetretene Winter ſtörte ſeine innere Ruh nicht.

Wenn er jetzt im Felde umherſtreifte, freute er ſich des Winterharrens, der die Knoſpen aufſammelt, die Wurzeln weckt und neſtet einſenkt.

In den Frageſtunden, die er jetzt ſo oft als thunlich im Freien abhielt, lenkte er die Forſchung der Kinder auf das Naturleben. Einſt, es hatte in der Nacht ſtill geriſelt und an den blätterloſen Zweigen hingen glitzernde Regentropfen, war Eugen mit den Kindern hinausgezogen und freute ſich ihrer hellen Luſt, über die die Lerchen hinſchwirrten, die beim erſten warmen Sonnenſtrahl ſich wieder aufmachen, die Stimme

waren schon in großen Flügen da, und der Rabe saß krächzend auf dem schmelzenden Schneefelde. Ein sonst schweigsamer Knabe, des Krämer Maier's Karl fragte: „Herr Lehrer, woher kennt das Lerchenmännchen sein Lerchenweibchen, es sieht doch eins aus, wie das andere?“ Eugen nahm den Knaben an der Hand und sagte ihm: „Das weiß man nicht.“ Er konnte und wollte nicht, wie das gewöhnlich geschieht, das Tauschwort Naturtrieb für das Geheimniß unterschieben. Er scheute sich überhaupt nicht zu bekennen: Das weiß ich nicht, oder auch: Das muß ich in Büchern nachschlagen. Sein Ansehen bei den Kindern litt dadurch keinesweges und er fand den Grundsatz so vieler Lehrer falsch, daß man den Kindern wie ein allmissender Gott erscheinen müsse. Er hatte noch immer Kenntnisse genug, um keine heucheln zu brauchen. Unter freiwilliger Zuhörerschaft Vieler erklärte er dem Karl, wie die Thiere die Welt ganz anders sehen als wir, wie den Insekten mit ihren vielen Augen, dem Pferde mit der Tapetenhaut im Auge Alles wol anders erscheine. — Die sich freiwillig um den Fragenden geschaart hatten, hörten mit gespannter Aufmerksamkeit und Eugen bedauerte, daß diese erziehliche Maßregel sich so selten an-

wenden ließe; denn die Menſchen nehmen viel leichter etwas in ſich auf, das nicht unmittelbar an ſie gerichtet iſt und das ihnen zufällig zufliegt. Das aber erkannte Eugen auch, wie es vielfach nur Redensart iſt, daß man die Naturwiſſenſchaften zum Hauptgegenſtande des Unterrichtes in der Schule machen könne; die Fortpflanzung iſt die weſentliche Geſchichte von Pflanze und Thier, die dem Kinde nicht zu deuten iſt.

„Herr Lehrer," fragte im Nachhauſegehen des Schmieds Chriſtian, „warum giebt's denn keine Kühe und Gäule oder Rehe und Schafe, die ſo grün ſind wie Ackerfeld und Baum, oder ſo blau wie der Himmel?"

„Die Heuſchrecken ſind ſo grün wie Gras," lachte der Sanscülotte und Eugen erklärte, daß es von den Blattkäfern an immer höhere und feinere Organiſationen gebe, die auch in den Farben ihre Mannichfaltigkeit und Selbſtändigkeit bekundeten.

Natürlich fehlte es auch nicht an rein albernen und ſinnloſen Fragen, aber dieſe dienten meiſt zur Erhöhung der allgemeinen Heiterkeit.

Wenn dann Eugen allein ging, war es ihm, als ob er thauige Luft tränke; er wandelte einſt im erſten ſproſſenreichen warmen Früh-

regen und fühlte mit Feld und Wieſe wie das zum Leben erwacht. Er mochte gerne ſo fort wandern, weit, weit, und wieder ſtill ſtehen wie ein Baum.

„Ihr ſehet ja aus wie der Frühling,“ ſagte eines Morgens das Ruſele, das ihm faſt jedesmal begegnete mit einem Topfe voll Kaffeeſatz, den es aus dem Pfarrhauſe holte und dann vor Nachhauſegehen das erſte Grün für ſeine Ziege ſammelte. Jetzt hatte es das Ruſele beſonders auf Neſſeln abgeſehen, die es abkochte und als Frühlingskur ſeiner Ziege gab. „Die Neſſeln ſind doch auch zu was gut,“ ſagte das Ruſele dies erklärend unſerm Wanderer.

Eugen hatte ein neues Mittel zur Befeſtigung der Ordnung in der Schule gefunden. Es galt als Lohn für Fleiß und Sittſamkeit, wer ihm beim Umarbeiten ſeines Gartens, der noch von Kaidl's Zeiten her verwahrloſt war, helfen durfte. Im ganzen Dorfe herrſchte Freude und Lob, daß die Kinder noch nie ſo gern in die Schule gegangen ſeien als jetzt. Eugen erfuhr das wieder durch Lipp und als auch Bittore ſolches beſtätigte, war er voll Jubel.

„Habt ihr die Kinder ſchon ganz vorbereitet für die Prüfung?“ fragte Bittore.

Wie draußen eben nochmals ein Schnee fiel, die Wiesen waren schon grün, Schosse und Triebe hatten sich an allen Zweigen aufgethan und die Amsel hatte schon gesungen, so war es Eugen jetzt plötzlich, als ob all seine helle Freude wieder verschneit wäre. Er gestand Vittore, daß ihm vor der Prüfung bange, er habe darin noch gar keine Uebung. Vittore redete ihm ernst zu Gewissen, wie weit gefehlt das sei, sich und den Kindern allerlei zu gestatten und das Nöthigste darüber zu versäumen. Eugen entgegnete, daß die Kinder geistig geweckter seien als Viele, wenn sie auch in der ordnungsmäßigen Prüfung schlecht bestehen würden, wie er voraus wisse. Vittore ließ das gelten, forderte aber um so entschiedener, daß man sich so stelle, daß einem Niemand was anhaben könne.

„Wisset ihr was?“ spottete Vittore zuletzt, „übermorgen ist Hochzeit im Lamm in Röthhausen, des Schäufler-Davids Marie heirathet den Metzger Philipp. Es geht jetzt in einem hin, eure Schulprüfung fällt hin und her schlecht aus, wie ihr saget, ihr könntet euch noch einen freien Tag machen und zur Hochzeit nach Röthhausen gehen.“

Zum erstenmale kehrte Eugen mißmuthig

aus der Bachmühle heim, er glaubte in dem Weſen Bittore's eine Beſchränktheit zu finden; ſie hatte kein Gefühl für den Wonneduft einer freien in ſich befriedigten Thätigkeit, die nicht nach amtlichen Zeugniſſen und Anerkennungen von außen fragte; die Säulenreihe der feſten Begriffe, die er ihr einſt zugeſchrieben, verwandelte ſich jetzt in einen dürren Zaun, der einen dürftigen Nutzgarten umhegte. Er nahm ſich vor, Bittore anderes zu beweiſen als er ausgeſprochen hatte. Mit einer Haſt, die die Kinder ſtutzig machte, räumte er alles nicht ſtreng Planmäßige weg und bald glaubte er den Triumph zu erreichen, bald ward er mit Kummer ſeines Mangels an den gewöhnlichen Handhaben inne. Bald erkannte er aber auch, daß nicht eine Beſchränktheit, ſondern edles Pflichtgefühl aus Bittore geſprochen habe. Er ſuchte Bittore nach einer ganzen Woche angeſtrengter Arbeit auf und wollte ihr Abbitte thun für das Unrecht, das er innerlich gegen ſie begangen, aber ſie lachte ſo ſchelmiſch und wußte ſo viel von der Hochzeit in Röthhauſen zu erzählen, daß er gar nicht zu Worte kam.

Eines Morgens wurde er ſeltſam überraſcht. Derger kam und ſagte, daß er mehrere Tage

hier bleibe, um die Kinder zur Prüfung einzuüben. Eugen war voll Freude und Dankes, aber er bemerkte auch an Deeger ein auffallendes neckiſches Lächeln. Endlich erklärte Deeger, daß er zwar ſelbſt daran gedacht habe, dem Freunde zu helfen, daß er aber eigentlich von Vittore, die zur Hochzeit in Röthhauſen war, dazu aufgefordert worden ſei.

Eugen fiel Deeger um den Hals. Vittore hatte nie ein Liebeswort zu ihm geſprochen, ſie ſprach in Thaten. „Ich habe Freundſchaft und Liebe," rief Eugen vollen Herzens, „die Freiheit muß mir werden!"

Siebzehntes Kapitel.

Mit dem Freunde jetzt gemeinſchaftlich arbeiten, war nicht minder erquickend, als mit ihm im Morgenthau in die ergrünende Flur hinauswandern und am Abend im traulichen Kreiſe in der Bachmühle ſitzen. Eugen ſprach gegen Bittore kein Dankeswort aus, aber ſie mochte ſeine Empfindung für ihre That verſtehen, da er ſagte, wie glücklich er ſich durch die Anweſenheit und Beihülfe des Freundes fühle; Bittore ſchlug bei dieſem Ausſpruche nur Einmal den Blick auf gegen Eugen. Sie war und blieb das ſtrahlaugige Mädchen.

Dreger hatte ſeine volle Freude an der Liebe Eugens und Bittore's, aber er ſprach mit dieſer, die zum offenkundigen Zeugniß ihrer Liebe jetzt beſonders zutraulich gegen ihn war, nie von dem Freunde und enthielt ſich überhaupt jeder fördernden Vermittlung; denn ihm ſchien nicht nur die außergewöhnliche Lage Eugens ein tiefes Bangen einzuflößen, er war auch zart und beſonnen genug, zu wiſſen, daß jeder Eindlick eines

Dritten, so sehr er auch gewünscht werden mag, doch leicht etwas Anfremdendes zurückläßt. Er hörte den stürmischen Jubel Eugens stets gelassen und wortlos an und nur wenn es galt etwas in dem Wesen Vittore's aufzuklären, ließ er sich zu Worten drängen. So sagte er einmal:

„Wundre dich nicht, daß Vittore jedes Liebeswort, jede Empfindungsäußerung vermeidet; ein Bauernmädchen spricht nicht gern von Liebe. Bei Vittore ist noch ein Außergewöhnliches, sie hat schon einmal geliebt, hat reife Lebenserfahrungen, da spricht man nicht gern von Gefühlen."

„Ich komme mir neben ihr oft kindisch vor. Sie erscheint mir überhaupt viel reifer als ich."

„Das ist sie nicht, sie ist nur thatfester, heimischer in bestimmtem Lebenskreis. Solche Menschen scheinen gegenüber den in Gedanken Lebenden reifer, sie sind es aber nicht. Du wirst stets finden, wie sehr du über Vittore stehst. Es ist mir aber ein Zeugniß deiner innigen und wahrhaften Liebe, daß du dich geringer achtest, als du berechtigt bist."

„Mich verlangt zu wissen," sagte Eugen plötzlich abspringend und in eine seltsame Ge-

dankenverbindung übergehend, „wie sie es aufnehmen wird, wenn ich ihr erklären werde, wer ich bin und das muß ich und bald.“

„Vittore hat ein korrektes Denken,“ entgegnete Deeger.

„Korrektes Denken,“ wiederholte Eugen, „du hast's getroffen.“ Das Wort drang ihm wunderbar zu Sinne und Deeger fuhr fort:

„Sie wird, wie ich glaube, deine Standeshoheit als ganz bedeutungslos ansehen. Du mußt aber dabei bleiben, so lange du nicht vollkommen frei bist, sie durch kein ausgesprochenes Wort an dich zu binden. Es ist schon mehr als genug an dem bereits Geschehenen.“

Ein Mensch in flammender Begeisterung begreift den nüchternen Kaltblütigen kaum. So sehr es auch Eugen hätte beruhigen und zufriedenstellen sollen, daß Vittore seinem ehemaligen Stande gar keine Bedeutung beilegen würde, er fand diese Erwartung doch nicht willkommen; er hatte sich's als einen Triumph seiner Liebe gedacht, einen hochgeschätzten Lebensschmuck ihr zu Füßen zu legen, er hatte sich gewünscht, noch viel mehr zu sein, um Alles für sie opfern zu können. Aus diesen Gedanken-Widersprüchen heraus, sagte er jetzt nach langem Verstummen:

„Ich bin doch noch verdorben, es liegen ſcheinbar erſtorbene Wurzeln im Gemüthe, die man nicht ahnt.“

Deeger forſchte nie nach Räthſelworten, er betrachtete ſie als ungehört und erwiederte auch jetzt nichts. Eugen mußte für ſich allein den noch nicht völlig getilgten Hochmuth ſeines Standes niederkämpfen.

Auf den Feldgängen breitete Eugen ſein innerſtes Gedankentreiben aus, gleichwie die Bäume jetzt ihren vollen Blüthenſchmuck erſchloſſen; der unmittelbare Beruf, die Wiſſenſchaft, das Freiheitsſtreben und die Liebe, Alles ſchwirrte über die grünende Erde hin und holte ſich ſeine Nahrung. Eugen konnte ſich eines Veilchens freuen und gleich darauf die Betrachtung daran knüpfen, daß dieſes Blümchen darum ſo düſtereich iſt, weil es früh und ſo verborgen blüht, daß keine Biene daran naſchen kann; er konnte ſich über „die Agenten in der Natur,“ die Käfer, luſtig machen und ſich mit den Staaren freuen, denen der verhaßte friſche Maulwurfshügel Heerd und gedeckter Tiſch war; er konnte in der Kleeausſaat, die man jetzt unter Roggen und Frühgerſte miſchte, eine bedeutſame Schulmethode finden und gleich darauf wieder

ſich ſelbſt verſpotten, daß Alles, was er ſchaue ſich in Peſtalozzi verwandle und die grünenden Stauden zu winkenden Schulbakeln würden.

Mit traurigem Scherze rief er einmal: „Alles Naturleben baut ſich aus der Grundform der Zelle auf und daher haben gewiß die Herren der Welt gelernt, das junge Freiheitsſtreben in das Zellengefängniß zu ſperren.“ Gleich darauf ſagte er aber wieder: „Goethe als Demokrat wider Willen hat uns gelehrt: Die Blume iſt auch nur ein Blatt, wir aber ſagen doch jetzt: Die Blätter ſind auch Blumen.“ Vor einem Blüthenbaum ſtehend rief er: „Da droben ſteht die neue Weltgeſchichte. Dort wo jetzt an den Zweigen die Blüthen ſind, kommen das nächſte Jahr keine, in den Achſeln der Blätter vorbilden ſich die Keime der nachjährigen. So iſt's auch in der Menſchheit, es kommen andere Geſchlechter daran. O Welt, wie biſt du ſo reich.“ Solches und noch viel tauſenderlei ſprach er hin in die frühlingshelle Luft und Deeger ſchien ſich deſſen ſtill zu freuen und drückte manchmal den Arm des Freundes feſter an ſich.

Am letzten Tage vor ſeiner Abreiſe verwandelte ſich Deeger in den Schulinſpector und ließ Eugen ganz genau die Prüfung abhalten.

Es ging, wenn auch nicht ohne Hinderniſſe, doch ziemlich fertig von ſtatten, und Deeger nickte bejahend als Eugen beim Abſchiede ſagte:

„Die Gefahr iſt noch nicht vorbei, aber ich fühle mich ihr gewaffnet. Danke dir ſelber.“

Auf den Samſtag vor dem weißen Sonntag, der diesmal erſt Ende Aprils war, hatte der Inſpektor die Prüfung anberaumt.

Ein jammervolles Heulen am Prüfungsmorgen weckte Eugen. Lipp hatte den Schatzhauſer eingeſperrt, damit ihn der Inſpektor nicht zu Geſichte bekäme und abſchaffe. Eugen wußte ein beſſeres Verſteck, er ſchickte den Hund nach der Bachmühle, wo er gern blieb.

Auf acht Uhr war der Beginn der Prüfung angeſetzt. Eugen hatte die Kinder ſchon um ſieben ſich einfinden laſſen, wie Deeger angeordnet hatte und daran war wohlgethan; denn lange vor der anberaumten Zeit fand ſich der Inſpektor im Geleit des Pfarrers und Vikars und eines Theils des Gemeinderathes ein. Der Lehrer von Alofeld folgte bald hinter ihnen. Auch Eltern und erwachſene Geſchwiſter ſammelten ſich und gingen ab und zu. Eugen war ſelber erſtaunt, wie leicht Vieles von ſtatten ging und ſprang über die Stockungen keck hinweg. Der

Inſpektor aber ließ das nicht ſo leicht geſchehen und wußte die Lücken und Mängel kenntlich aufzuweiſen. Eugen ließ ſich dadurch nicht irre machen und begann jeden neuen Gegenſtand mit ungebrochenem Muth, der nun auch auf die Kinder überging, die wie eine geworfene Schwadron ſchon völlig alle Zuverſicht verlieren wollten und ſelbſt das was ſie wirklich innehatten, nur mühſam hervorſtotterten. Am Mittag wiederholte ſich der officielle Schweiß und am Schluſſe, nachdem der Inſpektor zur Ehrfurcht vor Gott und dem Fürſten ermahnt und die Kinder entlaſſen hatte, wurde Eugen vor den Verſammelten bedeutet, daß die Prüfung nur eine mittelmäßige ſei und man ſich künftig eines beſſern von ihm erwarte. So ſchmerzhaft dieſe Aeußerung ſein mußte, ſie wurde raſch wieder gelindert, da der Gemeinderath auf die Frage, ob er etwas gegen den Lehrer und ſein Betragen vorzubringen habe, einſtimmig verneinte mit dem Zuſatze, es ſei Jedermann „rechtſchaffen zufrieden“ mit ihm.

O! es iſt doch ſchwer, mehr als ſich vorahnen läßt, in der Hingebung an die Welt ſtets in die Hand Anderer gegeben zu ſein, die innere Sicherheit und die Haltung nach außen ſtets von der Gerechtigkeit und dem Wohlwollen An-

derer abhängig zu wiſſen. Wie ganz anders ſind die geſtellt, die egoiſtiſch in ſich leben ....

Als es bereits dämmerte, ging Eugen nach der Bachmühle. In dem blühenden Flieder im Garten ſang die Nachtigall und dort vom Berge rauſchte hell der Waldbach und klopfte raſch die Mühle. Ja, hier wohnt die Liebe und die in ſich geſchloſſene Thätigkeit. Eugen ſtand wieder an der Stelle, wo er am erſten Abend geſeſſen und er ſah dankend hinauf nach dem Hauſe, denn hier fand er die Stütze zur Ausdauer in ſeinem Berufe; er zweifelte ſehr, ob er um des allgemeinen Gedankens willen hätte ausharren können. Wenn jetzt Vittore kam, er hätte alle Schranken zerriſſen und hätte von ihren Lippen Seligkeit und Friede getrunken. Die Nachtigall ſang immer wonniger, aber Vittore war nirgends zu finden. Er ging hinauf in die Stube, die Bachmüllerin war allein, ſie glückwünſchte ihm und als er dies ablehnte, ſagte ſie:

„Sehet ihr, es lohnt ſich Alles auf der Welt. Daß ihr dem Vikar beigeſtanden ſeid, das trägt jetzt ſeine Frucht. Der Vikar hat überall heilig verſichert, daß eure Kinder das beſte Zeugniß verdienen; ſie ſeien nicht nach der Schnur abgerichtet, aber aufgehellter als die in

den meiſten Schulen. Des Mareile's Mutter hat's mir berichtet und ihr geltet jetzt im Dorfe mehr als der Inſpektor. Freuet euch nur rechtſchaffen."

Die Bachmüllerin nickte wohlgefällig, da Eugen ſagte, daß ihm die Freude eine doppelte ſei, da er ſie von ihr bekäme.

„Wo iſt die Vittore?" fragte er jetzt. Sie ſollte die Genoſſin ſeiner Freude ſein, war ſie ja der Urſprung; wieviel mißlicher wäre es ergangen ohne ihre Beihülfe.

„Die Vittore iſt im Stall, ſie hat ſich's nicht nehmen laſſen und iſt die ganze Nacht dort geweſen, ihre Lieblingskuh, die Amſel, hat heut Nacht gekalbt und jetzt giebt ſie ihr warme Tränke, ſie nimmt ſie ſonſt von Niemanden. Ich höre meine Vittore die Stiege heraufkommen."

Von unſichtbarer Hand öffnete ſich die Thüre und ſchloß ſich wieder. Schatzhauſer ſprang herein, hüpfte an ſeinem Herrn empor und legte dann ſeinen Kopf auf deſſen Schooß und blickte ſo wehmüthig auf, als drückte er den Schmerz aus, daß er nicht Alles wiederſagen könne, was Vittore mit ihm geſprochen. Als jetzt dieſe ſelber eintrat, rannte er ihr entgegen. Es gab viel zu erzählen und Vittore ſchlug das Auge

nicht nieder, sondern schaute Eugen fest an als er sagte, er verdanke das Hauptsächliche einem guten Geiste, der für ihn gesorgt habe.

Draußen lag heller Mondenschein und die Nachtigallentöne klangen immer lieblicher. Eugen sehnte sich darnach, Vittore allein zu sprechen; er lächelte innerlich über den glücklichen Ausweg den er fand, indem er den Wunsch aussprach, das neugeborene ruhmreiche Kälbchen zu sehen. Vittore stand auf, aber auch die Mutter ging mit; es durfte sich jedoch der Amsel Niemand nähern als Vittore. Vor dem Bienenhause stand dann Vittore still und erzählte mit Freude, wie gut sie ihre volkreichen Stöcke überwintert habe, sie habe das letztemal im August gezeidelt *) und das sei besser als im Herbst, weil sich da die Bienen noch sammeln können was sie brauchen, und so habe sie diesen Winter das Füttern erspart; sie zeigte dann mit besonderer Freude das sogenannte Katzenkraut, das sie dort gepflanzt hatte, das im Frühling zuerst blüht und für die Bienen ein wahrer Schmaus ist. Als Eugen seine Unkenntniß in der Bienenzucht gestand, erklärte ihm Vittore schnell die

*) Honigernte gehalten.

Hauptthätigkeiten durch das ganze Jahr und versprach ihm einen Vorschwarm zu geben, wenn er sich anlegen wolle, „freilich," setzte sie hinzu, „ist der Schulgarten nicht besonders geschickt dazu, hier ist's besser, wo die Weiden sind und das ganze Jahr allerlei Blumen aufkommen."

Wie gesprächsam war jetzt Vittore, sie, die sonst nur zu abgebrochener Rede zu bringen war; sie sprach noch immer kein Liebeswort, aber in diesem Darlegen ihrer Lieblingsthätigkeiten war mehr als jede Gefühlsäußerung. Wol auch aus dieser innern Anwendung erwiederte Eugen:

„Wie die Bienen aus blühendem Reps und Wicken reichen Honig saugen, wo die Besitzer nur künftiges Oel und Futter darin sehen, so geht es auch mit vielen Thaten und Reden der Menschen; wer's versteht kann sich süße Gedanken daraus holen."

„Mutter!" rief Vittore, „das ist eines von euren Gleichnissen, das ist, wie wenn ich euch hör."

„Vor deinem vielen Reden hört man die Nachtigall gar nicht," schalt die Bachmüllerin und Vittore erzählte Eugen leise, wie sehr besonders des Pfarrers Adelheid von der Nachti-

gall so viel Aufhebens mache, die Adelheid sei überhaupt eine besondere, sie lache sie oft aus, weil sie die englisch-chinesischen Schweine pflege, die der Vater eingetban habe, die Adelheid habe nur die Schafe gern, sonst gar kein Thier.

Als man die Gartenthüre öffnete, kam des Pfarrers Hektor heraus und bewillkommte seinen Freund Schatzhauser und aus der Laube dort trat jetzt der Vikar mit seiner Braut an der Hand.

Das gab jetzt des Scherzens und Lachens genug. Da die Laube nicht Raum genug hatte, setzte man sich gemeinsam auf die Bank vor dem Hause. Der Vikar erzählte, daß in dem Dorfe allgemein die Rede sei, der Doctor Metzler, der sogenannte Fragsamenhändler, sei der Spion und Angeber des Dorfes; er ersuchte Eugen, ihn vor der Rache der Menschen zu warnen. Ueber die Herzen, die sich hell der Frühlings- und Liebeslust erschlossen, breitete sich ein dunkler Schleier, da man sich den Kummer so vieler Familien um ihre eingekerkerten Väter und Brüder vergegenwärtigte. Adelheid wehrte sich besonders gegen solchen Trübsinn und als Eugen sie bat, ein Lied zu singen und auch Vittore die gleiche Bitte aussprach, betheuerte Adelheid in aufrich-

tigen Worten, daß sie kein Lied ohne Klavierbegleitung singen könne.

„Das versteh ich nicht," rief Bittore, „trillerst das ganze Jahr wie ein Kanarienvogel und jetzt kannst du nichts, weil du den Klavierkasten nicht bei dir hast. Halt, du hast ja erst vor acht Tagen ein Lied vom Frühling gesungen, das mußt du können, fang nur an."

„Glaubet mir, es geht nicht ohne Klavierbegleitung."

„Das ist wunderlich, spricht das Lied vom Frühling im Wald und braucht ein Klavier."

Eugen gab Bittore recht und erklärte, wie seltsam es sei, daß man ein Lied nicht da singen könne, wo es empfunden werden muß; er war eben daran sich mit dem Vikar in einen Streit über höhere und volksthümliche Musik zu verwickeln als Alles in ihn drang, etwas Allgemeines anzustimmen; er ließ sich nicht lange bitten und Alles, selbst der Vikar, stimmte mit ein:

Ein Jäger in dem grünen Wald
Muß suchen seinen Aufenthalt.
Er ging im Wald wol hin und her
Ob auch nichts anzutreffen wär.

Mein Hündelein ist stets bei mir,
In diesem grünen Laubrevier.

Mein Häntlein macht, mein Herze lacht,
Meine Augen leuchten hin und her.

Da ruft mir eine Stimme zu:
„Wo bist denn du, wo bist denn du?“
„Wie kommst du in den Wald hinein,
Du frohlaunig Mägdelein?“

„Um dich zu suchen bin ich hier,
In diesem grünen Waldrevier;
Ich ging im Wald wol hin und her,
Ob auch kein Jäger drinnen wär.“

Ich küßte sie ganz innigli
Und sprach: „Fürwahr du bist für mich;
Bleib du bei mir als Jägerin
So lang als ich auf Erden bin.

Allein sollst du nicht wandeln hier
In diesem grünen Waldrevier.
So lang die Welt zusammenhält
Sind wir zusammen in der Welt.“

Bei den letzten Worten hatte Eugen die Hand Vittore's gefaßt und hielt sie fest, sie riß sich los, aber er glaubte noch den Druck ihrer Hand gefühlt zu haben.

Jetzt kam der Bachmüller und sagte, der Abend sei noch zu kühl zum Draußensitzen. Man verabschiedete sich bald und Eugen geleitete das Brautpaar in der duftigen Frühlingsnacht das Dorf hinein. Er ging still neben den Ueberglücklichen und schwer im Herzen fühlte er, was ge-

ſchehen w[illegible]ob wie unbedacht er ein Leben hineinzog in ſein dunkles Daſein. —

Am weißen Sonntag ſchaute Alles auf nach der Kirche, der Storch war angekommen, das kündete ein feſtes Frühjahr, und Bartelmä, der mitten unter den Verſammelten ſtand, zu denen ſich Eugen geſellt hatte, ſagte zu dieſem:

„Ich hab' kein blutiges Kreuzerle im Vermögen und wer kein Geld in der Taſche hat, wenn der Storch kommt, hat das ganze Jahr keines."

Eugen hieß ihn mitgehen und ſchenkte ihm einiges Geld, worauf Bartelmä ſagte, er werde ihm das mit Zinſen heimgeben.

Als aber Eugen im Weitergehen den Bartelmä zu ruhiger Stimmung und Fürſorge für ſeine Zukunft bewegen wollte, erwiederte dieſer:

„Schweig mir nur von der Welt. Pfui! Jetzt iſt die Jungegänſchenzeit, jetzt kriechen die gelbflaumigen, weichbeinigen Gemüthlichkeiten aus der Eierſchale, jetzt werden die Menſchen verliebt wie die Maikäfer, und jetzt freut ſich der lederne Philiſter mit Kind und Kegel, daß die Lerchen wieder da ſind und die Schwalben auch, und daß er Spinat kriegt und wohlfeiles Kalbfleiſch. Pfui! Ich wollt' ich wär' im Penſyl-

vanium und könnte mir einreden, draußen iſt ein zorniges Geſchlecht das bald den Kehraus aufſpielt und nicht Philiſter, die den Fortſchritt der Zeit nur daran ſehen, daß ihre Meerſchaumköpfe brauner geraucht ſind. Ich für mich bin entſchloſſen. Ich lebe noch acht, höchſtens zehn Tage. Thue ich bis dahin meinen Fang, gut, dann komm ich nochmals auf Univerſität und das als Präparat-Froſch, wo nicht, geh ich nach Penſylvanium."

Es gelang Eugen nicht, weder die räthſelhaften Worte aufzuklären, noch den Verwilderten anderen Sinnes zu machen; ſelbſt das Verſprechen, daß Kronauer ihm eine Stelle geben müſſe, wurde verlacht.

Die Kirchenglocke mahnte Eugen an andere Pflichten.

Am heutigen Tage wurden die Kinder confirmirt und aus der Schule entlaſſen. Eugen war ſelber tief bewegt, als nach der Kirche die Kinder noch zu ihm kamen und dankten, wobei des Sonnenwirths Franz im Namen der Knaben ſprach und das Marcile für die Mädchen ſprechen wollte, vor Weinen aber faſt nicht konnte.

In dieſer freiwilligen That der Kinder fand er Entſchädigung dafür, daß ſein Verhältniß zu

den Kindern in der Kirche ganz unbeachtet geblieben war.

Gründonnerstag, Charfreitag, die Ostertage kamen und Eugen erschaute sich wie neu, da er sein Leben jetzt ganz an die Kalendertage geknüpft fand. Er hatte frei für sich gelebt in selbstgeschaffenen Hochpunkten; wie ganz anders war das jetzt. Wenn er in die Häuser schaute, wie breitete sich da ein höherer Festglanz aus. Die Kirchenordnung hatte sich eingelebt in das Familiendasein. Diese Feste waren doch wie bestimmte Grußformen, die der Mensch dem Universum weiht und sich in die reine Daseinsfreude versenkt. So lange man auf einsamer Gedankenhöhe steht, kann man deren vergessen. Sein ganzes Denkleben konnte Eugen den Menschen leicht hingeben, schwerer ward es ihm, aus dem Widerspruche mit seinen höchsten Ueberzeugungen sich den religiösen Formen anzubequemen. Und doch, ist man hiezu nicht verpflichtet bei einem vollen Gemeinleben? Wie weit aber ist man berechtigt seine innersten Bekenntnisse zu verschweigen oder gar zu verleugnen? ....

Am Ostermontag war Eugen bei Kronauer zu Gaste und aus seiner tieferregten Stimmung heraus sagte er:

„Man müßte die Menſchen hochſittlich machen, um ſie dahin zu bringen, ohne äußere Mode rechte ſchöne Feſte zu feiern.“

„Ich fürchte,“ entgegnete Kreuzner, „Sie wollen in gerechtem Unmuthe über die nichtswürdigen Zuſtände der Gegenwart den letzten Halt, die letzte poſitive ſterile Autorität untergraben und ſehen alles Heil im Unglauben. Ueberhaupt aber iſt es unpraktiſch, in Dingen, die ſich der Forſchung entziehen, die Menſchen reformiren zu wollen.“

„Ich bin der Anſicht,“ ſuchte Eugen zu ſchließen, „daß man Niemanden weder Glauben noch Unglauben geben darf, beides darf nur Ergebniß der perſönlichen Charakterentwicklung ſein.“

„Sie ſind gläubiger, als Sie ſich geberden wollen,“ entgegnete Kreuzner, und dieſer ſo oft wahrgenommene Hochmuth der auf ihre Poſitivität Stolzen empörte Anfangs Eugen, aber er ſetzte ruhig auseinander, daß die Männer des geſchichtlich Poſitiven in Glaubensſachen, die an eine abſolute Wahrheit glauben, folgerecht bekehrungseifrig und fanatiſch ſein müßten, nur ihre Bildung d. h. geſchichtliche Warnungen und Rechnungstragerien halten ſie davon ab; die Ungläubigen dagegen wollen nur von individuellen

Anschauungen und persönlichen Wahrheiten in dem nicht Beweisbaren und sind darum folgerecht weder bekehrungssüchtig noch fanatisch, sondern entwickelnd.

So oft die beiden Freunde in die Tiefen ihres beiderseitigen Wesens drangen, that sich eine Kluft zwischen ihnen auf, über welche hinweg sie sich aber dennoch friedfertig die Hand reichten.

Nachmittags ging Eugen mit Kronauer und dem Bachmüller durch das Feld. Die Sonne stand so hell am blauen Himmel, als schaute sie begnügt und selbstzufrieden auf ihre schöne Erde und es war so still über Feld und Wiese, daß man den Kukuk vom Alsfelder Walde herüber rufen hörte.

Der Bachmüller beglückwünschte scherzend seinen Freund Kronauer, indem er auf die vermehrte Aussaat von Erbsen und Bohnen hinwies.

Das junge Ehepaar, der Metzger Philipp und des Schäufler-Davids Marie, kam Hand in Hand daher, aus ihren Angesichtern leuchtete die helle Freude.

„Noch siebzig solche Ostern wie diese," grüßte Kronauer.

„Dank ſchön," erwiederte Philipp und fuhr lächelnd fort: „aber ich bin nicht ſo wie Sie, Herr Baron, ich laſſe mir vom erſten Anbot was abhandeln."

Im Weitergehen ſprach Eugen ſeine Freude darüber aus, wie das Dorf nun ſo ſein eigen worden, daß er Luſt und Leid jedes Einzelnen kenne. Der Bachmüller ſchaute ihn drob verwundert an.

Jetzt begegneten ſie dem Sanscülotten, der ſeine confirmirte Freiheit damit nützte, keck eine Cigarre zu rauchen. Eugen redete ihn ernſt verweiſend an, der Bachmüller aber war raſcher bei der Hand, er riß dem Knaben die Cigarre aus dem Munde und gab ihm eine tüchtige Maulſchelle dafür, wobei er ihm die Verſicherung gab, daß er dieſe jedesmal einhandeln könne, wenn er ihn ſo treffe.

Man ſprach viel über den Uebelſtand, daß die Burſchen auf dem Lande zu früh ſelbſtändig würden; das Freiheitsgefühl Eugens ſträubte ſich gegen äußere Eingriffe und doch mußte er zuletzt bekennen, daß eine Rückſichtsloſigkeit hier wohl am Platze ſei. Kronauer wies ausführlich auf das Muſter Englands hin, wo die Männer um ſo gediegen kräftiger ſeien, weil ſie bis zur

Reiſe in ſtrenger Zucht gehalten werden und nicht wie bei uns ihre beſte Jugendkraft in burſchikoſen Aufbrauſungen vergeuden, um dann bequemere Bierphiliſter zu werden.

Auf der Anhöhe vor einem Schwarzdornſtrauche ſaß der Kloſemichel, ſchälte ſich einen Stock und fluchte immer vor ſich hin.

„Was giebt's?“ fragte Kronauer.

„Ich hab' mir da meinen Bettelſtab geſchnitten, es wachſen noch viele da, wer weiß, für wen ſie ſtark werden. Ich geh hinüber in's Thal und will mit meiner Frau und meinen Kindern Arbeit in der Fabrik ſuchen.“

Kronauer verſprach ihm Taglohn zu geben, wenn er fleißiger ſein wolle als bisher und beim Mähen nicht mehr „Judenbärte“ ſtehen laſſe. Der Kloſemichel verneinte und „Vinzenz!“ riefen plötzlich Kronauer und der Bachmüller wie aus Einem Munde.

Die Straße daher kam haſtigen Schrittes ein bleicher Mann mit vollem Barte, der Bachmüller und Kronauer ſtreckten ihm die Hände entgegen, die er kaum faßte und weiter drängte. Der Bachmüller hielt ihn aber feſt und ſagte, er ſolle ruhiger gehen, er wolle voraus eilen und der Frau ankündigen, daß er käme, und

ſchneller als man es ihm ſonſt zugetraut hätte, eilte er davon.

Eugen erfuhr, daß dies der Schloſſer Vinzenz, der Vater des verſtorbenen Haſenſchartigen ſei, der nun berichtete, daß er ſeine noch rückſtändige Zuchthausſtrafe geſchenkt bekommen habe. So ſehr auch Kronauer ermahnte, dem Bachmüller einen Vorſprung zu laſſen, Vinzenz war kaum zu halten.

„Die Schwalben fliegen," ſagte der Vinzenz einmal ſich umſchauend und breitete die Arme aus; er konnte nicht ſagen, wie er auf raſchen Schwingen hineilen möchte zu den Seinen. Der Schweiß perlte ihm auf der Stirne und Alles was des Weges kam umdrängte ihn, drückte ihm die Hände und geleitete ihn wie im Triumphe hinein in das Dorf. Jetzt kam aus dem Dorfe ein Menſchenſchwarm, aber eine Geſtalt eilte voraus, ein Kind auf dem Arme; Vinzenz ſprang ihr entgegen und lag weinend am Halſe ſeiner Frau, nahm ihr hierauf das Kind ab, das er noch nie geſehen und eilte damit in's Haus. Als er hier den Haſenſchartigen nicht fand und hörte, daß er geſtorben ſei, ſchrie er laut auf und drückte ſich die Hände vor das Geſicht und die Thränen quollen zwiſchen den Fingern hervor.

„Gott hat uns ein anderes Kind geſchenkt,“ tröſtete die Mutter.

„Du haſt's Philipp taufen laſſen; Dagobert muß es heißen wie mein guter lieber Kerl, der mir ſo weggeſtorben iſt. Komm her Dagobert,“ rief er und nahm das Kind abermals auf den Arm.

Eugen, Kronauer und der Bachmüller mußten ſich aus der Stube entfernen, um auch die anderen zu bewegen, die Eheleute allein zu laſſen. —

Am Abend als der erſte Feſttag ausgeläutet war, tönte heller Sang durch das Dorf, die Mädchen gingen Arm in Arm ſo breit die Straße war und die Burſchen, unter ihnen Lipp als wirklicher Hauptmann, gingen hinterdrein und begleiteten die hellen Stimmen in natürlichem Accorde. Eugen horchte ihnen lange nach und in ihm jubelte es: O du deutſches Herz! Geprieſen ſei deine Unverwüſtlichkeit, kaum iſt die harte Bedrängniß vorüber und noch liegt Alles vor dir in ödem Dunkel; du faſſeſt dich und jauchzeſt froh empor. . . .

Noch lange ſaß Eugen ſtill und allein in ſeinem Garten. Ein Eingekerkerter iſt frei und das Lied iſt wieder erwacht und klingt

hell aus dem Munde des Volkes, wann wirſt auch du deine Freiheit finden in dir und um dich herk..... Immer ferner klangen die langtönigen Liederweiſen, bis ſie endlich ganz verhallten.

Achtzehntes Kapitel.

Am zweiten Feſttage empfand es Enzen wiederum ſchwer, wie in der erſten Zeit, daß er am Morgen und am Mittag in der Kirche mitwirken mußte.

Als er am Abend in der Bachmühle äußerte, wie es ihm ſo ſeltſam vorkomme, daß die Menſchen beſtimmte Tage feſtſetzen, an denen ſie die Andacht in ſich erwecken wollen, ſtatt daß dieſe von ſelbſt kommen ſolle und ſich nach keinem Kalender richte, da ſchwieg Alles auf dieſe Worte, endlich ſagte Bötzere:

„Daran hab ich noch nie gedacht, aber an was anderes. Mir iſt's früher ganz wunderlich vorkommen, daß man ſich ſchön anthut und ſagt: jetzt geh ich zum Tanz und will luſtig ſein. Die Luſtigkeit fragt nicht vorher an, wie man angezogen iſt und man kann ſie ſich nicht anfremen*), aber doch iſt's wieder gut und nöthig, daß es ſo iſt. Die Muſikanten müſſen am Platz ſein

*) beſtellen.

und zum Tanzen braucht man auch noch andere Leut' und die Luſtigkeit kommt dann ſchon von ſelber, wenn man geſund iſt."

Das Antlitz Vittore's leuchtete als ginge ſie zum Tanze und hörte die helle Muſik. Eugen empfand in ſich eine ſo jubelvolle Freude, daß er unwillkürlich beide Hände auf die Bruſt legte; ihm war's, als müßte ihm das Herz zerſpringen vor Wonneſeligkeit. —

Am andern Morgen in der Frühe, als eben die Menſchen ſich wieder rüſteten, um nach der Feſtesruhe die Arbeit neu aufzunehmen, bewegte ſich ein wunderlicher Aufzug durch das Dorf. Auf einem kleinen vierrädrigen Handwagen, der mit Betten ausgeſtopft und mit allerlei Kochgeſchirr behängt war, ſaß des Ruſele's Chriſtoph; auf dem Schooße des braunen Burſchen ſtand der flügelgeſtutzte Storch. Das Ruſele zog den Wagen und die ſchwarze Ziege lief bedächtig hinterdrein.

„Wohin geht's?" fragte Eugen, als das Ruſele bei ihm Halt machte und viele Menſchen ſich ſammelten.

„An's Meer," antwortete Ruſele und „In's Meer" wiederholte Chriſtoph; der Storch öffnete ſeinen Schnabel weit und die Ziege

schmunzelte mit ihren Lefzen, während Rusele erklärte, daß sie gewiß erfahren habe, ihr Christoph werde durch das Seebad geheilt; seitdem habe sie fast keine Ruhe mehr gehabt, im Schlaf habe sie immer das Meer rauschen gehört und es habe ihr gerufen und gesungen: „Mach dich auf.“ Sie war voll Vertrauen, daß sie schon bis dahin käme; die Ziege fände überall Futter und sie auch. Jedes gab dem Rusele noch ein Geschenk mit den besten Wünschen. Während Eugen noch dem Wanderzuge nachstarrte, brachte ihm des Sonnenwirths Franz zwei Briefe; der eine war von Theorosa, die die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen ausführlich darlegte und beklagte, der andere war von dem ausgewanderten Lehrer aus Cincinnati. Der sogenannte Singvogel war Capitän auf einem Dampfschiffe und Baumann war Prediger einer unitarischen Gemeinde und außerdem Lithograph.

Eugen las den Brief des Letztern wiederholt, denn er suchte auch darin Tröstung für den Inhalt des Schreibens von Theorosa. Der Tauschmann dankte Eugen, daß er ihn gewaltsam herausgerissen habe aus unbestimmter Sehnsucht und daß seine ehemals jugendliche Ueberschwänglichkeit nun ein festes ewiges Ziel gewonnen.

„Anfangs," hieß es in dem Briefe, „war ich wie ein Steckling auf dem Felde, der zuerst zu verwelken scheint, dann aber frisch sich einwurzelt. Die Seereise, dieses Hinausgesetztsein in das einförmige Element ist geeignet zur Einkehr in sich und bereit zu machen, eine neue Welt aufzunehmen. Dennoch war mir diese Welt lange fremd .... Ich habe auch unsern Vorgänger Kaidl hier kennen gelernt, er hat die Heiserkeit verloren, die er wie er mir sagte, sich im Sturmjahr 48 zugezogen hatte; er lebt nach vielen Fahrten in Buffalo und macht Stearinlichter; er ist ein ruhiger und zufriedener Mensch und wie ich höre, allgemein geachtet. Anfangs hatte er sich zu den Bierhelden gesellt, die auch in Amerika schreien, es sei hier keine Freiheit und die, wenn sie könnten, die Union sprengen würden. Jetzt ist er besonnener geworden. Wer hier zu Lande zur guten Gesellschaft gehören will, darf nicht über die Staatseinrichtungen losziehen wie in Deutschland; natürlich ist das nicht durch ein Gesetz verboten, aber die Amerikaner, die keine Nationalität sind, haben den höchsten Patriotismus, er ist ihnen Religion, wie bei den alten Völkern. Hier gilt es zu arbeiten und hier kann man sich nicht für groß

halten, weil man Alles schlecht findet.... Auf unsern Frühling 48 paßt ein Sprüchwort der Amerikaner: Wenn der März kommt wie ein Löwe, geht er wie ein Lamm und kommt er wie ein Lamm, geht er wie ein Löwe.... Ich bin hier Vorstand des Friedensvereins, mein höchstes Streben ist die Verwirklichung seiner Ideen. So lange noch eine Kanone gegossen wird, so lange noch ein Mensch einen andern tödtet, ist keine Religion auf der Welt; so lange noch ein Geistlicher einen Menschen schwören läßt, auf Commando seinen Bruder zu tödten, ist alles Kirchenthum eitel Lüge. Aus der Sprache und Poesie muß alle Phrase entfernt, die Weltgeschichte muß neu geschrieben werden. Es giebt keinen ehrenvollen, keinen ruhmvollen Tod auf dem Schlachtfelde. Ihr sagt: es muß doch etwas geben, das sich so als innerste Ueberzeugung bewährte, daß man sein Leben dafür einzusetzen wagt. Wißt ihr nichts Besseres? Giebt es keine lebendige That? Die Völker und Zeiten, die an Gott glaubten, haben aus Menschenmord einen Beruf, eine Ehre, ein gottgefälliges Werk gemacht; laß sehen, ob die Ungläubigen schlechter sein können. Ihr sagt: das ist für einst, für das tausendjährige Reich.. Ich antworte: Wann

beginnt dies? Heute oder nie! Die kommenden Geſchlechter können eben ſo gut ſagen wie ihr: es iſt nicht unſre Zeit, die das erfüllen ſoll. Nur eine Zeit, in der man im Manöverſtaub die Menſchen zur Verzweiflung an der Logik gebracht, durfte den Satz ausſprechen: das Soldatenthum ſei der Hüter der Civiliſation. Wann war es das und nicht ſchnurſtracks das Gegentheil? Man kann allerdings, wie jetzt geſchehen, mit Bajonetten die beliebte Ruhe und Ordnung herſtellen, aber kein Gemeinleben geſtalten. Doch genug. Ich will dir nur anzeigen, daß ich nächſten Sommer im Auftrage des Friedenscongreſſes nach Europa komme. Du mußt mir als ehemaliger Soldat auch Mittel und Wege angeben zur Zerſtörung dieſes Standes. Ich möchte nur das noch finden, wie man dieſer organiſchen Gemeinſamkeit, wo Tauſende auf Einen Schlag wie Ein Menſch handeln, nicht verluſtig werde und wie man auf andere der Menſchheit nützliche Weiſe dieſe Fertigkeit ſchaffe und erhalte. Ich fühle mich hoch hinausgetragen, wenn ich die Zukunft überſchaue. Die Union rettet die Welt. Ich ſprach vor Kurzem einige vorurtheilsfreie Engländer, ſie ſchreckten ſchon nicht mehr vor dem Gedanken zurück, ſich einſt

im amerikaniſchen Congreſſe oder wie man ihn nennen mag, vertreten zu ſehen. Der große Gedanke des Weltſtaates, den keine Herrſchermacht gründen konnte, wird durch die Union verwirklicht werden; ungebrochen beſtehen in ihr die Völker-Individualitäten und ſind doch feſt vereinigt. Die unberechenbaren Folgen der Verkehrsmittel, daß man über Berge und durch Meere mit Blitzesſchnelle ſpricht, das bringt eine lebendige Einheit des Menſchengeſchlechtes, deren Ahnung mich mit heiligen Schauern erfüllt. Schon das, daß ich hinaufgehoben auf die Sinaihöhen des Gedankens in die Welt der Verheißung hinein zu ſchauen vermag, ſchon das, daß ich ihren Gedanken zu denken vermag, macht mich glückſelig, wenn ich auch deſſen Verwirklichung nicht erlebe.

Doch ich will abbrechen. Fürchte nichts von meiner Ankunft in Deutſchland, ich behalte den Namen, den du mir gegeben. Aber laß' mich jetzt ein ernſtes nüchternes Wort mit dir reden. Du weißt wie anbetungsvoll ich deine That betrachtete und ich kann noch jetzt eine gewiſſe Bewunderung dafür nicht unterdrücken. Das iſt aber nur ein Ueberreſt aus der alten Welt mit ihren verkehrten Begriffen, der mir noch

anhaftet. Dein Ausharren in beständiger Gefahr stammt von der krankhaften Sucht nach Abentheuern, die die besten Kräfte aufzehrt. Ich verkenne deinen Edelsinn nicht, aber du hast vor Allem die Pflicht, ihn gegen dich anzuwenden. Du suchst deine Mutter? Du magst für sie in's Feuer springen, um sie zu retten, aber sie selber würde es nicht dulden, daß du solche Qualen wie jetzt auf dich nimmst. Jede Minute die man in unklarem Kummer verbringt, ist Lebensverschwendung. Bedenke das Alles und halte dich bereit, wenn du bis dahin nicht eine andere Lösung gefunden, mit mir hieher zu ziehen..."

So sehr auch Eugen dagegen ankämpfte, er konnte sich des tiefen Eindruckes den dieser Brief hervorbrachte, nicht erwehren. Er mochte sich auch sagen, daß das weiche Gemüth des Ausgewanderten nun zu einem eigenartigen amerikanischen Egoismus verhärtet sei und nur noch einem Ideale nachstrebe, das zunächst keine persönliche Opferung verlange, immer blieb noch die tiefe Erregung zurück. In sich, das fühlte Eugen, hatte er den Kampf vollendet; gegen die Widersacher von außen galt es sich neu rüsten. War dieser Brief der Herold, der einen neuen Kampf verkündigte?

Eugen war's plötzlich, als sähe er die ganze Welt im Widerstreit, ja selbst in dem Hohne gegen sich aufstehen. Doppelt fühlte er jetzt die Segnung, die ihm in der Liebe zu Bittore geworden, das war ein Zauberschild, der ihn und sein höchstes Streben wunderbar schirmte.

Straff richtete er sich auf, holte seine Jagdflinte und faßte sie so freudig, als könnte er damit die gegnerischen Gedanken treffen und hinaus ging's mit Schatzhauser in den lustig grünen Wald.

Zahllose Vogelstimmen klangen hell in einander, ihr Tönen verwirrt das Menschendenken nicht; könnten wir deuten, was ihr Sang ausspricht, es faßte verwirrend unsern Geist. Kein Vogel meistert den andern und will ihn zwingen gleich ihm zu singen. — In tausenderlei Gedanken wandelte Eugen dahin. Am Bergesrande drunten blinkte und rauschte der Bach, stürzte bald lärmend über Felsgerölle bald gleitete er so still dahin, als wär er weit in der Ferne verschwunden, und alles Rauschen und alles Murmeln der Wellen schien zu sprechen: Wir eilen hinab zu Thal, dorthin wo dein Liebchen wohnt und schwingen das Rad und eilen von

dannen. — Eugen konnte und mochte nicht wehren, daß Alles um ihn her von Liebe sprach und er wanderte immer tiefer hinein in die wonnigliche Frühlingsluft; in stillen Schauern erbrausten die Wipfel der Bäume; sie können nicht singen wie die Vögel die auf ihnen ruhen, sie saugen still den Lebensathem ein, der über die Erde zieht und die Luft erbrauft in ihrem Gezweige. Unergründlich ist die Wonne, die die frühlingsjunge Welt erfüllt. Eugen spürte keinem Wilde nach, er wollte zur Quelle des Waldbaches emordringen, sie war aber ferner, als er sich gedacht, und er saß still im Dickicht des Waldes, wo es wieder so einsam war, daß der Kukuk ihm zu Häupten sang und die wilden Tauben in ihrem Neste gurrten. Schatzhauser war auffallend unruhig, er lief mehrmals eine Schlucht hinab und drängte sich dann winselnd an Eugen; dieser folgte ihm. Zitternd blieb er plötzlich stehen, an einer Eiche hing eine Menschengestalt.

Ist das nicht der Fragsamenhändler? Was flattert ihm dort ein weißes Blatt am Kinn? Von kaltem Schauer erfaßt, trat Eugen näher. Es ist Alles Wahrheit. An der herausgestreckten Zunge des Erhenkten ist ein Zettel geheftet,

darauf die Worte stehen: „Das ist die Zunge des Verräthers.“

Erstarrt stand Eugen eine Weile und wagte es nicht aufzuschauen in das aufgedunsene Antlitz des Gehenkten. Der Kukuk flog tiefer waldeinwärts mit seinem Rufe, die wilden Tauben gurrten und die Singvögel sangen lustig, sie wissen und wollen nichts von dem peinigenden Getriebe der Menschen. — Jetzt faßte Eugen Muth und untersuchte, ob noch Rettung möglich sei. Er kletterte schnell den Baum hinauf und schnitt mit dem Jagdmesser rasch den Strick entzwei und so sehr erbebte er, daß er fast der Leiche nachfiel; es gelang ihm noch sich an einem Aste festzuhalten. Rasch sprang er wieder auf den Boden, schlitzte den Rockärmel des Leblosen auf und öffnete ihm eine Ader, es floß kein Blut.

Fast schneller als Schazhauser eilte Eugen nach dem Dorfe zu, aber vor demselben wurde er von einem Manne angehalten, der ihm freundlich die Hand bot. Es war der Lehnert von Röthhausen.

„Ihr seht ja schrecklich aus,“ rief der Lehnert.

„Lasset mich,“ wehrte Eugen.

„Nein, ich bin zu euch geschickt, da ist ein

Brief vom Bartelmä und da das Päckchen, ihr ſollet gleich leſen.“

Eugen riß raſch den Brief auf und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne als er las:

„Ich reiche dir meine Hand aus dem Tode herüber. Wenn ich geſiegelt habe, trinke ich den Trank des Sokrates. Ich ſterbe ruhig, ich habe den Fragſamenhändler an einer deutſchen Eiche gerichtet. Lipp kann dir Alles erzählen. Ich habe einen Mock trial gehalten über den ſich unſere engliſirten Profeſſoren freuen werden.

Jetzt wär's mir recht, wenn es einen ewigen Weltrichter gebe. Wenn ich mit mordерfüllter Hand vor ihm ſtünde, müßte er mir Antwort geben, warum er dieſe Schauderwirthſchaft da unten gewähren laſſe. Und wüßte ich das, wollte ich gern ewig unter den hölliſchen Heerſchaaren leiden. Hier iſt das Notizbuch mit den Beweiſen der Schuld, ich kann ſtenographiſch leſen. Hier auch ein Brief, der dir geſtohlen wurde. Du biſt auch verrathen. Der Baronin Hunold hab ich geſagt wer du biſt. Rette dich und ſie. Ich ſterbe ruhig, ich habe genug gelebt. Leb wohl!

Der Haufe Staub, einſt genannt Bartelmä.“

Das Notizbuch war daſſelbe, das Eugen

bei dem Fragſamenhändler oft geſehen hatte, der Brief war einer, den er vor mehreren Tagen von Theoroſa erhalten.

Eugen eilte in das Dorf und zeigte an, daß und wo er die Leiche gefunden; dann beſtieg er raſch ein Pferd und ritt im geſtreckten Galopp nach Röthhauſen. Er konnte nicht klar werden, ob zu wünſchen wäre, daß Bartelmä noch zu retten ſei oder nicht; er eilte zu ihm.

Noch keine Stunde war Eugen geritten, da kam ein Wagen des Weges daher, die Pferde ſchienen über den Boden wegzufliegen. Bei Eugen hielt der Wagen an. Stephanie ſaß darin.

„Falkenberg!“ rief ſie „Steigen Sie ab. Friedrich,“ gebot Sie dem Bedienten, der neben dem Kutſcher ſaß, „nimm dem Herrn das Pferd ab und reite uns nach.“

Der Wagen wurde raſch gewendet und Eugen ſah ſich wie im Traume neben Stephanie.

„Ich wollte Sie holen,“ ſagte ſie.

„Und wohin?“

„In die weite Welt. Ich ahnte es doch immer wer Sie ſind. Erinnern Sie ſich, daß ich bei der erſten Begegnung Ihnen ſagte, ich habe Sie flüchtig am Hofe zu ** geſehen? Sie wollten doch jetzt zu mir?“